Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Zweiundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1910.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juli 1910.

Virement.

1907.

Das deutsche Volk hat das Recht erworben, sein politisches Geschäft selbst zu leiten. Durch das für seine numerische Geltung und für seinen Wohlstand Geleistete. Durch das Vermögen, Menschen zu gebären und Werthe zu schaffen. Warum kann ein Volk, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls seinen nationalen Machtbereich nicht weiter dehnen? Längst fragens in Bekümmerniß alle Ernsthaften im Land. Jahre lang ließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden; und daß unser Wille auch ferner unwirksam bleibe, müssen wir hindern. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar so schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das kann es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung umschriebenen Rechte des Ersten deutschen Fürsten irgendwo zu schmälern. Wir brauchen Ruhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir den Narrenwunsch hegen, amusirt zu werden; nein: weil die Seele

des πολιτικὸν ζῷον, des logauischen „gesellichten Thieres“ ohne freudiges Erlebniß verdorren muß. Und seit Jahren hat die Reichspolitik dem Deutschen keine ernste, im Rhythmus des Volksempfindens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Freiheit von dem Herrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Unzulänglicher, die nicht genöthigt waren, in einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß ihren Rechtsanspruch zu erweisen. Das deutsche Volk ist nicht frei: denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Bedürfniß nicht, und es wird nicht von Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Aufgabe Tauglichsten bewährt hat. Die Einrichtungen stammen aus einer Zeit, die unsere Wirthschaftstruktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus der Utopia eines neuen More belächelt hätte; das regirende Personal ist für die Erfüllung heute drängender Pflicht nicht vorgebildet. Der deutsche Staat war einst vielleicht das Beste, Vornehmste, Brauchbarste, was sich erreichen ließ; darf sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Archaeopteryx war (mit dem Reptilienschwanz) im Reich der Lüfte einst König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht der Zweck, nicht das Ziel nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen erhalten werden? „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch um des Sabbaths willen; des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths.“ So sprach der Weise aus Galiaea zu den Pharisäern. Zu ihnen, auch nach dem Evangelium Marci, ferner warnend: „Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuch an ein alt Kleid; denn der neue Lappen reißet doch vom alten und der Riß wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißet der Most die Schläuche und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.“ So ist es auch mit dem Staat. Kein Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues Kleid. Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten Behälter.

Nach emsiger und geräuschloser Vorarbeit wäre eine Verständigung der Konservativen mit einem Theil der Liberalen denkbar; wenn ein Staatsmann präsidirte. Der würde zu den Konservativen sprechen: „Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen.

Bleibt Ihr die preußische Junkerpartei, blind vor allen großen Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Nothwendigkeit einer Modernisirung gedacht? Die reiche Bourgeoisie ist auf dem Marsch zur Macht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis der Belagerer Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großindustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten. Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die Klassenexistenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Habsburg selbst hats eingesehen. Ihr sollt den Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden hobereau zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können. Blickt nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Alberts Sohn nicht mehr aussah wie unter Karl Stuart? Daß der Absolutismus, von dem Ihr träumtet, Euch nicht mehr behagt, habt Ihr nun erfahren. Auch mit einer anderen Persönlichkeit als Träger würde er Euch nicht mehr nützen: denn er kann heute nur noch caesaristisch oder mammonistisch sein. Also mit einem Kopfsprung ins fließende Wasser! Was könnt Ihr mit

Euren fünfzig Mann im Reichstag durchsetzen? Ihr wollt die Leute der nouvelles couches nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können; und fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle an der Erhaltung des Reiches Interessirten. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."

Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: „Was fehlt Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und Orden kaufen und gebietet im ökonomischen Unterbau der Gesellschaft. Auch Die unter Euch zu Jakobs Söhnen zählen, können eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Söhne nicht Offiziere, Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die politische Macht aber habt Ihr nicht zu erobern vermocht; dürftet, nach Eurer Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede Steuer wie ein Nationalunglück begreint und, recht kindisch, gethan, als stecke der Finanzminister den Ertrag in seine Tasche. Ihr habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philisterstricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schaarten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fanden, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer Sozialismus gepredigt wurde und unser Staat sich der neuen Wollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechtsgleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) sei Alles gethan, und wolltet dem Staat nach Eurer Möglichkeit den Wirkensbezirk beschränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über ‚Interessenvertretung',

die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischer Arbeit ist und sicher nützlicher als das Phrasierwesen Eurer blüthenlosen Maienzeit. Statt nach der Macht zu streben, wolltet Ihr die Machtinhaber ärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Was heißt bei uns heute ‚entschieden liberal'? Ein Bischen Pfaffenhetze, ein Bischen Gemurr gegen den ‚Militarismus'; Krieg den Junkern und ihrem Zollschutzanspruch: da habt Ihrs ungefähr. Und mit so dürftigem Programm stellt Ihr Euch, als habet Ihr die Kalokagathie in Erbpacht genommen, als seiet nur Ihr redlich, tapfer und weise und jeder Andere ein Wicht, Geck, Volksbetrüger. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Laßt das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Politisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Junker? Sie drücken Euch längst nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grund, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Begriff ‚Vornehmheit' prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter höher als andere, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken Leiber und feinen Köpfe: und sagt mir dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Werthfaktor heute schon entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wollen. Modernste Wissenschaft bezeugt die Wichtigkeit der Abstammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Menschen. Zwingt sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben. Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain ist der radikalste Förderer politischer Freiheit und Jaurès bewilligt der französischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer, Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes

oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in die Tasche Eurer Leute, der Zwischenhändler, sickert?) Weil Ihr den Grundadel ruiniren möchtet. Und weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Quell Eurer Macht verschütten. Dreißig Jahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Untergang der Reichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Umlaufsmittel und starke deutsche Menschen, die seine Aecker bestellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinnt Ihr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht- und Viehpreise ihnen das Heil bringen. Schließt Frieden mit den Männern der Ackerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelte Wort ‚Liberal‘ wieder einen Inhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letzten Rest des Cobdenerbes nun fahren. Jetzt sind Eure Worthülsen leer. Millionen aber bereit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen.“

Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden, als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld verdient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet.

Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktien-gesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald sich der Muth entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben.

Diese Sätze wurden in der ersten Januarwoche des Jahres 1907 hier veröffentlicht. Die Wege aber, auf denen eine dauerbare Verständigung zu erreichen sein konnte, gar nicht erst betreten. Eine Mixtur mochte, geschwind, die Heilwirkung sichern. Warum sollte ein Bündniß der beiden konservativen mit den vier liberalen Fraktionen nicht schnell, von heute auf morgen, möglich werden? Die Freisinnigen weigern das für Heer und Flotte Erforderliche ja nicht mehr. Die Handelsverträge laufen noch lange Jahre; für Tarifkämpfe ist also kein Raum. Solche Verbündung schien kinderleicht. Schien. Als dem hastig gekitteten Nothgebild der (dem Sprachschatz Clemenceaus entlehnte) Name „Block“ gegeben war, wurde hier gesagt: „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Die Konservativen waren Jahre lang des Centrums Bundesgenossen; warens gestern noch: und sollen heute die Partei bekriegen, die sie für ihre Agrarpolitik nicht entbehren können? Unter einem Banner mit Denen marschiren, die ihnen seit dreißig Jahren mit steigender Wuth Brotwucher, Fleischwucher, Schnapswucher und andere Todsünde vorwerfen? Etwa im Reichstag kosen, im Landtag Kugeln wechseln? Knabenpolitik. Bis Eins war Kurt Räuber; dann geht er, weil dem dicken Emil die Nase blutet, zu den Stadtsoldaten über. Wenn das Land die bourgeoisen Parteien so treulos, von laut gerühmten Grundsätzen so abtrünnig sähe, könnten die Sozialdemokraten sich freuen. Die Front, in der Graf Kanitz neben Herrn Wiemer, Herr von Oldenburg neben dem Gemeindeschulrektor Kopsch stünde, könnte keinen Rothen und keinen Schwarzen schrecken.“ Die erste Enttäuschung brachte der Triumph der Centrumspartei. Schwarzwild hatte man auf der verschneiten Strecke zu finden gehofft. Die Auflösung-Medaille, die sich die Bravsten damals ins Knopfloch steckten, zeigte auf der einen Seite die (ins Heldische stilisirten) Köpfe der beiden Bernhards, auf der anderen eine Mannesfaust, die dunklem Nachtgevögel sich, verspätetem, in der Sonnenaufgangsstunde entgegenballt. Und nun kam die Partei, die der Schlag der mit Eisenfarbe angestrichenen Faust treffen sollte, ungeschwächt aus der

Wahlschlacht zurück; hatte, am Tag von Canossa, zu alter gar neue Macht noch geworben. Den Geärgerten bot die Niederlage der Sozialdemokratie eine Trostmöglichkeit. Um Victoria schießen zu können, thaten sie, als sei der Frontalangriff gegen die Rothen gerichtet und das schwarze Corps nur so nebenbei bekämpft worden. Die Unwahrhaftigkeit dieses Gethues ist längst erwiesen. Längst aber auch erkannt worden, daß die des Trostes Bedürftigen die Bedeutung der Sozialistenschlappe überschätzt hatten. Auch andere Parteien haben so trübe Wahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat achtundneunzig Sitze erbeutet; die nächste Wahl gab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten 1884 vierundsechzig, 1887 nur noch zweiunddreißig, 1890 wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Jahre danach auf fünfunddreißig. Sie war in dem 1907 gewählten Reichstag vom ersten Tag an noch immer stärker als je unter dem alten Kaiser und Bismarck und durfte, noch ehe die Nachwahlen ihr den Muth mählich hoben, hoffen, die Scharte bald auszuwetzen. Doch der Taumelrausch des Gesindes entnüchterte damals auch den Kanzler. Sonst hätte er sich (wenns irgend ging, noch vor der Stichwahl, an der die Sozialdemokraten in neunzig Kreisen betheiligt waren) mit dem Centrum verständigt. Thut ers nicht, sagte ich im Februar 1907, „dann thuns, geräuschlos, versteht sich, die agrarischen Parteien. Und früh oder spät muß ers doch thun. Mit einer von den Herren Normann, Bassermann, Liebermann, Naumann, Haußmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zu machen; kaum einer wichtigen Frage der Wirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik befriedigende Antwort zu finden. Liberaler wird der Reichstag nicht (für die politischen Forderungen des Liberalismus stimmten ja auch die Sozialdemokraten); eher noch konservativer. Und brauchbare Arbeit ist von ihm nicht zu erwarten, wenn das Centrum, statt wieder auf seinen alten Platz vorzurücken, zäh im Schmollwinkel bleibt. Eine ‚unberechenbare Partei' hats Fürst Bülow genannt. Bismarck war anderer Meinung. Am dritten Dezember 1884 sagte er: ‚Die Centrumspartei hat Vieles an sich, was mich, im Vergleich mit anderen Parteien, in hohem Grade anzieht und besticht. Sie hat eine sehr strenge Disziplin. Viele ihrer Grundsätze sind mir sympathisch und ich theile sie. Man kann mit ihr rechnen.' Auch heute noch; wenn man

sich nicht als den Schwächeren erweist. Kann und muß mit ihr rechnen.. Wer sie ernstlich bekämpfen will, hat auf ein Menschenalter hinaus zu thun und darf nicht von Tiraden den Sieg erhoffen. Daß sichs mit ihr leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch jetzt einen modus vivendi finden oder nicht lange mehr Kanzler sein." Zu spät hat ers eingesehen; im Februar 1907 und im November 1908 die Gelegenheit zu einer Versöhnung unter dem Polarstern der salus publica versäumt. Und drum seufzend erlebt, wie der Kalkkitt, auf dessen Festigkeit er gebaut hatte, beim ersten Versuch, den Block tragfähig zu machen, in Quarkklümpchen zerbröckelte.

1910.

Nach der Vorschrift des vierundzwanzigsten Verfassungartikels muß im Februar 1912 ein neuer Reichstag versammelt sein. Schon jetzt hört man die um die Wahrung der Reichskraft Besorgten leis oder laut wimmern: „Wenn nicht ein Wunder geschieht, bekommen wir furchtbare Wahlen!" Im Sinn Solcher, die eine stattliche Mehrung sozialdemokratischer Mandate der Uebel größtes dünkt, furchtbare: wahrscheinlich. Stimmen hat die Sozialdemokratie 1907 gewonnen (eine Viertelmillion); Mandate hat sie (sechsunddreißig von neunundsiebenzig) verloren, weil Konservative und Liberale in unaufrichtiger Gemeinschaft gegen sie fochten, Bauer und Händler den selben Namen auf den Stimmzettel schrieben und die in der Wilhelmstraße willkommenen Werber für den Wahlkampf mehr Geld zu freier Verfügung hatten, als im Lauf der Reichsgeschichte je für so löblichen Zweck gespendet ward. Diesmal wirds anders aussehen. Hitzige Fehde zwischen Konservativen und Liberalen (milden und wilden). Das Centrum in der bequemsten Lage, die sich erdenken läßt. Wenn es das nach der Borromaeus-Encyklika gegen den Papst und die Katholikenkirche Gedruckte morgen für seine Wahlaufrufe verwerthet, entschlüpft ihm nicht eine der Stimmen, die es vom letzten Fang heimgebracht hat. Vor seinen ruhigen Leuten kanns mit dem Beweis paradiren, daß es „positiv" gearbeitet, auf jedem gangbaren Weg den Regirenden vorwärts geholfen hat; den Unzufriedenen, unter dem Druck der neuen Reichssteuern Stöhnenden unbedingte Sparsamkeit versprechen und die der Finanzreform nachgrollenden Bayern, die rebellisch zu werden drohten, mit dem Satz sänftigen: „Der Katholikenhaß, von dem wir Euch hier drei Dutzend

Proben vorlegen, hat uns die Taktik aufgezwungen, deren Folge Euch mißfällt; doch wir wissen, daß Ihr lieber, Mann vor Mann, Euer Bier theurer bezahlen als Eurem Glauben schlimme Gefahr heraufbeschwören wollt.“ Das Ziel des Centrums muß sein, die Möglichkeit einer ihm feindlichen Mehrheit zu hindern; und nach der unklugen Hetze, von der sichs seit dem vorigen Sommer umheult hört, wird es auf der linken Seite des Hohen Hauses hundert Sozialdemokraten aus froherem Auge sehen als hundert Liberale. Die aber sind, bis tief in die Reihen der Bassermännischen, entschlossen, einem Konservativen, Agrarier, Centrumsmann einen Sozialdemokraten vorzuziehen. Konnten die Rothen bessere Ernteaussicht erhoffen? Grund zu neuer Stärkung ihres Stolzes haben sie nicht. Centrum und Liberalismus sind bereit, sie zu höherer Kopfzahl kommen zu lassen, weil Beide sie für ungefährlich halten: ihnen weder den Willen noch die Kraft zur Reichsumwälzung zutrauen. In der Stunde, die in der Sozialdemokratie eine nahe Gefährdung des Besitzrechtszustandes erkennen lehrte, wäre die Solidarität aller bürgerlichen Interessen gesichert. Jetzt? Denkt man, hüben und drüben: „Die rothen Männer schaden ja nicht; ihre Kritik ist oft nützlich, dem Glauben an Diktatur des Proletariates, Expropriation der Expropriateure und ähnliche marxische Evangelien sind sie längst entwachsen und die Plätze, auf denen sie sitzen, sind gefährlicheren Gegnern abgejagt.“ Jetzt ist, rechts, in der Mitte und links, jedem nicht ganz blöden Auge der Kalkul durchsichtig. Herr von Heydebrand denkt: „Wenn wir jetzt nicht fest auf dem alten Boden unserer Väter stehen, gleiten wir in den Abgrund. Modernisirung: dann müssen wir die Macht und die Staatsstellen mit Anderen theilen; dann nähern wir uns einer Volksherrschaft, gegen deren bloße Vorstellung unser Empfinden sich bäumt. Der Tapfere wehrt sich, so lange ers irgend vermag. Bleiben wir unverändert, dann verlieren wir im Osten vielleicht zwanzig Sitze, am Ende gar dreißig, und können uns nicht in den Westen vorwagen, wo, im Stammland der nach Zollschutz und Arbeiterzähmung langenden Großindustrie, seit der Verwilderung der Nationalliberalen sonst wohl Ersatz östlicher Verluste zu finden wäre. Kommen, im schlimmsten Fall, Dreißig meiner Leute in den Reichstag zurück. Alles schon dagewesen. Anno 1874 hatten wir einundzwanzig Mann im Hohen Häuschen: und waren bald danach wieder obenauf. Was ist heute zu fürchten? Neunzig Sozial-

demokraten, die Lärm machen, für Heer und Flotte kein Markstück bewilligen und die mit ihnen um die Massengunst konkurrirende Nachbarschaft in unsanftere Lebensart zwingen: und Regirenden, Fabrikanten, Couponschneidern wird angst und Alle sind selig, wenn wir die verfahrene Karre aus dem Sumpf ziehen. Dann ist wenigstens wieder mal offenbar geworden, wohin der demokratischen Forderungen Nachgiebige rutscht. Rothe Wahlen sind für den Augenblick unangenehm; verheißen uns aber die Rückkehr in ungeschmälerte, auf lange Frist gesicherte Macht." Freiherr von Hertling: „Als vom Grimm des Evangelischen Bundes bedrängte Katholikenpartei müssen wir dafür sorgen, daß ohne uns, gegen uns eine Mehrheit nicht möglich wird. Die Liberalen schimpfen uns Tag vor Tag. Ihnen können die Konservativen, deren Wähler fast sämmtlich liberale Zeitungen lesen und da, meist von Juden und Judengenossen, zu lutherischer Wuth gegen uns aufgestachelt werden, sich eines Morgens wieder verbünden; den Sozialdemokraten niemals. Die müssen uns deshalb links lieber sein. Je lauter sie lärmen, desto schneller tagt die Erkenntniß, daß die Vertiefung der die Christenbekenntnisse trennenden Kluft nur den Feinden des Staates und der Gesellschaft nützt." Die Bassermann, Wiemer und die Herzoge noch kleinerer fuchtelnden Völkerschaft: „Wenn das Wachsthum der Sozialdemokratie die Verbündeten Regirungen eingeschüchtert und sie fühlen gelehrt hat, was die Nation fordert, werden sie von ihrem Weg in die Finsterniß umkehren und uns, als die Führer ins Helle, ehrfürchtig umwerben. Drum müssen wir stets über Dunkelmannstyrannis und Reaktion zetern, so laut es die Lunge vermag, und uns nicht ärgern, wenn das Centrum bei jeder Stichwahl uns Hilfe versagt und die Brandrothen auf unsere Plätze vordringen. Wir möchten mitregiren. Das wird erst möglich, wenn unser Nothwehrruf gegen Junker und Pfaffen den Rothen Schrecken wieder ins Land gescheucht hat." Ueberall sieht das wache Auge schon jetzt die Vorbereitung solcher Parteistrategie. Daß sie der Fraktion, der 1907 ein Drittel aller giltigen Stimmen zufiel, zu der ihr von Wahlrechtes wegen gebührenden Stärke helfen kann, ist noch kein Unglück. Daß sie ihr, unter einer so unpopulären, so wurzellosen Regirung, wie das Reich sie nie hatte, dazu helfen wird, ist schon heute gewiß.

Wir sind in den Anfängen einer Revolution. Die Meisten spürens noch nicht; trotzdem die Wandlung in Tonart und Tempo

der öffentlich hörbaren Haderrede sie belehren und warnen könnte. Doch die Mehrheit hat den Beginn einer Revolution niemals gemerkt; und kaum je hat ein Historiograph ihn bei der Rückschau richtig datirt. Was die Geschichtschreibung Revolution nennt, war fast immer nur die letzte, heftigste Krampfzuckung. Die Zersetzung alter Macht, die Bildung neuen Besitzrechtes war dann unter der dem Oberflächenblick sichtbaren Erdhülle schon vollzogen und wurde von der im Innersten aufgewühlten, von den Wehen geschwächten und drum nur zu roher Gewaltthat noch, nicht mehr zu ruhiger Kraftleistung fähigen Volkheit mit wildem Gestus und Mordbrennerungestüm nun statuirt. Karl Stuart und Ludwig Capet dünkten sich auf ihrem Thron noch unnahbar, als unter dem in Purpur gekleideten Gebälk die Pfosten längst morsch geworden waren. Revolution muß mans nennen, wenn eine über das organischer Entwickelung morgen Erreichbare hinauslangende Massenforderung sich hastig durchzusetzen trachtet; ob sies gewaltsam versucht, ob mit den vom Gesetz erlaubten Mitteln und, wenn diese Mittel unwirksam geblieben sind, das Trachten, entmuthigt, aufgiebt: Das hängt von dem Maß der Widerstandskraft und der Klugheit ab, die ihr begegnen. Deutschlands Volk fühlt, daß seine staatlichen Einrichtungen heute seinem politischen Bedürfniß nicht mehr genügen; daß manche Klassenprivilegien, fast alle Vorrechte der Beamtenschaft, die Staatskirche, daß Rechtspflege, Schuldrill, Verwaltung unhaltbar geworden sind. Und möchte, da die bescheiden vorgetragenen Wünsche allzu lange unerfüllt blieben, nun, über das für die nächste Stunde Nothwendige weit hinaus, bis an das Ziel völliger Demokratisirung vorstürmen. Gegen solchen Sturmdrang, der sich im Leben aller westeuropäischen Völker auf einer bestimmten Lebensstufe eingestellt hat, wäre nicht viel zu sagen, wenn er aus dem Schoß des nationalen Willens käme und dem Reich der Deutschen unschädlich bleiben könnte. Der Gewissenhafte darf aber nicht verkennen, daß die Masse der deutschen Schollenbauer, Unternehmer, Beamten, Handwerker, Techniker, Händler, Rentner diese völlige Demokratisirung gar nicht will; daß sie der von Enttäuschung in Zorn getriebenen, noch im heißesten Zorn aber nach Autorität sehnsüchtigen Schaar nur so lange als das zum Recht auf nationale Selbstachtung Unentbehrliche angepriesen ward, bis der Wahn erwuchs, ohne diese Errungenschaft aus dem „Komfort der Neuzeit“ könne ein seines Werthes bewußtes Volk

nicht länger leben. Das deutsche Volk muß es dennoch lernen. Muß einen Theil des auf ihm lastenden Druckes weiterdulden und sich Zuchtdauer und Kraftzuwachs mindestens noch auf ein Menschenalter sichern. Darf die harten Kanten und starren Spitzen seines Staatsgewandes nicht glätten und stumpfen. Demokratisirung bewirkt Schwächung der Stoßkraft. Wir dürften sie, als ein Unvermeidliches, hinnehmen, wenn uns beschieden wäre, in Frieden und Fröhlichkeit eines „Kulturvolkes“ fortzuleben, das sich seiner Verfeinerung freut und mit Wehr und Waffe nichts mehr zu erkämpfen hat. Anders fiel dem Deutschen das Los. Die Mächte, denen er die Reichsmöglichkeit und die Wirthschaftmacht abgerungen hat, Dänemark und Oesterreich, Polen- und Welfenthum, Frankreich und England, sind nicht tot ~~und nicht schwach~~ wie, zum Beispiel, die kleinen Fürsten und Völker, die für die Einheit Italiens bluten mußten: sind lebendig und stark und haben das ihnen Angethane auch im Feiertagsjubel niemals vergessen. In moderner Zeit ist kein Reich so wie das Deutsche entstanden; hat keins so auf Kosten der lange vor ihm geborenen den Machtkreis geweitet. Seitdem nistet über Europa das Empfinden, das einst in den Satz gefaßt wurde: „Eine Großmacht zu viel!“ Kann von den alten keine mehr, in West und Ost, des Daseins recht froh werden. Dem Deutschen ist Kampf beschieden. Nicht um das Recht auf Reichsdehnung nur: um den erworbenen Besitzstand wird er zu kämpfen haben, sobald die von ihm Ueberflügelten ihn schwächer glauben oder von Entkräftung noch fester verbündet und zur Wahl des letzten Mittels gezwungen werden. Begreift Ihr nun, weshalb wir das Wesentliche des alten Preußenstaates, der des Reiches Schwertschneide ist, seine straffe Zucht, seinen rauhborstigen Menschenschlag noch erhalten müssen? Welchem Zweck das Mühen dient, auch hinter der Mainlinie die nützliche Sonderart preußischen Wesens in Geltung zu halten und die Entzügelung der mit schnellerem Pulsschlag athmenden Völker zu verhüten? Daß wir nicht so ungebunden, so civilisirt und in Selbstherrlichkeit verzärtelt sind wie der Franzos, der Brite selbst, der für die Fügsamkeit vor Beamtengeheiß, für den Zwang allgemeiner Wehrpflicht nicht mehr zu zäumen wäre, ist unsere Stärke. Daß die beginnende Revolution sie, die von unbarmherziger Nothwendigkeit geforderte Schlagkraft, zu mindern droht, macht sie zur Reichsgefahr. Wie ist sie zu hemmen? Und: ist sies noch heute?

Der Reichskanzler scheint von einem Personalwechsel Rettung zu hoffen. Drei preußische Minister und zwei Staatssekretäre sind von ihren Thrönchen geklettert. Nach dem Platzwechsel war nur ein Verlust zu buchen: Freiherr von Rheinbaben. Mit allen Wesensmängeln ein Mann; als Ressortleiter klug und umsichtig und am Tisch der fleißigen Excellenzen, die nie über ein Unterstaatssekretariat hinauskommen durften, der einzige Staatsminister. Ein seltsames Gemisch aus Basalten der Tertiärzeit und viel jüngerer Eruptivmasse. Der Bewunderer amerikanischer Industriekultur möchte den Sozialdemokraten die Ehrenrechte aberkennen und wird grob, wenn ein Bankdirektor ihm vorwirft, er betreibe sein Eisenbahngeschäft nicht als Kaufmann, sondern als Beamter; der Protektor der Rheinischen Goethefestspiele weiß nicht, daß ein mit dem Titel des goethischen „alten Hexenmeisters“ Bezeichneter geehrt, nicht geschimpft werden soll. Ob der Fünfundfünfzigjährige sich wirklich in die Ruhe des koblenzer Oberpräsidiums sehnt, das Rennen nach höherem Rang aufgegeben hat oder nur geht, um als Ministerpräsident und Kanzler möglich zu werden? Vielleicht hat er hinter dem brüsken Angriff des Herrn von Gwinner einen aus höherer Region stammenden Groll gewittert, dessen Gesichtskreis er sich entziehen wollte, und, als nüchtern Gescheiter, selbst sich gesagt: „Heute bist Du dem Gassengeschrei der Mann schwärzester Reaktion; also zur Nachfolge Theobaldi noch nicht geeignet.“ Im Rheinland kann er er den Junkerruf abstreifen, im Verkehr mit Großindustriellen sich liberal zeigen und, während er die Provinz als ein Verwalter von ungemeinem Talent betreut, sich sacht ins internationale Reichsgeschäft einfühlen. Ist dann Noth am Mann, so ruft die Erinnerung einen Gerüsteten. „Richtig! Der war furchtlos, ein wirksam Redender und in der Behandlung öffentlich meinender Gentlemen beinahe bülowisch gewandt. Seine letzte Bravourleistung gab uns die erhöhte Krondotation. Den können wir brauchen.“ Um seinem Wünschen ein Ziel zu zeigen, wurde das Oberpräsidium der Rheinprovinz freigemacht; um dem Verdacht auszubiegen, der Erste Direktor der Deutschen Bank habe ihn, als der Mandatar unsichtbarer Mächte, gestürzt, wurde zu seinem Nachfolger der magdeburger Oberbürgermeister Dr. Lentze ernannt, der, als Finanzberichterstatter des Herrenhauses, dem von Gwinner überrumpelten Minister dreimal beigesprungen war und, unter dem Beifall der Preußenpeers, den Bankdirektor wie einen Schüler

gerüffelt hatte. (Alles recht nett und still arrangirt.) Ein Unbekannter; dessen Thaten, wie die der Herren von Dallwitz und von Schorlemer, ohne Ungeduld abzuwarten sind. Finanzminister: da genügt kein Schaumschlag; muß Einer was können. Sonst? Daß Freiherr von Schoen endlich gehen müsse, wußte Jeder; daß ihm Radolins Erbe zugesagt sei, war vor einem Jahr hier erzählt worden. In Paris wird ihn, den als Münsters Nachtischprestidigitateur und als Verfasser des zur Wahrung französischer gegen deutsche Rechtsansprüche veröffentlichten Weißbuches gleich Beliebten, ungetrübte Heiterkeit empfangen; und er wird da genau so viel leisten, wie er in Petersburg und in Berlin geleistet hat. Vielleicht die noch zögernden Franzosen zur Ausführung des Planes ermuthigen, Abd ul Aziz via Algerien wieder ins Scherifenreich zu schmuggeln, als Sultan ausrufen zu lassen und so die Annexion Marokkos vorzubereiten. Ganz so schädlich wie in Berlin kann der Mann, wenn Herr von Kiderlen ihm die Marschroute vorschreibt, selbst auf diesem schwierigen Posten nicht werden. Den Personalwechsel darf kein Gerechter bemängeln; bei der Auswahl der neuen Männer hat sachliches sich dem persönlichen Interesse pfiffiger gesellt, als dem Wahlreformator Preußens zuzutrauen war. Nur: dieser Wechsel der Mannschaft hebt uns noch nicht aus der Noth.

Um das Reich und Preußen aus dem widrigen Glaubensstreit, der gefährlichen Urtheilswirrniß, die der erste Mond des Jahres 1907 gebar, ins Sichere zu lotsen, ist Anderes nöthig. Fürs Erste: der von zäher Klugheit überwachte Versuch, die drei Gruppen der auf die Wahrung der Staatsmacht Angewiesenen zum Verzicht auf die albernen, in bald vierjährigem Gebrauch abgenützten Schlagwörter zu bringen. Nicht über Reaktion haben wir zu klagen, sondern über die Unfähigkeit zur Aktion. Nicht zu schmähen, zu ächten ist das Centrum (ohne dessen Hilfe Richters Leute längst eingesargt wären), sondern an übermächtiger Ingerenz zu hindern. Nicht unnatürlicher Frevel ist seine Verbündung mit den Konservativen (die in dieser Gemeinschaft unter Bismarck, noch unter Bülow die wichtigsten Reichsgesetze gemacht haben); nur eine nicht für jede Nothwendigkeit unserer Tage ausreichende Interessenverknüpfung. Wir brauchen, schon im Herbst, einen Wahlfrieden. Der kann nur gelingen, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Die Liberalen sind noch immer hungrig. Wer sie sättigt, sie zu sich ans Staatssteuer ruft, bannt die Gefahr deutscher Revolution.

Beichte.

Lieber Freund, Sie wollen mein Geheimniß kennen? So schmerzlich mir die Entschleierung ist: ich fühle selbst den Drang, Ihnen mitzutheilen, was schon so lange an mir nagt.

Neun Jahre ists her, seit ich einem armen jungen Mann begegnete, der als Zigeuner in einem schmutzigen, von leichtfertigen Mädchen der niedersten Sorte bewohnten Hôtel garni lebte. Der Anblick seines Unglücks weckte mein Mitleid. Mit dem Aufgebot aller Kräfte meines Herzens, Willens und Verstandes strebte ich, ihn aus der infamen Umgebung zu reißen, in der er verkommen mußte. Ich hatte in ihm einen schalkhaften, phantasiereichen Witz, eine ganz ungewöhnliche Gabe der Aneignung, ein geschmeidiges, ausgesprochen künstlerisches Temperament entdeckt. Ich flößte ihm Arbeitlust und den Ehrgeiz, seinen Namen bekannt zu machen, ein und brachte ihn dahin, daß er nicht nur nach würdiger Haltung und reinen Laken trachtete, sondern auch bemüht war, seiner Seele schmutzige Gedanken fernzuhalten.

Ein halbes Jahr lang wurde ich wie ein höheres Wesen angebetet. Dann folgte hartnäckige Nachstellung, ein unablässiges und immer heftigeres Schmachten nach meinem Besitz. Eines Tages gab ich mich ihm. Ich glaube, daß er mich ein Jahr lang leidenschaftlich geliebt hat. Ich glaubte es; denn ein Jahr lang war er bemüht, nichts Gemeines oder Schmutziges zu sagen, aus Angst, mir widrig zu werden, noch gar Verächtliches zu thun, aus Furcht, mich zu verlieren. Gemeinsam lachten und lebten, arbeiteten und genossen wir; lebten in vollkommener Eintracht der Herzen und Hirne.

Da bekam ich eines Tages, durch seine Schuld, eine Unterleibsentzündung und war dem Tode nah. Er benutzte die Frist dieser von ihm verursachten Krankheit, um sich (ich citire seine eigenen Worte) „verführen zu lassen". Von der Frau seines besten Freundes. Kaum wars geschehen, als er kam, mir Alles gestand und hinzufügte, dieses Weib sei ihm widerwärtig, sei eine lasterhafte, dumme und lüderliche Bürgersfrau, deren Sinnlichkeit ihn im Grunde anekle. Natürlich verzieh ich ihm nach diesem Geständniß, das mir aufrichtig vorkam. Ich fand sogar eine Entschuldigung; wie sollte ein junger Mann, dessen Geliebte krank ist, Kraft zu ernstem Widerstand finden?

Einige Monate vergingen. Nie erwähnte ich mit einer Silbe diese Frau, erlaubte mir nie die kleinste Anspielung auf sie oder das Geschehene. Ihn daran zu mahnen, wäre ja unklug gewesen.

Ich glaubte an ihn; und niemals war die Gluth seiner Liebe mir so heiß erschienen.

Wir schrieben gemeinsam Allerlei; ich stellte ihn meinem Verleger und ein paar einflußreichen Kritikern vor. Er schrieb dann ein Theaterstück, das gut aufgenommen wurde.

Am Tag nach der ersten Aufführung kam er zu mir und sagte: „Meine Freunde begreifen nicht, daß ich Dich alle Tage besuche und mit Dir zusammen arbeite. Das sieht aus, als wäre ich Dir verpflichtet. In dieser Annahme liegt ein kränkender Verdacht, der mir höchst peinlich ist. Verstehst Du?"

„Ich verstehe, daß Du jetzt, wo Du Erfolg hast und bekannt zu werden anfängst, die Leiter wegstoßen willst, auf der Du in die Höhe gestiegen bist."

„Ich will nicht für einen Mann gelten, der von einer Frau lebt."

„Wenn Du diese Skrupel vor zwei Jahren gehabt hättest, würde ich sie verstanden haben. Jetzt, wo das Theater für die nächsten elf Abende ausverkauft ist, Du also täglich fünfhundert Francs einnimmst, wird Keiner behaupten, Du lebtest von meinem Geld. Das ist recht unwahrscheinlich. Sag mir also lieber rund heraus, daß Du mich nicht mehr liebst. Sei doch ehrlich! Ich verstehe ja Alles; und vor einem Versuch, Dankbarkeit zu erzwingen, bist Du bei mir ganz sicher."

In leidenschaftlichem Ernst schwor er mir, daß er mich nie so heiß geliebt habe wie gerade jetzt. Er wisse genau, daß er mir Alles schulde; nicht eine lästige Bürde sei ihm die Dankbarkeit, sondern sein höchstes Glück.

Trotz dem Versuch, sich von mir zu lösen, glaubte ich ihm; weil mein eigenes starkes Gefühl nach diesem Glauben lechzte.

Ein paar Tage lang kam er wie gewöhnlich. Dann schickte er mir einen Brief, in dem stand, er sei ein Elender, habe mich belogen, müsse nun aber die Wahrheit sagen. Welche Wahrheit? Er könne die Frau seines Freundes, die ihm drohe, sich umzubringen, wenn er weiter mit mir verkehre, nicht verlassen; den Tod dieses armen jungen Weibes, dieser lieblichen Blondine, dürfe er sich nicht aufs Gewissen laden. Sie wolle sich von ihrem Mann scheiden lassen, um ihn zu heirathen, und habe ein Vermögen von fünfhunderttausend Francs. Die bringe sie ihm als Mitgift. Ich möge selbst entscheiden, wie er handeln solle.

Meine Antwort war kurz; sie lautete: „Heirathe!"

Drei Monate vergingen; drei schreckliche Monate, die einem Todeskampf glichen. Er schwieg. Dieses grausame Schweigen unterbrach manchmal ein Brief, der mir sagte: „Im Grund meines

Herzens liebe ich nur Dich. Sie ist mir widerlich. Aber sie läßt sich scheiden, um mein Weib zu werden. Das ist Deine Schuld. Du hast mich begehrenswerth gemacht. Nie werde ich mir einbilden, daß ich in der Zeit, wo mein Frühstück ein Krug Bier und mein Mittagmahl ein Absinth war, ihre Liebe erworben hätte. Meine ausgetretenen, sohlenlosen Stiefel hätten sie abgeschreckt. Jetzt verdiene ich Geld, jetzt wasche ich mich (so, buchstäblich, schrieb er). So ist das Leben. Die Liebe kommt nicht zu Wort. Die Vernunft zwingt mich, diese Frau über mich schalten zu lassen."

Im März wurde mein Sohn ernstlich krank. Ich mußte mit ihm nach Arcachon reisen. Sie können sich denken, in welcher Gemüthsverfassung ich Paris verließ.

Als ich zurückkam, war ich von Kummer, Aufregung und Anstrengung so erschöpft, daß ich gleich nach meiner Ankunft ins Bett kriechen mußte. Am nächsten Tag erhielt ich vom Polizeipräfekten die Aufforderung, so bald wie möglich in sein Bureau zu kommen. Da ich ein Stubenmädchen wegen Diebstahls entlassen hatte, überraschte mich dieses Schreiben nicht. Ich fuhr nach der Präfektur und glaubte, ich solle als anzeigende und geschädigte Partei vernommen werden.

Ein wahres Glück, daß ich vor einem feingebildeten Mann stand, der von mir wußte, sich nach mir erkundigt und Manches von mir gelesen hatte. Er war nicht nur höflich, sondern zeigte mir menschliche Theilnahme. Ein Glück. Denn . . . Wissen Sie, weshalb ich ins Polizeibureau vorgeladen war? Wegen einer Anzeige des Mannes, den ich liebte. Er hatte eine Klage gegen mich eingebracht. Ich erstarrte und fiel ohnmächtig um, als mirs gesagt wurde. Es währte volle zwei Stunden, bis ich wieder zum Bewußtsein kam. Man hatte einen Arzt rufen müssen. Der fürchtete ein Weilchen, ich werde nie mehr aus dieser Ohnmacht erwachen.

Als es dann doch geschehen war, fragte ich, welchen Vergehens ich in der Anzeige bezichtigt sei.

„Der Herr beschuldigt Sie, ihm anonyme Briefe, allerdings verschlossene, doch beleidigenden Inhalts, geschickt zu haben."

„Ich? Aber warum? In welcher Absicht? Ich fürchte mich nicht vor ihm. Wenn ich mich gedrängt fühlen würde, ihn zu beschimpfen, würde ich es offen thun. Aber ich habe kein Verlangen, ihm Grobheiten zu sagen. Er ist frei. Ich habe ihm seine Freiheit zurückgegeben; er kann damit thun, was er für gut hält. Ich habe hier übrigens seinen letzten Brief bei mir, worin er mich eine Heilige und Märtyrerin nennt und sagt, ich hätte mir selbst das Herz aus dem Leibe gerissen, um ihn glücklich zu machen."

Der Präfekt las den Brief. Er hob die Achseln und sagte: „Ein gemeiner Wicht. Ich werde erforschen, weshalb er Ihnen diese plumpe Beleidigung angethan hat; was ihn dazu bewog. Sie können, wenn Sie wollen, ihn gerichtlich wegen Verleumdung belangen. Aber ich rathe Ihnen, es nicht zu thun. Bedenken Sie den Skandal, den ein Prozeß bewirken würde. Kommen Sie in ein paar Tagen wieder zu mir: und ich werde Ihnen sagen, welchen Hintergedanken der Ehrenmann gehabt hat. Doch unterzeichnen Sie erst diesen Protest. Der Herr soll ihn lesen und mir beschämt gestehen, daß er wider besseres Wissen eine Frau Ihres Ranges verdächtigt hat."

Ich kam wieder; schleppte mich die Treppen zum Bureau hinauf. Wissen Sie, warum der Mann, den ich geliebt und vergöttert, den ich dem Alkoholismus, dem Leben unter Prostituirten entrissen, den ich zum Schriftsteller gemacht, zum bewunderten Dichter erzogen hatte, wissen Sie, warum er diesen feigen Streich gegen mich führte? Um der Frau seines Freundes, mit der er sich nun verheirathen sollte, zu beweisen, daß er keine Beziehung mehr zu mir habe.

Und er heirathete sie. Er ließ dem Ehemann von Detektives nachspüren, Beweise für seine Untreue vorbereiten, ihn im Arm einer anderen Frau überraschen. Nun war eine der Frau günstige Scheidung möglich. Sie, seit zwei Jahren die Geliebte des Hausfreundes, wurde von Gesetzes Gnaden die legitime Ehefrau: und der arme Teufel von Ehemann mußte die Zeche zahlen.

Sie glauben wohl, damit sei die Sache aus gewesen? Nein! Er hatte ein Schauspiel geschrieben, das zur Aufführung angenommen wurde, und da er sehr abergläubig war, sagte er sich: „Meine Niedertracht wird mir Unglück bringen. Ich muß mich mit Anne Marie aussöhnen; sonst fällt mein Stück durch." Als er glücklich verheirathet war, setzte er Himmel und Hölle in Bewegung, um sich mit mir zu versöhnen. Von der Hochzeitreise schrieb er mir: „Ich denke nur an Dich. Dich wiedersehen! Dich wiederhaben! Deine Ohren, Deine Zähne, Deinen Mund! Ich fiebere, wenn ich nur an sie denke. Ich will all Das wieder haben. Ich habe ein Recht darauf. Das Alles ist mein. Trotz dem Geschehenen hast Du nicht das Recht, mich Deiner Person zu berauben. Ich werde Dich wieder erobern. Ich weiß den Weg. Ich will nur Deinetwegen berühmt werden. Was kümmern mich alle Anderen? Ich bin Deines Talentes und Deiner Liebe Kind. Werde ich berühmt, dann wirst Du erst merken, was ich Dir zu sein vermag. Mehr als Geliebter; mehr als Sohn. Aber vergieb mir! Vergieb mir!

Nimm mich wieder in Gnaden auf! Wärme mich an Deinem festen, in Liebe zitternden Busen! Sei groß in Deiner Barmherzigkeit, wie Du in der Entsagung groß gewesen bist!" Und so weiter.

Wir sahen uns wieder. Aber er zeigte sich so brutal, so grob, so unrein, daß ich mich ihm nicht wieder geben wollte. Er sprach nur von meinem Körper zu mir. Nein: auch noch von seinem Geld; von seinen Möbeln, von der Einrichtung seines Hauses. Er entpuppte sich als einen unausstehlichen Parvenu; der Dichter, den ich geliebt hatte und leider noch liebte, konnte nur noch lüsterne Worte stammeln oder von Kapitalanlage und Kursen sprechen.

Ich weiß, daß ich mit diesem Geständniß Ihr Mitleid, aber auch Ihren Abscheu geweckt habe. Und Ihr Abscheu wird wachsen. Diese Zusammenkunft, die mich so furchtbar enttäuschte, heilte mich noch nicht. Ich fand irgendeine Entschuldigung; ich sah ihn ein zweites Mal wieder. Und weil ich, und wärs auch nur für eine einzige Stunde, das Glück ferner Tage noch einmal genießen wollte, war ich feig und willigte ein, mich ihm hinzugeben. Das klingt noch wahnwitziger, wenn ich, der Wahrheit gemäß, hinzufüge, daß es nicht meine Sinne waren, die mich an diesen Mann fesselten. Seine Umarmung hatte mich nie beseligt; nur seine Nähe mich immer beglückt. Aber ich konnte nicht anders. Mußte mich seinem Wunsch gewähren.

Und dann! Nachher! Nicht nur unverzeihlicher Schwäche fand ich mich schuldig; ich verachtete mich wie ein albernes Ding, das sich ohne Rausch weggeworfen hat.

Er sprach: „Nun, da ich Dich wieder in meiner Gewalt gehabt habe, ist mir nicht mehr bang. Mein Drama wird gefallen. Lebe wohl! Ich möchte mich Deinetwegen nicht häuslichen Szenen aussetzen. Meine Frau läßt mir nachspioniren, und sähe ich Dich wieder, so wäre zu Haus der Teufel los. Deshalb: Adieu!"

Er ging. Sein Stück fand den erhofften großen Erfolg. Er hatte meine Lebensgeschichte dazu benutzt, sie freilich für seine Zwecke ausgeputzt und geändert; doch das Allerheiligste meines Wesens, des liebenden, verliebten Weibes, ward auf der Bühne enthüllt. Sie kennen das Stück; es ist eine gute Arbeit und eine schlechte Handlung.

Nun wissen Sie Alles. Ich bin sehr unglücklich gewesen. Fünf Jahre lang habe ich aus meiner Verzweiflung aufgebrüllt. War im innersten Herzen von einer Liebe gemartert, deren ich mich schämen mußte, wie Einer sich schämen muß, von einer eklen Geschlechtskrankheit gepeinigt zu sein. Ich gesundete nicht. Noch immer liebte ich den Mann, den ich doch verachten mußte.

Nun ist die Wunde vernarbt. Ich denke jetzt nur noch mit einer Art von Schrecken an ihn, wie an ein bösartiges Geschöpf, das mir Qualen bereitet hat und neue bereiten möchte.

Ich sah ihn manchmal im Theater und auf geselligen Festen. Er sagt zu Leuten, die mirs wiedersagen sollen, daß er mich liebe und nie eine andere Frau lieben werde. Aber er liebt mich nicht mehr; daß er vor meinem Blick erblaßt und sein Gesicht sich verzerrt, ist leicht zu erklären: ich war sein Opfer; und ein Vergnügen ists gewiß nicht, Einen, den man gekreuzigt hat, leibhaftig wieder vor sich zu sehen.

Er hat die Seele eines Levantiners oder einer Dirne. Aber man unterhält sich zum Entzücken mit ihm und er faszinirt alle Leute. Dabei lügt er wie ein hysterisches Weib; ohne Grund: nur, weils ihm eine Lust ist, zu lügen. Aengstlich ist er, trotz seiner Körperkraft, und zittert vor allen erdenklichen Gefahren. Wer ihn genau betrachtet, sieht die Memme in ihm.

Ich habe ihn maßlos, zügellos geliebt; mich aber nie völlig über sein Wesen getäuscht und ihn früh ganz durchschauen gelernt.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Aus dem Nietzsche-Archiv.

Im Februar dieses Jahres ist der erste Band der philologischen Schriften Nietzsches erschienen und zwei andere Bände sollten bald folgen. Ich kann wohl sagen, daß ich noch wenige Bände mit solchem frohen Gefühl der Sicherheit, daß Alles gut gemacht sei, in die Welt gehen sah wie gerade diesen; denn ein wahrhaft ausgezeichneter Herausgeber, Professor Dr. Ernst Konstantin Holzer in Ulm, hatte seit mehreren Jahren an diesen philologischen Schriften meines Bruders mit der größten Gewissenhaftigkeit gearbeitet und mir so viel Erfreuliches daraus mitgetheilt, daß ich mit Sehnsucht dem Erscheinen der Bände entgegensah. Auch muß ich gestehen, daß ich zu den philologischen Manuskripten meines Bruders ein besonders zärtliches Verhältniß hatte, das Verhältniß des Lebensretters zu Dem, den er gerettet hat. Als nämlich mein Bruder 1879 seinen Abschied von der Universität Basel nahm, weil er sehr leidend war und in der nächsten Zeit zu erblinden glaubte, hatte er die sämmtlichen von ihm geschriebenen philologischen Hefte auf den Fußboden in eine Ecke des Zimmers geworfen und die Weisung gegeben, sie zu verbrennen oder einstampfen zu lassen. Das ging mir aber gegen alle Empfindung und ich erhob

deshalb Einwände; es sei ja fast unmöglich, diese festgebundenen Hefte, in die er seine Vorlesungen und philologischen Aufzeichnungen einzutragen pflegte, zu verbrennen. „Mit den Deckeln geht es natürlich nicht," sagte mein Bruder, nahm ein Federmesser und schnitt bei einem Heft die Fäden durch, die Deckel und Heft verbanden. Zum Glück hatte er ein Heft ergriffen, in dem Etwas stand, wovon er zuvor gesagt hatte, daß es aufbewahrt werden solle. Da bat ich ihn, mir zu gestatten, das Ganze nochmals auszusuchen, damit nichts Falsches verbrannt werde. Schließlich überließ er Alles, wie er sagte: „meiner Liebe und Klugheit". Es waren zwischen den philologischen auch noch andere Manuskripthefte, die jetzt zum größten Theil den Inhalt des neunten und zehnten Bandes der großen Gesammtausgaben bilden und auch von Holzer vortrefflich bearbeitet worden sind. Natürlich habe ich keine Zeile vernichtet, sondern alles von meinem Bruder zur Vernichtung Bestimmte sorgfältig eingepackt und von Basel nach Naumburg geschickt. Um den Vernichtungeifer meines Bruders zu verstehen, muß man wissen, wie grenzenlos unangenehm es ihm war, wenn Andere außer mir Einsicht in seine Manuskripte nahmen.

Diese von mir vom Feuertod geretteten philologischen Aufzeichnungen meines Bruders sollten nun nach der Meinung Holzers viel interessanter sein, als man bisher angenommen hatte; der Inhalt der folgenden Bände giebt davon eine deutlichere Vorstellung als der des ersten Bandes. Nicht, was Nietzsche für die Philologie, sondern was das Alterthum und die Alterthumswissenschaft für Nietzsche bedeutet hat, lehren uns diese Bände. Auch in diesen Aufzeichnungen fand Holzer den jungen Nietzsche „mit all seinen ungeheuren Hoffnungen, mit der mühsam verhaltenen Gluth des jungen Idealisten"; und so wollte er ihn in einer zu den Philologika gehörigen Brochure schildern. Ich schickte ihm dazu meines Bruders Briefe an Mutter und Schwester aus der leipziger Studentenzeit, um sie darin zu veröffentlichen. Da sich damals der Insel-Verlag weigerte, den Umfang der zwei Halbbände über fünfzig Bogen auszudehnen, konnten diese Briefe gut für Holzers Zwecke ausgeschieden werden.

Und nun, nach all diesen schönen und beglückenden Hoffnungen, die ich auf Holzer setzte, traf das Nietzsche-Archiv das Unglück, daß er starb, gerade als über den ersten Band der Philologika von allen Seiten anerkennende Urtheile im Nietzsche-Archiv einliefen. Holzer war schon vor einigen Jahren von einem ernsten Magenleiden geplagt, das aber von dem berühmten Professor Leube in Würzburg als nicht bösartig bezeichnet wurde. In den letzten

Jahren, wo er an den Philologika arbeitete, ging es ihm leidlich und er behauptete, die Freude an dieser Arbeit habe ihn wieder gesund gemacht. Nach dem letzten Weihnachten kam dann ein Rückfall seines Leidens, von dem er sich aber erholt zu haben glaubte, denn er schrieb mir am zwanzigsten Februar, daß er wieder im Garten spazire, im März zu seiner Erholung nach dem sonnigen Italien reisen und sogleich nach der Rückkehr den zweiten Band der Philologika zum Druck fertig machen wolle. Aber am ersten März riß der Tod ihn aus allen Plänen.

Professor Holzer war ein Schüler Rohdes, und wenn auch Rohde und Holzer (in Folge eines unliebsamen Vorganges) persönlich nicht gut auf einander zu sprechen waren, so hatte doch Holzer durch Rohde die strengste philologische Schulung erhalten und bewährte sie in allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Aber nichts lag ihm ferner als philologische Einseitigkeit. Er war eine Künstlernatur und nach den verschiedensten Seiten hin von ungewöhnlicher Begabung, wie Alle, die jemals mit ihm befreundet gewesen sind, konstatiren. So schreibt einer seiner Jugendfreunde, Dr. Rudolf Krauß: „Seine Vielseitigkeit war geradezu verblüffend. Der gründlich gebildete klassische Philologe und anregende, von der Schablone abweichende Lehrer versenkte sich tief in philosophische und anthropologische Probleme: Plato und Nietzsche waren die Götter, denen er diente. Eine Weile beschäftigte er sich mit Schädelmessungen und die beklagenswerthe Verdrängung der edleren Langschädlerrasse durch die verhaßten Rundschädler war eins seiner Lieblingthemata. Vielleicht überragte seine musikalische Begabung alle übrigen Seiten seines Wesens. Praktisch und theoretisch gleich vorzüglich geschult, wäre er wahrscheinlich für den auch von ihm ersehnten Posten eines Universitätprofessors für Musikgeschichte und Musikästhetik der richtige Mann gewesen."

Man kann sich denken, daß eine solche, künstlerisch und wissenschaftlich reich gebildete Persönlichkeit sich besonders gut dazu eignete, die Werke Nietzsches herauszugeben, zumal Holzer Nietzsches Schriften und deren Entstehung gründlicher kannte als die meisten anderen Gelehrten. Er urtheilt deshalb immer aus dem Vollen und nicht nur aus irgendeinem Winkel heraus, wie Solche, die von Nietzsche wenig oder nichts verstehen, gern thun. Dabei war er dem Text meines Bruders gegenüber von peinlicher Gewissenhaftigkeit. Welchen hohen Werth Das für mich hatte, kann nur Der begreifen, der weiß, wie ich unter meinen halbblinden Augen leide. Ich muß mich in allen Datirungen und Citaten auf die Mittheilungen Anderer verlassen, wobei sich leicht ein Irrthum ein-

schleicht. Wenn ich mich aber an Holzer wandte, konnte ich sicher sein, von höchster Gewissenhaftigkeit unterrichtet zu werden. Die Art, wie Holzer mit dem Fortschreiten der Forschung, also nach neuen Entzifferungen von Briefen und anderen Aktenstücken, frühere Irrthümer berichtigte, Schwankendes feststellte, Festgestelltes wieder schwankend machte, geschickt kombinirte (und zwar ohne jede Rechthaberei), war geradezu bewundernswerth.

Wie viele heitere Stunden haben Holzer und ich berichtigend und verbessernd zusammen verlebt und wie vermochte er die kleinlichen Angriffe der Feinde des Archivs in das ergötzlichste Licht zu stellen! Besonders die wunderliche Annahme, daß die Ausgaben der Nietzsche-Werke und Briefe von mir selbst gemacht seien. Es sind im Laufe der letzten sechzehn Jahre (so lange besteht das Archiv) siebenundfünfzig Bände der verschiedenen Gesammtausgaben und Einzeldrucke erschienen; dazu kommen noch fünf Briefbände. Jedes Wort der großen Gesammtausgaben der Werke und Briefe Nietzsches ist, wo der Urtext vorlag, von den Herausgebern entziffert und bei jedem neuen Druck genau verglichen worden, aber niemals von mir, die meiner schwachen Augen wegen nie eine Zeile des Textes für die Veröffentlichung vorbereiten oder Korrekturen lesen konnte. Selbst die Taschenausgabe, deren Inhalt ich ausgewählt und zusammengestellt habe, gründet sich mit jedem Wort auf den Text der von den Herausgebern vielfach revidirten großen Gesammtausgaben. Auch alle Nachberichte beruhen auf den Angaben der Herausgeber in diesen Auflagen, die bis zum Frühjahr 1905, wo die Taschenausgabe zusammengestellt wurde, erschienen waren. Nur die Bände Neun und Zehn der Taschenausgabe enthalten eine ganz neue, erweiterte Ausgabe des „Willens zur Macht“ (mit 1067 Abschnitten statt der 483 der alten Ausgabe). Doch ist der selbe Plan, den mein Bruder am siebenzehnten März 1887 entworfen hatte, beibehalten, aber die großen Abtheilungen und die einzelnen Kapitel sind ungemein bereichert worden, da die Herren Horneffer, welche die erste Ausgabe des „Willens zur Macht“ besorgten, Nietzsches eigene Angaben dafür vielfach außer Acht gelassen hatten. Die Auswahl und Anordnung stammt von Peter Gast und von mir; aber auch da ist für den richtigen Text und die Korrekturen Gast allein verantwortlich. Die Taschenausgabe wird einen elften und, wenn wir das durch Overbecks Sorglosigkeit in fremde Hände gerathene Nietzsche-Manuskript finden, einen zwölften Band haben. Die Heiterkeit Holzers kannte nun keine Grenzen, wenn er hörte, Alles, was das Archiv veröffentlicht habe, also zweiundsechzig Bände, sei meine Arbeit gewesen.

Selbst wenn ich noch über die leistungfähigen Augen meiner Jugend und über meine ganze Zeit verfügen könnte, wäre solche Leistung, rein philologisch betrachtet, mehr als übermenschlich. Richtig ist, daß Holzer an mir eine gute philologische Schulung rühmte; in der Jugend habe ich, unter der Leitung meines Bruders, eine größere philologische Arbeit, den Index für die ersten fünfundzwanzig Bände des „Rheinischen Museums“, zusammengestellt und diese bescheidene Mitarbeit war von meinem Bruder und dem berühmten Philologen Geheimrath Ritschl lobend anerkannt worden. Danach widmete mir mein Bruder den ersten Privatdruck seiner Homerrede „als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie“. Aber seitdem ist manches Jahrzehnt vergangen, viel Kummer und Herzeleid über mich gekommen und meine Augen sind so schlecht geworden, daß ich selbst meine eigenen Arbeiten und alle Briefe diktiren muß. Außerdem war ich bis zum Tode meines Bruders hauptsächlich Krankenpflegerin und dabei immer eine brave Hausfrau, die ihr Hauswesen gern in guter Ordnung sieht. Niemand macht sich aber eine Vorstellung, welche Mühe, Arbeit und Sorgen ich gehabt habe, das Material des Archivs zu sammeln, besonders auch die Briefe, die ich manchmal nur auf den wunderlichsten Umwegen erhalten konnte. Wo hätte ich da noch Zeit und Kraft finden sollen, Werke und Briefe meines Bruders selbständig zu bearbeiten und zu veröffentlichen? Dazu mußte Alles, was ich gesammelt hatte (17 Druckmanuskripte, ungefähr 30 mit losen Blättern gefüllte Mappen, 160 Oktav-, Quart- und Foliohefte und mehr als 1000 Briefe) sorgfältig geprüft, entziffert und mit dem Veröffentlichten verglichen werden. Vierzehn Herausgeber und Mitarbeiter, darunter Männer ersten Ranges, sind daran betheiligt gewesen und zum Theil noch betheiligt. Den meisten Herren konnte ich volles Vertrauen schenken und das Material in die eigene Häuslichkeit mitgeben, so daß nur der kleinste Theil der Arbeit im Archiv selbst gemacht worden ist. Wie wenig die Arbeit Dr. Kögels und der beiden Herren Horneffer Dem entsprach, was das Archiv von ihnen erwartete, ist festgestellt worden. Alle anderen Herren haben mit der von mir ersehnten Gewissenhaftigkeit gearbeitet; natürlich waren, ehe nicht sämmtliche Briefe und Aktenstücke veröffentlicht sind (was noch einige Jahre dauern wird), kleine Irrthümer nicht zu vermeiden. Holzer zürnte über „die zum Himmel schreiende Undankbarkeit unwissenschaftlicher Klugschwätzer“, die, statt dankbar dafür zu sein, daß ich die Nietzsche-Manuskripte gerettet, gesammelt und mit großen Kosten für ihre Veröffentlichung gesorgt habe, an den fortschreitenden Veröffent-

lichungen herummäkelten. Ohne mich wäre allerdings nicht der dritte Theil des Nachlasses vorhanden und auch dieser noch nicht veröffentlicht. Ich selbst habe mich aber noch keinen Augenblick über diese Undankbarkeit gewundert. Wenn man alt ist, einen fröhlichen Sinn hat und den Zarathustra kennt, so versteht man nach allerlei üblen Erfahrungen ohne Bitterkeit, daß man den Menschen ungebeten kein großes Geschenk machen darf. „Gieb ihnen nichts," sagte der Heilige, „und willst Du ihnen geben, so gieb nicht mehr als ein Almosen und laß sie noch darum betteln!" Vielleicht war der literarische Nachlaß Nietzsches ein für die Gegenwart zu großes Geschenk. Jedenfalls hätte ich es ohne die vortrefflichen Berather und Mitarbeiter überhaupt nicht geben können.

Und hier muß ich mit der innigsten Dankbarkeit des Verstorbenen gedenken, zu dessen Ehre dieser Artikel geschrieben ist. Professor Holzer ist mir in den letzten Jahren ein treuer Berather gewesen und versprach mir, als ich im vorigen Herbst so betrübt über den Tod meines langjährigen besten Jugendfreundes, des Geheimrathes Heinze, war, in Zukunft noch mehr in allen Einzelheiten mir zu helfen. Er versprach mir auch bei dem Herbstbesuch in Ulm, sich bald pensioniren zu lassen und dann seine ganze Zeit der Revision aller Nietzsche-Bände zu widmen. Er wollte ein kleines Buch schreiben, ungefähr in dem Sinn eines früher veröffentlichten Artikels: „Wie soll man Nietzsches Werke und Briefe herausgeben?" Noch mehr erfreute mich der andere Plan Holzers, in einer besonderen Schrift das Bild des jungen Nietzsche zu zeichnen. Das Büchlein war in seinem Kopf schon fertig und mit wahrer Begeisterung erzählte er mir daraus. Er hatte sich auch dazu von den verschiedensten Seiten Nachrichten zu verschaffen gesucht. Er wollte den „ersten Nietzsche" vom Ende der sechziger bis Mitte der siebenziger Jahre schildern, „den Freund Wagners, den Nietzsche, den „Erwin Rohde schwärmerisch geliebt hat. Den jungen Nietzsche, „den hoffenden, vertrauenden, der mit einem ungeheuren Glauben „an seine Ideale und seine Freunde muthig auf die Zukunft los„ging, den Kämpfer, der in den ersten siebenziger Jahren im Ge„fühl seiner üppigsten Kraft lebt, so, wie er einmal bei einem Be„such in Basel einem Freund erschien: feurig, elastisch, selbstbewußt „wie ein junger Löwe". Der Tod nahm Holzer die Feder aus der Hand. Wer zeichnet uns nun das Bild des jungen Nietzsche mit so innigem Verständniß und mit all der philologischen Treue und Gewissenhaftigkeit, die Ernst Holzer auszeichnete?

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

✱

Rußlands Finanzen.

Der Staatsbankerot Rußlands wurde nach dem Ausgang des ostasiatischen Krieges und den nicht minder schädlichen Straßenaufständen und Wirren in der volkswirthschaftlichen Literatur Deutschlands so laut gepredigt, als handle sichs um verbürgte, unabwendbare Thatsachen. Bedenkt man, mit welcher im Gesetz begründeten Scheu im bürgerlichen Leben Jeder über die Vermögenslage eines Anderen öffentlich zu reden pflegt, so muß man über die laute Verurtheilung russischer Finanzkraft staunen; selbst wenn man zugiebt, daß die durch den Krieg bewirkte hohe Verschuldung, die zum Theil noch ganz veraltete Bodenbebauung und die Mängel einer fast überall verseuchten Bureaukratie Grund zu ernsten Bedenken bieten. Und der Bankerot, die Schädigung der Staatsgläubiger wurde nicht etwa nur von Dilettanten, nach Volksgunst oder Sensation haschenden Dutzendschreibern geweissagt: sogar ernste, sonst kühle Fachleute unterlagen der suggestiven Gespensterfurcht. Schließlich warnten selbst Männer von Namen das deutsche Kapitalistenpublikum, dem russischen Reich künftig noch Kredit zu gewähren. War diese Warnung berechtigt? Ist Rußlands Finanzkraft und Leistungfähigkeit wirklich so gering, daß ein vorsichtiger Kapitalist sich hüten muß, ihm Geld zu borgen? Dieser Frage will ich auf dem festen Grund authentischer Ziffern die Antwort suchen. Die Spur der äußeren und inneren Wirrniß ist verwischt und die Staatsmaschine steht, seit die Konstitution nicht mehr angefochten wird, unter öffentlicher Kontrole. Da ist neue Prüfung des Status also Pflicht.

Während Deutschland mißtrauisch über die Grenze blickte, haben die Engländer sich bemüht, die Gold- und Silberschätze Sibiriens, die Kupfer- und Erzlager Turkestans, die Platina- und Edelsteinfelder des Ural, die Erz- und Steinkohlenminen Kaukasiens, den Bodenreichthum Südrußlands auszubeuten. Seit Jahren durchforschten britische Kapitalisten still, aber eifrig das Reich. Jetzt haben sie gefunden, was sie suchten; haben lächerlich niedrige Preise gezahlt und können den privaten und nationalen Wohlstand ihrer Heimath bald nun um Millionen, vielleicht um Milliarden vermehren. Das ist die Folge unserer scheuen Zurückhaltung. Mit solchen Waffen siegt England (und Amerika) heute noch im Wettkampf um die wirthschaftliche Vormacht.

Unter Berufung auf die Autorität des auch von mir nach Verdienst gewürdigten moskauer Professors Oserow wurde die russische Reichsbank hart getadelt, weil sie „viele Millionen in geheimen, statutenwidrigen Darlehen fortgegeben habe, um mehr oder minder hoffnunglose industrielle Unternehmungen vor dem Zusammenbruch zu bewahren“; so habe, zum Beispiel, „bis 1902 die notorisch faule Lena-Goldabbaugesellschaft über zehn Millionen erhalten“. Diese Lena-Werke, die bis ins Jahr 1908 keine Dividende gaben, wurden im Lauf dieses Jahres von einer englischen Gesellschaft gekauft und hießen seitdem „Lena Gold Fields Co. Ltd.“. Die mit 500 Rubel Nennwerth aus-

gegebenen Aktien der nach Oserow als „faul“ geltenden Gesellschaft wurden, Stück vor Stück, mit 600 Rubel bezahlt. Ihr Kurs war Ende September 1909: 1175, Ende Mai 1910: 2700. Für nominal 600 Rubel wurde also das fast Fünffache gezahlt. Und diese ungeheure Preissteigerung ist nicht etwa durch schwindelhafte Börsenmanöver bewirkt, denen ein Krach folgen muß, sondern in der Entwickelung der Gesellschaft begründet, die schon im ersten Betriebsjahr unter englischer Verwaltung 500 Pud (8000 Kilogramm) mehr Gold aus dem Boden schürfte, als im Jahr vorher ans Licht gebracht worden war. Wie fast immer und überall bei russischen Unternehmungen, die Jahrzehnte lang brach liegen, nicht leben und nicht sterben können, hat es eben auch hier nur an Geld, sachkundiger Organisation und Thatkraft gefehlt. Weil sie fehlten, kam es nicht zu rationeller Hebung der Bodenschätze. Das haben die klugen Briten früh erkannt; und sich den Mangel mit schlauer Energie nutzbar gemacht. Das oft wiederholte Mühen moskauer Banken, die Lena-Aktien zu sehr hohem Kurs zurückzukaufen, blieb erfolglos. Die Engländer haben Pfundshares (Zehnrubelpapiere) ausgegeben; und heute findet man in Werkstätten und Gesindestuben Britaniens Aktionäre der Lena-Werke. Ist daraus für Deutschland nichts zu lernen?

Die viel erörterte Frage, was der russisch-japanische Krieg gekostet habe, kann auch heute noch nicht endgiltig beantwortet werden. Noch immer sind nicht alle an die Staatskasse gestellten Forderungen erledigt. Aber der Betrag schrumpft allmählich zusammen. Im Budget für 1909 wurde er auf 17422000, in dem für 1910 nur noch auf 3841000 Rubel beziffert; er hatte sich im Lauf eines Jahres also um 13581000 Rubel vermindert. Heute kann man, trotz den noch zu erwartenden Nachträgen, sagen, daß der Krieg jedenfalls nicht mehr als 2½ Milliarden gekostet hat.

Die Staatsschuld Rußlands, die bis zum ersten Januar 1908 mit einem Bestand von 8710066204 Rubeln ausgewiesen war, zeigt seitdem die folgende Entwickelung:

Zunahme im Jahr 1908:	125817987	Rubel
Zunahme im Jahr 1909:	202872242	„
Bestand am ersten Januar 1910:	9038756433	„

Die Staatsschuld hat im Lauf zweier Jahre also um 328690229 Rubel zugenommen. Vergleicht man diese Summe mit den Zunahmen während der Kriegsjahre (1904: + 430378759; 1905: + 615405312; 1906: + 927681580 Rubel), so fällt die Verminderung ins Auge und lehrt den Unbefangenen erkennen, daß die russische Staatswirthschaft allmählich in normale Bahnen zurückkehrt.

Am ersten November 1907 legte der Finanzminister dem Reichsrath und der Reichsduma den Entwurf des Staatshaushaltsetats für das Jahr 1908 vor. Die Hauptziffern seien hier wiederholt. Ordentliche Einnahmen: 2318887000, außerordentliche: 7000000, zusammen also 2325887000 Rubel; ordentliche Ausgaben: 2317550169, außer-

ordentliche: 197965697, zusammen 2515515866 Rubel. Der Fehlbetrag von 189628866 Rubeln sollte auf dem Kreditweg beschafft werden. Der von Reichsrath und Duma geänderte Entwurf, dessen Fassung vom Kaiser genehmigt wurde, bot dem Blick andere Ziffern. Ordentliche Einnahmen: 2386945498, außerordentliche: 12981200, zusammen 2399926698 Rubel. Ordentliche Ausgaben: 2312251090, außerordentliche: 269152078, zusammen 2581403168 Rubel. Die ordentlichen Einnahmen waren mit einem Ueberschuß von 74694408 Rubeln gegen die Ausgaben des Ordinariums angesetzt. Die Deckung des außerordentlichen Aufwandes ergab nach Ueberweisung des Einnahmenüberschusses und der zu erwartenden außerordentlichen Eingänge (12981200 Rubel) einen Fehlbetrag von 181476470 Rubeln. Der Erlaß vom neunzehnten Juni 1908 verfügte die Aufnahme der dritten fünfprozentigen inneren Anleihe im Nennbetrag von 200 Millionen Rubeln.

Der vom Kaiser in Uebereinstimmung mit den beiden gesetzgebenden Körperschaften genehmigte Staatshaushaltsplan für das Jahr 1909 schließt mit den folgenden Hauptziffern ab. Ordentliche Einnahmen: 2458740982, ordentliche Ausgaben: 2449534917, also Einnahmeüberschuß im Ordinarium 9206065 Rubel. Im Extraordinarium sind die Einnahmen auf 5181200, die Ausgaben auf 145514061 Rubel veranschlagt. Fehlbetrag (nach Einrechnung des Einnahmenüberschusses): 131126796 Rubel. Im Budget für 1910 hatte die Regirung einen Fehlbetrag von 84215023 Rubeln angenommen; als es von der Volksvertretung revidirt war, schloß es mit einem Ueberschuß von 4723692 Rubeln. Diese Ziffern beweisen unwiderleglich, daß Rußlands Finanzen heute anders zu beurtheilen sind als in der ersten Zeit nach dem Krieg und den Massenunruhen.

Darüber läßt auch der Kursstand der russischen Papiere keinen Zweifel. Die vierprozentige Staatsrente stieg im Laufe eines Jahres um 13 Prozent; und in der selben Zeit hatten fast alle Banken, Versicherunganstalten, Eisenbahngesellschaften sehr beträchtliche Kurssteigerungen zu verzeichnen.

Ueber die russischen Goldvorräthe, die in den Schatzkammern der Reichsbank und in ausländischem Gewahrsam liegen, giebt die folgende (bisher nicht veröffentlichte) Uebersicht Aufschluß. Der Goldbestand im Ausland und in den Renteien betrug:

Am ersten Januar 1907	 1183500000	Rubel
" " " 1908	 1161000000	"
" " " 1909	 1218600000	"
" " " 1910	 1412000000	"

Von 1908 bis 1909 also eine Steigerung um 57600000 Rubel; von 1909 bis 1910 sogar eine um 193400000 Rubel.

Interessant und für die gesunde Entwickelung Rußlands charakteristisch ist auch das Wachsthum der aus den russischen Bergwerken an die fiskalischen Goldschmelzlaboratorien im Lauf der letzten vier

Jahre gelangten Goldmengen. Auch diese Ziffern sind bisher nicht veröffentlicht worden.

Gewicht des reinen Goldes: Umarbeitungwerth:

1906: 2262 Pud 19 Pfund . . . . . . 47867000 Rubel
1907: 2288 „ 02 „ . . . . . . 48408000 „
1908: 2576 „ 36 „ . . . . . . 54514000 „
1909: 2974 „ 12 „ . . . . . . 62928000 „
Zunahme von 1906 auf 1907: . . . . . 541000 Rubel
„ „ 1907 „ 1908: . . . . . 6116000 „
„ „ 1908 „ 1909: . . . . . 8414000 „

Die Operationen der Kreditkanzlei, die ausschließlich den Geschäften der Staatskasse gelten, waren in den Jahren 1908 und 1909 beträchtlich eingeschränkt. Das wurde durch die Stabilität der Kurse und durch die für Rußland günstige Handelsbilanz ermöglicht. Im Jahr 1909 verkaufte die Kreditkanzlei überhaupt nichts. Das wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Kurs der berliner Börse für Petersburg im August und September 46,0 als Rubelpreis für 100 Mark und 217,39 als Markpreis für 100 Rubel betrug, also den „Goldpunkt“ überstieg und dadurch den Zufluß von Gold aus dem Ausland herbeiführte. Der „Goldpunkt“ ist in Berlin für Einfuhr 215,05, für Ausfuhr 216,94.

Die folgende Tabelle zeigt die Schwankungen des russischen Auslandhandels während der letzten elf Jahre (die Zahlen bezeichnen Millionen Rubel):

Jahr	Ausfuhr	Einfuhr	Umsatz	Bilanz	Einfuhrzoll
1899	601,6	594,4	1 196,0	7,2	201,9
1900	688,4	572,1	1 260,5	116,3	185,5
1901	729,8	532,9	1 262,7	196,9	203,9
1902	825,4	529,1	1 354,5	296,3	207,2
1903	949,7	602,6	1 552,3	347,1	221,4
im Durchschnitt	759,0	566,2	1 325,2	192,8	204,0
1904	955,8	581,8	1 537,6	374,0	211,6
1905	1 017,9	559,3	1 577,2	458,6	207,2
1906	1 001,9	624,4	1 626,3	377,5	228,0
1907	991,5	701,5	1 693,0	290,9	239,4
1908	938,8	760,4	1 699,2	178,4	257,4
im Durchschnitt	981,2	645,5	1 626,7	335,7	228,7
1909	1 366,4	788,4	2 154,8	578,0	249,4

Der gesammte Handelsertrag des Jahres 1909 bezifferte sich auf 2154,8 Millionen Rubel. Ein Vergleich der Durchschnittsziffern aus den Handelsbilanzen für die Jahre 1904 bis 1909 zeigt für das Jahr 1909 eine Steigerung der Ausfuhr um 39,3, der Einfuhr um 22,1, des

Zollertrages bei der Einfuhr um 9,1 Prozent. Die Handelsbilanz des Jahres 1909 hat die des Vorjahres um mehr als eine halbe Milliarde, also um das Dreifache, überstiegen. Ihre höchste Ziffer erreichten 1909: die Ausfuhr im September und Oktober; die Einfuhr im August und September; die Zolleinnahmen im September und Oktober. An der Ausfuhr des Jahres 1909 waren betheiligt: Lebensmittel im Werth von (in Tausenden von Rubeln) 900326 (gegen 517944 im Jahr 1908 und 559962 im Jahr 1907); Roherzeugnisse im Werth von 416276 (gegen 370719 im Jahr 1908 und 383613 im Jahr 1907); Vieh im Werth von 25044 (gegen 23386 im Jahr 1908 und 22745 im Jahr 1907); Industrieprodukte im Werth von 24727 (gegen 26720 im Jahr 1908 und 25205 im Jahr 1907). Die Ausfuhrziffern zeigen gegen die Durchschnittsziffern der Jahre 1904 bis 1908 eine Zunahme um 51,2 Prozent für Lebensmittel, um 22,9 Prozent für Rohprodukte, um 19 Prozent für lebendes Vieh. Dagegen in der Ausfuhr der Industrieprodukte einen Rückgang von 19 Prozent.

Noch ein paar Ziffern aus der Entwickelung der öffentlichen Sparkassen; im Jahr 1868 gab es 64, im Jahr 1908 schon 6792. Der Ueberschuß der Spareinlagen betrug am Ende des Jahres

1906:	1035,0	Millionen Rubel
1907:	1149,2	„ „
1908:	1207,6	„ „

Das Gesammtdefizit der russischen Eisenbahnen (die Rücklagen zur Tilgung der Eisenbahnanleihen und anderer Verpflichtung sind eingerechnet) zeigen die folgenden Ziffern:

Jahr:	Zahl der Schienenwerste:	Defizit:	
1900	50129	2646111	Rubel
1901	53419	35149842	„
1902	54366	40370024	„
1903	54825	20561695	„
1904	55959	32586828	„
1905	57410	89545226	„
1906	59771	113402774	„
1907	60537	119967249	„

Die Schätzungen der noch nicht ziffernmäßig abgeschlossenen Jahrgänge 1908 und 1909 beziffern das Defizit auf 98000000 und 80000000 Rubel. Im Jahr 1910 dürfte das Defizit, da der Betrieb wesentlich verbessert worden ist und die ungemein günstige Ernte des vorigen Jahres nachwirkt, sich noch verringern.

Das Gesammtbild dieser Zahlen wird, so hoffe ich, auch Zweiflern beweisen, daß ich mich nicht einem ruchlosen Optimismus hingab, als ich die Nothwendigkeit betonte, veraltete Urtheile ruhen zu lassen und Rußlands Wirthschaft und Finanzen mit unbefangenem Auge jetzt noch einmal zu prüfen. Diese Prüfung wird auf fast allen wichtigen Gebieten eine wesentliche Besserung ergeben und erweisen, daß die Unheilspropheten nicht Recht behalten haben.

Sankt Petersburg. Dr. Adrian Polly.

*

Katanga.

Die Entwickelung des Kupferpreises hat Manchen enttäuscht. Seit dem Absturz von dem höchsten Gipfel, seit 1907 ist Kupfer billig geblieben. Man war bescheiden geworden und hielt sich still, wenns nicht hinter den londoner Kassekurs von 60 £ zurückging. Der niedrige Preis, hoffte man, wird den Verbrauch steigern. Aber auf dem Kupfermarkt siehts immer noch nicht gut aus; und die letzten Wochen waren besonders schlimm. Die londoner Kupfernotiz senkte sich auf 54¼ £ und trieb die Erinnerung bis zu fernen Tagen zurück. Als das Secrétan-Syndikat im Jahr 1889 stürzte, schoß der Kupferpreis von 70 auf 35 £. Solche Halbirung, nur nicht eine so schnelle, haben wir seit 1907 wieder erlebt. Damals kletterte der Kurs bis auf 111; heute steht er zwischen 55 und 56. Dabei ist das in der Kupferproduktion ausgedrückte Kapital größer geworden. Schon Adam Smith lehrt, daß ein ständiger Ausgleich zwischen liegendem und umlaufendem Kapital besteht. Jenes muß durch dieses alimentirt werden. Diese Ernährung hängt aber von der Sicherheit ab, daß das ruhende Kapital ein genügendes Einkommen bringt. Wenn von einer Waare zu viel produzirt wird, kann das Anlagekapital nicht mehr in normaler Weise ernährt, muß durch künstliche Mittel ein gewisser Umlauf gesichert werden. Das beliebteste Mittel ist die Ermäßigung der Verkaufspreise. Unfehlbar ist auch dieses Mittel nicht; oft geräth dann der Absatz erst recht ins Stocken. Die Käufer geben sich dem Glauben hin, der gesunkene Preis werde noch tiefer fallen, und warten deshalb mit ihrem Bedarf.

In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten lagen Ende Januar 1909 nur 117278, Ende Dezember 172310 Tonnen Kupfer; Ende Januar 1910 warens 154765 und jetzt zählt man 178434 Tonnen. Das bedeutet im Vergleich mit dem Stande des vorigen Sommers ein Plus von 46000 Tonnen. Die Ueberproduktion (Das mag ein leidlicher Trost sein) trifft zum allergrößten Theil Amerika. Da, hieß es im Herbst, werde ein großer Kupfertrust geplant. Man sprach von Verhandlungen zwischen Morgan, Thomas Ryan (dem Präsidenten der Amalgamated Co.), Guggenheim und der Firma Phelps, Dodge & Co., die eine gemeinsame Verkaufsgesellschaft (mit 150 Millionen Dollars Kapital) gründen und so den Kupfermarkt kontroliren wollen. Die neue Gesellschaft sollte Kupfer kaufen, verkaufen und lombardiren. Die Lombardirung von Kupfer gehört zu den Praktiken der amerikanischen Spekulanten. Sie geben in Europa, namentlich in London, große Kupfermengen in Lombard, um den Markt zu „entlasten“ und dem Preis „Luft zu schaffen“. Als ein Sauerstoffapparat dieser Art sollte auch die neue Kombination wirken. Doch der Plan wurde als Phantasterei bezeichnet und man hörte bald nur noch von einem Abkommen, das die Produktion einschränken solle. Früh drängte sich der Zweifel auf, ob die amerikanischen Kupferproduzenten sich einer Beschränkung unterwerfen könnten, ohne die Kosten der Produktion ins Uebermaß wachsen

zu lassen. Die Kosten richten sich, zum Theil, nach dem Umfang der Förderung. Wer auf Massenproduktion eingerichtet ist, arbeitet billiger als der Unternehmer mit begrenzter Leistung. Auch in den amerikanischen Kupfergruben kommts also auf die „Masse“ an. Und dieser wichtigsten Voraussetzung eines rentablen Betriebes wird sich kein Kupfermann freiwillig berauben. Annähernde Gleichheit der Produktionkosten müßte erreicht sein, ehe von Kontingentirung und Preiskonvention die Rede sein könnte. Mit dem neuen Trust wars also nichts; und der alte Sam Guggenheim warf das Kartenhaus vollends über den Haufen, als er einem Journalisten, der ihn ausfragte, die lakonische Antwort gab: „Nothing! About nothing!“ Wirklich hatte sichs nur um bubbles und bluffs gehandelt. Die Situation des Kupfermarktes ist noch schlechter, als sie vor acht Monaten war: gewachsene Ueberproduktion und gesunkener Kupferpreis. Das Trustgerede sollte nur die ärgsten Sorgen mildern und dem Kupferpreis einen Halt schaffen. Der Rückblick auf diese Trustpläne zeigt aber, daß alle Naturprodukte, die unter amerikanischer Kontrole stehen, die Beziehungen zur wirklichen Welt fast schon verloren haben. Deshalb zittert der Yankee vor der Möglichkeit, den Einfluß auf seine heiligsten Güter (Kupfer, Petroleum, Baumwolle, Weizen) zu verlieren. Die Erdrosselung der Standard Oil Company in Oesterreich ist ein Kinderspiel gegen die Gefahr, unter der das amerikanische Kupfer steht. Ihm erwächst im fernen Süden ein Rival, der schon jetzt alle Eigenschaften eines respektablen Gegners zeigt.

Hart an der Grenze des Goldlandes Rhodesia liegt das Kupferland Katanga. Dieser mit Mineralreichthümern gesegnete Strich zieht sich, im Südosten des Kongostaates, zwischen dem Kongo und dem Tanganjikasee hin, ist also im Osten von Deutsch-Ostafrika, im Süden von Britisch-Rhodesien begrenzt. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde auf Katanga gelenkt, als, nach dem Tod Leopolds des Zweiten, in der belgischen Kammer die eigenartigen Kongogeschäfte des königlichen Spekulanten kritisirt wurden. Der Bericht des Abgeordneten Tibbaut brachte zu öffentlicher Kenntniß, daß in der Provinz Katanga schon seit Jahren die britische Macht dominirt. Leopold konnte seinen Belgiern nicht verzeihen, daß sie über die Behandlung der Eingeborenen anderer Ansicht waren als er; und um die lästigen Debatten loszuwerden, gab er den Engländern den größten Theil der Katangaminen. Die Briten erfreuen sich ausgezeichneter Riechorgane, die auch das tief unter der Erde Ruhende wittern. Bob Williams, ein eben so tüchtiger wie geriebener Unternehmer, wußte schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, daß die Erzschichten von Rhodesien in Katanga ihre Fortsetzung haben. Um möglichst rasch und geräuschlos die Hand auf den Reichthum zu legen, gründete er die Tanganjika-Gesellschaft zum Bau von Eisenbahnen und zum Erwerb von Bergwerken. Die Williams-Gruppe trat mit der ursprünglich belgischen Katangagesellschaft und dem (später von Leopold eingesetzten) Comité Spécial du Katanga in Verbindung und erreichte, daß ihr 45 Prozent von den Antheilen

des belgischen Komitees abgetreten wurden. Das Land wurde nach allen Himmelsrichtungen durch Sachverständige sezirt und man fand große Erzlager. Für Eisenbahnlinien, die von den Erzstätten nach den Küstenplätzen führen, wurde gesorgt. Die wichtigste Trace ist die der Kap-Kairobahn, die bis ins Katangagebiet fertig ist. Außerdem hat eine von Williams gegründete Eisenbahngesellschaft einen Schienenstrang gelegt, der die wichtigsten Distrikte des Erzreviers durchschneidet. Der Einfluß Britaniens nahm mehr und mehr zu. Leopolds Rache hatte bewirkt, daß sich das Comité Spécial mit der Tanganjika-Gesellschaft zur Union Minière du Haut Katanga vereinte. Von den 200 000 Stück Aktien des neuen Unternehmens besitzen Williams und seine Anhänger mindestens die Hälfte; mit der sicheren Majorität in der Gesammtgesellschaft hätten die Engländer Katanga in der Hand: denn die Union Minière hat mehr als 130 Erzlager für die Dauer eines Jahrhunderts belegt. Die Kupfergruben des Katangalandes sollen alle anderen Lager an Ergiebigkeit übertreffen. Das Katangakupfer kann, wie Sachverständige festgestellt haben, den Weltmarkt auf lange Jahre allein versorgen. Das wäre noch nicht schlimm, wenn dieses Produkt theurer wäre als das altbekannte. Aber das südafrikanische Kupfer kann zu 25 bis 45 £ pro Tonne auf den Markt gebracht werden. Der höchste Preis ist noch um 10 £ niedriger als der tiefste londoner Satz aus den letzten Jahren. Die Amerikaner wären vom Weltmarkt abgeschnitten, wenn die Rechnung der Katangaleute sich als richtig erwiese. Noch sind wenige Gruben im Betrieb; schon aber können 40 bis 50 000 Tonnen herausgebracht werden. Eine neue Last für den Markt.

Die Yankees sind über die Vorgänge im Katangaland natürlich eben so genau unterrichtet wie die londoner Spekulanten. Diese Thatsache erklärt die Ereignisse, die auf dem Kupfermarkt zu beobachten waren. Eins der beliebtesten Spielpapiere, die Rio Tinto-Aktie, verlor seit dem Januar 320 Francs am Kurs. Die beiden amerikanischen Shares, Amalgamated und Anaconda, gingen um 25 und 15 Prozent zurück. Solche Ziffern verrathen die Unruhe der Spekulation. Die Amerikaner könnten die Entwerthung ihres Besitzes selbst dann nicht vermeiden, wenn ihnen ein Bündniß mit Katanga gelänge: denn sie müßten ihren Preis herabsetzen. Das könnten, ohne Lebensgefahr, nur die Produzenten thun, die mit geringen Kosten arbeiten. Und auch sie kämen kaum zu ausreichendem Gewinn, wenn sie gezwungen wären, bis zu den Katangapreisen herunterzugehen. Die Yankees sind den Engländern mit gebundenen Händen ausgeliefert. Sie hatten bis jetzt die Konkurrenz mit fremdem Kupfer noch nicht fürchten gelernt. Die wenigen reichen Erzgruben sind ihnen nicht gefährlich geworden. In Katanga tritt zum ersten Mal ein ebenbürtiger Kämpe in die Bahn. Wie wird der Kampf enden? Das europäische Kapital ist so stark in amerikanischen Coppershares engagirt, daß es sich für die Nachrichten aus dem britischen Kupferreich interessiren muß; und die Verbraucher dürfen sich der Aussicht auf niedrigere Preise freuen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juli 1910.

Schoenebecks.

II.*)

Sinfonia hysterica.

Vor vierzehn Tagen habe ich hier versucht, das vor und nach der Weihnacht des Jahres 1907 im allensteiner Haus des Majors Gustav von Schoenebeck Geschehene mit dem von der Psychopathologie gelieferten Werkzeug abzutasten und dem Menschensinn zum Verständniß des ihm unverständlich Scheinenden zu helfen. Zu ergründen, wie in dem Artilleriehauptmann Hugo von Goeben der Drang nach Martyrien, dann der Mordplan entstand und wie der Major von Schoenebeck, in dem die Kameraden doch einen Mann von Ehrgefühl sahen, das Treiben seiner Ehefrau dulden konnte. Dieser Versuch, dem alles nicht zur Sicherung seines Gelingens Nöthige fern zu halten war, mußte ins dunkle Land der Sexualpathologie führen. Um neben dem lauten Prahlerdrängen in Märtyrerruhm das stille Martyrium Eines zu zeigen, der seines Rockes und seiner Kinder wegen das Bewußtsein der Geschlechtsschmach und die ihm wohl noch schwerere Last der stumm lächelnden Verachtung trug, war eine Darstellung unvermeidlich, die sich nicht von prüden Aengsten noch vom cant der Heuchlergewohnheit einschüchtern ließ. („Eine traurige Wahrnehmung," sagt der Preußenmagister Treitschke, „lehrt, daß die sogenannte Oeffentliche Meinung immer viel moralischer ist als die Thaten der einzelnen Menschen. Der Durchschnittsmensch schämt sich, tausend Dinge, die er wirklich thut, öffentlich auszusprechen und zu billigen. Was der gewöhnliche Mensch, wenn er un-

*) S. „Zukunft" vom fünfundzwanzigsten Juni 1910.

betheiligt ist, im Tugendkosakenthum leisten kann, ist unglaublich.“)
Wie aus der psychischen Impotenz und der ihrer Minderung folgenden Hysterikererosie in Goeben der Wille zur That erwuchs, mußte dargestellt werden. Das zu solcher Darstellung nothwendige Thatsachenmaterial fand ich in den Berichten über die allensteiner Kriegs- und Schwurgerichtsverhandlungen und in dem Gutachten, das der münchener Psychiater Dr. Albert Freiherr von Schrenck-Notzing in der Strafsache wider Goeben 1908 erstattet und „auf den ausgesprochenen Wunsch des Angeklagten der Oeffentlichkeit übergeben hat“. (Am zweiundzwanzigsten Februar 1909 ist es im Doppelheft 3/4 des vom Professor Dr. Hans Groß herausgegebenen „Archivs für Kriminalanthropologie und Kriminalistik“ veröffentlicht worden.) Alle von mir aus der vita sexualis Goebens und seiner To angeführten oder angedeuteten Vorgänge waren aus den Gerichtsberichten und aus diesem Gutachten bekannt; neu war nur die psychologische Deutung und der Versuch, ohne den Gerichtsapparat Das zu geben, was die französische Kriminalistik die Rekonstruktion des Verbrechens nennt. Schrenck-Notzing hat den angeklagten Hauptmann Tage lang im Gefängniß beobachtet, mehrmals gründlich untersucht, Schrift- und Gedächtnißproben mit ihm gemacht und aus seinem Munde die ausführlichste Beichte gehört. Er sagt: „Mein Gutachten stützt sich auf das Studium der kriegsgerichtlichen Akten und auf eine mehrtägige eigene Beobachtung des Angeklagten im allensteiner Militärgefängniß. Das Geständniß, die eigenen Angaben des Angeklagten über seinen Lebenslauf und über die Beziehungen zur Frau von Schoenebeck sind hier mitverwerthet worden, da, abgesehen von ihrer Uebereinstimmung mit klinischen Krankheitbildern und Erfahrungen, kein Anlaß besteht, ihnen die Glaubhaftigkeit abzusprechen. Nach anfänglichem Leugnen hat Goeben ein vollständig in sich geschlossenes und mit dem auf andere Weise erlangten Beweismaterial lückenlos übereinstimmendes Bild der ganzen Strafhandlung dem Untersuchungrichter und dem Sachverständigen gegeben. Diese Schilderung enthält den Angeklagten schwer belastende Einzelheiten, die vielleicht auf andere Weise überhaupt nicht zur Kenntniß des Gerichtes gelangt wären. Dazu kommt das vollständige Fehlen von Thatzeugen. Aber auch wenn Goebens Darstellung nicht völlig dem wirklichen Ablauf dieses fürchterlichen Dramas entspräche, so würde an der Größe seiner Schuld kaum Etwas geän-

dert. Demnach scheint es berechtigt, auch in Bezug auf die Thatumstände die Mittheilungen des Angeklagten gelten zu lassen. Goeben war gut orientirt über allgemeine Lebensverhältnisse, geschichtliche, geographische Daten; wußte auch ziemlich genau alle Fragen über seinen Lebenslauf und über die Einzelheiten der Strafthat zu beantworten. Dagegen war sein Namensgedächtniß schlecht. Er konnte weder den Namen seines letzten Burschen noch die der Unteroffiziere seiner Batterie nennen. Er besaß keine besonderen sprachlichen Kenntnisse. Aufgefordert, las er aus einem ihm gehörigen Buch (über die Französische Revolution) eine halbe Seite laut vor und war dann nicht im Stande, den Inhalt des Gelesenen annähernd genau wiederzugeben. Die Art der Reproduktion machte einen direkt schülerhaften Eindruck. So weit es sich um eigene Interessen und die Produkte seiner überaus regen Phantasie handelte, war seine kombinatorische Fähigkeit außergewöhnlich gut. Dagegen waren Kritik und Hemmung der sich ihm je nach der momentanen Gefühlslage aufdrängenden Vorstellungverbindungen mangelhaft; das geordnete systematische Denken fehlte. Die mit Frau von Schoenebeck zusammenhängenden Vorstellungskomplexe waren über die Norm vom Gefühl betont, überwerthig und beherrschten seinen Gedankengang. Trotz allen Aufklärungen über ihren minderwerthigen Charakter, ihre hysterische Lügenhaftigkeit drängte sich ihm immer wieder die Meinung auf, er könne ihr durch seine Aussagen ein Unrecht zugefügt haben. Seine Willensäußerung war leicht zu beeinflussen; er war von einer bis zu den höchsten Graden psychischer Abhängigkeit reichenden Suggestibilität. Was er aus Mittheilungen der Frau von Schoenebeck wiedergab, klang glaubhaft. Für den Kenner des hysterischen Charakters qualifizirten sich die Einzelheiten dieser Darstellung als Produkte der zum Dramatisiren geneigten hysterischen Einbildungskraft. Die ganze ihrem Liebhaber gegenüber verfolgte und von ihm geschilderte Politik ist zu stilecht im Sinne der Hysterie, als daß Goeben sie hätte erfinden können. Zweifellos glaubte er den Uebertreibungen der Frau und ließ sich gegen den Ehemann einnehmen, obwohl ihm persönlich Schoenebeck nicht unsympathisch war und er auch niemals eheliche Streitigkeiten mitangesehen hatte. Selbständig wäre er überhaupt nicht auf die Idee gekommen, den Ehemann für einen Barbaren zu halten, wenn er nicht auch nach dieser Richtung geistig von der Frau vollständig beherrscht gewesen

wäre. Goeben war, als erblich belasteter Psychopath, ohne seelisches Gleichgewicht. Er war in einem Zustand suggestiver Abhängigkeit von der Geliebten, den man als sexuelle Hörigkeit mit masochistischem Einschlag qualifiziren mußte. Deshalb war seine Zurechnungfähigkeit vermindert. Die Verantwortlichkeit war durch krankhafte Störung der Geistesthätigkeit erheblich eingeschränkt; doch nicht in solchem Grade, daß die freie Willensbestimmung als ausgeschlossen erachtet werden konnte." Kein Grund, der ihn straffrei machte. So hat der einzige namhafte Psychiater geurtheilt, von dem der des Mordes angeklagte Hauptmann untersucht worden ist.

Für dieses Urtheil zeugen die Briefe, die Goeben nach der That schrieb. An den Kriegsgerichtsrath, der die Untersuchung führte: „Die Liebe zu der unglücklichen Frau hat mich wieder so übermannt, daß ich Alles bereue, was ich gegen sie ausgesagt habe. Bitte, bitte, schaffen Sie mir Beweise, daß sie mich während der Zeit, wo ich mit ihr zusammen war, betrogen hat! Bitte, erlösen Sie mich von der Leidenschaft, wenn Sie können! Ich bin wohl verrückt; ich kann den Gedanken nicht ertragen, ich hätte die Frau verrathen und es wäre am Ende gar nicht nöthig gewesen." An einen Freund: „Ich bin von einer Frau, die vielleicht wegen ihres hysterischen Zustandes gar nicht oder doch nur zum Theil verantwortlich gemacht werden kann, durch dauerndes Anreizen, Klagen und Lieben in einen Zustand versetzt worden, der wohl nicht mehr als normal bezeichnet werden kann. Wenigstens begreife ich heute meine wahnsinnigen Ideen und Gefühle nicht mehr. Ich habe in diesem Zustand jene Frau für ein reines Heiligthum gehalten und ihr Alles, Alles geglaubt. Wenn ich heute zurückdenke, so begreife ich nicht, wie ich habe glauben können. Die Widersprüche waren so in die Augen fallend, daß ein einigermaßen vernünftiger Mensch sie merken mußte. Die Frau muß eine Art Suggestion auf mich ausgeübt haben. Ich habe ohne Bedenken, ohne alles innere Widerstreben die größten Verbrechen ausgeführt, die sie von mir haben wollte, und fühlte mich sogar glücklich dabei. Ich wußte aus ihrem eigenen Munde, daß sie ein leichtsinniges Vorleben geführt hatte. Das Alles hat mich nicht abgehalten, sie bis zum Wahnsinn zu lieben und geradezu abgöttisch zu verehren. So hat sich in mir auch die Idee festgesetzt, ich müsse diese Frau von ihrem Mann befreien, den sie nicht aufhörte mir in den widerlichsten Farben zu schildern. So ist es denn gekommen, das Gräßliche. Meine Absicht, den un-

glücklichen, ahnunglosen Mann im Wald zu stellen, mißlang. Da habe ich es in seiner Schlafstube gethan. Sein Revolver hat leider versagt. Warum ich mich nicht selbst daneben gelegt habe? Ich begreife es heute nicht mehr. Ich habe mir noch Tage lang eingebildet, eine gute That gethan zu haben; und die wahnsinnige Sehnsucht und Idee, die Frau doch noch einmal meine Frau nennen zu können, hat mich davon abstehen lassen. Ich war so in ihrer Gewalt, daß ich Alles, aber auch Alles darüber vergessen habe. Ich hätte Vaterland, Mutter, Freunde, Alles, Alles lachend im Stich gelassen, wenn ich dafür diese Frau hätte eintauschen können. Wie ich ja auch meine eigene Ehre lachend in den Dreck getreten habe. Ich stehe schaudernd vor all diesen Gemeinheiten (wenn man dieses milde Wort darauf anwenden darf) und kann mir überhaupt noch gar nicht zur Vorstellung bringen, daß ich selbst das Alles war. Man neigt ja wohl dazu, sich selbst zu entschuldigen; und so kann ich nicht sagen, ob in mir die Keime zu derartigem Verbrecherthum liegen. Ich meine, wenn ich offen sein soll, die unglückselige Frau hat einen hypnotischen Einfluß auf mich gehabt, der mich zu ihrem willenlosen Werkzeug gemacht hat. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich solche Dinge aus freien Stücken hätte vollbringen können."

Das (nur aus unkontrolirbaren Zeitungberichten bekannte) Gutachten des berliner Gerichtsarztes Dr. Strauch scheint dem Schrenck-Notzings ähnlich. Psychisch, sagt er, sei Goeben durch Frau von Schoenebeck infizirt worden. „Sie verschaffte sich Eingang durch zwei Pforten: durch seine Ritterlichkeit und durch seine sexuelle Eigenart. Sie erfüllte Goeben mit Haß gegen ihren Gatten, um ihn so sicher in ihrem Bann zu haben. Und mit der feinen Witterung einer erotisch Kranken merkte sie bald, daß Goeben sexuell seltsam veranlagt war. In ihm entstand der Wunsch, die Frau zu erlösen und zu besitzen. Sie sah in ihm ihren Retter. Nach psychopathologischer Prüfung muß ich glauben, daß ihre Klagen erheuchelt waren. Die Beiden haben sich an dem Gedanken berauscht, von dem Mann loszukommen. Sie haben gewiß auch allerlei Befreiungpläne erörtert; vielleicht sogar einen Mordplan. Diese Gedanken und Pläne haben die Frau sexuell erregt. Noch heute (an einem der letzten Tage der gegen Frau von Schoenebeck geführten Hauptverhandlung) aber bin ich nicht sicher, daß sie ernstlich von ihrem Mann befreit sein wollte. Sie hat mit dem Gedanken wohl nur gespielt und getändelt." (Schrenck-Notzing:

„Wahrscheinlich hat die Frau niemals ernsthaft an die Tötung ihres Gatten gedacht. Es könnte sich entweder um ein Spiel ihrer hysterischen Einbildungskraft mit Vorstellungen des Mordens, des Schrecklichen überhaupt gehandelt haben, mit dem Zweck, ihren Geliebten zu reizen, ihn in konstante Aufregung zu versetzen, ihn eifersüchtig zu machen und ihren Wünschen gefällig zu erhalten; oder um Vorboten der nach der Verhaftung ausgebrochenen geistigen Erkrankung, um Verfolgungideen, die Goeben als solche nicht zu erkennen vermochte und, in mißverständlicher Auffassung ihres ganzen pathologischen Charakterbildes, ernst nahm." Hier ist zu erwähnen, daß der münchener Arzt nur den Mann, der berliner nur die Frau gesehen hat.) Herr Dr. Strauch meint, der Hauptmann sei in den Tagen, die den Mordplan reifen und ausführen sahen, in einem Zustand krankhafter Geistesstörung gewesen, der seine freie Willensbestimmung ausschloß und ihn, nach dem Paragraphen 51 des Strafgesetzbuches, der Strafverfolgung entzog. „Sein Wahnsinn war dadurch bewirkt, daß er mit dieser Frau zusammenkam. Sie berauschte sich an seinen Plänen und an seiner vasallischen Ergebenheit. Er nahm die Idee der Befreiung ernst und sie wurde ihm zur Fixen Idee." Der Inhalt der beiden Gutachten und der Gefängnißbriefe klingt zu einer Symphonie zusammen, die alle anderen Auffassungen übertönt. Die Meinung einzelner Aerzte, nicht die Frau habe den Mann, sondern der Mann die Frau unterjocht, mit Geist und Sinnen in seine Willenssphäre gezwungen, muß dem Betrachter des Thatbestandes unhaltbar scheinen. Nicht ein einziger für das Urtheil wesentlicher Punkt ist gefunden worden, von dem aus zu sehen wäre, daß die Frau im Pferch dieses Manneswillens lebte. Ihr Sexualverlangen war nicht wählerisch, nicht einmal durch den Trieb an das andere Geschlecht gebunden; und er (dessen Geschlechtsempfinden, wie Rousseaus unter dem Schlag der Tante, erwacht war, als die Mutter, im Scherzspiel, den Knaben einst auf ihrem Rücken reiten ließ) reagirte nur auf eine bestimmte Reizesart. Ihr ist er ein Männchen wie andere Männchen; ihm ist sie die einzige Frau, die ihn ein der Natur nahes Sexualglück erleben ließ. Kann ein im Bezirk der Psychopathologie nicht ganz Fremder zweifeln, wer in diesem Verhältniß das Herrschaftrecht übte, wer freudig die Knechtspflicht auf sich nahm? Die suggestive Macht Hysterischer und ihrer pseudologia phantastica (so hat Professor Dr. Anton Delbrück, der in Burghölzli

Forels Assistent war, den mindestens halb unbewußten Hang ins Wahrheitwidrige getauft) ist eine Thatsache, mit der die Aetiologie längst rechnen gelernt hat. Und auf wen wirkte diese hysterica? Eine in Allenstein nicht gestreifte Frage taucht auf.

Was ist Hysterie? In einer kleinen Schrift hat, vor drei Jahren, Steyerthal darauf geantwortet: „Eine selbständige, einige und untheilbare Krankheit, ‚die Hysterie‘, giebt es nicht; nur hysterische Stigmata, einen hysterischen Symptomenkomplex. Diese Symptome sind Ermüdung- und Erschöpfungzeichen.“ (Krampf, Lähmung, Einengung des Gesichtsfeldes.) Damit ist noch nicht viel gesagt. Ob es überhaupt „einige und untheilbare Krankheiten“ giebt? Der Praktiker zweifelt; sieht bei der Diagnose in jedem Fall das Bild individuell gefärbt und muß bei der Therapie dem Grundsatz Schweningers folgen: „Des Arztes Aufgabe ist nicht, Krankheiten zu heilen, sondern, unter erkennbaren und veränderlichen Bedingungen ihres Wesens und Daseins erkrankte Menschen nach den Möglichkeiten seiner Kunst und ihres Kraftbesitzes zu behandeln.“ Immerhin zeigt das klinische Bild Hysterischer bestimmte Konturen; nicht so klare wie das Tuberkulöser und Syphilitischer, doch kaum undeutlichere als jede Art der Psychose. In seinem Lehrbuch der Psychiatrie zählt Kraepelin die Hysterie zu den psychogenen Neurosen; er sagt: „Als einigermaßen kennzeichend für alle hysterischen Erkrankungen dürfen wir vielleicht die außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit ansehen, mit welchen sich psychische Zustände in mannichfachen körperlichen Störungen wirksam zeigen. Verstand und Gedächtniß der Hysterischen pflegen keine auffallenderen Störungen darzubieten. Die Erinnerung ist bei ihnen im Allgemeinen treu, aber nicht selten ungemein einseitig. Wahrnehmung und Deutung werden nicht immer scharf auseinandergehalten. In einzelnen Fällen besteht geradezu ein Hang zu freier Ausschmückung der Vergangenheit, ja, zur Vermischung der Erinnerungen mit vollkommen erfundenen Zügen. Besonders oft begegnet uns die Erdichtung von gefährlichen Angriffen, meist mit geschlechtlicher Färbung; die Kranken bringen sich auch wohl selbst Verletzungen bei und knebeln sich, um das Abenteuer glaubhafter zu machen. Ich kannte Hysterische, die in verblüffender Weise verstanden, den Hörer ohne das geringste Besinnen mit den abenteuerlichsten Erfindungen über ihre Vergangenheit zu überschütten und jedem Einwand mit der größten Seelenruhe durch

immer kühnere Ausflüchte zu begegnen. Einzelne Kranke können sich so in ihre Einbildungen hineinleben, daß sie dadurch in ihrem Denken und Handeln vollkommen beeinflußt werden, obgleich es sich nicht um eigentliche Wahnvorstellungen, sondern nur um Gedankenspielereien handelt, die mit Liebe und Leidenschaftlichkeit ausgesponnen werden. Die Kranken sind ungemein erregbar; ihnen fehlt die Dämpfung, die beim gesunden Menschen allmählich die raschen und starken Gefühlsschwankungen der Kinderjahre abschwächt. In einzelnen Fällen, aber keineswegs besonders oft, zeigt sich eine erhöhte geschlechtliche Erregbarkeit, welche die Kranken zu Ausschweifungen verführt; nicht so selten besteht geschlechtliche Kälte oder völlige Unempfindlichkeit." (Daß die Erkrankung nicht, wie Platon annahm, von der ὑστέρα ausgeht noch als ein Sonderleiden des weiblichen Uterus zu betrachten ist, wird schon durch diese Thatsache bewiesen.) „Oft äußern sie den Wunsch, zu sterben, sich das Leben zu nehmen; auch einige einleitende Schritte werden vielleicht gethan: ein Band um den Hals geschnürt, eine Nadel verschluckt, eine verdächtige Flüssigkeit getrunken; in der Regel ist keine große Gefahr dabei, wenn nicht ein unglücklicher Zufall mitspielt. Meist ist das Bestreben erkennbar, interessant zu erscheinen, sich in ein besonderes Licht zu stellen, von sich reden zu machen. Ueberall tritt die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund. Viele Hysterische berauschen sich, mit dem stillen Anspruch auf besondere Anerkennung ihrer manchmal geradezu thörichten Aufopferung, an dem Gedanken, Alles für die Armen hinzugeben, in selbst gewählter Erniedrigung den Kranken und Elenden zu dienen. Sie möchten Großes leisten, eine Thätigkeit haben, der Menschheit nützen. Freilich bleibts in der Regel bei solchen großen Gedanken oder bei einigen unzweckmäßig einleitenden Schritten. Auf dem Gebiet des Willens ist vor Allem die erhöhte Beeinflußbarkeit zu bemerken, die mit der oft stark hervortretenden launenhaften Eigenwilligkeit nur in scheinbarem Widerspruch steht. Wenn sie unbefangen sind und sich unbeachtet glauben, zeigen die Kranken oft eine große Leistungfähigkeit, die sofort der alten, Mitleid heischenden Hinfälligkeit weicht und von ihnen vollständig verleugnet wird, sobald sie auf ihre Krankheit hingewiesen werden oder sich dem Arzt gegenüber sehen. Ohne Zweifel werden einzelne Krankheitzeichen (Geschwüre, Fieber, Blutspeien und Aehnliches) von Hysterischen willkürlich und zweckbewußt vorgetäuscht, um ihnen die Theilnahme des Arztes zu

sichern und ihm eine möglichst schlimme Vorstellung von der Größe ihres Leidens beizubringen. Aus dem Nachweis einer absichtlichen Täuschung darf man aber nicht auf das Fehlen einer psychischen Erkrankung schließen. Wie schon der Name (Gebärmuttersucht) andeutet, ist die Hysterie so sehr eine Krankheit des weiblichen Geschlechtes, daß man sogar zweifelhaft war, ob man überhaupt das Recht habe, ähnliche Erkrankungen bei Männern mit der selben Bezeichnung zu belegen. Doch die männliche Hysterie ist heute, wie wir der Pariser Schule ohne Weiteres zugeben müssen, keine seltene Krankheit mehr. Unter den von mir beobachteten Hysterischen waren die Männer mit dreißig Prozent betheiligt. Schwerlich läßt sich zwischen den Neurosen der beiden Geschlechter eine scharfe Trennunglinie ziehen. Die Hysterie ist ein angeborener abnormer Seelenzustand, dessen Eigenthümlichkeit darin liegt, daß (wie Moebius es ausdrückt) krankhafte Veränderungen des Körpers ‚durch Vorstellungen' hervorgerufen werden."

Das hatte, lange vor Moebius, schon Charcot gesagt. Ihm war die Hysterie eine Psychose, in deren Opfern durch Vorstellungen abnorme körperliche Vorgänge bewirkt werden; war sie dem Zustand Hypnotisirter nah, die er künstlich in Hysterie Versetzte nennen mochte. Was er (und seine Schule der pariser Salpêtrière) für die Neuropathologie geleistet hat, ist auch Laien bekannt; er schuf die Grundmauer, auf der Janet („L'état mental des hystériques"), Kraepelin und Binswanger, Moebius und Vogt, Freud und Breuer weiterbauen konnten. Mit Recht hat ihn deshalb der karlsruher Privatdozent Dr. Hellpach in seinem Buch „Grundlinien einer Psychologie der Hysterie" als den Meister gepriesen, dem die Stellung und klassische Lösung des Problems zu danken sei. Im Lauf der letzten Jahre haben die von den wiener Aerzten Freud und Breuer veröffentlichten „Studien über Hysterie" sich in den Blickpunkt gedrängt. Hier kann ich heute nur wiederholen, was Kraepelin über sie sagt: „Nach den Versicherungen der wiener Aerzte soll die Hysterie durch ganz bestimmte passive sexuelle Erlebnisse in der frühsten Kindheit erzeugt werden, die dann in der Form unbewußter Erinnerungen durch das ganze spätere Leben hindurch fortspuken und in mannichfacher Umformung zur hysterischen ‚Abwehrneurose' führen. Man erfährt diese Dinge, indem man die Kranken in der Hypnose ausfragt. Wir dürfen nicht bezweifeln, daß man auf diesem Weg noch ganz andere Dinge

herausbringen könnte. Wenn aber unsere vielgeplagte Seele durch längst vergessene unliebsame sexuelle Erfahrungen für alle Zeiten ihr Gleichgewicht verlöre, so dürften wir am Anfang vom Ende unseres Geschlechtes angekommen sein; die Natur hätte ein grausames Spiel mit uns getrieben. Freilich sollen all diese Erinnerungen unschädlich werden, wenn dem kundigen Arzt gelingt, sie mit Hilfe des ‚kathartischen' Verfahrens, der fortgesetzten hypnotischen Beichte, ans Licht zu ziehen und zu bewußten zu machen." Das klingt sehr skeptisch; das über die Schreckneurose, die krankhafte Uebertreibungsucht der nach reichlicher Unfallrente Trachtenden, die Erwartungneurose (der auch manche Fälle psychischer Impotenz zuzurechnen sind) und über den Erfolg hypnotischer Einwirkung Gesagte zeigt aber, daß Kraepelin den Wienern nicht ganz so fern ist, wie er selbst wohl geglaubt hat. Einerlei. Goebens Sexualerlebniß mußte beleuchtet werden: sonst war der Beweis nicht zu führen, daß auch er (nicht die Frau nur, die er begehrte und von der er besessen war) im Wahnland der Hysterie wohnte. In der Kindheit ein Geschlechtserlebniß, das durchs ganze Leben hin fortspukt; Ermüdungzustände und Gleichgewichtsstörungen; Lahmheit einzelner Glieder, die das Stehen auf dem rechten Fuß fast völlig hindert und an die Symptome der Astasie-Abasie erinnert; die kombinatorische Fähigkeit ungewöhnlich stark und die Gefühlsschwankung seit den Kinderjahren nicht gemindert; Vorstellungen erwirken im Körper jähe, abnorme Vorgänge; falsche (oder gefälschte) Gedächtnißbilder (Burenkriegsberichte); das prahlerische Betonen steter Opferbereitschaft und der sichtbare Drang, sich, als eine ganz besonders geprägte Persönlichkeit, den Nächsten interessant zu machen; heftige Unternehmunglust und, unter dem Zwang eines einzigen Gedankens, die beinahe läppische Verkennung des für die Sicherung der Person und ihres Planes Nothwendigen (Giftkauf in der allensteiner Apotheke; Nichtachtung des Kaliberunterschiedes, der doch beweisen mußte, daß Schoenebeck nicht von einer Kugel aus seiner eigenen Pistole gefällt worden war); Eigensinn einer fast schrankenlosen Suggestibilität gepaart; und, nach der Tragoedie, die Katharsis durch die Beichte, das Erschaudern beim Rückblick auf die unheimliche Verdoppelung der Persönlichkeit und der Entschluß zum qualvollen Opfertod, mit dem er so lange nur spielte. Nach allen Analysen und Deutungen: ein Hysterischer.

Wie zwei Hysteriker auf einander wirken, einander beeinflussen

und infiziren, hat der Laie niemals, hat kaum der Arzt je so deutlich wie auf diesem Diptychon gesehen. Das giebt, vor dem furchtlosen Auge des Seelenforschers, dem Schreckbilde den Werth. In dem Majorshaus ging Alles leidlich, so lange die Frau sich an gesunden Männern ergötzte, die dem wirr hinstürmenden Gerede schon an der Hausthür nicht mehr ernsthaft nachdachten. Zur Katastrophe kam es erst, als Antonie einen Hysteriker gesättigt und seinen Willen in den Bann ihres Wahnspieles gezwungen hatte.

Der Prozeß.

Die Pflicht zum Gesellschaftschutz muß Grund und Zweck aller Strafjustiz bleiben. Als Lombroso (halb genialer Forscher, halb flüchtig pfuschender Charlatan: und deshalb zu rascher Popularisirung eines selbst ersonnenen Gedankens besonders geeignet) den Begriff des delinquente nato ans Licht brachte und mit seiner Anthropologenschule die Kriminalisten wieder daran erinnerte, daß sie Menschen, meist kranke Menschen, zu richten haben, mußten ungebundene Geister sich seines Auftretens freuen. Das alte Lehrgebäude der klassischen Strafrechtsschule war morsch und brüchig geworden. Daß Einer zu behutsamerer Individualisirung mahnte, des Handelns Bestimmbarkeit durch körperliche Zustände, Vorgänge, Retroaktion zeigte, den Abgrund, der den Richter vom Arzt trennte, mit schmalem Steg überbrückte und mit grellfarbigen Bildern die Schädlichkeit des Mühens erwies, das Wesen des Menschen, seiner Schuld, seines Verbrechens aus den Paragraphen eines gilbenden Strafgesetzbuches zu abstrahiren: das Alles konnte nur nützen. Lehrte dürre Juristen erkennen, daß sie von dem ins Verbrechen langenden Menschenleid, von Perversionen und Psychosen noch nicht genug wußten, wenn sie sich stöhnend mit Prichards Lehre von der moral insanity vertraut gemacht hatten. Was dran gefährlich schien, wurde von deutschen Kriminalisten und, besonders wirksam, von Lombrosos Landsmann Enrico Ferri, dem Gründer der Dritten Schule, früh bekämpft. Ferris Kriminalsoziologie und mancher Vorschlag der Internationalen Kriminalisten-Vereinigung wies den Weg in die Klarheit. Doch die Praxis scheint diesen Wegweiser noch nicht erreicht zu haben; scheint, mit stolzem Gehumpel, jetzt erst in den Bannkreis des Lombrosismus gelangt zu sein. Wer in unsere Gerichtssäle blickt, sieht ringsum die Herrschaft der Aerzte. Die bestimmen, ob ein Angeklagter

verhandlungfähig ist, während der That bewußtlos, unter dem Zwang unwiderstehlicher Gewalt, nicht im Besitz seiner Willensfreiheit war (dieser gottähnlichen, schon von Schopenhauer verspotteten Willensfreiheit, an die zwar die Wissenschaft nicht mehr glaubt, die in der Praxis aber noch heute gespenstisch fortlebt). Der Richter sinkt zum Exekutivorgan ihres Willens herab. Er muß sie fragen und ihrer Antwort seinen Spruch anpassen. Darf nicht, wie Hertz empfahl, sagen: „Zurechnungfähig nenne ich Jeden, in dessen Intellekt die Idee des Rechtes Eingang gefunden hat und zu dessen geistigen Besitzthümern die Kenntniß des rechtlich Statthaften und Verbotenen gehört." Darf die Prüfung des Intellektstandes und des Rechtsbewußtseins nicht auf eigene Faust wagen. So will es die allen Bequemen willkommene Mode. Sie zeugt zwei Gefahren. Der Baugrund, auf dem die Strafrechtspflege ruht, wird mählich so, bis in seine tiefste Schicht, aufgeweicht, daß er ein fest gefügtes, den Gesellschaftschutz sicherndes Haus nicht mehr tragen kann. Der Halbirre, Perverse, in den Grenzbezirken der Psychose Lebende bedroht, nach kurzer Einsperrung in ein Gefängniß oder Irrenhaus (dem er, wenn sein Zustand strenge Bewachung heischt, eine allzu theure Last ist), wieder die Nächsten und Fernsten. Zweite Gefahr: Straflosigkeit wird zum Privilegium der Reichen. Die können sich Sachverständige von Rang und Namen miethen; und daß deren Gutachten, auch wenn sie den Angeklagten erst im Gerichtssaal kennen lernten, kaum jemals dem Interesse des Miethers widerspricht, ist hier, als ein Kuriosum, oft erwähnt worden. Der Arme muß sich an den zuständigen Gerichtsarzt halten, der sich selten als einen wehleidigen Helfer erweist; für den Wohlhabenden zeugt die „Autorität". Nur ein plumper Sinn wird solche Aerzte greifbarer Bestechlichkeit zeihen. Das hohe Honorar (bis zu fünfhundert Mark für den Tag hat mans, bei fünfwöchiger Dauer der Hauptverhandlung, in Berlin schon gebracht), das sie über den Zeitverlust hinaus entschädigt, und die wirksame Reklame durch die täglichen Prozeßberichte ermöglicht ihnen und verpflichtet sie, dieser einen Aufgabe sich ganz hinzugeben. Sie sehen ein Handeln, das unbegreiflich wäre, wenn es nicht durch normwidriges Empfinden oder durch krankhafte Störungen des psychischen Gleichgewichtes erklärt werden könnte: und ihrem Scharfsinn, ihrer emsigen Spürkunst gelingt oft, solche Erklärung glaubhaft zu machen. Ein Beispiel soll andeuten, was hier gemeint ist. Eine junge

Dienstmagd, die nie vermählt war, aber ein Kind hat und mit zwei kräftigen Burschen in Geschlechtsverkehr steht, erregt dadurch Aergerniß, daß sie sich vor kleinen Schulknaben auf offenem Feld schamlos entblößt und sie mit zotiger Rede zu unzüchtigem Thun auffordert. Sie wird angeklagt und, da der Gerichtsarzt keinen Geistesdefekt an ihr findet, ins Gefängniß geschickt. Trotzdem ihr Handeln, als ein nicht etwa von Geschlechtshunger bewirktes, aus gesundem Triebleben nicht zu erklären war. Eine Dame hätte, durch das Gutachten namhafter Psychiater, dem Gericht die Ueberzeugung verschafft, daß hier, bei einer so reichlich Gestillten, nur von psychogener Neurose die Rede sein könne. Und doch wären schwächliche Luxuskinder durch die schamlose Exhibition schlimmer geschädigt worden als dralle Dorfbengel, die der Magd ins Gesicht lachten. Das Gassenvorurtheil, das in dem Sachverständigen den zu jedem Dienst bereiten Retter des reichen Angeklagten sieht, wird durch die Thatsache genährt, daß man gegen den Reichen schüchterner, vorsichtiger, langsamer prozedirt als gegen den Armen und daß schon die Dauer und Art solcher Verhandlung dem beobachtenden Arzt viel weiter reichende Erkenntnißmöglichkeiten giebt als der kurze, schroff geführte Alltagsprozeß. Herrschaft des Arztes, den nur der Reiche bezahlen kann: dabei zerbröckelt die Grundmauer der Kriminalsoziologie und die Strafjustiz geräth in Verruf.

Auch in Allenstein haben die Aerzte souverain geherrscht. Ueber Lebende und Tote. Festgestellt, ob und wann Goeben geistig krank und unzurechnungfähig war und wann die Hysterie (oder Hysteroepilepsie) der Angeklagten sich in eine die freie Willensbestimmung ausschließende Psychose gewandelt hat. „Festgestellt“: obwohl gerade dieser Prozeß lehren mußte, wie oft auch ein gläubig bestauntes Sachverständniß auf schwanken Moorgrund baut. Ist Hysterie die Folge eines angeborenen und unveränderlichen Seelenzustandes, dann befreit sie nicht von der Strafe; ist sie, in einer der Epilepsie ähnlichen Form, durch eine schnell oder langsam vorschreitende Erkrankung der Hirnrinde bewirkt, dann sichert sie Straflosigkeit. Wer löst den Zweifel mit unfehlbarem Spruch? Frau von Schoenebeck ist, von einzelnen Aerzten und von Kollegien, für irr erklärt, in den Bereich absoluter Willensfreiheit zurückgerufen und wieder zu den geistig Kranken gewiesen worden. Wer schafft uns die Gewißheit, daß die Leiden, von denen sie während der Hauptverhandlung gepeinigt schien (Dutzende von Ohn-

machten, Schreikrämpfe, Fieberpuls, Anaesthesie), nicht von dem Willen der hysterica, durch die Kraft ihrer Vorstellungen, erwirkt waren? Was Charcot, über den „großen Anfall", Janet und Moebius über die Unempfindlichkeit der Hysterischen gesagt haben, schien völlig vergessen; nur die Frage nach der Möglichkeit einer Simulation wurde von unermüdlichem Eifer gestellt und, von neidenswerthem Selbstvertrauen, immer wieder verneint. Schrenck-Notzing sagt: „Die Hysterische beherrscht das Repertoire der willkürlich hervorgerufenen Anfälle und Ohnmachten vollkommen." Kraepelin erzählt von Hysterischen, die Chylurie und Abszesse vortäuschten, sich heimlich verwundeten und die Wunden, so lange es ihnen nöthig schien, durch die Einführung von Draht- und Streichholzstückchen offen hielten. Delbrück berichtet über einen noch lehrreicheren Fall. Eine Frau wird, nach achtjähriger Verbrecherlaufbahn, die nie auch nur den Gedanken an eine Geisteskrankheit aufkommen ließ, von sämmtlichen berliner Gerichtsärzten, Psychiatern, Charitéärzten, auch von den Aerzten in Dalldorf, Moabit, Hildesheim für gemeingefährlich geisteskrank erklärt und ins Irrenhaus gesperrt. Fünf Jahre lang gilt sie Allen als unzurechnungfähig. Da lehnt der zuständige Amtsrichter den Antrag ab, der die Entmündigung fordert, und die Staatsanwaltschaft erhebt die Anklage wegen widerrechtlicher Freiheitberaubung. Nun wird die Frau in Hamburg, Göttingen, Berlin für zurechnungfähig erklärt und dem Strafrichter zugeführt. Später wird sie, in der Charité, noch einmal beobachtet; das Urtheil lautet: Unheilbare Psychose. Die Gerichtsärzte widersprechen; und die Frau wird wieder ins Untersuchungsgefängniß geholt. Hatte sie Krämpfe, Delirien, Gedächtnißschwäche simulirt? Daß Hysterische solche Erscheinungen, auch Neuralgien, Blutungen, Geschwüre, Fiebertemperatur, nach Willkür erwirken können, ist seit den Dinstagsdemonstrationen der Salpêtrière unbestreitbare Gewißheit. Vor den allensteiner Geschworenen stand eine Hysterische, deren erste Triebhandlung nach Goebens That war, den Glauben an ihre „Verrücktheit" überall zu verbreiten; die dann, ehe die Leiber der beiden durch ihre Schuld getöteten Männer noch völlig entfleischt waren, sich einem zweiten Gatten vermählte (einem Herrn, der seine spottschlechten Reimereien in Rieseninseraten mit dem Hinweis auf „seine Heirath mit der im Vordergrund des Interesses stehenden Frau von Schoenebeck" empfahl) und in den Tagen unangefochtener Freiheit recht lustig lebte; die, als ihre Hoffnung

auf einen Freispruch sank, von Tag zu Tag kränker wurde; vor keiner Gefahr so angstvoll zu beben schien wie vor der einer Irrseinserklärung und alle ihr Nahen beschwor, sie nur nicht in die Provinzialirrenanstalt Kortau zu bringen, die sie an den hellen Zwischentagen doch freiwillig aufgesucht hatte, also nicht wie die Hölle mied; die endlich, vor dem Schlußvortrag des Anklägers, mit einem Messerchen an ihrer Pulsader herumkratzte und dann ihren Schwager herbeirief, um sich die für den Selbstmord geeignete Stelle zeigen zu lassen; in einem Hotelzimmer, wo sie sich henken, aus dem Fenster stürzen, aus einer mit dem Federmesser, der Hutnadel, der Nagelscheere geöffneten Ader verbluten konnte. Das Unisono der Sachverständigen mußte den Laien verblüffen. „Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die andern Seelen.“ Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.

Die Liste der in diesem Prozeß gemachten Fehler würde Bände füllen. Daß er geführt wurde, war der erste; der schlimmste. Die Staatsanwaltschaft wollte das Verfahren gegen Frau von Schoenebeck, auch als das Kollegialgutachten der Angeschuldigten die Willensfreiheit zugesprochen hatte, zum zweiten Mal einstellen: weil es ihr rechtlich unhaltbar schien. Anstiftung zum Mord? Daß Goeben gemordet, die vorbedachte That wirklich gethan, nicht auf den Plan des zeugenlosen Duells zurückgegriffen, nicht, im Affekt, ganz anders, als er wollte, gehandelt hatte, war nicht erwiesen; war, nach dem Tode der beiden einzigen Thatzeugen, niemals bündig zu erweisen. (Goeben hat sich zur Tötung bekannt, den Mord aber hitzig geleugnet.) Anstiftung zum Totschlag? Das Delikt des Totschlages schließt die Ueberlegung aus; das der Anstiftung bedingt die Absicht auf eine deutlich bestimmte strafbare Handlung. Wer kann heute beweisen, daß Goeben gerade die konkrete That gethan hat, zu der ihn die Frau angestiftet hatte? Ist eine Anstiftung ohne Ueberlegung denkbar? Anstiftung mit unbestimmtem Dolus? Darf man einen Fall konstruiren, in dem der Anstifter mit Ueberlegung, der Thäter ohne Ueberlegung gehandelt hätte? Auch die Beihilfe zum Totschlag ist, dreißig Monate nach der That, ohne Zeugen schwer zu erweisen. Bleibt Paragraph 139: Wer seine glaubhafte Kenntniß von dem Vorhaben eines gemeingefährlichen Verbrechens nicht zur rechten Zeit der Behörde oder der bedrohten Person mittheilt, wird, wenn das Verbrechen oder ein strafbarer Versuch dazu ausgeführt worden ist, mit Ge-

fängniß bestraft. Glaubhafte Kenntniß? Die holde Jo würde betheuern, sie sei überzeugt gewesen, daß ihr Liebster mit Mordgedanken und Totschlagsplan nur spiele. Und immer nur der tote Hauptmann als Zeuge. Darum den eklen Skandal heraufbeschwören? Jede kriminalpolitische Erwägung verbot den Prozeß. Doch im Landtag und in der Presse entstand ein Stürmchen. Und flink mußte nun das Schwert der Themis wieder aus der Scheide. Der Justizminister nahm die Gefahr auf seine Kappe. Der Staatsanwalt mußte dem Befehl gehorchen; blieb aber, weil er die Anklagebegründung selbst zu dünn fand, in der Hauptverhandlung fast völlig passiv (und wird hoffentlich nicht, wie seine kieler Kollegen, als Sündenbock in die Wüste geschickt). In diesem ganzen Handel erscheint dieser Erste Staatsanwalt Schweitzer als der Klügste; als der Einzige, der nie um nüchterne Ruhe und richtiges Augenmaß kam. Er hatte die Weisung, die Wiedereröffnung des Verfahrens zu beantragen, aber für die Wahrung der heiligsten Güter zu sorgen. „Verhandeln; doch nichts politisch Aergerliches durchsickern lassen." Zweiter Fehler; ein unverzeihlicher. Zum ersten Mal blieb eine der Anstiftung zum Mord Angeklagte, also mit Todesstrafe Bedrohte, auf freiem Fuß; wurde, trotz einem Vorleben, dessen Anblick die Weiber der Justinian und Klaudius, die Steinheil und die Tarnawskaja in die Glorie keuscher Heiligen erhöht, mit galantester Schonung behandelt. Damit sie hübsch artig bleibe. Der Volksaberglaube, der wähnt, in Allenstein sei Fürchterliches „vertuscht" worden, ist thöricht; entstammt aber dem unausrodbaren Gefühl, daß an der Alle in aller Stille paktirt worden war. „Wir wollen keine Namen nennen!" „Hat der Herr Vertheidiger vergessen, daß alle Prozeßbetheiligten übereingekommen waren, dieses zeugenlose Duell Goebens als nicht geschehen zu betrachten?" „Wir wollen doch nicht noch mehr Existenzen vernichten!" Das geht nicht. Jeder Deutsche, der weiß, welche Summe von Tüchtigkeit, Intelligenz und Ehrenpflichtbewußtsein im Heer seines Vaterlandes vereint ist, will dieses Heer vor Schimpf und Makel bewahrt sehen. Jeder hätte die Offiziere, die durch die Entschleierung ihres Geschlechtsverkehres mit der Majorsfrau zum Abschied von der Armee gezwungen worden wären, aufrichtig bedauert. Jeder freut sich, daß ihnen, die schließlich nur ein Allen erreichbares Buhlglück nicht verschmäht haben, dieses Schicksal erspart worden ist. Aber Strafprozesse darf man so nicht führen. In Strafprozessen darf

man die Hoffnung nicht an die Diskretion der Angeklagten klammern. Muß jedes Mittel angewandt werden, das den Weg zur Wahrheit zu weisen verheißt; auch wenn es „Existenzen“ bedroht. Die Taktik Sellos und seiner Gehilfen konnte in Allenstein nur danach trachten, die Glaubwürdigkeit Goebens, des einzigen gefährlichen Belastungzeugen, zu erschüttern, bis ins Fundament zu zerstören. Diesen Versuch mußten die Ankläger mit wuchtigem Stoß abwehren. Wenn sie erwiesen, daß Frau von Schoenebeck auch anderen Bettgenossen von ihrer Ehequal vorgejammert, ihren Gustav als ein rohes Scheusal geschildert, die Ueberzeugung vorgetäuscht hatte, daß ihr nur die Wahl zwischen gewaltsamer Sprengung der Ehefessel und Selbstmord bleibe, dann war Goebens Glaubwürdigkeit im Hauptpunkt unantastbar. Fünf Dutzend Zeugen waren zu haben; sechs vielleicht. Nicht einer wurde geladen. „Wir wollen doch nicht noch mehr Existenzen vernichten!“ Und wenn die Geschworenen nach dem Vertheidigeransturm noch den Artilleristen für glaubwürdig hielten und, in dem bestimmten Gefühl, daß die Frau an der That des Hauptmannes mitschuldig sei, auch ohne zwingenden Beweis auf die erste Schuldfrage eine Antwort gaben, der ein Todesurtheil folgen mußte? Nein: so darf man Strafprozesse nicht führen. Diesen Prozeß verbot juristische und kriminalpolitische Erwägung. Wurde er dennoch geführt, dann durfte ihn nur das Streben leiten, muthig die Wahrheit zu finden.

Im Urtheil über den Vorsitzenden, der die Beweisaufnahme Tage lang ins Unerweisbare verschleppte, sich in Kriegserinnerungen sonnte und vor seinem „hohen Vorgesetzten“ (Richtern von Unabhängigkeitbewußtsein drehte sich der Magen um) die Objektivität seiner Prozeßleitung pries, stimmen alle Sachverständigen überein. Von der Mitschuld an dem angerichteten Schaden kommt dieser Geheime Justizrath, bei all seinem redlichen Eifer, nicht los. Sein Name sei vergessen... Aber ist ein „großer“ Prozeß denn in Preußen überhaupt nicht mehr möglich? Unsummen werden (Eulenburg, Werftprozeß, Allenstein) nutzlos verthan; täglich auch, durch kurzsichtige Terminsansetzung, an unnöthige Zeugengebühren vergeudet. Und an den Tagen der Hauptaktionen siehts aus, als werde nur noch für die Oeffentliche Meinung judizirt. Die muß „aufgeklärt“ und vor „Mißverständnissen“ behütet werden. Mit dem geräuschvollsten Eifer da, wo ihr Instinkt verstanden hat, daß ihr jede Möglichkeit des Verständnisses gesperrt werden soll.

Polenpolitik.

Heinrich Sienkiewicz hat vor zwei Jahren eine internationale Umfrage über die Enteignungvorlage veranstaltet und die Antworten jetzt unter dem Titel Prusse et Pologne (Paris, Bureau de l'Agence Polonaise de Presse) veröffentlicht. Das Buch veranlaßt mich, kurz zu rekapituliren, was ich in verschiedenen Zeiten über die Polenfrage gesagt habe.

Bismarck hat einen der Gründe, die ihn zu seiner Antipolencampagne bewogen haben, im Juni 1892 in Wien verrathen. Er sagte in einer Interview, sein Nachfolger habe den uns mit Rußland verbindenden Draht abgerissen, und bezeichnete als eine der Ursachen der in Petersburg eingetretenen Verstimmung „die Wandlung in der polnischen Politik Preußens". Bismarck wählte seine Maßregeln nach den Bedürfnissen des Augenblickes. Wer eine fernere Zukunft im Auge hat, wird sich sagen: Entweder Rußland ist, wie Viele glauben, innerlich morsch; dann haben wir nicht nöthig, nach seinen Wünschen unsere innere Politik einzurichten. Oder das russische Volk hat die Kraft, sich wirthschaftlich, technisch, intellektuell und moralisch auf die Höhe der heutigen Civilisation zu erheben; dann ist es ein gefährlicher, ja, unser einziger gefährlicher Nachbar. Denn es vermag uns durch Masse zu erdrücken, es hat die Macht, die auch das verbündete Frankreich und England nicht haben, uns Provinzen zu entreißen, und es wird sich stark dazu versucht fühlen, weil es die eisfreien Häfen, die es im fernsten Osten, am Persischen Golf, am Mittelmeer erstrebt, in bequemer Nähe, an der Ost- und Nordsee haben kann. Darum muß es Grundsatz der deutschen Politik werden, die Konsolidirung des russischen Staates wenigstens nicht zu fördern und durch freundliches Verhalten die Westslaven daran zu gewöhnen, daß sie in den Deutschen die Beschützer vor dem russischen (und nebenbei auch dem magyarischen) Despotismus sehen. Bismarck selbst hat einmal einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Als vor siebenundzwanzig Jahren über die Gründung einer czechischen Universität in Prag verhandelt wurde, theilte der Unterrichtsminister Conrad einem Vertrauten mit, Bismarck empfehle die Gründung; er habe geäußert, man müsse den Panslavismus durch den Slavismus bekämpfen und es den Nationalitäten so angenehm wie möglich zu Haus machen, damit sie nicht über die Grenzen schielen. Gefährlich ist uns der Panslavismus nur, wenn er von einem mächtigen Staat organisirt wird; und außer Rußland giebt es keinen mächtigen Slavenstaat. Andere Gründe, die

Bismarck bestimmt haben mögen, sind nicht bekannt; Vermuthungen behält man für sich.

Die Hakatisten haben sich nun eine Begründung geschaffen, die in dem einen Wort „Ostmarken" kristallisirt, und mit diesem Schlagwort haben sie die gescheitesten Leute verrückt gemacht. Das Wort ist ein romantischer Anachronismus. Eigentlich vorromantischer, da die Romantik erst in der Hohenstaufenzeit beginnt. In den vorhergehenden, sehr unromantischen Perioden wurde Deutschland von ungarischen, slavischen, normannischen Räubern überschwemmt. Da die Ottonen und Heinriche weder ein stehendes Heer noch unmittelbare Gewalt über die Unterthanen der Herzoge und Grafen hatten und für die Sammlung eines Heeres auf den guten Willen der großen Vasallen angewiesen waren (lange Zeit hindurch waren es fast ausschließlich Mannen der geistlichen Fürsten, auf die sie mit einiger Sicherheit rechnen konnten), da sie zudem mit den Heeren, die sie mühsam auf die Beine brachten, oft in Italien, in Burgund, in Francien weilten und nur hier und da einmal im Osten ein- und durchgreifen konnten, bestand das einzige Mittel zur Sicherung der Grenzen in der Anlage von Marken. Den Slaven, vorübergehend auch den Dänen, wurde ein Landstrich abgenommen, mit Deutschen besiedelt (von den erwachsenen männlichen Bewohnern schlug man so viele wie möglich tot; nur Schlesien ist später ganz friedlich germanisirt worden) und ein zuverlässiger Mann als Markgraf eingesetzt, der die Ansiedler militärisch organisirte und mit ihnen ganz selbständig die Grenzwacht hielt, die zur Ausdehnung der Markgrafschaft durch Eroberungen benutzt zu werden pflegte. Nach heutigen Grundsätzen hat die Civilbevölkerung der Grenzprovinzen mit der Landesvertheidigung nichts zu schaffen; dafür hat nur die Armee zu sorgen, die mit der heute üblichen und möglichen Schnelligkeit stets an die bedrohten Punkte geschickt wird. Die freundliche und feindliche Gesinnung der Bevölkerung des Kriegsschauplatzes hat für den Fortgang der militärischen Operationen so gut wie nichts zu bedeuten. Ein halbes Jahr lang haben 1870/71 unsere Armeen unter einer fanatisch feindlichen Bevölkerung operirt, aber nicht diese, sondern die Befestigung von Paris, also die moderne Kriegstechnik, hat die Entscheidung aufgehalten. Darum ist das Ost- und Nordmarkengeschwätz, das die Landesvertheidigung im neunzehnten Jahrhundert nach den Verhältnissen des zehnten und elften Jahrhunderts einrichten will, nicht blos tolle Romantik, sondern eine tötliche Beleidigung unserer Generalität; und als vor zwanzig Jahren dieses Geschwätz anfing, habe ich

gesagt, ich würde durch Betheiligung daran dem Staatsanwalt zu verfallen fürchten. Ungefähr das Selbe hat in der Herrenhausdebatte über das Enteignungsgesetz der Generalfeldmarschall Graf Haeseler zur Begründung seines ablehnenden Votums gesagt. Lästig werden kann eine feindlich gesinnte Bevölkerung; wie mancher brave deutsche Soldat ist in Frankreich Meuchelmördern zum Opfer gefallen! Ein weiterer Grund für uns, mit den Polen gute Freundschaft zu halten, weil ja bei einem zukünftigen Krieg gegen Rußland Russisch-Polen der Kriegsschauplatz sein wird. Fürchten, daß die Russen in Posen und Westpreußen einbrechen werden, wäre eine zweite Beleidigung der deutschen Armee.

Aber vielleicht ist diese Polenpolitik gar nicht final, sondern nur kausal zu erklären? Vielleicht hatten ihre Urheber (denn mehrere müssen es gewesen sein) gar keinen bestimmten politischen Zweck vor Augen, sondern wollten nur ihrer Erbitterung über die verrätherischen Umtriebe der Polen Luft machen? Nun: Preußen-Deutschland hatte einen kleinen und zwei große Kriege geführt. In allen dreien hatten die polnischen Soldaten ihre Schuldigkeit gethan, obgleich die Neigung zum Fraternisiren mit dem Feind nicht verwunderlich gewesen wäre, denn 1866 standen ihnen Polen, 1870 die Franzosen gegenüber, die sich immer als Beschützer des Polenthumes geberdet hatten. Wäre ein Fall von Verrätherei vorgekommen, so hätte ihn Bismarck angeführt; er konnte sich dann im Januar 1886 seine ganze große Rede, die nichts Substantielles enthält, sparen. Als dann freilich die Polen zuerst durch den Kulturkampf, der sie, weil Falk mit der Sprachquälerei begann, noch mehr peinigte als die übrigen Katholiken, hierauf durch die direkt gegen sie gerichteten Gesetze und Maßregeln erbittert wurden, mußte sich in ihren Herzen ein tötlicher Haß gegen den preußischen Staat ansammeln (alle Beweise, die man für den Deutschenhaß der gemeinen Polen anführt, stammen aus der Zeit nach dem Kulturkampf; ich habe besonders „die Polennoth" des ehrlichen Herrn von Massow daraufhin durchsucht), mußten sie von diesem Staat loszukommen wünschen. Hätten sie nun wirklich einen Befreiungskampf unternommen, so mußte Jeder, der den Wilhelm Tell und alle Befreiungskämpfe der Weltgeschichte feiert, mit ihnen sympathisiren. Aber sie haben etwas so Wahnsinniges nicht unternommen, haben überhaupt nichts gethan, was als nachträgliche Rechtfertigung der Polengesetze ausgelegt werden könnte. Denn ungerechten Ausnahmegesetzen wenigstens passiven Widerstand zu leisten, verbietet das Gewissen nicht; und auf Unterdrücker und Peiniger zu schimpfen, ist ein

unveräußerliches Menschenrecht. Aber sagen sie nicht in ihren Blättern, daß sie das Deutsche Reich und den preußischen Staat umstürzen und ein großes Polenreich aufrichten wollen? In der jammervollen Zeit der Hexenprozesse gab es einmal in England einen vernünftigen Richter. Dem wurde eine Frau zugeführt, die selbst glaubte, daß sie eine Hexe sei und fliegen könne. Der Richter fragt: „Also Sie können fliegen?“ „Ja.“ „Nun, da fliegen Sie nur nach Haus; wir haben kein Gesetz, das zu fliegen verböte.“ In einem preußischen Polenprozeß würde dieser Richter wahrscheinlich den schwärmerischen Jünglingen sagen: „Also Sie wollen mit Ihrem in Rapperswyl deponirten Nationalschatz von zweihunderttausend Mark den preußischen Staat umreißen? Nun, so reißen Sie ihn um. Wir haben kein Gesetz, das unseren Staat umzureißen verböte; ein solches Gesetz wäre nicht weniger geistreich als etwa eine berliner Polizeiverordnung, die den Gassenjungen verböte, das Königliche Schloß umzureißen.“

Gewiß: es hat Slachzizen und katholische Geistliche gegeben, die das Volk gegen Preußen aufzuhetzen versucht haben (ohne jeden Erfolg in der Zeit vor dem Kulturkampf); warum hat man nicht eine Anzahl solcher Burschen aufgehängt oder füsilirt? Ich hätte Bravo gerufen. Kein Haar hat man ihnen gekrümmt. Was hat man gethan, statt prompte Justiz zu üben? Man hat das Volk mit hunderterlei Chicanen geplagt und dadurch erreicht, was die adeligen Hetzer vergebens erstrebt hatten: hat die einfältigen Leute aus gehorsamen preußischen Unterthanen zu Radikal- und Großpolen gemacht; den adeligen Hetzern aber hat man ein paar Hundert Millionen in die leeren Taschen geschüttet, hat ihnen dadurch die Mittel gegeben, den Widerstand gegen die Germanisation zu organisiren, Landbanken zu gründen, einen polnischen Gewerbestand, einen Stand polnischer Akademiker zu erziehen, der die Deutschen und die sich als Stützen des Deutschthumes empfehlenden Juden aus den Städten verdrängt. Innere Kolonisation Ostelbiens ist nicht nur löblich, sondern eine Nothwendigkeit. Ob die von der Ansiedelungskommission befolgte Methode richtig ist, erlaube ich mir nicht, zu beurtheilen. Jedenfalls aber war es ein Fehler, sie auf Westpreußen und Posen zu beschränken, und ein noch größerer Fehler, sie mit einem Nationalitätenkampf zu verquicken. Nicht blos die innere Kolonisation an sich, sondern auch die Verdrängung der schlampigen polnischen Landwirthe durch tüchtige Deutsche war ein Vortheil für unsere gesammte Volkswirthschaft (war! Ob Das heute noch gilt, ist die Frage, weil die Polen, von dem harten Kampf um ihre nationale

und persönliche Existenz erzogen, tüchtiger geworden sind). Aber diese Verdrängung war ja ohne Staatshilfe im besten Gang. Obwohl die übertriebene Industrialisirung Deutschlands seit den sechziger Jahren den natürlichen Zug nach dem dünnbevölkerten Osten und aufs Land in den unnatürlichen nach dem dichtbevölkerten Westen und in die Großstädte umgelenkt hatte, blieb der Zug der Gutsbesitzer nach Posen doch noch so stark, daß, wie der Landwirthschaftminister bei der Begründung des ersten Ansiedelungsgesetzes mittheilte, in der Zeit von 1860 bis 1885 der polnische Grundbesitz in der Provinz Posen um 195 537 Hektar abgenommen hat: der tüchtige Deutsche arbeitete den untüchtigen Polen hinaus. Und der Erfolg der mit 350 Millionen Steuergeldern betriebenen Ansiedlung? Seit 1886 sind in den polnischen Landestheilen 100 000 Hektar an die Polen verloren worden!

Diesem glänzenden Erfolg der weisen Politik entspricht das Ergebniß des Kampfes gegen die Sprache. Den Willen der Ausrottung des Polenthumes einmal vorausgesetzt, einerlei, wie dieser Wille begründet werden oder wie unbegründet er sein mag (der Landwirth, der nicht ohne polnische Arbeiter auskommt und solche aus Rußland und Galizien bezieht, muß besagten Willen höchst unvernünftig finden), giebt es doch nur ein Mittel, das Ziel zu erreichen: man muß die Polen zur Auswanderung zwingen oder totschlagen. Wagt man aber diese Mittel vergangener Zeiten nicht anzuwenden, dann muß man allmähliche Absorption der Polen anstreben. Diese ist oder vielmehr war möglich, war in Schlesien seit Jahrhunderten, in Posen und Westpreußen seit der preußischen Okkupation im Gange. War möglich und in Gang gekommen, weil kein feindlicher Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten den freundschaftlichen Verkehr hinderte, weil in solchem Fall die Mehrheit immer die Minderheit aufsaugt und weil der Prozeß dadurch beschleunigt wurde, daß die Mehrheit in der Wirthschaft und Kultur höher stand und wohlhabender war. Statt diesem Prozeß seinen ruhigen Lauf zu lassen: was hat man gethan? Man hat die Leute mit den bekannten Sprachvexationen gequält und erbittert. Man hat Das in einer Zeit gethan, wo alle winzigen, alle längst verschollenen und begrabenen Völkchen sich ihrer Nationalität erinnern. Wo die Czechen, deren erste Führer erst mühsam Czechisch lernen mußten, sich eine Literatur geschaffen, die Slovaken, die Ruthenen sich politisch organisirt haben, die Kaschuben ihre nationale Auferstehung feiern, die langue d'Oc, das bretonische Keltisch wiederbelebt wird, der Walliser, der mit einem Engländer zusammentrifft, sich anstellt, als verstünde er

kein Englisch (Reaktion der Natur gegen die Einstampfung der Nationen in den Völkerbrei durch die moderne Civilisation). In dieser Zeit unternimmt man es, den Polen, die immerhin noch eine Literatur haben (die sie natürlich, wie ihre ganze Kultur, der deutschen gegenüber in lächerlicher Weise überschätzen), ihre Muttersprache zu entreißen. Wenn der Ochs, den man zum Schlachthof führt, die Menschensprache verstünde, würde man sich dadurch den Transport erleichtern, daß man ihm sagte: Wir wollen Dich da drin totschlagen? Das thut man durch die feierliche Kriegserklärung an die Polen, durch den Kampf gegen ihre Sprache und durch die Maßregeln, die den Zweck haben, sie von ihrem väterlichen Grund und Boden zu vertreiben. Und was soll uns die Operation an der Trcz-Zunge nützen? Angenommen, wir hätten durchgesetzt, daß keiner unserer Polen mehr seine Muttersprache versteht: haben wir ihn dadurch uns zum Freunde gemacht? In fünfhundert Jahren werden die Polen die an ihnen vollzogene Operation nicht vergessen und werden ihrer wegen die Deutschen so grimmig hassen, wie die Iren wegen der von England vor Jahrhunderten erduldeten Unbill die Engländer hassen, obwohl sie nur noch Englisch sprechen. (Auch sie fangen erst jetzt wieder allmählich an, sich ihrer keltischen Sprache zu erinnern.) Wenn die Polen Deutsch lernen, so nützt Das nicht uns, sondern ganz allein ihnen selbst. Das wissen sie natürlich, darum haben sie früher gern Deutsch gelernt und sich gefreut, wenn ihre Kinder es in den Schulen lernten. Aber seit man ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet, sagen sie natürlich: Nun gerade nicht! Und wollen vom Deutschen nichts wissen. Sie wären ja nicht Menschen, sondern Hunde, wenn sie anders dächten, fühlten und handelten. Hündisch unterwürfig und gehorsam waren sie früher. Die Wasserpolaken Oberschlesiens waren mit Schulen sehr schlecht versorgt. Tausende von Kindern mußten in dürftiger Kleidung bei Kälte und Unwetter Stunden lang laufen, und behielten die Eltern sie zu Hause, so wurden sie, die Blutarmen, mit Geldbußen bestraft. Hätte man damals diesen Menschen, die, von deutschem Kapital und deutscher Intelligenz geleitet, den Reichthum der oberschlesischen Magnaten geschaffen haben, die Sache durch Vermehrung der Schulen und der Lehrer leichter gemacht, sie hätten ihren Wohlthätern nicht allein die Hände, sondern die Füße geküßt. Jetzt baut man Schulen und stellt Lehrer an, — zum Zweck der Germanisation, und hat dadurch dieses schafgeduldige Völkchen, das dem prügelnden Aufseher zum Dank für gnädige Strafe den Rockfaum zu küssen pflegte und das preußisch war bis

ins Mark der Knochen, in rabiate Großpolen, zum Theil in Centrumsfeinde (weil das Centrum nicht energisch genug die Polenpolitik bekämpft) und in Sozialdemokraten verwandelt. Sie gefallen mir so gar nicht schlecht. Als ich vor dreiundzwanzig Jahren meine kleine Campagne gegen die große preußische Campagne begann, fand ich es gerathen, ausdrücklich zu versichern (was lautere Wahrheit war), daß ich kein Polenfreund und daß mir polnisches Wesen und polnische Wirthschaft in der Seele zuwider sei. Ich muß nun gestehen, daß in den letzten beiden Jahrzehnten mein Widerwille allmählich geschwunden ist. Nach Dem zu urtheilen, was ich par distance wahrnehme (in persönliche Berührung mit Polen zu kommen, habe ich keine Gelegenheit), sind die bäuerlichen Schlampen, die lüderlichen Herren von Krapülinski und Waschlappski wirthschaftlich, sind unsere Polen aus larmoyanten Klageweibern allesammt, die Weiber eingerechnet, thatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen Sklavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden. Alle Achtung vor der Erziehungskunst der Hakatisten! Was aber die politische Seite der Sache betrifft, so hat sie Niemand schöner charakterisirt als (vor vielen Jahren schon, ohne Beziehung auf die Polenpolitik) ein Witz der Fliegenden Blätter. Der weise Sokrates sieht, wie ein Fleischer sich vergebens anstrengt, ein Schwein in sein Haus hineinzuzerren, und sagt zu ihm: „Aber, lieber Freund, Du siehst doch, daß das Schwein immer gerade das Gegentheil von Dem will, was Du willst; ziehe es also von Deiner Hausthür weg, dann wird es rasch hineinschlüpfen." Wäre die Kriegserklärung an die Polen und die Polengesetzgebung unterblieben, so würde den Polenfeinden im Verlauf von zwei, höchstens drei Menschenaltern der natürliche Lauf der Dinge die Erfüllung ihrer Wünsche bringen: auch der Rest der verschuldeten und verwahrlosten polnischen Adelsgüter würde vollends zu einem niedrigen Preis an Deutsche übergehen und der steigende Verkehr, der die Einwohner des Staates durcheinanderrüttelt, würde der polnischen Minderheit mehr und mehr den Gebrauch ihrer Sprache abgewöhnen.

Der preußische Staat ist ein wackerer Staat; aber neben mehreren guten Geistern beseelen ihn etliche böse. Der böseste ist der Polizeigeist, der es sich zur heiligsten Aufgabe macht, selbst den trägsten Philister und den stumpfsinnigsten Slaven aufzurütteln, das Knirschen des ganzen inneren Menschen in ihm hervorzurufen und ihn mit Wuth und Haß gegen den Staat zu erfüllen. Diesem Geist ist die Polencampagne ein gefundenes Fressen, besonders, seit die Polen mehr und mehr aus ihren Heimathprovinzen

hinausgedrängt werden, so daß auch im Westen der eifrige Diener der Ordnung alle Hände, Ohren und Füße voll zu thun hat, auf die patriotische Ohren beleidigenden Wrcz- und Trcz-Laute Jagd zu machen. Hat da in Essen ein deutscher Franziskanerpater auf Wunsch des Bischofs Polnisch gelernt, um die zahlreichen polnischen Arbeiter zu beseelsorgern. Er kündet einen Vortrag für polnische Jünglinge an; der erschienene Polizist erklärt, Polnisch dürfe nicht gesprochen werden, und da eine deutsche Erbauungrede für Leute, die gar nicht oder nur unvollkommen Deutsch verstehen, keinen Sinn hätte, müssen die nach Seelenspeise hungernden jungen Leute ungespeist wieder abziehen. Zum Ersatz werden sie sich wohl einen Schnaps gekauft haben. Der schöne § 7 des Versammlungsgesetzes, dieses Juwel der „liberalen“ Blockaera, bestimmt, daß in Versammlungen der Gebrauch der polnischen Sprache nur dann gestattet ist, wenn in dem Bezirk die Bevölkerung überwiegend polnisch ist. (Wenn Unsinn überhaupt einen Sinn hätte, würde man im Umgekehrten eher einen Sinn finden können, denn in einer rein polnischen Gegend hätte eine Verschwörung gegen den preußischen Staat zwar auch nur eine unendlich kleine Aussicht auf Erfolg, aber dieses unendlich Kleine [die Mathematik erlaubt, im unendlich Kleinen und Großen Unterschiede zu machen] wäre immerhin größer als in einer rein deutschen Gegend.) Auf der breslauer Katholikenversammlung sollte ein Pfarrer den erschienenen polnischen Arbeitern einen Vortrag „über Arbeit im Lichte des Glaubens“ halten. Da Breslau eine rein deutsche Stadt ist, war dazu die Genehmigung des Regirungpräsidenten erforderlich. Sie wurde versagt. Die Hohe Behörde hat den armen Wasserpolacken die Freude, einen belehrenden und tröstlichen Vortrag in ihrer Muttersprache zu vernehmen, nicht gegönnt. Als der Kardinal Diegenbrock zum ersten Mal den polnischen Theil seiner Diözese besuchte und Zeuge der leidenschaftlichen Aeußerungen der dortigen Frömmigkeit war, sagte er: Einen Finger ließe ich mir abhacken, wenn ich dadurch die Fähigkeit erlangte, zu diesem Volk in seiner Sprache zu reden. Nach der Kölnischen Volkszeitung hat man gemunkelt, der Oberpräsident Graf Zedlitz sei geneigt gewesen, den polnischen Vortrag zu bewilligen, habe aber einem Druck von Berlin nachgeben müssen, und Das habe seinen Entschluß, zurückzutreten (der an sich durch Alter und persönliche Verhältnisse hinreichend motivirt erscheint), beschleunigt. Sehr glaublich; ein Mann von dem edlen Charakter und klaren Verstande des Urhebers des Schulgesetzentwurfes von 1892 (gegen den die „Liberalen“ tobten, weil er

liberale Bestimmungen enthielt, die auch den Katholiken zu Gut gekommen sein würden) muß Scham empfinden, wenn er mit seiner Autorität, ob auch nicht mit seinem Namen, solche Polizeistückchen decken soll. (Bei dieser Gelegenheit mögen zwei andere Polizeistückchen, nicht „nationaler", sondern frommer Art erwähnt werden. Wegen des Bußtages wurden am siebenzehnten November zwei Versammlungen verboten: in Soldin eine demokratische Wahlversammlung und in Tegel bei Berlin eine Katholikenversammlung, die gegen Behauptungen eines Lokalblattes protestiren wollte. Gleichzeitig meldete die Kölnische Zeitung, auch diesmal habe die Eisenbahnverwaltung vierzehn Extrazüge von Wiesbaden nach Mainz eingelegt für die Tausende, die den Bußtag in gewohnter Weise in den Tingeltangeln, Ball- und Konzertsälen des an diesem Tage für die Gastwirthe und Vergnügungskünstler wirklich goldenen Mainz feiern wollten.) Der uneingeschränkte Gebrauch der Muttersprache gehört übrigens zu den Rechten, die den Polen von den Theilmächten feierlich verbürgt worden sind. Mögen die russischen Polen ihre Rechte durch blutige Revolutionen verwirkt haben: die preußischen haben nichts Aehnliches verbrochen. Soll der achtundvierziger Putsch heute noch Ausnahmemaßregeln begründen, dann müssen solche vor Allem über Baden verhängt werden; denn dort hatte sich 1849 das ganze Volk erhoben und drei Armeecorps unter Führung des Prinzen von Preußen waren nöthig, den Aufstand niederzuschlagen. Mieroslawskis Bande bestand nur aus Edelleuten, deren Wirthschaftbeamten und etlichen Stadtproletariern. Die Bauern blieben ruhig. Einer antwortete dem aufwiegelnden Edelmann, indem er die Narben der in den Zeiten der „Republik Polen" empfangenen Kantschuhiebe zeigte: „Ich danke, Herr, für Eure Freundschaft." Ein anderer holte seine zwei Söhne, die sich zur Desertion hatten verleiten lassen, von den Insurgenten weg und brachte sie persönlich dem General Colomb zurück. Zum Ueberfluß hat aber die preußische Regirung feierlich erklärt, daß ihre Polen die ihnen zugestandenen Rechte nicht verwirkt haben. Nachdem 1867 die Provinzen Posen und Preußen in den Norddeutschen Bund einbezogen worden waren, erließ der Oberpräsident von Posen, Horn, eine Proklamation in deutscher und polnischer Sprache gegen die Verleumdung, daß den Polen durch die Aufnahme in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer Muttersprache verkümmert werden solle. In mehrfach modifizirten Wiederholungen betheuert er: „Auch im Norddeutschen Bund werdet Ihr unbehelligt Polen bleiben, Eure Muttersprache reden,

Eure Sitten üben und die katholische Kirche wird sich des selben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preußischen Vaterland genossen hat.“ Auch der Hakatist bleibt noch ein animal rationale und fühlt sich darum gedrungen, das Vernunftwidrige vor der Vernunft zu rechtfertigen. Er versucht es neuerdings mit der Unterscheidung zwischen Nationalstaat und Nationalitätenstaat. Im Nationalitätenstaat, hat man bei der Begründung des § 7 gesagt, dürfe Jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, im Nationalstaat nicht, wenigstens nicht öffentlich. Warum? Darum! Aus einem willkürlich konstruirten Begriff leitet man Rechte und Pflichten ab. Nachdem der Hakatist schon Romantiker geworden war, wird er zuletzt auch noch Scholastiker.

Mit solchen Phrasen haben sich die Leutchen in die Stimmung einer kriegführenden Armee hineingeredet. Der Sieg des Deutschthums, schrieb jüngst ein Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher, sei nicht ohne starke Hebung der deutschen Bevölkerungziffer möglich. Was heißt Das: Sieg des Deutschthums? Ausrottung des Polenthums? Dann muß man die Polen totschlagen oder vertreiben. Oder meint man es so, wie es die Protestanten meinen, wenn sie vom Sieg über den Ultramontanismus sprechen? Sie meinen damit, daß die deutschen Katholiken Protestanten werden sollen. Das ist möglich, denn man kann sich von einer Religion zur anderen bekehren. Aber Polen in Deutsche verwandeln, ist so unmöglich wie: aus Katzen Hunde machen. Oder meinen sie es so, wie es die „Liberalen“ meinen, wenn sie die ostelbischen Junker besiegen wollen? Sie meinen damit, daß nicht mehr die Zedlitz und Itzenplitz, sondern die Müller und Schultze Minister, Oberpräsidenten und Feldmarschälle werden sollen. Aber unter diesen Würdenträgern giebt es doch keine Polen: nicht mal Landräthe, nicht mal Bürgermeister können sie werden. Wird ein Pole in den Magistrat oder in den Schulvorstand gewählt, so wird er nicht bestätigt. Was bedarf es noch des Sieges, wenn der Gegner schon lange plattgedrückt auf dem Boden liegt. Liberal sollte man, wenn von einer politischen Partei die Rede ist, nie ohne Anführungzeichen schreiben. Ist aber gar von einer „liberalen“ Partei in Oberschlesien die Rede, dann sind doppelte Gänsefüßchen nöthig; denn diese Partei besteht aus Namenskatholiken, Juden und sämmtlichen Protestanten, die allerfeudalsten und orthodoxesten eingeschlossen. In Kattowitz tobte im selben November, wo es in England ums Oberhaus ging, und mit nicht weniger Lärm der Kampf um die Stadtverordnetenmandate. Auf der katholischen Liste standen zwei Polen und die

ganze hakatistische Presse war außer sich; nichtkatholische Blätter, auch „freisinnige", forderten, daß die Beamten, die für die katholische Liste gestimmt hatten, gemaßregelt würden. Daß die zwei polnischen Kandidaten erklärten, sie würden als Stadtverordnete weder den preußischen Staat umstürzen noch ihm Provinzen entreißen, nützte ihnen natürlich nichts; und so trugen denn, dank der Einschüchterung der Beamten und der strengen obrigkeitlichen Kontrole, bei der Stichwahl die „liberalen" Kandidaten mit schwacher Mehrheit den Sieg davon. Was dann folgte, ist aus den Parlamenten bekannt. Also die Polen dürfen nicht blos kein Staatsamt bekleiden, sie dürfen auch in keine kommunale Körperschaft gewählt werden; sie sind also wesentlicher staatsbürgerlicher Rechte beraubt. Zu solchem Raub hat natürlich die mit der Mehrheit der Staatsbürger verbündete Regirung die Macht. Aber wenn man die Polen ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt und trotzdem fortfährt, die Geld- und die Blutsteuer und den Gehorsam gegen die Gesetze von ihnen zu fordern, so ist Das ein Verhalten, das mit dem richtigen Namen zu charakterisiren kein deutscher Staatsanwalt erlauben würde. Ich betheilige mich niemals an Wahlen; denn indem man wählt, erklärt man sich für eine Partei, ich aber bekenne mich zu dem Credo des verstorbenen neuseeländischen Ministers John Richard Seddon: „There is much talk of men being Radicals, Conservatives, Socialistis and Liberals. I am none of these. I am humanist. I desire to improve the conditions of the people, to inspire them with hope, to provide for their comfort and to improve them socially, morally and practically." Ginge ich aber einmal von meiner Praxis ab und hätte die Wahl zwischen einem ehrlichen Polen und einem Phrasenhelden einer anderen Partei, so würde ich unbedenklich dem Polen meine Stimme geben. Denn die Verlogenheit der politischen Drahtzieher und die Suggestibilität der mangelhaft unterrichteten Massen sind (nicht gerade eine Gefahr, denn für einen Koloß von der soliden Konstruktion des preußischen Staates tritt eine Gefahr nicht leicht ein, aber) eine Schädigung des Gemeinwohles; die Polen dagegen sind weder eine Gefahr für den Staat noch schädigt ihre Politik das Gemeinwohl. Die Regirung mag eine nachträgliche formelle Rechtfertigung ihres Verhaltens und Verfahrens in der großpolnischen Agitation und immer aufrührerischer werdenden Sprache Korfantys sehen, wie die Verbündeten Regirungen (die badische und die hessische ausgenommen) aus der thörichten und antiquirten Phraseologie der Sozialdemokraten das Recht ableiten, die Arbeiterpartei als nicht zur Existenz

berechtigt zu behandeln. Ich lasse auch Das nicht gelten; man mache meinetwegen Korfanty um einen Kopf kürzer oder erschieße ihn, lasse aber die übrigen drei Millionen Polen ungeschoren. Das Streben nach der Wiederherstellung eines unabhängigen Polenstaates ist natürlich und für die Polen ehrenvoll (Liebe zum eigenen Volksthum und Freiheitliebe sind doch wohl preiswürdige Tugenden) und mit der Möglichkeit der Erfüllung des polnischen Traumes haben wir zu rechnen, weil (meiner Ueberzeugung nach) der Fortbestand des Russenreiches mehr auf einer fable convenue der Diplomaten und auf französischem Gelde als auf der inneren Kraft des russischen Volkes beruht, weil die Polen den Russen intellektuell und moralisch, seit einigen Jahrzehnten auch wirthschaftlich überlegen sind und weil die Deutschen des Donaustaates wie die Magyaren die Abtrennung Galiziens sogar gern sehen würden. Aber die Regenten des künftigen Polenstaates müßten wahnsinnig sein, wenn sie einen Versuch wagen wollten, der preußischen Militärmacht die Provinzen Posen und Westpreußen zu entreißen. Hoffentlich leitet dann unseren Staat nicht ein redegewandter Dilettant, sondern ein wirklicher Staatsmann, der dafür sorgt, daß die preußischen Polen keine Ursache haben, ihre Brüder im polnischen Nationalstaat, der sicher kein Musterstaat sein wird, zu beneiden.

Bei Stadtverordnetenwahlen in Oberschlesien handelt es sich in erster Linie um die Schulen; „liberale" Magistrate simultanisiren und dagegen müssen sich die Katholiken schon deshalb wehren, weil Simultanisirung gewöhnlich Protestantisirung bedeutet. Das Selbe gilt von der Germanisirung, wie die katholischen Blätter von Zeit zu Zeit durch die Anführung von Thatsachen beweisen. Und darin liegt nun der Schlüssel zum Mysterium des hakatistischen Eifers. Anfangs, als, von einigen Interessenten abgesehen, Niemand den Feldzug gegen die Polen verstand, sagte Windthorst, aus ihm fahre die Wuth heraus, die vom verunglückten Kulturkampf her stecken geblieben sei. Daraus erklärt sich auch die Begeisterung der „Liberalen" für den „nationalen" Krieg. (So weit ich sehen kann, macht nur die im Uebrigen heftig antiklerikale und ferrertolle Frankfurter Zeitung eine Ausnahme, die auch sehr gute Briefe aus der „Nordmark" bringt.) Früher schwärmten die „Liberalen" für die Polen, was mir immer fern gelegen hat; jetzt, wo Aussicht vorhanden ist, durch Entrechtung der Polen den Katholizismus ein Wenig zu schwächen, thun sie lustig mit.

Das ist eine kleine Ergänzung Dessen, was ich über den Ferrerrummel geschrieben habe, und zu dieser Ergänzung liefert

auch das Buch von Sienkiewicz ein paar Beiträge. Eduard Drumond, der Chefredakteur der Libre Parole, schreibt ihm unter Anderem: „Si je vous écris, c'est pour vous féliciter d'abord de votre généreuse initiative; c'est pour vous épargner ensuite d'amères désillusions. Vous vous trompez cruellement quand vous vous imaginez que ‚dans le monde entier les représentants les plus éminents de la science, de la litérature et de la presse exprimeront une opinion qui sera le jugement définitif de la conscience humaine'. Nos républicains feraient rire d'eux s'ils se livraient à une manifestation de ce genre. Ils ont laissé s'acomplir en France des attentats plus odieux que ceux dont votre infortunée Pologne est le théâtre." Den Polen, die man aus ihrem Besitz verdränge, werde Entschädigung gewährt, die aus ihrem rechtmäßigen Eigenthum mit militärischer Gewalt vertriebenen und hilflos auf die Straße geworfenen französischen Klosterleute entschädige man nicht. Für Katholiken, denen Gewalt angethan wurde, haben die Männer der Wissenschaft und der Literatur und die „liberale" Presse weder Gerechtigkeit noch Mitgefühl; und Drumond hat Recht, wenn er sagt, die französischen Republikaner trieben es ärger als die preußische Regirung, die zum Glück für die Katholiken und die Polen noch nicht von den „liberalen" Herren Müller und Schultze gelenkt wird. Ein Italiener, Enrico Bignami, wirft die Frage auf, woher es kommen möge, daß die „liberale" Presse alle von Oesterreich und Rußland an Polen verübten Ungerechtigkeiten, darunter viele erfundene und übertriebene, brandmarke, von den preußischen aber ganz schweige. Er hat offenbar die Presse seines Landes im Auge, die Oesterreich, das übrigens gegen seine Polen eher übertrieben wohlwollend als ungerecht ist, mit Haß verfolgt, während sie Preußen freundlich gesinnt ist. Für die deutschen Liberalen ist der Unterschied in der Haltung gegenüber den Polen und anderen Unterdrückten schon ausgesprochen. Die Frage Bignamis erinnert mich daran, daß die Saturday Review vor etwa dreißig Jahren einmal fragte, woher es wohl kommen möge, daß, sobald irgendwo auf dem Erdenrund einem Juden Unrecht geschieht, sogar die Diplomatie in Bewegung gesetzt werde, während sich keine Stimme erhebe und keine Hand rühre, wenn in Rußland Hunderte oder gar Tausende unirter Katholiken ihrer Religion wegen zu Tode geknutet werden; diese Tragoedie nikolaischer Zeit würde der Welt gar nicht bekannt geworden sein, wenn sie nicht im englischen Parlament erwähnt worden wäre.

Die 252 französischen, italienischen, englischen, skandinavi-

schen, russischen, magyarischen, deutsch-österreichischen (solcher finde ich nur drei) Antworten lauten fast ausnahmelos unbedingt verurtheilend. Das hat an sich wenig zu bedeuten; aus zwei Gründen: weil die meisten Votanten unbekannt sind und weil Preußen-Deutschland, nicht wegen irgendwelcher Schandthaten, sondern wegen seiner durch eigene Tüchtigkeit errungenen Machtstellung, im Ausland gefürchtet und gehaßt wird und man darum gern jede Gelegenheit ergreift und jeden Vorwand benutzt, ihm Etwas ans Zeug zu flicken. Dennoch liegt in dieser einstimmigen Verurtheilung eine Warnung. Wenn zu der Eifersucht und dem Konkurrenzneid der Großmächte auch noch die Furcht aller kleinen Nationalitäten und die Besorgniß aller Ausländer, die in die Lage kommen können, sich auf deutschem Gebiet aufhalten zu müssen, vor schlechter Behandlung hinzutritt, so bedeutet Das die Verstärkung der Kriegsgefahr. Alle Nationen stellen ohne Zweifel Vergleichungen an zwischen der deutschen und der angelsächsischen Praxis. In England selbst, in dessen Kolonien, in den Vereinigten Staaten fühlen sich die Einwanderer aller Nationalitäten wohl (aller Nationalitäten, nicht aller Rassen; die schwarzen und die gelben Menschen werden in Nordamerika drangsalirt); Niemand wird wegen seiner Nationalität und Sprache belästigt und Polizeichicanen kennt man dort überhaupt nicht. Weil Niemand die Einwanderer zwingt, Englisch zu lernen, thun sie es von selbst, des eigenen Vortheils willen. Von den aus einem Dutzend Nationalitäten gemischten 76 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten können nur anderthalb Millionen nicht Englisch sprechen. Klassisch ist das Englisch der eingewanderten Schwaben, Polen, Italiener freilich nicht.

Neisse. Karl Jentsch.

Shakespeares Sonette.

Shakespeares Sonette sind jetzt zum ersten Mal von einem Dichter verdeutscht, um ihres dichterischen Eigendaseins willen, nicht um ihren Begriffs- oder Gefühlsinhalt näher zu bringen. Stefan George läßt in deutscher Sprache ihren „Seelenton" erklingen, der weder Inhalt noch Form, sondern die lebendige Einheit Beider ist. Es liegt nicht in den begreifbaren Worten

und nicht in der berechenbaren Metrik, entzieht sich daher in gleicher Weise dem bloßen Sprachkenner wie dem bloßen Wortkünstler, als welche es nur mit dem Niederschlag der rhythmischen Bewegung zu thun haben. Der Dichter allein, der diese von innen als Werden mitlebt, nicht von außen in ihrem Ergebniß beschaut, kann Ton und Wesen von Versen nachbilden; und seine Nachbildung muß selbst philologisch getreuer sein als eine nur philologische; denn ihm sind die Worte nicht Einzelzeichen aus einem Mosaik: er sieht ein untheilbares Ganze, in einer Geburt entstanden und in Worte gegliedert. Er muß aus jedem Wort Sinn, Kraft und Art der übrigen fühlen. Drum ist ihm die genaue Kenntniß des gesammten Sprachmaterials unerläßlicher als dem Philologen, der von Theilen ausgehen und sich mit Theilen begnügen darf. Je mehr Theile Dieser kennt und je geschickter er sie trennen und binden kann, desto besser wird seine Uebersetzung. Hier sind viele Grade möglich. Verschieden davon ist die dichterische Umformung: sie kommt aus der Kenntniß des Ganzen als einer Einheit und aus dem Erlebniß, ihre Treue ist nicht die straffere oder schlaffere Anlehnung an ein starr Gegebenes, sondern Nachlebung des in neuer Seele neu Bewegten. Der Dichter muß sein Urbild nochmals im Zustand des Werdens überraschen.

George hat Dies gekonnt, weil er ohne Seitenblick auf einen Geschmack, dem die Sonette geläufig werden sollten, sich dem rhythmischen Erlebniß hingab, nichts suchend als die centrale Seelenbewegung, kraft deren diese Verse geworden sind, keine Daten, keine Spiele, keine Motive, nichts von Dem, was ihnen gemeinsam ist mit anderen, nur Das, was ihnen allein eignet. Das Sachliche erklärt ja die Sonette nicht mehr als die Farbentuben ein Gemälde. Indem George seiner Umdichtung fern hielt, was die Gesinnung des deutschen Epigonenzeitalters unwillkürlich hineinlas oder willkürlich herauslas, indem er nicht abschwächt, was bei Shakespeare drohend und finster steht, indem er krampfhafte Spannungen nicht mit gefälligen Faltenwürfen zudeckt, jähe, wilde Ausbrüche nicht in edel ausladende, innig schwellende Attituden umdeutet, indem er sich den Glauben an Shakespeare als einen Vertreter unseres verblasen „Guten, Wahren, Schönen" versagt, zeigt er uns die Sonette in einer zugleich schreckenden und bezaubernden Fremdheit. Diese Fremdheit ist nicht Georges Zuthat; sie war nur durch die bisherigen Vermittler verwischt. Worin liegt sie? Nur zum Theil am Stoff, der Verherrlichung männlicher Schönheit durch einen Mann. Dies hätte sich der Glaube an die bürgerliche Achtbarkeit des Dichters

zurechtgelegt. Im Wesen, nicht im Gegenstand der Sonette liegt ihr Räthsel. George nennt als wichtigsten inneren Grund jener Fremdheit: „daß unsere Gewohnheit alle Dichtung durchaus ‚romantisch‘ sieht, diese Vierzehnzeiler aber, obwohl oberste Dichtung, durchaus unromantisch sind.“ Im heutigen, von der Romantik beherrschten Begriff von Dichtung schwingt die Vorstellung eines dem eigentlichen Sein und Thun gegenübergestellten Inhalts, man nenne ihn nun Abbild, Ideal oder Problem. Das als Leben, als Gegenwart Anerkannte will man darstellen, verklären, verwandeln, fliehen, bekämpfen, mit ihm eins werden und so weiter. „Klassizismus“, „Romantik“, „Naturalismus“, „Symbolismus“, verschiedene Richtungen oder Grade, sind darin eins: daß ein Seiendes einem Wollen oder Sehen als Gegenstand dienen soll. Dies seelische Grundverhalten, den Schwerpunkt außerhalb zu suchen, wurde durch die Romantik weltgiltig mit rückwirkender Kraft, so daß wir alle Dichtung, auch die Antike, „romantisch“ sehen. Nichtromantischen Geistern aber ist das Dichten selbstverständliche Funktion des Seins, ihre innere Gegenwart, von der sie eine äußere nicht trennen. Der Gegensatz Objekt-Subjekt kommt ins dichterische Bewußtsein erst mit der Romantik. Auch Dante und Petrarch, die Platoniker, besingen Jenseits und Sehnsucht nicht aus Sehnsucht, sondern, weil Dies ihre Wirklichkeit, ihre Funktion ist. Dantes Paradies ist mehr Gegenwart als Ibsens Gesellschaftdramen. Wir aber suchen in der Dichtung, statt der unmittelbaren seelischen Wirklichkeiten, ihre Projektionen in eine äußere von uns gesetzte oder geforderte Welt, statt der Bildkraft „Phantasie“, statt der Bewegung „Stimmung“, statt der Bewegtheit „Gefühl“, statt Charakter „Gemüth“. Diese Schlagworte bezeichnen heute etwas Gebrochenes, Gespiegeltes, Bezogenes. Drum erscheint Leidenschaft heute als Kälte und Lebensfremdheit, wo sie als Funktion statt als Zustand auftritt. Man behält sich eine Sphäre des Dumpfen, Unbewußten vor, wo das Sein zum Gedicht wird. Diesen Prozeß erkennt man nur in seinen Spiegelungen an und hat nicht die Organe, ihn unmittelbar zu fassen. Shakespeare aber giebt ihn in den Sonetten unmittelbar. Die wir Alles als Spiegelung sehen, können seine Dramen, diese innere Welt, noch als losgelöste äußere deuten. Um so mehr verwirren die Sonette, sobald man hier Bezugnahme, Darstellung, Bekenntniß sucht. Nimmt man sie nur als Wirkung statt als Wesen, als Bilder statt als Bewegung, hält man ihr Einzelnes fest, statt sie als Ganzes zu ergreifen, so fehlt ihnen Alles, was für uns erst ein Gedicht ausmacht. Man darf aber

die Flamme nicht mit ihrer Kerze verwechseln. Hier vor Allem muß man den inneren Ton hören, um das Wesen zu treffen. Hört man den nicht, so bleibt nichts als eine epigrammatische Dialektik, eine Ornamentik der Gefühle, eine Geometrie der Dinge, welche die ganze Sinnenwelt von den Sternen bis zu den Stäubchen als Zierrath benutzt, um etwas Maßloses und Ungeheures mehr zu verhüllen als auszudrücken. Wer die Dinge, wovon die Sonette reden, als Ausdruck statt als Hülle verstehen will, wird noch mehr beunruhigt, weil er das Mißverhältniß zwischen Ausdruck und Auszudrückendem spürt. Aber alles Zähe, Spröde, Gläserne, Verbogene bewältigt der eine Ton des Ganzen, der mehr ist als alle Sätze und Sinnbilder: in ihm lebt vernehmlich der Grund und der Sinn der Sonette: eine weltweite, unergründliche Leidenschaft. Sie sind keine Gelegenheitgedichte. Vielmehr wird jeder ihrer Anlässe und Gegenstände gleichgiltig vor der unbedingten und, im Tiefsten, gegenstandlosen Erschütterung, in deren Bannkreis er zufällig geräth. Und diese Leidenschaft tritt (noch befremdender für uns) nicht als Gefühl, sondern als Verstand auf, zeigt in nackter Helle, was in dieser Helle zu schauen wir zagen. Den ganzen Abgrund des eigenen Wesens konnte der klarste und festeste Mensch durchmessen, ohne schwindlig zu werden. Und wo Andere höchstens mit muthig dumpfen Herzen sich hinwagen, wofür ihrem Hirn die Fassungskraft fehlt, da tauchte Shakespeare mit dem Geist selbst ein und schritt unversengt und ungeblendet durch die Weißgluth. Er hat die Leidenschaft nicht mit dem Verstand zerlegt, nein: als Ganzes packte er sie und machte sie zu Bewußtsein. Sein und Denken waren für ihn keine Gegensätze, selbst wenn sein ganzes Sein eine einzige Erschütterung war. Das Denken brauchte er nicht als Wehr gegen die äußerste Erschütterung (wie etwa Goethe) noch löschte ihm die Erschütterung das Denken aus (wie Mystikern und Musikern). Er vereinte die dunkelste Leidenschaft und das hellste Wissen so, daß sie nur als zwei Attribute der selben Substanz erscheinen. Von der Wirklichkeit dieses wirklichsten Geistes geben, richtig gelesen, die Sonette noch unmittelbarer Kunde als sein Drama. Denn in ihnen redet er mit seiner einen Seele, nicht mit seinen tausend. Doch die unbedingte, allverschlingende und allumschaffende Bewegung, die wir im Ton der Sonette hören, erkennen wir als die selbe, die jenen unermeßlichen Kosmos herausgeformt hat.

Darmstadt. Friedrich Gundolf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juli 1910.

Residua.

Allensteiner Lehren.

Aus der Kriminalkommission des Reichstages kommt unerfreuliche Kunde. Die Liberalen, heißts, können sich wieder mal nicht entschließen, liberal zu sein. Trotzdem ihre Ahnen, seit Steins Zeit, vom Boden des Rechtes die schmackhafteste Nährfrucht geerntet haben. Herr Landgerichtsrath Gröber, der dem Angeschuldigten stärkeren Rechtsschutz zu schaffen strebt, fühle sich einsam und hebe, fast schon verzweifelnd, die Hände über den Alamannenbart himmelan. Von der Presse darf er Hilfe nicht hoffen. Ein Abgeordneter, der in öffentlicher Sitzung von Saubengeln geredet hat! Ueberhaupt: ein Centrumsmann! Alle Landwehrleute, die mit der Stahlfeder pro deo, rege et patria kämpfen, wenden sich mit Grausen von solchem Fliegengott. Ihr evangelisches Bewußtsein ist, auch wenn sie es erst etliche Jahrzehnte nach den Steckkissentagen erworben haben, von mimosiger Empfindsamkeit; und im Tiefsten nun zu rauh verletzt, als daß es ihnen gestatten könnte, für einen Lutherfeind auf die Schanze zu treten. Ganz schön; nur dürften die Liberalen dann von ihrer nützlichsten Tradition nicht wanken noch weichen; müßte Herr Rechtsanwalt Bassermann sich für die Fortsetzung des von den Waldeck, Gneist, Lasker begonnenen Werkes nicht zu gut dünken und seine forensische Erfahrung, seinen hellen Verstand in der Justizkommission leuchten lassen. Strafgesetzbuch und Strafprozeßordnung des Deutschen Reiches sind rascher Modernisirung bedürftig: und wer die Zeichen der revolutionären Zeit, die wir erleben, zu deuten weiß, wird bald merken,

wie weit und bis in welche Wurzelschicht die deutsche Rechtskrankheit fortwirkt. Schon vor dreizehn Jahren hat Reichsgerichtsrath Mittelstaedt hier gesagt: „Planlos und willkürlich, wie die Komposition unserer Strafgerichte, ist die Zuständigkeit der verschiedenen Ordnungen und der Zug der Rechtsmittel von der einen zur anderen Instanz. Wir stecken eben noch in dem Niederschlag der verschiedenartigen Rechtsbildungen und Rechtsgedanken, wie sie einst vom deutschen Partikularismus in Nord und Süd, Ost und West unserer Gaue gezeitigt worden sind. Aus allerlei Kompromissen zwischen den popularen und gouvernementalen Postulaten dieser oder jener Herkunft ist am Ende Das geworden, was sich zur Zeit deutsche Strafgerichtsverfassung nennt.“ Erhalten ward sie durch die Macht der Gewohnheit, von der gedankenlose Routine sich niemals freiwillig lossagt; immer wieder gestützt von den krummen Rücken der Ewig-Gestrigen, die den Satanas selbst nicht so fürchten wie das Ende bequemer Handwerksgewöhnung. E vinculis ratiocinantur; heute wie in der Aera des ersten Kulturkampfes. Als in der vom Bundesrath berufenen Kommission „angesehener Juristen“, die im Reichskanzleramt tagte, der Antrag, die geheime Voruntersuchung durch ein dem englischen Muster nachzubildendes Verfahren zu ersetzen, von einem Hyperkonservativen mit dem Schreckbild des allgemeinen Staatsumsturzes bekämpft worden war, schob Friedberg (der später in Preußen Justizminister wurde) dem Staatsanwalt Mittelstaedt einen Zettel hin, auf den er geschrieben hatte: „Alles wiederholt sich nur im Leben! Als wir 1846 (ich als junger Assessor) die Verordnung über die Einführung des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens beim Kammergericht beriethen und die Abschaffung der absolutio ab instantia beschlossen hatten, forderte mein alter Präsident von Kleist in flagranti seinen Abschied, weil es ja jetzt mit aller Strafrechtspflege aus sei. Der König verweigerte ihm den Abschied, Kleist blieb aber bei seinem Entschluß und lebte dann noch lange Jahre hier als Pensionär. Bei einer Begegnung im Jahr 1850 fragte er mich: ‚Habe ich nicht Recht gehabt?‘ So fest war er überzeugt, daß die Märzrevolution des Jahres 1848 nicht gekommen wäre, wenn wir 1846 nicht die absolutio ab instantia abgeschafft hätten!“ Noch ist dieser Typus nicht ausgestorben. Daß die sichtbarsten Exemplare heute nicht mehr altpreußische Namen tragen, mindert ihre Schädlichkeit nicht.

Und wenn Herr Groeber ihnen, die Freisinn nur heucheln, die Schwabenschultern entgegenstemmt, verdient er deutschen Dank.

Wo der Schuh drückt, lehrt die Alltagspraxis deutlicher als graue Theorie. Die in der Reichstagskommission Vereinten sollten die Berichte über den allensteiner Prozeß aufmerksam nachlesen: in einer Nußschale hätten sie da eine Sammlung der Gebrechen vor dem Auge, an denen Strafgesetz und Prozeßordnung kranken. Vor den ostpreußischen Geschworenen stand eine der Anstiftung zum Mord Beschuldigte. Paragraph 48 des Reichsstrafgesetzbuches sagt: „Als Anstifter wird bestraft, wer einen Anderen zu der von Diesem begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch des Ansehens oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oder Beförderung eines Irrthums oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt hat. Die Strafe des Anstifters ist nach demjenigen Gesetz festzusetzen, welches auf die Handlung, zu welcher er wissentlich angestiftet hat, Anwendung findet." Frau von Schoenebeck mußte zum Tod verurtheilt werden, wenn ihr die Anstiftung zum Mord nachgewiesen ward. Konnte sie ihr aber nachgewiesen werden? Ist solcher Nachweis, so bündig und lückenlos, wie strenger Rechtssinn ihn fordert, je denkbar, so lange der Anstifter dem Theilnehmer gleichgestellt, sein Thun nicht als selbständige Willenshandlung gewogen wird? Goeben hat die Ueberlegung geleugnet; sich nur der Tötung schuldig bekannt. Die Ueberlegung, sagt Karl Binding, der feinste und tapferste Kopf im Reich deutscher Strafrechtslehre, „bezieht sich nicht wesentlich auf die Mittel zur Tötung (die berechnet auch der Totschläger oft mit großer Genauigkeit), sondern auf das Gewicht der Abhaltungsgründe. Sie werden erkannt, gewogen und zu leicht befunden. Dies setzt die Fähigkeit ungetrübter Verstandesfunktion voraus, deshalb die Abwesenheit (zwar nicht jeder Gemüthsbewegung, aber) jeder Erregung, deren Heftigkeit die Fähigkeit der Abwägung beeinträchtigt." Im Zustand solcher geistigen Beschaffenheit war Hugo von Goeben gewiß nicht, als er in das Haus des Majors schlich; selbst wenn er, nach der Annahme des einzigen namhaften Psychiaters, der ihn untersucht hat, nicht durch Geisteszerrüttung des freien Willens beraubt war. In einer Hauptverhandlung konnte er betonen, daß Wesentliches anders gewesen war, als ers erwartet hatte. Die Fenster, die er offen

glaubte, waren geschlossen und der Major trat ihm wach und bewaffnet entgegen. Da war der Nachweis der Ueberlegung kaum denkbar. Ob er auch den Willen zum Mord in sein Bewußtsein aufgenommen hatte? Manche Jury hätte es dem Mann zugetraut, der seinem Liebchen für das Mahl des Majors Gift verschafft hatte und nachts, nach viermaliger Umkehr, im Bürgerrock und mit einer Mensurpistole ins Schlafzimmer Schoenebecks geklettert war, dem er die Ehefrau, die Mutter zweier als ehelich anerkannten Kinder, abtrotzen wollte. Immerhin blieben Zweifel möglich. Und der Versuch, jetzt noch, sechsundzwanzig Monate nach Goebens Tod, zu erweisen, daß er mit Ueberlegung gehandelt habe, zeugt von betrübender Thorheit. Die hätte sich nicht ins Unerweisbare vorgewagt, wenn Theorie und Praxis die Anstiftung als selbständiges Delikt (das des intellektuellen Thatbewirkers) gelten ließen. Dann hätte der Richter nur das Thun der Angeklagten zu prüfen gehabt, nicht das Eines, der irdischer Gerichtsbarkeit längst entzogen und von dessen Schuldumfang das Schicksal der überlebenden Frau doch abhängig war; dann konnte man einen Fall konstruiren, in dem der Anstifter mit Ueberlegung, der Thäter, im Drang überraschender Umstände, ohne Ueberlegung gehandelt hatte. Jetzt? Die conviction intime der Geschworenen ist an keine Paragraphenvorschrift geknotet; ihr Spruch ist, nach der evangelischen Lehre, Ja oder Nein und braucht nicht begründet zu werden. Ein nur auf das Sentiment gestütztes Urtheil hätte aber nicht viele Ernste befriedigt. Ein Freispruch gar das hitzige Volksempfinden in Empörung getrieben. Weil die im höchsten Grad wahrscheinliche Schuld nicht haarscharf nachzuweisen war, sollte die Frau straflos bleiben, ohne deren Mitwissen, Mitschuld Goebens That undenkbar blieb und die der Beschuldigte nach der ersten Vernehmung sofort von Umfang und Einzelheiten seiner Aussage unterrichtet hatte? In jedem wegen des Deliktes der Anstiftung eröffneten Verfahren kann der allensteiner Fall sich wiederholen; auch da, wo neben dem Anstifter der Thäter auf der Sünderbank sitzt. Intellektualurheberschaft ist nicht mehr so selten wie in der Zeit derberen Fühlens; Mancher, der selbst die Hemmung nicht zu überwinden vermag, sucht und findet ein zur That taugliches Werkzeug. Justizkommission und Reichstag dürfen sich an dem achtundvierzigsten Paragraphen nicht scheu vorüberdrücken.

Ihre beste Leistung wäre die Erlösung von dem Aktenalben,

der unserem Gerichtswesen Luft und Athem raubt. Mündliches Verfahren: heißt die Losung; doch dem mündlichen geht das schriftliche, dem öffentlichen das geheime Verfahren voran. Und ehe der Richter zur ersten Frage den Mund aufthut, hat er einen Aktenberg erklettert, Protokole und Schriftsätze verschluckt und „sich eine Meinung über die Sache gebildet“. Wer je genöthigt war, seinen Namen unter ein Gerichtsprotokol zu setzen, vergißts nicht so bald. Seine Aussage mag noch so einfach, mag völlig negativ sein: auf eine beträchtliche Zeitspanne muß er sich gefaßt machen. Was er in lebendiger Rede rasch vorbringt, wird in den altfränkischen Pomp der Gerichtssprache gekleidet. „Derselbe“; „Letzterer“; „einerseits“, „andererseits“: ohne solche abgegriffene Spielmarken gehts selten; auch darf die Inversion nach und ja nicht fehlen. „Beklagter erklärte sich bereit, dem Kläger den Betrag zu zahlen, und schien Letzterer nicht die Absicht zu haben, denselben zu übervortheilen.“ Das Protokol muß alles Erdenkliche „berücksichtigen“; sonst wird es dem Amtsrichter oder Assessor zur Ergänzung zurückgegeben und die Schererei hat kein Ende. Ausnahmen kommen vor (das junge Richtergeschlecht sucht sich aus dem Wust zu heben); meist aber kostet das Mühen, die wohlüberlegte Nuance der Aussage aufs gelbe Aktenpapier zu bringen, einen harten Kampf. Und in neun von zehn Fällen bleibt der Vernehmende Sieger. Er meints so gut, quält sich so redlich, die Laienrede in sein geliebtes Juristendeutsch zu übertragen, und kennt schließlich den Zweck der Untersuchung am Besten. Soll man dem Geplagten, vor dessen Thür ein Bäckerdutzend Beschuldigter oder Zeugnißpflichtiger wartet, das Amtsleben noch mehr bittern? Man läßts laufen, unterschreibt: und ist für Zeit und Ewigkeit festgelegt. Weh Jedem, der in der Hauptverhandlung um eines Haares Breite von der protokolirten Aussage abweicht! Der Präsident hat die Akten vorm Auge, vergleicht und findet in der winzigsten Abbiegung Grund zu ernstem Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Zeugen. Der ist von dem Bewußtsein, „mit dem Gericht zu thun zu haben“, arg eingeschüchtert; wagt vielleicht in Demuth aber die Antwort, seit den Tagen der Voruntersuchung habe er Allerlei erfahren, das ihm die Dinge, die Menschen in etwas anderem Licht zeigen mußte. „Ja, wenn Sie so wetterwendig sind! Dann können Sie übermorgen ja wieder eine andere Meinung haben! Hier haben Sie über Thatsachen auszusagen; welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, werden wir schon

allein wissen. Ich muß Sie dringend ermahnen, unter Ihrem Eid hier bei der Wahrheit zu bleiben." Manchem ist aufgefallen, daß in Allenstein die Aussage einzelner Offiziere wie eine Verherrlichung Goebens klang. Sind wir in unserem Heer so weit, daß ein Mann, der mit der Frau eines Kameraden und Gastfreundes in Geschlechtsverkehr stand, diesen Kameraden ein Jahr lang schmählich betrogen und dann tückisch, nach einem Einbruch ins verschlossene Haus, getötet hat, von preußischen Offizieren wie das Ideal eines Mannes gepriesen werden kann? So wurde gefragt; und vergessen, daß diese Offiziere schon im ersten Quartal des Jahres 1908 vernommen worden waren. Damals wußten sie nur, daß ein stiller, tüchtiger, beliebter Kamerad durch ein schlimmes Weib um Ehre und Leben gekommen war; sie glaubten, daß ihn nicht Mordabsicht, sondern der tolle Drang nach einem ungestörten und zeugenlosen Duell ins Majorshaus getrieben habe; und das Mitleid mit dem Unglücklichen mußte ihr Urtheil über Goebens Charakter färben. An diese Aussage waren sie fortan gekettet; wenn der bürgerliche Richter ihnen „Widersprüche" vorhielt, hatten sie morgen einen Fettfleck in der Conduite. Vielleicht hatten sie auf eine dienstliche Frage auch einmal geantwortet, ihnen sei von unziemlichem Verkehr Goebens mit Frau von Schoenebeck nichts bekannt (haltbare Beweise sind in solchem Fall nicht leicht zu erlangen und zwei Duellen setzt der Tapferste sich nur aus, wenns nicht anders geht): dann waren sie zwiefach gebunden. Nur solche Umstände könnten erklären, daß fast alle Zeugen behaupteten, von dem Treiben der Majorsfrau nichts gewußt zu haben. In einem Grenznest, wo die Garnison ein ummauertes Städtchen bildet, hat Keiner gemerkt, daß die Frau des Majors vom Stabe ihren Hausschlüssel in der Runde kreisen ließ, mit dem Taschentuch ihren Buhlen Fensterflaggensignale gab, im Schlafzimmer ihnen Mahlzeiten servirte, mit ihnen in Königsberg und in Haffbädern zusammenwohnte, an der Alle in Kattunkleid und Kopftuch Sexualabenteuer suchte. In Berlin war sie als leicht erraffbare Waare bekannt; hatte die Christgeschenkeinkäuferin vor einzelnen Stundenbesitzern sogar die Namensmaske gelüftet. In Allenstein: keine Ahnung. Das sind unvermeidliche Folgen des Voruntersuchungsystems. Muß es so bleiben? Müssen unsere Richter unter der Schreiblast, der Lesepflicht erlahmen, die Zeugen an den Rahmen des Gedächtnißbildes genagelt werden, das freilich frisch ist, oft aber nur die Mängel des flüchtig hinwischen=

den Impressionismus erkennen läßt? Warum bleibt der Papierstoß, der um kein entbehrliches Wörtchen und Blättchen zu mehren, in den nur der knappste Verhörseindruck des Untersuchungrichters aufzunehmen wäre, nicht im Bereich der Staatsanwaltschaft und wird von ihr nur der Kammer vorgelegt, die das Hauptverfahren zu eröffnen hat? Dann wäre der Vorsitzende und der Referent in der Hauptverhandlung unbefangen; könnte jeder Zeuge frei von der Leber reden; stünde die Rechtsgarantie des mündlichen Verfahrens nicht nur im Buch der Gerichtsordnung; hätten wir kürzere Prozesse und Richter, die nicht unter der Schreibfron welk, unter dem steten Gewirbel grauen Aktenstaubes mürrisch geworden sind. Heute? „Das ist ja ganz neu!“ Wie zorniges Staunen kams von der Lippe des allensteiner Schwurgerichtspräsidenten, wenn etwas noch nicht „Aktenkundiges“ vorgebracht wurde. Ganz Neues in die Hauptverhandlung tragen: unerhört. Da droht dem mühsam gebildeten Vorurtheil ja Gefahr. Daß er versuchen müsse, Alles wie ein ganz Neues zu sehen, hatte der biedere Geheimrath nicht begriffen.

Dieser Vorsitzende ähnelte nicht dem ersten Kaiser Ferdinand, von dem Julius Wilhelm Zincgref in seinen „Apophthegmata“ erzählt hat: „Es ware jhm diese Red sehr gemein: Dz Recht muß sein gang haben, und solt die Welt drüber zu grund gehen!“ Der allensteiner Allmächtige wollte, in löblicher Menschenliebe, „nicht noch mehr Existenzen vernichten“; wollte, als guter Bürger, „die Oeffentlichkeit aufklären und vor Mißverständniß bewahren“. Er verlas und erörterte Schmähbriefe, die er empfangen hatte. Ließ sich täglich langwierige Vorträge über den Gesundheitstand und die Nachterlebnisse der Angeklagten (deren Hotelzimmer er auch selbst für unzulänglich erklärte) halten, statt solche Expektorationen mit der Frage abzuschneiden, ob die Frau verhandlungfähig sei oder nicht. Erlaubte Stabsoffizieren Vorträge und Glaubensbekenntnisse, die mit dem Prozeßstoff zwar nichts zu thun hatten, nach seiner Meinung aber „aus warmem Herzen kamen“. Gewährte, trotz dem Ausschluß der Oeffentlichkeit, einem Petenten Einlaß, weil ihm „der Wunsch, so berühmte Vertheidiger zu hören, begreiflich“ sei. Verschwieg nicht geizend, was er im Franzosenkrieg erlebt und an Kopfschußwunden beobachtet habe. Heischte mit Wort und Wink Anerkennung seiner Objektivität (die sich, wie alles Moralische, von selbst verstehen müßte). Und schien keine höhere Pflicht zu kennen als die, der Nation und allem auf der Erdfeste Kribbelnden

zu künden, warum er Dies thue und Das unterlasse. Unser Gerichtssystem bürdet dem Vorsitzenden eine Last auf, die der stärkste Mann nicht lange zu tragen vermag. Völliger Zusammenbruch könnte immerhin aber vermieden werden. Daß ein Richter von dem Mann, dessen Mordplan die Voraussetzung der Anklage und des Hauptverfahrens war, der den Kameraden und Vorgesetzten heuchelnd betrogen und von der erstrebten Ehe offenbar auch Vermögenszuwachs gehofft hatte, Tage lang wie von dem hehrsten der Artushelden sprach, war am Ende nicht nöthig. (Tage lang; allmählich verdüsterte sich auf dem Goebenbildniß der Grundton so, daß selbst des Schwärmers frommer Glaube von Skepsis angenagt ward. Glauben und Taktik haben in diesem Prozeß ja auch die Vertheidiger gewechselt: ihre Mandantin, deren Wahrhaftigkeit in den ersten Wochen das Nothlügengespinnst des Hauptmannes zerfetzen sollte, als eine seit Jahren geistig Schwerkranke zärtlich ins Irrenasyl befördert. Nur der Ankläger hat in allen Phasen die nüchterne Ruhe und das richtige Augenmaß bewahrt.) Um die Oeffentlichkeit, der, mit seiner Zustimmung, der Saal gesperrt, deren pünktliche Belehrung durch Reporterkunst aber gesichert war, hatte der Präsident sich nicht eine Minute lang zu kümmern; und die Bekämpfung des Mißverstandes anderen Instanzen zu überlassen. Seine Pflicht war nur, die Wahrheit zu suchen. Die konnte nicht durch den Nachweis gefunden werden, daß Goeben in den Erzählungen aus seiner Kriegszeit ein Bischen geflunkert habe (Das thut mancher Soldat, der im Wesentlichen dennoch wahrhaftig ist); noch gar durch die Weisung, im Juni 1910 Kleider und Strümpfe zu untersuchen, die der Hauptmann im Dezember 1907 getragen hat. An Theatereindrücke wird der Betrachter in jedem Schwurgerichtssaal erinnert. Alle an dem Prozeß Mitwirkenden spielen ein Stück, das der Präsident für den Tag der Aufführung (Hauptverhandlung) mit ungeschmälertem Regierecht vorbereitet hat; und mühen sich, es so zu spielen, die Effekte so anzubringen, daß ihr zwölfköpfiges Publikum zufrieden ist. Das nur hat ja zu entscheiden; ohne Begründung: wie vor dem Schaugerüst die größere Schaar. „Wir sind hier nicht im Theater!“ So ruft, rief oft schon ein wüthender Schwurgerichtspräsident; und verbietet streng die Verwendung von Operngläsern. Warum? Aus solchen Gläsern, deren Zufallsname längst nicht mehr den Gebrauchszweck begrenzt, blickt man auf einziehende Fürsten, Thronredner,

manöverirende Truppen und Schiffe, Priester und Flieger, Minister und Generale, Rennpferde und Schwätzer. Und gerade dem ernsten Psychologen ists wichtig, die Affektspiegelung auf der Antlitzfläche des Beschuldigten zu sehen. Wir sind im Theater; das ja nicht immer unernste Aufgaben zu bewältigen hat. Möchten just hier aber nicht merken, daß der Regisseur eitel nach Beifall lechzt und sich in seinem Wahn für den Nabel des Weltalls hält.

Das Buch der Aerzte will ich heute nicht noch einmal aufblättern. Nur einen Nachtrag zu dem vor acht Tagen Gesagten verzeichnen. Am zweiten Juli wurde in einem Attest der Sachverständigen gesagt, Schoenebecks Witwe sei „gemeingefährlich geisteskrank", sei „eine Gefahr für ihre Umgebung" und „bedürfe deshalb dringend der Aufnahme in eine geschlossene Anstalt". Dieses Attest bewirkte die vorläufige Einstellung des Verfahrens. Am zwölften Julimorgen saß die aus der Provinzialirrenanstalt Kortau nach neuntägigem Aufenthalt entlassene Dame in der charlottenburger Wohnung ihres zweiten Mannes; und wir lasen, daß sie bald in eine Privatheilanstalt übersiedeln werde. Fürs Erste in eine inländische; wenn Madame Antoinette Lust hat, kann sie aber mit oder schon vor den Schwalben südwärts ziehen. Mehr als den Verlust ihrer kleinen Kaution hat sie dabei nicht zu fürchten; an die Wiedereröffnung des Verfahrens wird nicht gedacht und die in Allenstein als Sachverständige zugelassenen Herren haben, gegen das Gutachten des berliner Nervenarztes Dr. Placzek, erklärt, die Angeklagte sei nicht haftfähig. Vielleicht giebt man ihr nächstens auch noch ihr Geld aus der Gerichtskasse zurück. Nach dem Beschluß vom zweiten Juli ist ihre Ehe mit dem „Satiriker" (der vor der Knüpfung dieses Bandes den Offenbarungeid geleistet hatte) nichtig. Paragraph 1325 des Bürgerlichen Gesetzbuches sagt: „Eine Ehe ist nichtig, wenn einer der Ehegatten zur Zeit der Eheschließung geschäftsunfähig war oder sich im Zustande der Bewußtlosigkeit oder vorübergehender Geistesstörung befand." Ist wenigstens dafür vorgesorgt, daß nicht Theile des Schoenebecks Kindern gebührenden Erbgutes verschleudert werden? Oder gilt die vielgeliebte To nur dem Strafrichter, nicht der Civilgerichtsbarkeit als in Geist und Willen Gestörte? Daß sie krank ist, wäre auch ohne den Mitleidsüberfluß schwatzhafter Reporter glaublich. Welcher eines Kapitalverbrechens Angeklagte von verzärtelnder Lebensgewohnheit steht denn als ein Gesunder vor seinem Richter? Der Robusteste mag

überlegen, wie ihm zu Muth wäre, wenn ihm, nach Wochen währender Qual grausamer Wesensenthäutung, der Tod durchs Henkerbeil oder lange Zuchthausstrafe drohte. Und im allensteiner Fall kam zu den hysterischen Stigmaten und zu der Erwartungneurose vor dem Spruch der Jury noch das Bewußtsein, durch die tiefste Geschlechtsschmach zu waten, die je einem Weibe beschieden war. Sichert forensische Krankheit vor der Strafe, dann muß der Staat auf die Ahndung der Verbrechen, die der Ankläger sozial verwöhnten Leuten zugeschrieben hat, allgemach verzichten. Wie wäre eine Fabrikarbeiterin, die sich im Ehebett hundert Schlafburschen hingegeben und dem Letzten aus dieser Schaar, nach der Ueberzeugung der Anklagebehörde, bei der Ermordung ihres Ehemannes geholfen hätte, vor Gericht behandelt, wie wäre gegen sie verhandelt worden? In der Krankenabtheilung des Untersuchungsgefängnisses hätte sie, der das zur Miethung von Gutachtern Nöthigste fehlte, Zeit gehabt, der Frage nachzudenken, ob nicht das schrecklichste Ende dem endlosen Schrecken vorzuziehen sei. Frau Antonie sitzt gemächlich in der Hardenbergstraße und kann sich, wenns ihr paßt, den Amphibien westlicher Nachtkaffeehäuser gesellen. Begreift Ihr wirklich nicht, warum der Arme nicht von dem Glauben loszuhaken ist, die gröbste Form der Klassenjustiz sei im Alltagsgebrauch? „Selon que vouz serez puissant ou misérable, les jugements de cour vous rendront blanc ou noir“: diese Verse hat Jean de La Fontaine geschrieben. In der rechtlosen Zeit der Lilienkönige. Vor Frankreichs Revolution. Seitdem sind Menschenrechte, Verfassungen, Gerichtspsychiater erfunden worden.

Kein König ist, kein Kaiser noch in Europa heute so mächtig wie der Richter in seinem Bereich. (Auch im Schwurgerichtssaal. Wer weiß denn, ob die zwölf Ostpreußen an Psychose und Selbstmordabsicht glaubten oder entschlossen waren, die Schuldfrage zu bejahen? Ehe ihr Stichwort fiel, war ihrer Willenssphäre die Angeklagte entrückt; und sie durften die Ueberzeugung, daß diese Frau, mit und ohne Gutachterschein, gemeingefährlich sei, nicht zu lautem Ausdruck bringen.) Da Ihr den Richter gottähnlich wollt, als souverainen Herrn über Ehre, Freiheit, Leben seiner Mitbürger: beugt ihn niemals unter die Tyrannis der von Wohlhabenden gemietheten Aerzte; und gewährt ihm den Rang und den Sold, der an solche Amtshöhe heranreicht. Das muß auch in armen Staaten möglich sein. Wenn der preußische Finanzminister den Haus-

haltsetat seines Justizkollegen sorgsam prüfte und die Anwaltkammer um ein ehrliches Gutachten bäte, würde er schnell erkennen, wie viel da zu sparen ist. An Schreiberlohn und durch kurzsichtige Terminsansetzung gehäufter Zeugengebühr. Laßt einmal nachrechnen, welche Versäumnißgelder während eines Jahres in Preußen an nicht vernommene Zeugen gezahlt werden. Hört! Vor einem detachirten Amtsgericht soll in einer Strafsache verhandelt werden. Dreißig Zeugen; zwanzig aus Berlin. Der Angeklagte lehnt den Amtsrichter „wegen Besorgniß der Befangenheit“ ab. Ueber das Ablehnungsgesuch hat (§ 27² StPO) das Landgericht zu entscheiden. Dessen Sitz ist von dem Amtsgerichtsort durch eine halbe Eisenbahnstunde getrennt; doch der nächste Zug geht erst mittags. Das würde zu spät. Telephonische Erledigung (das thöricht begründete Gesuch würde sicher rasch abgewiesen) ist nicht gestattet. Ein Automobil kommen und die Zeugen zwei Stunden warten lassen? Wer bürgt für die Erstattung der wider alle Norm hohen Fahrtkosten? Lieber zahlt man den Zeugen die Gebühr, schickt sie nach Haus und ruft sie in der nächsten Woche wieder ins Städtchen. Mindestens fünfhundert Mark sind verthan. Und solcher Fall ist nicht etwa selten. Fragt in Alt-Moabit die Gerichtsdiener, wie viele Zeugen täglich pro nihilo bestellt werden und Stunden lang dünstend die Korridorbänke drücken. Ein Finanzminister vom Kaliber Wermuths würde Richter und Staatsanwälte besser bezahlen und dennoch mit geringerem Aufwand auskommen.

Sparsucht und kriminalpolitische Klugheit müßten oft in den selben Willensstrom münden. Fast alle Skandalprozesse der letzten Jahrzehnte waren unnöthig; gerade die dem Reichsansehen und der Reichskasse schädlichsten. Leckert-Lützow, Tausch, Forbach, Kwilecka, Hohenau, Eulenburg, Hammann, Kiel, Schoenebeck: Alles theuer und nutzlos; fünfmal Freisprechung; zweimal Einstellung, zweimal gelinde Strafen. Und darum Diplomatie, Offiziercorps, Hofgesellschaft, Reichswerftleiter, Polizei, Adel durch die Spießruthengasse gejagt! So unklug ist die Nachbarschaft nicht. Die Wiener sind mit ihrem Hofrichter im Stillen fertig geworden; auf die Armee ist kein Makel gefallen, die Gerechtigkeit des Schuldspruches wird nirgends bezweifelt und die Thatsache, daß Oberlieutenants und junge Hauptleute gierig nach einem Aphrodisiakum griffen, hat kaum hörbare Heiterkeit erwirkt. Wir nur entgürten auf offenem Markte die Scham und zeigen die Flecke am Reichs-

körper, daß der Neid sich dran freue. Wars nöthig, dem Feind zu erzählen, daß unser Großer Generalstab Kriegsgeschichten herausgiebt, deren Darstellung sich auf unbeglaubigte Zeugnisse stützt? Daß er Zeugen traut, die, wie er leicht feststellen könnte, am Tag der Burenschlacht, über die sie aussagen, noch in Europa waren? Nöthig, die Gewißheit zu schaffen, daß auch im deutschen Heer unter Tausenden hier und da ein Offizier ist, der, weil er, mit leerem Beutel, seine Fleischwaare nicht kaufen kann, im Ehebruch sein Nothrecht sieht, sich vom Mann der brünstigen Liebsten abfüttern läßt und vor dem in seiner Geschlechtsehre gekränkten Kameraden Honneur macht? Unnöthig; wie dieser ganze Prozeß. Herr Beseler hat einen breiten Rücken. Nachgerade merken aber selbst Blinde, daß er nie Kriminalist war und nie Kriminalpolitiker wird.

Heuertsensation.

Herr von Bethmann, der die Arnim, Moltke, Radolin so wider alle Tradition unsanft aus ihren Aemtern gedrängt (und dadurch den stolzen Kreuzwendedich Rheinbaben zu raschem Rücktrittsentschluß getrieben) hat, müßte wünschen, vor dem fünfundsechzigsten Haus der Wilhelmstraße bald Möbelwagen zu sehen. Nicht nur, weil ein Justizminister, der für Liebenberg, Kiel, Allenstein die Verantwortung trägt, ohne spezifisches Gewicht und reif zur Amortisation ist. Noch aus anderem Grund: weil der Ministerpräsident und Kanzler diesen Stuhl brauchen wird. Sein Virement war nicht unnützlich. Herr von Schorlemer ist ein erfahrener Fachmann und konservativer Katholik, der in dem Centrum der Bachem, Erzberger, Gröber, Heim die Demokratenpartei bekämpft und im Landwirthschaftministerium fürs Erste mal neutralisirt ist. Herr von Dallwitz steht im Ruf eines glatten, behenden Verwaltungbeamten, der die Wahlmache kennt; daß er Herrn von Heydebrand verschwägert oder vervettert ist, scheint mir kein Anlaß zu nationaler Trauer. Herr von Kiderlen ist auf so hohem Sitz zwar noch unbewährt; hat aber in Bismarcks und Holsteins Schule Muth und Bluffverachtung gelernt, Temperament und Mutterwitz nicht verkümmert und, bis Phili den allzu Spottlustigen aus der Gunst tuschelte, mit dem Kaiser zu arbeiten verstanden. Ob Herr Lentze, der als Dutzendbürgermeister galt und nur durch die selbstherrische Behandlung professoraler Gutachten berühmt ward, als Finanzminister möglich ist, bleibt abzuwarten; seinem Liberalismus frage ich

nicht neugieriger nach als der Religion meines Schusters. Von Lokomotivführern und Chauffeurs, Generalen und Ministern ist Sachkenntniß, kaltes Blut und Entschlußfähigkeit zu fordern, nicht liberale Parteigesinnung. Immerhin: im Ganzen gut. Nur reichts noch nicht zur Sicherung des Wahlfriedens, den wir brauchen. Daß Theobaldus Cunctator aus der Einsiedelei ans Licht treten, die Scheu vor der Presse abschütteln und, gleich nach dem Hotelbesuch bei dem Vorgänger, der ihm in solcher Praxis das größte Muster sein kann, Zeitungmänner und Abgeordnete empfangen will, mag ihn vor dem Aergsten behüten. (Vielleicht ersucht er dann auch seinen Kanzleichef, Parteiführern nicht wieder zu sagen, er sei froh, daß der Reichstagsschluß ihn von der Pflicht entbürde, mit „diesen Leuten" zu verhandeln. Oder sucht sich einen Geschmeidigeren, im Parlament Heimischeren für das wichtige Vermittleramt.) Doch auch diese Steuerdrehung wird kaum genügen, um sein Schiff vorm Kentern zu schützen. Noch ist das fraktionelle Gemüth zu wild bewegt. Wird, Tag vor Tag, das Schwarzblaue vom wolkigen Himmel gelogen. Das lustigste Beispiel haben wir, unter Lachkrämpfen, soeben erlebt. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg hat einen Brief veröffentlicht, worin er dem Grafen von Schwerin-Löwitz anzeigt, daß er aus dem Amt des Zweiten Vicepräsidenten scheide. Erinnerst Du Dich noch, lieber Leser, warum dieser Prinz, einst der unfähigste Kolonialdirektor, den das Reich je hatte, im December 1909 zum Präsidenten gekürt ward? Weil die Nationalliberalen den Platz, der ihnen gebührte, verschmähten und Taktikerpfiffigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu lootsen. Drum gaben Konservative und Centrumsmänner dem Vorschußforderer und Schwager des Britenkönigs ihre Stimmen. Nach zwei Monaten hatte er auch auf diesem Posten den Nachweis kläglicher Unfähigkeit erbracht. Als der tollkühne Königsulan Elard von Oldenburg sich bis zu dem Satz vergalopirt hatte, auf kaiserlichen Befehl könne jeden Tag ein Lieutenant mit zehn Mann den Reichstag schließen, rief der präsidirende Erni ihn nicht zur Ordnung; auch nicht den Oldenburggenossen, der ins Getümmel schrie: „Ist denn kein Thierarzt da?" Aber den Abgeordneten Ledebour, der den Reichstag durch so unwürdige Geschäftsleitung „besudelt" fand. Nicht eine Stunde länger durfte ein ernster Pflicht so ungetreuer Präsident auf seinem Platz bleiben. Doch die Mehrheit, die ihn widerwillig gewählt hatte, schirmte

ihn nun. Um sich dankbar zu zeigen, hat er sie jetzt öffentlich geohrfeigt. Neben Solchen kann Erni nicht länger hausen; die Borromaeusbulle hats den Ergrausenden gelehrt. Und der Patriot, dem die Ruhe seines Vaterlandes gewiß den Schlaf raubt, muß seinen Entschluß im Juli, fünf Monate vor der Reichstagswiederkehr, über die deutschen Gaue hinkreischen. Irgendwo las ich, der Muth zu solcher That verdiene hohe Bewunderung. Vielleicht: der Muth zu so witzloser Parodie dernburgischer Kniffe. Daß es Leute gab, die, statt zu jubeln, weil der höchste Sitz des Reichshauses nicht mehr solche Unzulänglichkeit zu tragen hat, die Prinzenepistel, allzu frei nach Goethes chorus mysticus, zum „Ereigniß“ stempelten, zeigt, wie herrlich weit wirs gebracht haben. Der kleinste Schreiber weiß: Erni will, wie Berni, aus einer unhaltbaren Position den billigen Schein einer Glorie retten; fragt drum den Teufel danach, was dem Reichsfrieden frommt, und hetzt die Lutherischen gegen die Katholiken. In Britanien und Amerika, Frankreich und Belgien, in der Schweiz und den Niederlanden, in Skandinavien sogar haben Alle, Regirungen und Parlamente, die Encyklika still zu den übrigen Kurialakten gelegt. Der Langenburger bringts nicht über sein Gewissen, hinfüro einem Reichstag zu präsidiren, den diese Bulle am Ende gar nicht aus der Gemüthsruhe scheucht; ist dem wahren Geist der Reformation also noch näher als der Summus Episcopus der evangelischen Deutschen. Daß dieses Spielchen auch nur fünf Minuten lang von Mündigen ernst genommen werden konnte, zeugt von schlimmer Wirrniß allen politischen Lebens. Da ists mit beschränktem Mannschaftwechsel und Preßflirt nicht gethan. Der Wahlfriede wird nur gesichert, wenn in ein paar Ministerien und Reichsämter Vertrauensmänner der großen Parteien gerufen werden. Vor dem gedeckten Tisch verstummt der heftigste Streit. Die Stühle der Herren Beseler und Sydow, Delbrück und Kraetke wären leicht freizumachen. Drängt die Zeit nicht endlich selbst den Zauderer zur That? Nie war dem Deutschen Reich innere Ruhe und Einheit nöthiger als heute. Der neuste Taktfehler des Auswärtigen Amtes, der den Kaiser, sechs Wochen nach der Roosevelt-Apotheose, ins Kreuzfeuer der Yankeewuth zerrte, und der Abschluß des Erbvertrages über China müßten auch Taube lehren, daß eine Schicksalsstunde die zwistlos gesammelte Kraft deutscher Menschheit herbeiruft.

Die Noth unserer Anleihen.*)

Der abnorm niedrige Kursstand unserer Reichs- und Staatsanleihen, seine Ursachen und seine Wirkungen stehen im Mittelpunkt der öffentlichen Erwägungen. Mit etwas mehr Temperament, als Ort und Gegenstand vertragen, hat bei der Etatsberathung im Herrenhaus einer unserer ersten Bankmänner an dem herrschenden System der Anleihebegebung Kritik geübt und aus dem Streit der Meinungen heraus ist dann die Tagesfrage entstanden, die, wie wir hoffen möchten, nicht eher verschwinden wird, als bis ihr eine rückhaltlose und alle auf diesem Gebiet berechtigten Interessen befriedigende Antwort geworden ist.

Denn der Kursstand unserer Reichsanleihen und der Anleihen der Bundesstaaten ist eine Anomalie. Niemand zweifelt an der Sicherheit dieser Anlagen; Niemand kann daran zweifeln. Mag man sie auf die Kopfzahl der Bevölkerung oder auf die Einnahmen des Reiches und der Staaten rechnen: unsere Anleihen können qualitativ den Vergleich mit den doch ungleich höher bewertheten unserer westlichen Nachbarn aushalten. Speziell die preußischen Anleihen sind stärker gesichert als alle anderen; die Reineinnahmen der Staatseisenbahnen bringen ja allein mehr, als für die Anleihedeckung nöthig wäre. Und Deutschland erspart in normalen Jahren rund zwei Milliarden.

Ueber die Gründe dieses Mißverhältnisses zwischen Sicherheit und Bewerthung ist viel gesprochen und geschrieben worden. Ohne Zweifel entzieht die mächtig emporgekommene Industrie Deutschlands, deren dauernde Ausdehnung enorme Mittel festlegt, dem Anleihemarkt nicht nur eine große Käuferschaar: durch Schaffung von Werthen, die auf den öffentlichen Kapitalmarkt angewiesen sind, macht sie den Anleihen auch Konkurrenz. Aber die erfreuliche Bevölkerungzunahme unseres Landes wird zu noch weiter

*) Nach den Herren von Rheinbaben und Gwinner, Delbrück und Witting spricht auch hier ein Fachmann (der sich einstweilen nicht nennen will) über den Nothstand unserer Anleihen; ein Mann, der die Praxis der Bankleitung durchgemacht hat. Seine Vorschläge scheinen mir beachtenswerth. Einen von ihm nicht erwähnten Faktor (auf den Karl Fürstenberg oft hingewiesen hat) darf man freilich nicht vergessen: die sich besonders in unseren Großstädten immer mehr verbreitende Neigung, „über die Verhältnisse“ zu leben und die Differenz zwischen Einnahme und Ausgabe durch Gewinne aus der Papierspekulation auszugleichen. Diese ungesunde Sucht treibt Abertausende vom Markt der Staatsrenten in die Aktienspekulation. Ist sie unheilbar?

reichender Industrialisirung führen; und von den dazu erforderlichen Mitteln wird das neu entstandene Kapital auch ferner zu einem Theil aufgesogen werden. Einen anderen Theil dieses neuen Kapitals nehmen die in Deutschland emittirten höher verzinslichen ausländischen Rententitel in Anspruch. So weit es sich dabei um direkte Staatsanleihen handelt, denen auch an anderen großen Börsen ein Markt geschaffen ist und deren Gegenwerth nicht in barem Geld, sondern zum Hauptheil in Erzeugnissen unserer Industrie ins Ausland geht, darf man nicht wünschen, daß diese Emissionen aufhören. Denn solche Guthaben an das Ausland sind Sicherheitventile für den Fall nationaler Krisen und sichern der deutschen Industrie oft auch lohnende Beschäftigung.

Einen viel ungewisseren Werth haben die Emissionen von Papieren privater ausländischer Gesellschaften, deren Markt im Heimathland beschränkt ist und deren Gegenwerth in barem Geld aus dem Land geht. Wenn unsere Emission-Banken die Einführung solcher Werthe (wie der in jüngster Zeit bevorzugten amerikanischen und russischen Eisenbahn-Obligationen) enger einschränkten, würden sie die Entwickelung unseres heimischen Kapitalmarktes, insbesondere die des Marktes unserer Anleihen, fördern. Denn gute Werthe dieser Art konkurriren geradezu mit unseren Staatsanleihen; ihr Kurs ist kaum niedriger, der von ihnen gewährte Zinsgenuß kaum höher, ihre Sicherheit aber, auch im allerbesten Fall, unvergleichlich geringer als die unserer Staatsanleihen.

Bewegen sich die Summen solcher Emissionen noch, im Verhältniß zu denen unserer Staatsanleihen, in immerhin engen Grenzen, so schaffen die großen Anleihe-Emissionen der deutschen Städte und Gemeinden (neben den großen Obligationenausgaben der Hypothekenbanken) den Anleihen des Reiches und der Bundesstaaten auf dem Kapitalmarkt die schwerste Konkurrenz. Die Entwickelung unserer großen und mittleren Städte ist im höchsten Grad erfreulich und wir sind weit von dem Wunsch entfernt, diese Entwickelung möge gehemmt werden. Wohl aber scheint Manchem, in den Städten sei mit der Aufnahme industrieller Betriebe nun des Guten genug oder schon zu viel gethan und höchste Zeit, zu bedenken, daß die Verschönerung des Stadtbildes und die Besserung städtischer Kultur- und Verkehrseinrichtungen nicht weiter gehen dürfe, als die direkte Steuerkraft der Bürger erlaubt. Bei der Prüfung städtischer Anleiheanträge müßte die Aufsichtbehörde auch erwägen, ob der Kapitalmarkt die beantragte Anleihe aufnehmen könne. Das Interesse des Ganzen muß dem der Theile vorgehen.

Die laufenden Emissionen der Hypothekenbanken, der Aktien-

banken wie der öffentlichen, aus staatlichen und provinziellen Mitteln gegründeten Institute, die sich den Ausgabemodus der Aktienbanken angeeignet haben, machen den Reichs- und Staatsanleihen eine um so gefährlichere Konkurrenz, als sie von den Ausgabe-Instituten mit hohen Vergütungen an die verkaufenden Banken und Bankiers abgegeben werden und durch solche Vergütungen den Verkäufer reizen, diese Werthe, deren Sicherheit nicht anzuzweifeln ist, anderen vorzuziehen. Doch sollte man nicht vergessen, daß die deutschen Hypothekenbanken bisher über neun Milliarden hypothekarischer Obligationen ausgegeben haben und daß dieser Betrag sich unaufhaltsam vergrößert.

Viele Institute haben einen Pfandbriefumlauf im Werth von Hunderten von Millionen Mark. In keinem Lande der Welt ist der Grundwerth, durch die Belastung mit Hypotheken, so mobilisirt wie in Deutschland. Ob die Weiterentwickelung in diesem Tempo volkswirthschaftlich wünschenswerth ist, scheint mindestens fraglich. Da die Höhe der Pfandbriefausgabe von dem Betrag des Grundkapitals abhängt, dessen Erhöhung der Bundesrath genehmigen muß, kann, durch die Ablehnung solcher Erhöhunganträge, Remedur geschaffen werden, wenn die Banken nicht selbst im öffentlichen Interesse die Ausdehnung ihrer Geschäfte weise beschränken. Den Hypothekenbanken bleibt, bei der Erneuerung ihres Laufenden Geschäftes und bei der Befriedigung der normalen Grundkreditbedürfnisse in den Städten, im Rahmen der heutigen Grundkapitalien noch immer reichlicher Raum zu Nutzen bringender Bethätigung. Die Unmöglichkeit, unlimitirte Summen von Obligationen zu schaffen und zu verkaufen, muß den Entschluß bewirken, die Verkaufsbonifikationen von ihrer heutigen Thurmhöhe auf ein verständiges Maß herabzudrücken. Geschieht Das, so schwindet den verkaufenden Banken und Bankiers jeder Anlaß, diese Werthe den Anleihen des Staates und des Reiches vorzuziehen.

Nachdem bisher die Möglichkeit erörtert worden ist, den Markt unserer Reichs- und Staatsanleihen ohne Schaden für die Allgemeinheit von konkurrirenden Werthen freier zu machen, muß nun noch geprüft werden, wie dieser Markt erweitert werden könnte.

Die Frage, ob und welche Fehler in der Vergangenheit bei der Begebung unserer Anleihen gemacht worden sind, braucht uns nicht aufzuhalten. Wir haben an die Zukunft zu denken. Da wird es nützlich sein, den Vermittlernutzen bei der Begebung von Anleihen nicht zu klein zu bemessen. Auch der Staat soll dem Verkäufer ein Reizmittel bieten. Bei der Feststellung des Ausgabekurses müßte man versuchen, die Wünsche des Käuferpublikums mehr

als bisher zu beachten. Die kleine Mehrbelastung, die der Staatsschatz vielleicht damit auf sich nimmt, wird sich künftig tausendfach bezahlt machen. Das kaufende Publikum, auch das am Wenigsten spekulative, will eine Chance für seine Kapitalsanlagen im Kursblatt notirt sehen.

Den Anleihewerthen des Reiches und der Bundesstaaten eine feste Käuferschicht im Anlage suchenden Publikum zu schaffen und die Anleihen als Das zu bezeichnen, was sie sind: die bestfundirte, die von Risiko freiste und am Leichtesten wieder zu verwerthende Anlage, ist die nationale Pflicht unseres Bankierstandes; eine Pflicht, der er sich nicht entziehen wird. Aber Reich und Staaten müssen dafür sorgen, daß (durch besondere Erleichterungen und Begünstigungen des Besitzes) ihre Anleihen auch sinnfällige Vorzüge vor den anderen mündelsicheren deutschen Werthen erlangen. Mit den für das Reichsschuldbuch und das preußische Staatsschuldbuch eingeführten Erleichterungen ist ein guter Anfang gemacht. Die Begünstigung der Reichs- und Staatsanleihen bei der Beleihung durch die Reichsbank und die Seehandlung (Preußische Staatsbank) würde die Unterbringung der Anleihen wesentlich erleichtern. Diese Begünstigung müßte ausschließlich auf die direkten Reichs- und Staatsanleihen beschränkt sein. Diesen Anleihen wäre eine weiter gerückte Beleihungsgrenze und ermäßigter Zinsfuß (der den Wechseldiskont nicht überschreiten dürfte) zuzugestehen.

Von der größten Bedeutung für den Markt der Reichs- und Staatsanleihen wird die gesetzliche Regelung der Anlagen von Sparkassen, Landesversicherungskassen, Feuersozietäten und unter staatlicher Aufsicht stehenden privaten Versicherunganstalten sein. Die gesetzliche Vorschrift, nach der die Feuersozietäten ein Drittel des jährlichen Kapitalzuwachses in Reichs- und Staatsanleihen anlegen müssen, wird finanziell zwar kaum fühlbar, ist immerhin aber ein Anfang. Die Anlage des weitaus größten Theiles ihrer Barmittel in Hypotheken immobilisirt diese Institute und bedroht sie in jeder Stunde politischer oder gar nationaler Krisis mit der Gefahr der Zahlungunfähigkeit. Gerade in den Zeiten, in denen die prompte Erfüllung ihrer Verpflichtungen den höchsten Werth für die Allgemeinheit hat, werden die Sparkassen unfähig zur Auszahlung sein, wenn sie nicht berechtigt sind, ihren Besitz an direkten Reichs- und Staatsanleihen von der Reichsbank oder den staatlich organisirten Hilfkassen beleihen zu lassen und sich so die zur Befriedigung ihrer Gläubiger nöthigen Mittel zu verschaffen. Die Gesetzesvorschrift, die einen Theil des neuen Kapitals in Reichs- und Staatsanleihen anzulegen zwingt, wird deshalb nicht nur auf

dem Anleihemarkt Nutzen stiften, sondern auch um ein Beträchtliches die Sicherheit und Leistungfähigkeit der hier aufgezählten Anstalten mehren, deren Bedeutung für unsere Volkswirthschaft kaum überschätzt werden kann.

Zu erwägen wäre ferner, ob nicht auch die industriellen Aktiengesellschaften durch Gesetz zur Anlage ihrer ordentlichen Reservefonds in Buch-Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten zu verpflichten seien. Die Scheidung der gesetzlich vorgeschriebenen Reservefonds aus dem Vermögen der Gesellschaften wird diese Fonds erst zu Dem machen, was sie sein sollen: zu einer greifbaren (nicht nur buchmäßigen) Sicherung für den Fall eines das Grundkapital angreifenden Verlustes.

Mit solchen gesetzlichen Eingriffen in die Verwaltungrechte von Instituten, die den Bestimmungen des Handelsgesetzbuches unterworfen sind, muß eine Aenderung des Paragraphen 261 in diesem Gesetzbuch verbunden sein. Bei der Formulirung dieses Paragraphen, der bestimmt, daß in den Bilanzen der Aktiengesellschaften börsengängige Werthpapiere zum Kaufpreis, doch nicht höher als zum Börsenpreis des Bilanztages, bewerthet werden dürfen, wurde zunächst nur an die Verhältnisse der Aktienbanken gedacht, denen Werthpapiere Handelsartikel ihres Geschäftsbetriebes sind. Für sie ist es, im Interesse einer soliden Geschäftsführung, richtig und wichtig, daß sie in der Jahresbilanz zwar Verluste verzeichnen, noch nicht realisirte Kursgewinne aber aus der Berechnung lassen. Wo es sich um Anleihen des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten handelt, die einem bestimmten Kapitalstheil der Aktiengesellschaften als dauernde Anlagen dienen sollen, muß ein anderer Modus gewählt werden. Die Eigenart solcher Anlagen bedingt, daß die Werthveränderungen, die in normalen Zeiten nur gering sein werden, die Bilanzen nicht beeinflussen. Deshalb muß § 261 HGB geändert und den Gesellschaften die Pflicht abgenommen werden, diese Anlagen unter allen Umständen zum Anschaffungpreis in der Bilanz zu bewerthen.

Ich bilde mir nicht ein, auf alle Mittel hingewiesen zu haben, die uns zu einer richtigen Bewerthung unserer Reichs- und Staatsanleihen helfen könnten. Das aber weiß ich: die paar Wege, die ich zeigte, könnten uns, wenn sie beschritten würden, ohne Unbequemlichkeit dem Ziel näher bringen. Und daß wir bald an dieses Ziel kommen müssen, wird, vor dem traurigen Bilde des Anleihemarktes, kein an der nationalen Wohlfahrt Interessirter bestreiten.

Lb

Auf Thebens Forum.*)

Plaudernd kamen die Vier in angenehmem Schatten an das Ende des Säulenganges und sahen plötzlich das Forum im Licht vor sich strahlen. In dieser frühen Stunde war es von einer geräuschvollen Menge belebt. In der Mitte des Platzes, auf einem Sockel, an dem die Musen ausgehauen waren, erhob sich eine eherne Minerva; zur Rechten und zur Linken sah man einen Merkur und einen Apoll aus Bronze, Werke des Hermogenes von Cythera. Ein Neptun mit grünem Bart ragte aus einem Bassin empor. Unter den Füßen des Gottes sprühte ein Delphin Wasser.

Das Forum war auf allen Seiten von Gebäuden umgeben, deren hohe Säulen und Wölbungen römische Architektur zeigten. Dem Säulengang gegenüber, durch den Mela und seine Freunde gekommen waren, begrenzten die Propyläen, von zwei vergoldeten Wagen überragt, den öffentlichen Platz und führten über eine Marmortreppe auf die breite und gerade Straße nach dem Hafen Lechaeon. Auf den zwei Seiten dieser heroischen Thore ragten die bemalten Giebel der Heiligthümer, das Pantheon und der Tempel der Diana von Ephesus. Der Tempel Octavias, der Schwester des Augustus, beherrschte das Forum und sah auf das Meer hinaus.

Die Basilika war nur durch ein dunkles Gäßchen davon getrennt. Sie erhob sich auf zwei übereinanderliegenden Arkaden; beide Reihen wurden durch Pfeiler gestützt, an die sich auf viereckigen Sockeln ruhende dorische Halbsäulen lehnten. Man sah an ihnen den römischen Stil, der seinen Charakter auch allen anderen Gebäuden der Stadt aufdrückte. Von dem ersten Korinth waren nur noch die verkalkten Trümmer eines alten Tempels übrig. Die unteren Arkaden der Basilika waren offen und dienten als Läden für Obst, Gemüse, Oel, Wein und

---

*) „Auf dem weißen Felsen": so heißt ein neues Buch von Anatole France, das bei Georg Müller in München erscheint. Inhalt? Die Bücher von France muß man lesen; ihren Inhalt anzugeben, ist nicht so ganz einfach, denn dieser Autor hält sich nie an die Schnur. Seine Romane schweifen aus dem engen Stoffkreis stets ins Allgemeine; betasten, beknabbern wichtige Zeitprobleme und wollen auch als Ausdruck eines (mehr freilich in Voltaires als in Kants Sinn) philosophischen Kopfes genommen sein. Man muß sie lesen; liest sie ja auch in den Kulturprovinzen des Erdrundes. Ohne immer zuzustimmen; ohne rechte Freude, wenn der allzu Rationalistische den Mythos des Mädchens von Orleans zerzupft. Stets aber sind im Leser die feinsten Kräfte interessirt. Auch das neue Werk wird seine Gemeinde finden. Das Fragment, das hier veröffentlicht wird, erinnert an Frances kleines Meisterwerk „Der Prokurator von Judaea" (das auch hier zuerst erschien); es lehrt schnell, welches Geistes Kind zu erwarten ist und bis zu welchen Firnen der geistreich Träumende diesmal hinauflangt.

Gebackenes, für Vogelhändler, Juweliere, Buchhändler, Barbiere. Wechsler saßen dort hinter kleinen Tischen, die mit Gold- und Silberstücken bedeckt waren. Aus dem dunklen Inneren dieser Läden drangen Geschrei, Lachen, Rufe, Lärm von Streitigkeiten und starke Düfte. Auf den Marmorstufen, überall, wo der Schatten den Steinfliesen einen bläulichen Thon gab, spielten Müßige Würfel und Knöchelchen, Kläger gingen mit ängstlicher Miene auf und nieder, Matrosen suchten ernsthaft Vergnügungen, denen sie ihr Geld opfern könnten, und Neugierige lasen die Nachrichten aus Rom, die von unbedeutenden Griechen redigirt waren. Diesen Korinthern und Fremden zeigten sich hartnäckig blinde Bettler, enthaarte und geschminkte Jünglinge, Zündhölzchenverkäufer und zu Krüppeln gewordene Seeleute, die das Bild ihres Schiffbruches um den Hals trugen. Vom Dach der Basilika flogen Tauben in Schaaren auf die großen, von der Sonne beschienenen Plätze und pickten Körner aus den Ritzen der warmen Fliesen.

Ein Mädchen von zwölf Jahren, braun und sammetweich wie ein Veilchen aus Zanthe, setzte ihren kleinen Bruder, der noch nicht laufen konnte, auf die Erde, stellte einen schadhaften Napf mit Brei und einen Holzlöffel neben ihn und sagte: „Iß, Komatas, iß und sei still, sonst kommt das rothe Pferd.“ Dann lief sie mit einem Obolus in der Hand zu dem Fischhändler, dessen faltiges Gesicht und safranfarbige nackte Brust hinter seinen mit Seegras ausgelegten Körben zu sehen war.

Inzwischen flatterte eine Taube über den kleinen Komatas hin und verwickelte sich mit ihren Krallen in die Haare des Kindes. Und weinend rief er, mit von Schluchzen erstickter Stimme, seine Schwester zu Hilfe: „Joessa! Joessa!“

Doch Joessa hörte ihn nicht. Sie suchte in den Körben des Greises zwischen den Fischen und Muscheln, womit sie die Trockenheit ihres Brotes versüßen könne. Sie wählte weder einen Pfaufisch noch eine Smaride, deren Fleisch zart ist, die aber viel Geld kosten. In ihrem aufgeschürzten Kleide trug sie ein Gericht Seeigel davon.

Und der kleine Komatas, dem die Thränen in den weit offenen Mund liefen, rief unaufhörlich: „Joessa! Joessa!“

Der Vogel der Venus entführte den kleinen Komatas nicht in den strahlenden Himmel, gleich dem Adler des Jupiter. Er ließ ihn auf der Erde und nahm im Flug zwischen seinen rosenfarbigen Krallen nur drei verwirrte goldige Haare mit. Und das Kind, die Backen voll glänzender Thränen und mit Staub beschmiert, preßte den Holzlöffel in seine kleinen Fäuste und schluchzte neben seinem umgefallenen Napf.

Annaeus Mela war, von seinen drei Freunden gefolgt, die Stufen der Basilika hinaufgestiegen. Unbeirrt von dem Lärm und der Bewegung der wogenden Menge, belehrte er Cassius über die künftige Erneuerung des Weltalls. „An dem durch die Götter bestimmten Tag werden die gegenwärtigen Dinge, deren Ordnung und Einrichtung wir nun mit unseren Augen sehen, zerstört werden. Die Gestirne werden

zusammenstoßen. Alle Stoffe, die unsere Erde, die Luft und das Wasser bilden, werden von einer einzigen Flamme verzehrt werden. Und die menschlichen Seelen werden in dem allgemeinen Verfall unmerklich mit untergehen und in ihre ursprünglichen Elemente zurückkehren. Eine ganz neue Welt. . . ."

Als Annaeus Mela diese Worte aussprach, stieß er mit dem Fuß an einen im Schatten ausgestreckten Schläfer. Es war ein Greis, der die Löcher seines Mantels kunstvoll auf seinem staubigen Körper vereinigt hatte. Sein Bettelsack, Sandalen und Stock lagen neben ihm.

Der Bruder des Prokonsuls, der selbst gegen Leute niedrigsten Standes immer liebenswürdig und wohlwollend war, hätte sich entschuldigt; doch der Mensch ließ ihm keine Zeit dazu.

„Sieh besser zu, wohin Du deinen Fuß setzest, Tölpel," schrie er ihn an, „und gieb dem Philosophen Posochares ein Almosen."

„Ich sehe einen Bettelsack und einen Stock", sagte der Römer lächelnd. „Einen Philosophen sehe ich noch nicht."

Doch als er Posochares ein Geldstück hinwerfen wollte, hielt ihm Apollodor die Hand zurück.

„Thu es nicht, Annaeus. Das ist kein Philosoph. Das ist nicht einmal ein Mensch."

„Ich bin ein Mensch," sagte Mela, „wenn ich ihm Geld gebe, und er ist einer, wenn er dieses Geld nimmt. Denn von allen Thieren thut nur der Mensch diese beiden Dinge. Und siehst Du nicht auch, daß ich mir durch die Gabe dieses Denars die Gewißheit verschaffe, mehr werth zu sein als er? Dein Meister lehrt, daß Einer, der giebt, besser ist als Einer, der nimmt."

Posochares nahm das Geldstück. Dann aber stieß er gegen Annaeus Mela und seine Gefährten grobe Beleidigungen aus, nannte sie Hochmüthige und Lüstlinge und schickte sie zu den Prostituirten und Gauklern, die, sich in den Hüften wiegend, an ihnen vorübergingen. Darauf entblößte er seinen haarigen Körper bis zum Nabel, zog die Lumpen seines Mantels über sein Gesicht und legte sich wieder in seiner ganzen Länge aufs Pflaster hin.

„Seid Ihr nicht begierig," fragte Lollius seine Gefährten, „die Juden im Prätorium ihre Streitpunkte erörtern zu hören?"

Sie erwiderten ihm, daß sie kein Verlangen danach hätten und vorzögen, den Prokonsul, der gewiß bald wieder herauskommen würde, im Säulengang zu erwarten.

„Dann werde ich es auch thun, Freunde", erwiderte Lollius. „Wir werden nichts Interessantes verlieren."

„Außerdem", fügte er hinzu, „sind die Juden, die aus Kenchreae gekommen sind, um die Kläger zu begleiten, nicht alle in der Basilika. Dort ist einer, meine Freunde; man erkennt ihn an der gebogenen Nase und dem getheilten Bart. Er bewegt sich wie Pythia."

Und Lollius deutete mit Blick und Finger auf einen ärmlich gekleideten mageren Fremden, der unter dem Säulengang zu einer spottenden Menge sprach:

„Bewohner von Korinth, Ihr verlaßt Euch mit Unrecht auf Eure Weisheit, die nur Thorheit ist. Ihr folgt blind den Vorschriften Eurer Philosophen, die Euch den Tod und nicht das Leben lehren. Ihr befolgt das Naturgesetz nicht, und um Euch zu strafen, hat Euch Gott den widernatürlichen Lastern ausgeliefert.“

Ein Matrose, der sich dem Kreis der Neugierigen näherte, erkannte den Mann, denn er hob die Achsel und murmelte: „Das ist Stephanus, der Jude von Kenchreae, der noch eine außergewöhnliche Neuigkeit von seinem Aufenthalt in den Wolken mitzutheilen scheint; in die will er ja aufgestiegen sein. Wenn wirs ihm glauben. . . .“

Und Stephanus lehrte das Volk: „Der Christ ist vom Gesetz und von den bösen Lüsten befreit. Er ist von der Verdammniß erlöst durch die Barmherzigkeit Gottes, der seinen einzigen Sohn gesandt hat und ihn in sündigem Fleisch wohnen ließ, um die Sünde zu zerstören. Ihr werdet jedoch nur erlöst werden, wenn Ihr das Fleisch tötet und im Geist lebet. Die Juden gehorchen dem Gesetz und glauben, durch ihre Werke gerettet zu werden. Doch der Glaube rettet und nicht das Werk. Was nützt es ihnen, in der That beschnitten zu sein, wenn ihr Herz unbeschnitten ist? Bewohner von Korinth, glaubet: und Ihr werdet in die Familie Abrahams aufgenommen werden.“

Die Menge fing an, über diese dunkeln Worte zu lachen und zu spotten; doch der Jude weissagte weiter, mit hohler Stimme. Er verkündete einen großen Zorn und das zerstörende Feuer, das die Welt verzehren werde. „Und Dies wird geschehen, während ich noch lebe, und ich werde es mit meinen Augen sehen. Die Stunde ist gekommen, vom Schlaf zu erwachen. Die Nacht ist vergangen; der Tag naht. Die Heiligen im Himmel werden entzückt sein und Alle, so da nicht an den gekreuzigten Jesus geglaubt haben, werden verderben.“ Dann verhieß er die Auferstehung der Leiber und rief Anastasis an, während ihn die erheiterte Menge verhöhnte.

In diesem Augenblick näherte sich ihm ein Mann mit robusten Lungen, der Fleischer Milo, Mitglied des Senats von Korinth, der seit ein paar Minuten den Juden mit Ungeduld angehört hatte, ihn nun am Arm zog und rauh schüttelte. „Höre auf, Elender,“ sagte er zu ihm, „höre auf, so eitle Worte zu schwätzen. Das sind ja nur Ammenmärchen und Albernheiten, gut genug, um den Geist der Frauen zu verführen. Wie kannst Du, im Vertrauen auf Deine Träume, so viele Dummheiten reden? Alles Schöne verschweigst Du und nur das Schlechte gefällt Dir. Dabei hast Du selbst nicht mal Vortheil aus Deinem Haß. Verzichte auf Deine sonderbaren Hirngespinnste, Deine verderblichen Absichten und dunklen Prophezeiungen: sonst wird ein Gott Dich zu den Raben schicken, um Dich für Deine Verwünschungen dieser Stadt und des Reiches zu bestrafen.“

Die Bürger zollten den Worten Milos Beifall. „Er hat Recht“, riefen sie. „Diese Syrer haben nur eine Absicht: sie wollen unser Vaterland schwächen. Sie sind die Feinde Caesars.“ Einzelne griffen nach

Kürbissen und Johannisbrot in den Auslagen der Obsthändler. Andere hoben Austernschalen auf und warfen sie auf den Apostel, der noch immer prophezeite. Er wurde vom Säulengang heruntergestoßen und ging über das Forum. Unter Hohnlachen, Beleidigungen und Schlägen, mit Koth beschmutzt, blutend und halbnackt, ging er und rief: „Mein Meister hat gesagt, wir seien der Unrath der Welt.“ Und er frohlockte.

Die Kinder verfolgten ihn auf der Straße, die nach Kenchreae führt, und riefen: „Anastasis! Anastasis!“

Posochares schlief nicht. Kaum hatten sich die Freunde des Prokonsuls entfernt, als er sich auf den Ellbogen erhob. Wenige Schritte von ihm saß die braune Joessa auf einer Stufe und zermalmte zwischen ihren Zähnen, die so scharf waren wie die einer jungen Hündin, die Schale eines Seeigels. Der Cyniker rief sie und ließ das Geldstück glänzen, das er soeben bekommen hatte. Dann brachte er seine Lumpen wieder in Ordnung, erhob sich, zog seine Sandalen an, nahm Stock und Bettelsack und stieg die Stufen hinab. Joessa kam zu ihm, nahm ihm den durchlöcherten Sack aus den Händen, hing ihn mit ernster Miene über ihre Schulter, wie wenn sie ihn als Opfergabe für die erhabene Cypria trüge, und folgte ihm.

Apollodor sah sie, wie sie den Weg nach Kenchreae einschlugen, um zu dem Sklavenfriedhof und dem Hinrichtungplatz zu gelangen. Diese Stätten erkannte man schon von Weitem an den Schwärmen von Raben, die über den Kreuzen hin- und herflogen. Der Philosoph und das junge Mädchen wußten dort ein Sandbeerengebüsch, das immer einsam und günstig für die Spiele des Eros war.

Als Apollodor Dies sah, zog er Mela an seiner Toga.

„Sieh,“ sagte er, „dieser Hund hat kaum Dein Almosen empfangen, so führt er auch schon ein kleines Mädchen fort, um sich mit ihr zu vereinen.“

„So habe ich also“, erwiderte Mela, „das Geld einem Menschen gegeben, dem es sehr nützlich ward.“

Und der kleine Komatas saß auf den heißen Steinplatten, lutschte an seinem Daumen und lachte, als er einen Kiesel in der Sonne blitzen sah.

„Uebrigens“, fuhr Mela fort, „mußt Du zugeben, Apollodor, daß die Art, in der Posochares liebt, durchaus nicht ganz unphilosophisch ist. Dieser Hund ist sicherlich weiser als unsere jungen Lüstlinge des Palatin, die unter Wohlgerüchen, Lachen und Weinen lieben, mit Seufzern und heftiger Leidenschaft....“

Als er so sprach, erhob sich rauhes Geschrei im Prätorium und betäubte die Ohren der Griechen und der drei Römer.

„Bei Pollux,“ rief Lollius, „die Streitenden, die Gallio richtet, schreien wie die Lastträger und es kommt mir vor, als wenn mit ihrem Schreien durch die Thüren bis zu uns her ein Geruch von Schweiß und Zwiebel dringe.“

„Nichts ist wahrer“, sagte Apollodor. „Doch wenn Posochares ein Philosoph wäre und nicht ein Hund, so würde er, statt der Venus der Straße zu opfern, das ganze Geschlecht der Frauen fliehen und sich einem Jüngling anschließen, dessen äußere Schönheit er nur als Ausdruck einer inneren, edleren Schönheit betrachten dürfte.“

„Die Liebe“, sprach Mela, „ist eine niedrige Leidenschaft. Sie stört die Entschlüsse, verhindert die edlen Absichten und zieht die höchsten Gedanken zu den niedrigsten Sorgen herab. Ein vernünftiger Geist kann sie nicht hegen. Wie der Dichter Euripides uns lehrt....“

Mela vollendete seine Rede nicht. Unter dem Vorantritt von Liktoren, die die Menge theilten, schritt der Prokonsul aus der Basilika und nahte seinen Freunden.

„Ich war nicht lange von Euch getrennt“, sagte er. „Die Sache, die ich richten sollte, war so unwichtig wie möglich und sehr lächerlich. Als ich in das Prätorium eintrat, fand ich es voll von einer buntscheckigen Menge dieser Juden, die im Hafen von Kenchreae in schmutzigen Läden Teppiche, Stoffe und kleine goldene und silberne Schmuckwaaren an die Seeleute verkaufen. Sie erfüllten die Luft mit scharfem Kreischen und starkem Bocksgeruch. Ich verstand sie nur schwer und mußte mich anstrengen, um zu begreifen, daß Einer von ihnen, Sosthenes, der sich Obersten der Synagoge nannte, einen anderen, sehr häßlichen, krummbeinigen und triefäugigen Juden mit Namen Paulus oder Saulus wegen Gottlosigkeit anklagte. Dieser Paulus ist aus Tarsus gebürtig und treibt seit einiger Zeit sein Handwerk als Teppichweber in Korinth. Er hat sich mit ein paar anderen aus Rom vertriebenen Juden zusammengethan, um Zeltleinwand und cilicische Kleider aus Ziegenhaar zu verfertigen. Alle sprachen zu gleicher Zeit und in sehr schlechtem Griechisch. Ich verstand dennoch, daß dieser Sosthenes dem Paulus vorwarf, er sei in das Haus gekommen, in dem sich die Juden von Korinth jeden Sonnabend zu versammeln pflegen, und habe dort das Wort ergriffen, um seine Glaubensgenossen zu verführen und sie zu überreden, ihrem Gott in einer Weise zu dienen, die ihrem Gesetz widerspricht. Ich wollte nichts mehr davon hören. Und als ich sie nicht ohne Mühe zum Schweigen gebracht hatte, sagte ich ihnen, daß ich sie geduldig und mit aller nöthigen Aufmerksamkeit angehört hätte, wenn sie gekommen wären, um sich bei mir über irgendeine Ungerechtigkeit oder Gewaltthat zu beklagen, durch die sie gequält worden seien. Da es sich jedoch nur um einen Wortstreit, um eine Meinungsverschiedenheit über Ausdrücke ihres Gesetzes handle, gehe mich die Sache nicht an und ich könne nicht Richter sein. Dann verabschiedete ich sie mit den Worten: Schlichtet Euren Streit unter einander, wie Ihr wollt.“

„Und was haben sie gesagt, Gallio?“ fragte Kassius. „Haben sie sich willig einem so weisen Urtheil unterworfen?“

„Die Art der Tölpel“, erwiderte der Prokonsul, „ist nicht, Geschmack an der Weisheit zu finden. Diese Leute haben mein Urtheil

mit lautem Murren aufgenommen. Darum habe ich mich aber, wie Ihr Euch denken könnt, nicht gekümmert. Ich verließ sie, während sie unten am Fuß des Tribunals schrien und stritten. Wenn mein Auge nicht trog, hat der Kläger die meisten Schläge bekommen und wird, wenn meine Liktoren nicht Ordnung schaffen, auf dem Pflaster liegen bleiben. Diese Juden aus dem Hafen sind sehr unwissend; und da sie, wie die meisten Unwissenden, die Wahrheit Dessen, was sie glauben, nicht mit Gründen vertheidigen können, bestehen ihre Disputationen aus Fußtritten und Faustschlägen. Die Freunde des kleinen häßlichen und triefäugigen Juden, den sie Paulus nennen, scheinen in dieser Art der Kontroverse besonders gewandt zu sein. Gute Götter! Sie fielen über den Obersten der Synagoge her, warfen ihn mit einem Hagel von Schlägen zu Boden und traten ihn mit Füßen. Uebrigens zweifle ich nicht, daß die Freunde des Sosthenes, wenn sie die Stärkeren gewesen wären, den biederen Paulus eben so behandelt hätten, wie die Freunde des Paulus den Sosthenes behandelt haben."

„Du thatest wohl daran, mein Bruder," sprach Mela, „daß Du diese elenden Streithammel fortschicktest, ohne einem von ihnen Recht zu geben." Und er gratulirte ihm zu dem Erfolg.

„Konnte ich anders handeln?" erwiderte Gallio. „Wie hätte ich zwischen einem Sosthenes und einem Paulus richten sollen, die Beide gleich stumpfsinnig und überspannt sind? Wenn ich sie mit Verachtung behandle, so glaubet nicht, meine Freunde, daß ich es thue, weil sie schwach und arm sind, weil Sosthenes nach gesalzenem Fisch riecht und weil Paulus sich beim Teppich- und Leinwandweben Finger und Geist abgenützt hat. Nein. Philemon und Baucis waren auch arm: und doch der größten Ehren würdig. Die Götter verschmähten nicht, sich an ihren einfachen Tisch zu setzen. Die Weisheit erhebt den Sklaven über seinen Herrn. Was sage ich? Ein tugendhafter Sklave steht über den Göttern. Wenn er ihnen an Weisheit gleichkommt, so übertrifft er sie noch durch sein edles Streben. Diese Juden sind nur verächtlich, weil sie roh sind und weil kein Abglanz der Gottheit an ihnen zu spüren ist."

Bei diesen Worten lächelte Marcus Lollius. „Die Götter", sagte er, „besuchen in der That wohl kaum die Syrer, die in den Häfen zwischen Fruchthändlern und Lustdirnen leben."

„Selbst die Barbaren", fuhr der Prokonsul fort, „haben einige Kenntniß von den Göttern. Ohne von den Egyptern zu sprechen, die in alten Zeiten sehr fromme Menschen waren: auch im reichen Asien findet Ihr kein Volk, das nicht irgendeinen Gott verehrte, sei es nun Jupiter, Diana, Vulkan, Juno oder die Mutter der Aeneaden. Sie geben diesen Gottheiten seltsame Namen, sonderbare Gestalten und bringen ihnen manchmal Menschenopfer dar; doch sie erkennen ihre Macht an. Nur die Juden wissen nichts von der Vorsehung der Götter. Ich weiß nicht, ob Paulus, den die Syrer auch Saulus nennen, eben so abergläubig ist wie die anderen und eben so hartnäckig bei seinen Irrthümern beharrt; ich weiß nicht, welche dunkle Vorstellung er sich von den

unsterblichen Göttern macht, und bin, aufrichtig seis gesagt, auch nicht neugierig, es zu erfahren. Was kann man von Denen lernen, die nichts wissen? Das hieße, genau genommen, sich in der Unwissenheit unterrichten. Den verwirrten Reden, mit denen er vor mir seinem Kläger antwortete, glaubte ich zu entnehmen, daß er sich von den Priestern seiner Nation lossagt, daß er die Religion der Juden ablehnt und Orpheus anbetet; unter einem fremden Namen, den ich nicht behalten habe. Das glaube ich, weil er mit Verehrung von einem Gott oder Heros spricht, der in die Unterwelt hinabgestiegen und wieder zum Lichte auferstanden sei, nachdem er zwischen den bleichen Schatten der Toten umhergeirrt war. Vielleicht betet er den unterirdischen Merkur an; oder, wohl eher, Adonis. Denn mir ist, als hörte ich ihn nach dem Beispiel der Frauen von Biblos die Leiden und den Tod eines Gottes beklagen. Dieser jungen Götter, die sterben und wieder auferstehen, giebt es in Asien viele. Die syrischen Lustmädchen haben manche aus dieser Schaar nach Rom gebracht und solche himmlische Jünglinge gefallen den tugendhaften Frauen mehr, als ziemlich ist. Unsere Matronen schämen sich nicht, im Geheimen ihre Mysterien zu feiern. Meine so kluge und zurückhaltende Julia hat mich schon mehrmals gefragt, was man von ihnen halten solle. ‚Von welcher Art', habe ich ihr unwillig geantwortet, ‚kann ein Gott sein, der an den heimlichen Huldigungen einer verheiratheten Frau Gefallen findet! Eine Frau darf keine anderen Freunde haben als die ihres Gatten. Und sind nicht die Götter unsere ersten Freunde?'"

„Verehrt dieser Mensch aus Tarsus", fragte der Philosoph Apollodor, „nicht vielmehr Typhon, den die Egypter Seth nennen? Man sagt, daß ein Gott mit einem Eselskopf in einer bestimmten jüdischen Sekte verehrt wird. Dieser Gott kann nur Typhon sein; und ich wäre nicht überrascht, wenn die Weiber von Kenchreae einen heimlichen Verkehr mit dem Unsterblichen unterhielten, der, nach dem Bericht unseres sanften Marcus, die Kuchenverkäuferin mit himmlischem Urin benetzte."

„Ich weiß es nicht", erwiderte Gallio. „Man sagt allerdings, daß manche Syrer sich versammeln, um im Geheimen einen Gott mit einem Eselskopf anzubeten. Mag sein, daß Paulus zu ihnen gehört. Doch von welcher Bedeutung ist der Adonis, Merkur, Orpheus oder Typhon dieses Juden? Er wird doch stets nur über die Wahrsagerinnen, die Wucherer und schmutzigen Kaufleute herrschen, die in den Häfen den Seeleuten ihr Geld abnehmen. Höchstens könnte er noch in den Vororten der großen Städte einen Sklavenhaufen zu sich bekehren."

Marcus Lollius lachte aus vollem Hals. „Seht ihr diesen häßlichen Paulus eine Sklavenreligion gründen? Bei Kastor: Das wäre das allerneuste Wunder! Wenn von ungefähr der Gott der Sklaven (Jupiter möge diese Ahnung nie Wirklichkeit werden lassen!) den Olymp erstiege und die Götter des Reiches daraus verjagte: was würde er dann thun? Wie würde er seine Macht über die erstaunte Welt

brauchen? Ich wäre neugierig, ihn bei der Arbeit zu sehen. Sicher würde er die Saturnalien über das ganze Jahr ausdehnen. Den Gladiatoren würde er eine ehrenvolle Laufbahn eröffnen, die käuflichen Weiber von Subur in den Tempel der Vesta einführen und vielleicht aus irgendeinem elenden Marktflecken Syriens die Hauptstadt der Welt machen."

Lollius hätte diese Scherze noch lange fortgesetzt, wenn Gallio ihm nicht ins Wort gefallen wäre. „Marcus, hoffe nicht, so wunderbar Neues zu erleben", sagte er. „Wenn die Menschen auch großer Thorheit fähig sind, könnte ein kleiner jüdischer Teppichweber sie mit seinem schlechten Griechisch und seinen Erzählungen von einem syrischen Orpheus doch nicht verführen. Der Gott der Sklaven würde nur Tumulte und Bürgerkriege bewirken, die schnell in Blut erstickt wären; und ihn selbst würden, sammt seinen Anbetern, bald in einem Amphitheater, unter dem Beifallsklatschen des römischen Volkes, die Zähne wilder Thiere zerreißen. Lassen wir Paulus und Sosthenes. Ihre Gedanken könnten uns bei den Forschungen, mit denen wir uns beschäftigten, bevor wir in so widriger Weise von ihnen unterbrochen wurden, doch nicht helfen. Wir bemühten uns, die Zukunft zu ergründen, die die Götter uns vorbehalten haben. Nicht Euch, theure Freunde, und mir im Besonderen (denn wir sind bereit, Alles zu erdulden, was kommen wird), sondern dem Vaterland und dem Menschengeschlecht, deren Liebe und Barmherzigkeit in uns sind. Dieser jüdische Teppichweber mit den entzündeten Augenlidern könnte uns (wie Marcus auch darüber denken mag) den Namen des Gottes, der Jupiter entthronen wird, auch nicht nennen."

Gallio unterbrach seine Rede, um die Liktoren zu verabschieden, die noch unbeweglich, mit ihren Ruthenbündeln auf den Schultern, vor ihm standen. „Wir brauchen diese Ruthen und Aexte nicht", sagte er lächelnd. „Das Wort ist unsere einzige Waffe. Möge eines Tages das Weltall keine anderen mehr kennen! Wenn Ihr nicht ermüdet seid, Freunde, so könnten wir noch zu der Pirene-Quelle gehen. Auf halbem Weg dorthin steht ein alter Feigenbaum, unter dem, wie man sagt, die verrathene Medea ihre grausame Rache ersann. Die Korinther verehren in diesem Baum das Andenken an die eifersüchtige Königin und hängen Votivtafeln an seinen Stamm: denn Medea hat ihnen nur Gutes gethan. Der Baum hat Zweige in die Erde gesenkt, die Wurzel gefaßt haben, und trägt noch dichtes Laubwerk. In seinem Schatten können wir unter Gesprächen die Stunde des Bades erwarten."

Die Kinder, die müde geworden waren, Stephanus zu verfolgen, spielten mit Knöchelchen am Wegrand. Der Apostel schritt schnell des Weges dahin, als er nah am Hinrichtungplatz einen Judenhaufen traf, der von Kenchreae kam, um das Urtheil des Prokonsuls in Sachen der Synagoge zu hören. Diese Freunde des Sosthenes wütheten gegen den Juden von Tarsus und dessen Gefährten, die das Gesetz ändern wollten. Als sie den Mann sahen, der mit dem Aermel seine von Blut geblen-

deten Augen auswischte, glaubten sie, ihn zu erkennen, und Einer fragte ihn, indem er ihn am Bart zog, ob er nicht Stephanus, der Gefährte des Paulus, sei.

Stephanus erwiderte stolz: „Den sehet Ihr!“

Doch da war er schon zu Boden gerissen und mit Füßen getreten. Die Juden hoben Steine auf und riefen: „Er ist ein Gotteslästerer! Steinigt ihn! Steinigt ihn!“

Zwei der Wüthendsten rissen den von den Römern aufgestellten Meilenstein aus der Erde und versuchten, ihn auf Stephanus zu schleudern. Die Steine fielen, dumpf aufschlagend, auf die fleischlosen Knochen des Apostels; doch er rief: „O wonnevolle Wunden! O erquickende Pein! O süße Qualen! Ich sehe Jesus!“

Nur ein paar Schritte weit davon, unter einem Sandbeerengebüsch, beim Murmeln einer Quelle, hielt der Greis Posochares den glatten Körper Joessas in seinen Armen. Von dem Lärm gestört, murmelte er in das Haar des Mädchens: „Geht fort, Elende, und stört nicht die Freuden eines Philosophen!“

Gleich danach kam ein Centurio des einsamen Weges, hob Stephanus auf, ließ ihn einen Schluck Wein trinken und gab ihm Leinwand, damit er seine Wunden verbinde.

... Während Dieses geschah, saß Gallio mit seinen Freunden unter dem Baum der Medea und sprach: „Wenn Ihr den Nachfolger des Herrn der Menschen und Götter erkennen wollt, so denkt dem Wort des Dichters nach: ‚Die Gattin Jupiters wird einen Sohn gebären, der mächtiger sein wird, als sein Vater war.‘ Mit diesen Worten ist nicht die erhabene Juno gemeint, sondern die Berühmteste der Sterblichen, denen sich der Olympier im Wandel seiner Gestalt und seiner Liebe vereinte. Mir scheint sicher, daß Herakles über das Weltall herrschen wird. Diese Meinung hege ich schon lange; und habe die Gründe nicht nur den Dichtern, sondern auch den Philosophen entnommen. Meine Tragoedie „Herakles auf Oeta“ schließt mit den Worten, die ich nun sprechen werde. ‚O Du großer Besieger der Ungeheuer und Friedensstifter der Welt, sei uns gnädig! Blicke herab auf die Erde, und wenn ein Ungeheuer in neuer Gestalt die Menschen erschreckt, so zerschmettere es mit Deinem Blitz. Du wirst den Wetterstrahl besser zu schleudern wissen als Dein Vater.‘ Schon diese Rede begrüßt die Stunde, da Alkmenens Sohn den Weltenthron besteigt. Und ich hoffe Gutes von seiner Herrschaft. Während seines irdischen Lebens erwies er sich als einen Langmüthigen, der sich zu hohen Gedanken aufreckte. Er zerschmetterte die Ungeheuer. Lenkt sein Arm erst den Blitz, dann wird ein zweiter Gajus nicht ungestraft das Reich regiren. Die Tugend, die alte Einfachheit, der Muth, die Unschuld und der Friede werden mit ihm auf dieser Welt herrschen. Das ist mein Orakel!“ Gallio stand auf und bot seinen Freunden den Abschiedsgruß: „Lebet wohl und liebet mich!“

Paris. Anatole France.

Elektrobanken.

Die wichtigste Aufgabe des Unternehmers ist, neue Bedürfnisse zu schaffen. Die Industrie kann sich nicht mit den Chancen begnügen, die ihr geboten werden: sie muß auch selbst neue Möglichkeiten suchen. Und weil es nicht leicht ist, die Grenze zu finden, hinter der aus dem Geschäftsmann ein Phantast wird, ist die Kontrole aller Geldgeschäfte der Industrie schärfer, als die Sache manchmal verträgt. Besonders interessant ist der Anblick, wie die elektrotechnische Industrie die spröde Materie des Betriebskapitals meistert. Die alten Methoden zur Finanzirung des Absatzes verquickten die Fabrikation mit Finanzgeschäften und bürdeten den Gesellschaften, deren Hauptaufgabe die Herstellung von Maschinen und Apparaten, die Anlage von Kraftwerken und die Installation von elektrischen Betrieben war, die Last von Operationen auf, die in den Bereich der Banken gehörten. Namentlich die Schuckertgesellschaft litt, vor ihrer Reorganisation, schwer unter solchem Zwitterdasein. Dann kamen die Trustgesellschaften, die sich die großen Elektrizitätfirmen „hielten", um ihre verzweigten Effektenengagements von dem technischen Bereich zu trennen. Die starken Werthpapierpositionen ergaben sich aus der Nothwendigkeit, mit vielen Unternehmungen in Konnex zu treten, um Abnehmer für Maschinen und elektrischen Strom zu gewinnen. Dazu kam der Wunsch, dem regulären Geschäftsertrag ein Surrogat in den Einnahmen aus Dividenden zu schaffen; und schließlich lockte die Möglichkeit, die Effektenbestände mit Gewinn abzustoßen. Bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft hat sich das System erfolgreich entwickelt; und Geheimrath Dr.-Ing. Rathenau wars denn auch, der die letzte Konsequenz aus der Eignung des von ihm beherrschten Gebietes zur Trustbildung gezogen hat. Als vor Jahren zum ersten Mal von einem „Elektrizitätstrust" gesprochen wurde, wußten alle Kenner, daß nur ein Mann fähig sein werde, den Trustgedanken zu verwirklichen: Emil Rathenau. Er ist unter den gewiß nicht spröden Köpfen der Elektro-Manager der Einzige, der alle Möglichkeiten bis ans Ende durchdachte und niemals vor engbrüstigen Bedenken Halt machte, wenn es galt, die Ergebnisse seiner Denkkraft für die Praxis zu nützen.

Rathenau ging von der Ueberzeugung aus, daß die Elektrizität die in allen Theilen der Privatwirthschaft brauchbarste Hilfskraft sei. Sie läßt sich auch die scheinbar kleinsten Dienste auferlegen und vermag alle Rentabilität, im Großbetrieb und im kleinen Haushalt, zu steigern. Hunderte von Millionen Mark entweichen durch die Fabrikschornsteine, weil statt des elektrischen Stromes theure, dabei technisch unvollkommene Maschinen mit Kohlenfeuerung im Betrieb thätig sind. Die Wahl des vollkommensten Betriebsmittels hängt aber nicht immer von Einsicht und gutem Willen ab. Oft fehlt es an Geld, um veraltete Einrichtungen zu beseitigen und neue Anlagen einzurichten. Dieser Zusammenhang brachte Emil Rathenau auf den Gedanken, ein eigenes Institut zu schaffen, das den Gewerbetreibenden, Fabrikanten, Land-

wirthen und Gemeinden die Mittel zum Bau elektrischer Centralen vorstrecken soll. So entstand, nach Ueberwindung mancher Widerstände, die erste Elektro-Treuhandbank. Unter der Firma Elektro-Treuhand-Aktiengesellschaft wurde sie im November 1908 gegründet. An der Gründung der mit einem Aktienkapital von 30 Millionen ausgestatteten Gesellschaft waren neben der A.E.G. und der Firma Siemens & Halske auch die Siemens-Schuckert-Werke und die Schuckertgesellschaft in Nürnberg betheiligt. Zweck des Unternehmens ist „die Beschaffung von Geldmitteln zur Errichtung, Vergrößerung oder Verbesserung elektrischer Anlagen, und zwar durch Kreditgewährung gegen Sicherheiten". Auf Grund der hinterlegten Pfänder werden Obligationen bis zum dreifachen Betrag des Aktienkapitals ausgegeben. Das zur Kreditgewährung nothwendige Kapital wird also auf ähnliche Weise wie bei den Hypothekenbanken beschafft. Nur sind die Unterlagen der Schuldverschreibungen verschieden. Der ersten Elektrobank folgte, wie damals schon vorauszusehen war, wenige Monate später das zweite Institut; der Concern Felten-Guilleaume-Lahmeyer schuf sich die Treuhandbank für die elektrische Industrie mit einem Grundkapital von 25 Millionen Mark. Und jetzt hat die dritte Gruppe die Bergmann-Elektrizität-Unternehmungen-Aktiengesellschaft mit 12 Millionen Mark Aktienkapital gegründet. Als Gegenstand des neuen Unternehmens wird der Bau und Betrieb von elektrischen Bahnen und von „Ueberlandcentralen" angegeben. An der Gründung der Gesellschaft ist die Deutsche Bank betheiligt, die, durch ihre Beziehungen zu Siemens & Halske, auch der ersten Elektrobank nahsteht. Die Bergmannbank ist eine Folge des ungewöhnlich raschen Wachsthums der Bergmanngesellschaft. Vor Jahr und Tag hätte man sie noch nicht als gleichberechtigte Rivalin der großen Concerns anerkannt; und fraglich bleibt, ob sie sich nicht ein Bischen hastig entwickelt hat. Ein Bedürfniß, das Rennen der Großen mitzumachen, läßt sich für die Bergmannwerke kaum nachweisen. Sie haben, im Lauf eines Dezenniums, ihr Aktienkapital um mehr als das Zehnfache vergrößert; es betrug im Jahr 1900 erst 2½ Millionen und ist heute auf 29 Millionen gewachsen. Daneben besteht eine Anleiheschuld im Betrag von 10 Millionen. Die Dividende gab in den letzten drei Jahren je 18 Prozent; also mehr als die eines anderen Elektrizitätwerkes. Doch scheint für dieses Jahr ein geringerer Ertrag zu erwarten. War die Bankgründung dennoch nöthig? Die Elektrifizirung der Vollbahnen kommt viel langsamer vom Fleck, als die Elektrophantasten sich träumen ließen. Jahr vor Jahr wurde dieses Steckenpferd der Spekulation neu aufgezäumt; aber es hat sich noch immer nicht in einen Renner verwandelt. Mit der Schnellbahn Köln—Düsseldorf ist nun immerhin ein Anfang gemacht.

Noch ist eine nennenswerthe Leistung der Elektrobanken nicht zu verzeichnen. Erfolge, die ein Urtheil über die Fähigkeiten der eigenartigen Treuhänder ermöglichen, sind noch nicht sichtbar. Die Preise werden unterboten, weil die den Bedarf übersteigende Leistungfähigkeit der Lieferanten jede Rücksicht bei dem Anwerben von Kunden ausschaltet.

Die eigene Struktur giebt natürlich den Ausschlag. Wer so „gebaut“ ist, wie die A.E.G., darf sich nahezu Alles leisten. Emil Rathenau hat weiter gesehen als alle Anderen. Er rüstete nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft; für die Zeit, die einen beträchtlichen Saldo der Leistung gegenüber der Nachfrage bringen mußte. Dann hörte das peinliche Aussuchen der Abnehmer auf. Man mußte nach Allem greifen, was sich bot; und wer mit starken Reserven gepanzert ist, braucht sich nicht von Schwierigkeit hemmen zu lassen. Weil die Ingenieurleistung in der elektrotechnischen Industrie der Technik des Absatzes weit vorauseilte, wars unmöglich, ernsthafte Vereinbarungen über Preis und Markt zu erreichen. Trotz den (ziemlich werthlosen) Konventionen bleibts beim freien Konkurrenzkampf. Rathenau veröffentlichte vor ein paar Monaten eine Darstellung der Aufgaben der Elektrizitätindustrie. Wer diese Aufsätze durchgelesen hatte, mußte sich sagen, daß vom Programm der Elektrotechnik noch nicht der kleinere Theil abgespielt ist. Weite Gebiete hat der elektrische Strom noch nicht befruchtet; und doch spricht man von einem Zustand des Ueberangebotes. Die Elektrizität gilt Vielen noch als allzu theure Kraft. Der Landwirth bleibt bei den alten Maschinen, weil er die Kosten des elektrischen Stromes überschätzt; die Straßenbeleuchtung ist in kleinen Gemeinden noch spärlich, weil man die Kosten elektrischer Beleuchtung scheut; in der Großstadt reicht die ville lumière meist auch kaum über die Hauptstraßen hinaus. Das Leben wird immer theurer; da sucht man Ausgaben, die als luxuriös gelten, zu vermeiden. Und die Benutzung der Elektrizität hat sich aus dem Bann des Vorurtheils, daß sie ein Luxus sei, noch nicht zu befreien vermocht. Dieses Hinderniß wird nur schwer zu beseitigen sein, da die Elektrotechnik, neben der Rivalität im eigenen Bereich, noch die Konkurrenz der Dampf- und Gasmaschinenindustrie zu berücksichtigen hat. Wenn der Elektrotechniker erklärt: „Die Elektrizität ist jeder anderen Kraft vorzuziehen“, so sagt der Rechner: „Die Kraft, deren Verwendung sich am Höchsten rentirt, scheint mir die beste.“ Und weist dann auf den Mißerfolg mancher Ueberlandcentralen. Für solche Kraftstationen, die Stadt- und Landkreise mit Strom versorgen sollen, wird starke Propaganda gemacht. Die neue Elektrobank der Bergmannwerke soll ja auch dem Bau solcher Centralen dienen. Die Kosten sind nicht gering; und die Rentabilität der Centralen hängt von der Zahl und der Kapazität der Abnehmer ab. Sind gewerbliche Betriebe angeschlossen, so verzinst sich das in den Kraftwerken arbeitende Kapital besser als bei einem Ueberwiegen landwirthschaftlicher Konsumenten. Kenner behaupten, daß die Landwirthschaft die schlechteste Kundin der Elektrizität sei. Daran ist gewiß etwas Wahres; denn gerade die Ueberlandcentralen, die in ländlichen Kreisen angelegt wurden, haben den Erwartungen nicht entsprochen. Der elektrische Strom ist eben auch nur da unbesiegbar, wo er die Kosten der anderen Kraftquellen unterbieten kann.

Emil Rathenau hat zur richtigen Werthung des Kraftwerkes einige Leitsätze gegeben, die andeuten, daß er mit der kritiklosen Errich-

tung von Ueberlandcentralen nicht einverstanden ist. Er sagt: „Das Geheimniß der Rentabilität elektrischer Anlagen liegt in dem Grad ihrer Ausnutzung. Die in einem Jahr erreichbare Ausnutzung des Werkes läßt sich durch die Größe der Anlage in Pferdekräften oder Kilowatt, multiplizirt mit der Stundenzahl des Jahres, ausdrücken. Die billige Erzeugung der Elektrizität hängt eben so sehr von den niedrigen Preisen der Betriebsmaterialien wie von der Größe der Anlage und des Ausnutzungfaktors (Das heißt: der Zahl der Stunden) ab, in denen die Einrichtungen des Werkes voll ausgenutzt werden." Rathenau meint, daß die Kraftübertragung aus erprobten Elektrizitätwerken dem Bau besonderer Centralen vorzuziehen ist. Dieser Gedanke soll in dem neuen Wegegesetz für die Elektrizität zum Ausdruck kommen. Man will dem elektrischen Strom den Weg zu den Stätten, die er versorgen kann, bahnen und den großen Kraftwerken die Möglichkeit schaffen, für die Ueberleitung der Elektrizität die schon vorhandenen Träger (Telegraphenstangen, Straßenbahnmasten) zu benutzen. Nicht jede Stadtgemeinde ist zu solchem Entgegenkommen bereit. Man hat eigene Elektrizitätwerke und Gasanstalten, denen die Konkurrenz des Privatunternehmers erspart bleiben soll. Der Fiskus soll natürlich nichts thun, was ihn der Industriefeindschaft verdächtig machen könnte, und wird ermahnt, in der Frage des Stromweges möglichst liberal zu sein.

Bei der Vergebung der Wasserkräfte muß Vorsicht walten. Soll der elektrotechnischen Industrie ermöglicht werden, billigen Strom zu liefern, so muß man ihr die Verwerthung der Naturkräfte leicht machen. Bayern will das Walchenseekraftwerk bauen, um zunächst zwei Eisenbahnlinien elektrisch zu betreiben. Die Walchenseecentrale wird eine der größten deutschen Kraftstationen werden. Freilich wird bis zur Vollendung des Werkes manches Jahr vergehen. Die Kosten sind auf 32 Millionen Mark veranschlagt. Diese Summe giebt einen Begriff von den Dimensionen des zur Durchführung ähnlicher Aufgaben erforderlichen Anlagekapitals. Ohne Risiko geht es natürlich nicht; die Frage ist nur, wer die Gefahr leichter auf sich nehmen kann: das Privatkapital oder Staat und Gemeinden. Bei den Elektrobanken geht das Risiko in drei Theile: die Besitzer der Schuldverschreibungen sind mit ihren Titres von der Kreditwürdigkeit der Gesellschaft abhängig, die für ihre Sicherheit garantirt; die Elektrobank ist auf die „Bonität" der ihr verpfändeten Forderungen gestellt; und der Abnehmer ist wiederum von den Leistungen der ihm die Installation oder den Strom liefernden Gesellschaft und weiter von der Rentabilität seiner Anlage abhängig. Man sieht: für die Elektroindustrie ist die Lösung der finanziellen Probleme viel schwieriger als alle technischen Exempel. Ladon.

In den Sätzen über die neue Bergmann-Gründung (die keine Treuhandbank, sondern eine Betriebsgesellschaft ist und deshalb, bei der von fast sicherer Unfruchtbarkeit bedrohten Eigenart ihres Verhältnisses zur Muttergesellschaft, auch bei Bergmanns Freunden recht ernste Bedenken erregt) erwähnt Ladon die Thatsache, daß die Deutsche Bank auch an diesem Unternehmen betheiligt ist. An welchem nicht? Schon

Georg von Siemens hat, all in seinem liebenswürdigen Cynismus, den Grundsatz ausgesprochen, eine große Bank dürfe sich nicht darauf beschränken, mit einer Industriegruppe zu arbeiten, sondern müsse trachten, mit allen Concerns Geschäfte zu machen. Nach diesem Prinzip konnte die Deutsche Bank für die A.E.G. und für Siemens & Halske „thätig sein“; kann sie jetzt, trotzdem ihr Kloenne am Friedrich-Karl-Ufer im Aufsichtrath sitzt, ihren Koch, den geadelten Musterpapa, zu Bergmann delegiren. Und dieser Vorgang hat Schule gemacht. Was der Deutschen Bank erlaubt ist, muß auch der Diskontogesellschaft gestattet sein. Alexander Schoeller findet sein Makedonien, trotzdem es ihm eine Rente von ungefähr zwölfhunderttausend Mark bringt, noch immer zu eng begrenzt und strebt drum ins Weitere. Schlechtes Beispiel verdirbt, namentlich, wenns viel Geld einträgt, gute Sitte. Alle Bankchefs möchten jetzt auf allen Feuern kochen; und Fürstenberg, der (um bei der Elektrizität zu bleiben) seine ganze Kraft auf die A.E.G. konzentrirt, wirkt schon wie ein weißer Rabe; wie eine Unschuld vom Lande in den Arkadiasälen. Die Anderen sind überall zu haben. Das macht auf den Höhen der Industrie allmählich aber böses Blut. Kein Wunder. Männer wie Rathenau müssen sich schließlich fragen, zu welchem Zweck sie im Aufsichtrath Plätze von Männern belegen lassen, die auch bei der Konkurrenz ihre Stammsitze haben. Kontrole? Unsinn. Daß der Aufsichtrath die viel erfahreneren Direktoren (etwa Herr Dr. Salomonsohn den Geheimrath Rathenau) kontroliren könne und müsse, glauben nur noch die Kinder. Geldbeschaffung? Unnöthig. Die A.E.G. hat, bei einem Geschäftsgang vom stürmischen Tempo dieses Sommers, mehr Geld, als sie braucht; und so viel, wie sie braucht, kann auch eine schwächer fundirte Gesellschaft überall bekommen. Die Aufsichtrathsmitglieder sollen Acquisiteurs großen Stils sein; sollen Geschäfte vermitteln und Aufträge bringen. Von den Regirungen und den Werken, denen sie finanziell verbündet sind. Das ist ihre Aufgabe. Was wird daraus, wenn die selben Banken in den Aufsichträthen der konkurrirenden Industriegesellschaften vertreten sind? Für welche wollen und können sie dann noch wirksam werben? Während die Koch und Schoeller für Bergmann arbeiten, sammeln die Kloenne und Salomonsohn Aufträge für die A.E.G. Die Thorheit, die Unhaltbarkeit dieses Zustandes wird nachgerade nicht nur auf einsamer Höhe empfunden. Schon erlebt man, daß Banken, die im Aufsichtrath einer Gesellschaft einen Vertreter haben, dieser Gesellschaft durch ein anderes, für die konkurrirende Gesellschaft thätiges Verwaltungmitglied die Concerngenossen wegzuschnappen versuchen. Das kann auf die Dauer nicht geduldet werden. Ein Sommerthema für die Herren Handelsredakteure. Wenn die mächtigen Industriekapitäne sehen, daß die Banken, die sie durch die Gewährung eines Aufsichtrathssitzes an ihr Interesse gekettet glaubten, rechts oder links gegen dieses Interesse arbeiten, müssen sie eines Tages vor der Frage stehen, ob die Aufsichtrathsform noch zeitgemäß ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juli 1910.

Die Weiße Frau.

Am neunzehnten Juli waren hundert Jahre seit dem Tag vergangen, der in Hohenzieritz Preußens Königin Luise sterben sah. Von allen im Zollenhaus aufgewachsenen, ins Zollernhaus aufgenommenen Frauen die einzige, die im Gedächtniß des Volkes fortlebt. In dankbarem; denn sie hat sich in der Zeit trostloser Preußenschande höchst königlich bewährt. Von ihres Wesens Art wissen wir nicht viel. Die Legende hat sie, der das Unglück des Landes das bitterste Herzleid schuf, dem Wahrheit suchenden Auge auf die Glorienhöhe der Heiligen entrückt. Nicht einmal das am größten und schwersten Tag ihres Lebens Geschehene ist deutlich erkennbar. Wir glauben, behaupten zu dürfen, daß der Gedanke, die Königin zu persönlicher Verhandlung mit Napoleon nach Tilsit kommen zu lassen, aus dem immer ein Bischen umnebelten Hirn des Marschalls Adolf Friedrich Grafen von Kalckreuth stammte. Glaubens, weil wir nicht annehmen möchten, Friedrich Wilhelm sei selbst der Vater der Hoffnung gewesen, seine schöne Frau werde dem als Aventurier der Liebe verrufenen Korsen mehr abschmeicheln, als dem Zaren Alexander, dem Freiherrn von Hardenberg und dem Grafen Goltz gelungen war. Dem lüderlich tapferen Kalckreuth, der noch in den Soldatenvorstellungen des achtzehnten Jahrhunderts lebte und meinte, die Abkehr der Frau Fortuna werde Preußen nicht mehr als „ein paar Katholische Kirchen" kosten, war solcher Plan auch zuzutrauen. Doch der König hat ihn zum seinen gemacht und die Frau zur Ausführung überredet. (Ohne sein Wollen

ganz zu blößen. Aber der Nothruf: „Alles in wahrer Verzweiflung!“ bleibt der drängendste Appell, der sich erdenken ließ.) Leicht ist ihrs nicht geworden; nach der Ankunft in Tilsit schrieb sie in ihr Tagebuch: „Was mich dieser Schritt kostet, weiß mein Gott allein; denn wenn ich Napoleon nicht geradezu hasse, so betrachte ich ihn doch als Den, welcher den König und die ganze Nation elend gemacht hat. Ich bewundere seinen Geist; aber seinen augenscheinlich falschen, höhnischen Charakter kann ich nicht ertragen. Gegen ihn höflich und artig zu sein, wird mir höchst schwer werden; doch ich bin ja schon gewohnt, Opfer zu bringen.“ Was sie aus ihrem Verkehr mit dem Franzosenkaiser erzählt hat, ist in diesen Tagen oft wiederholt worden. Audiatur et altera pars. Dem Condottiere aus Ajaccio, der auch im Purpur nie Ehrfurcht vor der Legitimität gelernt hat, war sie eine der Festung des Damenrechtes entlaufene politisirende Frau, deren schlanke Fingerchen an den verschiedensten Stellen der Leitungdrähte zu spüren waren. Nur der Wirkung ihres Liebreizes hatte Preußen zu danken, daß Gossudar Alexander ihm ein gnädig Verbündeter blieb. Ihre Schönheit, die Anmuth ihres Geistes war seitdem ein Faktor, den alle Diplomaten in ihre Rechnung stellten. Wer Chaptals Erinnerungen gelesen hat, kann sich vorstellen, wie Bonaparte über solche Frau dachte. (Ungefähr wie Hagen von Tronje und Otto von Bismarck über Weiber, die mit frevler Hand ins Männergewerbe greifen.) Im Moniteur ließ er sie schelten; ließ die Frau sogar schmähen. Nun kommt sie aus Memel; zu dem Sieger von Jena, dem Bezwinger Danzigs, dem zwischen Rhein und Pregel Allmächtigen. Heute, schreibt er an die aller galanten Listen kundige Josephine, „soll die schöne Königin von Preußen bei mir speisen.“ Er hat, weil er selbst das neutrale Tilsit nicht verlassen will, ihr einen Vertreter, zur Begrüßung in Picktupönen, entgegengeschickt. Um Fünf ist sie in Tilsit (mit den Hofdamen Gräfinnen Voß und Tauentzien, deren Anzug, nach dem Bericht eines Franzosen, faisait mal aux yeux). Alexander begrüßt die in leichte Sommertoilette von weißer, mit Silberfäden durchstickter Crepe Gekleidete mit ernsterem Blick als je zuvor. „Hier gehts gar nicht gut. Unsere letzte Hoffnung ruht auf Ihnen. Ihre Geschicklichkeit muß den Preußenstaat retten.“ Und König und Kaiser, Minister und Generale bestürmen sie mit Rathschlag und Ermuthigung, bis sie stöhnt: „Ach, schweigen Sie jetzt, bitte, damit ich zur Ruhe

kommen und meine Gedanken sammeln kann." Höchste Zeit. Schon naht das Ungeheuer; mit großem Gefolge, zu Pferde, eine kurze Reitgerte in der Hand. Die deutet auf den Oberstock des Häuschens. „Die Königin ist oben?" (Denn Ihr, Majestäten und Excellenzen, dürft Euch nicht etwa einbilden, daß ich zu Euch komme.) Das enge Treppchen hinauf. Als Luise ihr Bedauern über die schlechte Hausgelegenheit ausspricht: „Welche Mühe könnte man scheuen, um an solches Ziel zu gelangen!" Er möchte im Salonton artigen Geplauders bleiben; und knirscht, da sie von Preußens Unglück und von dem Jammer zu reden anfängt, den allzu blindes Vertrauen auf die Fortdauer fritzischen Kriegsglückes über das Adlerland gebracht habe. Er möchte ausbiegen. „Ein entzückender Anzug! Italienische Gaze oder Orientcrepe?" Vergebens: sie hält ihn. „Wollen wir in so feierlicher Stunde von Putztand sprechen?" Noch bäumt er sich unter dem Zaum; muß aber in den Weg ihres Willens einschwenken. (Sein Aerger klingt in dem Brief nach, in dem er sagt, Luise sei sentimental und pathetisch geworden, „daß man glauben konnte, die Duchesnois in einer Tragoedie zu hören".) Verspricht ihr, wohlwollend zu erwägen, was er in Westfalen, Nordpreußen, Magdeburg für sie thun könne. Und hätte mehr versprochen, wenn Friedrich Wilhelm, der stets Unzeitgemäße, nicht das Gespräch gestört hätte. Der König, sagt Napoleon zu Alexander, „kam gerade zu rechter Zeit; eine Viertelstunde später: und ich hätte ihr Alles versprochen, was sie wollte". Bei Tisch (Berthier hat sie an den Ehrenplatz zwischen den beiden Kaisern geführt) fragt er sie: „Warum haben Sie nicht in Weimar die Ereignisse abgewartet? Ums Haar hätten meine Husaren Sie erwischt." Er weidet sich an dem Bewußtsein, daß er ihr, trotz dem Vorurtheil, nicht mißfällt. (Nicht ohne Grund: wir wissen, daß sie in seinen Zügen die Spur starken Geisteslebens fand und sagte, er ähnele dem Bild römischer Caesaren.) Nach Tisch versuchen Beide das alte Spiel noch einmal. Sie will reizen, entzücken, mit Frauenwaffen den Wilden zähmen; er sucht aus dem politischen Gespräch flink ins Flachland der Galanterie zu entschlüpfen, ist ungemein artig, überhäuft Luise mit Komplimenten und reicht ihr, die um die Rückgabe Magdeburgs gebeten hat, eine in lieblicher Röthe erblühte Rose. Er muß gut gespielt haben. Als sie wieder in ihrem Häuschen sitzt, erzählt sie den Hofdamen hastig

von ihrem Erfolg; will, wenns nöthig ist, länger in Tilsit bleiben; hofft aber, das irgend Mögliche sei schon erreicht. Love's labour's lost. Unter der Maske des entzückt Girrenden ist der Korse eiskalt geblieben. Talleyrand soll kommen. Mit den Preußen, ohne an irgendeinem Punkt nachzugeben, rasch nun ein Ende machen. An Josephine schreibt er: „Die Königin von Preußen ist wirklich reizend und, im Verkehr mit mir, sehr kokett. Aber Du brauchst nicht eifersüchtig zu werden: all Ihre Künste gleiten von mir ab wie Wasser von Wachstuch. Hier den Galanten zu spielen, würde mir allzu theuer." Am siebenten Juliabend soll Luise noch einmal beim Kaiser speisen. Schon hat sie sich, in Picktupönen, prächtig geschmückt, den jungen Leib in Roth und Gold gekleidet, das Haupt mit einem Musselinturban gekrönt: da kommt vom König ein Brief, der wie Hagelschauer die Saat ihres Hoffens vernichtet. Napoleon hat zu ihm gesagt: „Ich will Magdeburg behalten, um schnell, wenns mir paßt, in Berlin einrücken zu können. Ich will die Ohnmacht Preußens, damit es Frankreich fortan nicht mehr schaden könne. Begreifen Sie denn noch immer nicht, daß Sie gar nicht in der Lage sind, mit mir zu unterhandeln?" Zu Goltz: „Der König soll froh sein, wenn er seine Krone rettet; ich lasse sie ihm nur, um dem Zaren gefällig zu sein. Was ich zur Königin gesagt habe, reicht nicht über das Gebiet der Höflichkeitphrasen hinaus." Und Talleyrand drängt; der Kaiser will heimreisen; in zwei Tagen muß der Vertrag unterschrieben sein. Darf Luise das Diner im letzten Augenblick absagen? Unmöglich. Mit zitternden Nerven und verweinten Augen sitzt sie neben dem nun erst innig Gehaßten. Der ist noch artiger als gestern; noch mehr zu galantem Spaß gestimmt. „Preußens Königin trägt einen Turban? Doch nicht etwa, um sich beim Kaiser von Rußland beliebt zu machen, der gegen die Türken Krieg führt?" Luise muß, mit bebender Lippe, auf diesen Ton eingehen. „Vielleicht wollte ich mich bei Ihrem Rustan beliebt machen." Und sie hebt das Auge zu dem Mameluken, dessen Bronzekopf über die Lehne des Kaisersessels hinragt. Dieser Abend wird ihr zum Martyrium. Jedes Wort mehrt ihren Gram. Als Murat sich um sie bemüht und sie fragt, ob sie in Memel auch Bücher lese, in denen die Thaten moderner Zeit verzeichnet sind, kann sie den Seufzer nicht unterdrücken: „Daß ich in dieser Zeit leben muß, ist schlimm genug!" Als der Kaiser sie an die Thür geleitet: „Wie

ists möglich, daß in der Stunde, da ich das Glück hatte, den Helden des Jahrhunderts so nah zu sehen, dieser Mann mir nicht die Gelegenheit gönnte, ihm zu sagen, daß er mich fürs Leben verpflichtet habe?" So erzählts Napoleon; und behauptet (Mémorial de Sainte-Hélène), er habe, mit ernster Miene, geantwortet: „Beklagen Sie mich, Madame, den sein Unstern zu solchem Handeln zwingt." Alexanders Ohr hört sie grollen; und zu Duroc, der ihr am nächsten Tag den Scheidegruß des Imperators bringt, spricht sie: „Solche Täuschung schien mir bis gestern undenkbar." Sie war ihres Sieges so sicher gewesen ... Auch in der französischen Darstellung des fruchtlosen Zweitagewerkes fällt auf die Frau kein Schatten.

Heute wirds uns leicht, gerecht zu sein und einzuräumen, daß Bonaparte ein Tropf gewesen wäre, wenn eine schöne Frau vermocht hätte, ihn vom Ziel seines Wollens abzudrängen; und daß dieser ganze leidige Versuch, auf Skythensinne mit dem Geschlechtsreiz einer gekrönten Frau zu wirken, den Preußenkönig noch weniger ehrt als den verfettenden Imperator. Der Zeit schwerer Noth aber war Luise die gefolterte Märtyrerin, die von Satanas gefoppte Heilige. Schien oder war sies? Unsere Hand kann ihres Wesens Kleid heute nicht mehr haschen. War sie, nach dem Wort des alyrischen Mommsen, „die schöne Königsrose, die vom Thron ihren Zauber und ihren Duft über das ganze Land warf" und deren vorzeitiges Welken „die Erbitterung gegen den kaiserlichen Verunglimpfer deutscher Frauentugend" zu nationaler Wuth aufflammen ließ? Oder müssen wir dem Freiherrn vom Stein glauben, daß der nahe Blick auch auf dem lichten Gewand dieser Holden dunkle Flecken fand? Sie hatte Stein gehalten, gewarnt, hinter des Königs Rücken mit ihm korrespondirt und ihren Freund Alexander beschworen, in Erfurt die höllische Majestät zur Schonung Steins zu bestimmen. („Erhalten Sie uns den Freiherrn! Wenn Napoleon ihn, wie es scheint, uns läßt, bin ich ruhig und fast getröstet.") Bald danach nennt Stein sie kalt und zweideutig. Sie will mit ihrem Manne nach Petersburg reisen. Stein widerspricht. Zu dem Zaren, der seinen Bund mit Napoleon in Erfurt erneut hat? In einer Zeit, wo Preußen, wo besonders Masuren jeden Pfennig braucht und der Hof das gute Beispiel sparsamen Haushaltes geben muß? Der Uebermüthige, denkt sie, fühlt sich nach Hardenbergs Aechtung unentbehrlich und gönnt mir, nach all dem

Leid dieser drei Jahre, nicht den zerstreuenden Huldigungprunk, den Alexander anbietet. War dieser Mann, der ohne Ermächtigung die Nation aufzuwühlen begann (weil er sie auf den unvermeidlichen Entscheidungskampf vorbereiten wollte), nicht wirklich, wie der Flügeladjutant Major von Jagow in einer Denkschrift gesagt hatte, ein Verbrecher an der Majestät des Königs? Sucht er, für den ein Dohna-Wundlacken und andere ostpreußische Adelige Unterschriften zu einem Immediatgesuch an den König sammeln, sich am Ende gar durch ein Plebiszit in Unabsetzbarkeit zu schmuggeln? Die Königin läßt ihn fallen. Knüpft, ohne daß ers ahnt, Fädchen, an denen Hardenberg sich zurücktasten kann. Und nun haben die Köckritz, Altenstein, Nagler, Richthofen, Jagow, Eulenburg-Wicker, Stutterheim und andere Steinfeinde freien Spielraum. Am vierundzwanzigsten November 1808 wurde der einzige starke Staatsmann, den Preußen hatte, aus dem königlichen Dienst entlassen. General York rief: „Ein unsinniger Kopf ist zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen.“ Doch die besten Geister der Nation empfanden, was dem Land verloren war; empfanden auch, daß ihm dieser Verlust erspart geblieben wäre, wenn die Königin, die seit den tilsiter Tagen über ihren Mann so viel vermochte, den dem Hof lästigen, dem Land unersetzlichen Minister nicht geopfert hätte.

Wie war diese Frau? Legenden und Anekdoten wirken kein lebendiges Menschenkleid. Den Zeitgenossen war Luise das Ideal einer Königin; war freilich auch Friedrich Wilhelm der Dritte fast das Ideal eines Königs. In einem allzu früh vergessenen Buch schwärmt ein Dichter von Beiden. Ein anderer Hardenberg: Friedrich Leopold, der sich Novalis nannte (und starb, als Luise erst vierzig Monate die Preußenkrone trug). Aus diesem Buch, das lange vor Jena entstand, die Königin also nicht in der Martyrglorie sah, will ich hier, statt tausendmal beschnüffelter Geschichten, ein paar Bruchstücke anführen. „Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Konstitution für den bloßen Verstand ist. Man kann sich für eine Konstitution nur wie für einen Buchstaben interessiren. Was ist ein Gesetz, wenn es nicht der Ausdruck des Willens einer geliebten, achtungwerthen Person ist? Meinethalben mag jetzt der Buchstabe an der Zeit sein. Es ist kein großes Lob für die Zeit, daß sie so weit von der Natur entfernt, so

sinnlos für Familienleben, so abgeneigt der schönsten poetischen Gesellschaftform ist. Wie würden unsere Kosmopoliten erstaunen, wenn ihnen die Zeit des Ewigen Friedens erschiene und sie die höchste, gebildetste Menschheit in monarchischer Form erblickten? Zerstäubt wird dann der papierne Kitt sein, der jetzt die Menschen zusammenkleistert, und der Geist wird die Gespenster, die statt seiner in Buchstaben erschienen und von Federn und Pressen zerstückelt ausgingen, verscheuchen und alle Menschen wie ein Paar Liebender zusammenschmelzen. Was sind Orden? Irrwische oder Sternschnuppen. Ein Ordensband sollte eine Milchstraße sein; gewöhnlich ist es ein Regenbogen, eine Einfassung des Ungewitters. Ein Brief, ein Bild der Königin: Das wären Orden, Auszeichnungen der höchsten Art, Auszeichnungen, die zu den ausgezeichnetsten Thaten entzündeten. Auch verdienstvolle Hausfrauen sollten solche Ehrenzeichen bekommen. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Vorzüglich kommt ihr die Erziehung ihres Geschlechtes, die Aufsicht über die Kinder des ersten Alters, über die Sitten im Haus, die Verpflegung der Hausarmen und Kranken, besonders der von ihrem Geschlecht, die geschmackvolle Verzierung des Hauses, die Anordnung der Familienfeste und die Einrichtung des Hoflebens von Rechtes wegen zu. Sie sollte ihre eigene Kanzlei haben und ihr Mann wäre ihr erster Minister, mit dem sie Alles überlegte. Sollte der Königin nicht beim Eintritt in eine Stadt schaudern, wo die tiefste Herabwürdigung ihres Geschlechtes ein öffentliches Gewerbe ist? Die härtesten Strafen wären für diese echten Seelenverkäufer nicht zu hart. Die gepriesene Sicherheit, die dadurch beabsichtigt wird, ist eine sonderbare Begünstigung der Brutalität. Wem steht das Schutzrecht des beleidigten Geschlechtes mehr zu als der Königin? Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger und die Häuslichkeit wird mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzuges sein. Der Anzug ist gewiß ein sehr richtiger Ethometer. Er hat leider in Berlin immer auf einem sehr niedrigen Punkt gestanden; oft unter Null. Was könnte nicht die Gesellschaft der Königin auf die jungen Weiber und Mädchen in Berlin wirken? Es wäre ein sehr gefährliches Symptom des neupreußischen Staates, wenn man zu stumpf für die wohlthätigen Einflüsse

des Königs und der Königin wäre, wenn es an Sinn für dieses klassische Menschenpaar gebräche. Das muß sich in Kurzem offenbaren. Wirken diese Genien nichts, so ist die vollkommene Auflösung der modernen Welt gewiß. Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Wie mächtig könnte nicht eine Hofreform wirken! Der König soll nicht frugal wie ein Landmann oder ein begüterter Privatmann sein; aber es giebt auch eine königliche Frugalität: und diese scheint der König zu kennen. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So die Königin die Feder des Hofes. Ein frivoles Hauswesen ist meistens die Schuld der Frau. Daß die Königin antifrivol ist, weiß Jeder. Daher begreife ich nicht, daß sie das Hofleben, wie es ist, ertragen kann. Auch ihrem Geschmack, der so innig eins mit ihrem Herzen ist, muß die fade Monotonie dieses Lebens unerträglich auffallen... Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das sich Jede zu erreichen vorgesetzt hätte! Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug neupreußischer Frauen; ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter tausendfachen Gestalten. Die Gruppe von Schadow (die Doppelstatue, die Luise und ihre Lieblingschwester Friderike darstellt und im berliner Schloß zu sehen ist) sollte die gute Gesellschaft in Berlin zu erhalten suchen; eine Loge der sittlichen Grazie stiften und sie in dem Versammlungsaal aufstellen. Der König und die Königin beschützen die Monarchie mehr als zweihunderttausend Mann. In unseren Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wenn die Taube Gesellschafterin und Liebling des Adlers wird, so ist die Goldene Zeit in der Nähe oder gar schon da, wenn auch noch nicht öffentlich anerkannt. Wer den Ewigen Frieden jetzt sehen und liebgewinnen will, Der reise nach Berlin und sehe die Königin. Was ich mir vor Allem wünschte? Eine geistvolle Darstellung der Kinder- und Jugendjahre der Königin. Gewiß im eigentlichsten Sinn weibliche Lehrjahre. Mir kommt (Goethes) Natalie wie das zufällige Portrait der Königin vor. Ideale müssen sich gleichen."

Kleist hat, in der frommen Wuth seines Geniepatriotismus

hundertmal aufkeuchend, Luisens Leid miterlebt (und das Verhältniß Thusneldens zum Legaten Ventidius so gemalt, wie er das seiner Königin zu dem Imperator gewünscht hatte). Sein Auge sah, „wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungen Schultern herrlich hast getragen, wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt, wie, trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt, Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen“. Ihm schien ihr Haupt von Strahlen stets umschimmert; war sie „der Stern, der voller Pracht erst flimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht“. Doch die Prosa des sanfteren Novalis, der nur das junge Glück der Königin schaute, klingt fast noch zärtlicher als Kleistens Strophen. An seiner Wirkung auf musische und amusische Gemüther erkennen wir den Reiz dieser Frau. Eine Heilige? Luise war zu geschickt, ihrer suggestiven Kraft zu bewußt, zu willig zur List, als daß ihr in den Acta Sanctorum ein Platz gebührte. War, mit der Seele, auf deren Altar Alexander Pawlowitsch thronte, auch nicht im Alltagssinn das Ideal der deutschen Hausfrau. Und der andächtigste Leser ihrer Briefe und Tagebücher wird nicht finden, daß ihre Brust (nach Kleistens Wort) ihr Leid still verschloß; immer wieder sind da die „Opfer“ verzeichnet, die sie gebracht habe, bringen müsse, zu bringen bereit sei. Aber eine Dutzendseele war diese einzige populäre Zollernfürstin nicht. Ein muthiges Herz und ein politisches Hirn in schöner, inneren Wesensglanz widerstrahlender Hülle: Das ward selten gesehen. Elisabeth und Katharina waren stärker, genialischer, kühner; doch, mit entbundenen Sinnen und zerfetztem Schleier, nicht so hold wie diese im Staatsrath noch Weibliche. „Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß der Mensch, der sich dem Gedanken überläßt, Preußen sei doch verloren, ein Mensch ist, der zu gar keinen größeren Vorkehrungen taugt. Dieser Mensch wird, statt große Maßregeln zu ergreifen, nur kleine oder halbe im Gange bringen und so den graden Weg auf Preußens Untergang einschlagen, statt sich Dem entgegenzustellen. Ein wahrer Staatsdiener muß von dem großen und einzig wahren Gesichtspunkte ausgehen, daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß; daß der Nation Alles daran liege, unter dem Szepter eines tugendhaften Königs vereinigt zu bleiben; daß, um diesen Vorzug und dieses Glück zu genießen, sie gewiß bereit sei, große Opfer zu bringen. Dieser Gedanke also, dem König das gesammte Volk und dem

gesammten Volk seinen rechtmäßigen König zu erhalten, dieser Gedanke also ist es, der die Seele aller Staatsmänner anfeuern und der einzig und allein den Leitfaden ihrer Handlungen ausmachen muß. Dann werden sie sich aus den kleinlichen Rücksichten herauswinden können und den Gemüthern den Muth einflößen, große Opfer zu bringen und zu tragen, um große Vortheile zu sichern." Im letzten Lebensquartal hat Luise (an das Ministerium, das Schlesien kleinmüthig seiner Noth überlassen wollte) diese Sätze geschrieben. „Bedeutend" wird sie nicht Jeder nennen. Jeder das Bild der Frau, die so zu sprechen, nur zu denken wagte, in Ehrfurcht grüßen. Als sie unruhvoll in Picktupönen saß, wurde in Tilsit der Vertrag unterzeichnet, der ihrem Friedrich Wilhelm nur Brandenburg, Pommern, Preußen und Schlesien ließ. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, dann, unter ihres Wilhelms tapferer Leitung, Bismarck, Moltke, Roon haben Preußens Schmach gesühnt. Luisens Hoffnung, aus der flüggen Adlerbrut werde der Rächer erwachsen, ward Wirklichkeit, als die Hygiene der Noth Fritzens Land zum Schwersten gekräftigt hatte. Die sechzigste Wiederkehr ihres Todestages brachte aus Paris die Kriegserklärung.

Könnte Preußen heute vor Luisens Auge bestehen? Trotz Macht und Reichthum: Nein. Der königliche Kopf der Strelitzerin fände die Politik dieses Preußenstaates zu schlaff, sähe in seinem steten Streben nach „guten Beziehungen" ein Symptom ängstlicher Schwachheit. Hielt Scham etwa die sonst so Festlüsternen von lauter Feier dieses Centennartages zurück? Vor dem mahnenden Bilde der muthigen Frau ist dem Preußen, als müsse er mit Schillers vergilischem Aeneas seufzen: „O Königin, Du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl!" Reißet die von Blut und Thränen feuchten Lappen nicht von Vernarbendem; besinnet nur die frischen Wunden, die, in den Tagen sakraler Luisenfeiern, dem Heimathstolz des Preußen, des Deutschen geschlagen wurden. Ein Baron, dem der Zufall, nicht Blutsverwandtschaft, den altpreußischen Ehrennamen Schoen gab, ein Herr, der Schritt vor Schritt der Franzosenforderung gewichen ist und vor Europens lächelndem Blick französischen gegen deutschen Anspruch vertreten hat, zieht, unter dem Jubel der Boulevardpresse, als Botschafter des Deutschen Reiches nach Paris. Wir könnens nicht hindern; können nur mit gedoppelter Wachsamkeit auf das Thun und Unterlassen dieses Begnadeten achten, der niemals ein Vertrauens-

mann der Nation war noch werden kann. Der Deutsche Kaiser dankt, in einem Anerkennungschreiben von üblicher Kurialform, Herrn Madriz für die Meldung seiner Wahl zum Präsidenten der Republik Nicaragua. Ein paar englische Zeitungmacher schlagen Lärm. Jetzt gerade, während des Konfliktes der Vereinigten Staaten mit Nicaragua, sputet Deutschland sich mit der Anerkennung des neuen Staatshauptes und wirbt mit Worten überschwingender Freundschaft um dieses Präsidenten Gunst. Weil es die Bürger der Vereinigten Staaten ärgern, seine Mißachtung der Monroedoktrin deutlich zeigen und im Karibischen Meer, nah bei Kuba und Panama, eine Kohlenstation erlisten will. Die Antwort mußte wie ein eisiger Strahl über den Kanal, den Atlantic prasseln (denn der Lärm hatte in Amerika ein mißtöniges Echo geweckt). „Deutschland hat, wie England und Frankreich, den Präsidenten Madriz anerkannt; in der Form, die ihm richtig schien. Um amerikanische Konflikte kümmern wir uns nicht; und blicken auf die Unverschämtheit anglo-amerikanischer Kritik mit der gleichmüthigen Ruhe des Starken. Der ungehörig dreiste Ton kann uns nur lehren, daß wir den Vereinigten Staaten allzu viel Freundlichkeit erwiesen haben. Um Freundschaft oder Liebe winseln wir nirgends. Kohlenstationen zu erwerben, ist unser Recht, wie jeder anderen Großmacht; ist, wenn der theure Aufwand für unsere Flotte nicht müßig verthan sein soll, nachgerade sogar unsere nationale Pflicht. Wann und wo wir solche Stationen suchen wollen, ist unsere Sache; erst wenn wir die Absicht aussprächen, würde ein Einspruch Derer möglich, die dazu das Recht und, was noch wichtiger ist, die Macht zu haben glauben." Wer so würdige Tonart erwartet hatte, wurde enttäuscht. Hörte ein Gestammel, das Deutschland entschuldigen sollte und den Deutschen Kaiser Tage lang im Kreuzfeuer der Yankeewuth ließ. „Wir? Die friedfertigsten Leute der Welt! Wir wollen kein Menschenkind ärgern und das Streben nach atlantischen Kohlenstationen ist uns so fern wie der Nicaragua-See der Kurischen Nehrung. Glaubt doch, bitte, endlich, daß wir kein Wässerchen trüben!" Am nächsten Tag spricht Herr Asquith, der Britenpremier, vor den Commons über die deutsche Flotte. Spricht, wie er nach dem Abschluß des Erbvertrages über China sprechen muß; Sir Charles Hardinge und Sir Arthur Nicolson haben nicht so emsig und still mit Russen und Japanern gearbeitet, um sich jetzt, durch zu frühe Aufscheuchung deutscher Lammesgeduld, den Erfolg

langen Mühens verkümmern zu lassen. Jetzt ists wieder Zeit, den Kanalvetter zu streicheln. Zu thun, als sei nicht der mindeste Zweifel möglich, ob Italien in einem Seekrieg neben Deutschland fechten werde, und als könne die Entscheidung erst fallen, wenn Oesterreichs Dreadnoughts fertig sind. Im Jahr 1914 wird der Dreibund (die Iswolskij, Pichon, San Giuliano lasen den Satz gewiß mit fröhlich zwinkerndem Auge) zwar nur eine Dreadnought weniger haben als Großbritanien; aber in beiden Lagern lebt längst ja die innigste Sehnsucht nach friedlicher Verständigung. Sprenkel für die Drosseln. Erstens könnte Italien nie in einem Kriege gegen England mitfechten; zweitens hätte Britanien Frankreich, Rußland, Japan an seiner Seite. Kein wacher Brite würde träg bis zu dem Tag hocken, der einer feindlichen Koalition fast die selbe Seegewalt sichern müßte wie seinem Vaterland. Springes to catch woodcocks. Bei uns wird es wie das herrlichste Ehrengeschenk aufgenommen. Offizielle und Offiziöse sind von der Freundlichkeit des großen Vetters im Innersten gerührt, Hymnen schallen durchs Land und abgehalfterte „Diplomaten" jubiliren über Britaniens Willen zum Frieden. Und noch immer ists nicht genug. Munter wird schon, wie von Möglichem, von der Absicht geschwatzt, Wilhelm dem Zweiten den nächsten Nobelpreis zu gewähren; Luisens Urenkel die zweihunderttausend Schwedenkronen, die Alfred Nobel dem um die Verbreitung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit, um die Schmälerung der Heereszziffer und die Weltbrüderlichkeit verdientesten Mann bestimmt hat. Daß der schwedische Chemiker die Zinsen seines durch die Fabrikation von Dynamit, gelatinirter Schießbaumwolle und rauchlosem Pulver rasch erworbenen Riesenvermögens in den Dienst der Friedenspropaganda stellte, war ein guter Witz. Ein böser Eduards Anregung, diesen Preis einst seinem Neffen zu geben. Als die Franzosen, nach Algesiras, noch immer mit der Möglichkeit deutscher Kriegserklärung rechneten, sprach der heitere King: „Nicht dran zu denken. Der Kaiser führt keinen Krieg. Wer noch zweifelt, mag dafür sorgen, daß Wilhelm den Nobelpreis erhält: dann darf und kann er keinen Krieg führen." Damals wurde der Witz belacht. Leben jetzt wirklich irgendwo deutsche Menschen, die meinen, ein Deutscher Kaiser werde sich dem Spruch des norwegischen Stortings unterstellen? Werde sich und seine Landsleute entwaffnen, als Kriegsherr und Großadmiral sich im Haag demüthig majorisiren lassen, damit die liebe Nach-

barschaft ihr Gewebe ohne Sorge und Kriegsfurcht hübsch in der Stille weiterspinnen könne? Habe, als er das Schwert in der Scheide ließ, um Bewunderung gebuhlt und eitel nach einer Prämie gelangt? Was draußen getuschelt wird, braucht in unserem Ohr nicht zu haften. Da heißt es: „Merkt Ihr denn nicht, mit welchem Eifer er sich just in diesem Sommer um die Skandinaven bemüht? Ueberall langer Aufenthalt und ungewöhnlich reger Verkehr mit den Spitzen und Stützen der Gesellschaft. Auf einem Hügel am Sognefjord läßt er dem Sagahelden Fridthiof ein Denkmal errichten. Das muß den Norwegern und, als Tegnérs Landsleuten, den Schweden schmeicheln. Spürt Ihr die Absicht? Ein germanischer Coriolan wirbt um die süßen Stimmen der zum Storting Abgeordneten.“ Lasset sie wispern! Der im Jsensang geborene Norweger Fridthiof, der die Schwäher bestritt und seinem Schwert Hördaland unterwarf, sieht nicht aus wie die Passy, Roosevelt, Björnson und andere Oelzweigschwenker. Jhn kann ein Kaiser ehren, dessen Gewitterkopf lächeln dürfte, wenn er sich pacifiste et timide nennen hörte. So dummen Unfug sollten Deutsche nicht mitmachen. Ein Deutscher Kaiser, der dem Stifter des fünften Nobelpreises gefiele, also bereit wäre, sich vor internationalem Kanzlistenurtheil zu ducken, für Entwaffnung und Chiliastenbrüderlichkeit einzutreten, hätte heimlich schon abgedankt und müßte vor dem Bilde der mirower Ahnfrau erblassen. Der gekrönte Empfänger dieses Preises wäre ein entmachteter Mann, der für eingehandelte Nasenstüber nur im Haag Trost suchen könnte. Darum in jedem Jahr aus deutschem Volksvermögen zwölfhundert Millionen Mark zur Stählung der Wehrkraft? Dem Deutschen ist Kampf beschieden. Nicht um das Recht auf Reichsdehnung nur: um den erworbenen Besitzstand wird er zu kämpfen haben, sobald die von ihm Ueberflügelten ihn schwächer glauben oder als Entkräftete zur Wahl des letzten Mittels gezwungen werden. Sorgt, Jeder in seinem Bereich, daß in solcher Stunde der Preußengeist, der Deutschlands Staatskleid wirkte, vor Luisens Auge bestehen kann.

Ob diese Stunde nah oder fern ist, vermag kein Gewissenhafter heute zu sagen. Nur ein Blinder oder Fahrlässiger aber zu leugnen, daß die Maschen des Netzes, das unsere Bewegungfähigkeit lähmen soll, wieder, unter dem milden Juliusmond, enger geknüpft worden sind. Rußland und Japan haben einen Vertrag geschlossen, der (schon nach dem veröffentlichten Wortlaut darf mans behaup-

ten) ein Schutz- und Trutzbündniß besiegelt. Die Worte sind vorsichtig gewählt; so behutsam, daß man Herrn Iswolskij, den die Russen als den Stifter dieses Bündnisses feiern, nicht für den Redaktor des Vertrages halten kann. Sir Arthur Nicolson gönnt dem neusten arbiter elegantiarum gewiß den Lorber. Hardinges Nachfolger im londoner Auswärtigen Amt hat schon als Botschafter an Alfonsens Hof (wo er, während der Algesiraskrisis, klug seine Prädestination für den petersburger Posten erwies) von Tardieu das Lob eingeheimst, daß er seine wichtigste, werthvollste Arbeit geräuschlos leiste. Er wollte einen Vertrag, in dem viel von der Wahrung des status quo und der Handelsfreiheit, wenig von China und einem ostasiatischen Syndikat die Rede sei und der deshalb nicht als Sommersensation ausgeschrien werden könne. In London, Tokio und Paris hielten die Disziplinirten sich an die Losung: Nichts Aufregendes; eigentlich nur die konzinnere Bestätigung des 1907 Vereinbarten. Die Russen zäumten die Zunge nicht so straff. Der Gortschakowepigone, der ihr internationales Geschäft leitet, wollte, nach mancher Schlappe, sein Rühmchen in die Scheuer bergen; die Presse nicht auf die Freude verzichten, Berlinern und Wienern endlich wieder was vorzufuchteln. Thut nichts. Auch ohne den Moskowiterrückfall in Zuchtlosigkeit hätten die der Milch frommer Denkart entwöhnten Politiker verstanden, was hinter dem knappen Paragraphengerüst stecke; à bon' entendeur salut. Daß solcher Vertrag, wenn Deutschland bei der Politik der Saumsäligkeit (und der vollen Hose) blieb, kommen müsse, war seit drei Jahren vorauszusehen. Im Juli 1907, nach der Unterzeichnung des frankojapanischen Vertrages, stand im „Chyo“: „Der Vater dieses Vertrages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands entente cordiale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland und Japan vereint. Dann schwindet den Chinesen die Möglichkeit, aus der Eifersucht der uneinigen Großmächte Vortheil zu ziehen und die Politik der Hemmung und Fallstricklegung fortzusetzen: sie haben dann nicht mit einer vereinzelten, durch die Rücksicht auf Rivalen gelähmten Macht zu thun, sondern mit vier einigen und mächtigen Nationen.“ Die Annahme, Rußlands drängendes Sehnen habe den neuen Vertrag geschaffen, läßt sich nicht halten. Dem Mikado und den Genro mußte mehr daran liegen als dem Zaren und der Duma. Rußland noch einmal besiegen und nach Sibirien zurückwerfen? Undenkbar,

seit das anglo-russische Abkommen Ereigniß ist. Japan war in unbequemer Lage. Von China heftiger noch gehaßt als je ein Volk rothborstiger Barbaren; von den Koreanern auf jeder Fußbreite des Halbinselbodens mit dem Fanatismus der Verzweiflung bekämpft; das Festland und die Inseln im Westbezirk des Stillen Ozeans gesperrt, in Kalifornien und Kanada der gelben Menschheit die Thür verriegelt; schlechte Finanzen, denen amerikanische Bankiers nur noch bei Lynchgefahr aufhelfen könnten; und der Tag absehbar, an dem England den Bund lockern werde. Was blieb zu thun? Herr Louis Aubert, der zwei gute Bücher über Japan geschrieben hat, antwortete vor zwei Jahren: „Japan muß weiterrüsten und sich den europäischen Mächten nähern, von denen es nichts zu fürchten und Geldhilfe zu hoffen hat; im Bund mit England, Frankreich, Rußland kann es den Vereinigten Staaten, Deutschland und China trotzen und zunächst einmal Zeit gewinnen." Das wurde versucht; und zugleich eine (hier schon im Frühjahr 1909 signalisirte) Verständigung mit den Türken erstrebt, der die Wirkung auf Russen und Briten nicht fehlen konnte. Ein Japanischer Botschafter in Konstantinopel: Das sichert den Anspruch auf die in den Kapitulationen verheißenen Rechte, auf den wichtigeren Titel des Musulmanenprotektors in Asien; ließe Alles, was in der Diaspora des Islams, vom Nil bis an den Ganges, lebt, in erwachender Hoffnung auf Japans Sonnenaufgang blicken. In China wohnen zwanzig, in Britisch-Indien fast siebenzig Millionen Mohammedaner. Solche Bundesgenossenschaft ist nicht zu verachten. Nunc animis opus, nunc pectore firmo! Trotzdem die Staatskassen leer waren, ließ Japan in Hast neue Kriegsschiffe bauen.

Gegen Rußland? Unnöthig. Gegen England? Spaßvögel haben das Lied gepfiffen. Doch bis zu dem Gedanken an einen Krieg, in dem der Union Jack neben dem Sternenbanner wehen und noch der ohnmächtig scheinende Feind dem Reich des Tenno gefährlich würde, langt selbst japanische Größensucht nicht. Solcher Krieg, in dessen Blutstrom Russen, Chinesen, Kanadier und Australer sogar ihre Rache kühlen könnten, wäre Selbstmord; in den nur unausweichlicher Nothstand nüchterne Reisesser triebe. Nur gegen Amerika kann und will Japan seine Seewehr stärken; und auch diesen Kampf nur wagen, wenn Albion nicht ins Feindeslager abschwenkt. Wie ist diese Gewißheit zu erwirken? Durch ein haltbares Bündniß mit Rußland. Und hier mündet in den

östlichen ein westlicher Wunsch. Die britische Staatsmannskunst hat, nach kurzem Zögern, erkannt, daß von Deutschland ein fester Assekuranzpakt nicht zu erreichen ist. Also blieb keine Wahl. Noch im Lenz (Asquiths Barristerrede verrieth es nur feinen Ohren) hat man im Foreign Office gehofft, eine friedliche Flottenkontingentirung durchsetzen und das nicht nur den Kolonien verhaßte Japanerbündniß abschütteln zu können. Die gelben Männlein waren, nach den mandschurischen Siegen und der schlimmen portsmouther Enttäuschung, allzu mobil geworden; wurden in Mekka und Afghanistan, Kabul und Kalkutta, Konstantinopel und Teheran gesichtet; und erzwingen morgen vielleicht die Pflicht zur Option gegen die Vereinigten Staaten, die dem Inselimperium Kanada rauben würde. Von Amerika scheint in Güte noch nichts zu hoffen. In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hat Britanien sich so gehorsam der Yankeeforderung gefügt, daß die Kanadier schon zu murren anfingen. Vergebens. Bryce hat, trotz seinem Historiographenruhm, als Botschafter in Washington nicht mehr vermocht als sein Vorgänger Sir Mortimer Durand. Der Verwandtenhader zwischen nervös gestikulirender Jugend und reizlos steifem Alter will noch nicht weichen. Da bleibt keine Wahl. Eine weltgeschichtliche Stunde naht: die Eröffnung der Panamakanalschiffahrt, die den Vereinigten Staaten gestattet, auf zwei Meeren zu operiren. In Egypten und Indien gährts; und das neue Blaubuch über Tibet lehrt, wie schwierig Englands Verhältniß zu China geworden ist, das alle Verträge mißachtet und allen Britenfeinden in Asien stützenden Rückhalt zu bieten versucht. Keine Wahl. Graf Hayashi, der die Londoner kennt, kann lachen; und den Abstand von der Zeit ermessen, da er, sub auspiciis Fritzens von Holstein und des deutschen Geschäftsträgers Eckardstein, zwischen London und Tokio die ersten Drähte anknotete. Eduard hat vorausgesagt, daß man auf das Hauptwerk seines kurzen Königslebens, den Russen und Franzosen ködernden anglo-japanischen Bund, nicht verzichten könne, ohne das Weltreich in Lebensgefahr zu zerren. Während es Korea verdaut, braucht Japan nicht nach Indochina, dem Philippinen-Archipel und dem Kap Londonderry zu schielen. Rußland wird in Asien entlastet; kann in Europa wieder lauter mitreden und die Französische Republik von dem ärgernden Gefühl lösen, daß ihr Bundesgenosse seinen Kraftrest ostwärts verpufft.

Britanien hat in den Asiatengewässern nun Japan, im Mittelmeer Frankreich als Seevigilanten und kann seine ganze Flottenmacht in Aermelkanal und Nordsee konzentriren. Auch, wenn es den japanischen Agenten den Weg nach Stambul ebnet, den mißtrauisch zaudernden Islam wieder an sich ketten. Die dreihundert Millionen Chinesen sollen das Fürchten schon lernen. Wer weiß? Am Ende lockt dieser Concern, der stärkste, den unser Planet je sah, auch die Amerikaner, die auf Chinas Markt mithandeln möchten, und die Oesterreicher, die zu kostspieligem Dreadnoughtbau nicht allzu große Lust haben und ruhig bis nach Saloniki spaziren dürften, wenn dem fest an die Flanke des Britenleun gebundenen Reussenreich endlich der Pontuskäfig geöffnet würde. Dann bliebe Deutschland in der Kälte allein; wäre, trotz allen „prinzipiell“ offenen Thüren, vom Ostasiatenmarkt ausgeschlossen und in Europa durch die theuer bezahlte „Versöhnung“ Frankreichs gelähmt. Angenehm ist das Bündniß mit Farbigen nicht; aber nöthig und nützlich. Und schließlich war der weise Kulturagent Lafcadio Hearn vielleicht im Recht, als er sprach: „So lange wir nur auf einer Halbkugel der Erde leben, entstehen uns nur halbe Gedanken.“

Vor Monaten wurde hier der Alarmruf Jakobs Schiff erwähnt, des sonst so schweigsamen newyorker Bankiers, der den Japanern Geld verschafft und Jahre lang mit ihren Häuptern intim verkehrt hatte. Daß er plötzlich so laut vor schwarzem Anschlag der Gelben warnte, ließ eine Wendung ostasiatischen Wollens ahnen. Haben unsere Botschafter nichts gemerkt? Dem gescheiten Freiherrn von Mumm, dem erfahrenen Grafen Pourtalès ists kaum zuzutrauen; eher schon dem bei London residirenden Herrn, der immer zu spät aufgestanden ist. Einerlei. Mit der Offiziosenbetheuerung, das neue Abkommen müsse uns, weil es im Fernen Osten den Frieden sichere, die Herzgrube wohlig wärmen, sind wir diesmal nicht abzuspeisen. Wir kennen die Weise, den Text, den Verfasser. Wissen, warum gerade jetzt für Onkel Sam der Nicaraguakanal ausgebaggert und in Westminster die Friedensschalmei geblasen war. Poscimur. In Luisens weißem Sterbekleid spukt Frau Berchta durchs leere Spreeschloß. Und fragt, im Germanenton der zürnenden Hel, die modisch verstuckten Mauern und Deckengewölbe, ob entartete Wikingererben thatlos warten wollen, bis sie der Fluch trifft, Unwiederbringliches vertrödelt zu haben.

Wider das Schulelend.

In seinem Werk „Große Männer“ hat Wilhelm Ostwald der deutschen Mittelschule ein Vorpostengefecht geliefert; mit dem Nothruf: „Wider das Schulelend“ eröffnet er die Schlacht auf der ganzen Linie. Nach seiner Meinung ist unsere Schule nicht etwa nur der Verbesserung bedürftig, sondern im innersten Kern krank. Ein Beweis dafür sei die Unlust, mit der unsere Söhne und Töchter die Schule besuchen, und die Erleichterung, die sie bei deren Verlassen empfinden, während doch Interesse und Freude am Unterricht die Angelpunkte jeder gesunden Pädagogik sein müßten. Auch die leider nicht seltenen Schülerselbstmorde schreibt er aufs Schuldkonto der Schule, die doch gewiß nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist.

Bei seinen Bemühungen, den Ursachen dieser traurigen Erscheinungen nachzuspüren, kommt Ostwald zu dem Ergebniß, daß es im deutschen allgemeinen Bildungwesen nur zwei Anstalten giebt, die völlig gesund sind und ihren Weg um die ganze Welt gemacht haben oder machen werden: der Kindergarten und die Universität; also Anfang und Ende. Warum ist nun hier Alles vortrefflich und auf dem ganzen langen Wege zwischen dem ersten und dem letzten Stadium Alles faul? Der Verfasser findet den Grund darin, daß Kindergarten und Universität sich völlig frei und ohne jede Bevormundung entwickeln konnten, während in der Schule jeder Schritt durch Lehrpläne und Reglements vorgeschrieben ist. Im Kindergarten und auf der Hochschule hat die Persönlichkeit des Lehrers (oder der Lehrerin) freien und weiten Spielraum; auf der Schule aber ist sie überall beengt. Und doch ist die Persönlichkeit des Lehrers das werthvollste Material, mit dem die Schule arbeitet. Aber „mit der Schule darf nicht experimentirt werden“. Das hört man oft. Dagegen lehnt sich Ostwalds naturwissenschaftliches Empfinden auf. Wie könne denn ein Fortschritt anders erzielt werden als durch Experimentiren? Gerade die Freiheit zu allen Experimenten über die beste Unterrichtsmethode sei ein Hauptfaktor für die Erfolge der elementarsten und der höchsten Bildunganstalten. So allein sei auch zu verstehen, daß ohne jede Beeinflussung, in ganz freier Entwickelung, sich auf unseren Hochschulen für das selbe Fach im Wesentlichen die selbe Unterrichtsmethode herausgebildet und eingebürgert hat. Ganz schön; aber ist es denn wahr, daß mit der Schule nicht experimentirt wird? Ist nicht jeder neue Lehrplan ein Experiment? Das preußische Gymnasium hat solche neuen Lehrpläne 1882, 1892, 1901 erhalten,

also in jedem zehnten Jahr. So viel Zeit muß man doch zur Durchführung eines so schwierigen Experimentes gewähren. Und die Einrichtung von Mädchengymnasien, die Zulassung von Mädchen zu den Knabengymnasien, die Gründung der Oberrealschulen und Reformgymnasien: sind Das keine Experimente?

Der Hauptvorstoß des Verfassers gilt nun dem Ueberwiegen des sprachlichen Unterrichtes in den Lehrplänen der Mittelschule. In seinem Feuereifer spricht er dem sprachlichen Unterricht jeden Bildungwerth ab. „Die Sprache ist eben so wenig ein Bildungmittel wie die Eisenbahn, sondern ein Verkehrsmittel.“ Man begreift diesen Satz vielleicht im Munde des Mannes, der das Heil in einer einzigen Weltsprache erblickt; zustimmen werden ihm hierin wohl nur Wenige. Die Sprache ist der Ausdruck der Volksseele und unsere großen Sprachbildner Luther, Lessing, Goethe, Schiller haben uns ein kostbares Erbe hinterlassen, dessen idealen Werth wir wahrlich nicht zu hoch einschätzen können.

Aber eine andere Frage ist, ob der sprachliche Unterricht an unseren Schulen qualitativ und quantitativ richtig eingetheilt ist. Da mögen Ostwalds Vorwürfe bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein. Der Bildungwerth von Genusregeln und unregelmäßigen Verben darf wohl bezweifelt werden. Hier wird mit dem Einprägen eines werthlosen Gedächtnißstoffes eine kostbare Zeit verschwendet, die auf andere Weise viel nützlicher zu verwenden wäre. Weniger „auswendig lernen“; mehr Anleitung zu selbständiger Denkarbeit!

Ostwald kämpft besonders heftig gegen die alten Sprachen. Ein Blick auf die preußischen Lehrpläne vom Jahr 1901 zeigt hier wirklich ein erschreckendes Mißverhältniß. In den beiden Tertien des humanistischen Gymnasiums fallen von 30 Wochenstunden auf Lateinisch 8, auf Griechisch 6, auf beide zusammen also fast die Hälfte der ganzen Unterrichtszeit. Das Französische, die einzige neuere Fremdsprache, muß sich mit 2 Wochenstunden begnügen, Mathematik mit 3, Naturwissenschaft mit 2 Stunden. So kann es nicht bleiben. Man muß das Lateinische noch viel mehr einschränken und das Griechische (so weh es thut) als obligatorischen Gegenstand der allgemeinen Vorbildung in absehbarer Zeit ganz fallen lassen. Philologen und Theologen müssen sich die nothwendigen Kenntnisse in dieser Sprache, wie das übrige geistige Rüstzeug, dessen sie für ihre besonderen Zwecke bedürfen, entweder in wahlfreiem Unterricht auf der Schule oder auf der Universität verschaffen. Daß Dies möglich ist, kann doch in einer Zeit nicht bezweifelt werden, die den Abiturienten des Realgymnasiums und

der Oberrealschule zu allen Fakultäten zuläßt. Aber die Einführung in den Geist des klassischen Alterthums? Schiller hat seine Begeisterung für Homer zuerst aus der vossischen Uebersetzung geschöpft; und wer ein Halbdutzend griechischer Tragoedien in Wilamowitzens Uebersetzung gelesen hat, kennt den Geist dieser Dichtung doch wohl besser als Einer, der das Original einer einzigen mühsälig durchackern mußte und am Schluß nach all der Sprachquälerei längst den Anfang vergessen hat.

Ostwald will kein Versenken in den Geist des klassischen Alterthumes. Wie könne uns ein Zeitalter als Ideal gelten, dessen Kultur sich auf die Sklaverei gründete und das die Arbeit, als des freien Mannes unwürdig, gering schätzte? Gewiß: die Sklaverei des Alterthumes kann nicht unser Ideal sein; es wäre auch gar zu traurig, wenn die Menschheit in den zwei Jahrtausenden, die seitdem verstrichen sind, nicht um eine ansehnliche Strecke vorwärts gekommen wäre. Aber ist darum das geistige Erbtheil, das uns die Griechen durch ihre Dichter, ihre Philosophen und ihre Bildhauer hinterlassen haben, weniger kostbar? Und können wir nicht aus der eisernen Staatsraison der Römer, so wenig sie uns persönlich sympathisch sein mögen, noch heute Wichtiges lernen? Jedes Zeitalter ist die nothwendige Folge der vergangenen Zeiten; und ohne Kenntniß der Vergangenheit giebt es auch kein volles Verständniß der Gegenwart.

Um seine Verurtheilung unserer Schule zu begründen, weist Ostwald auf die Lebensschicksale hervorragender Männer, die geistige Führer der Menschheit geworden sind. Nach seiner Behauptung haben fast alle einen Konflikt mit der humanistischen Mittelschule durchgemacht. Daß diese Annahme übertrieben ist, wäre leicht zu erweisen. Immerhin trifft der Satz eine nicht geringe Zahl von Fällen; besonders oft gilt er für Männer, die später Naturforscher wurden. So war Liebig, der schon während seiner Gymnasialzeit von dem damals als grotesk betrachteten Gedanken beherrscht wurde, sich der Chemie zu widmen, ein widerwilliger und deshalb auch schlechter Schüler. Heute würde sich dieser Konflikt in einfachster Weise dadurch lösen, daß er vom Gymnasium zur Oberrealschule überginge, in der wahrscheinlich seine hervorragende Begabung sogleich das richtige Feld der Bethätigung auch innerhalb des Schulrahmens fände.

Ostwald erinnert auch daran, daß die meisten großen Männer in der Jugend frühreif waren. „Liebig war mit 21 Jahren Professor, William Thomson, der spätere Lord Kelvin, mit 22; Liebig wurde über 70, Thomson 80 Jahre alt. Wäre Liebig in unserer

Zeit geboren worden, hätte er mit 21 Jahren kaum den Doktorgrad zu erwerben vermocht und hätte noch vier Jahre warten müssen, um sich überhaupt habilitiren zu können." Ganz richtig; aber man darf wohl fragen, ob es Liebig geschadet hätte, wenn er einige Jahre später Professor geworden wäre. Einen gewissen Mangel in seiner allgemeinen Bildung hat er selbst empfunden und die Lücken seines Wissens auf Gebieten, die der Naturwissenschaft ferner lagen, erst allmählich ausgeglichen. Man kann doch nicht im Ernst daran denken, unsere Schuleinrichtungen nur den Ausnahmeschülern, den künftigen Genies auf den Leib zu schneiden. Daß sie der Entwickelung außergewöhnlicher Anlagen kein Hinderniß bereiten, dürfte man freilich verlangen.

Nach Ostwalds Meinung wäre schon viel gewonnen, wenn die Mittelschule nicht neun, sondern höchstens sechs Lehrjahre umfassen würde. Dann könnten fleißige und begabte Schüler mit fünfzehn Jahren auf die Hochschule kommen. Man braucht diese Folgerung nur zu erwägen, um sich (es wird erlaubt sein, hier einen Ausdruck Ostwalds zu gebrauchen) von ihrer vollkommenen Sinnlosigkeit zu überzeugen. Knaben gehören nicht auf die Hochschule, da sie weder die Einsicht noch die Festigkeit des Charakters besitzen, die für den richtigen Gebrauch der akademischen Freiheit nothwendige Vorbedingungen sind.

In der Ueberzeugung, daß die letzten Schuljahre heranwachsenden Jünglingen weder die Kost noch die Behandlung bieten, nach denen ihre der Selbständigkeit entgegenwachsende Kraft verlangt, muß ich Ostwald zustimmen. Auch ist der plötzliche, unvermittelte Uebergang von der Gebundenheit der Schule zur Freiheit des akademischen Lebens eine gefährliche Klippe, an der schon mancher von Haus aus brave Junge gescheitert ist. Hier aber scheint mir das Heilmittel nah zu liegen. Man gestalte den Unterricht in der Unter- und Oberprima so, daß der Uebergang zur akademischen Freiheit allmählich vorbereitet wird; und zwar sowohl auf wissenschaftlichem wie auf ethischem Gebiet. Wo besondere Neigung und Begabung für eine gewisse Geistesrichtung vorhanden ist, da gebe man die Möglichkeit, dieser ein höheres Maß von Kraft und Zeit zu widmen, als dem Durchschnitt der Klasse entspricht; natürlich muß Dies durch eine entsprechende Entlastung auf anderen Gebieten ausgeglichen werden.*) Auch das Verhält-

*) Einen ähnlichen Gedanken hat Professor Paul von der münchener Universität in einer Rektoratsrede ausgesprochen. Auch hat man seit kurzer Zeit in einzelnen Anstalten solche Versuche gemacht, so

niß zwischen Lehrern und Schülern muß allmählich freiere Formen annehmen: Vertrauen gegen Vertrauen muß hier die Losung sein. Fort mit den Entschuldigungzetteln für versäumte Unterrichtsstunden, die eines heranwachsenden jungen Mannes unwürdig sind! Man appellire an sein Ehrgefühl; und dieser Appell wird nur ganz selten getäuscht werden.

Am Schluß spricht Ostwald den Wunsch aus, daß eine Neugestaltung des Unterrichtes auch für ein mehr persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler sorgen möge. Wer möchte ihm hierin nicht beistimmen? Er klagt, daß der jetzige Unterricht, schon in Folge der überfüllten Klassen, zu sehr Massen- (oder, wie er sich ausdrückt, Ramsch-) Arbeit ist, und fordert, daß er durch Einzelarbeit ersetzt werde. Das Ideal scheint ihm erreicht, wenn jeder Schüler sich der Führung eines selbstgewählten Lehrers anvertraut. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Wie er richtig sagt, „giebt es glücklicher Weise auch unter den jetzigen kümmerlichen Verhältnissen einzelne sieghafte Lehrerpersönlichkeiten, die ein solches Verhältniß (das der gegenseitigen Freude und Freundschaft) mit ihren Schülern entwickeln können". Eine bessere pädagogische Ausbildung der Lehrer müßte diese Eigenschaften zu entwickeln und sorgsam zu pflegen suchen. Das wäre eine dankbare Aufgabe für die Universität, die einen nach dem Lehramt Strebenden nicht zum Philologen, sondern zum Lehrer erziehen sollte. Ueber die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur und der menschlichen Verhältnisse wird man freilich niemals ganz fortkommen. Jedenfalls aber wird man Ostwald Recht geben, wenn er verlangt, daß die Schule nicht Durchschnitts- und Schablonenmenschen erziehe, sondern Einzelmenschen, die auf ihrem eigenen Gebiet besonders Tüchtiges leisten. Im Sinn dieser Auffassung verlangt er auch die Beseitigung des Abiturientenexamens. Wir können nur hoffen, daß dieser alte Zopf bald abgeschnitten wird.

Ostwalds temperamentvolle Schrift bringt viele gute Gedanken und fruchtbare Anregungen; aber auch Allerlei, das zu lebhaftem Widerspruch herausfordert. Daß dieser Widerspruch vernehmbar werde, ist dringend zu wünschen. Nur aus Rede und Gegenrede kann, der Schule und damit der Jugend zum Heil, die reine Wahrheit hervorgehen.

Braunschweig. Professor Dr. Richard Meyer.

---

in dem unter der Leitung des Dr. Prinzhorn stehenden Lyceum in Hannover. Aber es handelt sich bisher nur um ganz vereinzelte Versuche; immerhin auch wieder um ein „Experimentiren mit der Schule".

Rembrandt.*)

Es war so etwa gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daß ich nach Amsterdam ging, um mich unter der Leitung des damals sehr renommirten Portraitmalers Krusemann zum Maler auszubilden. Bald erhielt ich Zutritt in das Atelier meines Meisters und sah mit Bewunderung die Portraits von vornehmen Personen Amsterdams, an denen er gerade arbeitete. Die Rosafarbe der Gesichter und die feine Behandlung der Stoffe, die sich manchmal vor einem Hintergrund mit dunkelrothem Sammet abhoben, gefielen mir sehr. Als ich den Wunsch ausdrückte, einige dieser Portraits kopiren zu dürfen, wurde mir Dies von meinem Lehrmeister rundweg abgeschlagen. „Wenn Du kopiren willst," antwortete er, „dann gehe nach dem Museum im Treppenhaus." Ich wagte nicht, einzugestehen, daß Dies eine große Enttäuschung für mich war. Ich war so grasgrün aus der Provinz gekommen und die alten Meister waren für mich noch ein Geheimniß; ich konnte in den alten Gemälden, in dieser dunklen Leinwand die Schönheit nicht entdecken, die von Allen gerühmt wurde. Für mich waren die Ausstellungen in ‚Arti' viel schöner und ich bewunderte besonders Pienemann, Gallait, Corot und Kukuk. Ich war nicht rückständiger als die Anderen; aber mir fehlte Studium und Uebung, ohne die man das Fremdartige und so ungemein Künstlerische der holländischen Meister nicht begreifen kann, und ich behaupte heute noch, daß man, mag man noch so intellektuell sein, diese großen Alten nicht genießen kann, wenn man sie nicht viel und oft gesehen und sich in ihre Kunst eingelebt hat. Es dauerte lange, ehe ich den Muth hatte, mich mit Farbe und Pinsel nach dem Heiligthum zu begeben; doch nachdem ich eine Weile viel nach der Natur gemalt, viele Nacktstudien und noch mehr Stilleben gemacht hatte, ging mir ein Licht auf. Ich begriff, daß nicht die gefällige, zarte Behandlung des Stoffes das zu Erstrebende sei, sondern daß ich zuerst auf das Relief der Gegenstände, auf die Haltung der Figuren in ihrem Verhältniß zu Licht und Schatten, ihre Geberden und Bewegungen zu achten habe. Mit dieser Ueberzeugung ging ich in das Treppenhaus. Hier wurde mir allmählich klar, worin die Schönheit und Wahrheit dieser bewundernswerthen alten Meister eigentlich bestand; ich merkte, daß ihre so einfachen Vorwürfe durch ihre Behandlung reich und vielsagend wurden. Sie waren Genien, ohne es selbst zu wissen, und die sie umgebende Welt wußte es damals auch nicht. (Nachdem Israels es zuerst mit einem kleinen Gemälde von Ge-

*) Diese persönlichen Impressionen hat der holländische Meister in dem wunderhübschen, leider nicht genug gekannten Almanach von „Kunst und Künstler" veröffentlicht, der bei Bruno Cassirer erschien. Da kein Kunsthistoriker, kein Kritiker zu geben vermag, was ein Landsmann und starker Zunftgenosse an individuellem Rembrandtgefühl bietet, wird diese feine Skizze auch heute noch vielen Lesern willkommen sein.

rard Dou und dann mit einem Kopf von Van der Helst versucht hatte, ohne davon befriedigt zu sein, wandte er sich zu einem der Köpfe auf Rembrandts Bild der Staalmeesters.)

Der Mann in der Ecke links mit seinem spitz zulaufenden Hut und seinen grauen Haaren hatte es mir angethan. Ich fühlte, daß hier Etwas sei, dessen Schönheit ich wiedergeben konnte, sah aber bald, daß die Behandlung ganz anders sein mußte als bei meinen bisherigen Versuchen; doch das Verlangen, dieses Neue und Breite zu erreichen, zog mich so an, daß ich beschloß, es zu wagen. Wie diese Kopie geworden ist, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß sie Jahre lang in meinem kleinen Malerkämmerlein gehangen hat. So trachtete ich, das Kolorit und die Behandlung des großen Künstlers zu erfassen, bis endlich die Schönheiten der „Nachtwache“ und der „Staalmeesters“ mich so beherrschten, daß mich überhaupt nichts mehr anzog, was nicht die Hand des großen Rembrandt geschaffen hatte. In seinen Werken sah ich Etwas, das ich bei den Anderen nicht fühlte: es war seine Freiheit und Ungezwungenheit, die ich bewunderte und die auf der Zeichenakademie und im Atelier meines Lehrmeisters verpönt waren.

Hatte ich nun eine Weile Rembrandts Gemälde von allen Seiten betrachtet, dann ging ich in den unteren Stock des Treppenhauses, in die „Prentenkamer“. Hier waren Rembrandts Radirungen in ausgezeichnetem Zustande zu sehen. Oft und immer sehr lange saß ich da, um mich in diese zweihundertvierzig Kunstwerke zu vertiefen; manchmal mahnte mich der Konservator zur Vorsicht, wenn ich die Blätter allzu eifrig umschlug, um sie einander zu vergleichen. Ich war erstaunt, daß der Künstler, der die ruhmreiche Nachtwache und die breiten Staalmeesters mit Farben geschaffen hatte, hier als ein ausgezeichneter Stecher erschien, also nicht nur mit der Kraft und der Leichtigkeit eines echten Pinselführers ausgestattet war, sondern Alles beherrschte, was die Nadel auf dem harten, glänzenden Kupfer hervorzubringen vermochte. Es war aber nicht diese außergewöhnliche Kunstfertigkeit, die mich so an die Radirungen fesselte; noch viel mehr wurde ich durch die erfinderische Vielseitigkeit der Vorstellungen, durch die wundervollen Beleuchtungen und die kindlich naiven Manieren, die er seinen Gestalten zu geben wußte, getroffen. Die biblischen Szenen werden in alt-amsterdamischer Weise dargestellt; aber welche Kunstfertigkeit bei der Vertheilung von Licht und Schatten und welche Phantasie in der Komposition! So wunderbar originell, so vollendet im Ausdruck war hier Alles, daß andere Bilder dagegen, mochten sie noch so kunstreich bearbeitet sein, die Schule und die Akademie verriethen. Hier waren herrliche Portraits, auffallend schöne Köpfe, oft von ihm selbst oder seinen Freunden. Aber wenn man das kleine Bild seiner Mutter gesehen hat, muß man die Mappe einen Augenblick zuschlagen und sich die Augen trocknen. Schöneres und mit solchem Gefühl Gestochenes giebt es nicht: die mütterliche Milde, das Wohlwollen und die Innigkeit des alten Frauchens blickt uns aus jedem Strich, aus jedem Häk-

chen der Nadel entgegen; jede Linie hat etwas zu bedeuten, kein Pünktchen hätte weggelassen werden können. Und dieses lebensvolle Portrait hat der vierundzwanzigjährige Rembrandt geschaffen! Ich schlage die Mappe wieder auf und sehe die reich bearbeiteten Bettler. Das sind Typen, nach denen er damals nur zu greifen hatte und die er so gern und so oft darstellte; man sollte sie eigentlich gar nicht arm nennen: so warm, so farbig hat sie der Meister ausgestattet. Dann kamen die Landschaften an die Reihe, die merkwürdigen Nacktstudien. Hier war ein ganzer Kosmos. Wenn ich dann, nachdem ich eine solche Mappe durchblättert hatte, wieder in die Stadt zurückkehrte, war mir, als ob ich allerlei Gestalten begegnete, die denen Rembrandts glichen. Vom Treppenhaus nach der Hoogstraat, dann durch die Sint Anthoniebreestraat und endlich in der Joodenbreestraat, wo ich damals, ein paar Schritte von dem Haus entfernt, in dem Rembrandt so viele Jahre lang geschaffen hat, wohnte: überall sah ich da wieder die malerische Menge, dieses geräuschvolle Leben, diese warmen jüdischen Gesichter mit ihren eisgrauen Bärten, die Frauen mit ihren fuchsrothen Haaren, die Karren voll von Fischen und Früchten und allerlei Waaren. Ueberall Rembrandt!

Es giebt aber noch eine dritte Aeußerung von Rembrandts Talent: seine Zeichnungen. Für einen jungen Maler, der nach Mitteln sucht, um seine Gedanken auszusprechen, waren diese Zeichnungen eben so räthselhaft wie ermuthigend. Da sie nicht so deutlich waren wie die Radirungen, dauerte es einige Zeit, ehe ich mich mit ihnen befreunden konnte; aber als ich begriffen hatte (was ich heute noch glaube), daß der Meister diese Zeichnungen nicht gemacht hatte, um sie mit zierlichen Linien zu umgeben und sie dann dem Publikum vorzuführen, da fühlte ich ihre wahre Tragweite. Meist warens Gefühlsäußerungen, mit denen er seinem phantasiereichen Gemüth zu Hilfe kommen wollte. Ohne jedes Nachdenken auf das Papier geworfen, aber von einer Hand, die bei jedem Zucken und bei jeder Erregung Meisterstücke schuf. Oberflächlich betrachtet, werden diese Zeichnungen durch allerlei Tintenflecke und harte dicke Striche, die wild und wunderlich durcheinander gingen, entstellt; betrachtet man sie aber gut, dann scheint Alles wohlberechnet und gefühlt.

So sah ich also diesen Rembrandt als den Mann, der mit seinem Pinsel, seiner Feder oder dem Grabstichel Alles darzustellen und vor die Phantasie zu zaubern vermochte. Vom Himmel und von der Erde, von den Helden der Geschichte und von den alltäglichen Menschen, von einem Stückchen des Thurms der Westerkirche wußte er eine schöne Zeichnung zu machen; Löwen und Elephanten wurden in der seltsamsten Weise wiedergegeben. Besonders seine nackten Frauengestalten sind deshalb so merkwürdig, weil bis jetzt kein Maler gewagt hatte, sie so darzustellen, wie sie im Atelier vor ihm standen. Rembrandt, bezaubert durch das Licht und die Gluth der Fleischfarbe, zauderte keinen Augenblick, sie so zu malen, wie er sie sah. Es war keine Venus, keine

Juno oder Diana; es war die Waschfrau seines Nachbars, die er entkleidete und in der Herrlichkeit ihres Fleisches wiedergab. Und seine Handschrift allein (ich meine die Manier, mit der er seine Schnörkel und Striche hinwarf) war an sich schon ein genußreicher Anblick, von dem man sich nur schwer trennen konnte. Und das Alles that er mit einer Leichtfertigkeit, mit einer Ausgelassenheit und mit einer Sicherheit, die den Gedanken an mühsames Studium, an irgendeine Anstrengung gar nicht aufkommen ließ.

Und wie denke ich jetzt über den Meister, nachdem so viele Jahrzehnte verstrichen sind? Wohlan denn, Leser: betrachte mit mir die gewaltigste Aeußerung von Rembrandts großartiger Malkunst, seine „Nachtwache".

Schon beim ersten Anblick werden wir sofort durch breite Bewegungen von Schatten und Licht getroffen, die wie Farbentöne durch die enorme Fläche der Leinwand singen. Dann kommen plötzlich zwei Männer auf uns zu, die aus der Gruppe nach vorn treten; der Eine ganz dunkel, der Andere ganz hell gekleidet. Das ist Rembrandt! Er wagt, schreiendes Licht gegen Dunkel zu stellen. Und um diesen Gegensatz von großen Linien harmonisch zu machen, ersinnt er Etwas: der linke Arm des dunklen Mannes ist ausgestreckt, als ob er mit der vorgehaltenen Hand Etwas behaupten will, und so wirft er mit seiner Hand einen großen sonnigen Schlagschatten auf seinen weißen Kameraden. Das Genie weiß sich zu helfen, wo gewöhnliche Menschen keinen Rath mehr wissen. Diese Männer sind offenbar mit einander im Gespräch; man sieht: sie sind die Anführer des ganzen Trupps. Da stand er jetzt, der große Meister, als Alles auf die Leinwand gebracht war, was darauf kommen mußte, — aber er schüttelte das Haupt. Nach seiner Meinung traten diese beiden Männer noch nicht so, wie sie sollten, in den Vordergrund. Dann nahm er noch einmal seine große Palette, seinen breitesten Pinsel tauchte er noch einmal tief in den Farbentopf: und die zwei vordersten Gestalten wurden noch einmal mit kräftigen Strichen behandelt. Hier mehr Tiefe, dort noch mehr Licht. So versuchte er Alles, um Dem, was in den Vordergrund zu kommen hatte, noch ein kräftigeres Relief zu geben. Und dann sah er, daß es gut war; und so ließ er es dann auch stehen. Vielleicht war die Aehnlichkeit seiner Auftraggeber etwas weniger sprechend, auch beklagte man sich bei ihm über Mangel an Ausführlichkeit; aber für ihn war die Hauptsache, daß die Figuren lebten und daß sie sich bewegten. Wie herrlich ist ihm Dies gelungen! Von den Federn ihrer Hüte an bis zu den Sohlen ihrer Schuhe, die beinahe den Rand des Gemäldes erreichen, ist Alles, als ob man es mit der Hand prüfen könnte. Die Köpfe sind voll Energie und Charakter, ihre Kleidung ist auf den Leib gegossen, der stählerne Halsberg, die Schärpe, die Stiefel des hellen Mannes sind von wunderbarer Malkraft; der dunkle mit dem rothen Wehrgehäng, mit dem Handschuh und dem Stock ist von einer Erfindungsgabe, die nur deshalb nicht auffällt, weil Alles so richtig, ein-

fach und natürlich ist. Ich kenne keine Darstellung, welche die Pracht und das Malerische jener Zeiten so stark ausdrückt wie die zwei Männer, die auf diesem Riesengemälde einherschreiten.

Wenden wir uns nun zu der rechten Seite, um den schwitzenden Trommler zu betrachten. Ein scheinbar pockennarbiges Gesicht unter dem Schatten eines verschlissenen Hutes, die echte Falstaff-Figur, die dicke Trunkenboldnase, der fettige Mund: Alles zeugt von der malerischen Bravour, die den Wagemuth des Meisters so besonders charakterisirt; man sehe nur, wie der Mann drauflostrommelt; als ob er jedem Beschauer sagen wolle, daß er eine der prächtigsten Figuren des berühmten Meisters sei, den man Rembrandt nennt. Ich begreife sehr gut, daß beim Anblick dieses Mannes, wie er vor uns webt und lebt, der beschränkte, quasi gelehrte und dumm-gewissenhafte Gérard de Lairesse in seinem großen Buch über die Malkunst (in dem Rembrandt der größte Farbenklekser genannt wird) ausrief: „Bei Rembrandt läuft die Farbe wie Dreck aufs Paneel!“ Genialität und philisterhaftes Knotenthum sind und bleiben geschworene Feinde.

Wenden wir uns jetzt nach der linken Seite des Gemäldes. Hier steht der durchgeistigte Landsknecht, ganz in Roth gekleidet. Ein Maler mit dem Hell- und Brauntalent brauchte nicht bang zu sein, einen Menschen von Kopf zu Fuß roth zu malen: er wußte, daß das Spiel von Hell und Dunkel ihm helfen würde. So liegt denn auch hier das Roth zum Theil im Schatten einer herrlichen Nuance und vereinigt sich trefflich mit den gräulich grauen Tönen der übrigen Figuren. Auch dieser rothe Mann ist in der eben beschriebenen Weise mit dem Pinsel behandelt worden; betrachtet man ihn gut, dann neigt man in den Glauben, Rembrandt habe diesen hervortretenden Mann mit einem vollen Pinselstrich von oben bis zu den Füßen hingeworfen. Wie fest ist die Behandlung der Hand, die das Gewehr ladet, wie forsch die Striche auf seinem rothen Hut, auf dem rothen Wams; wie kräftig, lebhaft, beweglich und reich steht er da!

In diesem wunderbaren Gemälde stoßen wir jeden Augenblick auf etwas Interessantes. Sprechend ist der Hellebardier, der vom Rande links rückwärts blickt, dann der Mann, der hinter dem Weißen sein Gewehr untersucht, und ganz herrlich wirkt der lachende, von dunklem Hintergrund sich abhebende Junge mit seinem grauen Hut. Der Kopf des Mannes, der mit seinem Arm auf Etwas zeigt, ist auch wieder von besonderer Farbe und Malweise; selbst der graue Pfeiler, gegen den sich der Kopf mit dem Helm abhebt, wirkt trefflich zum Gesammteindruck mit. Aber hier ist noch etwas Wunderbares: das fremdartige Mädchen, das sich zwischen all diesen Männern bewegt. Viele Kritiker und Kunsthistoriker haben sich den Kopf zerbrochen, um zu erfassen, was Dies eigentlich zu bedeuten habe, und gefragt, ob die Figur überhaupt hierher gehöre. Hätte Rembrandt sie gehört, denn würde er lächelnd geantwortet haben: „Seht Ihr denn nicht, daß ich dieses liebliche Kind hier brauchte, um gegen all die nach unten laufenden Linien

und dunklen Farben einen Kontrast zu schaffen?“ Der Mann mit der Fahne im Hintergrund, der weglaufende Hund: Alles unterstützt und hilft einander in Farben, Linien und Effekt. Auf diesem Gemälde verräth noch die winzigste Stelle ein ungemeines Malertalent. Hier gilt die Behauptung: Schneide nur ein kleines Stück aus einem Gemälde heraus und ich will Dir sagen, ob der Maler ein Künstler ist.

Und nun die „Staalmeesters“.

Hier schallt uns eine ganz andere Musik entgegen als aus den Tönen der „Nachtwache“. Still und vornehm ist Alles; hier herrscht allein die hohe Auffassung des menschlichen Antlitzes. Sie sitzen hier, diese altholländischen Männer, und berathschlagen, ihre Geschäftsbücher vor sich auf dem Tisch. Rembrandt hat uns ihre Köpfe mit so viel Leben verdeutlicht, daß sie im Laufe der Zeiten alte Bekannte geworden sind. Ja, alte Bekannte, die schon einige Hundert Jahre gelebt haben, ehe wir da waren. Wie lange schon kenne ich diesen Mann an der linken Seite mit seiner Hand auf dem Lehnstuhl, mit den grauen, feinen Haaren, die unter seinem hohen, spitzigen Hut von seiner breiten gerunzelten Stirn hervorquellen. Hier giebt die Farbe, sowohl im Licht wie im Schatten, ein Durcheinander von Fleischtönen, Zwischentönen von Grün und Roth, Grau und Gelb; hier ist eine Kunstleistung erreicht, vor der Einem der Verstand stillstehen könnte. Das Relief, das Hervorspringen aus dem Hintergrund ergreift uns wunderbar. Aber auch welches Modell! Wie sieht uns der Mann mit dem einfachen Blick aus den tiefen Augenhöhlen an: ein Unikum, wie es Rembrandt selbst niemals übertroffen hat. Auch alle anderen Köpfe, besonders der Mann, der sich nach vorn beugt, dieser wunderbar natürliche Zunftmeister, der vor dem Buch sitzt, und sein neben ihm sitzender Nachbar, bis zum fünften Kaufmann an der rechten Seite mit dem Diener hinter sich: Alles ist Männlichkeit, Reichthum und Leben. Der Hintergrund ist wieder eine Schöpfung, wie sie nur Rembrandts feines Gefühl für Linien hervorzubringen wußte. Die Wand und das Getäfel umgeben diese Komposition, als ob sichs von selbst verstünde und als ob es auch in einer Wirklichkeit so gewesen wäre. Und doch wird dieser geniale Kunstgriff noch durch die Herrlichkeit in dem warmen Kolorit des rothen Tischtuchs übertroffen, das dem ganzen Gemälde einen tieferen, dunkleren Ton verleiht. Ob über dieses Gemälde nach seiner Vollendung von den Zeitgenossen viel gesprochen und geschrieben worden ist, weiß ich nicht; aber uns sind diese Männerköpfe das Höchste, was die Malkunst erreichen kann. In Madrid, wo mich die Gemälde von Velazquez bezauberten, machte ich mit Bekannten einen Spazirgang durch die Straßen und über die Plätze der Stadt; an einem Gebäude sahen wir einen großen, vielfarbigen Anschlagzettel, auf dem vermerkt war, daß hier eine Ausstellung von Bildern moderner spanischer Künstler war. Neugierig traten wir ein und sahen viel Schönes und Gutes; aber plötzlich standen wir, wie aus Spanien weggeblasen, vor drei Köpfen aus den Staalmeesters, die ein spanischer Maler in Amster-

dam kopirt hatte. War es Chauvinismus, war es Ueberzeugung? Diese Kopien redeten zu uns aus einem Geist größerer Einfachheit, großartigerer Auffassung der Natur und der Menschenwürde als Alles, was wir im Prado bewundert hatten. Ja, dieses Gemälde erschlägt sogar die altholländischen Kunstbrüder: der tüchtige Van der Helst wird neben ihm oberflächlich, der prächtige Frans Hals skizzenhaft und durchsichtig; denn so viel Genialität, so viel Relief bei solcher Natürlichkeit der Haltung und Geberden wird nicht mehr gefunden. Und der Mann, der dieses Wunderwerk schuf, war damals ein armer Bürger, der in einem dunklen Winkel der Stadt Amsterdam wohnte.

Rembrandt steht in unseren Tagen im Zenith seines Ruhmes. Gold hat neben seinen Meisterstücken keinen Werth mehr; um das Unbedeutendste davon zu besitzen, opfert man Hände voll Gold, man durchreist nach ihm die Welt und die Kritik, die sich lange Jahre hören ließ, ist jetzt verstummt. Merkwürdig ist, daß keine der allgemein anerkannten Größen der Malkunst im Lauf der Zeiten der Gegenstand so vieler Kritik gewesen ist wie das Werk Rembrandts. Und dennoch, was man auch über die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung und die Uebertriebenheit des dunklen Hintergrundes gesagt hat, bleibt die „Nachtwache“ noch stets, wie die Engländer sie nennen, das Wunder der Welt. Schon als Rembrandt lebte, gab es Leute genug, die ihm übel nahmen, daß er nicht bei der Antike und bei den Italienern in die Schule gegangen war und daß er die Natur so malte, wie er sie wirklich zu sehen glaubte. Uns dünkt Dies befremdend; aber es ist wahr. Schon während der letzten Lebensjahre Rembrandts war man mit den alten holländischen Begriffen in Kunst und Literatur nicht mehr zufrieden; und jetzt noch lese ich mit Widerwillen, wie man die Namen latinisirte und in holländischen poetischen Werken über griechische Götter und mythologische Figuren sprach, die zu unserem holländischen Himmel so schlecht passen. Aber zum Glück hat sich Rembrandt stark genug gefühlt, um unbeirrt seinen eigenen Weg zu gehen, und die Zeit liegt hinter uns, in der man von den kunstgefährlichen Theorien sprach, die seinen Gemälden anhaften sollten. Das ist vorbei. Heute fühlen und wissen wir, daß die vermeintlichen Schwächen und Uebertreibungen aus der Eigenart eines außerordentlichen Menschen stammten, und wir möchten sie nicht entbehren, weil wir dann befürchten müßten, ein unvollständiges Bild der Persönlichkeit vor uns zu haben, von der jede Lebensäußerung unser Interesse erregt.

Ich schließe.... Aber (wie so manches Mädchen an den Liebsten schreibt) ich höre nur mit der Feder auf, nicht mit dem Herzen. Ich denke an das Portrait von „Jan Six“, dieses seltene Juwel, ich denke an den Louvre, an Cassel, an Braunschweig und an manches Andere. Genug. Ich wollte in diesen Zeilen dem Leser nur sagen, wie ich mir Rembrandt stets vorgestellt habe: als das Ideal des Künstlers, frei und genial in Allem, was er that, eine Gestalt, in der sich die Größe unseres alten niederländischen Gemeinwesens spiegelt.

Amsterdam. Joseph Israels.

Aktienwillkür.

Daß die Kieler Woche auch dem Aktiensport einen Sieg brachte, ist wenig bemerkt, aber von den Betroffenen angenehm empfunden worden. Im kieler Hotel Continental kams zum Endspurt im Rennen zwischen Stamm- und Vorzugsaktionären der Howaldtwerke, die in den Bann einer Majorität von unbeschränktem Machtbewußtsein gerathen waren. Die Howaldtwerke hatten mit gewissen Schwierigkeiten in der Erhaltung des Gleichgewichtes zu kämpfen. Eine Millionenforderung an die russische Marine mußte, als ein untilgbarer Schönheitfehler, durch fünf Bilanzen geschleppt werden. Vor Jahr und Tag versuchte die Gesellschaft eine Sanirung: sie gab drei Millionen Mark Vorzugaktien aus. Diese Transaktion schuf eine neue Macht. Eine Tochtergesellschaft der bekannten schweizerischen Firma Brown Boveri & Co. übernahm die mit doppeltem Stimmrecht ausgestatteten Prioritäten und degradirte damit die Stammaktionäre, die nur fünftausend Stimmen hatten. Die Gruppe der Majorität, zu der auch die Deutsche Bank, als Kreditgeberin der Howaldtwerke, gehört, hatte ein mehrfach begründetes Interesse an der kieler Werft. Die Besitzerin der Vorzugaktien, die Gesellschaft „Turbinia", sah in den Howaldtwerken einen wichtigen Abnehmer und wollte ihn ganz in ihre Hände bekommen. So wurde den Stammaktien Fehde angesagt. Die Kriegserklärung erschien in der Gestalt eines Reorganisationplanes; der Minderheit wurde zugemuthet, sich mit einer Zusammenlegung ihrer Aktien von 5:2 einverstanden zu erklären. Dafür sollte sie zum Bezug der neuen Vorzugaktien berechtigt werden. Die Mehrheit wollte kein materielles Opfer bringen. Um dieser artigen Zumuthung nachzuhelfen, wurde mit Konkurs oder Liquidation gedroht. Von der Deutschen Bank nebenbei noch mit der Entziehung des Kredites. Zuerst war bestritten worden, daß den Werken Geld fehle; die Dringlichkeit, mit der die Reorganisation empfohlen wurde, war also merkwürdig. Die Minorität blieb standhaft. Sie lehnte die Bewilligung neuen Geldes nicht grundsätzlich ab, verlangte aber, daß die Transaktion in einer Form durchgeführt werde, die sie für immer vor der Gefahr neuer Majorisirung schütze. Am Tag der Entscheidung standen die Gegner einander zunächst in schroffer Unversöhnlichkeit gegenüber. Da brachte, wie es oft im Augenblick höchster Spannung geschieht, ein Zufall die Lösung. Ein Vertreter der Majorität, der im Aufsichtrath der Gesellschaft saß, ließ sich in der Erregung ein paar unvorsichtige Worte über die Bilanzen der Howaldtwerke entschlüpfen. Ein Führer der Gegenpartei nagelte den Redner sofort fest und drohte mit einem Regreßprozeß. Nun konnte man verhandeln und die Verständigung vorbereiten, die mit der endgiltigen Preisgabe von 1¾ Millionen durch die Majorität besiegelt wurde. So theuer war wohl selten ein unbedachtes Wort. Die Minderheit hatte gesiegt: und nun wich plötzlich auch der Wolkenschleier, der vorher die Zukunft so düster erscheinen ließ. Jetzt gabs eine Fülle von

Aufträgen und ansehnliche Dividendenchancen. Vor der Entscheidung war davon nicht die Rede gewesen; da schien der Himmel umdüstert.

Daß durch zähe Konsequenz und genaue Kenntniß der Verhältnisse eine Gruppe von Aktionären sich durchgesetzt hat, ist erfreulich; schlimm aber, daß nur ein Zufall, nicht die rückhaltlose Kritik allein, der besseren Sache zum Sieg verhalf. So gering sind die Garantien, die das geschriebene Aktienrecht gegen Willkür bietet. Neu ist diese Entdeckung gewiß nicht; sie drängt sich dem Blick immer wieder auf. Die Beseitigung des Uebels ist deshalb so schwierig, weil die „Facilitäten", die der Aktie anhaften, alle möglichen Spielarten zeigen: heute treiben sie die Majorität in Uebermuth und morgen locken sie die Minderheit oder die Verwaltung in bedenkliche Maßregeln. Der Normalfall ist durch das natürliche Uebergewicht der Mehrzahl gegeben. Aber nicht jede Minorität, die das letzte Wort behält, hat Recht; in der Schwäche liegt noch keine ausreichende Rechtfertigung. Das Angebot der Gewerkschaft Konstantin auf eine Zeche der Bochumer Bergwerkgesellschaft wurde von einer Minorität abgelehnt, obwohl die bochumer Verwaltung für die Annahme eingetreten war. Ueber die Details des Geschäftes sprach ich hier schon. Die Bochumer Bergwerkgesellschaft hat eine zwanzigjährige, durch keine Dividende belastete Vergangenheit hinter sich. Und die Zukunft birgt kaum freundlichere Möglichkeiten, da die bochumer Gesellschaft, die eine Reine Zeche betreibt, zum Stiefkind des Schicksals ausersehen scheint. Das Anerbieten von Konstantin verhieß eine sichere Rente von 3⅓ Prozent; und trotzdem lehnte es die Generalversammlung mit der gesetzlich vorgeschriebenen Mindestzahl von Stimmen ab. Die Opponenten glaubten, man könne von Konstantin einen höheren Preis erreichen; obwohl die Gewerkschaft erklärt hatte, daß sie um keinen Pfennig über ihr Gebot hinausgehen werde. Ob hinter den Coulissen Etwas vorgegangen war? Jedenfalls wirkte, nachdem die Fusion der beiden Zechen die Börse Wochen lang beschäftigt hatte, der Schluß wie eine beabsichtigte Verhöhnung. Und die schwächere Gruppe der Aktionäre hat die volle Verantwortung für das Schicksal der Gesellschaft zu tragen. Unerklärlich ist, daß der Diskontogesellschaft, die zu der Bochumerin die selben Beziehungen hat wie zur Dortmunder Union, nicht gelang, die Transaktion zu sichern. Die Leute der Großbank sind doch sonst in den Künsten der Regie nicht schlecht beschlagen. Wir haben aber mehr als einmal erlebt, daß gerade sie in der Beurtheilung der ihnen affiliirten Gesellschaften irren. Irren wollten? Das darf man natürlich nicht sagen.

Jüngst ärgerte sich die Börse an der Otavigesellschaft. Die Dividende, hatte man gedacht, wird nicht hinter den 11 Prozent des vorigen Jahres zurückbleiben. Anfragen bei der Diskontogesellschaft brachten keine Gewißheit, ließen aber auch nicht den leisesten Verdacht einer Verschlechterung zu. In der letzten Juniwoche war die Außerordentliche Generalversammlung, die über die Rückzahlung auf die Antheile und die (nach der Uebernahme der Bahn durch das Reich nothwendig

gewordenen) Statutenänderungen zu beschließen hatte. Da erklärte der Vorsitzende, die Dividende werde wahrscheinlich 1 bis 1½ Prozent niedriger sein als im Jahr 1909. Das Geschäftsjahr der Gesellschaft schließt mit dem März; und drei Monate nach dem Bilanztag war bei der Diskontogesellschaft noch nichts Sicheres über die Dividende zu erfahren. Wohl aber waren vorher Otaviantheile von hamburger „Kennern“ verkauft worden. Sonderbare Vorahnungen, die immer das Richtige treffen! Die Leute, die das Glück haben, zu den Eingeweihten zu gehören, können sich auf Kosten des bloßen Stimmviehs alle üblen Erfahrungen ersparen. Die Verkäufer der Otavipapiere wußten natürlich von dem zu erwartenden Dividendenrückgang; aber die „betheiligte“ Bank war ahnunglos und die Mitwelt gelangte erst in den Besitz des Geheimnisses, als die bevorzugte Klasse sich erleichtert hatte. Solche Erfahrungen fördern die Achtung vor der „Aktienwahrheit“.

Doch giebt es auch Gesellschaften, die eine krankhafte Sehnsucht nach der Oeffentlichkeit haben. Ihnen ist nicht wohl, wenn sie nicht in der Diskussion sind. Denn aus Nachrichten ergeben sich Berichtigungen; und aus Berichtigungen kann man leicht wieder neue Nachrichten machen. Die Kyffhäuserhütte in Artern war bis ins Jahr 1905 eine bescheidene Provinzialin mit 400000 Mark Aktienkapital. Die Dividenden kletterten in die Höhe und erreichten mit 60 Prozent den Gipfel. Nun kam die Hybris, die den Wunsch gebar, die Aktien mit der Blüthe der Kultur zusammenzubringen. Das Kapital wurde auf die für Berlin vorgeschriebene Million erhöht und durch die Dresdener Bank zu 312½ in die berliner Börse eingeführt. Das erste Jahr schloß mit einem Dividendenrutsch von 20 auf 13. Dann kam ein Jahr ohne Dividende. In den letzten zwei Jahren ging es wieder aufwärts. Anfang Mai 1910 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals (um 1 Million) auf 2½ Millionen beschlossen. In der Generalversammlung sagte die Direktion, daß die Mehrumsätze in den ersten vier Monaten recht beträchtlich gewesen, die Aussichten ins neue Jahr also gut seien. Nach dieser Erklärung kletterte der Kurs langsam in die Höhe. Ohne besonderen Elan; man hatte, selbst bei strenger Kritik, keinen Anlaß, die Bewegung als „Kurstreiberei“ zu bezeichnen. Die Direktion der Kyffhäuserhütte scheint aber von ungemein feinem Sittlichkeitgefühl erfüllt zu sein; denn sie richtete an ein Mitglied ihres Aufsichtrathes einen Brief, der sagte, die Bewegung in den Aktien der Gesellschaft sei mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklang und die Verwaltung müsse, wenn die „Kurstreiberei“ weitergehe, eine offizielle Warnung vor zu hoch steigenden Hoffnungen erlassen. Zwischen dem Datum dieses Briefes und dem Tag der Generalversammlung lag ein Zeitraum von sechs Wochen. Wer trug die Schuld an der „Kurstreiberei“ (wenn wirklich von einer gesprochen werden konnte)? Die Verwaltung. Wer warnt vor zu kühnen Hoffnungen? Die Verwaltung. Und der Brief an das Aufsichtrathsmitglied sollte natürlich nicht verborgen bleiben.

Die Aktie müßte, nach der Begriffsbestimmung des Strafgesetz-

buches, unter die Bezeichnung „gefährliches Werkzeug“ fallen. Die Körperverletzungen, die dieses Werkzeug bewirkt, sind meist schwere, nicht selten solche mit tötlichem Ausgang. Manchmal freilich steht Einer von den Toten wieder auf. Ein Wiedergeborener dieser Art scheint Adolf C. Eberbach zu sein, dem die Kommerz- und Diskontobank einst den Rest gab. Er ist jetzt Mitinhaber des Excelsiorhotels und führt einen Prozeß gegen die Kommerzbank, die ihm den Schaden ersetzen soll. Er behauptet, die Bank habe ohne Berechtigung die ihr von Eberbach ins Depot gegebenen Aktien des Kaiserhofes verkauft und dadurch seinen Bankerot herbeigeführt. Für die Kommerzbank ist es nicht angenehm, in einen langwierigen Prozeß verwickelt zu werden, dessen einzelne Phasen die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigen. So besteht die Möglichkeit eines Ausgleiches. Daß die Bank die Episode Eberbach vergessen möchte, zeigt ein Vorgang, der sich neulich im Bereich des Admiralsgartenbades abspielte. Die Kommerzbank präsentirte drei ihrer Herren für den Aufsichtrath der Gesellschaft, um, ohne die Gefahr des Widerspruches, das Schicksal des Unternehmens bestimmen zu können. Das heißt: Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft soll liquidirt werden. Damit wäre das Ziel erreicht, dem auch Eberbach zustrebte. Die vorgeschlagenen Wahlen zum Aufsichtrath wurden genehmigt. Der letzte Akt des Dramas steht also fest; und man darf sich nun auf das Satyrspiel freuen. Daß in diesem Nachspiel Eberbach eine Rolle haben wird, ist ziemlich sicher. Die scheinbar tollsten Pläne finden, wenn sie von der Sensation zur nüchternen Rechnungsache herabgedrückt sind, schließlich den ihnen nöthigen Boden in der Wirklichkeit. Die Aktie, mit ihrer Anpassungfähigkeit und beträchtlichen Produktivität, verführt leicht zu Extratouren in die Vierte Dimension. Sie hat aber auch die Kraft der Selbstheilung in sich und kann den Rahmen, in dem sie gedeihen möchte, je nach dem Bedürfniß weiten und verengen. Sie ärgert oft; doch man hat noch nichts Besseres. Ladon.

❦

Encyklisches.

Verehrter Herr Harden, der Katholik, der in einer Zuschrift an Sie einige Einwendungen gegen meinen Borromaeusartikel macht, verdient eine Antwort. Er versichert, daß er sich keiner Heuchelei bewußt sei, wenn er als gläubiger Katholik „auf gutem Fuß mit seinen Mitmenschen anderer Konfession lebt“. Das glaube ich ihm gern; die Unvereinbarkeit der praktisch geübten Verträglichkeit mit der vom Dogma geforderten grundsätzlichen Intoleranz wird eben nur bei schärferem Nachdenken klar, das nicht Jedermanns Sache ist. In gutem Glauben eignet er sich auch die alte Ausflucht der Vertheidiger der Unfehl-

barkeitlehre an: die Unfehlbarkeit sei bei der Borromaeus-Encyklika nicht engagirt, weil der Papst ja nur unfehlbar sei, wenn er in Sachen des Glaubens und der Sitten ex cathedra eine Entscheidung ausspreche. Den Russen sagt man nach (obs wahr ist, weiß ich nicht), daß sie ihrem Popen, wenn sie ihn durchprügeln wollen, vorher den geistlichen Rock ausziehen; dem Rocke gilt, neben den Heiligenbildern, ihre Ehrfurcht, nicht dem Manne. Der homo europaeus jedoch ist kein Fetischanbeter. Er glaubt nicht, daß die cathedra Petri durch den Mund des auf ihr Sitzenden göttliche Orakel verkünde. Nur mit der Person des Papstes hat er zu thun, nicht mit einem Möbel von Holz oder Marmor. Er glaubt entweder, daß der Mensch Pius X. das Werkzeug des Heiligen Geistes zur Belehrung der Christenheit sei, oder er glaubt es nicht. Glaubt ers, so hält er jedes die Religion betreffende Wort, das aus des Papstes Munde kommt, für lautere Wahrheit; und er suspendirt sein Urtheil nicht, bis die Theologen ausgemacht haben werden, ob der Ausspruch eine Entscheidung ex cathedra sei. Das Urtheil der Theologen ist ja auch gar nicht maßgebend, denn nicht ihnen, sondern dem Papste spricht das Dogma die Unfehlbarkeit zu; nur der Papst selbst also wäre befugt, zu entscheiden, ob der streitige Ausspruch ein Kathedralspruch war; und bejahte er die Frage, so müßten die Theologen dann wieder von vorn anfangen, darüber zu streiten, ob diese letzte Entscheidung eine Kathedralentscheidung sei. Eine solche, meint Ihr zorniger Briefschreiber, komme hier schon darum nicht in Betracht, weil ja der Papst nur die Personen der Reformatoren be- und verurtheile. Nein. In der Encyklika heißt es: Diese stolzen und widerspenstigen Menschen „nannten den rebellischen Wirrwar und die Verkehrung des Glaubens und der Sitten Erneuerung, sich selbst aber Wiederhersteller der alten Kirchenzucht. In Wahrheit aber waren sie Verderber". Die Frage, ob die von Luther, Zwingli und Calvin geschaffenen Einrichtungen eine Verbesserung oder eine Verderbniß der Kirche bedeuten, scheint mir denn doch eine so eminent religiöse, den Glauben und die Sitten betreffende zu sein, daß daneben die Bedeutung der meisten dogmatischen Definitionen, die in Rom gefunden werden, zusammenschrumpft. Das Citat aus der Encyklika ist der Schrift entnommen: „Der Heilige Karl Borromaeus und das Rundschreiben Pius des Zehnten. Zur Aufklärung des katholischen Volkes von Clericus Rhenanus." (Mainz, Kirchheim & Co.) Der Verfasser hat sich durch mein Lob der Borromaeusbiographie von Hepp veranlaßt gesehen, sie abzudrucken; dem Abdruck hat er Betrachtungen über den Sturm, den die Encyklika entfesselt hat, voran- und nachgeschickt und in diese Betrachtungen einzelne Stellen des päpstlichen Rundschreibens eingeflochten, darunter auch die über die Reformation. Die Brochure athmet Friedensliebe; daß sie die verhängnißvolle Stelle als harmlos zu charakterisiren versucht und die Katholische Kirche mit der Hierarchie identifizirt, versteht sich bei der Rechtgläubigkeit des Verfassers von selbst.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Juli 1910.

Die Jungfernschule.

Pfarrer Hofinger, der in der bamberger Höheren Mädchenschule Religion lehrte, hat noch nicht sechzehnjährigen Schülerinnen das Aufsatzthema gestellt: „Ein Mädchen, das seine Geschlechtsunschuld verloren hat, ist durch brieflichen Zuspruch vom Selbstmordplan abzubringen.“ Ein geärgerter Vater oder Vormund hat das Thema ans Licht gezogen. Und in Alldeutschland entstand darob ein sittsames Gelärm. Zwar konnte die feinste Schnuppernase dem Priester, der seiner Klasse diese Aufgabe zugemuthet hatte, nichts Unheiliges anriechen. Des Pfarrers Leben war fleckfos und er hatte in der Schule nie ein keuschen Ohren unleidliches Wort gesprochen. Doch die günstige Gelegenheit durfte nicht versäumt werden. „Diese Pfaffen! Da habt Ihr sie in Lebensgröße. Nichts Anderes im Sinn als die Verdummung der Männer und die Verderbung der Weiber. Ganz natürlich. Sie wollen herrschen; und könnens am Besten, wenn sie über blödem Rindvieh und Ewig-Läufischem in ihrer Kuttenpracht thronen. Daß sie nun aber gar, im hellen Licht des zwanzigsten Jahrhunderts, im Sonnensäkulum Zeppelins und Dernburgs, wagen dürfen, unsere Kinder zu vergiften, zeigt, wie herrlich weit wirs, im Zeichen des schwarzblauen Blockes, gebracht haben.“ So ungefähr war die Tonart. Wie lange noch hört sie der Deutsche geduldig? Elf Jahre vor seinem Tod sprach Goethe, der sich Jahrzehnte lang als „decidirten Nichtchristen“ gefühlt hatte: „Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die

Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen So oder So im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." Die Versöhnung alten Glaubens mit neuem ist nicht Ereigniß geworden. Das Christenthum der Gesinnung und That die Rarität geblieben, die es 1832 war. Wollen wir aber heute noch leugnen, daß die Kultur den Päpsten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke gewesen? Als sei der Cölibat, die Erfindung feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Jeder Jesuit ein Schleicher und Wicht? Roms Priesterschaft, weil von Tausenden da und dort Einer in schwerem Erleben gestrauchelt ist, nur des Spottes oder des Hasses werth? Ist Das die „edle Entwickelung, in der wir Protestanten voranschreiten?" Widriger Zank ists; fruchtloses Mühen, das uns nicht um Fußbreite vorwärts bringt. Das schwarze Heer kämpft, ohne nach Gelderwerb und trägem Behagen zu gieren, auf seine besondere Weise doch für das Heil der Nächsten und Fernsten. Auch wer den Römerglauben nicht mitglaubt, dürfte ihm nicht Achtung versagen. Lasset drum die Pfaffenfreßsucht aus dem Spiel. Im Bayerischen Landtag wurde der Kultusminister wegen des „unerhörten Vorganges" von dem Abgeordneten Müller (der im Reichstag Meiningen, in Bayern Hof vertritt) interpellirt. Er tadelte den Mißgriff des Pfarrers; sagte dann aber: „Herr Dr. Müller hat eigentlich keinen rechten Grund, die Sache zu beanstanden; mit seinen Parteigenossen ist er ja für die weitestgehende sexuelle Aufklärung." Auf diese witzige und wirksame Abwehr kam die Antwort: „Ich lehne es namens meiner politischen Freunde mit aller Schärfe ab, uns für die ekelhafte Phantasie eines solchen sogenannten

Religionlehrers verantwortlich machen zu lassen. Das ist keine sexuelle Aufklärung. Das ist einfach eine sexuelle Beschmutzung des jungfräulichen Gemüthes." Wer so redet, ist heute in Deutschland lauten Beifalls sicher. Wenn Herr Müller über die „Phantasie" des Pfarrers Etwas wußte, hatte er die Anstandspflicht, es zu sagen; wenn er nichts weiß und den wehrlosen Mann dennoch, im Panzer des unantastbaren Abgeordneten, verdächtigt, ist er ein Mensch, dem Anstand und Pflichtgefühl fehlt. Vor vier Monaten hat Professor Naecke, der Leiter einer staatlichen Anstalt, hier über sexuelle Aufklärung gesprochen. Die als Arzt gesammelte Erfahrung hat ihn zu dem Postulat geführt: „Mit der sexuellen Aufklärung kann man bis etwa zum zwölften Jahr warten; aber nicht länger." Er räth, die Mädchen schon vor dem Eintritt der ersten Periode aufzuklären, damit nervöse nicht zu sehr erschrecken. „Die Sache der Mutter und der Schule ist es, die Mädchen vor unüberlegten Liebschaften und vor den Praktiken der Männerwelt zu warnen und die Gefahren des Tanzsaales und ähnlicher Orte zu schildern. Die größte Gefahr der Unkenntniß liegt bei erwachsenen Mädchen natürlich in der großen Leichtigkeit einer Verführung mit oder ohne Folgen. Das Mädchen weiß nicht, um was es sich handelt, und läßt sich, wenn es den Mann liebt und wenn gar die Sinne und Gedanken durch Tanz und Alkohol gereizt sind, leicht zu einem Fehltritt verleiten. In den Schullesebüchern müßte man auch sexuelle Dinge kurz berühren und namentlich die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und der Schwangerschaft skizziren, um das Verantwortlichkeitgefühl zu heben. Man muß die kindliche Neugier befriedigen, ohne Lüsternheit zu erzeugen, muß streben, der Sache den rechten Ernst entgegenbringen zu lassen und zu weiterem Nachdenken über Menschheitprobleme anzuregen." So spricht der Arzt. Er will Zwölfjährige über das Geschlechtsleben, dessen Organe und Krankheiten aufklären. Selbst Einer, der den Duft der Dinge nicht gern so früh zerflattern sähe, wird diesen Arzt nicht schelten. Dem Priester aber, der fünzehnjährigen Mädchen den Ernst des Geschlechtsproblemes aufzwingt, darf jeder Dutzendmüller eine „ekelhafte Phantasie" und schmutzige Absicht nachsagen. Wird durch die Vorstellung, ein verführtes Mädchen sehe nur im Selbstmord noch die Möglichkeit einer Rettung aus zerstörtem Leben, etwa Lüsternheit erzeugt? Der Wille zur Nachfolge auf einen Weg, der in so bittere Qual, in solche Ver-

zweiflung führt? Nicht sehr wahrscheinlich, wird Manchen dünken. Doch der Erzbischof von Bamberg hat den Pfarrer Hofinger dem Lehramt enthoben und in ein unterfränkisches Dorf versetzt. Und die Centrumsmänner sogar, die den Pfarrer aus Erbarmen vertheidigt haben, finden ihn eines argen Taktfehlers schuldig.

Ist ers wirklich? Hat der Mann so harten Tadel verdient?

Dann kehren wir in die Gedankenwelt des sechzehnten Jahrhunderts zurück und sind auch da dem Dogmengebäude Roms näher als der Trutzfestung des Protestantismus. Ein kaum noch den Fachgelehrten und Sammlern bekanntes Buch mags hier beweisen. Der Titel ist lang: „Livre de l'institution de la femme chrestienne, tant en son enfance que mariage et viduité, aussi de l'office du mary. Naguères composez en latin par Jehan Loys Vivès et nouvellement traduictz en langue françoise par Pierre de Changy, escuyer." Das Vorwort schließt mit den Sätzen: „Mein Buch widme ich Dir, die Du Jungfrau, Eheweib, Witib, Himmelsbraut warest und in jedem Stand so weislich und tugendsam Dich selbst beherrscht hast, daß Du allen Anderen Vorbild und Muster sein kannst. Wohl weiß ich, daß Du lieber die Tugend als Dich selbst preisen hörst: doch das Lob der Tugend ehrt insbesondere auch Den, der in ihr gewohnet hat. Deine Töchter, Maria, werden meine Mahnungen lesen; Alle, die Dir an Sittenreine ähnlich werden und lernen oder fortfahren wollen, ein gutes Leben zu führen." Die Mutter soll das Kind nähren; kann sies nicht, so ist höchste Vorsicht geboten. „Quintilian räth, auf das Gerede der Ammen zu achten; ist es lasterhaft, so ist die Spur schwer aus dem Herzen der Kinder wegzuwischen. Auch an einem Topf, sagt man, haftet lange ja der Ruch des ersten schlechten Saftes, der ihn genäßt hat. Für Mädchen ist die Gefahr, sich an häßliche oder eitle Dinge zu gewöhnen, noch viel größer als für Knaben: ihr Sinn ist ja weich, auch bleiben sie ins Haus gebannt und legen deshalb Fehler, die ihrer zarten Jugend eingeprägt wurden, nicht leicht ab. Drum sagt der Heilige Hieronymus, man müsse sich vor leichtsinnigen, schwatzhaften oder gar lüderlichen Ammen hüten." Alle erregenden, indezenten, wilden Spiele muß das kleine Mädchen meiden; nie darf ein unreines Wort ihr Ohr ans Gemeine gewöhnen. Und die Heranwachsende soll nie mit Knaben oder Jünglingen allein sein: damit sie nicht die Gewohnheit lerne, sich mit Männern zu ergötzen. „Schädlich wie die Pest ist die Meinung Derer, die wünschen, daß die Mäd-

chen wissen, was gut und was bös ist, und die ihre einbildnerischen Kräfte erregen, weil sie (so meinen Jene) dann eher die Tugend wählen und das Laster meiden werden. Daß es aber besser ist, nichts vom Bösen zu wissen, lehrt das Beispiel unserer Ureltern, die, nicht zufrieden mit dem Guten, was Gott sie gelehrt hatte, in der Sucht nach Erkenntniß des Bösen die Frucht vom Baume des Lebens brachen." Was soll das Mädchen lernen? „Ich kann Die nicht loben, die Affenliebe treibt, ihren Kindern alle Arbeit zu ersparen; sie wähnen, damit das körperliche Wohl der Kinder zu mehren, und mindern es doch nur. Müßiggang verleitet zu allerlei Lastern; gerade den Mädchen ist leichte Arbeit gut und bewahrt sie vor schlimmem Uebel. Das Mädchen soll beten und die Zehn Gebote kennen lernen, bevor mans tanzen und singen lehrt; auch ist es zum Nähen, Spinnen und zu jeglicher leichten Hausarbeit anzuhalten und ihm üppige Speise zu weigern: dann erwacht seine Neugier nicht. Lesen ist gut und ich kann dazu rathen; doch die vom Lesen Gelangweilte darf nicht bis gen Abend die Hände in den Schoß legen. Die Edlen Roms schätzten unter allen vornehmen Damen Lucretia am Höchsten, weil sie öfter als alle anderen bei häuslicher Arbeit gesehen ward. Eine Mädchenhand, die in der Küche das Fleisch bereitet hat, dünkt mich sauberer als eine, die sich dem Tänzer entgegenstreckt oder gar Karten und Würfel hält." Gute Bücher sind nützlich. „Wer die alte Zeit durchforscht, wird selten eine gebildete Frau von unzüchtigem Wandel finden, hundert aber, die nichts gelernt haben und durch die Bereitschaft, leichtfertiger Rede zu lauschen, ins Verderben geriethen. Cornelia, die Mutter der Gracchen und selbst ein Muster der Keuschheit, gab ihren Kindern, was an Wissen und Bildung des Geistes erreichbar war. Der weise Kanzler Thomas Morus wollte, daß seine Töchter nicht nur rein, sondern auch gebildet seien: weil nur tüchtige Kenntniß ihnen ermögliche, standhaft auf dem Pfad der Tugend zu beharren. Pallas Athene und die Musen duldeten in ihrem Dienst nur der Wissenschaft zugewandte Jungfrauen. Das Herz, das Weisheit zu erwerben strebt, wird alle Lüderlichkeit hassen und sich den leichtsinnigen und wollüstigen Gedanken verschließen, in deren Bereich die ausgelassenen, dem Tanz und wilden Spiel ergebenen Mädchen leben. Nie, sagt Plutarch, wird der mit ernstem Studium beschäftigte Geist eines Weibes nach Tanzvergnügen trachten. Freilich muß dieses Studium echter Weisheit dienen; muß

sein Zweck stets bleiben, ein gutes, streng katholisches Leben zu lehren. Beredsamkeit ist der Frau nicht so wichtig wie Wahrhaftigkeit und Keuschheit. Will sie, um sich, ohne Müßiggang, zu erholen, einmal schreiben, so dürfens nicht häßliche Lieder und schmutzige Verse sein, sondern Stücke aus der Heiligen Schrift, Sprüche frommer Philosophen oder löbliche Geschichten, die das Menschenherz läutern. Im Kreis kluger Männer soll die Frau schweigen und sich so unsichtbar wie möglich machen; um zu lernen, muß sie, mit schamhaft gesenktem Blick, lauschen. Wenn sie Etwas nicht versteht, mag sie zu Haus dann den Eheherrn fragen. Die Christin darf nur lesen, was zu Gottesfurcht erzieht. Liest sie Geschichten von Liebe und Schlachten, saugt sie aus der Erzählung von den verliebten Händeln Anderer das Gift der Wollust, so wäre ihr besser, sie hätte nie lesen gelernt. Unnützliche oder gar schlüpfrige Bücher sollte Niemand in seinem Haus dulden. Lancelot vom See, der Roman der Rose, Tristan, Fierabras, Merlin, Florimond, Melusine, die höchst widerwärtigen Facetien des Poggio: solche und ähnliche von müßigen, unsauberen, lasterhaften Menschen verfaßte Bücher sind zu verpönen. Welcher Nutzen, welche Freude kann aus so tollen und wirren Lügen sprießen? Mädchen und Frauen müssen die Nähe solcher Bücher ängstlicher scheuen als den Biß der Schlangen und Skorpione; das Gift, das diesem Papier anklebt, tötet ihre Sittsamkeit und darf drum die Hand Einer, die in Züchten leben will, niemals berühren. Eine rechte Christin liest nur fromme Schriften; erbaut sich an Sonn- und Feiertagen, auch wohl am Alltag, wenn sie mit der Hausarbeit fertig ist, an dem Werk heiliger, ernster Männer und läßt von ihnen den Geist himmelwärts wenden. Kein unreiner Wunsch darf sie je streifen. Was nützt der sauberste Leib, wenn das Herz befleckt ist und nach Männerliebe lechzt? Nicht in der Christenheit nur: auch bei Denen, die ohne Glauben und Gesetz sind, stand Jungfräulichkeit immer hoch in Ehren. Nur Jungfrauen durften im römischen Tempel der Vesta dienen; und wurden, ihrer Keuschheit wegen, von Königen und Senatoren ehrfürchtig behandelt. Der Mann muß viele Tugenden erstreben; Klugheit, Beredsamkeit, Gedächtniß, Gerechtigkeit, Kraft, Großmuth, Freigiebigkeit, Lebenskunst und Regentenschlauheit: das Alles braucht er, wenn er sich auch um das Gemeinwesen kümmern will. Einer Frau ist nichts nöthig als der sichere Besitz ihres keuschen Schatzes; verliert sie den, so kann kein Gewinn ihn er-

setzen. Ihn zu bewahren, muß die Hauptaufgabe ihres Lebens sein und bleiben; und er kann ihr wider ihren Willen nicht geraubt werden. Schönheit, Reichthum, Beredsamkeit, Wissen und Rang: Alles kann das Weib entbehren, wenn es sich keusch hält. Um Das zu können, muß die Jungfrau sich an nüchternes und mäßiges Leben gewöhnen. Ihre Nahrung sei leicht, verdaulich, ungewürzt, ohne allzu leckere Zuthat. Manches Mädchen, das an feine Fleischspeise gewöhnt war, hat sie, als die Mittel zu rechtlichem Erwerb fehlten, draußen gesucht und dabei ihre Unschuld verloren. Reines Wasser sei ihr Getränk; und wenn sies mit Wein mischt, darf der Rebensaft nur die Verdauung des Fleisches erleichtern, niemals aber das Blut erhitzen. Für ein junges Mädchen ist Gemüse die bekömmlichste Nahrung. Fleisch soll sie selten essen und Wein nur trinken, wenn sie sich unpäßlich fühlt. Kaltes Wasser ziemt ihrer reinen Jugend. Sie darf auch nicht zu lange schlafen; nicht länger auf den Kissen ruhen, als zur Erholung ihres Körpers nöthig ist. Noch je sich aufputzen und schminken. Für wen denn? Thut sies zu eigenem Vergnügen, so ists thörichte Eitelkeit; will sie Jesus damit gefallen, so ists Tollheit; sucht sie die Blicke der Männer auf sich zu ziehen, so ist sie auf schlechtem Weg. Nur eine jämmerliche Närrin wird durch Schminke Männer anlocken; wie soll sie dann noch gefallen, wenn die Schminke abgewischt, durch Schweiß oder andere Feuchtigkeit verdorben ist und die verunstaltete Haut die Betrachter zu höhnischem Lachen reizt? Mit Farbe kann man sich rothe Backen, Korallenlippen, schwarze Brauen und Wimpern und einen schneeweißen Busen anpinseln. Das aber ist dann nur das Werk der Lüge und Heuchelei und soll Wünsche wecken, die einem schamhaften Weib das schlimmste Aergerniß sind. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. Was rein ist, gehört Gott; das Nachgepfuschte dem Teufel. Gott hat auch nicht gewollt, daß man zarten Kindern die Ohrläppchen durchbohre, um in die so entstandenen Löcher später Ringe, Steine oder Perlen zu hängen. Hüte Dich auch, Jungfrau, vor künstlich erzeugtem Wohlgeruch! Denn er ist Vorbote und Verkünder schamlosen Lebens. Ein reines, anmuthiges Mädchen ist im Duft ihres Wesens gut aufgehoben."

In diesem Ton und Tempo gehts weiter. Nach den Jungfern kommen die Ehefrauen, dann die Witwen in die Lehre. Was sie denken und thun, erstreben und meiden sollen, wird ihnen gesagt; von öffentlichem und häuslichem Betragen, Zärtlichkeit und Ent-

haltsamkeit, ehelicher und mütterlicher Pflicht, Putz und Eifersucht geredet. Und schließlich den Männern, Freiern, Verlobten, kinderlosen Gatten, Vätern und Witwern, die lange Liste der Gewissenspflichten vorgelesen. Zu seiner Tochter Marguerite spricht Herr Pierre de Changy: „Dieses Buch habe ich aus dem Lateinischen in unsere Sprache übertragen, auf daß Du Dir seine Lehren einprägest und so Deine Tugend und guten Ruf mehrest, nicht nur in dem heirathfähigen Alter, in das Du jetzt gelangt bist, sondern auch später, auf welcher Lebensstufe und in welchem Stande Du auch seiest: Dir selbst und Allen, die Du zu unterweisen hast, zu Nutzen und Frommen." Das Buch (eine ziemlich freie Bearbeitung des Werkes von Vivès) ist 1542 erschienen und trägt die Geistesspur seiner Zeit. Agrippa d'Aubigné, der protestantische Staatsmann und Moralist, der unter Heinrich von Navarra Statthalter und Admiral war und sich durch das Edikt von Nantes nicht aus seinem Glauben schrecken ließ, hat noch ein Halbjahrhundert danach seinen Töchtern ähnliche Lehre gegeben. „Dem Fräulein des Mittelstandes ist, wie ich wahrgenommen habe, Wissen und Gelehrsamkeit immer unnützlich. Die nicht vom Glück Begünstigten pflegen es zu mißbrauchen, die Glücklichen die fruchtlose Arbeit bald aufzugeben, weil, nach dem Sprichwort, die Nachtigal zu singen aufhört, wenn sie Junge hat. Wo der Geist sich auf allzu hohe Gipfel hebt, da versteigt auch das Herz sich leicht in Hochmuth; dann wird alle Hausarbeit in ärmlicher Enge bald verachtet, der Ehemann, der nicht so viel gelernt hat, über die Achsel angesehen und innere Uneinigkeit zerstört die Ehe." Als Mädchenerzieher stimmen Katholik und Protestant überein. Lest die Heilige Schrift, sagt Changy, lest Sankt Hieronymus und Seneca: alles Andere ist Euch schädlich. Beide hätten sicher das Wort Menanders gelobt: „Wer Weibern den Eingang in die Literatur öffnet, thut Unrecht; er häuft neues Gift auf die Vipernzunge." Solche Weisheit stammt aus dem stolzen Bewußtsein männischer Ueberlegenheit, das, seit es die Fessel des Matriarchates abgestreift hat, die Frau verachtet; und läßt sich, wie manches Blatt der Geschichte beweist, allen Formen des Jungfrauenkultes vereinen. Da im alten Rom (Tacitus erzählts) ein Todesurtheil an einer Jungfrau nicht vollstreckt werden durfte, mußte der Henker der Tochter Sejans Gewalt anthun, ehe er sie würgte. War das Weib, als Geschlechtswesen, im Reich der Caesaren etwa geachtet? Nicht höher als in der frühen, asiatisch gefärb-

ten Glaubensvorstellung der Juden und Christen. Die Frau gehört, nach dem Neunten Gebot, zur Habe des Mannes, hat, als Gattungobjekt, höchstens ein einziges Recht, das auf Befruchtung, und muß, als Verderberin, ins Dunkel gepfercht werden. Auch das Recht auf Nachkommenschaft wird ihr erst wieder zuerkannt, als der fromme Traum von der irdischen Vernichtung der Menschheit ausgeträumt ist. Das Weib, spricht noch Paulus, darf niemals erziehen und lehren; zu gehorchen hat es und schweigend zu dienen. Die Kirchenväter entluden ihres Leibes Fastennoth in schrillen Fluch. Den Augustinus und Origenes war selbst die Ehe ja nur ein Mittel zur Stillung der Sinnenlust; und Tertullians Hunger heulte auf: „In Trauergewanden müßtest Du, Weib, in Lumpen stets einhergehen, mit Zähren bitterster Reue im Auge, dieweil Du dem Menschengeschlecht nur Unheil gebracht hast. Du bist, Weib, die Pforte zur Hölle.“ Bossuet und Schopenhauer, Joseph de Maistre und Nietzsche, Tolstoi und Strindberg haben die Kirchenväterweisheit in sich aufgenommen und Europen zu der „ungeheuren Vernunft des alten Asiens“ zu bekehren versucht. Und die vom mönchischen Geist Abgewandten, Luther, Molière, Goethe, Byron, das Junge Deutschland, Schleiermacher, die Sand, sind mit ihrer fröhlichen Predigt von der Emanzipation des Fleisches immer wieder von den Zeloten überschrien worden. Der gute Montaigne selbst, der heiterste Weise, zeigt sich in diesem Bezirk als Asiatensprossen. Er wehrt den Frauen, von Ehre zu reden, wo es sich um einfache Pflichterfüllung handle; traut ihnen allerlei geheime, nur durch die Furcht gezügelte Lüste zu und erinnert sie an das ovidische Wort, nach dem die nur aus Angst Keusche schon unkeusch geworden ist. Warum, fragt er, „wollen die Weiber in erborgtem Glanz leuchten und mit Schminke und künstlichem Wohlgeruch um Männergunst werben? Um in Liebe und Achtung ehrlich zu leben, haben sie von der Natur genug mitbekommen; nur zu wecken brauchten sie ihre Fähigkeiten, nur ein Bischen zu stärken. Wenn ich sie mit Rhetorik und Logik, mit Rechtsgelehrsamkeit und anderem ihnen unnützlichen Tand beschäftigt sehe, kommt mir jedesmal der Gedanke, daß die Männer, die ihnen dazu riethen, es in der Absicht thaten, sie zu knechten. Will die Frau durchaus Bücher lesen, so mag sie an geschwätziger, im Versteckspiel schwelgender Poetenkunst ein ihrem Wesen zugängliches Vergnügen finden. Auch historische Werke können sie manchmal Nützliches lehren;

und die Philosophen, die vom menschlichen Leben handeln, können ihr zeigen, wie die Bedingungen unseres Daseins, wie unsere Männerlaunen zu beurtheilen sind, wie ein Verrath des Mannes und ein Gelüsten der Frau abzuwehren, die Lebensfreude zu verlängern, eines Dieners Unzuverlässigkeit und eines Eheherrn Rauheit, die Last der Jahre und die Kümmerniß der Verrunzelung zu ertragen ist. Mehr Wissenschaft ist ihnen nicht nöthig; mehr würde ich ihnen in keinem Fall je gewähren." Dieser Gerechte hat immerhin erkannt, wie schwer dem Weib die Pflicht wird, der Männerforderung zu genügen und dem Verführer zu widerstehen. „Ich weiß nicht, ob die Heldenthaten Caesars und Alexanders höher zu preisen sind als der Entschluß eines schönen jungen Mädchens, in unserer Welt schlechter Beispiele und tausendfacher Versuchung sich rein zu halten. Nichtthun ist hier eine That, die mehr Dornen ins Fleisch preßt als das aktivste Handeln. Ein Panzer läßt sich leichter durchs Leben tragen als Jungfräulichkeit; sie zu wahren, ist das edelste aller Gelübde, weils von allen das schwerste ist. Diaboli virtus in lumbis est, sagt Hieronymus." Weil er der Natur nicht gar so kirchenväterlich mißtraut, sieht er auch keinen Grund, dem Frauenauge den hüllenlosen Manneskeib zu entziehen. Die Spartanerinnen, ruft er, waren sittsamer als unsere Frauen: und sahen dennoch täglich die Männer der Stadt nackt im Gymnasion und achteten selbst nicht ängstlich darauf, ihre Blöße völlig zu decken; ihre Tugend schützte sie, nach Platons Wort, besser als das dichteste Gewebe. Montaigne führt uns also ein gutes Streckenstück westwärts. Doch selbst ihm noch ist das Mädchen die Virago, das aus der Rippe des Mannes gemachte Wesen, das, in eng abgegrenztem Revier, ohne gefährdende Weltkenntniß dem Manne zu dienen hat.

Der große Skeptiker Michel Montaigne ist 1592 gestorben. Im Kometenjahr 1910 aber bäumt sich Alldeutschland wider den Römergeist, der noch nicht sechzehnjährigen Mädchen zumuthet, über den Verlust der Jungfernschaft zu reden und reden zu hören. Romani contra Romanos: so könnte das Rubrum dieser im Gerichtsbezirk Oeffentlicher Meinung anhängigen Sache lauten. Die Römerin der augustischen Zeit ließ ihren Töchtern mit festen Binden die Brüste abschnüren; fand jedes üppig in Fleischesfülle prangende Mädchen einem Faustkämpfer allzu ähnlich und nur das einer schmächtigen Binse gleichende des Gatten aus edlem Haus werth. Sie erlaubte den Reisenden, mit Blumen und Bällen, Muscheln und

Nüssen, Knöcheln und Puppen zu spielen und den Lippen einer alten Wärterin Märchen abzulauschen; hielt sie aber in völliger Unkenntniß aller menschlichen Zustände, Triebe, Zusammenhänge und verstopfte selbst das Ohr der früh (oft schon im dreizehnten Lebensjahr) Verlobten noch gegen alles den Kinderfrieden störende Weltgeräusch. Kleider und Zaumzeug, sagt Seneca, Sklaven und Thiere darf Jeder in Ruhe prüfen, ehe er sie erwirbt; nur die Jungfrauen entzieht man dem prüfenden Blick und der Erwerber merkt dann zu spät, daß er ein dummes Gänschen oder wüthiges Truthühnchen, ein Mädel mit krummem Rücken oder schlecht riechendem Athem heimgeführt hat. Aus der Kinderstube gings geschwind in die Ehe; gestern wurden Puppen und Spielzeug den die Kindheit schirmenden Göttern geweiht und heute band die Mutter der Braut das viereckige feuerrothe Hochzeitstuch ums Haupt. Ahnunglos sollte die Magd in die Ehe treten: und nach der ersten Nacht dann Hausverwalterin sein, Herrin sogar über das von ihr eingebrachte Vermögen. Sind wir nicht weiter? Wähnen auch wir noch, Unwissenheit sichere die beste Bereitschaft zur Ehepflicht und jede Erkenntniß natürlicher Funktion, jede Entschleierung des aufrecht schreitenden Zweizinkenthieres müsse der inneren Magdschaft gefährlich werden? Dann ist Pfarrer Hofinger moderner als wir.

Schade, daß wir die Aufsätze seiner Schülerinnen nicht lesen durften. Gewiß hatte frommer Eifer die Feder geführt; war, da die Adressatin des Briefes sich in der Qual eines Selbstmordplanes wand, an das sanfte Heilandswort aus dem Johannisevangelium erinnert worden. Ob Eine der Bambergerinnen den verwegenen Willen zum ersten Steinwurf hatte? Die hätte der Lehrer wohl ernstlich getadelt. Seine Absicht war offenbar: Tröster und Warner zu werden. „Denkst Du, Schwester, verzeihliche Sünde sei durch unverzeihliche zu sühnen? Die Abschüttelung der Lebenslast entrücke Dich auch der Gerichtsbarkeit des in Ewigkeit Allmächtigen? Läutern sollst Du Dich, nicht mit frevler Hand Dich aus dem Sonnenbezirk jäten. Jesus und seine jungfräuliche Mutter sind willig, von aller Sündenschuld Dich zu lösen; doch solche Gnade wird Dem nur, der muthig entschlossen ist, gegen alle Anfechtung sich zu wahren. Kann Dein Schoß, trotz seinem Ungehorsam vor göttlichem Gebot, nicht gesegnet sein und neue heilige Pflicht ihm entkeimen?“ Solches sollte das übermannte Mägdlein aus der Verzweiflung reißen. (Aus Goethes höchster, reinlichster Zelle

tönts: „Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu Dir kommen. In die Schwachheit hingerafft, sind sie schwer zu retten; wer zerreißt aus eigner Kraft der Gelüste Ketten? Wie entgleitet schnell der Fuß schiefem, glattem Boden? Wen bethört nicht Blick und Gruß? Schmeichelhafter Odem?") Und das Schreckbild der una poenitentium sollte die Mädchenschaar lehren, den Brand der Sinne im Quell einfältigen Glaubens zu kühlen und wachsam grobe und feine Verführung, wie Pest und Feuer, zu meiden. War dieses Beginnen unrein? Trotz dem Zetermüller wird kein Redlicher die Frage bejahen. Nur eben Mancher meinen, an die Bedeutung des Hymens dürfe, an die Möglichkeit unerlaubter Entjungferung in der Schule niemals gemahnt werden. Zwar sind wir in der hüllenlosen Behandlung der Sexualien über die schämige Empfindsamkeit der von Aberglauben und Kirchenzucht gebundenen Zeiten so weit hinausgelangt, daß Antisthenes und seine auf dem kynosargischen Kampfspielplatz versammelten Jünger mit uns zufrieden sein müßten; zwar wird der Kynikersatz, der alles Natürliche für schandlos erklärt, in unseren Schauhäusern, wo man, nach schwülen Verführungszenen, Männer und Weiber im selben Bett vereint sieht, und in den Kinderaugen erreichbaren Zeitungen ohne schränkende Bedingung anerkannt; wird in der Gesellschaft, auch in der nicht nur nach der Steuerstufe besten, von ehrbaren Frauen über Sexualfragen mit einem unerschrockenen Freimuth gesprochen, der früher kaum denkbar war; ängstet Jeden, der nicht in bewußte Blindheit geflohen ist, das Gewimmel der Halbjungfern, die nur die Schutzmarke der Virginität noch zu verlieren haben. Doch ins Schulgehäus darf von der Geschlechtswalstatt kein Windhauch wehen. Nur als Weib, sprach Joseph de Maistre, kann das Weib über Seinesgleichen hinauswachsen; wenn es dem Manne nachahmt, wirds zum Affen. Wie aber wird das in Heim und Schulhaus von aller Wirklichkeit abgeriegelte Mädchen zum Weib? Wie, wo, wann lernt es sich in seine Bestimmung einpassen, die ja nicht ist, Maschinenschreiberin, Buchhalterin, Falzerin, Germanistin oder Möbelzeichnerin zu sein, sondern, den Gattungdrang des Mannes zu stillen und eines Kindes Mutter zu werden? Hütet die Lämmlein: bleibt noch immer die Hirtenlosung. Für Unwissenheit werden die höchsten Preise gezahlt. Eine, die nicht wenigstens den Schein der Ahnunglosigkeit

bis an die Schwelle des Brautgemaches rettet, wird es nie betreten. Waare, die der Sonne ausgesetzt war, findet keinen Käufer.

Aber die Lämmlein blöken aus spöttisch gefältelten Mäulchen himmelan und finden den angstvollen Hirten gar putzig. Schon im kurzen Kleid kichern die Schulmädchen über den blinden und tauben Eifer, der ihre Geschlechtsvorstellung ins Warmhaus der Storchmär einzubeeten hofft. Belauscht sie auf der Straße, im Schlagsahnenkränzchen: sie wissen; fast Alles. Eine geschwätzige Elster hat das Lied zu pfeifen angefangen und die Verschmitzten haben sich nach den ersten Noten dann tastend weitergefühlt. Irgendwo ist in ihrem Gesichtskreis wohl auch „Etwas passirt“. Käthe trifft hinter der Schule Tag vor Tag heimlich einen dicken Bengel, dem ein Bierzipfel aus der Westentasche hängt. Lina stand hinter der Gardine, als ihrer Schwester das Blut in die Stirn schoß, weil der Bräutigam ihre Ohrmuschel geküßt hatte. Ernestine hat beim Morgenkaffee, während die Eltern noch schliefen, von einem Lustmord gelesen. Marie Luise hat gemerkt, daß Mademoiselle, mit der sie das Zimmer theilt, ihr von Zeit zu Zeit ein Leiden verberge, das morgens und abends zu seltsamer Hantirung zwingt. Und die lange Lene, die schon ein Stahlmieder tragen muß, wispert gar von zärtlicher Annäherung des Klavierlehrers. Schauerts den Reinen? Dünkt ihn die Vorstellung, der rothbeinige Herr Adebar hole die Kinder aus einem von Sumpfkröten umquakten Teich und beiße, um den Tag seiner Einkehr zum Fest zu wandeln, die Mama ins Bein, heiliger, ehrwürdiger als die Erkenntniß, daß in dem von Vaters zärtlicher Liebe befruchteten Mutterschoß ein Geschwister erwuchs? Hält er die Elternpflicht, dem Kind Monate lang durchsichtige Lügen vorzuspinnen, für eine, deren Erfüllung den Hausfrieden fördert? Meint er im Ernst, nur die thörichteste Täuschung über die Physik der Geschlechtsliebe erwirke das Werden einer der Gattung nützlichen Metaphysik? Was sich zieme, mag er von edlen Frauen erfragen. Die werden antworten, daß in den Lenztagen des aus der Wurzel ins Gezweig steigenden Saftes sacht sich die Blüthe bildet, auch wenn kein Südwind fremden Samen in die Scholle fegte. Und hat er ihnen erst gesagt, wovor er die Mädchenzunft bewahren will, so schütteln sie lächelnd am Ende das Haupt. Vor grausam schmeichelnder Wahrheit, die des Geschlechtsräthsels Schlüssel hinreicht, Eine aus Evas Blut? Kein Mann erkannte die Frau je wie ein Weib das andere. Und

noch von den feinsten Frauen gilt der Satz, den Balzac auf die Front seines Ehebuches schrieb: „Der boshafteste Mann wird von den Frauen nie so schlecht sprechen, wie sie selbst von einander denken.“ Fast Sechzehnjährige sollen nicht wissen, womit der Mann sie beglücken, womit verderben kann? Die Mädchen lachen Euch aus.

In mancher Schule, manchem Internat ist durch unzeitgemäße Aufsatzthemata und unzarte Vorschrift gesündigt worden. Protestantischen Schülerinnen braucht man, auch dicht vor der Maturität, nicht den Vergleich zwischen Schillers Johanna und Hebbels Judith aufzuzwingen noch zuzumuthen, daß sie, um die verschiedene Behandlung des Amphytrionstoffes durch Plautus, Molière und Kleist zu beschreiben, die jungen Sinne in Hellsicht peitschen. Der Phantasieborn kann katholischen Jüngferchen vergiftet werden, wenn die Lehrerin oder der Anstaltleiter ihnen vorschreibt, wie lang ihr Nachthemd und dessen Aermel sein müsse, daß ihr Auge nie im Spiegel den nackten Hals begucken, ihre Hand nie unter die wärmende Bettdecke schlüpfen dürfe. Ausbündige Thorheit aber wäre das Verbot, beinahe vollreifen Mädchen von Geschlechtsunschuld und Verführungfährniß zu sprechen. Je ernster ihr Blick sich auf den Brennpunkt der Gattung heftet, desto schwerer wirds lüderlichem Getuschel, ihr Ohr gegen die Nothsignale nahender Jungferngefahr zu täuben. Unsere Schule verschließt sich aller Wirklichkeit; möchte alle Leben zeugenden und drum fröhlichen Kräfte mit vernagelten Brettern und Stachelzäunen von ihrem Bereich wegscheuchen. Dieses kurzsichtige Trachten hat sie selbst so unfroh gemacht; hat bewirkt, daß die junge Menschheit, der jeder Erwerb neuen Wissens doch aller Freuden höchste ist, die Wissensspenderin hassen lernte und die Schulstunde wie eine Fron, nicht wie ein Fest, heranwacht. Kann nicht jeder Tag, an dem vor frischen, nach Erkenntniß dürstenden Augen von einem Theilchen des Weltbildes der Schleier gezogen wird, Lehrern und Schülern wieder zum Feiertag werden? Reißt die Pforten auf, denen Ihr allzu lange scheu vorüberschlichet. Oeffnet dem breiten Lichtstrom das dumpfe Gemäuer, dem die Grundfragen, das Sehnen und Zweifeln der Menschenwesenheit auf die Dauer doch nicht fernzuhalten sind. Meidet mehr noch als läßlichen Fehltritt die Heuchelschmach, die alles sittliche Empfinden unaufhaltsam zerbeizt. Und weicht endlich aus dem Aberglauben, das Lämmlein müsse sich verlaufen, wenn es die Weidegefahr kennt.

*

Arrhenius.*)

Am neunzehnten Februar 1859 wurde Svante August Arrhenius auf Schloß Wyk in der Nähe von Upsala geboren. Sein Vater war dort als Verwalter von Wyk und des daneben belegenen Universitätbesitzes thätig. Er stammte aus einer alten landwirthschaftlichen Familie, die in Smaland (Südschweden) ansässig gewesen war; daher war auch seine Mutter Karolina (geborene Thumberg) gebürtig. Aus dem Namen des Familienhofes Arena, welcher ein Flußufer bedeutet, ist der Familienname durch die einst gebräuchliche Latinisirung entstanden. Bald nach der Geburt seines Sohnes siedelte Vater Arrhenius nach Upsala über, wo ihm die gesammte Verwaltung des Grundbesitzes der Universität übertragen worden war, so daß der Sohn die Schulen der alten Universitätstadt besuchen konnte. Er erwies sich hier als sehr früh entwickelt, so daß er als der Jüngste und einer der Besten seines Jahrganges sie 1876 verlassen konnte; insbesondere hatte er sich in Mathematik, Physik und Biologie ausgezeichnet. Eben so schnelle Fortschritte machte er auf der Universität Upsala, die er im Herbst 1876 bezogen hatte, so daß er bereits nach drei Semestern (1878) sein Kandidatenexamen ablegen konnte. Er studirte zunächst unter Cleve Chemie, beschäftigte sich aber gleichzeitig eifrig mit Mathematik und wendete sich von 1881 ab der Physik als Hauptfach zu. Da das Physikalische Institut in Upsala damals „zu eng“ für ihn war, ging er nach dem nahen Stockholm, wo ihn Edlund freundlich aufnahm und erheblich förderte, und erwarb in schneller Folge die Grade eines Licentiaten und Doktors der Physik. Hierfür dienten die bei Edlund ausgeführten Untersuchungen über das Abklingen der galvanischen Polarisation und die „Untersuchungen über die galvanische Leitfähigkeit der Elektrolyte“. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Die „Chemische Theorie der Elektrolyte“ erschien im selben Jahre.

Ich werde in meinem ganzen Leben den Tag nicht vergessen, an dem ich zum ersten Male den Namen Arrhenius kennen lernte. Ich hatte damals, im Juni 1884, an einem Tage gleichzeitig ein böses Zahngeschwür, eine niedliche Tochter und eine Abhandlung von Svante Arrhenius unter dem Titel „Études sur la conductibilité des électrolytes“ bekommen. Das war zu viel, um auf einmal damit fertig zu werden. Am Ehesten ging es mit dem Zahngeschwür; und auch das Töchterchen bewirkte keine weiteren Schwierigkeiten, da es Mutter und Kind so gut ging, wie man es den Umständen nach erwarten konnte, und meine Rolle als Vater erst in späteren Entwickelungstadien ernsthaft zu werden brauchte. Aber die Abhandlung machte mir Kopfschmerzen und schlaflose Stunden in der Nacht. Was darin stand, war so abweichend

---

*) Aus dem Werk „Die Forderung des Tages“, das in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheint und den Geheimrath Ostwald auf jedem Gebildeten zugänglichen Gebiete zeigt.

von dem Gewöhnlichen und Bekannten, daß ich zunächst geneigt war, das Ganze für Unsinn zu halten. Dann aber entdeckte ich einige Berechnungen des offenbar noch sehr jungen Verfassers (dessen Erstlingwerk es war), wo er in Bezug auf die Affinitätgrößen der Säuren zu Ergebnissen gelangt, die vollkommen mit den Daten übereinstimmten, die ich auf ganz anderem Wege gefunden hatte. Und schließlich mußte ich mich nach eingehendem Studium überzeugen, daß durch diesen jungen Mann das große Problem der chemischen Verwandtschaft zwischen Säuren und Basen, dem ich ungefähr mein ganzes Leben zu widmen gedachte und von dem ich bisher in angestrengter Arbeit erst wenige Punkte aufgeklärt hatte, in viel umfassenderer und folgenreicherer Weise als von mir angegriffen und auch zum Theil schon gelöst worden war.

Man wird sich leicht vorstellen können, was für ein Durcheinander von Gefühlen eine solche Erkenntniß in einem jungen Forscher erwecken muß, der seine Zukunft erst zu machen hat und sich plötzlich auf dem Felde, das er sich so recht einsam und abseits ausgesucht hatte, einem höchst energischen Mitarbeiter gegenüber sieht. Dazu kam, daß das Werk offenbare Schwächen enthielt, man also noch annehmen konnte, die richtigen Ergebnisse seien nur zufällig so ausgefallen.

Nun: einige Tage Studium und Nachdenken überzeugten mich schließlich, daß die Sache ernst zu nehmen war.

Neben den anfechtbaren Auffassungen enthielt sie so viele und so tiefgehende neue Gedanken, daß ich mich von ihrer fundamentalen Wichtigkeit bald überzeugen konnte. Insbesondere die Ansicht, daß die früher von mir bestimmten spezifischen Affinitätkoeffizienten der Säuren und Basen in erster Annäherung der elektrischen Leitfähigkeit proportional sein müßten, konnte einer sehr viel gründlicheren Prüfung unterzogen werden, als der Verfasser jener Schrift auf Grund des vorliegenden, äußerst spärlichen Materials vermocht hatte. So geschwind wie möglich wurde mit den damals noch sehr dürftigen Mitteln des rigaer Laboratoriums ein Apparat zur Messung der elektrolytischen Leitfähigkeit nach Kohlrausch zusammengebaut. Da eine Bestellung aus Deutschland eine Verzögerung um vier bis sechs Wochen bedeutet hätte, borgte ich mir von dem rigaer Telegraphenamt einen Siemensschen Widerstandskasten, den ich, so weit es erforderlich war, kopirte, und baute mir das erste Exemplar jener einfachen Ausführungform des Leitfähigkeitapparates, die seitdem in unzähligen Wiederholungen mit (langsam ansteigenden Verbesserungen in der Bequemlichkeit des Gebrauches) für ähnliche Zwecke benutzt worden ist. Schon nach wenigen Tagen (die Ferien hatten inzwischen glücklicher Weise begonnen) konnte ich eine ausgiebige Bestätigung des Gesetzes von Arrhenius erhalten und beeilte mich, dies wichtige Ergebniß in einer kurzen Notiz durch das Journal für praktische Chemie mitzutheilen, wo ich auf die große Wichtigkeit jener Arbeit hinwies.

Die Ferien wurden verwendet, um den merkwürdigen jungen

Mann in Upsala, wo er als Privatdozent habilitirt war, aufzusuchen, und die gegenseitige Erkennung gelang dadurch, daß Arrhenius mit meiner Abhandlung in der erhobenen Rechten den einfahrenden Zug im Bahnhof erwartete.

Es würde zu weit führen, wenn ich schildern wollte, wie aus jener Begegnung eine Freundschaft sich entwickelt hat, die während einer langen Reihe von Jahren gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Kampfes nur immer fester geworden ist, die niemals auch nur die geringste Trübung erfahren hat und die ich als einen der werthvollsten Bestandtheile meines eigenen Lebens bezeichnen muß. Erwähnen will ich nur, daß der neue Freund im nächsten Jahr nach Riga kam, um dort mit mir zusammen die Bearbeitung des ungeheuren neuen Gebietes zu beginnen, wobei ich die Art seiner Arbeit genauer kennen lernte; später konnte ich dieses Studium seiner Psyche in Leipzig fortsetzen. Hierbei war es nun merkwürdig, zu beobachten, daß er nicht etwa, wie ich gewohnt war, Stufe um Stufe einen Punkt nach dem anderen in dem vorliegenden Problem durch eine entsprechende experimentelle Untersuchung aufzuklären unternahm. Er zog vielmehr vor, einen ganzen Tatsachenkomplex auf einmal ins Auge zu fassen und an ihm so lange herumzudenken, bis er ihn allseitig in Ordnung gebracht hatte. Man konnte gelegentlich auf eine Viertelstunde genau beobachten, wie er ein solches Problem vornahm und in konzentrirtester Denkarbeit auflöste. Vielleicht waren auch hier Vorbereitungstadien, etwa unbewußte, vorausgegangen. Aber die Hauptsache wurde doch sichtlich in sehr kurzer Zeit ausgeführt.

Für Arrhenius' äußeres Schicksal war diese Reise nicht ganz ohne Bedeutung. Er hatte seine Habilitation an der Universität Upsala betrieben, war dabei aber auf Schwierigkeiten gestoßen, da man die von ihm vertretenen wissenschaftlichen Ansichten als sehr heterodox ansah und die Universität sich zu kompromittiren fürchtete, wenn sie einem solchen wilden Manne offizielle Unterkunft gewährte. Da mein Name schon bekannt geworden war (durch eine Anzahl von Arbeiten auf jenem Gebiete, das damals so einsam lag, daß jeder Einzelne bemerkt wurde, der sich dahin begab und dort arbeitete) und ich meine Meinung über die fragliche Leistung öffentlich in unzweideutigster Weise festgelegt hatte, so entstand dadurch für jene Vorsichtigen nicht nur eine Entlastung der eigenen Verantwortlichkeit, sondern vielleicht sogar Etwas wie die entgegengesetzte Besorgniß, einen Tadel über die Hemmung eines jugendlichen Genies zu provoziren. Jedenfalls wurde nun der Habilitation kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt; sehr viel später aber schrieb mir Arrhenius: „Ohne Deinen damaligen Besuch wäre es nicht gegangen." Wie fremdartig die neuen Gedanken des jungen Physikers auf die führenden Chemiker jener Zeit wirkten, erwies sich noch vielfach in den nächsten Jahren, zumal nachdem noch die Theorie der Dissoziation dazugekommen war, von der damals erst die Keime bestanden. Mir ist noch die Szene im Chemischen Labora-

torium zu Upsala vor Augen, wo der Chef, selbst ein hochbedeutender Chemiker, mich entsetzt fragte, indem er auf ein Becherglas mit einer wässerigen Lösung hinzeigte: „Und Sie glauben auch, daß dort die Natriumatome nur so herumschwimmen?“ Und als ich bejahte, fiel auf mich ein schneller Blick, der einen aufrichtigen Zweifel an meiner chemischen Vernünftigkeit zum unbewußten Ausdruck brachte. Das hinderte den verehrten älteren Kollegen nicht, uns Beide mit echt schwedischer Gastfreundschaft zu empfangen und später das Seine zu thun, um die Schwierigkeiten der Habilitation beseitigen zu helfen.

In langen Gesprächen schmiedeten wir damals wissenschaftliche Pläne, um das neue Feld so schnell und erfolgreich wie möglich zu beackern. Da mir von dem Verwaltungrath des rigaschen Polytechnikums, an dem ich damals lehrte, in dankenswerthester Weise ausreichende Mittel für experimentelle Arbeiten zur Verfügung gestellt worden waren, so einigten wir uns bald, daß Arrhenius seine Forschungen in Riga fortsetzen solle. Wir trafen uns einige Wochen später in Deutschland auf der Naturforscherversammlung in Magdeburg und beabsichtigten, gemeinsam nach Riga zu reisen. Da wurde Arrhenius durch die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters plötzlich heimgerufen. Die Sorge erwies sich nur als zu begründet, denn der Tod trat im Frühling 1885 ein. Nachdem fast ein Jahr durch die hieraus entstandenen Familiensorgen verbraucht worden war, konnte Arrhenius endlich den Plan, nach Riga zu kommen, ausführen, wo ich inzwischen ihm in neuerbauten Räumen ein bequemes und zweckgemäßes Arbeiten sichern konnte. Am Anfang des Jahres 1886 traf er ein, nachdem er durch die Vermittelung seines treuen Lehrers Edlund ein ausgiebiges Reisestipendium von der Schwedischen Akademie erhalten hatte. Und nun begannen Zeiten gemeinsamer Arbeit, deren Reiz und Gehalt nur in der Jugend erlebt werden kann.

Wir unternahmen nicht zusammen die selbe Arbeit, sondern Jeder von uns ging seinen Weg (der dem des Anderen allerdings nah genug lag). Wir theilten das genügend große Zimmer meines Privatlaboratoriums und konnten dort ausreichend sowohl experimentiren wie diskutiren. Neutralsalzwirkungen, innere Reibung, elektrische Leitfähigkeit usw. waren im Gange. Auch verkehrte Arrhenius viel in meinem Haus und in dem meiner Angehörigen und schon damals kam seine ungewöhnliche Fähigkeit, sich überall durch sein sonniges Wesen Freunde zu gewinnen, glänzend zur Geltung. Winter, Frühling und Sommer wurden bis zur Erschöpfung durchgearbeitet. Dann trennten wir uns vorläufig; er setzte seine Reise nach Süddeutschland fort und ich ging nach Rügen, um mich zu erholen.

Die wissenschaftlichen Wanderjahre führten Arrhenius nach Würzburg zu Kohlrausch, nach Graz zu Boltzmann, nach Amsterdam zu Van't Hoff und dann wieder zu mir zurück, der ich inzwischen (Herbst 1887) nach Leipzig übergesiedelt war. Während dieser Zeit (Anfang 1887) entstand der Gedanke der elektrolytischen Dissoziation, der die in

der Doktordissertation begonnene Ideenreihe zum erfolgreichen Abschluß brachte und unter Arrhenius' vielen Leistungen wohl als die bedeutendste und erfolgreichste angesehen werden muß. Zuerst wurde sie der Oeffentlichkeit in einem Brief an Oliver Lodge, den Vorsitzenden des damals von der British Association ernannten Electrolysis Committee, den Dieser abdrucken ließ, bekannt; gegen Ende desselben Jahres erfolgte die Veröffentlichung der ausführlichen Arbeit in der Zeitschrift für physikalische Chemie, deren ersten Band sie ziert.*)

Die Veröffentlichung der Theorie der elektrolytischen Dissoziation fiel in eine günstige Zeit. Die Aufmerksamkeit war von mehreren Seiten, insbesondere durch das Meßverfahren von Kohlrausch, auf die Erscheinungen der elektrolytischen Leitung gelenkt worden; auch begann Van't Hoffs Theorie des osmotischen Druckes, die kurz vorher publizirt worden war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken. In dieser Theorie war damals der irrationale Koeffizient i in der Gleichung $pv = iRT$ noch stehen geblieben, dessen Deutung Schwierigkeiten gemacht hatte. Während seiner Arbeiten bei Van't Hoff in Amsterdam erkannte Arrhenius, wie durch die Auffassung dieses Koeffizienten als eines Dissoziation-Koeffizienten die vorhandenen Schwierigkeiten beseitigt werden können, denn das i trat nur bei Elektrolyten auf und war dort stets größer als Eins. Der Nachweis mit der Hilfe der von Arrhenius ergänzten und zum Theil auch berichtigten Gefrierpunktserniedrigungen von Raoult, dessen Molekulargewichtsbestimmungen an Lösungen eben damals auch dem präparativen Chemiker ein weitreichendes Mittel der Forschung in die Hand gegeben hatte, daß sich unter Annahme einer Dissoziation in Jonen sowohl das i wie die Gefrierpunktsanomalie der elektrolytischen Lösungen erklären und auf einander beziehen läßt, bildet den Hauptinhalt der grundlegenden Abhandlung von 1887; außerdem enthielt sie noch den Hinweis auf die allgemeine additive Beschaffenheit der Eigenschaften solcher Lösungen.

*) Hier ist vielleicht der Ort, einen Irrthum zu berichtigen, der sich in die geschichtliche Darstellung dieser Verhältnisse eingeschlichen hat. Auf Grund der in meiner Magisterdissertation zehn Jahre früher aufgestellten These: „Das Wasser zersetzt alle Salze“, haben wohlwollende Beurteiler mich als Vorgänger in der Entdeckung der elektrolytischen Dissoziation-Theorie bezeichnen wollen. Ich darf diesen Ruhm leider nicht in Anspruch nehmen, denn wenn mir aus den damals von mir studirten Eigenschaften der Salzlösungen auch die allgemeine Nothwendigkeit jenes Satzes klar geworden war, so war ich doch außer Stande gewesen, das Postulat zu einer Theorie zu gestalten, wie es Arrhenius gethan hat. Auch war während unserer gemeinsamen Arbeit in Riga von der elektrolytischen Dissoziation noch nicht die Rede gewesen; dieser Gedanke ist Arrhenius, wenn ich nicht irre, erst während seines Aufenthaltes in Würzburg gekommen. Dies ergiebt sich auch aus den Daten: 1886 im Spätsommer verließ er Riga, während die erste Mittheilung der Theorie im Frühling 1887 erfolgte.

Rechnet man hierzu noch die Anfang 1887 erfolgte Gründung der Zeitschrift für physikalische Chemie und die Erneuerung des Physikalisch-Chemischen Instituts in Leipzig unter jugendfrischer Leitung, so erkennt man eine ganze Reihe günstiger Bedingungen, die zusammenwirkten und die Durchsetzung der neuen Ideen mit einer für eine so grundstürzende Sache höchst erstaunlichen Geschwindigkeit ermöglichten. Natürlich hat es an Widerständen nicht gefehlt, die, wie immer in solchen Fällen, von den älteren Herren in der Wissenschaft, und Denen, die sich ihnen eng anzuschließen gewöhnt waren, ausgingen. Aber sie traten nur selten an die Oeffentlichkeit und ließen sich überwinden oder ertragen. Auch fehlte es nicht an Anerkennungen und Erfolgen.

Als wichtigster Faktor für den Erfolg muß allerdings die beispiellose Fruchtbarkeit des neuen Gedankens angesehen werden. In fast athemraubender Fülle erschienen in den nächsten Jahren die Arbeiten, in denen neue Seiten des Grundgedankens fruchtbar gemacht und zur zahlenmäßigen Aufklärung altbekannter aber unbegriffen gebliebener Erscheinungen verwendet wurden. Die Anwendung des Massenwirkungsgesetzes auf die Gleichgewichte der Jonen brachte zunächst das „Verdünnungsgesetz“, welches das Verhalten der Elektrolyte bei der Verdünnung darstellt. In höchst feinsinniger und fruchtbarer Weise hat dann alsbald Arrhenius in seiner Theorie der isohydrischen Lösungen das Problem des chemischen Gleichgewichtes der Elektrolyte durchgearbeitet. Anwendungen auf die Theorie der galvanischen Kette, der analytischen Reaktionen, der Löslichkeit der Gase und noch viele andere folgten schnell auf einander; und kaum war, vielleicht von einem mißgünstigen Gegner, ein Problem gestellt, so fand es auch seine Lösung.

Für Arrhenius war Dies äußerlich wie innerlich eine höchst wichtige Thatsache. Aeußerlich insofern, als der große Erfolg ihm erleichterte, seine Lebensstellung so zu finden und zu gestalten, wie sie seinen wissenschaftlichen und persönlichen Bedürfnissen entprach. Innerlich insofern, als ihm der größte Theil der verzehrenden Kämpfe erspart blieb, die sonst ein Entdecker zu ertragen hat, der zahllose altehrwürdige Anschauungen angreifen muß und dadurch zunächst das unwillige Erstaunen und weiterhin die aktive Gegenwirkung Derer zu ertragen hat, die sich bisher in diesen Anschauungen wohlgefühlt und sie als unerschütterliche Ergebnisse der Wissenschaft ihren Hörern und Lesern vorgetragen hatten. Hierdurch wurde ihm möglich, den größten Theil seiner Energien aus den außerordentlichen Anstrengungen einer solchen jugendlichen Meisterleistung zu retten und sie für merkwürdige und vielseitige Forschungen auf anderen Gebieten aufzusparen.

Als erster äußerer Erfolg kam nach kaum zurückgelegten Wanderjahren, während deren Arrhenius sogar zeitweilig Assistent am leipziger Physikalisch-Chemischen Institut gewesen war, im Jahr 1891 eine Berufung nach Gießen. Arrhenius nahm sie nicht an und brachte Liebigs Universität dadurch um den Ruhm, innerhalb eines Jahrhunderts zweimal einen führenden Mann der Chemischen Wissenschaft

den Ihrigen nennen zu dürfen. In der selben Zeit wurde nämlich Arrhenius an der vor kurzem gegründeten stockholmer Hochschule die Stellung eines Lehrers der Physik angetragen, die er der Thätigkeit im Ausland vorzog. Allerdings entstanden noch einmal Schwierigkeiten, als die Lehrerstelle später mit den inzwischen beschafften Mitteln in eine Ordentliche Professur umgewandelt werden sollte. Denn bei der Bewerbung traten andere Kandidaten in den Vordergrund, die nicht ohne Verdienste waren, wenn sich auch ihre Leistungen nicht mit denen von Arrhenius vergleichen ließen, und erst unter der Beeinflussung durch ausländische Freunde und Forscher, die seinem Arbeitgebiet nah standen und die Bedeutung seiner Entdeckungen daher lebhafter empfanden als die wissenschaftlich Fernen, wurde schließlich die Wahl auf Arrhenius gelenkt.

An der Hochschule entfaltete Arrhenius alsbald eine sehr lebhafte organisatorische Thätigkeit, die so sehr von dem schnell erworbenen Vertrauen seiner Kollegen getragen war, daß er 1897 zum Rektor gewählt und nach Ablauf der zweijährigen Amtsperiode noch zweimal mit dem selben Amt betraut wurde, bis er endlich weitere Wiederwahlen im Interesse seiner wissenschaftlichen Arbeiten ablehnen mußte.

Um gleich Arrhenius' äußere Lebensschicksale zu Ende zu erzählen, sei erwähnt, daß Althoff, damals der eigentliche Leiter des preußischen wissenschaftlichen Unterrichtswesens, Arrhenius 1905 den Antrag machte, als Akademiker nach Berlin überzusiedeln. Dies war der Anlaß, der bewirkte, daß Arrhenius von der Verwaltung der Nobel-Stiftung zum Direktor des Physikalischen Institutes dieser Stiftung berufen wurde. Als Solcher hat er, nachdem inzwischen noch das eigene Gebäude dieses Institutes nebst Amtswohnung nach seinen Angaben erbaut worden ist, eine äußere Stellung erreicht, die in persönlicher wie wissenschaftlicher Beziehung nichts Wesentliches mehr zu wünschen übrig läßt und seinem Land wie der ganzen Welt die Sicherheit giebt, daß diese einzigartige Energie nicht vergeudet wird, wie es früher sehr oft zu geschehen pflegte, sondern ihre Leistungen mit dem bestmöglichen Güteverhältniß ausführen kann.

Wir verließen die wissenschaftliche Arbeit des dreißigjährigen Forschers an der Stelle, wo sich der Grundgedanke der elektrolytischen Dissoziation der Hauptsache nach durchgesetzt hatte und ein schnell wachsender Kreis jugendlich begeisterter Mitarbeiter das Herrschaftgebiet des neuen Gedankens fast von Tag zu Tag erweiterte. Unter solchen Umständen gewinnt eine wissenschaftliche Idee sehr bald ein eigenes Leben und man macht sich von der unmittelbaren väterlichen Gewalt ihres Erzeugers unabhängig. Von Zeit zu Zeit mußte er ihr noch den Weg gegen Angriffe vereinter Forscher freimachen oder solchen, die sich nicht die Mühe genommen hatten, in den Sinn der neuen Auffassung einzudringen, auf die rechte Spur helfen; aber es war doch im Ganzen mehr eine vergnügliche Thätigkeit als ein verdrießlicher Kampf. Als Beispiel aus dieser Periode kann die Versammlung der British Asso-

ciation genannt werden, die im Jahr 1890 in Leeds stattfand und auf der die Theorie der Lösungen verhandelt wurde. Es bestand von früher her ein Komitee dafür, in dem gewisse heimische Ansichten ganz im Vordergrund standen, und Arrhenius, Van't Hoff und ich wurden eingeladen, an den bevorstehenden Diskussionen teilzunehmen. Ich glaube, unseren Gastfreunden nicht Unrecht zu thun, wenn ich annehme, daß diese Einladung zunächst in der wohlwollenden Absicht erfolgt war, uns gründlich davon zu überzeugen, daß wir auf dem Holzweg seien, und uns nach erfolgter Belehrung mit der Hoffnung auf baldige Besserung zu entlassen. Auch kamen in den ersten Tagen nur unsere Gegner zum Wort und an dem darauffolgenden Sonntag sah es aus, als wären wir bereits wissenschaftlich totgemacht. Als dann aber, nachdem inzwischen die persönliche Rede und Gegenrede mit regstem Eifer betrieben worden war, am Montag die Vertreter der modernen Ansichten zu Gehör kamen, wendete sich das Blatt sehr bald und wir durften in Frieden und nicht ohne Triumph die Gastfreunde verlassen. Sehr werthvolle Sekundantendienste erwies uns William Ramsay, dessen außerordentliche Begabung damals nur Wenigen bekannt war, der aber, wie seitdem immer, durch seine Persönlichkeit unmittelbar wirkte. Man darf behaupten, daß die sehr schnelle Aufnahme, welche die neuen chemischen Ansichten trotz manchem zähen Widerstand bei unseren sonst gegen Fremdes so konservativen Vettern fanden, auf diese persönlichen Bethätigungen zurückzuführen ist. Die französischen Chemiker sind damals dem Beispiel ihrer englischen Fachgenossen nicht gefolgt und haben, statt die Angelegenheit in mündlicher Verhandlung zu klären, sie einfach abgelehnt. So ist es denn auch gekommen, daß sie auf dem Gebiet dieser Forschungen im Rückstand blieben und bis heute den Vorsprung der Deutschen und Engländer noch nicht eingeholt haben.

Im Jahr 1895 veröffentlichte Arrhenius mit Ekholm eine Arbeit über den Einfluß des Mondes auf den elektrischen Zustand der Erde, im folgenden Jahr eine Abhandlung über den Einfluß des Kohlensäuregehaltes der Luft auf die Temperatur der Erde. 1898 erscheint, auch mit Ekholms Hilfe, „Ueber den Einfluß des Mondes auf die Polarlichter und die Gewitter“ und „Ueber die nahezu sechsundzwanzigtägige Periode der Polarlichter und der Gewitter“ und die merkwürdige, von ihm allein gezeichnete Studie „Die Einwirkung kosmischer Einflüsse auf die physiologischen Verhältnisse“, die von den Forschern der letzten Jahre, die sich mit den periodischen Erscheinungen beim Menschen beschäftigt haben, ganz übersehen scheint. Dann folgen Abhandlungen über die Ursache des Nordlichtes, über Physik des Vulkanismus und andere aus ähnlichen Gebieten; 1905 überrascht er die wissenschaftliche Welt mit seinem zweibändigen Lehrbuch der kosmischen Physik. Die Wirkung, die dieses Werk auf die Fachleute übte, war der zunächst durch die Dissoziation-Theorie geschaffenen sehr ähnlich. Man war bereit, die Originalität und Freiheit der vielen neuen Gedanken zuzugeben, die Arrhenius' Fragen nach der Beschaffenheit und der

Entstehung der Weltkörper stellen und beantworten ließen, konnte sich aber noch nicht entschließen, sie als richtig anzuerkennen. Ich bin in keiner Weise befähigt oder berechtigt, ein sachliches Urtheil über diese Dinge zu fällen. Aber aus allgemeinen Gründen möchte ich vermuthen, daß im Lauf der Zeit immer mehr von Dem, was Arrhenius dargelegt hat, durchdringen und als erwiesen gelten wird.

In seinem „Werden der Welten" finden wir die allgemeinsten Ansichten, zu denen er bei der Prüfung der Entstehungsgeschichte der Erde und der anderen Weltkörper gelangt ist, in anschaulichster und lebendigster Weise dargestellt. Dieses Werk wird vermuthlich das bleiben, aus dem sich die weiteren Kreise der Wissenschaftgenossen und der an der Wissenschaft Interessirten ihre Anschauungen von dem wissenschaftlichen Habitus unsers Forschers bilden werden, und man wird wohl sagen dürfen, daß dieses Bild ziemlich richtig sein wird. Die hervortretendsten Züge in Arrhenius' ganzer wissenschaftlicher Laufbahn, die Unabhängigkeit, die erstaunliche Freiheit des Denkens und die Fähigkeit, weit auseinanderliegende Thatsachen unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu erschauen, verbunden mit der auszeichnenden Einfachheit und umfassenden Beschaffenheit der Ergebnisse, die den Meister ersten Ranges kennzeichnet, sind hier deutlich erkennbar.

Noch ein anderes Gebiet von größter Wichtigkeit hat Arrhenius in dieser späteren Periode seiner Arbeit betreten: das der Serumtherapie und der verwandten Erscheinungen. Während der geniale Experimentator Ehrlich für die Deutung der von ihm entdeckten eben so wichtigen wie mannichfachen Erscheinungen keine anderen Denkmittel zur Verfügung hatte als die schematischen Bilder der Strukturchemie, die sich bekanntlich überall unzulänglich erwiesen hat, um für quantitative Abstufungen einen Ausdruck zu bilden, zeigte Arrhenius, daß es sich hier um unvollkommene Bindungen und von der Konzentration abhängige Gleichgewichte handelt, welche eine große Aehnlichkeit mit denen besitzen, die zwischen schwachen Säuren und Basen bestehen.

Trotz der außerordentlichen Spezialisirung der Wissenschaft begnügen sich heute die führenden Forscher nur noch selten damit, ein einziges, eng begrenztes Gebiet zu bearbeiten, ja, auch nur sich im Rahmen einer einzigen der traditionellen Wissenschaftabteilungen zu halten, wie sie durch das Bestehen entsprechender Lehrstühle an den Universitäten gekennzeichnet sind. Die großen synthetischen Faktoren der Wissenschaft sind wieder in den Vordergrund getreten: und so sehen wir Arrhenius in gleichem Maße schöpferisch und neue Bahnen öffnend in der Chemie und in der Meteorologie, in der Astronomie und in der Medizin sich bethätigen. Die Kosmologie hat ihn zu geschichtlichen Studien veranlaßt und auch dem unwiderstehlichen Drang nach naturphilosophischer (oder sagen wir unverfänglicher: wissenschaftstheoretischer) Allgemeinbetrachtung, der unsere Zeit in dieser Richtung vor Allem kennzeichnet, hat er sich hingegeben. So bestätigt er uns den Satz, daß die frühzeitige Durchsetzung des großen Neuen, das der

führende Geist der Welt gebracht hat, daß die bald eintretende Beziehung zu begeisterten Schülern und Mitarbeitern, welche einen Theil der Durchführungarbeit auf ihre Schultern nehmen und vor allen Dingen durch ihre sympathische Umgebung den schöpferischen Organismus während seiner angestrengtesten Periode vor vorzeitiger Erschöpfung behüten helfen, daß alle diese äußeren und inneren Erleichterungen des „großen Werkes“ wirklich auch dahin wirken, dessen gefährliche Rückwirkungen auf den erzeugenden Organismus zu vermindern und ihm die zu weiteren Schöpfungen erforderliche Energie zu erhalten. Der ausgedehnte internationale Kreis von Freunden und Schülern, der sich zu Arrhenius' Jubelfeier um ihn versammelte, legt ein Zeugniß dafür ab, wie sehr es unserem Freunde gegeben war, auch von Angesicht zu Angesicht zu wirken und überall dort, wo er geweilt hat, die lebhafteste Erinnerung zu hinterlassen.

Und damit kommen wir auf eine andere Seite von Arrhenius' Persönlichkeit, in der er sich auch als Vorläufer einer neuen Zeit bethätigt. Er ist durchaus ein internationaler Gelehrter, ein Forscher, der persönlich eben so heimisch in Deutschland und England, in Amerika und Frankreich, in Rußland und Holland ist wie in seinem Vaterland. Von Arrhenius habe ich vor zwanzig und mehr Jahren zuerst gelernt, wie man in der fremden Sprache einen großen Theil der Grammatik (die ja ohnehin nur eine Angewohnheit und meist sogar eine schlechte ist) durch Muth ersetzen kann und auf solche Weise sichere Wirkungen erzielt. Seine Lebensführung erinnert an die großen internationalen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts und seine außerordentliche Fähigkeit, sich in fröhlicher Geselligkeit die neuen Kreise nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen zu gewinnen, bewirkt, daß überall die Augen aufleuchten und die Gesichter sich verklären, wenn sein Name später wieder einmal genannt wird.

So sehen wir ein Forscherleben vor uns, das in seltenem Maße auch von persönlichem Glück erfüllt war und ist. An mancherlei persönlichem Leid hat es nicht gefehlt. Aber er hat es mit der heiteren Frische zu überwinden gewußt, die den Grundzug seines Wesens bildet, und die riesigen Mengen geistiger Energie, die ihn zu seinen Forschungen und Entdeckungen befähigt haben, haben sich auch segenreich bethätigt, wo es sich um die Ueberwindung von Krankheit und Kummer handelte. Und wenn wir ihn jetzt auf der Höhe des Lebens begrüßen, wo ihn die höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen unserer Zeit als einen ihrer Besten kenntlich machen, wo seine äußeren und wissenschaftlichen Verhältnisse ihm nach allen Richtungen Das gewähren, wonach das Herz des Forschers verlangen mag, so wissen wir, daß es kaum je einen Entdecker gegeben hat, dem Jedermann, mag er auch nur einmal mit ihm in Berührung gekommen sein, das wohlverdiente Glück so von Herzen gönnt.

Großbothen. Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

Anzeigen.

Die Weltwanderer. Romandichtung in drei Büchern. Wilhelm Baenschs Verlag in Dresden. 7 Mark.

Als ich in dieser Zeitschrift die Entstehungsgeschichte meines Romans „Die Hügelmühle“ erzählte, mußte ich damit bis zu meinen Jugendjahren zurückgehen. Aus einer Notiz zu meiner Romandichtung „Der Weltwanderer“ ist zu ersehen, daß diese Arbeit fast neun Jahre zurückreicht. Warum ich Dies hervorhebe? Gewiß nicht zur Anempfehlung; denn oft ist das am Schnellsten Gemachte das Beste. Wohl aber zur Selbstvertheidigung. Wenn man nämlich im Juni einen Roman von großem Umfang (für unsere kurzathmigen Zeiten) erscheinen läßt und im November einen anderen von noch größerem Volumen, dann bedarf es vielleicht einer Rechtfertigung. Füge ich nun aber hinzu, daß mein drittletztes Buch „Das Weib des Vollendeten“ zwölf Jahre vor seinem Erscheinen entworfen wurde, dann wird man mir wohl zugeben, daß es mit meiner Vielschreiberei nicht so schlimm ist, wie es aussieht. Und zur Empfehlung des Werkes? Ich wüßte nichts. Wenn ich sagen würde, daß ich es für das reichste meiner Dichtung halte, so könnte Das eine diskreditirende Wirkung üben. Denn es ist ein Dogma, daß Dichter kein Urtheil über ihre eigenen Werke haben und sogar ihre schwächsten Kinder am Meisten lieben. Das will ich also nicht gesagt haben. Wäre es möglich, die Handlung auf einer halben Seite wiederzugeben, so könnte Das vielleicht als Empfehlung dienen. Es ist nicht möglich. Hier kann nur gesagt werden, daß diese Handlung auf der Wiedergeburtlehre aufgebaut ist: die selben Personen (dem inneren Charakter nach) treten im Alterthum und in der Gegenwart auf; in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da ich einen Freund Lord Byrons zu meinem Helden erkoren habe. Dies ist nun allerdings nichts Neues. Vielmehr scheint mir in der englischen Literatur dieses jungen Jahrhunderts der Wiedergeburtroman in der Modeströmung zu sein. Dabei ist mir aufgefallen, daß keiner von den mir bekannten (alle später als mein Entwurf) in Indien spielt, sondern daß Egypten, wo der Gedanke nie vorherrschend war, das bevorzugte Land ist. Daß bei mir das Problem in seinen echten heimathlichen Boden eingepflanzt ist, mag mit ein Grund sein, warum seine Durchführung tiefer und ernster ausgefallen ist als sonstwo; in einem gewissen Sinn darf man also sagen, daß dieser Gedanke, einer der wenigen Grundgedanken der Menschheit und einer, der eine ganze Reihe der hellsten und schärfsten deutschen Geister andauernd beschäftigt hat, hier zum ersten Mal wirklich künstlerisch gestaltet worden ist, nachdem sonst mehr nur damit gespielt worden war. Damit ist ja über den eigentlich dichterischen Werth noch nichts gesagt. Darüber kann ich ja auch, nach dem erwähnten Dogma, nichts Glaubwürdiges sagen. Der Leser muß sich eben selbst sein Urtheil bilden. Ich schließe mit dem Pançatantram-Waidspruch, den ich auf die Rückseite meiner offen stehenden indischen Prachtthür

gesetzt habe (eines Theils des reichen Schmuckes, der mein Buch ziert): „Wird sie wohl in die Hand eines braven Mannes gelangen? Wird sie ihn wohl erfreuen? Wird sie wohl fehlerfrei sein? Also härmt sich ja ein Dichter über eine Erzählung ab, sobald sie zur Welt gekommen ist, als wenn es eine Tochter wäre."

Dresden. Karl Gjellerup.

✱

P. J. Kowalewskij: Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. Psychiatrische Studien aus der Geschichte. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau O. Gmelin.

Das Buch enthält die Biographien zweier russischen Kaiser, Peters des Dritten und Pauls des Ersten, wie sie bisher, vom psychiatrischen Standpunkt aus, noch niemals veröffentlicht worden sind. Der bekannte russische Psychiater Kowalewskij hat hier auch den Lebenslauf des geisteskranken Königs Ludwig von Bayern von seinem Standpunkt aus so ausführlich und anschaulich dargestellt, daß auch diese Biographie als eine bedeutende wissenschaftliche Arbeit bezeichnet werden kann. Die psychiatrischen Studien über Nebukadnezar und Saul und deren Geisteskrankheiten sind nicht minder lesenswerth.

München. Wilhelm Henckel.

✱

Marie Hoff: Drei Jahre im Weiberzuchthaus. — Neun Monate in Untersuchunghaft. Heinrich Minden in Dresden. Jeder Band kostet 3 Mark.

Der Band „Drei Jahre im Weiberzuchthaus" ist schnell in sechstausend Exemplaren verbreitet worden. Außer zahlreichen Literaturkritikern nahmen auch angesehene Juristen das Wort, um die Schrift als sachlich und dankenswerth anzuerkennen. Ein sehr bekannter Staatsanwalt unterzog sich der Mühe, die Akten der Strafthat Marie Hoffs nachzuprüfen und einen mehrspaltigen Artikel zu veröffentlichen, der mit Worten ungewöhnlich warmen Lobes für Marie Hoff schließt. Karl Jentsch wünschte dem kleinen Werk dreihunderttausend Käufer. Marie Hoff ist ein Pseudonym. Warum die Verfasserin ein solches gewählt hat, erklärt sie in dem Vorwort; und sagt dann: „Sollte indessen Jemand aus irgendeinem Grunde Interesse daran haben, sich eingehender zu orientiren, so wird die Verlagshandlung auf Wunsch die Güte haben, die nöthige Auskunft zu geben. Ich selbst aber werde jedem Anfragenden gern Rede und Antwort stehen." Viele Briefe liefen danach bei mir ein. Ich sandte sie an die Verfasserin, erhielt sie aber mit der Bitte, sie selbst zu lesen, zurück. Dabei fand ich mehrmals den Wunsch ausgesprochen, Marie Hoff möge auch ihre Erfahrungen aus der Untersuchunghaft veröffentlichen. Diesen Anregungen verdankt das zweite Buch, „Neun Monate in Untersuchunghaft", sein Entstehen. Auch dieser Band hat viel Beifall gefunden. Marie Hoff ist ruhig und

sachlich. Daß sie als vorurtheillose Beobachterin uns die Geheimnisse enthüllt, die sich hinter den Mauern der Zuchthäuser und Untersuchungsgefängnisse verbergen, müssen wir ihr danken; denn so lange ein Gebiet für die Allgemeinheit in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt, sind wirksame Reformen kaum zu erhoffen. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß Marie Hoff mit ihren starken, fesselnden Büchern für die elendesten der Menschen viel gethan hat.

Dresden. Heinrich Minden.

Kunst und Künstler von gestern und heute. K. Konegen in Wien. 6 Mark.

Die vorliegenden Aufsätze über Bildende Kunst, vornehmlich Malerei, sind zwar bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden, entbehren aber nicht des Zusammenhanges. Sie erscheinen hier so angeordnet, daß sie ein ziemlich vollständiges und klares Bild von der Entwickelung der Bildenden Kunst in den letzten dreißig Jahren geben, einer Epoche, die der Verfasser als selbst ausübender Maler in eigener Person mit- und durchgelebt hat. Nach einigen allgemeinen Essays, die das Verhältniß der Kunst zum Staat, zur Religion, zur Wissenschaft und Technik behandeln, werden die verschiedenen Methoden und Manieren besprochen, die seit etwa dreißig Jahren einander ablösen; sie werden aus dem kulturellen und geistigen Milieu ihrer Zeit erklärt; und von einer Reihe besonders repräsentativer Künstler, denen je ein Aufsatz gewidmet ist, wird im Einzelnen exemplifizirt, was früher im Allgemeinen besprochen worden ist. Auch die Vorgänger der modernen und modernsten Richtungen, Rembrandt, El Greco, Goya, werden in ihren Beziehungen zu der Kunst von heute in besonderen Essays behandelt; eben so eine Reihe von künstlerischen Ereignissen der letzten Jahre, die Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen gegeben haben. Der Zweck dieses Buches ist, dem gebildeten Laien, der Interesse und Empfindung für künstlerische Eindrücke hat, der aber in unserer von Parteiungen zerklüfteten, von Reklame- und Geschäftswesen vergifteten Zeit von vielen Seiten irr gemacht wird, einen Begriff von fachmännischer Beurtheilung der Kunstwerke und Künstler zu geben. Ich suche klar zu machen, daß nicht ein beliebiger, subjektiver Eindruck allein, und sei er noch so stark, nicht die durch ein Kunstwerk angeregten Gedankenreihen, auch nicht die äußerlichen Merkmale einer bestimmten Manier ausschlaggebend für den Kunstwerth eines Werkes sind, sondern daß ein Urtheil darüber vor Allem auf technischem Verständniß beruhen muß; daß zwischen historischen, evolutionistischen, psychologisch-dokumentarischen, merkantilen und rein künstlerischen Werthen ein deutlicher Unterschied besteht. Diese Art, über Kunstwerke zu sprechen, hat mir manchmal den Vorwurf der Beckmesserei eingebracht. Trotzdem halte ich sie für die einzige, die auf den gebildeten Laien und oft selbst auf den Fachmann erziehlich und nutzbringend zu wirken vermag.

Wien. A. F. Seligmann.

Josef Stranz.

„Wir Menschen treffen einander, tauschen ein Wort, einen Blick: still ists dann wieder und dunkel.“ Longfellow.

„Die Nachrichten über Staubs Befinden sind leider sehr traurig. Der Zustand scheint hoffnungslos. Ich selber bin ein unverwüstlicher Optimist und klammere mich noch an jeden Strohhalm. Sein Verlust ist in gewissem Sinn ein unersetzlicher.“ Sechs Jahre nur sind vergangen, seit (im September 1904) Josef Stranz diese Zeilen schrieb. Er, der bestimmt war, Staubs Lebenswerk fortzuführen. Fortzuführen und es um die klangvollsten Noten seiner eigenstarken Art zu erweitern, zu bereichern, zu beleben. Was immer Stranz als Nachfolger Staubs für die Juristen- und Handelswelt bedeutet hat: in mancher Hinsicht raubte ihn dieses Erbe, das unglaubliche Hingabe, unglaubliche Entsagung forderte, sich selbst, nahm ihm die Zeit, sich in seinem persönlichsten juristisch-sozial-menschlichen Sein auszuleben. „Streng juristischer Kram hat keine begeisternde Macht über mich.“ Freilich: wer konnte ahnen, daß dies Leben so kurz sein werde?

„Ich selber bin ein unverwüstlicher Optimist.“ Noch in der Nacht vor dem Ende glaubte er sich gerettet: „Die grauen Gestalten sind dagewesen, aber wir haben sie besiegt.“

Beglücken, mit vollen Händen ausstreuen: Das war Dein Lebensquell, Du großer Verschwender. Sonder Wägen und Messen, wie Dein Schenken, floß Deine reiche Dankbarkeit. Noch Dein Dank war Geschenk, das den Empfänger adelte. Nichts erschien Dir klein, weil Du das Einzelne stets im Lichte des Ganzen, in all seinen Zusammenhängen, seiner Gewordenheit und seinen Entwickelungmöglichkeiten sahest und es die Anderen, Du kindlich-ganzer Demokrat, so sehen lehren wolltest.

An den Sprossen des Aufstieges zu hämmern, an den großen Lebenstempeln innen und außen zu bauen: Das war die Quintessenz Deiner Sehnsucht.

Du mußtest fort, als ein Frühling und Sommer von unerhörter Blüthen- und Blumenpracht hereinbrach. Du, der die Kätzchen der Weiden, die stolzen Kastanienkerzen, das Birkengehänge, den Rothdorn, den Flieder, die dunklen Rosen so zärtlich geliebt und umworben hast. Wer je, Ihr Baumgruppen und Rosen in Charlottenhof, sah Euch mit hellerem Jubel? Wer je, Ihr grün umsponnenen Schlößchen und Terrassen, ist Euch treuer und genußfroher zugepilgert?

Du mußtest fort auf dem Höhenweg. Noch war das Stärkste, das Du zu geben hattest, ungegeben. Der Gipfel, dem Du sicheren Fußes zustrebtest, blieb unerreicht.

Ein im feinsten Sinn unmoderner Mensch ohne jede unedle Betriebsamkeit. Ein Mensch, der die humanistische Bildung in vollen Zügen eingesogen, dessen Wesenheit die Antike mitgeprägt hatte. Ein Mensch mit antiken Begriffen von Freundschaft: Orest und Pylades; von stiller Ritterlichkeit gegen Mann und Weib, Freund und Feind. Eine im feinsten Sinn einfache Natur, die der Anderen Winkelzüge nie begriffen hat.

„Reise nach Sizilien, Griechenland und der Türkei im Frühjahr 1903. (Tagebuch.) Einen Lebenswunsch galt es erfüllen. ‚Das Land der Griechen mit der Seele suchend.' Die Seelenvorbereitung, die ich seit den Tagen der Jugend gerade für diese Reise erfahren habe, kam mir zu Gute. Der schönste Himmel Griechenlands wölbte sich über der Akropolis, die Sonne Homers beleuchtete sie, als mir gegönnt war, sie das erste Mal zu sehen und die Stufen zu den Propyläen zu ersteigen. In tiefster, wolkenloser Bläue spannte sich der Himmel wie ein leuchtender Baldachin über dem athenischen Burgberg, aller Akropolen schönste und heiligste. Ein Eindruck war es, der überwältigte. Jener Eindrücke einer, die sparsam vertheilt sind. Bis in alle Nerven wird man getroffen. Ein Vibriren, ein Schwingen der Seele, ein Hinausschweben über sich, über die Schranken der Endlichkeit. Seit die Religion mir schweigt, sprechen höchste Kunstwerke mir diese eindringliche Sprache. Sie hatten hier keinen trüb-melancholischen, des Lebens Leid widerspiegelnden Zug: ihr Grundton war freudig-erhebend, des Lebens Schwere war durch die schönheitvollen Schöpfungen der Kunst überwunden. ‚Freude, schöner Götterfunken': von ihr flog ein Strahl in meine Brust. Nichts von der Freude des flachen Optimisten, von jener göttlichen vielmehr, die als letztes Ziel irdischen Strebens, als Sieg und Versöhnung aller Lebensqual winkt (von dem Titanen Beethoven im letzten Satz der Neunten Symphonie verkörpert)."

„Meine Persönlichkeit ist, wie sie geworden, nur geworden durch die Begeisterung für jene alte Welt und ihre Kultur. Hellenismus und Humanismus; die Begeisterung für ein Volk, die sich ausweitet zur Liebe für die Menschheit."

„Liebe für die Menschheit!" Liebe zu Allem, was sie gewollt, geschaffen, gestrebt: zu ihrer Musik, ihrer Kunst, ihrem Geistes- und Sinnenglück, ihrem Handeln, Schauen und Genießen. Wer hat den Greisen, den Alten und Leidenden gelauscht, ihnen den Teppich der

Ehrfurcht gebreitet wie Du? Wer hat wie Du die Kinder geliebt? Wer gleich Dir die Strebenden gestützt und gestählt, sie in den Stunden ihres bittersten Schmerzes, ihres leidenschaftlichsten Verzagens getröstet, „wie Einen eine Mutter tröstet"?

Solcher Weichheit einte sich die Härte, der Trotz, die unbeugsam gewappnete Einsamkeit des Kämpfers. Sollte ich, ruft Stranz, im Protest gegen den Wechselprotest, diesem sprühenden Waffengang gegen Formalismus und wirthschaftliche Kraftvergeudung, „sollte ich Einzelkämpfer (unter den Notaren) bleiben: der endliche Sieg der Sache erscheint gewiß und, was mich selbst angeht: Τρεῖν μ'οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη."

Jetzt schweigt sein Mund. Die guten, klugen, muthigen Augen sind geschlossen. Wir streuen Lorber, Reseden, weiße Rosen auf ein Grab. Wir pflanzen Trauerweiden auf ein Grab. Und unsere Thräne verschleiert die sommerliche Welt. Helene Simon.

Das Kohlensyndikat.*)

Die Zechenbesitzer-Versammlung hat am fünfundzwanzigsten Mai 1910 eine Kommission von vierunddreißig Mitgliedern gewählt, die einen neuen Syndikatsvertrag vorbereiten oder den mit dem Jahr 1915 ablaufenden ändern soll. Zu dieser Kommission gehören auch die Vertreter sämmtlicher Hüttenzechen; natürlich: denn die Frage der Hüttenzechen fordert in dem neuen Vertrag eine neue Antwort.

Als der erste Vertrag, im Februar 1893, zu Stande kam, gab es nur wenige Koks verbrauchende Eisenwerke mit eigenen Zechen; nämlich: Bochumer Verein, Deutscher Kaiser (Thyssen), Gutehoffnunghütte, Krupp und Union. Der Selbstverbrauch der Zechen, also die im eigentlichen Zechenbetrieb selbst verbrauchten Kohlen für die Dampfkessel, Briquettefabriken und Bergleute, waren nach dem Vertrag von der Umlage, die zwischen 6 und 9 Prozent des vom Syndikate erzielten Verkaufspreises schwankt, befreit. Die Gerichte gingen in allen Instanzen über diese allgemeine Auffassung der Vertragschließer (in einem Prozeß, den ein Hüttenzechenbesitzer nach Jahren gegen das

---

*) Von einem Bergwerksdirektor, der glaubt, daß durch die Nennung der Autornamen diese schwierige Diskussion noch mehr erschwert würde.

Kohlensyndikat führte) hinaus und erklärten, daß auch der Verbrauch aller anderen Werke unter den Selbstverbrauch falle, also auch der Koks für die Hochöfen. Diese neue, durch die Gerichte hineininterpretirte Auslegung des Selbstverbrauches machte (nicht gerade zum Nutzen des Syndikatsgedankens) Schule: denn nun kamen die Tage der Fusionen. Zechen gliederten sich Hütten, Hütten sich Zechen an. So entstanden als neue Hüttenzechen Deutsch-Luxemburg, Gelsenkirchener B.A.G., Georg-Marien-Hütte, Hoesch, Mansfeldsche Kupferschiefer bauende Gewerkschaft, Minister Achenbach und Rheinische Stahlwerke. Die Reinen Zechen, die keine Hüttenwerke besaßen, wurden nun, gegen die ursprüngliche Auffassung des Selbstverbrauchparagraphen, doppelt geschädigt: durch die verlorene Umlage und durch den verlorenen Absatz, besonders in Koks, der von Reinen Zechen nur noch an Reine Hüttenwerke geliefert werden konnte. Aber auch in diesen Absatz an Reine Hüttenwerke mußten sich die Reinen Zechen mit den Hüttenzechen noch in Zeiten der Baisse auf dem Roheisenmarkt theilen, weil die Hüttenzechen dann wieder einen Theil ihrer Kokserzeugung zum Absatz anmeldeten. Durch Uebereinkunft gelang es zwar, diesen Theil wenigstens zu kontingentiren; doch kann man nicht behaupten, daß damit die Unzufriedenheit und Zurücksetzung der Reinen Zechen hinter die Hüttenzechen beseitigt wurde. Heute haben die Hüttenzechen vom Syndikat den größten Vortheil; und sie würden ohne Weiteres einer Verlängerung des laufenden Syndikatsvertrages zustimmen. Dazu triebe sie schon der Wunsch, den Reinen Hüttenwerken den Kokspreis hoch zu halten.

Die Reinen Zechen streben in den früheren Zustand zurück. Scheitert dieses Streben an dem Verhalten der Hüttenzechen, dann müssen sie suchen, sich bestehende Reine Hütten anzugliedern oder neue Hütten zu gründen, um Absatz für ihren Koks zu haben. Da es sich um sehr kapitalkräftige Gesellschaften handelt, würde das Gründen neuer Hochofenwerke, wofür der neue Kanal ausgezeichnete Anlagegebiete schafft, keine Schwierigkeit bieten. Um Das zu hindern und sich so neue Wettbewerber im Erzbezug und im Absatz von Roheisen und Fertigerzeugnissen fern zu halten, muß ein Ausgleich gefunden werden.

Von den Hüttenzechen wäre nur die Gewerkschaft Deutscher Kaiser (Thyssen) vielleicht für die einfache Vertragsverlängerung zu haben. Thyssen hat großen Koksbedarf, den ihm seine Zechen allein nicht decken können. Seinen Wunsch, ihm für den ungedeckten Theil beste Koksmarken zuzuweisen, soll das Syndikat nicht immer zu erfüllen vermocht haben; auch glaubt er, daß seine vorzügliche Kohlenverladung, direkt vom Förderwagen ab Zeche in das Rheinschiff, im Syndikat nicht zu voller Geltung komme. Ueber beide Wünsche, Zutheilung geeigneter Koksmarken und bessere Anrechnung des Fracht- und Verladungvorsprunges, wird sich reden lassen. Bei der Erörterung des zweiten Punktes könnte noch einmal geprüft werden, ob es sich empfiehlt, Frankopreise einzuführen, wie sie, zum Beispiel, in der Kalkindustrie,

in der Ziegel- und Kalkkohlenvereinigung und der Theerproduktenvereinigung bestehen.

Mehr Schwierigkeiten bieten die Outsider, zu denen bekanntlich der Fiskus gehört. 1903 lieferten sie 869384 Tonnen oder 1,33 Prozent der Förderung im Oberbergamtsbezirk Dortmund (mit Einschluß Rheinpreußens); 1909 schon 4167015 Tonnen oder 4,9 Prozent. Wahrscheinlich wird dieser Prozentsatz im Lauf der kommenden Syndikatsjahre noch beträchtlich steigen; und diese Steigerung bildet eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den Syndikatsgedanken. Unser hochverdienter Führer, Herr Geheimrath Kirdorf, richtete deshalb in der Generalversammlung des Bergbaulichen Vereins warnende Worte an die Anwesenden (zum Bergbauverein gehören fast alle Zechen, auch der größte Theil der Outsider). Er sagte: „Der Stärke dürfen wir uns freuen; aber vergessen Sie nicht, daß die Stärke auf der Einigkeit beruht. In dem Moment, wo Sie diese Einigkeit verlassen, werden Sie sehen, wie die Stärke zur Schwäche wird. Ich habe vor Kurzem an dieser Stelle warnende Worte an Die gerichtet, die die Einigkeit heute noch wahrhalten und hoffentlich weiter wahrhalten werden. Heute habe ich Gelegenheit, diese Worte auch an Die zu richten, die dieser Einigkeit sich bisher nicht angeschlossen haben, und daher auch an den hohen Vertreter unserer Bergbehörde. Ich habe an schlechte Zeiten erinnert. Und sie werden wiederkehren, wenn uns nicht gelingt, das Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat auf erneuter, verbesserter Grundlage zu verlängern. Wir hatten Zeiten: da war von der Stärke des niederrheinisch-westfälischen Kohlenbergbaues noch keine Rede. Da war dieser Kohlenbergbau die dienende Magd sämmtlicher anderen Industrien. Das war eine Zeit, wo an den Thüren der Hüttenwerke angeschlagen stand: ‚Der Eintritt ist den Kohlen- und Schmierölreisenden untersagt.‘ Solche Worte müssen sich die Herren außerhalb des Kohlensyndikats hinter die Ohren schreiben. Wer heute sich schlau und weise dünkt, weil er außerhalb des Kohlensyndikats steht, erkennt die Macht der Einigkeit nicht. Aber glauben Sie mir: Wenn der Verband nicht mehr besteht, wird Keiner ausgeschlossen von den Folgen, die dann eintreten. Und an die hochverehrten Herren Vertreter unserer Gemeinden, in denen wir hausen, richte ich die Mahnung, in unserem Interesse zu wirken. Der Verfall des Kohlensyndikates führt zum wirthschaftlichen Ruin des ganzen industriellen Westens. Möge die Stärke unserer niederrheinisch-westfälischen Kohlenindustrie uns erhalten bleiben, indem die Einigkeit bestehen bleibt. Ein Glückauf der Einigkeit im niederrheinisch-westfälischen Kohlenbergbau!“

Scheitert der Versuch, das Syndikat zu erneuern, an dem Mangel an Solidaritätgefühl bei einem Theil der Zechenbesitzer, dann treten wir allerdings in eine traurige Periode wirthschaftlichen Niederganges, die auch durch vorübergehende Haussejahre nicht gebessert werden kann. Das Kohlensyndikat ist ja seit seinem Bestehen von rechts und links angefeindet worden; es war Gegenstand lebhafter Angriffe in der Presse

und in den Parlamenten und nur wenige Parlamentarier hatten den Muth, es zu vertheidigen. Erst die „Kontradiktorischen Verhandlungen im Reichsamt des Innern“ brachten einen langsamen Umschwung der Oeffentlichen Meinung; die zahlreichen Irrthümer und falschen Angaben über Einrichtungen, Zweck und Ziel des Kohlensyndikates wurden nun allmählich berichtigt. Daß sich das Kohlensyndikat in den Jahren seines Bestehens von dem Grundsatz leiten ließ, die Schwankungen von Hausse und Baisse zu mildern und, statt seine Macht zur Erzielung hoher Gewinne auszunützen, sich mit mittleren, industriellen Werken angemessenen zu begnügen, erweist die Berechnung des Nationalökonomen Dr. Jüngst in seinem Werk „Arbeitlohn und Unternehmergewinn im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbau“. Herr Dr. Jüngst nimmt die Jahre 1886 bis 1906. Von 1886 bis ans Ende des Jahres 1892 gab es kein Syndikat. In der syndikatlosen Zeit betrug die Ausbeute im Oberbergamtsbezirk Dortmund durchschnittlich 1,07 Mark pro Tonne, in der Syndikatsperiode 1,03 Mark pro Tonne. In der ersten Periode war die niedrigste Ausbeute 0,45 Mark pro Tonne, die höchste 2,11 Mark pro Tonne im Konjunkturjahr 1890. In der zweiten Periode war die niedrigste Ausbeute 0,49 Mark pro Tonne, die höchste nur 1,35 Mark pro Tonne im Konjunkturjahr 1901. Bei diesen mittleren Ueberschüssen konnte die Kohlenindustrie ihren Arbeitern stetige gute Löhne zahlen. Im freien Wettbewerb wird, wie der Kohlenpreis, der Arbeitlohn wieder den großen, verderblichen Schwankungen nach oben und unten ausgesetzt sein. Jeder Arbeiterfreund muß deshalb ein Syndikatsfreund sein. Aber auch der Kohlenverbraucher wird lieber mit einem stabilen mittleren Kohlenpreis rechnen als mit schwankenden. Die von einsichtiger Sachkenntniß geleitete Presse hat sich auch längst überzeugt, daß das Syndikat im Allgemeinen seine Macht in maßvoller Weise angewandt hat und darin vorbildlich für andere Kartelle geworden ist. Die von der Sensationsucht beherrschte Presse sagt natürlich nur, was der großen Masse angenehm in die Ohren klingt; sie schimpft auf die hohen Kohlenpreise, Schutzzölle, Arbeitnachweis und Aehnliches. Damit wird Oeffentliche Meinung gemacht. Die macht wieder die Wahlen zum Parlament und dieses dann die Gesetze, welche die Axt an den blühenden Baum unserer Industrie legen.

So wurde auch vom Parlament der Fiskus gedrängt, dem Kohlensyndikate Konkurrenz zu machen; Bergwerke im Ruhrrevier zu erwerben und neue anzulegen. Die privaten Zechenbesitzer sahen das Eindringen des Staates in die private westfälische Montanindustrie gar nicht so ungern. Die bergpolizeilichen Vorschriften sind aus einem Heftchen inzwischen zu einem Band angewachsen. Mit der Paragraphenzahl wächst auch die Verantwortung der Beamten, von denen viele die Ansicht vertreten, daß Theorie und Praxis nicht in dem richtigen Verhältniß bei der Berathung dieser Vorschriften vertreten waren. Mancher meint deshalb, es könnte nicht schaden, wenn auch der Fiskus

die ganze Schwere dieser Vorschriften am Leib seiner Bergwerke spüre und so gewissermaßen eine natürliche Bremse für etwa geplante weitere Vorschriften bilde. Soll der Fiskus nach einem von allerhöchster Stelle gefallenen Wort „Musteranstalten“ (wohl in Bezug auf soziale Fürsorge) haben, dann muß er stetige gute Löhne zahlen; muß er auch das in die westfälischen Gruben gesteckte Geld seiner Steuerzahler, auch derer, die kein Interesse an billiger inländischer Kohle haben, sondern Holz, Torf, Braunkohle, ausländische Kohle verbrauchen oder Naturkräfte ausnutzen, in angemessener Höhe zu verzinsen suchen. Bedenkt man nun weiter, daß auch die Selbstkosten bei den größeren Teufen und wachsenden öffentlichen Lasten sich unaufhaltsam erhöhen, so kann man eine unter das Mittelmaß reichende Preisstellung beim Absatz fiskalischer Kohle wohl als ausgeschlossen betrachten. Ist Das aber richtig, dann giebt es auch keinen Grund für den Fiskus, dem Kohlensyndikat, das ja immer auf der mittleren Preislinie geblieben ist und bleiben wird, nicht beizutreten. Der Fiskus hat vielmehr ein starkes Interesse daran, zur Erneuerung des Syndikates mitzuwirken und mit seinen westfälischen Zechen einzutreten (wie er ja auch Mitglied und Mitgründer des Kalisyndikats ist). Als das Kohlensyndikat gegründet wurde, war Freiherr von Rheinbaben Präsident der düsseldorfer Regirung. Er kannte aus eigener Anschauung die Verhältnisse der rheinisch-westfälischen Industrie, wußte, wo der Schuh drücke, und er wars, der damals mit aller Energie für die Gründung des Syndikates eintrat. Sicherlich im Interesse von Staat und Volk. Jetzt ist er Oberpräsident der Rheinprovinz und wird bei der Centralstelle gewiß sein Ansehen dafür einsetzen, daß die fiskalischen Zechen ins Syndikat kommen. Denn hier handelt es sich darum, eine blühende Industrie, in der heute vierhunderttausend Bergleute ihr Brot finden, zu erhalten.

Scheitert das Syndikat am Widerstand der Outsider, dann arbeitet nicht nur der fiskalische Bergetat mit Zuschüssen und Verlusten, sondern haben auch Gemeinde, Kreis, Provinz und Staat mit erheblichen Steuerausfällen zu rechnen. Das Sinken der Löhne kann dann kein Gesetz der Welt aufhalten: denn der Kohlenbergbau hat kein Monopol, wie das Kali. Das Ruhrbecken liegt an der Westgrenze und hat scharfen Wettbewerb von inländischer Braunkohle und von England, Belgien, Frankreich, neuerdings auch von Holland auszuhalten. Belgien und Frankreich haben nach den Reichslanden durch die Kanäle, die noch unter französischer Regirung geschaffen wurden, viel billigere Frachten als das Ruhrrevier, das auf den Ausbau der Kanäle noch warten muß. Die Erkenntniß dieses Mangels hat freilich unseren Eisenbahnfiskus nicht gehindert, durch falsche Tarifpolitik die Ausfuhr noch mehr zu erschweren. Tritt der Bergfiskus ins Kohlensyndikat, so darf die rheinisch-westfälische Montanindustrie von ihm die nachdrückliche Empfehlung einer gesunden Tarifpolitik wohl sicher erwarten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. August 1910.

Amici.

Dio aus Prusa, dem Beredsamkeit den Beinamen des Chrysostomus eintrug und der am Hofe Vespasians, Nervas und Trajans eine ähnliche Stellung hatte wie achtzehnhundert Jahre später Joseph Maria von Radowitz am Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten, hat den Kaisern zugerufen, nützlicher als Augen und Ohren, Zunge und Hände seien ihnen zuverlässige Freunde. Weil sie durch die Sinne solcher Männer alles ihnen Nöthige sehen und hören, mit deren Zunge reden, mit deren Hand handeln, also an vielen Orten zugleich sein, in einer Stunde hundert Vorschläge anhören und prüfen und diese Ubiquität dem Reichsgeschäft dienstbar machen können. Treue Freunde zu finden, sei freilich schwer; einem Caesar immerhin leichter als anderen Menschen: denn er kann wie kein Anderer belohnen. „Wer hat höhere Würden und wichtigere Staatsstellungen zu vergeben? Wer braucht eine größere Beamtenschaar und kann, in Krieg und Frieden, mehr Menschen auf Posten rufen, wo Ehre zu holen ist? Wer vermag so hellen Glanz, so üppige Tafelfreuden und dem nach Geld Gierenden so beträchtliche Summen zu bieten? Der Caesar ist so reich und so mächtig, daß seine Gäste und Günstlinge gar nicht daran denken dürfen, eines Tages die Gaben des Herrn zu erwidern.“ Diese Paraenese könnte den Glauben wecken, der römische Imperator sei ein freundloser Mann gewesen und habe, wie der marmorne Trajanus, einsam auf dünner Säule gethront. Daß solcher Glaube irren würde, hat Friedlaenders gute „Sittengeschichte Roms“ uns gelehrt. Die

Kaiser hatten nicht nur convictores, Philosophen, Gelehrte, Künstler und Possenreißer, die mit ihnen lebten und, wenn sie dafür bezahlt wurden, auch die Reisen des Allerhöchsten Herrn mitmachen mußten. Feine Köpfe waren darunter; besonders feine am Hof Augusts (der Jahre lang nicht verwinden konnte, daß Horaz, trotz dem Aufgebot aller Lockmittel, sich nicht zum convictor küren ließ). Auch Tiberius, der viel mehr gelernt hatte als andere Potentaten, konnte ohne die συμβιωταί aus Hellas kaum leben und war froh, wenn er sie durchs Reich mitschleppen durfte. Er brauchte die Illusion zwanglosen Verkehres, freute sich, wenn er zeigen konnte, daß er in den Bezirken griechischer Heldensage heimischer sei als irgendein Hofphilologe, und gerieth, als festgestellt war, daß Seleucus sich vor Tisch auf die Fragen des Kaisers vorzubereiten pflege, in so grimmen Zorn, daß er den Sünder zuerst aus seiner Nähe verbannte und dann in den Tod trieb. Trajan hatte sogar auf Spazirfahrten den Klugredner Dio oft neben sich. Und Nero, den der Artistenstab bei neuem Versgeklimper unterstützen mußte, wälzte sich in fast wollüstigem Behagen auf seinem Pfühl, wenn ihm gelungen war, die steifen Weisheitlehrer wie Kampfhähne gegen einander zu hetzen. Diese Armen glitten dann sacht in die Rolle des Hofnarren hinab und wurden schlechter behandelt als der Schustersohn Vatinius, der den kaiserlichen Dilettanten so lange mit hündischer List umwedelte, bis er von Nero den Hofbuhlen, Weibern und Männern, an Vermögen und Macht gleichgestellt war. Zum Corpskommandanten hats keiner dieser Witzbolde, Spaßmacher und Salonzauberer gebracht; doch einer ist, der bucklige, grotesk häßliche Julius Pälignus, unter Claudius Statthalter in Kappadokien geworden. Dieser bunte Schwarm wurde nicht zu den eigentlichen Freunden des Kaisers gezählt. Die saßen unter Augustus, Tiberius, Alexander Severus im Staatsrath und bildeten auch in Zeiten, wo es diese Institution nicht gab, ein Komitee (das dann natürlich eben so gehaßt wurde wie unter dem ersten Karl Stuart das Interior Council, das der bequeme König der Rathsversammlung der höchsten Beamten vorzog). Männer von hohem Rang, die Konsuln gewesen waren oder werden konnten, Senatoren und Ritter, die nicht mit sich spaßen ließen und, wie Juvenal erzählt, recht erstaunt dreinblickten, als Domitian sie, die er in aller Hast nach Alba gesprengt hatte, nach der besten Be-

reitung der Seefische fragte. Meist gings in den Konsilien und Konsistorien ernsthafter zu und die Freunde durften sich nicht mit der Beantwortung der Frage begnügen, wie sie den Herrn amusiren, durch Anekdoten, Gauklerkunststückchen oder Fopperei eines Tischgenossen entwölken könnten. Jeder wußte, daß sie (unter Augustus Männer wie Cocceius Nerva, Maecenas, Agrippa, unter Claudius Galba, unter Nero Seneca und Lucanus) für die Entschlüsse des Regirenden mitverantwortlich waren: und dieses Bewußtsein scheuchte die Trägsten aus der Höflingsruhe. Tacitus sagt, fast mit Dios Worten, der Besitz treuer Freunde sei für den Kaiser das höchste Gut; und berichtet, daß beim Ausbruch des Partherkrieges in Rom geflüstert wurde, an der Wahl des Feldherrn werde man erkennen, ob Kaiser Nero redliche Freunde habe. Sind sie unredlich oder dumm, so leidet der Staat mehr, als er durch den schlechtesten Kaiser leiden könnte; weil, nach dem Wort des Marius Maximus, gegen viele Schlechte ein Guter nichts vermöge, viele Gute und Kluge aber einen Schlechten unschädlich machen können. Und dieser Meinung haben gewissenhafte und menschenverständige Herrscher zugestimmt. Trajan und Antoninus Pius hörten, sogar vor der Entscheidung über die Nachfolge im Imperatorenamt, ihre Freunde; und Marcus Aurelius sprach, als er den Willen der Optimaten erkundet hatte, in weiser Bescheidung: „So vielen Männern solchen Schlages mich zu fügen, ist vernünftiger, als von ihnen blinde Unterwerfung zu fordern."

Die Freundschaft des Kaisers wurde selbst von den Sprossen der edelsten Geschlechter eifrig gesucht: sie gab ja mehr Macht als ein ansehnliches Staatsamt. Niemand, läßt Epiktet Einen sagen, wird sich erdreisten, mich anzutasten, so lange ich zu den Freunden des Kaisers gehöre; und der jüngere Plinius rühmt sich, gegen die im Staat Mächtigsten „und sogar gegen die Freunde des Kaisers" einen Prozeß geführt zu haben. Verwandte und Jugendgespielen, Statthalter und Stadtpräfekten, Senatoren und Getreideverwalter hatten den ersten Anspruch auf solchen Gunstsitz; doch wurden auch andere begabte oder beliebte Männer und Jünglinge herangezogen. Im Lauf der Zeit, erzählt Friedlaender, „wurde die Benennung Freund ein vom persönlichen Verhältniß unabhängiger, mit gewissen hohen Aemtern unzertrennlich verbundener Titel. In einem Reskript der Severus und Caracalla vom Jahr

201 wird den Bürgern einer Stadt in Mösien eine gewisse Immunität bestätigt, eben so allen künftig unter die Bürger Aufgenommenen, doch nur dann, ‚wenn Unser Freund, der jeweilige Konsularlegat, erklärt hat, sie seien des Bürgerrechtes würdig.‘ Aber schon in der ersten Zeit Marc Aurels haben vielleicht alle Konsularlegaten den Titel ‚Freund des Kaisers‘ geführt. Eine (163 bis 165 gesetzte) Inschrift meldet, daß die beiden regirenden Kaiser eine Straße bei Abila wiederhergestellt haben ‚durch Julius Verus, prätorischen Legaten in Syrien und ihren Freund‘. Selbst die Prokuratoren von Provinzen scheinen auf diesen Titel Anspruch gehabt zu haben.“ Die in Rom heimischen Freunde kommen morgens in den Palast, werden dann, je nach dem Grad ihrer Intimität mit dem Kaiser, ganz früh oder etwas später (prima et secunda admissio) empfangen und fast täglich zur Tafel geladen. Als Marc Aurel ihnen den Zwang gemeinsamer Mahlzeit ersparen wollte und auch Hofleuten, die einmal abgesagt hatten, die Huld erhielt, hieß es, er sondere sich hochmüthig von den Freunden ab und wolle dadurch zeigen, daß er aus anderem Stoff sei als die gemeine Menschheit. Wenn der Kaiser auf die Reise ging, wählte er aus der Schaar der Freunde sich die Begleiter und der in die cohors amicorum Gerufene hatte der Einladung wie einem Befehl zu folgen. Er wohnte beim Kaiser oder wurde, als dessen Gast, nach seinem Rang einquartirt und verlor den Anspruch auf solche Ehrenwohnung erst, wenn er, wie Vespasian während Neros glanzvoller Reise durch Griechenland, die Gunst des Herrn verscherzt hatte. Dicht neben dem Zelt des Kaisers war für ihre Zusammenkunft ein Platz reservirt: da hatten sie sich in der Stunde des Morgenempfanges einzufinden und die Aufträge Caesars zu erwarten. An Beschlüssen auf den Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege mitzuwirken, über Land und Leute Auskunft zu geben oder, im Krieg, Strategie und Taktik des Tages zu erörtern. Ueber schlechte Behandlung hatten sie selten zu klagen. Tiberius schmauste bei ihren Opfermahlen mit, half den in Gerichtshändel verstrickten, besuchte die erkrankten Freunde und scheute sich nicht, einem von ihnen sogar die Leichenrede zu halten. Nero sagte sich gern bei Freunden zu Tisch an; heischte dann freilich den üppigsten Luxus und fand nur natürlich, daß ein so Geehrter für den Rosenschmuck des Speisezimmers, nach Suetons Bericht,

vier Millionen Sesterzen ausgegeben hatte. Hadrian, unter dem die amici besonders weich gebettet waren, zürnte nicht einmal, als ein erkrankter Freund dem kaiserlichen Besucher schroff die Thür sperrte. Und Antoninus Pius nahm von einem Freunde die frechste Antwort hin, die ein Kaiser je gehört hat; er wollte wissen, ob die Porphyrsäulen im Palast des Valerius Homullus nicht etwa aus den kaiserlichen Porphyrbrüchen am Rothen Meer stammten, und lächelte nur, da der Freund der Frage ausbog und dem Imperator rieth, in fremden Häusern fortan taub und stumm zu sein. Immerhin sind solche Fälle duldsamer Herablassung wohl Ausnahmen geblieben; sonst hätte Plinius die Thatsache, daß Trajan seinen Willen vor dem eines Freundes beugte, nicht wie unerhörte Kunde erwähnt und Sueton nicht dem Vespasian nachgerühmt, er habe von den Freunden das offenste, muthigste Wort hingenommen. Der in Ungnade gefallene Freund mußte den Hof meiden und sich glücklich preisen, wenn er das nackte Leben davontrug. Als Cornelius Gallus, der, trotz unedler Abkunft, bis zur egyptischen Präfektur emporgeklettert war, aus der Gunst des Augustus verdrängt wurde, fiel der ganze Anhang von ihm ab, der Senat beschloß, ihn zu verbannen und seine Güter einzuziehen, und der Verzweifelnde endete selbst sein Leben. Sextus Vistilius öffnete sich, weil Tiberius ihn aus dem Freundesrecht gestoßen hatte, die Adern, ließ sich dann verbinden und löste den Verband, als sein Gesuch um Wiederaufnahme in die Gnade abgelehnt worden war. Doch der Anblick all des Leides, das die aus der Sonne Gewiesenen zu erdulden hatten, hemmte das Gedräng der Hofgänger nicht. Die Hoffnung, in die Gunst zu gelangen und sich da, wenigstens ein Weilchen, zu halten, überkreischte alle Bedenken. Epiktet erzählt eine heute noch lehrreiche Geschichte. Ein Alternder, der Getreidepräfekt gewesen, dann verbannt worden war, kehrt nach Rom zurück und erklärt, er werde, welcher Köder ihn auch locken solle, den Lebensrest in amtloser Ruhe verbringen. Roms Luft, spottet Epiktet, wird Dich schnell umstimmen. Niemals, lautet die Antwort, kann Solches geschehen; wenn ich je wieder am Hof zu sehen bin, magst Du mich einen schlechten Kerl nennen. Da kommt ein kaiserliches Handschreiben: und alle Vorsätze sind, alle Gelübde schnell vergessen; der wieder in den Palast Zugelassene lächelt selig unter der Last neuer Aemter und Würden. Nur die stärksten Geister

widerstanden der Lockung; schwache trugen die schmählichste Demüthigung lieber als den Verzicht auf den Freundesrang. Und an Demüthigung und Beschwerde hats auch unter guten Kaisern selten gefehlt. „Galen erzählt, daß die Höflinge Marc Aurels (nach der Sitte der Stoischen Schule, zu der sich der Kaiser bekannte) das Haar kurz geschoren trugen; an dem in jeder Hinsicht verschiedenen Hof des Lucius Verus, der über diese Haartracht spottete (man sehe damit aus wie die Mimenspieler) wurde es lang getragen. Selbst der Schlaf, sagt Epiktet, ist den Freunden nicht gegönnt; die Nachricht, daß der Kaiser schon wacht, schon erscheint, weckt sie; und dann folgen Aufregungen und Sorgen einander. Sind sie nicht zu Tisch geladen, so machts ihnen Kummer; sind sie geladen, so speisen sie wie Sklaven bei ihrem Herrn und müssen in jeder Minute darauf achten, daß sie nichts Thörichtes sagen oder thun. Was fürchten sie? Die Peitsche, wie Sklaven? Nein: so hochgestellte Männer müssen fürchten, gleich den Kopf zu verlieren. Trauern, mahnt Epiktet, sollte Jeder, der ein Freund des Kaisers genannt wird." Seneca erzählt, ein Höfling habe die Frage, wie ihm möglich geworden sei, am Kaiserhof alt zu werden, mit dem Satz beantwortet: Ich habe es erreicht, weil ich für jede Kränkung zu danken vermochte. Und Julianus rühmte den Kaiser Konstantius, weil dieser Herrscher keinem Freund Uebles angethan habe.

Im Morgengrau, viel früher als am Hof der Lilienkönige selbst die Amtspflicht des Porte-Coton und der Nachtstuhlinspektoren, begann der Dienst der Freunde. Vespasian ließ sie oft schon holen, während er noch im Bett lag, plauderte ein Weilchen mit ihnen und zog sich vor ihren Augen an. Die tausend Prätorianer, die (in der Toga, dem Friedenskleid) im Palast die Wache hatten, wußten, wen sie, als einen Verdächtigen oder Fremden, aufhalten, befragen, durchsuchen, wen ungehindert zum Kaiser lassen mußten. Der Herr begrüßt die Intimsten mit einem Kuß. (Durch diese Sitte wurde, als Tiberius regirte, unter den vornehmen Männern ein ansteckender Gesichtsausschlag verbreitet und Tiberius entschloß sich, die alltäglichen Ceremonialküsse abzuschaffen, die wohl Alexander, mit anderen Bräuchen des Perserhofes, aus dem Orient eingeführt hatte.) Caligula ließ sich wie einen Gott anbeten, den mit Perlen bestickten Goldstoff des linken Pantoffels küssen und erzwang sogar von Greisen die Proskynesis. Er küßte (nach Dios Bericht) nur selten einen Edlen; den meisten streckte er die Hand

oder den Fuß zum Kuß hin. Machte er, in guter Laune, eine Ausnahme, so war der Begnadete überselig und vergaß, daß der Imperator seinen Mund fast täglich auf die Schmatzlippen schäbiger Pantomimen drücke. Schon die Gewährung einer Einzelaudienz war ein ungewöhnliches, ringsum beneidetes Gunstzeichen. Wer den Kaiser allein sah, konnte über das Wollen des Allerhöchsten falsche Kunde herumtragen; deshalb wars Regel, die ganze Kohorte der Freunde zu empfangen. Sie aß an des Kaisers Tisch. Vor, während und nach der Mahlzeit wurden dann die Reichsgeschäfte besprochen, Bitten vorgebracht und Beschlüsse erwogen. Das war nicht möglich, wenn sichs um convivia publica handelte, bei denen wahre Heerhaufen (unter Claudius oft sechshundert Männer) um die Prunktafeln lagen; da mußten Redner und Mimen, Tänzer und Narren für die Unterhaltung sorgen. Auch zu solchem Mahl geladen zu sein, galt freilich als eine hohen Preises werthe Ehre; Sueton erzählt von einem reichen Provinzialen, der zweihunderttausend Sesterzen für die Einladung gezahlt habe. Doch wichtige Dinge waren nur „im kleinen Kreis“ zu erörtern; und jeden in diesen cercle Zugelassenen umleuchtete der Nimbus eines Berathers der Majestät. Ungeheuer weite und hohe Räume, deren vergoldete Decke Marmorsäulen tragen; auf Citrustischen mit Elphenbeinfüßen Goldstofftücher, goldenes Geschirr, kristallene oder murrhinische Trinkgefäße; der wimmelnde Dienertroß in weißen, mit Goldfäden durchstickten Tuniken; Caesar und seine Gäste in der Toga; vor ihnen, in rascher Folge, was der dem Römer zugängliche Erdkreis an Leckerbissen zu bieten vermag. Wie Schlemmerlustbarkeit siehts aus: und ist oft doch eine Staatsrathssitzung, in der den Lebensfragen des Reiches die Antwort gesucht wird; ist die große Stunde, die Hochkonjunkturzeit der Freunde. Da erst dürfen sie, wenn der Wein die Zunge gelockert hat, freimüthig reden, auf den Mißgriff, die Untauglichkeit eines Beamten hinweisen und vor neuem Fehl warnen; jedes Wörtchen wird von der aufhorchenden Tafelrunde belauscht und der Redliche braucht, vor so vielen Ohrenzeugen, nicht die Nachrede zu fürchten, er habe persönlichen Vortheil erstrebt und seine Sache, nicht die des Reiches, vor dem Imperator geführt. Die Kosten? Ein von früh bis spät der cohors amicorum offener Hof, dessen Häupter nur selten auf blendenden Glanz verzichten mochten, konnte nicht billig sein. Die Geldfrage hatte kaum nennenswerthes Gewicht. Noch im Britenreich haben bis zur

Revolution die Könige ungefähr ja verbraucht, was ihnen paßte; sie säckelten die Staatseinkünfte und die Rente der Krongüter ein und Niemand wehrte ihnen, der Landesvertheidigung und Verwaltung die Summen abzuknausern, die ihnen zur Wahrung königlicher Hauswürde nöthig schienen. Eine feste Civilliste und ernsthafte Haushaltskontrole hat das Parlament erst in den Tagen Wilhelms des Vierten durchgesetzt. Eduard der Siebente hatte im Jahr (mit seinen Privateinnahmen) kaum mehr als fünfzehn Millionen Mark; seine Freunde (John Fisher, Esher, Cassel und der unter dem Spitznamen des Blauen Affen weltbekannte Portugiese) kosteten ihn sicher nicht viel, aber er mußte eine noch größere Schaar von Verwandten und Hofwürdenträgern ernähren als je ein Caesar Roms. Und Der durfte behaupten, daß alles für die Freunde Ausgegebene im Staatsinteresse verwendet worden war.

Epiktetos, der Stoiker aus Hierapolis, scheint den Freunden der Kaiser keinen nützlichen Einfluß zugetraut zu haben. Der Sohn eines Sklaven, von neronischer Laune früh herumgestoßen, von Domitian ins Exil geschickt, früh auch in die Pflicht zu bescheidener Entsagung und in den Glauben gewöhnt, daß der Mensch vom Nächsten so wenig wie vom Fernsten zu hoffen habe: allzu natürlich, daß Dieser sich nicht einbilden wollte, auf Gipfelhöhen sei uneigennütziges Wesen zu finden. Doch das uralte Sehnen, den Herrscher, auch wenn er nicht just regirt, auch in den Stunden unbebürdeter Geselligkeit von zuverlässigen, redlichen, klugen Freunden umringt und vor widrigen Dünsten, vor Schmeichlern, Geschichtenträgern, Volksverleumdern bewahrt zu sehen, ist nie und nirgends, auf dem Weg durch die Jahrhunderte, völlig verschüttet worden. „Die mephitischen Dünste der moralischen Welt verhalten sich anders als ihre Namensvettern in der Natur. Jene steigen gern in die Höhe; diese bleiben am Boden hängen. Für die Höhenbewohner ist kein besseres Mittel dagegen als Blumen und Sonnenschein. Beides hat sich nur selten auf Höhen zusammengetroffen. Es war kein Wunder, wenn die Bergspitzen meist nur auf die Thäler herabdonnerten und die Fluren verwüsteten. Böse Wolken zogen sich um sie her und verbargen ihnen die Abkunft vom Lande; dann erschien ihnen die Ebene nur wie ein dunkler Abgrund, über welchen sie die Wolken zu tragen schienen, oder wie ein empörtes Meer, da doch nichts eigentlich gegen sie empört war und sie allmählich abstumpfte und herunterwusch als die anhänglich scheinenden Wolken. Kein

Staat ist mehr als Fabrik verwaltet worden als Preußen seit dem Tod Friedrich Wilhelms des Ersten. So nöthig vielleicht eine solche maschinistische Verwaltung zur physischen Gesundheit, Stärkung und Gewandtheit des Staates sein mag, so geht er doch, wenn er nur auf diese Art behandelt wird, im Wesentlichen darüber zu Grunde. Ein König muß, wie ein Vater, keine Vorliebe zeigen. Er sollte nicht nur militärische Gesellschafter und Adjutanten haben. Warum nicht auch civilistische? Wenn er sich in seinen militärischen Adjutanten fähige Generale bildet: warum will er sich nicht auf ähnliche Weise fähige Präsidenten und Minister bilden? Bei ihm laufen alle Fäden der Regirung zusammen. Nur von dort aus läßt sich das ganze Triebwerk des Staates überblicken. Hier allein würde jener eingeschränkte Geist verschwinden, jener Pedantismus der Geschäftsmänner, der sie auf ihre Bemühungen einen einzigen, auf ihre Vorschläge einen infalliblen Werth legen läßt. Der König sollte noch mehr militärische und civilistische Adjutanten haben. Wie Jene die höchste militärische Schule, so bilden Diese die höchste praktisch-politische Akademie im Staat. Eine Stelle in einer der beiden Schulen wäre schon Auszeichnung und Anfeuerung genug. Für den König würde diese abwechselnde Gesellschaft der trefflichsten jungen Männer seines Landes höchst angenehm und vortheilhaft sein. Einem König sollte nichts mehr am Herzen liegen als das Streben, so vielseitig, so unterrichtet, orientirt und von Vorurtheil frei, so vollständiger Mensch zu sein und zu bleiben wie möglich. Keiner hat mehr Mittel, sich auf eine leichte Art diesen höchsten Stil der Menschheit anzueignen, als ein König. Durch Umgang und Fortlernen kann er sich immer jung erhalten. Wie bequem könnte er sich die Bekanntschaft mit den wissenschaftlichen Fortschritten der Menschheit machen! Die vom Sammeleifer der in seine Nähe Gezogenen eingeholten Berichte gäben ihm die Möglichkeit, seinen Staat unter anderen Staaten, seine Nation in der Menschheit und sich selbst im Großen zu übersehen und sich zu einem königlichen Menschen zu bilden. Der Mühe einer ungeheuren Lecture überhoben, genösse er die Früchte der europäischen Studien im Extrakt und sähe, nach fleißigem Ueberdenken dieses geläuterten Stoffes, bald neue mächtige Kräfte seines Geistes hervorbrechen und sich, in einem reineren Element, auf der Höhe des Zeitalters. Wie divinatorisch würde sein Blick, wie geschärft sein Urtheil, wie erhaben seine Gesinnung werden!“ Fried-

rich Leopold von Hardenberg-Novalis, der unsere Aestheten zu lehren vermöchte, daß man die Blaue Blume suchen und finden und sich dennoch politisches, patriotisches Empfinden erhalten kann, hat diese Sätze geschrieben. Ein Halbjahrhundert danach kämpften im Preußenland tapfere Männer aus allen Parteilagern gegen die Kamarilla, das Geheimkämmerchen, in dem der Volksglaube unredliche und blinde Freunde des Königs vereint wähnte, und Johann Jacoby rief dem vierten Friedrich Wilhelm ins schon verwüstete Antlitz, sein Unglück sei, wie der meisten Potentaten, daß er die Wahrheit nicht hören wolle. Das alte Leid; das alte Lied. Der phrygische Stoiker und der jüdische Arzt begegnen einander im Dickicht des Mißtrauens gegen die Wahrhaftigkeit der Königischen. Aus den Welten der Christenbibel, des anglischen Puritanismus und des kelto-gallischen Jakobinismus strömt ihnen, aus der blind hassenden Zeitgenossenschaft der Strafford und Polignac, Manteuffel und Gerlach allerlei Gefolge zu: und immer wieder summt und dröhnt die Klage des treuen Mannes durchs Land, den am Sterbebett eines Monarchen Herder einst, der ostpreußisch humane Menschheitmagister, vor dem Ohr des edlen Cid stöhnen ließ: „Ach, der Könige hartes Schicksal, daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet, dann nur ihnen Wahrheit spricht!“

Aechzt auch das Deutsche Reich heute noch unter so lähmendem Fluch? Draußen wirds behauptet. Immer wieder erzählt, Wilhelm den Friedlichen umgittere eine nach Kriegslorber lüsterne Hofpartei; hindere ihn, das Licht der Wahrheit zu schauen, der Nation die ihrem Bedürfniß genügende Freiheit zu gewähren und sich mit den Westmächten zu verständigen; stütze jetzt Herrn von Tirpitz, den Gegner der Flottenkontingentirung, und sei schuld an dem Haß, der wider Deutschland, als den Friedensstörer, ringsum wühle. Und drinnen hört man ähnliche Weise; leis ward sie in der Presse, laut in Privatgesprächen während der letzten Wochen vernehmbar. Der Kaiser, heißts, war fast einen Monat lang von dem zum Rath Berufenen getrennt und auf den Verkehr mit unverantwortlicher Gefolgschaft angewiesen. Was mag sie ihm ins Ohr geraunt haben? Gewiß nicht, daß seinem Thron die Hauptgefahr von dem maßlosen Anspruch des Grundadels und der ihm verbündeten Klerisei drohe und, um das Reich vor ernstem, rasch fortwucherndem Schaden zu bewahren, liberaler regirt werden müsse; daß Deutschland dem Feind und dem Freund als Hort der Reaktion

gelte und nach der Lösung aus diesem Bann lechze. Nein: daß unter einem schlaffen Regiment die Sozialdemokratie wieder zu Kraft und Athem gekommen sei, schon den fünfzigsten Mann im Reichstag habe und getrost auf die Verdoppelung dieser Mandatzahl rechnen dürfe, wenn den zuchtlosen Geist Süddeutschlands, der im karlsruher Landtag zu schrillem, aller Staatsautorität gefährlichem Ausdruck gelangt ist, der straffe Preußenzügel nicht schnell in den weislich gebahnten Weg der Reichsraison zurückzwinge. Daß weder im nationalen noch im internationalen Geschäft der gekrönte Chef sich nachgiebig zeigen und nicht um eines Strohhalmes Breite deutsches Herrschaftrecht kürzen solle. Drum sei Herr von Tirpitz zu halten, Herr von Kiderlen, als der Anglophilie Verdächtiger, mit vorsichtiger Reserve zu behandeln. Kehrt Wilhelm aus solcher Geistesdiät heim, dann ist er mit dem während seiner Abwesenheit Geleisteten unzufrieden und ahnt nicht, daß die Freunde ihn die vaterländische Entwickelung in einem nur ihrem Kasteninteresse günstigen Truglicht sehen ließen. Namen werden nicht genannt; in der Kaiserlegende haben die Freunde aber, die Reisegefährten, die Ohrenbläser Hauptrollen von der undankbarsten Sorte. In der Wirklichkeit? Ein paar Hofgenerale, die stets bemüht sein müssen, in omnibus die Willensmeinung Serenissimi mitzumeinen; ein paar harmlose Dutzendmaler, die nach nützlicher Inspiration langen und jedem ins Politische abbiegenden Gespräch in stummer Ekstase lauschen; ein übers Durchschnittsmaß kluger Oberhofmarschall, dessen Gesichtsfeld nicht von Scheuklappen verengt wird und der mit ernstem Eifer zu erforschen strebt, was dem Reich frommen könne; manchmal ein importirter Professor, der mit putziger Betriebsamkeit aus allen Journalwinkeln ein Häuflein zusammenfegt, aus dem Kehricht dann, wie pythische Vetteln aus Kaffeesatz, weissagt und, ohne jeden Sinn für das in einer bestimmten Stunde Mögliche und Nothwendige, ohne den Takt, der politische Taktik zum Erfolg zu führen vermag, doch mit dem täppischen Dünkel des in die Reichsgemeinschaft Zugelassenen, den Urteutonen und Wolfgang Menzel redivivum zu mimen sucht; öfter gescheite Kaufleute, die, sobald die Blendkraft höfischen Glanzes gemindert ist, ihres Herzens Schrein nicht mehr mit dichtem Gewebe verhängen. Mit dem Märchen, diese bunte, uneinige Schaar leite heimlich das Reichsgeschäft, sind nur politisch Unmündige abzuspeisen; Erwachsene nicht mehr zu schrecken. Die Erinnerung an Vergangenes

hat eine unserem Ansehen, des Reichs und des Kaisers, höchst schädliche Legende weitergesponnen. Einst war es möglich, Herrn von Kiderlen aus der Gunstfeste wegzuwispern, weil dieser Schwabe, wie an Augusts Hof der Alexandriner Timagenes, von der Sehne seines Witzes manchen (dem Spielköcher entnommenen) Pfeil bis in die Sonnennähe geschickt hatte. Doch die Zeit der Adoranten, der Hymnen und Episteln Philippi ist unwiederbringlich dahin. Timagenes mußte, da sein allzu kecker Witz, der selbst Octavianus Augustus und Frau Livia Drusilla nicht schonte, ihn von der Höhe gestürzt hatte, für die Jahre des Lebensrestes bei Asinius Pollio unterkriechen. Herr Alfred von Kiderlen-Waechter konnte, als die philippische Anschwärzung nicht mehr wirkte, noch vor der Sechzigerschwelle den in seinem Amtsbereich höchsten Sitz erklettern. „Der Herr ist mir nicht gerade angenehm; meine Sympathie und Antipathie muß aber schweigen, wenn er von Verantwortlichen und Zuverlässigen als der für die Leitung des Staatssekretariates Tüchtigste bezeichnet wird.“ So vernünftig hat, im Sinn konstitutioneller Geschmacksbeschränkung, Wilhelm diesmal gesprochen; und wir dürfen hoffen, daß kein Getuschel ihn je wieder bestimmen wird, dem Mann zu mißtrauen, der ihm in Petersburg, Stockholm und Kopenhagen und später auf minder ruhiger Fahrt ein lieber Begleiter war und der contre vent et marée des kaiserlichen Willens am Steuer bald erlahmen müßte. Nicht ganz leicht würde den vor der Kämmerchengefahr Warnenden jetzt wohl der Beweis, daß dem Kaiser konservative öfter als liberale Staatslehre empfohlen werde. Jede Regirung, sprach Thiers, muß konservativ sein; unter einer Regirung, die es nicht wäre, könnte keine Gesellschaft gedeihen; auch unsere Republik wird konservativ sein oder zu leben aufhören. Wundert die Einfalt sich, weil ein Kaiser Ueberkommenes nicht leichten Herzens verzetteln läßt? Muß ein Klientenklüngel deshalb das Ohr des Höchsten getäubt haben?

Nur ein dem Reichsgedanken innig Verlobter, mit Leib und Seele ans Reichsinteresse Gebundener, niemals ein sujet mixte, kann dem Kaiser in ehrlicher Freundschaft zugethan sein. Sollte solcher Mann heute unnützlicher scheinen als in der Zeit des prussischen Höflings? Lasset ihn, ehe Ihr die Lippe rümpft, reden; und lauschet. „Geben Sie dem Deutschen die Freude am vaterländischen Wesen wieder! Die fehlt ihm; nicht Gedankenfreiheit und Wahlrechtszuwachs. Sicher ists kindisch, im Aerger über die Unzu-

länglichkeit der Regirenden für eine Partei zu stimmen, deren (freilich unausführbares und drum nicht abschreckendes) Programm dem Reich und dem Wohlstand seiner Bürger Vernichtung androht. Doch hat nicht das mächtigste Ingenium der Deutschen ausgesprochen, daß Völker nie ganz reif werden und der Gesetzgeber, der Regent mehr als das Volk deshalb die Volkheit beachten müsse? Wer deren Sehnen stillt, wohnt wohlgeborgen in ihrem Herzen. Wie Nebelschwaden beim ersten Strahl der steigenden Sonne, wird das über deutschem Land liegende Gewölk zerflattern und thalwärts sinken, wenn der Wink unbeirrbaren Willens endlich der Nation wieder ein lohnendes Ziel zeigt. Endlich! Das Ziel deutscher Menschen war nie die Entmachtung Regirender; den Staatsfeinden haben sie stets nur geholfen, wenn gehäufter Unmuth sich austoben wollte und sie in sich die Kraft fühlten, vor der Stunde ernster Gefahr mit allen Schädlingen fertig zu werden. Nicht zum ersten Mal, Herr Kaiser, erleben Sies. Ein Wille, ein Weg: und kein der Selbstachtung Bedürftiger bückt sich fortan nach der abgegriffenen Scheidemünze des Schlagwortschatzes. Eben wird, Müßigen die Zeit zu vertreiben, erzählt, wie es vor vierzig Jahren zum Krieg und zur Reichsgründung kam. Holde Mär aus der Gartenlaube deutscher Gemüthlichkeit: wie der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Mit dem selben Recht könnte man auf dem Eidsvoldsplatz und der Langen Linie den Leuten vorplärren, die normannischen Wikinger seien, unter Svend Gabelbart und Knut, ausgezogen, um die Bereiter der Bricciusnacht aus dem Born feinster Sittlichkeit zu tränken. Wikingisch (auf Deutsch: kriegerisch) war von 1864 bis 70 auch unsere Politik; waren die in ihrem Dienst angewandten Mittel, die der nationale Zweck heiligen mußte. Stand Georg Klapka, Kossuths Schwert auf dem Feld von Isassegh, bei Neisse nicht im preußischen Dienst? Ist ein deutscher Monarch, dem in der Heimath nun ein Denkmal ragt, nicht auf goldener Brücke in den Bezirk des Reichsgedankens geschritten, den er vorher verflucht hatte? Ward Recht und Moral etwa so säuberlich und behutsam erwogen wie von dem Onkel, der Tante der Kinderfibel? Allzu früh wurde vergessen, wie manches Fürstenhaus, das sich heute eitel mit demokratischer Möblirung brüstet, damals auf das Werden eines neuen Rheinbundes hoffte und nur durch die Preußenfurcht von dem zärtlichen Drang nach Paris abgebracht wurde. Schärfen soll man das deutsche Gedächt-

niß; nicht mit Töchteralbumsmär einlullen. Wikingerstaaten sind nur mit Wikingerwaffen zu halten, zu weiten. Und die Mächte, aus deren Flanken der Reichsleib geschnitten ward, sind noch lebendig oder haben starken Verwandten ihren Rechtsanspruch, ihren Durst nach Rache vererbt. Zwanzig Jahre lang durften, mußten die mit der Festigung der Reichsfundamente Beschäftigten sich mit dem Wachsthum des deutschen Ansehens begnügen. Zwanzig Jahre dann mit lächelnder Anerkennung ihres friedlichen Sinnes? Der nützt den Rivalen, nicht uns; und die Gewißheit, daß keine Kränkung uns je treiben wird, unsere beste, noch von Keinem erreichte Industrie und Technik als ultima ratio anzuwenden, würde das Reich in Lebensgefahr schleifen. Was schlichtem Menschenverstand täglich einleuchtet, kann der Majestät nicht verborgen bleiben: daß noch länger Versäumtes nie mehr einzuholen wäre. Wir können uns nicht für immer mit der trüben Bettlerfreude bescheiden, Zwangslagen entschlüpft zu sein und in der Wand des Kessels, in dem wir schmoren sollen, ein Löchlein zu finden, das noch einen Luftzug durchläßt. Haben das Recht und die Kraft, nach thatlosem Zaudern wieder aktiv zu werden. Nicht auf einer Insel Utopia, versteht sich. Die Hoffnung, Nordamerika gegen England zu waffnen oder gar mit Chinesen und Yankees (die uns in der Feuerlinie allein lassen würden) den weststöstlichen Vierbund zu zerreißen, wäre ein eben so schädliches Wahngebild wie der Glaube, der Islam (der, langsam noch und keuchend, den gestern aufgelesenen Modetand abzuthun beginnt) könne uns aus dem Gedräng helfen. Zwei Möglichkeiten bietet uns Fortuna; auf gleichen Schalen? Ihr Tirpitz (dessen Rücktritt vor dem Ablauf seines Flottengesetzes den Britenhochmuth wecken, die Verständigung also erschweren würde) meint, noch sei die Stunde zu würdiger Schlichtung des Nordseehaders nicht gekommen. Wir, sagt er, haben die Ueberlegenheit unseres Schiffsgeschützes und können die englischen Gefechtseinheiten mit einem Metallregen überschütten, dessen Wucht und Treffsicherheit unterm Union Jack auch ein neuer Nelson nicht aus dem Kanonenschlund zaubern könnte. Die Dreadnoughts (nach Fisher siehts jetzt Wilson) werden, ehe die älteren Typs der Armada ins Feuer kommen, die Seeschlacht entscheiden: und unsere Nassau-Klasse ist leistungfähiger als die Super-Dreadnought, die zu tief eintaucht, nicht schnell genug fährt und ihrer Steuerung nicht

unter allen Umständen sicher ist. Das weiß drüben der Admiralstab; auch, welcher Widerhall in Egypten und Indien der Kunde von der kleinsten Anfangsschlappe Britaniens antworten würde. Daher die Wuth; und der nach Verständigung drängende Eifer. Gerade deshalb aber müssen wir durchhalten; dürfen nicht ein Panzerthürmchen von unserem Plan abknickern. Auch ein Haar wirft seinen Schatten; und wenn unsere readiness irgendwo eine Lücke zeigt, gewährt England uns nicht, was wir fordern müssen. So siehts der eigensinnige Fachmann. Der Politiker fragt, ob man Britanien in neue Vermögensopfer scheuchen, die Spannung dadurch mehren und warten solle, bis die letzte List Geängsteter eine Koalition zusammengeballt hat, die, morgen vielleicht auf Victor Emanuels Antrag, den Kriegsflotten ein uns ungünstiges Tonnenmaximum oder Geschoßmaß aufzuzwingen versucht. Lägen beide Möglichkeiten wirklich auf gleichen Schalen: würde an der entscheidenden Stelle dann die Nervenruhe jeden Bluff überdauern? Schon durch diese Zuversicht würde der Alb von der Brust deutscher Menschheit gelöst. Erbärmlicher als ein unentschlossen zwischen zwei Empfindungen Schwebender ist eine Nation, die nicht weiß, was sie will, kaum noch kräftig zu wollen wagt. Majestätischer Glaube an die Reichskraft entwölkt uns den Himmel, entbindet den Willen zur That."

So könnte der auf seinen Sold nicht angewiesene Offizier sprechen, dem Montaigne das Hofamt des Wahrheitkünders vorbehalten wollte, auf daß nicht durch Vielrednerei die Ehrfurcht geschmälert werde. Was einst Privileg sein sollte, ist heute das Recht jedes Mannes. Völker und Fürsten haben sich längst ja über Verträge geeinigt; und wenn die Fiktion der Verfassungschranke den König auch an die verantwortlichen Berather weist, ruft überall der Volkheitwunsch doch immer wieder die Freien herbei, die aufrecht dem Höchsten nahen und im Sonnengestäub nicht blinzeln lernen. Neidenswerth ist ihr Glück nicht: auch wenn sie ohne Wank stehen, benagt sie von unten her der Rattenzahn der Verleumdung. Der Kaiser von Oesterreich mag Abgeordnete in seine Hofburg laden, der Kaiser von Japan den Rath der alten Staatsmänner hören: im Deutschen Reich taucht, sobald ein Unbeamteter zwei Stündchen beim Kaiser weilt, die gespenstische cohors amicorum aus dem Dunkel. Spukts noch in Deutschland? Caesar Augustus kehrt nicht zurück.

Deutschland in Brüssel.*)

Deutschland giebt auf der brüsseler Weltausstellung einen Rechenschaftbericht. Die Völker sollen sehen, wie das aus England über Belgien in unsere Lande gekommene Pfund gepflegt, wie damit gewuchert wurde. Doch war es nicht Eitelkeit, die Deutschland trieb, die Bilanz Dessen, was man die moderne Bewegung, die Reformation auf dem Gebiete der Architektur, des Kunstgewerbes und der Edelindustrien heißt, offen darzulegen. Deutschland möchte wieder theilnehmen an dem Entwickelungprozeß der Künste; es möchte das Seine thun für die Konsolidirung des neuen, des kommenden, des europäischen Stiles. Der preußische Spartaner soll aus dem Bewußtsein der an alter Kultur tragenden Nationen gestrichen werden; Deutschland, die jüngste Großmacht, will, als eine Facette seines Friedenswerkes, den Völkern das in Erfüllung begriffene Programm einer jungen Kultur vorlegen. Kultur wächst aus moralischen Qualitäten und strebt mit elastischer Kraft zur schönen Form. In Deutschland ist der Wille zur Kultur erwacht und nicht eher soll Ruhe werden, als bis den neuen Daseinsbedingungen unseres Zeitalters eine neue Formenwelt geschaffen wurde. Das Haus, die Wohnung, das Möbel, das Geräth, die Kleider, der Schmuck, die Straße, der Garten, der Park, das Spiel und der Tanz, das Theater und der Gottesdienst: das Alles soll, von innen heraus, durch einen einheitlichen Rhythmus beseelt, zu einem Dokument des neuen Deutschlands werden. Gesinnung und Wille lassen sich nicht anders darstellen als durch Thaten. So wird der Beurtheiler, der an das Herz der Dinge dringen will, auf die geistigen Schwingungen hinter der Materialisation hören müssen. Das ists, was wir wünschten. Daß die Völker aus dieser Vorführung von

---

*) „Deutschlands Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellung zu Brüssel 1910“: so heißt ein Werk, das in diesen Tagen bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint; und dem man (casus rarissimus) nachsagen kann, daß es „ein Bedürfniß befriedigt“. Denn klein ist die Zahl der Deutschen, die sich das Luxusvergnügen einer Reise nach Brüssel leisten können; groß die Zahl Derer, die nicht nur in der Zeitung lesen möchten, was Deutschland (und besonders sein Kunstgewerbe) auf dieser Ausstellung dem prüfenden Auge geboten hat. Dieses Werk (aus dessen Text hier ein Bruchstück veröffentlicht wird) belehrt sie darüber. Belehrt durch den Augenschein. Die Bilderfülle ist von sicherem Geschmack gewählt und die Ausstattung erfüllt jeden gerechten Wunsch. Schlußeindruck: Deutschland kann sich auf dieser Weltausstellung sehen lassen; und Hoffmanns Bildwerk kanns auch. Der Text, denke ich, lobt sich, in seiner klugen Sachlichkeit, selbst.... Darf ich hier einen Irrthum berichtigen? Die deutsche Ausgabe des Romans „Auf dem weißen Felsen“ von Anatole France ist nicht bei Georg Müller, sondern bei R. Piper & Co. in München erschienen.

wenigen Proben neudeutscher Architektur und Raumkunst, neudeutschen Geräthebaues und Kunstgewerbes erkennen: welches Streben zu einer höheren Menschlichkeit bei uns erwachte, mit wie viel logischer Konsequenz und mit welchem organisatorischen Eifer um solches Ziel gerungen wird.

Man darf nun heute bereits sagen, daß Deutschlands Absichten auf ein bereitwilliges Verstehen trafen. Die belgischen und französischen Kritiker haben, wenn sie auch nicht mit Allem, was wir zeigen, zufrieden sein können, doch dem Prinzip und dem Wesen nach klar erkannt und ausgesprochen: daß Deutschland vorwärts marschirt, daß es dabei ist, eine letzte Konsequenz aus der europäischen Sehnsucht nach einem Stil des zwanzigsten Jahrhunderts zu ziehen. Die fremden (uns geistig doch verwandten) Kritiker loben das Temperament der deutschen Bewegung und sind besonders erstaunt über die Vielfältigkeit, mit der das einige Wollen von den verschiedenen Centren der deutschen Lande realisirt wird. Diese Vielfältigkeit ist in der That ein werthvoller Vortheil unserer brüsseler Revue. Hierfür nur einige Typen: Emanuel von Seidl zeigt die bodenfeste münchener Art, Bruno Paul das elegante Berlin, Peter Behrens giebt der eisernen Energie des Industrialismus einen klingenden Ausdruck, Kreis kündet das dunkelblütige Pathos des Gedankenmenschen.

Wenn wir jetzt einige der besonders charakteristischen Architekturen und Geräthe kurz umschreiben, so müssen wir uns zuvor darüber klar sein, daß nicht Alles, was als Symptom wohl wichtig und werthvoll ist, zugleich und unbedingt den schärfsten Forderungen der Qualität und des abgeklärten Geschmackes entspricht. Es wäre blinder Chauvinismus, sollte die klassische Reife aller ausgestellten Objekte behauptet werden. Uns liegt auch gar nichts daran, diese Werke unserer Künstler als absolute, unantastbare Errungenschaften laut zu preisen; wohl aber legen wir allen Nachdruck auf die eine, nicht leicht zu bestreitende Thatsache: daß alle hier gezeigte Arbeit, auch die etwa in einer Einzelheit zurückbleibende und unzulängliche, trotz Alledem den fundamentalen Prinzipien der modernen Bewegung dienen will, der Qualität und dem Geschmack. Und noch eine Bemerkung muß vorangeschickt werden. Für die Adepten, die alle Grade der Entwickelung mitgemacht haben, die die Ausstellungen von Darmstadt, Saint Louis, Dresden und München, diese bestimmenden Etapen unserer Stilwerdung, studirten, giebt es in Brüssel nur wenig Neues zu sehen. Desto besser! Dann ist das hier Gezeigte doch immerhin schon ein Bild unseres Niveaus.

Das, was die deutschen Hallen von denen der anderen Nationen scheidet, ist die einheitliche, sich zur Gruppe schließende Form. Emanuel von Seidl hat die mannichfachen Gebäude nicht neben einander gestellt; er hat sie in einen architektonischen Zusammenhang und unter ein künstlerisches Thema gebracht. Wir sehen eine Stadt der grauschwarzen Dächer; wir grüßen weiße Mauern und aufstrebende Gie-

bel. Der rustikale Eindruck, der uns zunächst überrascht, wird durch geschickte Steigerung an den wichtigsten Stellen monumental angespannt. Das Centrum des Organismus bildet das zur Repräsentation bestimmte Gebäude. Es hebt sich hoch empor und regulirt so die übrigen, ein Wenig in die Erde sinkenden Hausreihen. Die schwarzen Säulen des rund sich vorwölbenden Portikus sind ein pathetischer Accent in der süddeutschen Pastorale. Eine feine Belustigung bekam der Eingang zur kunstgewerblichen Abtheilung: kecke Plastiken von Wackerle. Durch einen Thorbogen mit dem Deutschen Haus verbunden, steht das Weinrestaurant als ein vornehmer Landsitz. Eine münchener Gemüthlichkeit und eine gesunde Stimmung zeigt das etwas abseits liegende, doch im Zusammenhang bleibende Bierhaus.

Hinter den Fassaden der Seidl-Gruppe dehnen sich Hallenanlagen von kaum erwarteter Größe und Höhe. Ihnen allen gemeinsam ist die Tendenz, das Ingenieurwerk, die schlichte Rechnung, zur Reinheit einer architektonischen Form zu steigern. Das Problem wird offenbar, wenn man hört, daß Peter Behrens, der Schöpfer der genial erdachten Turbinenfabrik der AEG (ein Modell steht in der Ingenieurhalle), dreien dieser Konstruktionen den Rhythmus bestimmte. Am äußersten rechten Flügel treffen wir die gegen den Garten offene Eisenbahnhalle. Sie ist in Holz konstruirt. Der flache, dreifach durch Oberlichtbänder getheilte Bogen des Daches vermittelt eine ausgezeichnete Raumvorstellung. Man fühlt die Schwungkraft der Räder und empfindet dann zwiefach den pikanten Kontrast des braunen Holzes und der gleißenden Lokomotiven zu dem breiten grünen Läufer, der den Fußboden bedeckt. Mit einem größeren Aufwand dekorativer Effekte arbeitet Behrens an der Ingenieurhalle; während er für die eiserne Halle der elektrischen Maschinen sich restlos damit bescheidet, Ausdeuter und Entbinder der im Konstruktiven immanenten Schönheit zu sein. Zwei weitere Maschinenhallen hat Dülfer aus der Nothwendigkeit zum formalen Ausdruck gesteigert. Deren eine, die größte der deutschen Sektion, zeigt neben der linearen Bändigung und der edlen Vitalisirung des Eisens eine wohlthuende Farbenstimmung. Die Wände sind ockerfarbig, aufgetheilt durch ein Liniensystem in schwachem, doch satten Blau; dem metallenen Gerüst giebt ein lichtes Blaugrau eine überraschende Leichtigkeit. Die in den Abmessungen gleichfalls sehr bedeutende Industriehalle wurde von Otto Walter entworfen und von Feuerhahn mit plastischen Motiven versehen. Dem Architekten, der übrigens für die gesammte deutsche Abtheilung, auch für die Innenräume, die überaus schwierige Bauleitung durchführte, ist es gelungen, den einzelnen Ständen einen festen, die optische Wirrniß bannenden Rahmen zu schaffen.

Eine Leistung von schöner Freiheit und straffer Rechnung ist der Grundriß, den Bruno Paul für die den Künsten reservirten Räume ersann. Sieht man ihn auf dem Papier, so empfindet man ihn als ein geistreich gegliedertes Ornament; schreitet man durch die über ihm er-

bauten Zimmer, Säle und Gänge, so erlebt man seine Wohnlichkeit, seine orientirende Klarheit und seinen vornehmen Anstand. Diese Tugenden lassen sich auch an den von Paul entworfenen repräsentativen Innenräumen rühmen. Der große, runde Ehrensaal, dessen straffe Pfeilergliederung dem schmetternden Gelb der Wandfüllungen einen klingenden Rahmen giebt, umfängt uns mit einer schmeichelnden, leicht hingeworfenen Eleganz, die sich dann in der Anlage der Unterrichtsabtheilung zu einer kristallisirten Wohlgefälligkeit steigert. Was hier Paul mit geringen Mitteln, durch straffe Achsenführung und betonte Centrirung, durch zur halben Höhe steigende Einbauten und das fest aufsitzende Oktogon und nicht zuletzt durch die das architektonische Prinzip begleitende Liniensprache an Wänden, Pfeilern und Fußboden, erreicht hat, gehört zu den Ueberraschungen, die selbst der Eingeweihte erlebt. Auch die für weibliche Handarbeiten bestimmte Rotunde hat eine sehr reizvolle, ins Kokette spielende Ausstattung erhalten.

Die eigentlichen Innenräume sind in verschiedenen Gruppen zusammengefaßt. Wir treffen zunächst den Typus einer vornehmen Wohnung. Das Herrenzimmer entwarf Peter Birkenholz; süddeutscher Barock, modern abgeklärt. Die violetten Bezüge (merzerisirte Baumwolle) zu dem Mahagoni geben eine warme Stimmung. Den Gesellschaftsalon, nebenan, komponirte Troost. Wir sind überrascht durch den Reichthum an dekorativen Effekten. Besonders die kräftige, elegante Schnitzerei (von Wackerle) scheint anzukünden, daß das Möbel aus dem Primitiven, aus der einst nothwendigen Sachlichkeit, zum kapriziöseren Sinnenleben sich zu entwickeln beginnt. Denen, die der Meinung sind, daß alles Möbel der Zukunft immer mehr die Neutralität der männlichen Kleidung bekommen wird, dürfte dieser Raum einige Verwirrung bereiten. Er hat aber jedenfalls ein starkes Pathos, das auch in den Bezügen, schwarz mit greller, farbiger Stickerei, anklingt. Das Boudoir von Vogeler lacht weiß und freundlich. Ein Wenig Lavendel, ein Wenig müde Rosen. Desto stärker, straffer und männlicher hat Kreis seinen Speisesaal organisirt. Antike und barocke Elemente wurden auf die knappeste Formel konzentrirt. Ein heißes Temperament schlägt aus dem dunklen Rothbraun der Hölzer. Der mächtige Tisch macht die architektonische Festigkeit des Raumes doppelt fühlbar. Wir kommen jetzt zu dem marmornen Bad, das Paul Thiersch im Geist der Schule Pauls mit feinem Verständniß für reichen Komfort zeichnete. Das Frühstückszimmer von Läuger scheint die Morgensonne eingefangen zu haben; aus dem ungebeizten Holz strömt frische Helligkeit und der Duft des jungen Waldes. Die farbigen Keramiken dünken uns Sommerblumen. Elisabeth von Baczko fand eine neutrale, hygienisch einwandfreie Lösung des Kinderzimmers. Schultze-Naumburg nutzt großväterliche Erinnerungen für das Arrangement eines auf die Kargheit des Spätbiedermeiers abgestimmten Schlafzimmers, während Richard Alexander Schröder leise verklingende Rokokomotive mit neuem Blut zu einer reichen Symphonie steigert. Dies

Ankleidezimmer mit seinen Möbeln aus roth leuchtendem Holz, mit den goldenen Accenten und den blumigen Einlagen, mit den Rosenguirlanden und Puttenspielen an den Wänden und der Blüthenglorie, die über dem Teppich schwebt, ist zwar ein Wagniß, doch ein ästhetischer Gewinn.

Die zweite Serie der Innenräume umfaßt die Zimmer einer einfachen Wohnung. Wir sollen Möbel für den gutsituirten Bürger zu sehen bekommen. Diese Aufgabe erfüllt mit anmuthiger Geberde das Speisezimmer von Karl Bertsch. Alle Absichtlichkeit, jeder falsche Purismus ist vermieden. Die Formen der einzelnen Stücke haben eine elegante Behäbigkeit; das grau polirte Ahornholz wird ihnen zum sachlichen Schmuck. Das Grün der Lederbezüge steht voll und warm in dieser kühlen Reinlichkeit. Der selben Gesinnungart gehört das Arbeitzimmer von Niemeyer an. Es schöpft seine Harmonie aus brauner Eiche und einem dem Holz extrahirten Violet, das den Vorhängen überwiesen wurde. Dazu gesellt sich als feiner Zwischenton das Schwarzgrau des Schmiedeeisens. (Deckenleuchter und Heizkörperverkleidung sind technisch hervorragende Arbeiten.) Zwei weitere Zimmer dieser Abtheilung entwarf Riemerschmid; sie zeigen in neuer Variation des Meisters feinen Instinkt für Wohnlichkeit und bürgerliche Würde.

Bevor wir an die Räume eines Sanatoriums gelangen, machen wir in dem sogenannten kleinen Silbersaal, eigentlich einem Gartenpavillon, kurze Rast. Der von feinen Geistern durchspielte Raum wurde von Bruno Paul entworfen und von Karl Walser gemalt. Die zarten Dichtungen des Pinsels, grau und rosa, Spalierwerk, fallende Blätter und müde, hingehauchte Landschaften, geben mit den nachgedunkelten Möbeln, dieser kompakten Zerbrechlichkeit, eine seltsame Musik.

Die Gruppe der Sanatoriumsräume besteht aus einem Operationsaal, einem Arzt- und einem Wartezimmer. Die beiden Zimmer, die von Heidrich entworfen wurden, gesellen der äußersten Sachlichkeit eine dem aseptischen Verfahren gehorsame Sauberkeit. Der Empfangsraum ist in weißem Ahorn ausgeführt; alle Formen sind möglichst knapp und präzis und wirken gerade darum voll und architektonisch. Im nußbaumenen Wartezimmer sind die Kissen der Sitzmöbel abnehmbar. Mit diesem medizinischen Mobiliar bewährt Heidrich wiederum seine erfreuliche Begabung für das Praktische und in Schlichtheit Sympathische.

Eine andere Welt ist es, in die wir gerathen, wenn wir jetzt zu den Klubräumen hinübergehen. Das erste der Appartements, ein Rauchzimmer von Paul Dobert, bleibt noch in den Grenzen des Alltages. Doch will auch dies schon ein Ausdruck für das Behagen des feinen Müßigganges sein. Zu dem braunen Paneel steht die blau-goldene Decke warm und apart. Das nun folgende Speisezimmer von Albin Müller wird von heller Festlichkeit durchströmt. Die Wände sind bis zu zwei Dritteln der Höhe weiß getäfelt. Ein grüner, durch ein System von schwarzen Linien zum Architekturglied werdender Teppich läßt die mächtigen eingebauten Wandschränke noch straffer erscheinen. Fran-

zosen bewundern diese Zimmer, meinen aber zugleich: man sehe weiße Kürassiere. Um einige Grade tiefer gestimmt ist das Zimmer von Veil. Man spürt das Erbe von Peter Behrens. Man sieht aber zugleich eine selbständige Phantasie. Auf dem grauen, durch Epheuranken belustigten Teppich, zwischen hellbraun bespannten Wänden, stehen zwei Fauteuils, wie gemauert. Der Tisch wirkt als Centrum. In eine Wolke sakralen Ernstes hüllt uns das Musikzimmer von Billing. Die Franzosen sagen: C'est dur. Hier nämlich liegt der psychologische Punkt, an dem das deutsche Pathos scheitern müßte, wollte es nach dem Gefallen der Romanen trachten. Doch was kümmert den Künstler die Möglichkeit des Exportes? Billing begehrte, die Musik seiner Seele zu projiziren; daß sie feierlich und schwer ist, liegt am Takte des Blutes.

Die letzte Serie umfaßt offizielle Innenräume. Das Pressezimmer von Peter Behrens macht den Beginn. Grünlich durchleuchtete Birke strahlt hell von den Wänden und von der Decke. Die weiß lackirten Möbel zeigen römischen Geist, modern gebändigt. Die blauen Ledersessel scheinen ein königliches Geschlecht zu erwarten. Etwas alltäglicher und mehr zur Benutzung einladend machte Peter Behrens den anschließenden Raum der Zeitschriften. Bei den Leseecken steigt der strenge Prediger der Linie gutmüthig herab bis zur Gemüthlichkeit. Hoffackers Rathzimmer arbeitet mit großem Aufwand, um dem Luxusbedürfniß modern interessirter Stadtväter zu genügen. Das Trauzimmer von Högg verleugnet nicht den Geist der nordischen Mystik; ein feierliches Gemach, doch bürgerlich und lyrisch zugleich. Fest, wie aus westfälischer Erde gewachsen, aus Eiche gezimmert, steht das Zimmer des Bielefelders Thiele. Durch lebendige Schnitzerei und Lederbezüge von modern verblichener Farbe bekommt es feinen ästhetischen Accent. Man spürt die geschmackliche Erziehung der modernen Kunstgewerbeschule, von der die in den Vitrinen untergebrachten Dinge ein treffliches Zeugniß ablegen. Den letzten Raum dieser Flucht bildet das von Walter entworfene, gut brauchbare, mit Schnitzwerk verzierte Zimmer des Präsidenten. Den Rundgang zu beenden, huschen wir dann noch in den Gartenpavillon, auf dessen Wände E. R. Weiß aus Grazie und Skepsis zwittrige Bilder gemalt hat. Diese und die Malerei von Walser wollen als erste Versuche zur Neubelebung der Wandmalerei beurtheilt sein.

Draußen, abseits von dem deutschen Komplex, stehen zwei Häuser von Georg Metzendorf. Arbeiterhäuser. Aesthetische Dokumente unserer sozialen Ethik. Gerade diese in Schlichtheit schönen Heimstätten werden helfen, uns den Respekt der Völker zu erwerben.

Von dem spezifischen Kunstgewerbe, von der Keramik, dem Metallgeräth und dem Schmuck, von der Textilkunst, der Typographie und dem Buchgewerbe kann hier nicht im Einzelnen gesprochen werden. Manche gute Leistung erfreut das Auge. Für das Buchgewerbe sind große und schöne Räume hergegeben worden. Wir bekommen einen guten Ueberblick über die Leistungen der mannichfachen, zusammen-

strebenden Faktoren. Die Buchgewerbe-Künstler haben sich in einem kleinen, nett hergerichteten Raum eingefunden. Leider hat die Textilindustrie sich beinahe völlig zurückgehalten. Bis auf wenige Möbel und Wandstoffe, eine größere Ausstellung von Spitzen und etliche Vitrinen mit Handarbeiten ist nichts zu finden. Das ist um so bedauerlicher, als wir sehr wohl eine gute und interessante Produktion aufweisen könnten; es ist doppelt bedauerlich, da England eine Textilausstellung von hervorragender Qualität und scheinbar unvergänglicher Schönheit nach Brüssel geschickt hat. Textilkunst und Mode: Das sind die beiden Gebiete, von denen Deutschland dem Forum der Völker nichts zu berichten weiß. Und doch ahnen Eingeweihte, daß Deutschland dabei ist, dem souverainen Beherrscher der Damenkleidung, dem Frankreich der Paquin, einen friedlichen Wettstreit anzubieten.

Einen besonderen Hinweis verlangen einige Stände in der Industrieabtheilung. Die meisten deutschen Aussteller, auch die, deren Waaren an sich nicht das Geringste mit Kunst oder Kunstgewerbe zu thun haben, waren doch den Gesetzen der Sachlichkeit und des guten Geschmackes gehorsam. Den Kontrast spürt, wer durch die Hallen der anderen Völker (England ausgenommen) wandert. Die Deutschen verschmähen es, aus eisernen Röhren Triumphbögen zu bauen, und sie mißbrauchen nicht kupferne Kessel für architektonische Effekte. In dieser Allgemeingiltigkeit der Ideen, Tendenzen und Ziele, die in der Architektur und den übrigen Künsten ihren konzentrirten Ausdruck empfangen, die aber, wenn sie Kulturfaktoren werden sollen, alle Produktionkreise durchdringen müssen, liegt vielleicht die eigentliche und prinzipielle Bedeutung unserer brüsseler Ausstellung. Jetzt kann man eben nicht mehr sagen, daß die deutsche Industrie billig und schlecht sei; jetzt kann man uns nicht mehr die Massenfabrikanten von Schund und Geschmacklosigkeiten nennen. Die Industrie als solche, die Fabrikanten, die Kaufleute, die normalen Produktionfaktoren, haben sich in den Dienst der Qualität und der sachlichen Schönheit gestellt.

Fragen wir nun, ob unsere Selbstzufriedenheit groß sein dürfe, ob der Lorber uns Sicherheit und Rast brachte, so antworten wir: Möchten uns alle guten Geister vor dem Stillstand bewahren! Jetzt eigentlich beginnt erst die Arbeit. Jetzt, da wir gezeigt haben, daß die Prinzipien schöner Qualitätwaare von uns erfüllt werden können, jetzt, da wir offenbaren konnten, daß wir reich sind an produktiven Kräften, jetzt, da das Fundament gelegt wurde, beginnt die rastlose Durcharbeitung aller Einzelgebiete. Mag es auch paradox klingen, so soll es doch gesagt sein: Wir wollen Alles vergessen und ausstreichen, was wir bisher an Leistungen und Erfolgen gewannen. Wir wollen nur die Gesinnung und den Willen bewahren. Und wollen so, allen Aufgaben des Tages gehorsam, den geringsten Forderungen Erfüllung geben. Aus solchem Vollbringen des Kleinen wächst dann, bei zäher Ausdauer, gewiß: der neue deutsche Stil, den die Welt willkommen heißen wird.

Wilmersdorf. Robert Breuer.

Peter Klöckner.

Weshalb ich gerade Herrn Klöckner herausgreife? Weil wir da an einem Zeitgenossen sehen und verfolgen können, wie ein deutscher Industriekapitän heranwächst und wie ein moderner Montan-Concern entsteht. In einem Jahrzehnt ist der Concern Klöckner ausgebaut und nach außen abgeschlossen; jetzt aber kann man noch in die einzelnen Theile sehen und ihr Zusammenwachsen verfolgen. Hier wird also ein Beitrag zur montanindustriellen Anatomie und Physiologie, aber auch zur industriellen Psychologie gegeben werden. Selbständige private Unternehmer haben wir in der jüngeren Generation der Montanindustrie ja nur noch selten. Hugo Stinnes und Peter Klöckner sind die markantesten Erscheinungen darunter.

Fast unbekannt ist, daß Peter Klöckner und Hugo Stinnes zu gleicher Zeit im Haus Spaeter waren. Interessantere Gegensätze lassen sich gar nicht denken; schon in der äußeren Erscheinung. Klöckner hoch gewachsen, kräftig, mit dunklem Schnurrbart, von blühender Gesundheit. Hugo Stinnes von kleiner Figur, das schmale, blasse Gesicht von einem braunen Vollbart eingefaßt. Klöckner ist ein echter Sohn des Rheins; von Geburt Koblenzer und mit gutem Humor ausgestattet. Stinnes ist verschlossen und verträumt, beinahe Asket und von fast scheuer Zurückhaltung. Klöckner liebt Geselligkeit, wenn er Zeit dazu hat. Beide sind technisch gebildete Kaufleute; Beide Männer von Rückgrat; Beide erfüllt von rastlosem, ehrgeizigem Schaffensdrang. Was die großen Industriellen in Bewegung hält, ist ja nicht nur die Lust am Geldverdienen; das Geld ist ihnen Mittel zum Zweck und der Zweck ist: neue Werke zu schaffen und bestehende Werke groß zu machen. Beide sind auch Männer, auf die wir zu blicken haben, wenn wir die künftige Entwickelung der Montanindustrie mit Verständniß verfolgen wollen. Die Frage nach der Gestaltung dieser Industrie hängt mit der Trustidee zusammen. Steuert unsere Montanindustrie dem Trust zu? Diese Frage taucht immer wieder auf.

Das Gerede von dem Trust stammt aus der Zeit der Hiberniasache. Allerdings trugen sich mächtige Leute damals im Revier mit allerlei Fusionplänen. Aber wen ging Das an? Können die Montanindustriellen mit ihrem Eigenthum nicht machen, was sie wollen? Aber wenn bei uns Jemand mit seinem Pfund zu wuchern beginnt, wenn er Kopf und Kapital mit mehr Erfolg als andere Leute arbeiten läßt, kommt gleich die berühmte „Allgemeinheit“ und legt sich ihm in den Weg. Die Montanpolitik der preußischen Regirung war gar von allen guten Geistern verlassen. Was ihr an Verstand fehlte, hatte sie an Nervosität zu viel. Zwar sind uns die Amerikaner als Muster hingestellt worden; aber wenn ein preußischer Handelsminister Etwas von Trust hört, fährt ihm Zittern ins Gebein. Unserer Kaliindustrie wäre all der Jammer des letzten Jahres erspart geblieben, wenn man den Einigungtendenzen freien Lauf gelassen hätte. Wie lächerlich die Trust-

furcht war, erkennen wir, wenn wir jetzt ruhig ins Jahr 1904 zurückblicken. Was man damals unter Trustbildung verstand, ist, trotz Hibernia, weiter gediehen. Einige Werke haben sich zusammengethan; die Tarifpolitik, die Steuer- und Sozialpolitik der Regirung zwingt die Werke geradezu, nach größeren Einheiten zu streben, um auf diese Weise die Selbstkosten zu verringern. Wem ist denn nun aber ein Schade dadurch geschehen, daß sich der Phoenix mit Hoerde und Nordstern zusammengethan hat? Welches öffentliche Interesse ist dadurch verletzt worden, daß sich Gelsenkirchen mit Rothe Erde und Schalke vereinigt hat? Welches Staatsinteresse ist dadurch beeinträchtigt worden, daß Herr Stinnes seinem Deutsch-Lux noch einige Zechen angegliedert hat? Schaden haben die preußischen Steuerzahler gehabt, denn sie müssen sich für die theuer erworbenen Hibernia-Aktien mit einer Verzinsung von etwa 3 Prozent begnügen.

Gewiß; Herr Thyssen wollte den Trust schon vor fünf Jahren. Es hätte unserer Eisenindustrie auch gar nicht geschadet, wenn so, wie das Statut des ersten Stahlverbandes wollte, in bestimmten Revieren die Werke ihre Produktion auf einander abgestimmt hätten; manches Nebeneinander der Fabrikation wäre dann vermieden worden. Herr Thyßen erwartet noch heute das Heil von einem Trust. Hoesch hat mit der Angliederung des Limburger Hüttenvereins gezeigt, wie man sich in der Verarbeitung seines Materials ausdehnen kann, ohne neu zu bauen. Hätten wir im Preußischen Handelsministerium einen kaltblütigen Mann gehabt, er hätte die Angstmeier ausgelacht. Was ist denn ein Trust? Der Trust verlangt, daß die Werke, die in ihm aufgehen, ihre Individualität abstreifen und Theile einer einheitlichen Organisation werden. Nun: werden die Krupp, Haniel, De Wendel, Stumm, Roechling, Baare und wie sie sonst heißen mögen, werden die Familien, die, wie Spaeters und Klöckners, persönlich an ihren Werken hängen, in einem Trust aufgehen wollen? Werden Laura und Kattowitz einem Trust ihre Selbständigkeit und Ueberlieferung opfern? Man braucht diese Fragen nur zu stellen, um sich über die Unmöglichkeit eines deutschen Montantrusts sofort klar zu werden. Herr Moeller war in Amerika gewesen, wußte also mit den Trusts Bescheid. Er stammte aus Westfalen, kannte also die Tradition besser, als Manche annahmen. Aber die Regirungskrankheit unserer Zeit, die Nervosität, und die Vorstellung von einer Renaissance der Staatsallgewalt hatten auch ihn gepackt.

Zwar haben wir noch heute einzelne Leute, die mit auffallender Beharrlichkeit den Trust predigen. Wie weit dabei persönliche Stimmungen und Verstimmungen mitspielen, will ich nicht untersuchen. Aber die Unzufriedenheit einzelner Mitglieder mit dem Stahlverband kann doch nicht als ausreichender Grund für die Bildung eines großen deutschen Montantrusts angesehen werden. Einzelne Mitglieder haben Ursache, mit dem Stahlverband unzufrieden zu sein, denn man hat ihnen eine zu geringe Quote zugemessen; aber dieser Schade läßt sich

bei der nächsten Verlängerung repariren. Die Direktion der Westfälischen Stahlwerke hat besonders hart über den Verband geurtheilt; müßte aber zugeben, daß sie bei ihrem Modernisirungstreben doch das Augenmaß für deutsche Verhältnisse verloren hat. Im Uebrigen werden die Mitglieder, vor die Frage gestellt, ob sie den Verband fallen lassen sollen, vor ihrer Antwort keinen Augenblick zaudern. Erinnert man sich denn nicht mehr des Seufzers der Erleichterung in unserer Eisenindustrie, als der Stahlverband nach der Periode der Schleuderverkäufe auch den Export in die Hand nahm? Der nächste Stahlverband wird voraussichtlich etwas anders aussehen als der jetzige. Aber einen Verband mit einem jährlichen Umsatz von etwa einer halben Milliarde Mark löst man nicht mit rascher Hand. Männer, die den „Stahlhof" gebaut haben, wollten auch nicht nur einen Verband auf ein Jahrzehnt.

Außerdem haben sich die Chancen für einen großen Trust aus anderen Gründen in den letzten fünf Jahren verändert. Die Bankwelt denkt kühler über Fusionen; Mancher will jetzt gar nicht dabei gewesen sein. Man hat auch schlechte Erfahrungen bei Fusionen gemacht; der Nordstern lag dem Phoenix Jahre lang schwer auf den Abschreibungen. Wo ist der Bankdirektor, der bei uns einen Milliardentrust finanziren möchte? Und ist etwa die Regirung jetzt weniger nervös und weniger trustscheu? Die Zahl der Trustanhänger im Revier ist noch kleiner geworden. Kirdorf und Beukenberg haben ihren eigenen Trust. Stinnes ginge wahrscheinlich nur in einen, dessen Leitung er in der Hand hätte. Man fürchtet von einem Trust aber auch eine Herunterdrückung der Intelligenz und Unternehmunglust; Dinge, die wir doch möglichst erhalten sollten.

Die Entwickelung weist immer deutlicher auf die Bildung etwa eines Dutzends großer Concerns oder gemischter Betriebe, die sich meist an einzelne Familien oder Namen knüpfen. Dem gemischten Betrieb gehört die Zukunft: darüber ist man in großen und kleinen Werken klar.

Das Prinzip des gemischten Betriebes begegnet uns in unserer ganzen Industrie. Wenn sich die Bamag mit Didier zusammenschloß, so ist Das eine Art gemischten Betriebes. Als sich Felten & Guilleaume mit Lahmeyer zusammenthaten, entstand ein gemischter Betrieb. Gemischte Betriebe finden wir in der Brauindustrie, wenn sich eine Brauerei eine eigene Mälzerei baut; noch gemischter wird der Betrieb hier manchmal dadurch, daß eine Brauerei auch für Niederlagen und Abnehmer sorgt. Gemischte Betriebe entstehen, wenn Holzzellstoff-Fabriken eigene Papierfabriken bauen oder wenn sich ein Baugeschäft eigene Ziegeleien oder Cementfabriken zulegt. Zinkwerke werden zu gemischten Betrieben, wenn sie sich eigene Erze sichern oder Kohlenwerke bauen, wie es gerade in neuster Zeit mehrfach geschehen ist: ich erinnere an das Vorgehen der Stolberger Zinkhütte und des Märkisch-Westfälischen Bergwerkvereins.

In erster Linie freilich kommen Eisen und Kohle in Betracht,

wenn man von reinen und gemischten Werken spricht. Es giebt verschiedene Ausgangspunkte für die Entstehung eines gemischten Betriebes; es giebt auch verschiedene Abstufungen in der großen Klasse gemischter Betriebe. Der Grund für die Entstehung liegt fast immer in dem Bestreben, von den Rohmaterialmärkten, ihrem Druck und ihren Schwankungen unabhängig zu werden. Der Phoenix kaufte Hoerde, weil er in Halbzeug unabhängig werden wollte und weil er vom Stahlverband nicht genügend versorgt wurde. Er kaufte den Nordstern, weil er eigene Kohlen haben wollte. Viele Eisenwerke haben aus dem selben Grunde Zechen erworben. Thyssen hat auf der Zeche „Deutscher Kaiser" auch erst Stahl- und Walzwerk und dann Hochöfen gebaut. Hüsten hat eigene Hochöfen gebaut, um sein Roheisen selbst herzustellen. Hagen-Guß errichtet ein eigenes Stahlwerk. Buderus hat Gießereien angelegt, um sein Roheisen selbst verarbeiten zu können.

Ganz so einfach ist der Uebergang vom reinen zum gemischten Betriebe freilich nicht. Manche Gesellschaft hat schwere Opfer zu bringen gehabt und ihren Aktionären harte Enttäuschungen bereitet. Welche Transaktionen und technische Anstrengungen waren erforderlich, bis Deutsch-Lux marschirte! Die Charlottenhütte ist heute ein kleines Musterwerk, ein gemischtes Werk in Taschenformat; aber welche Schmerzen waren zu überstehen, seit es, eins der ersten im Siegerland, den kühnen Schritt zum gemischten Betrieb wagte! Der Georg-Marien-Verein krankt noch heute an seinen Versuchen, ein gemischtes Werk werden zu wollen. Die Hüstener Gewerkschaft mußte nach der Erbauung des Hochofenwerkes sanirt werden. Die Bismarckhütte muß den Uebergang zum gemischten Betrieb mit großen Dividendeneinbußen erkämpfen. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk gehört zu den wenigen Ausnahmen, wo es einem Werk gelungen ist, den Uebergang zu einem modernen Betrieb zu vollziehen, ohne dabei in Schwierigkeiten zu gerathen. Das großartigste Beispiel der Entwickelung zum gemischten Betrieb sahen wir in Gelsenkirchen.

Der älteste gemischte Betrieb dieser Art ist eigentlich Krupp, der zuerst eine Zeche gekauft hat. Dann kamen die Dortmunder Union, der Bochumer Verein, die Gutehoffnung-Hütte. Aber erst seit dem Jahr 1899 begann in weiterem Umfang die Angliederung von Zechen an große Hüttenwerke. Die Bewegung dauerte bis 1901. In dieser Zeit erwarben Zechen: Schalker Verein, Hoesch, Differdingen, Kneuttingen, Rheinische Stahlwerke, De Wendel, Stumm, Georg-Marien-Verein, wieder Krupp und Dortmunder Union.

Die Verlängerung des Kohlensyndikats 1903, insbesondere die dabei gefundene Lösung des Hüttenzechenproblems gab zu dieser Bewegung einen neuen Anstoß. Bei der Verlängerung des Kohlensyndikats handelte es sich ja darum, auch die Hüttenzechen hereinzubekommen. Man fragte Herrn Thyssen, ob er denn nicht mitmachen wolle. Gewiß, erwiderte er, wenn die Haniels auch mitmachen; denn er wollte ja nicht die Auflösung des Syndikats. Man gewann denn auch sämmtliche

Hüttenzechen, aber zu einem hohen Preis. Man mußte ihnen, außer einer respektablen Betheiligung, auch noch den umlagefreien Hüttenselbstverbrauch zugestehen. Die Folgen dieser Konzessionen zeigten sich bald. Schon 1904 spürtens die Reinen Zechen. Sie mußten die schweren Lasten der Einschränkung tragen und konnten ihre Leistungfähigkeit nicht voll ausnutzen. Die Hüttenzechen dagegen blühten und gediehen bei der vollen Nahrung. Wachsender Unmuth der Reinen Zechen. Alle Geschäftsberichte hallten davon wieder. Viele sahen das Kohlensyndikat schon erschüttert.

Auch Kirdorf erkannte, daß Etwas geschehen müsse; und so that er mit Kühnheit und Energie für Gelsenkirchen den Schritt zum gemischten Betrieb. Für Gelsenkirchen konnte er die Qualität als Hüttenzeche nicht verlangen; er hätte die Tradition Gelsenkirchens aufgeben und das Werk seines Lebens in Schalke aufgehen lassen müssen. Aber er sicherte seiner Gelsenkirchener Gesellschaft durch die Vereinigung mit Schalke und Rothe Erde doch auf alle Fälle konsumkräftige Abnehmer. Aber auch diese beiden Werke können doch nur einen Theil der Kohlen- und Koks-Produktion von Gelsenkirchen aufnehmen. Das Prinzip des gemischten, in sich geschlossenen, seine Rohstoffe selbst verarbeitenden Werkes muß aber ganz durchgeführt werden. Gelsenkirchen muß auch in seiner neuen Gestalt seinen alten Vorsprung behaupten. Als Kirdorf das Kohlensyndikat zusammengebracht hatte, schritt er weiter in der Konzentration: Gelsenkirchen mußte an der Spitze bleiben. Dasselbe Schauspiel sehen wir jetzt wiederholt. So schritt Gelsenkirchen im Jahr 1909 zu der kolossalen Expansion, für die nicht weniger als 60 Millionen Mark neuer Mittel vorgesehen sind. Nun kann kommen, was will: Gelsenkirchen hat Abnehmer für seine Kohlen; und dieser Uebergang zum gemischten Betrieb ist ohne Erschütterungen möglich geworden. In der Entschlossenheit, mit der Kirdorf am Abend seines Lebens Gelsenkirchen noch in völlig neue Bahnen führt, in der Energie, mit der er das Problem anpackte, liegt Größe; so handeln nur Männer von überlegenem Geist und unerschrockener Thatkraft.

Die Feuerprobe hat der gemischte Betrieb, haben die großen Concerns im letzten Geschäftsjahr bestanden. Ich darf hier als bekannt voraussetzen, daß diese Concerns zum Erstaunen der Welt auch aus dem bösen Jahr 1908/09 mit guten, zum Theil mit glänzenden Abschlüssen hervorgegangen sind. In den Kreis dieser Concerns ist nun Klöckner mehr und mehr eingerückt.

Peter Klöckner hat als Kaufmann begonnen. Vertreter des Lothringisch-Luxemburgischen Roheisen-Syndikats war er zuerst; weiter nichts. Als Vertreter dieses Syndikats ist er 1894 auch in den Aufsichtrath des Hasper Eisen- und Stahlwerks eingetreten. Da hat er sich die Sporen verdient. Klöckner als Kaufmann und Haenel als Techniker haben das Hasper Werk rasch vorwärts gebracht. Im Hause Spaeter war Klöckner Jahre lang still thätig. Dann erhielt er als Theilhaber der Firma eine selbständige Stellung in Duisburg. Hier kam er in

engste Fühlung mit der mächtig vorwärts strebenden niederrheinischen Industrie und mit ihren Führern Thyssen, Burgers und Mathias Stinnes. Zusammen mit Thyssen und Burgers gründete er 1899 die Immobilien-Gesellschaft Vulkan in Krefeld und gleich darauf das Krefelder Stahlwerk. Die Spaeters hatten aber auch eine Bank: die Mittelrheinische Bank in Koblenz; eine Gründung des alten Herrn Spaeter. Ein kleines Bänkchen, das seit einem Vierteljahrhundert schlecht und recht der Industrie und der Landwirthschaft gedient hatte. Klöckner wies der Bank den Weg in das aufstrebende Industriegebiet. Ende 1900 schuf sich die Bank eine Niederlassung in Duisburg, unter Erhöhung ihres Kapitals auf 5,04 Millionen Mark.

Schon war auch Schaaffhausen auf die Gruppe aufmerksam geworden und im April 1903 wurden Spaeter und Klöckner in den Aufsichtrath des Bankvereins gewählt. Gleich danach wurde zwischen Schaaffhausen und der Mittelrheinischen Bank eine Interessengemeinschaft bewirkt. Schaaffhausen verstand, nachdem Klöckner in den Aufsichtrath gewählt worden war, die Kraft des neuen Mannes in Bewegung zu setzen. Man übertrug ihm die Heilung von zwei kranken industriellen Kindern der Bank; schickte ihn in die Verwaltung des Lothringer Hüttenvereins und der Maschinenfabrik De Fries.

Ende 1904 beginnt wieder eine besonders lebhafte Periode für Klöckner. Sie dauert ungefähr zwei Jahre, bis Ende 1906. In dieser Zeit schied Klöckner aus der Firma Spaeter. Er gründete mit seinem Bruder die Eisenhandelsfirma Klöckner & Co. in Duisburg und trat in die Verwaltung vieler Gesellschaften, so der Sieg-Rheinischen Hütte, der Düsseldorfer Eisen- und Draht-Industrie, der Isselburger Hütte, des Schwelmer Eisenwerkes, der Gasmotorenfabrik Deutz und zweier Kohlengesellschaften; der Internationalen Kohlen-Bergwerks-Gesellschaft und der Hermann G. m. b. H.

Klöckners neuster Erfolg ist seine Wahl zum Stellvertretenden Vorsitzenden im Lothringer Hüttenverein. Wer hat noch vor einem halben Jahr Etwas von diesem Hüttenverein gewußt? Außerhalb des Reviers nur ein kleiner Kreis Montanindustrieller. Heute kennt ihn Jeder. Der Lothringer Hüttenverein entstand im November 1897 aus der Erzfeldergesellschaft Aumetz und der Hochofengesellschaft Friede (La Paix) in Kneuttingen, die beide eben errichtet worden waren. Aumetz, eine Familiengründung der Rautenstrauchs, hatte zwei Erzgruben, Aumetz und Friede, deren zweite am Weitesten vorgeschritten war. Die Hochofenanlage in Kneuttingen bestand aus zwei Hochöfen; der dritte Ofen war im Bau. Das Aktienkapital der kombinirten Gesellschaft Hauts Fourneaux Lorrains Aumetz-La Paix betrug 12 Millionen Francs.

Die Konjunktur ging hoch: deshalb beschloß die Verwaltung, sofort ein großes Stahl- und Walzwerk zu erbauen. Zum Verkauf von Stahl schloß man mit Rombach und Differdingen eine Verkaufsgemeinschaft. In Lothringen hatte man von Anfang an amerikanische Begriffe von der Stahlindustrie; drum wurde das neue Stahl- und Walzwerk

in Kneuttingen so groß angelegt, daß man eventuell die Erzeugung von acht Hochöfen verarbeiten könnte, während das Werk doch nur drei Hochöfen hatte. Schwierigkeiten in der Kohlenbeschaffung führten dazu, daß schon im Januar 1900 das Werk die Kohlenzeche General kaufte. Damals fingen die Eisenwerke an, Zechen zu kaufen. Eben hatte Krupp die Zeche Hannibal erworben und Leo Hanau die Vereinigung Differdingen-Dannenbaum, den Vorläufer von Deutsch-Lux, zu Stande gebracht. Leo Hanau war es auch, der die Zeche General an Kneuttingen verkaufte und in den Verwaltungrath dieser Gesellschaft trat. Leo Hanau war damals ein großer Mann, Führer einer mächtigen Montanpartei und an der Börse ein Hauptkerl; ein originaler Kopf, wie vorher Grillo. Die früher belgische Lothringer Gesellschaft wurde nun allmählich verdeutscht; Schaaffhausen trat in das Konsortium. In Folge dieser raschen Ausdehnung hatte die Gesellschaft 1900 schon 20 Millionen Francs Aktien und 10 Millionen Francs Obligationen. Die Krisis, die im Frühjahr 1900 so scharf und unvermittelt ausbrach, gab auch der Lothringer Gesellschaft den Knacks. Das Werk hatte großartige Abschlüsse in den Büchern, aber durch die Krisis waren die Spezifikationen wie weggeblasen. Die riesigen Anlagen waren halb beendet und die andere Hälfte war nur ungenügend beschäftigt. Jetzt zeigte sich, wie falsch es gewesen war, daß man Stahl- und Walzwerk in so großen Dimensionen angelegt hatte. Viele Millionen waren festgelegt, die nichts brachten, und die Gesellschaft hatte kein Geld. Schon im Jahre 1901 wurde ein Arrangement mit den Banken getroffen. Aber die Zeiten verschlechterten sich, wider Erwarten, so, daß im Sommer 1901 noch ernstere Sanirungmaßregeln nothwendig wurden. Das Kapital wurde von 20 auf 4 Millionen Francs herabgesetzt und dann auf 26 Millionen Francs erhöht; außerdem wurden neue Obligationen geschaffen. Die Banken übernahmen die neuen Emissionen und bekamen eine Vertretung in der Verwaltung. Die Gesellschaft hatte jetzt Betriebsmittel; sie konnte ihre Bankschuld, die schon mehr als 18 Millionen betrug, tilgen und die Anlagewerthe zeitgemäß einstellen; auch konnte das Walzwerk ausgebaut werden. Der Roheisenhunger des Stahl- und Walzwerks wurde einigermaßen dadurch gestillt, daß man von dem benachbarten Werk Fentsch, das im Februar 1902 seinen ersten Hochofen in Betrieb gesetzt hatte, Roheisen kaufte, das man gleich flüssig in das Stahlwerk bringen konnte, wie es nachher Rombach mit dem Roheisen der Moselhütte machte. Dank seiner günstigen Lage konnte das Werk in der schlechten Zeit über die Hälfte seiner Produktion exportiren, freilich zu sehr niedrigen Preisen.

Das Mißverhältniß zwischen der Roheisenproduktion und dem Arbeithunger des Stahl- und Walzwerks zehrte weiter an der Gesellschaft. Schaaffhausen wußte sich keinen Rath mehr. Kneuttingen galt, trotz der scharfen Sanirung, für bankerot. Da wandte sich Geheimrath Schroeder an Klöckner, der ja eben in den Aufsichtrath von Schaaffhausen getreten war und schon von Haspe her einen guten Ruf besaß.

Klöckner hatte rasch erkannt, daß das Werk an seinen Selbstkosten zu Grunde gehen müsse; er sah aber auch, wie da zu helfen sei. Die Generalversammlung vom siebenundzwanzigsten November 1903 genehmigte einen neuen Sanirungplan. Dann wurde zunächst versucht, dem Roheisenmangel des Werkes abzuhelfen. Man erwarb die Mehrheit der Aktien von Fentsch. Das Aktienkapital wurde von 26 auf 23,4 Millionen herabgesetzt und um 12,1 Millionen wieder erhöht, wovon 2,66 Millionen den Aktionären von Fentsch zum Umtausch angeboten wurden. Jetzt folgten Jahre zäher, mühsamer Arbeit, die aber durch die immer besser werdenden Resultate reichlich belohnt wurde. Kneuttingen konnte bald dazu übergehen, zwei neue Hochöfen auf der Hütte Friede und nachher auch auf der Fentscher Hütte zu errichten. Die Versorgung mit Erz wurde durch die Erwerbung von vier Fünfteln des Aktienkapitals der Société Anonyme de Murville auf Menschenalter gesichert. Klöckner hat es bei diesen Verhandlungen nicht immer leicht gehabt; denn für die Banken, die dem Werke bereits große Kredite zur Verfügung gestellt hatten, war es oft sehr schwer, dem Optimismus Klöckners zu folgen. Hier war es der Schaaffhausensche Bankverein, der immer wieder half. Ihm ist auch zu verdanken, daß es Kneuttingen, trotz den großen Schulden, gelungen ist, die werthvolle französische Konzession zu erwerben. Im letzten Jahr hat Kneuttingen seine Schuld bei Schaaffhausen durch die Ausgabe einer neuen Anleihe von 11000000 Francs abgetragen und sich auch in den Finanzen unabhängig gemacht.

Will man als Laie dem Laien einen Begriff von dem kneuttinger Werk geben, dann kann man die Ausdrücke gar nicht stark genug wählen; so riesenhaft sind alle Anlagen. Der terrassenförmige Aufbau mag dazu beitragen, den Eindruck des Ganzen so überwältigend zu gestalten. Sind alle acht Hochöfen umgebaut, dann kommt das Werk auf eine jährliche Leistungfähigkeit von 600000 Tonnen Roheisen. Zur Ersparung von Kohlen ist die weitestgehende Ausnutzung der Hochofengase in Verbindung mit Elektrizität vorgesehen; über 40000 PS. stehen an Betriebskräften zur Verfügung. Wie in Haspe bereits geschehen ist, so soll auch in Kneuttingen das Stahlwerksgebläse mit Gas angetrieben werden. Die Transporteinrichtungen sind auf die höchste Stufe der Vollendung gebracht worden. Durch diesen Ausbau wurde in erster Linie eine sehr beträchtliche Verringerung der Selbstkosten erreicht. Der Betriebsüberschuß ist in den letzten sechs Jahren von 2,47 auf 9,83 Millionen Mark gestiegen. Die Abschreibungen sind in der selben Zeit von 1,2 auf 3,29 Millionen erhöht worden. Während für 1903/04 20,85 Millionen Francs Aktien leer ausgingen, konnte für 1906/07 auf 28,4 Millionen Francs Aktien eine Dividende von 12 Prozent ausgeschüttet werden. In den beiden letzten Jahren ist das Erträgniß natürlich etwas zurückgegangen, aber man kam immer noch auf 7 Prozent Dividende. Das Werk hat seine Lebensfähigkeit also auch in Krisenzeiten bewährt, obwohl es einen großen Theil seines

Bedarfes an Kohlen und Koks kaufen muß. Freilich hebt der letzte Bericht selbst hervor, daß sich auch die günstige Eindeckung des Bedarfes an Rohmaterialien vortheilhaft bemerkbar gemacht habe.

Die zweite That Klöckners ist der Ausbau des Hasper Eisen- und Stahlwerkes. Dieses Werk übernahm 1894 mit einem Kapital von 1735000 Mark die in Zahlungschwierigkeit geratene Firma Hasper Eisen- und Stahlwerk Krieger & Co. Klöckner saß von Anfang an im Aufsichtrath. Das erste Geschäftsjahr ergab noch eine Unterbilanz. Dann aber gings rasch vorwärts. Die Produktion wurde gesteigert und die Betriebsanlagen gründlich verbessert. Die Folge war eine ansehnliche Verringerung der Selbstkosten. Schon für 1896/97 konnte, nach Tilgung der Unterbilanz und großen Abschreibungen, eine Dividende von 10 Prozent gezahlt werden, trotzdem das Werk wegen seiner geographisch nicht bevorzugten Lage hohe Frachten zu überwinden hatte und sein Roheisen noch kaufen mußte. Zehn Jahre nach der Gründung war das Werk völlig modernisirt; in Rohstahl war die Produktion verdoppelt und in Walzfabrikaten mehr als verdreifacht; für neue Anlagen waren 5,24 Millionen aufgewendet, für Abschreibungen 3,2 Millionen und für Reserven 746000 Mark zurückgestellt worden.

Die Schaffung des Stahlverbandes brachte dem Werke eine Betheiligung, die um 40000 Tonnen hinter seiner Leistungfähigkeit zurückblieb. Diese Nachtheile suchte man durch Verfeinerung der Produktion und durch die Erbauung eines großen modernen Hochofenwerkes auszugleichen. Das Hochofenwerk half insbesondere die Vortheile der direkten Verarbeitung des flüssigen Roheisens und der Verwendung der Hochofengase ausnützen.

Einige technische Angaben über das Werk werden wohl noch interessiren. Beim Hochofenwerke ist die Zufahrt für Erze und Koks mit einem großen Kostenaufwand in rationellster Weise neu angelegt worden. Selbstverständlich sind Schrägaufzüge vorhanden, aber mit getrennter Erz- und Koksbeschickung. Eine ganz eigenartige Anlage ist die Briquettirung des Gichtstaubs; ohne fremden Zusatz wird er mit Gichtschlamm zu Erzbriquettes verarbeitet, die einen Metallgehalt von etwa 38 Prozent haben. Das ist ein Musterbeispiel für die Art, wie man auf einem modernen Hüttenwerk auch die letzten Abfälle vortheilhaft verwerthet. In größtem Umfang ist die Ausnutzung der Hochofengase durchgeführt. Heute steht das Werk in dem elektrischen Antriebe der Walzenstraßen an erster Stelle im Revier, obwohl auch die anderen Werke auf diesem Gebiet nicht unthätig waren. Da das Werk viel Qualitätmaterial herstellt, braucht es nur kleine Konverter und kein Blockwalzwerk. Charakteristisch für das Werk ist das Gießen kleiner Blöcke, die dann auch in einer Wärme gewalzt werden können. Spezialitäten des Werkes sind: weiches Nieteisen, Schraubeneisen und Preßmuttereisen, das früher aus Schweißeisen fabrizirt wurde. Haspe hat auch vor den anderen Werken Stabeisen für Betonzwecke hergestellt.

Eine dritte Leistung Klöckners ist die Sanirung der Düsseldorfer

Eisen- und Stahl-Industrie. Die Gesellschaft wurde 1873 gegründet und übernahm Werke aus dem Besitz der Familie Von Gahlen. Ursprünglich ein Draht- und Stiftewerk, machte es sich gegen Ende der siebenziger Jahre durch Erbauung eines Martinwerkes in Rohmaterial unabhängig. Trotzdem wurde es von den Schwankungen der Konjunktur hin und her gerissen. Da es auch viel für den Export arbeitete, hatte es auf dem Weltmarkt mit der steigenden Konkurrenz der Amerikaner und Belgier zu kämpfen. Durch die Krisis, die im Frühjahr 1900 einsetzte, bekam die Gesellschaft einen Stoß, von dem sie sich zunächst nicht mehr erholte; insbesondere gehörte sie zu den unglücklichen Unternehmungen, die beim Beginn des Niederganges noch große Rohmaterialbeschlüsse zu hohen Preisen laufen hatten und widerwillig abnehmen mußten. Die Gesellschaft wurde sanirt, stand aber gleich danach wieder am Rande des Abgrundes. Auch technisch war das Werk ins Hintertreffen gerathen. Die Verbände, an denen es eine gute Stütze gehabt hatte, fielen auseinander und die Aktien fielen bis auf 58. Da wurde im November 1905 Klöckner in den Aufsichtrat gewählt. Sofort begann eine technische und finanzielle Reorganisation. Die Zusammenlegung der Aktien war nicht schwer; aber damit war erst halbe Arbeit gethan. Auch neue Mittel mußten beschafft werden, um das Werk leistungfähig zu machen. Von einem Appell an das Kapital war nichts zu hoffen. Die Gesellschaft mußte sich selbst zu helfen suchen; 1 050 000 Mark mußten aufgebracht werden. Klöckner stellte sie zur Verfügung.

Nun konnte der Ausbau des Werkes beginnen. Die alten Anlagen wurden verbessert und erweitert, neue gebaut: zur Steigerung der Produktion und zur Verringerung der Selbstkosten. Das Jahr 1906/07 brachte bereits eine Dividende von 6 Prozent (nachdem die letzten sechs Jahre dividendenlos geblieben waren). Wieder einmal hatte Klöckner unter einem günstigen Stern gearbeitet; wieder gerieth er in eine aufsteigende Konjunktur. Die Verbände für Draht und Stifte kamen wieder zusammen; selbst für Stabeisen brachte mans zu einer Konvention. Aber das Werk hat sich jetzt auch in Krisenzeiten bewährt; denn es gab in dem schlechten Jahr 1908/09 noch 6 Prozent Dividende.

Während Kneuttingen und Haspe im Wesentlichen als ausgebaut gelten können, dürfte „Düsseldorf" der Mittelpunkt nicht nur größerer Neuanlagen, sondern wahrscheinlich auch anderer Transaktionen werden. Ueber die Einzelheiten dieser Pläne hüllt sich die Verwaltung in Schweigen; sie ist aber im Stillen dabei, das Werk in Drahtverfeinerungen vorwärts zu bringen. Der Kurs ist heute 160, nachdem die Aktien wieder an die Börse gebracht worden sind.

Noch älter als Düsseldorfer Eisen und Draht ist der Bergische Gruben- und Hüttenverein, auch Hochdahl genannt. Hochdahl gehört zu den ältesten deutschen Eisenwerken; die Gesellschaft wurde im Jahr 1855 gegründet. Es ist ein reines Hochofenwerk mit zwei Hochöfen. Die reinen Hochofenwerke haben einst gute Zeiten gesehen; denn sie lieferten den Stahlwerken einen Theil ihres Roheisens. Wir haben ja auch bei

Kneuttingen gesehen, wie das Werk beträchtliche Mengen Roheisen für sein Stahl- und Walzwerk kaufte. Als die Stahlwerke sich mit so vielen eigenen Hochöfen ausrüsteten, daß sie ihr Roheisen selbst herstellen konnten, gings den reinen Hochofenwerken schlecht; sie verloren ja ihre Abnehmer. Weitblickende und entschlossene Gesellschaften bauten sich nun selbst Stahl- und Walzwerke oder verschmolzen sich mit solchen Werken. Als Klöckner im November 1904, damals Vorsitzender von Haspe, in den Aufsichtrath von Hochdahl gewählt wurde, glaubte man auch vielfach, daß nun beide Werke mit einander verschmolzen würden; aber sie liegen für eine Fusion doch etwas zu weit auseinander. Zunächst gings ja auch ohne Fusion. Hochdahl steigerte seine Produktion; gegen 1904/05 wurde sie fast verdoppelt und damit eine fühlbare Verringerung der Selbstkosten erreicht. Zweimal konnten 6 Prozent Dividende gezahlt werden, trotzdem das Roheisensyndikat schlecht geleitet war. Selbst 1908/09 wurde noch ein kleiner Gewinn erzielt; in diesem bösen Jahr, wo die großen Werke das Roheisensyndikat zusammenbrechen ließen. Auch Hochdahl steht jetzt völlig unter dem Einfluß Klöckners.

Zu einem modernen Montan-Concern gehört aber auch die Fabrikation von Maschinen und von feinen Fertigerzeugnissen verschiedenster Art. Thyssen hat es sich 20 Millionen Mark kosten lassen, um in der Fabrikation von Gasmaschinen mit einem Schlag neben eine erprobte Konkurrenz zu rücken. Deutsch-Lux hat unter Stinnes die mülheimer Abtheilung in Maschinen und sonstigen Fertigfabrikaten weiter entwickelt. Die Firma Krupp ist in der Verarbeitung des Materials bis zur höchstvollendeten Maschine, zum Kriegsschiff, gegangen. Auch die Gruppe Haniel steht in der Maschinenfabrikation voran. In dem Concern Klöckner wird die Maschinenfabrikation und die feine Fertigfabrikation durch die Isselburger Hütte dargestellt.

Diese Hütte ist eins der ältesten deutschen Eisenwerke. Sie liegt an der holländischen Grenze und arbeitet auch mit holländischem Kapital. Sie baut Bergwerksmaschinen; dort wurde die erste große unterirdische Wasserhaltung gebaut; die größte in Deutschland aufgestellte elektrisch angetriebene Wasserhaltung stammt aus Isselburg. Eine Spezialität des Werkes sind gußeiserne Fenster. Außerdem liefert sie noch seltenere Spezialitäten, wie eiserne Briefkasten, Haushaltungsgeschirre, Badewannen, Stalleinrichtungen. Die Gesellschaft hat stets rentirt. Auch dieses Werk hat in den letzten Jahren starke Vergrößerungen und Verbesserungen vorgenommen und gilt als erstes für Bergwerks-Fördermaschinen.

Im Krefelder Stahlwerk wird nur Qualitätstahl angefertigt, aus schwedischem Holzkohlen-Roheisen. Krefeld liefert für die deutsche Marine, für Automobilfabriken, für Gußstahlkugelwerke. Dort werden auch die Zieheisen angefertigt, die in den Drahtziehereien benutzt werden; ferner Magnete, wie sie, zum Beispiel die Automobilindustrie braucht. Krefeld hat auch die ersten Ansätze zu einer Waffenabtheilung;

es fabrizirt Panzerplattenthüren, die in Festungen verwendet werden. Verdient hat der Concern an dem Werk noch nichts; vielmehr waren bedeutende Opfer nöthig, um es auf die heutige Höhe zu bringen. Da handelt sichs um eine langsichtige Spekulation, wie bei der Vulkan-Gesellschaft, die nun mit ihm vereinigt ist. In den Vulkan hat das Konsortium Thyssen, Klöckner, Burgers große Terrainkomplexe eingebracht, die es, in Erwartung einer weiteren industriellen Entwickelung der Stadt, erworben hatte.

Wir finden also in dem Concern Klöckner Eisen in seinen mannichfachsten Formen; aber er ist fast völlig Eisenconcern, während die übrigen großen Montangruppen zum Theil auch über Kohlenschätze gebieten. Klöckner wird keine Lust haben, in der Kohlenversorgung dauernd abhängig zu bleiben. Der Lothringer Hüttenverein und Haspe werden sich wohl bald um eigene Zechen bemühen. Für Haspe, das nur Koks braucht, wäre die Frage der Kohlenversorgung allerdings anders zu lösen als für Kneuttingen. Wohlfeil sind solche Erwerbungen freilich nicht. Aber Klöckner sitzt selbst in der Verwaltung von zwei heranwachsenden großen Kohlenwerken, nämlich der Internationalen Kohlen-Bergwerks-Gesellschaft und der Hermann-Gesellschaft. Beide Zechen wurden im Jahr 1906 gegründet; die eine im äußersten Südwesten, die andere im äußersten Nordosten; beide durch den Schaaffhausenschen Bankverein, auf Feldern, die noch Raky vereinigt hatte. In dem selben Jahr gegründet, haben sich Beide doch sehr verschieden entwickelt. Die Internationale ist jetzt erst zum Schachtabteufen gekommen, während die Hermann-Gesellschaft, vom Glück in ganz besonderer Weise begünstigt, bereits angefangen hat, zu liefern. Ob Absicht oder Zufall: Thatsache ist, daß vier Aufsichtrathsmitglieder von Hermann, die Herren Klöckner, Konsul Rautenstrauch, Bankier Ohligschlaeger und Rechtsanwalt Mayer, auch in der Verwaltung des Lothringer Hüttenvereins sitzen. Da können leicht Fusionpläne auftauchen.

So baut sich vor unseren Augen ein neuer großer Montanconcern auf. Manche Ansätze sind noch weiter zu führen und zwischen den einzelnen Theilen sind noch engere Verbindungen zu schaffen. Die einzelnen Theile werden selbständig bestehen bleiben, aber sie werden auf einander abgestimmt werden. Die Einheit der Werke beruht in Klöckners Person, ähnlich wie in denen Thyssens. Dessen Größe begann in Mülheim und in der Zeche Deutscher Kaiser. Thyssen hat dann im Lauf der Zeit neue Werkseinheiten geschaffen; aber alle sind für sich bestehen geblieben, unter einander durch die Persönlichkeit des Meisters verbunden. Klöckners Finanzirungmethoden haben mit denen Thyssens Aehnlichkeit. Beide haben eine Weile stark mit Kredit gearbeitet. Wie Thyssen, will auch Klöckner nicht Geld häufen, sondern verwendet das Erworbene stets für seine Werke. Klöckner ist heute sechsundvierzig Jahre alt, steht also im reifsten Mannesalter. Die Industrie wird noch viel von ihm hören.

Dr. Georg Tischert.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. August 1910.

Gespenster.

Am neunundzwanzigsten Juni 1868 hatte Pius der Neunte die römischen Bischöfe des Erdrundes zum Konzil eingeladen. Die Bulle, die aus der Oikumene nach Rom rief, war auf den meisten Staatshöhen zunächst fast unbeachtet geblieben. Im Lauf des Winters überzeugt Ignaz Döllinger den bayerischen Ministerpräsidenten Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, daß der bedrohte Staat sich früh zur Abwehr rüsten müsse. Der soeben für Lebenszeit in den Reichsrath berufene Stiftspropst von Sankt Kajetan verfaßt das Rundschreiben, das Hohenlohe unterzeichnet und am neunten April 1869 an die Bayerischen Gesandtschaften verschickt. „Die Frage nach der Unfehlbarkeit des Papstes reicht weit über das rein religiöse Gebiet hinaus und ist hochpolitischer Natur, da hiermit auch die Gewalt der Päpste über alle Fürsten und Völker, auch die getrennten, in weltlichen Dingen entschieden und zum Glaubenssatz erhoben wäre.“ Bayerns Gesandte sollen die Regirungen, bei denen sie beglaubigt sind, fragen, ob ihnen nicht eine gemeinsame Verwahrung gegen solche Beschlüsse nöthig scheine, „die einseitig, ohne Zuziehung der Vertreter der Staatsgewalt, ohne jede vorhergehende Mittheilung, über staatskirchliche Fragen oder Gegenstände gemischter Natur von dem Konzilium gefaßt werden möchten.“ (Hohenlohe sprach und schrieb in dieser Zeit nur, was ihm Döllinger soufflirte und diktirte.) Graf Bray bringt aus Wien den ersten Korb heim. Beust verwirft den Protestgedanken. Die bloße, noch nicht begründbare Vermuthung einer

Gefahr könne im diplomatischen Verkehr nicht zu einer Abwehr treiben; erst wenn das Oekumenische Konzil sich „wirklich anschicke, in die Rechtssphäre der Staatsgewalt überzugreifen", könne man Kollektivschritte erwägen. Döllinger wüthet. „Nach der Ansicht des Herrn von Beust wäre zu besorgen, daß ein zeitiges Hervortreten der Regirungen eher ermuthigend auf die ultramontane Partei wirken und sie in Rom zu entschlossenem Fortschreiten auf der betretenen Bahn bestimmen möchte. Dagegen ist aber zu erinnern, daß die Römische Kurie sich seit Jahrhunderten durch das Motiv der Furcht leiten läßt und alsbald zurückzuweichen oder einzuhalten pflegt, wo sie auf energischen Widerstand stößt, ganz besonders dann, wenn dieser Widerstand ein kombinirter mehrerer Mächte wäre." Vergebens. Auch Bismarck hat sich einstweilen nicht gerührt; hat, als der ruhlose Ehrgeiz Harrys von Arnim, der Preußen im Vatikan vertritt, einen frühen Eingriff empfahl, geantwortet, Preußen werde gelassen abwarten, was das Konzil beschließe. Drei Wochen danach schreibt er an Arnim, die „Kundgebung der Regirung, Uebergriffe nicht dulden zu wollen, kann, als heilsame Mahnung und Warnung, auch im Voraus nützen"; denn in Rom solle offenbar „über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit dem Anspruch verhandelt werden, bindende Normen aufzustellen, ohne den bei diesen Dingen interessirten Staat als gleichberechtigten Faktor zur Berathung zu ziehen". Da der österreichische Kanzler aber für gemeinsames Handeln nicht zu haben ist, müsse die Sache ruhen; „selbständig vorzugehen, sehe ich nicht als unseren Beruf an, und wenn die katholischen Regirungen nicht vorgehen wollen, so bleibt für uns nichts Anderes übrig, als dem den deutschen Episkopat beseelenden Geist zu vertrauen und ihn durch die Versicherung zu stärken, daß, so lange und so weit er selbst es wolle, er auf uns rechnen könne". Am zwölften Juni bespricht er mit Hohenlohe (der als Vicepräsident des Norddeutschen Reichstages in Berlin ist) und mit dem Württemberger Varnbüler die römischen Pläne. Schon als er Arnims Vorschlag, Oratores ins Konzil zu schicken, ablehnte, hat er die Absicht angedeutet, in Gemeinschaft mit den süddeutschen Regirungen „Einwirkungen auf die Kurie zu versuchen, welche ihr die Gewißheit geben würden, daß sie bei etwa beabsichtigten Ausschreitungen einem entschiedenen Widerstand der deutschen Regirungen begegnen werde". Im

Garten des Kanzlerhauses wird er deutlicher. Bayern soll „einen Reisenden von Distinktion“ nach Rom schicken, der dort nur als offiziös Bevollmächtigter auftreten dürfe, als Kreditiv aber die Note der deutschen Regirungen vorlegen müsse. Dieser Gesandte, heißts in Abekens Promemoria, „würde nicht im Namen Bayerns allein, sondern im Namen aller deutschen Regirungen zu sprechen haben, deren Betheiligung an diesem Schritt durch besondere Schreiben zu konstatiren sei“. Ludwig der Zweite hat Zweifel; in einem Marginalreskript sagt er: „Die Abordnung eines Agenten ohne Kreditiv, jedoch mit der Bestimmung, im Namen sämmtlicher deutschen Regirungen zu sprechen, scheint mir gegenüber der bisherigen Ablehnung gemeinschaftlichen Handelns und der verschiedenen Stellung der Regirungen nicht recht ausführbar.“ Doch dürfe der Ministerpräsident, wenns ihn nothwendig dünke, spezialisirte Vorschläge machen. Im August hat Hohenlohe den für die heikle Mission tauglichen Mann noch nicht gefunden. Die Hauptsätze aus Bismarcks Antwort auf diese (schon recht müde klingende) Mittheilung: „In Rom giebt es eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Ueberzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden, anknüpfend an die Erfahrungen von 1848 und auf die psychologische Wahrheit fußend, daß die leidende Menschheit die Anlehnung an die Kirche eifriger sucht als die irdisch befriedigte. Der Papst indessen soll angesichts des Widerstandes, der sich in Deutschland ankündet, bedenklicher und dem Einfluß jener Partei weniger zugänglich geworden sein.“ Im September konferirt Döllinger in Herrnsheim mit dem Bischof Dupanloup von Orleans und dem Lord Acton; und schreibt dann an Hohenlohe, er wisse nun von Dupanloup, „daß die Zahl der Bischöfe, die den römisch-jesuitischen Plänen entgegentreten wollen, doch bedeutend größer ist, als ich zu hoffen wagte; er meint aber, die deutschen Bischöfe werden berufen sein, den Ausschlag zu geben“. Gustav Hohenlohe, der Kardinal und Jesuitenhasser, möchte den Bruder Chlodwig ins Feuer hetzen. Warnt ihn vor Dupanloup und schildert das ganze römische Treiben als eine Intriguenkomoedie der Väter Jesu, denen er „falsche Moral“ und „Gottlosigkeit“ vorwirft. „Pius der Neunte muß

vollständig isolirt bleiben; deshalb hetzen sie ihn auf gegen alle Regirungen, damit er, allen Regirungen verfeindet, nie mehr auf einen grünen Zweig komme. Vielleicht besinnt sich der Heilige Vater noch. Doch zweifle ich daran. Bei allem Respekt für das Oberhaupt der Kirche wird mein Gehorsam auf eine harte Probe gestellt." Weil Gustav mit Herrn von Sigmund nicht zufrieden ist, schickt Chlodwig den Mißliebigen nach Holland und ersetzt ihn in Rom durch den Grafen Tauffkirchen. Am elften November erscheint Dupanloups „Lettre au clergé de son diocèse relativement à la définition de l'infallibilité au prochain concile". Dreizehn Tage danach wird in Bayern ein neuer Landtag gewählt und Chlodwig (der sich eben erst gerühmt hatte, alle nicht von den Jesuiten beherrschten Katholiken für sich zu haben) von der Partei, die er ultromontan nennt, so hart aufs Haupt geschlagen, daß er seine Entlassung erbittet. Er bleibt, weils der König wünscht; wird aber durch die Mißtrauensvota, die im Reichsrath Freiherr von Thüngen, in der Kammer der Abgeordneten Edmund Jörg begründet und die mit starker Mehrheit angenommen werden, zum Rücktritt gezwungen. Am siebenten März 1870 wird ihm der Abschied gewährt. Vorher hatte Herzog Karl Theodor in Bayern „die Nothwendigkeit der Wiederherstellung eines ganz Deutschland umfassenden nationalen Bandes" betont und der Jesuit Perrone das Schema de ecclesia Christi veröffentlicht, das den päpstlichen Anspruch auf das Oberhirtenamt, auf die Herrschaft über Fürsten und Völker erneute. National oder ultramontan? So lautete nun die Frage.

Am Tag vor Hohenlohes Entlassung war dem Konzil der Artikel vorgelegt worden, der den Papst für unfehlbar erklärte (und für dessen Berathung die Mehrheit bald danach die Priorität forderte). Bruder Gustav stöhnt: „Stupidität und Fanatismus reichen sich die Hand, tanzen die Tarantella und machen dazu eine Katzenmusik, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Der Bischof von Mainz (Ketteler), fürchte ich, führt die deutsche Minorität in einen Chausseegraben; er besticht die Herren durch sein Schimpfen gegen Rom und so weiter, aber hinter dem Rücken agitirt er gegen sie und die guten Herren glauben ihm aufs Wort." Der bayerische Plan ist versickert, seit Chlodwig in schmale Minderheit gedrängt ward; und den einzelnen Diplomaten, die dem Kardinal-Staatssekretär die Bedenken ihrer Regirungen andeuteten, hat Antonelli

höflich geantwortet, das Oekumenische Konzil sei völlig frei, keiner Einwirkung zugänglich, der Papst selbst wisse nicht, was dort berathen und beschlossen werde, und begreife deshalb nicht, wie draußen jetzt Bedenken entstehen konnten. In Berlin aber donnerts schon leise. Augusta kann nicht fassen, daß Olivier und die Oeffentliche Meinung Frankreichs Männer vom Schlage Montalemberts und Dupanloups nicht unterstützen. Der König wiederholt gläubig, was ihm Arnim berichtet hat. Bennigsen und Löwe schelten die Ultramontanen, die man mit allen Staatskräften bekämpfen müsse. Chlodwig erklärt Jedem, ders hören will, seit der Encyklika Gregors des Sechzehnten, in der die Forderung gesetzlich verbürgter Gewissensfreiheit als die Frucht absurden Irrglaubens und Wahnsinns bezeichnet werde, und seit der Dezemberencyklika aus dem Jahr 1864, die bestritten habe, daß der Papst je die modernen Gedanken, den Liberalismus und Fortschritt billigen könne, sei er, ein dem Römerbekenntniß treuer Mann, der Kirche entfremdet. Bismarck stöhnt und schimpft nicht. „Wir geben keinerlei Befürchtungen Raum, weil wir die Gewißheit haben, auf dem Felde der Gesetzgebung, unterstützt von der Macht der Oeffentlichen Meinung und dem ausgebildeten staatlichen Bewußtsein der Nation, die Mittel zu finden, um jede Krisis zu überwinden und die gegnerischen Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, welches sich mit unserem Staatsleben verträgt." So spricht er; und hört ohne Wank die Berichte aus Rom. Da haben, seit dem achten Dezembertag, die Konzilskongregationen fleißig gearbeitet. Das Konzil währt zehn Monate, hat aber nur vier öffentliche Sitzungen; in der vierten wird, am achtzehnten Juli 1870, die Unfehlbarkeit des Papstes mit 533 gegen 2 Stimmen angenommen. Wer nicht zustimmen wollte (im Konzil waren anfangs 764 Stimmen vertreten), hat sich der Pflicht entzogen. Gustav Hohenlohe schreibt: „Die Bischöfe der Minorität sind gestern abgereist oder reisen heute und haben einen Protest eingesandt. Ich bin nicht ganz wohl und gehe auch nicht in die Sitzung." Fortan ist der Papst, wie Laynez, Bellarmin und andere kluge Schüler des großen Ignatius längst forderten, auch ohne Zustimmung von Konzil und Kirche unfehlbar („ex sese non autem ex consensu ecclesiae"). Zwei Monate danach aber, durch den Einmarsch der Savoyertruppen in Rom, der weltlichen Herrschaft beraubt. Das Konzil tagte noch, als die meisten deutschen Bischöfe

in Fulda erklärten, das neue Glaubensgesetz sei als die Bestätigung alten Zustandsrechtes hinzunehmen. Auch Bischof Hefele von Rottenburg, auf den Döllinger gehofft hatte, unterwarf sich in löblicher Demuth dem Dogma, dem nur das Häuflein der Altkatholiken Fehde schwor. Bismarck stand gegen Frankreich im Feld und hatte die Möglichkeit deutscher Einung zu besinnen. Zeigte sich den Römern aber freundlich und sagte dem Kardinal Bonnechose, wenn man auch Protestanten nicht zumuthen dürfe, für den Papst in die Schlacht zu ziehen, so hoffe er dennoch, dem Statthalter Petri wieder zu Macht helfen zu können. Die Infallibilität schreckt ihn nicht; daß sie den preußisch-deutschen Kirchenstreit bewirkt habe, leugnet er bis an sein Lebensende. „Wenn ich mich konfessionell oder doktrinär in diesen Streit hätte hineinziehen lassen, dann verdiente ich nicht das Vertrauen meiner Landsleute in der doch gewiß von konfessionellen Ansichten nothwendig freien Stellung, in der ich bin. Ich habe die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils als dogmatische Frage innerhalb der Katholischen Kirche angesehen, mit der wir uns abzufinden haben würden, wenn sie sich irgendwie in Fragen der inneren Politik bei uns übersetzte und darstellte." Optima fide sprach ers noch 1887. In seinem Buch erwähnt er, daß er in versailler Gesprächen mit den Kardinalen Bonnechose und Ledochowski verheißen habe, für die territorialen Interessen des Papstes einzutreten, wenn Pius auf die französische Geistlichkeit „im Sinne des Friedensschlusses" einwirken wolle; ohne dieses Zugeständniß könne er die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei, die sein Eintreten für die Rückgabe Roms an den Papst empören würde, nicht auf sich nehmen. Das Vaticanum, meint er, hätte ihn nicht ernstlich gestört. „Ich bin in konfessioneller Beziehung jeder Zeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Nothwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in dem selben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der Katholischen Kirche in einem weltlichen Staat ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Betheiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene

Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen“. Er meinte, erweisen zu können, daß am pariser Hof „jesuitische Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, so daß eine halbe Stunde dort der Friede fest beschlossen war und dieser Beschluß durch Einflüsse umgeworfen wurde, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien unbestreitbar ist“. Und gerieth in Hitze, wenn behauptet ward, ohne Infallibilität hätte es keinen „Kulturkampf“ gegeben. Ihm wars ein Kampf, „der Jahrtausende alt ist, der in seinen Analogien bis vor die christliche Zeitrechnung zurückreicht: der Kampf zwischen Priester- und Königthum, der im Mittelalter das Deutsche Reich zersetzt und seine Spaltungen erzeugt hat; der Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihn dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen hinderte; der Machtstreit, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beil eines französischen Eroberers auf dem Schafot starb und daß dieser französische Eroberer im Bündniß mit dem damaligen Papst stand.“ In der selben Rede, der dieser Satz entnommen ist, hat er aber angedeutet, welchen Eindruck ihm die Thatsache hinterlassen habe, „daß der Ausbruch des französischen Eroberungskrieges mit der Publikation der vatikanischen Beschlüsse koinzidirte“. Ohne die durch diese Beschlüsse geschaffene Volksstimmung wäre der Kampf nicht just in der ersten Jugend des Reiches entstanden, nicht von beiden Heerhaufen mit so leidenschaftlicher Grausamkeit ausgefochten worden.

Neunzehn Tage nach dem deutschen Sieg bei Sedan waren die Truppen des Italerkönigs in Rom eingezogen und am zweiten Oktober hatten die Bürger des Kirchenstaates sich für den Anschluß an das Königreich Italien erklärt. Antonellis Frage, ob Preußen sich in Florenz dafür einsetzen wolle, daß der Papst ungehindert abreisen könne, hat Bismarck deutlich bejaht; doch (in dem Erlaß an den Gesandten Grafen Brassier) den Satz hinzugefügt: „Seine Majestät der König hält den Norddeutschen Bund nicht für berufen zu unaufgeforderter Einmischung in die politischen Verhältnisse anderer Länder, glaubt aber, den norddeutschen Katholiken

gegenüber zur Betheiligung an der Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Oberhauptes der Katholischen Kirche verpflichtet zu sein." Den Satz, der zuerst Hoffnung geweckt und, als sie trog, schlimme Enttäuschung geschaffen hat. Dem deutschen Episkopat war vorgeworfen worden, er habe, da er die neue Lehre, die Frucht der Konzilsbeschlüsse, hinnahm, „schmählich vor Rom kapitulirt". Und doch hatte selbst Kardinal Hohenlohe an den Bruder Chlodwig geschrieben: „Ich habe, was die Infallibilität betrifft, immer daran festgehalten, was man mir in der Schule von San Apollinare schon vor zweiundzwanzig Jahren gesagt hat: Papam ex cathedra loquentem esse infallibilem." Und an Monsignore Cenni, den Privatsekretär des Papstes: „Die ganze Welt weiß, daß ich an die Unfehlbarkeit des Papstes stets glaubte, heute glaube und, mit Gottes Hilfe, immer glauben werde." (Er berief sich später auf die Thatsache, daß er Cenni nicht beauftragt habe, diese Worte dem Papst mitzutheilen, und wimmerte: „Da ich doch auch einmal Rechenschaft vor Gott abzulegen habe, möchte ich dabei nicht in eine unangenehme Lage kommen.") Chlodwig, der nicht verwinden kann, daß er gerade vor der Kriegsglorie gestürzt worden ist, sucht in Berlin Augusta aus „ihrer guten Meinung vom Katholizismus" zu scheuchen und schreibt in sein Tagebuch: „Es scheint, daß Ketteler ein durchaus falsches Spiel gespielt hat. Wenn man die sittliche Verkommenheit, den vollständigen Mangel ehrenhafter Gesinnung bei den Bischöfen betrachtet, so schaudert man über den Einfluß, den das jesuitische Element in der Katholischen Kirche auf die menschliche Natur ausübt." Der ewig Blinde sah die Zeit kommen, „wo die durch das Vatikanische Konzil verkündete Unfehlbarkeit des Papstes als Häresie erklärt werden wird". Bismarck erniederte sich weder in Schimpferei noch in Illusion. Ihn hatten die Polen geärgert. („Der Beginn des Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine polnische Seite.") Er wollte im Kultusministerium die Katholische Abtheilung aufheben, deren Chef, Herr Krätzig, Privatbeamter des Fürstenhauses Radziwill gewesen war und, unter der Fuchtel Boguslaws Radziwill, der am Hof und als Stadtverordneter Anhang hatte, „wie ein radziwillscher Leibeigener" handle und schlimmer als ein Nuntius des Papstes wirke. Er fand, daß „im Allgemeinen die katholische Geistlichkeit, auch deutscher Zunge, die Be-

strebungen des polnischen Adels, das alte Polen in seinen früheren Grenzen wiederherzustellen, begünstigt, mit Wohlwollen behandelt und, so weit es ohne Verletzung der Strafgesetze geschehen kann, gefördert hat. Wir müssen wenigstens die Keime Dessen, was Staatsgefährliches sich daraus entwickeln kann, zu hindern suchen, so viel in unserer Macht liegt und so weit die parlamentarischen Mehrheiten, ohne die wir Gesetze eben nicht erreichen können, uns dazu helfen.“ Nun ärgerte ihn, der mit August und Peter Reichensperger gern verkehrte und Ketteler zum Fürst-Primas von Deutschland ausersehen hatte, die welfische Führung der Centrumsfraktion, die nach dem Friedensschluß mit beträchtlicher Truppenzahl ins Abgeordnetenhaus und in den Reichstag einrückte. Nicht die Gründung dieser Fraktion (wenn er sie, „eine rein konfessionelle Fraktion auf politischem Gebiet“, später auch „eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen“ genannt hat). Die war ja nicht neu. Schon nach den Erlassen der Minister Raumer und Westfalen, die das Wirken der katholischen Missionen einengten und der Staatsbehörde das Recht gaben, die Erlaubniß, in Rom Theologie zu studiren, den Katholiken zu weigern, hatten sich, am dreißigsten November 1852, dreiundsechzig Abgeordnete im berliner Landtag zu einer Katholischen Fraktion vereint, deren Satzungen vom Ober-Regirungrath Heinrich Osterrath entworfen worden waren und die für die Wahrung völliger Parität und für die Erhaltung der konfessionellen Volksschule eintrat. Die Fraktion erklärte, „der konfessionelle Parteiname solle nur ein Paroli auf gewisse ministerielle Erlasse sein“; sie werde die Rechte aller Bürger, nicht nur der Katholiken, wahren. Und nannte sich seit 1859, auf Mallinckrodts Vorschlag und prinzlichen Wunsch, „Centrum (Katholische Fraktion)“. Auch diese Erinnerung an die alte Firma wurde bald unbequem; und am dreizehnten Dezember 1870 im berliner Gasthaus Englischer Hof für das dem Reich anzupassende Gebild der Name „Centrum (Verfassungpartei)“ gewählt. In dem von Savigny, Windthorst, Mallinckrodt, Reichensperger, Probst, Freytag und dem Fürsten Karl zu Loewenstein unterschriebenen Programm wird der Katholizismus gar nicht erwähnt; wird nur für alle Reichsangehörigen religiöse Freiheit und für alle Glaubensgemeinschaften Schutz gegen Eingriffe der Gesetzgebung verlangt. Jedem Protestanten, der dieses Ziel billigte, stand

die Thür offen. Mallinckrodt sprach: „Wir sind nicht nur keine konfessionell gebildete Fraktion, sondern wir wollen es auch nicht sein; wir sind es prinzipiell nicht nach unserem Programm, wir sind es thatsächlich nicht, insofern als wir bekanntlich im Reichstag auch protestantische Mitglieder haben." Ketteler schrieb: „Der Vorwurf, das Centrum sei eine exklusiv katholische Partei, ist gänzlich unbegründet und eine boshafte, intolerante Erfindung unserer Gegner. Ich kann der Hoffnung nicht entsagen, daß, wenn erst der Schutt, den man aufgehäuft hat, um die Centrumsfraktion in ihren Bestrebungen zu verdächtigen, gelichtet sein wird und eine wahre Beurtheilung sich Bahn bricht, noch viele gläubige und rechtlich denkende Protestanten sich ihr anschließen werden. Dadurch könnte aber die Centrumsfraktion von großer Bedeutung für Deutschlands Zukunft werden, wenn sich auf dem Grunde der beiden Prinzipien (wonach Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit die allein wahren Grundlagen des Staates sind und den Einzelstaaten möglichste Selbstständigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung verbleiben muß) die Männer, Katholiken wie Protestanten, friedlich vereinigten, welche in der Trennung des Deutschen Reiches vom Boden des Christenthums den Keim des Verderbens erkennen und welche zugleich, so lange wir nun einmal im Glauben getrennt sind, für das friedliche Zusammenleben im gemeinsamen Vaterland eine feste, rechtliche Grundlage suchen." Meminisse juvabit. Doch an der Spitze der Centrumspartei stand ein Welfe, der zweimal Minister Georgs des Fünften von Hannover gewesen war. Und dieser Ludwig Windthorst forderte schon in der ersten Adreßdebatte des Deutschen Reichstages eine Reichsintervention gegen den Savoyeranspruch auf Rom. Durfte ers nicht? Noch in Versailles hatte Wilhelm zu den (von einem Schorlemer geführten) Maltesern gesagt: „Ich sehe in der Okkupation Roms einen Gewaltakt und eine Anmaßung Italiens und werde nach Beendung des Krieges mit anderen Fürsten Schritte dagegen in Betracht ziehen." Diese Stimmung war geschwunden, seit die Kurie sich geweigert hatte, dem französischen Klerus die Nothwendigkeit schnellen Friedensschlusses einzuschärfen; und nun bliebs bei dem bescheiden stolzen Satz der Thronrede vom einundzwanzigsten März 1871: „Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Völker, der schwachen wie der starken."

Keine Intervention. Keine Bereitschaft zur Annahme des Centrumsantrages, der zwei für die Katholische Kirche wichtige Verfassungartikel aus der preußischen in die deutsche Grundrechtsurkunde übertragen will. Laskers Adreßentwurf findet eine Mehrheit. Die Köpfe werden heiß und ringsum riechts nach Pulver.

Bismarck spürt einen neuen Widerstand, dessen starke Organisation ihm bis an den Damenhof hinaufzureichen scheint und der drum gefährlicher werden kann als, seit Vincke verschwunden war, jede Attaque der Fortschrittspartei. Er fühlt bei alten Freunden vom Schlage Kleist-Retzow, die nicht fassen wollen, daß ein Deutsches Reich nicht nach altpreußischem Schema zu regiren ist, rasch aufwucherndes Mißtrauen, bei strebsamen Talenten (Harry Arnim und Robert Goltz) den hitzigen Wunsch, ihn endlich aus der Sonne zu drängen, und fürchtet, Roon selbst, der Treuste, könne ihm in die Junkerpartei entgleiten, die nicht ohne leises Mißbehagen den Kniephofer im Fürstenrang sieht. Aengstet ihn Verdächtigung? Daß er die ungemein kostbare Dose, die Victor Emanuel ihm zugedacht hat und deren Werth Freiherr Pergler von Perglas, Centrumsfreund und Bayerns Vertreter im Bundesrath, in einem Gespräch mit dem Botschafter Grafen Launay kennen lernt, nicht annehmen will, um „Anknüpfungpunkte für Verdächtigungen zu vermeiden“, lehrt seine Stimmung ahnen. Schon vorher merkt er, längst, daß jeder Schritt, jede Geberde von argwöhnischer Spähsucht belauert wird. Läßt denn der Neid ihn, das alte Germanenlaster, niemals zu Ruhe kommen? Wie das Gespenst einer Vergangenheit, deren Spuk er aus der deutschen Welt weggebannt zu haben hoffte, steht plötzlich, nach dem gewaltigsten dreier Kriegserfolge, nun der kleine Westfale aus Ostercappeln vor ihm. Ein Welfe: seit den Tagen Heinrichs des Stolzen dem Waiblinger der Todfeind. Mit dem Centrum, dessen erstes Reichswahlprogramm Peter Reichensperger in Bachems Kölnischer Volkszeitung veröffentlicht hatte, konnte Bismarck sich, trotz der Forderung, die Militärlast zu mindern und die Zeit aktiven Dienstes einzuschränken, schließlich verständigen. Doch vor der polnisch-welfischen Verbrüderung übermannt ihn der cauchemar des coalitions, über den später Peter Schuwalow spottete. Dombrowskis Legion, die zuerst das Marschlied „Noch ist Polen nicht verloren“ sang, hat sich dem General Bonaparte, die Welfenliga seinem Neffen Louis Napoleon angeboten. Soll in Ost und West dem jungen Reich Le-

bensgefahr erwachsen? Noch hofft der Kanzler auf Rom. Er wahrt dem der Territorialmacht beraubten Papst jede Ehre, die dem Souverain des Kirchenstaates zukam, und meidet den Fehler der Briten, die den großen Korsen, seit er, auf der Fahrt nach Sankt Helena, an Bord des „Northumberland“ gestiegen war, nur noch als einen gefangenen General behandelten. Nach den ersten Lebensregungen des Centrums schreibt er an den Grafen Tauffkirchen: „Erwähnen Sie, ohne Initiative zu nehmen, in gelegentlichen Gesprächen, daß die wenig taktvolle Art, in der die ungeschickt konstituirte Katholische Reichstagsfraktion ihr aggressives Vorgehen gegen das neue Reich in Szene gesetzt hat, der antipäpstlichen Bewegung die Sympathien auch solcher Kreise zuführt, denen solche früher fremd waren“. Antonelli antwortet, daß er dieses Vorgehen „als taktlos und unzeitgemäß mißbillige und beklage“, und Pius nennt es, im Gespräch mit dem Grafen Kalnoky, „inopportun und unpraktisch.“ In einem Brief an Ketteler bestreitet der Kardinal-Staatssekretär dann aber, daß er an dem Handeln des Centrums mehr getadelt habe als das „verfrühte“ Eintreten für die weltlichen Interessen des Papstes. Bismarck, der die Thatsache des Kurialtadels nicht verschwiegen hat, sieht sich falschen Zeugnisses geziehen und wählt ohne Zaudern eine andere Tonart. Ich fürchte, heißts in dem nächsten Erlaß an Tauffkirchen höhnisch, „daß Kardinal Antonelli nicht überall die selbe Sprache spricht, sondern es mit keiner Partei verderben möchte; und wenn, wie Eure Hochgeboren bemerken, im Vatikan ein anderer Einfluß mächtiger ist als der seine, so sind wir durch alle seine Erklärungen und persönlichen Ansichten in nichts gebessert. Dieser Einfluß wirkt überall dahin, die Autorität der Regirung zu untergraben. Das Bündniß der schwarzen mit der rothen Partei, welches Kardinal Antonelli mißbilligt, hat sich an vielen Punkten als eine vollendete Thatsache gezeigt. Diese aggressive Tendenz der die Kirche beherrschenden Partei nöthigt uns zur Abwehr, in welcher wir unsere eigene Vertheidigung suchen, die wir aber, mit allem Ernst, mit den uns zu Gebot stehenden Mitteln durchführen müssen.“ An dem selben dreißigsten Junitag, an dem dieser Erlaß nach Rom abgeht, ersucht das Staatsministerium den König, im preußischen Kultusministerium die konfessionell abgegrenzten Abtheilungen durch eine Abtheilung für geistliche Angelegenheiten zu ersetzen. Rom hat versagt: nun darf die von der

Volksstimmung gebotene, durch den bonner und braunsberger Dogmenstreit beschleunigte Gelegenheit nicht versäumt werden. Das Centrum will die Kluft, die drei Jahrhunderte lang das alte Reich gespalten hat, im neuen Reich, dessen protestantische Spitze und einheitliche Kraft es fürchtet, vertiefen. Das wird die Parole.

Am zehnten Dezember 1871 ist der (von Bayern beantragte) „Kanzelparagraph“ ins Reichsstrafgesetzbuch aufgenommen worden; und bedroht seitdem den Geistlichen, der in Ausübung seines Berufes Staatsangelegenheiten in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise erörtert, mit Gefängniß oder Festunghaft bis zu zwei Jahren. Am zwölften Januar 1872 erbittet der Kultusminister Heinrich von Mühler seine Entlassung (die Fortschrittspartei erfährts durch einen Zettel, auf dem steht; „Das Logis Unter den Linden 4 ist frei. Friede seiner Asche!“) und wird acht Tage danach durch den Geheimen Justizrath Adalbert Falk ersetzt. Der hatte, als altliberaler Vertreter des Wahlkreises Lyck-Oletzko-Johannisburg (dessen Rückfall an die Nationalliberalen über Gebühr beredet wurde), zu den Gegnern der Heeresorganisation gehört und erschien dem König erst annehmbar, als Aegidy, der Preßdezernent, einen Artikel gefunden hatte, der Falk als Einen, der diese Armeereform jetzt vertheidige, heftig angriff. Roon ruft: „Die große Falkenjagd hat begonnen!“ Und noch im Januar knallt der erste Schuß. Am Dreißigsten klagt Bismarck im Abgeordnetenhaus über die welfische Führung der Centrumsfraktion; noch in artiger Rede. Als Windthorst am achten Februar aber die offiziöse Presse einem Düngerwagen verglichen und dem Ministerpräsidenten vorgeworfen hat, er opfere den christlich-monarchischen Staatsgedanken und verlege, als Bekenner des Majoritätrechtes, den Schwerpunkt der Staatsgewalt ins Parlament, speit der weiße Vulkan Feuer und überschüttet, am nächsten Mittag, das Haupt des Welfen mit einem Lavaschauer. Förderer der Parlamentsregirung? Der Zweck solches Wortes konnte nur sein, den Fürsten der königlichen Gunst zu entwurzeln. Diesem König mußte schnell deshalb bewiesen werden, was er von dem Welfenminister und dessen Gefolgschaft zu erwarten habe. „Es kommt vor, daß die bittersten Feinde einer bestimmten Monarchie sich unter der Maske der Sympathie an den Monarchen drängen und ihm einen Rath aufzudrängen suchen, der der Monarchie im höchsten Grade gefährlich ist.“ Windthorsts Antwort ist würdig und ernst, stolz und

bescheiden. Dem Haus Hannover wird er bis ins Grab ehrerbietige Treue wahren, aber auch die seit 66 auferlegte Unterthanenpflicht stets nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen. Die unbegründete Verdächtigung, ein Abgeordneter hege dem Reich und der preußischen Königsmacht feindliche Pläne, müsse zu einem Terrorismus führen, der das freie Wort unterdrückt. „Ich würde unter diesem Druck nicht erliegen. Aber es ist doch etwas in der parlamentarischen Geschichte noch nicht Dagewesenes, daß ein Mann von dieser Bedeutung beinahe eine Stunde verwendet hat, um mich persönlich anzugreifen." Mallinckrodt nennt den Abgeordneten für Meppen eine annektirte Perle, die vom Centrum in die richtige Fassung gebracht werden konnte. Und Bismarck muß einräumen, daß sein Zweifel, ob Windthorst noch der Welfenhoffnung anhange, „vollständig und zu seiner Befriedigung gehoben sei." Aber er hatte nun die Antipathie. Der Mann (der selbst zu erzählen pflegte, nach seiner Geburt habe die Nachbarschaft geflüstert, Windthorsts Junge sei wasserköpfig) mißfiel ihm. Statt den staatsmännisch klügsten und taktisch pfiffigsten Parlamentarier durch artige, dem Menschenfischer im Koller leicht erreichbare Verkehrsform persönlich zu verpflichten, bekämpfte er ihn als den Vater aller Uebel. Suchte ihm 1872 mit dem beim Domherrn von Kozmian in Posen konfiszirten Brief, 1874 mit Kullmanns Bekenntniß zur Centrumspolitik einen Makel anzuheften. Und stülpte den Pelion auf den Ossa, um den winzigen Sohn des Widukindlandes zu begraben. So war Otto Bismarck: mit Haut und Haar dem horazischen genus irritabile vatum zugehörig und von Vorurtheil und altem Groll so schwer wie je ein genial geborener Künstler zu lösen. Damals obendrein so reizbar, daß er den ungefährlichen, ihm aber als Centrumsfreund verdächtigen Baron Perglas, der sich bei einer Cour im Schloß in die Reihen des Diplomatischen Corps, nicht, als von Bayern Bevollmächtigter, der Bundesrathsmitglieder gestellt hatte, im Weißen Saal mit Vorwürfen überfiel und dem Erblassenden schließlich auf Französisch zurief, mit fremden Diplomaten dürfe er nur in der Diplomatensprache verkehren. Spät erst, als der Kulturkampf (Virchow hatte, in einem Wahlaufruf der Fortschrittspartei, das 1858 von Lassalle geprägte Wort in Umlauf gebracht) ertraglos geblieben war, erkannte Bismarck den Irrthum. Die Antipathie gegen Windthorst war ungemindert („Er hustet auf päpstliche Weisungen und haßt den Papst, weil Der, ohne ihn zu fra-

gen, mit Preußen verhandelt hat; er ist nichts als ein schlauer, eigensüchtiger Advokat": im Septennatsjahr sprach ers zu Hohenlohe); wurde nur sorglicher verhüllt. Aber von dem „juristischen Fangapparat für widerstrebende Priester" hielt er nichts mehr; wollte für Falks Maigesetze nicht verantwortlich sein („Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bild ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten"); und nahm vom Centrum den Zolltarif, Franckensteins Finanzreform und die wichtigsten Stücke der Sozialpolitik dankbar an. Alles, was liberal heißen wollte, heulte in heller Wuth auf. Bennigsen tadelte mürrisch den Rückfall in schwärzeste Reaktion; Bamberger konstatirte, daß der Kanzler ins Lager des Centrums übergegangen sei; Beseler nannte die Finanzpolitik der Regirung unvernünftig, unchristlich, kulturwidrig. Drei Minister, Falk, Friedenthal, Hobrecht, räumten den Sitz; zwei Reichstagspräsidenten, Forckenbeck und Stauffenberg, schieden unwirsch aus dem Ehrenamt und das deutsche Parlament tagte fortan unter konservativ-klerikaler Leitung. Windthorst aber sprach: „Niemand darf nun noch behaupten, daß wir Reichsfeinde sind und keinen Patriotismus haben. Das Reich war in Noth und wir haben, als seine wahren Freunde, ihm und den Bundesstaaten herausgeholfen."

... Alles wiederholt sich nur im Leben. Seit ein paar Jahren, rief Bismarck im Mai 1881 den Liberalen zu, werden in Ihren Blättern unsere Zustände in den düstersten Farben gemalt; hören die Leser täglich, die Reaktion jeder Art sei im Anzug. Könnte nicht Herr von Bethmann-Hollweg heute so reden? Nicht, wie der erste Kanzler zu Bennigsen, zu dem Abgeordneten Bassermann sprechen: „Zwischen den Herren, die Ihrer Führung folgen, und denen, die sich rechts an Sie schließen, scheint mir eine Verschmelzung eher möglich als mit den links von Ihnen sitzenden, deren äußerster linker Flügel überhaupt im Ende gar nicht abzusehen ist?" „Wenn die Nationalliberale Fraktion die Anlehnung nach links fester nimmt, ist von ihrem rechten Flügel bis in die Sozialdemokratie hinein die Kontinuität der gegenseitigen Beziehungen nicht ausgeschlossen, sondern sie gehört dann zu meinen Befürchtungen für die Zukunft. Und deshalb möchte ich den Führer der Nationalliberalen in der vollen Herzlichkeit bitten: Laß nicht vom Linken Dich umgarnen!" Diese Warnung würde, Wort vor Wort, jetzt wieder

passen. Denn wieder wird das Centrum als Reichsfeind und Hort der Reaktion verschrien und zu seiner Schwächung und Aechtung jedes erlangbare Mittel empfohlen. Im März 1901 fuhr Wilhelm der Zweite in die Alte Jakobstraße, um über den Zustand des erkrankten Centrumsführers ausführlichen Bericht zu hören; mußten Schloß- und Thorwachen vor dem Sarg, in dem Windthorsts Greisenleib ruhte, das Gewehr präsentiren und die Schutzleute dem Trauerzug durchs Brandenburger Thor den Weg weisen, der sich sonst nur den souverainen Häusern Angehörigen öffnet; wurde von den Liberalsten der Liberalen, von Richters und Barths Mannen, Windthorsts Wirken als eines Reichsförderers gepriesen. Im Dezember 1906 rief Fürst Bülow, der für das Wachsthum der Centrumsmacht mehr gethan hatte als je vor ihm, jemals bis heute ein deutscher Minister, in persönlicher Fährniß zur Hatz auf Schwarzwild. Verschmitzte und dumme Demagogen haben ihm nachgeahmt und die deutsche Stimmung ist, auch in der Oberschicht, ungefähr wieder, wie sie nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates war. Wer dagegen zu sprechen wagt, gilt als Dunkelmann oder Jesuitendiener. Ist die Borromaeus-Encyklika (die dem Centrum höchst unwillkommen war) so bedeutsam wie Syllabus und Unfehlbarkeitlehre? Mußte Kettelers Prophezeiung nicht Wahrheit werden, da die Liberalen noch einmal in ohnmächtigem Grimm thatlos der Reichsnoth zusahen? Glaubt ein Wacher, das Centrum, dessen Zustimmung die deutsche Flotte gebaut hat, trachte noch jetzt nach der Zertrümmerung des Reiches und wolle dem Papst die Führung der Fürsten und Völker zurückgeben? Hat anno 1910 das Reich noch Polen und Welfen, Elsässer und Lothringer zu fürchten? Sind die Katholiken, wie Windthorst ersehnte, in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Technik vornan? Wird durch die Weitung des Glaubensspaltes Deutschland gestärkt oder geschwächt? Wenn der Geistlichkeit, in höflichster Ruhe, die bona temporalia entzogen und die Schulen gesperrt würden, könnte, nach einem Menschenalter stiller Arbeit, der letzte Rest des Römererbes vom deutschen Boden verschwinden. Neuer Kampf brächte noch kargeren Ertrag als der alte; und nur Tröpfe bereiten dem Gegner den Sieg. Pius der Zehnte telephonirt, Automobile sausen durch die vatikanischen Gärten und über der Kuppel der Peterskirche schwebt, himmelhoch, ein Aeroplan. Ein Bischen Geduld! Brüllender Spukglaube hat stets nur Memmen gezüchtet.

Der Flieger.

Die Erde,
weiß gebrannt von der Sonne,
hat sich in handbreiten Rissen aufgethan,
wie um mit schwarzen Munden
Pein auszustöhnen.
Die Bäche sind tot,
die Brunnen geben die Eimer leer herauf,
die Ströme stehen schmal in ihren Kieselsteinen.
Die Menschen
haben die Fenster der Häuser zugedeckt,
die Pferde bleiben stehn vor ihren Karren,
die Hunde liegen auf kaltem Stein
und hören den Bettler nicht,
der im Flur über sie wegtritt.
An den Bäumen hängen die Blätter
klein, weiß.
Ein Wind kommt,
aber er ist heiß wie Feuerathem.
Ich aber
setze mich mit breiten Schenkeln,
fest unten die Schuhe am Eisen,
auf den Sitz meiner Maschine.

Ein Griff,
die Schraube singt,
die Räder drehen sich,
laufen über das Gras;
und plötzlich:
heb' ich mich über das Gras,
über den Zaun,
über ein Dach,
sehe in das Viereck des Schornsteins,
viele Dächer unter mir,
Straßen unter mir,
ein Kirchthurm neben, unter mir,
die ganze Stadt
mit ihren Plätzen, Gärten Brücken,
dem schwarzen Band des Flusses,
den weißen Strahlen der Landstraße
unter mir, Alles unter mir.
Euer Rauch, Menschen, erreicht mich nicht mehr.
Eure Spatzen, Eure Tauben erkenn' ich nicht mehr.
Und schon:
Der Wald unter mir, Wälder.

Der Berg, Berge.
Wälder, Berge, Städte, Flüsse,
die Welt.
Unter mir, Alles unter mir.

Hinauf, hinauf
drehen sich meine Kreise.
Die Schraube singt.
Jetzt: Ihr seid da,
mit vorgereckten Köpfen,
Falken, Dohlen, Sperber,
Ihr Einsamen der Luft,
Ihr überirdischen — Brüder!
Und auch Ihr schon unter mir.
Langsam da unten
ein Zug eiserner Wagen auf brennenden Schienen.
Wie klein Eure Welt, Menschen!
Menschlein!
So weit Eure Züge laufen:
Eure Welt hat Grenzen.
Nur hier das Unendliche
ist ohne Grenzen.
Tage könnte ich fliegen,
Jahre, Jahrtausende —
und immer das Blau um mich.
Die Schraube singt.
Und jetzt: der helle Wind ist da,
grüßt mich, singt mit.
Ich lasse die linke Hand los,
ziehe die Mütze,
die Du umsonst von mir willst, Wind,
bis an die Augen herab.
Eine weiße Wolke über mir.
In Dich hinein muß ich,
Schwester Du mir, auch Du,
gewichtlos, ungehemmt,
in der Sonne strahlend auch Du.

Schon: bin ich in Dir.
Du empfängst mich nicht freundlich,
umfängst mich mit weißer Kälte,
hauchst mich mit nassem Athem an,
daß Tropfen
sich an die Haare meines Rocks anhängen.
So denn hinaus aus Dir,
über Dich!
Aber Du nimmst kein Ende,

Du färbst Dich schwarz;
und immer kein Ende,
trotz Kreis und Kreis.
Die Schraube singt
und so fällt auch mir der Muth nicht
zur Erde hinab,
bleibt bei mir, zieht mit mir zur Höhe,
ob die Sonne nicht wieder
mit einem ersten Licht sich zeigt.
Ein Blitz jetzt!
Doch schon bin ich darüber,
auch über Dich, Blitz.
Unten Denen die Furcht,
ich: schon schwebe ich wieder
in goldener Sonne,
durchwärmt,
und die Schraube singt.

Ich thu' den Rock auf, das Hemd,
bade die nackte Brust im Blau.
Die Haut meiner Brust erstrahlt
— von außen, von innen?
Ich trage einen goldenen Panzer
um die starken Rippen,
der mich nicht einschnürt,
der bei jedem seligen Athemzug
mit aufgeht.
Ein mutwilliger Griff jetzt ans Eisen:
ich läge unten, breitgeschlagen, blutig.
So: Herr bin ich über mich selbst,
Leben und Tod allein in meiner Hand.
Denn auch Du, mein Eisen,
mordest mich nicht.
Du singst und hebst Dich,
hebst Dich und singst,
freust Dich wie ich
und bist stark,
von treuen Händen gefügt.
Ich streichele Dich,
so weit ich mit der Hand Dich anrühren kann.
Nur Ihr, Ihr weißen Tücher,
die Ihr auch mitsingt,
auch Euch mithebt,
die ich auch lieb habe,
die ein Leib mit mir sind,
zu Euch allein kann ich nicht,

Euch nicht streicheln,
hoch, hoch in dem Blau.
Doch endlich: die Sonne
verläßt mich,
geht hinunter, zur Tiefe, verstrahlt.
Auch ich muß hinunter.
Hinunter.

Traurig kreisen die Kreise nach unten.
Die Schraube singt
und ich fluche ihr.
Wiesen, Wege, Häuser
sind wieder da.
Ich rieche Euren Rauch, Menschen, wieder.
Die Räder laufen im Sand,
die Maschine steht, schweigt.
Menschen kommen und grüßen.
Sie sind mir fremd,
fremd ihre Gesichter,
fremd ihre Sprache.
Ich komme aus einer andern Welt.
Ich trete auf Euren Boden
und der Boden ist mir verhaßt.
Jetzt muß ich kriechen wie Ihr,
mit eng sich vorstellenden Füßen,
sehe umsonst hinauf.

Aber nur die Nacht
schlaf' ich bei Euch.
Morgen wieder:
hinauf, in die Weite, ins Blau!
Einmal — ich weiß es —
kehre ich nicht zurück.
Einmal bleibe ich oben,
drehe meine Kreise
hinauf, immer hinauf,
die Schraube singt,
ich lande mit erstaunten Rädern endlich
auf eines fremden Sternes Erde.
Lacht! Ich weiß:
eines Tages lass' ich Euch in diesen Traum
erfüllt hineinsehn.
Sterne über mir:
nicht lang' mehr über mir,
bald bei Euch!

Wilhelm Schmidtbonn.

Ovita.*)

Gewitterregen und Sturm hatten die drückende Schwüle der vorangehenden Tage vertrieben. Flammende Blitze waren über den Himmel und herab zur Erde gezuckt. Furchtbar hatte der Donner gegrollt. Unaufhaltsam waren strömende Wasser herniedergebraust und hatten weithin das in düsteres Grau gehüllte Land überschwemmt. Jetzt strahlte der Himmel wieder. Aus den Morgennebeln war herrlich die Sonne aufgestiegen und ihre Strahlen flutheten über das zerrissene Gestein der gewaltigen Felsmassen, die in zackigen Linien den Horizont begrenzten. Wie in golden flimmerndes Licht gebadet, schimmerte das Gewirr der übereinander gethürmten Steinblöcke; da und dort leuchtete ein phantastisch geformter Kegel, röthlich, purpurn. In den Schluchten und tief eingegrabenen Steinfurchen glänzten, noch von Feuchtigkeit überzogen, die Blätter der Aloes. Unten auf den vorgelagerten Hügeln standen weißblühend die Dornbüsche. In den Thälern, nah der Riviere, hingen die Zweige der Akazienbäume schwer herunter; Regentropfen glitzerten noch in dem grünen Blättergeäst. Rauschend sandte der durch den Regen in einen Fluß verwandelte Omuramba seine letzten, leis brandenden Fluthen dem Meer zu.

Ukanya, an dem linksseitigen Ufer entlangschreitend, blickte versonnen auf die wogenden Wasser. Vorbei war der Krieg der Hereros! Ermordet, erschlagen lagen viele der Weißen. Christen und Heiden waren über die Vertrauensseligen hergefallen. Tod ihnen, die das Volk unterdrücken, Tod ihnen, die der Ahnen Gräber zerstören! Nieder mit den Weißen, nieder mit den deutschen Männern! Schlau sind die Hereros und verstehen, zu täuschen, schlau sind die Schwarzen und haben der Weißen Schwäche erkannt.

Aber nicht so schwach, wie die Hereros gemeint, waren die Weißen gewesen. Nicht alle Deutschen hatten der schlauen Herero Worte für bare Münze genommen. Gerüstet war der Oberlieutenant den Feinden entgegengetreten, sausende Kugeln hatten die Heranstürmenden empfangen. Umsonst; so heiß auch der Kampf getobt: die Feste von Otjosondu war nicht gefallen.

Ein grimmiges Zucken ging über des Häuptlings Gesicht. Nicht gefallen die Feste! Noch wehte die Fahne hoch über den Mauern, kündend der Weißen Sieg, kündend, daß die Hereros zurückgeschlagen, in die Berge geflüchtet waren.

---

*) Das Schlußkapitel eines lesenswerthen Buches, in dem eine deutsche Frau das in der Zeit des Hererokrieges Erlebte schildert; eine Frau, die sich über dem deutsch fühlenden Herzen das Auge nicht blenden ließ und das fremde Rassewesen ernsthaft und mild zu verstehen trachtet. Das Buch heißt „Ovita“ (Krieg) und ist bei Karl Reißner in Dresden erschienen. Der Rückblick zeigt Art und Tempo der Darstellung.

Furchtbar kämpfend, die Toten rächend, waren die Deutschen den Hereros gefolgt. „Nieder mit den Schwarzen! Hurra!“ Vergebens hatten sich die Hereros gewehrt. Vergebens waren sie gegen die Feinde angestürmt. In hastiger Flucht, in Angst und Grauen, unter Zurücklassung der Toten, hatte das Volk der Ahnen fliehen müssen. Rast hielt es jetzt; kurze Rast, denn schon begann ein neuer Krieg: der Rachekrieg der Deutschen.

Ukanya holte tief Athem. Tief neigte er den Kopf. Horch! Sprachen da nicht die Wasser? Murmelten da nicht die ebbenden Fluthen? Verrath! Hatte er recht gehört? Hatte er der leise rauschenden Wasser Stimmen vernommen? Verrath! Wild ballte er die Fäuste, flammend blitzten seine Augen. „Verflucht die Verräther! Möge der Ahn sie erwürgen, mögen Gespenster über die Erde wandeln, den Verräthern nachjagen, ihnen Wahnsinn und Tod bringen!“

Zitternd hatten Ukanyas Lippen den Fluch gemurmelt. Zitternd verharrte er noch eine Weile regunglos. Dann wandte er sich langsam von dem Fluß ab.

Von dumpfem Grauen erfüllt, schritt Ukanya weiter, dem Oberhäuptlingszelt zu. Unter dem Schutz einiger mächtiger Kameldornbäume war es aufgeschlagen. Ringsum auf den welligen Ebenen, bis hin zu den Füßen der Berge, dehnte sich das Lager des Herervolkes. In ordnunglosem Durcheinander standen zahlreiche Ochsenwagen mit aufgespannten, zerrissenen Sonnensegeln herum. Matratzen, Betten und Kissen, Waschschüsseln und Kochtöpfe, allerlei Hausgeräth war über den feuchten Erdboden verstreut. Zwischen Termitenhaufen und dichten Dornbüschen, halbverdeckt von hohem Gras, waren Sofas und Stühle aufgestellt. Kinder, mit von Schmutz starrenden Beinen, die noch eben in den stehenden Regenpfützen herumstrampelnd sich ergötzt hatten, sprangen über die Sitzmöbel, rissen die Bezüge herunter, schnitten sich Lappen, um deren Besitz eine wüste Balgerei begann. Frauen in heidnischer Tracht hockten auf dem Boden, durchwühlten geöffnete Blechkoffer und Kisten, behingen sich mit Schmuckstückchen, steckten silberne Gabeln und Messer in ihre Straußeneiergürtel, kreischten und zankten sich. Andere stolzirten, zartfarbige Schlepproöcke, die schlapp an ihren Körpern hingen, durch den Schmutz ziehend, umher.

Hier hatte sich eine Gruppe von Weibern gebildet, die, heftig gestikulirend, Blumen- und Federhüte probirten. Dort saßen Männer auf Tischen und Kisten; einige in Heidentracht, nur einen Stehkragen um den braunen Hals gebunden, andere in Beinkleidern und Jacken, schwarze Hüte auf den Köpfen. Und qualmende Pfeifen, Bier- und Schnapsflaschen machten die Runde. Gekochte Fleischkeulen wanderten von Mund zu Mund. Jeder wollte abbeißen, Jeder wollte das Meiste haben. Gierige Hände griffen in Kakesdosen, gierige Lippen schlürften an Konservenbüchsen....

„Platz!“ Berittene Schwarze in deutschen Uniformen sprengten daher. „Was treiben die Weißen? Sind sie wieder lebendig gewor-

den? Läuft der Mister Dirks mit zerschlagenem Schädel in Otjosondu umher?" Johlend versucht eine Bande Betrunkener, den Reitern in die Zügel zu greifen. Hui! Ein sausender Peitschenknall; noch einer. Die Gezüchtigten fielen taumelnd zur Erde, wälzten sich und sprangen wieder in die Höhe. „Soll das Volk nicht wissen, was seiner harrt? Geht nicht das Volk in den Kampf? Wer hat den Bäcker ermordet? Wer?" Eine drohende Faust ballte sich. Staub wirbelte hoch.

„Aus dem Weg, Lumpenpack! Vorwärts, marsch!"

Weiter galopirten die Reiter. Andere sprengten daher; aus allen Richtungen kamen sie. Und Boten eilten keuchend durch den Busch.

„Tot, tot viele Weiße!"

„Alle?"

Trotz der jetzt glühend herniederbrennenden Sonne hielt eine Schaar Weiber mit einem wie der Blitz dahinschießenden Boten Schritt.

„Tot alle Weißen im Norden!" Von Mund zu Mund pflanzte sich der gestammelte Ruf fort.

„Tot, tot!" Wie zum Tanz bildeten fünf, zehn Männer einen Kreis. Lautes Trampeln ertönte, gröhlende Stimmen erklangen. „Tot ist der weiße Mann! Der weiße Mann ist tot!"

Ein derber Junge in dunklen Beinkleidern, um die nackten, von Fett triefenden Schultern ein Leopardenfell geworfen, kniete nieder, hob die Hände zum Himmel empor. Ah! Mit einem markerschütternden Schrei warf er sich hintenüber: „So ist der Doktor gestorben! Der Doktor ist tot!"

Andere griffen nach den Waffen, duckten und reckten sich wie kampfbereit, stürmten vor, wichen zurück: „Marsch, marsch! Zu Befehl, Herr Lieutenant! Hurra!"

So haben die Hereros um die Feste von Otjosondu gekämpft.

Mädchen in heidnischer Tracht, die glimmende Pfeife im Mund, Christen, Männer und Frauen, stimmten in das Gekreisch ein. Dazwischen erschallte die Totenklage. Mütter jammerten um ihre von den deutschen Kugeln getroffenen Kinder. Daß der Ahn die Tapferen räche, daß er die Deutschen verfolge und töte!

Zeternd tobte ein Weib: „Wo ist Mukuru? Sieht Mukuru nicht unsere Noth? Bringt Mukuru nicht Hilfe? Warum hat Mukuru des Uribs Kugel nicht in das Herz des Oberlieutenants gebohrt?"

„Unser Vater führt Krieg!" Gellend schrien ein paar Heiden auf; drohend wandten sie sich gegen die Christen: „Warum habt Ihr den Muhonge nicht ermordet? Warum habt Ihr ihn fortlaufen lassen?"

Schreckhaft funkelnde Augen richteten sich auf das Zelt des Oberhäuptlings. Lauschte der Größte der Hereros nicht mehr auf des Ahnen Stimme, ging er nicht mehr zu des Ahnen Grab, ihn um Rath zu fragen? Hörte er nur auf die Stimme des Muhonge, folgte er dem Befehl des Muhonge? Böse war der Muhonge, ein weißer Zauberer; schlecht berieth er das Volk.

Eine heftige Erregung erfüllte das Lager. Stark berauscht von

dem ungewohnten Alkoholgenuß, drohten die Heiden den Christen mit den Kirris. „Ihr seid schuld, daß den Hereros kein Sieg geworden. Ihr habt den Ahn verrathen, ihr habt des Ahnen Befehl nicht befolgt! Tötet die Missionare! Tötet die weißen Missionare!“

Christen und Heiden riefen einander Schmähworte zu; rauhe Stimmen schrien durcheinander, wüthender Lärm tobte hier und dort.

Nur in der Nähe des Oberhäuptlingszeltes herrschte Stille. Flüsternd unterhielt sich das Gefolge des Mächtigsten der Hereros. Leise tuschelnd nur wagten die in deutsche Uniformen gekleideten Krieger von ihren Ruhmesthaten zu erzählen und des Hererovolkes schlechte Lage zu besprechen. Jetzt verstummten plötzlich alle Stimmen. Ukanya war herangekommen. Langsam schlug er die Leinwandflügel des Zelts auseinander und trat ein.

Der Oberhäuptling saß in der Paradeuniform eines Schutztruppenhauptmanns mit vorwärts geneigtem Kopf und geschlossenen Augen auf einem rothen Pelucheseſſel. Er schien zu schlafen; schlaff hing seine Rechte, deren Finger einen glimmenden Cigarrenstummel hielten, über die Armlehne herunter. Sein Athem dünstete einen widerlichen Alkoholgeruch aus.

Schweigend betrachtete Ukanya den Mächtigsten der Hereros. Ein Ausdruck tiefster Verachtung hatte sich über seine Züge gebreitet. Schlafen konnte Der, in dessen Händen das Wohl des Volkes ruhte! An der Weißen Gift, an Schnaps, berauschte er sich. Weiße Männer beschützte er vor der Rache des Ahnen; traute ihnen und befolgte ihren Rath; that nach ihrem Geheiß, handelte nach ihrem Willen....

„Mächtiger Herr!“ Ukanya war dicht an den Schlafenden herangetreten. Widerwillig, mit harter Stimme, hatte er das Wort hervorgestoßen. Schlaftrunken blinzelte der Oberhäuptling mit den Augen, gähnend reckte er seine Glieder.

„Was ists, das Dich zu mir führt, Ukanya?“ fragte er, endlich sich ermannend.

„Ich komme, Dich zu fragen, warum Du gegen den Willen des Volkes einen Brief an die Weißen geschrieben hast.“

„Einen Brief an die Weißen?“

Ukanya nickte grimmig mit dem Kopf. „Glaubst Du, ich weiß nicht, was geschieht, auch wenn es meine Augen nicht sehen und meine Ohren nicht hören? Glaubst Du, ich weiß nicht, daß der junge Muhonge Dir gerathen hat, einen Brief an die Weißen zu schreiben und um Frieden zu betteln? Und Du hast geschrieben, daß Du nur den Krieg begonnen, weil die Weißen nach Deinem Leben getrachtet, weil die weißen Händler Deine und Deines Volkes Heerden geraubt hatten. Und dann hast Du geschrieben, daß nicht Du den Krieg begonnen hast, sondern die Weißen. Das hast Du geschrieben.“

Der Oberhäuptling hatte sich von dem Lehnsessel erhoben. Sein Gesicht wurde grünlich fahl. „Woher weißt Du....“

„Ich weiß es!“ unterbrach Ukanya barsch. „Noch ehe der Grillen

Gezirp verstummt war, noch ehe der Morgenwind in den Zweigen des Omumborombongabaumes, der uns der Urahnen Sinnbild ist, flüsterte, hast Du Kamusese mit einem Brief zu den Weißen geschickt. Und jetzt werden die Weißen Deinen Brief haben und werden lachen. Und sie werden sich Deines Briefes freuen, weil er ihnen ein Zeichen sein wird, daß Du den Krieg nicht im Herzen trägst. Dein Herz zittert in Furcht und Dein Krieg ist kein Krieg der Ahnen. Das aber werden die Feinde der Ahnen fühlen; und auch, daß es Dir und Deinem Volk schlecht geht. Denn sie wissen, daß die Hereros gut lügen, wenn es ihnen gut geht. Du aber hast schlecht gelogen!"

Der Oberhäuptling trat einen Schritt zurück. Die Schlaffheit seiner Glieder ließ ihn taumeln. „Warum sollte ich schlecht gelogen haben?" fragte er mit lallender Zunge.

„Warum?!" Ukanya's Augen funkelten. „Du winselst in Deinem Brief wie ein altes Weib. Du machst aus unserem Krieg einen Krieg der Weißen. Aber Du schreibst nicht also, um Deine Feinde zu täuschen; Du sprichst nicht vom Frieden, weil Du den Krieg willst. Du lügst; aber Deine Lügen sind keines stolzen Herero Lügen. Deine Lügen werden Dich verrathen; denn nicht so dumm, wie Du wohl glaubst, sind die Weißen. Sie werden sich sagen, daß Dein Herz schwach ist, sie werden merken, daß es Deine Stimme und nicht die Deines Volkes ist, die aus Deinem Brief zu ihnen spricht. Und sie werden wissen, daß Du mit Deinem Volke nicht mehr einig bist und daß es nicht der Ahn war, der Dich berathen hat; denn nur kluge Lügen empfiehlt der Ahn."

Die Rede des Heiden packte den Oberhäuptling; aber er trachtete, seine Erregung hinter einem spöttischen Lächeln zu verbergen. „Laß die Weißen denken, was sie wollen!" rief er und hob die Achseln.

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Ombara! Du weißt nicht, daß Dein Brief den Weißen Deine ganze Schwäche kündet und daß Deine Schwäche ihren Muth erweckt. Jetzt werden sie über die Berge kommen und Dich suchen; und wenn sie Dich finden, werden sie Dich vernichten. Aber nicht nur Dich werden sie vernichten: auch Dein Volk. Und die Ahnen werden Dir nicht helfen, denn Du hast ihren Rath verschmäht."

„Ich bin ein Christ!"

„Das bist Du!" Zitternd hatte es Ukanya hervorgestoßen. „Ein Christ bist Du!" wiederholte er keuchend. „Du, der Du Kleider trägst, Schnaps trinkst, der Ahnen Land, der Ahnen Vieh verkauft hast, Du bist ein Christ!"

Tiefste Verachtung sprühte aus dem Auge des alten Heiden. Aber er bezwang sich und fuhr ruhigeren Tones fort: „Wohl ist auch zu mir einmal der alte Muhonge gekommen und hat gesprochen: ‚Werde ein Christ, Ukanya! Der Gott der Christen ist gut; Du wirst ihn preisen und loben und zu ihm beten. Und wenn Du Gutes thust, wird er Dich belohnen!' Da aber habe ich den alten Muhonge gefragt: ‚Was ist es, das Ihr Christen gut nennt?' Und als er mir Antwort gegeben

hatte, sagte ich ihm: ‚Was Ihr Christen gut nennt, Das nennt der Herero dumm! Denn schlau zu lügen, den Schwächeren zu überlisten: also ist des echten Herero Art. Also haben es unsere Ahnen gethan; und also will auch ich es thun!‘ Da ist der alte Muhonge traurig fortgegangen. Ich aber bin ein Heide geblieben und habe die Ahnen weiter befragt. Und die Ahnen sind nachts aus ihrem Schlaf erwacht und haben mir zugerufen: Nimm Rache an den Weißen, die unser Volk verderben! Töte alle weißen Männer, vernichte sie, auf daß unser Land wieder unser wird, auf daß unsere Heerden nicht länger fremdes Eigenthum bleiben, auf daß unser Volk wieder nach dem Willen seiner Ahnen lebt! Und ich habe gethan, wie die Ahnen befahlen.“

Er trat jetzt dicht an den Oberhäuptling heran und bohrte seine haßerfüllten Blicke in Ombaras Augen. „Und Du, der Sohn des stolzen Kamaherero? Ist es also, daß auch Dein Ahn, Dein Mukuru, Der, den Ihr Christen Euren Gott nennt, Dir befohlen hat, die Weißen zu töten? Ist es also?“

Entsetzt fuhr der Mächtige zusammen; ein heftiges Beben durchschauerte seinen schlaffen Körper.

Um den Mund des Alten aber zuckte ein halb höhnisches, halb schmerzliches Lächeln. „Der Gott, der Dein Gott ist, verachtet die Lüge und verbietet den Mord. Du aber, Sohn des Kamaherero, hast gelogen und hast gemordet. Und wie Du gethan, haben viele Christen gethan. Darum sage ich und mit mir sagen es die Toten in ihren Gräbern: Ihr seid Verräther! Der Ahnen Land habt Ihr verrathen, verrathen Eurer Ahnen Glauben und verrathen Euren neuen Gott. Und warum habt Ihr es gethan? Nicht zufrieden waret Ihr mit Dem, was die Väter Euch hinterlassen, nicht länger wolltet Ihr die Thiere hüten, die Eurer Väter Stolz gewesen, nicht wolltet Ihr Euch nähren, wie Eure Väter sich genährt. Und da geschah es, daß Ihr das Schurzfell und den Riemen mit den Kleidern der Weißen vertauschtet; und Eure Frauen thaten wie Ihr. Sie thaten noch mehr; denn während Ihr Euch an der Weißen Gift, an Schnaps, berauschtet, gingen sie zu den Feinden und verriethen Euch und trugen dann Kinder unter ihren Herzen, die nicht Eures Blutes waren. Und Du sahest das Alles und gebotest nicht Einhalt; denn Du konntest nicht Einhalt gebieten, da Du thatest wie sie. Nun aber frage ich Dich: Warum thatest Du also? Und nun antworte ich: Du thatest also, weil Dich des Volkes Elend nicht kümmerte, weil Deiner Ahnen Land und Deiner Ahnen Vieh Deinem Herzen ferner stand als Schnaps und Kleider. Aber als Du dann sahest, daß die Weißen Dir Alles nehmen und nichts geben wollten, da packte Dich die Angst, denn Du fühltest schon Deine Zunge trocken werden und Deinen Leib vor Hunger einfallen. Und Du riefest: ‚Mordet alle Weißen, damit ich ihre Habe an mich nehmen kann!‘ Und Du vergaßest, daß Du ein Christ bist und nicht morden noch lügen sollst!“ Mit zorniger Geberde wandte sich der Heide von dem Oberhäuptling ab.

Am Zeltausgang stieß er auf Urib.

„Die Weißen kommen! Die Weißen nahen! Alle Weiße, viele Weiße! Weiße in Uniformen, Weiße mit offener Brust.*) Weiße mit Gewehren, Weiße mit Kanonen....“

Und aus dem Lager hallte Uribs Ruf tausendfach wieder. „Die Weißen kommen....“

Verstummt war plötzlich der Sang der Kinder: „Ich bin ein Herero und mein ist dies Land!“

„Die Weißen kommen....“ Wie eine Welle schlug es über dem Lager zusammen. Ein Getümmel entstand. Krieger griffen zu ihren Waffen und stürmten fort. Heulende Weiber drängten herzu. Kinder brüllten. „Die Weißen, die Weißen!“

Ukanya hob die Hände. Starr ruhten seine Augen auf dem Oberhäuptling.

„Der Fluch der Ahnen ist über Dich und Dein Volk gekommen. Untergehen werden die Hereros. Den Omuramba werden die Weißen überschreiten! Fliehen wirst Du, Sohn des Kamaherero, fliehen wird Dein Volk und die Gespenster werden Dich in die Omaheke treiben, wo Dir und Deinem Volk das Ende nahen wird. Warum hast Du einen Krieg begonnen, wenn Du den Ahnen nicht mehr traust?“

Schweigend verließ der Heide das Zelt. Schweigend schwang er sich auf das für ihn bereitstehende Pferd und sprengte davon. Die Sonne stand im Zenith. Fern grollte das Donnern der Kanonen. Siegreich nahten die Deutschen.

Orla Holm.

Goldschutzpolitik.

Unter den mannichfachen Aufgaben eines Centralnoteninstitutes im Dienste der Umlaufsregulirung, des Währungschutzes und des Staatskredites ist die Vertheidigung des Goldbestandes eine der wichtigsten. Denn ein großer Goldschatz bleibt als finanzielle Kriegsreserve auch für Den erstrebenswerth, der die Stabilität der Währung nicht direkt vom Goldbestand abhängig sieht. In den Goldwährungländern schwankt der Kurs fremder Wechsel um die „Goldpunkte“. Das Wesen der reinen Goldwährung verlangt eben, daß die Centralnoteninstitute, als Hüter der Währung, stets bereit seien, auf Verlangen

*) Matrosen.

Gold zum Zweck der Zahlungleistung an das Ausland zur Verfügung zu stellen und wiederum „effektives“ Gold auf Grund der Ausprägungrelation gegen Währungmünzen und Noten in Tausch zu nehmen. Der die Ausprägungrelation zwischen den vollwichtigen Währungmünzen ausdrückende Kurs kann als der ideelle Goldpunkt bezeichnet werden. Nach der Theorie müßte, wenn der fremde Wechselkurs über den ideellen Goldpunkt hinausgeht, sofort Gold zu Exportzwecken von der Centralnotenbank abgefordert werden und, wenn er unter diesem Punkt bleibt, fremdes Gold der Bank zufließen. Durch die Versendung- und Versicherungspesen und durch den Zinsentgang während der Dauer des Goldtransportes wird der ideelle Goldpunkt wesentlich (nach oben oder unten) verrückt und so das Schwanken der Devisenkurse innerhalb dieser Grenze ermöglicht. Eine weitere Abweichung des praktischen vom ideellen Goldpunkt wird durch die Goldprämien- und Goldpreispolitik der Centralbanken bewirkt.

Die Bank von Frankreich pflegt, wenns ihr nöthig scheint, Gold nur gegen Zahlung eines Aufgeldes bis zu 1 Prozent herzugeben und sonst mit silbernen Fünffrancstücken zu zahlen. Dadurch wird der Goldexport aus Frankreich erst bei einem höheren Devisenkurs rentabel, als ihn die Bankmethode voller Goldzahlung fordern würde. Neben dieser Prämienpolitik ist die Goldpreispolitik zu erwähnen. Unsere Reichsbank und die Bank von England geben, um ihren Goldschatz zu wahren, zu Exportzwecken oft abgenützte Goldstücke aus, die der Exporteur nach dem Nominalwerth bezahlen muß, das Ausland aber nur nach dem Gewicht werthet. Beide Methoden bewirken, daß der Goldexport erst bei höheren Devisenkursen einträglich wird und die Centralnotenbanken innerhalb der so künstlich erweiterten Schwankungzonen vor Goldentziehungen geschützt sind.

So lange die auf solche Weise fixirten Goldpunkte nicht erreicht werden, finden die internationalen Zahlungverpflichtungen ohne die Vermittelung effektiven Goldes ihren Ausgleich. Die fälligen Zahlungen werden regulär nicht durch die Hin- und Hersendung von Gold besorgt, sondern durch den An- und Verkauf von Forderungen an das Ausland „glattgestellt“. Die nöthigen Transaktionen vollziehen sich auf den Devisenmärkten der einzelnen Börsenplätze durch Vermittelung der mit Devisen handelnden Banken und Bankiers. Die größeren Banken halten übrigens immer beträchtliche Engagements in fremder Valuta im Devisenportefeuille oder als Guthaben bei ihren ausländischen Korrespondenten und können so, je nach dem Kundenauftrag, stets fremde Währung abgeben und aufnehmen, ohne in jedem Fall sofort Deckung auf dem Devisenmarkt suchen zu müssen.

Goldprämien- und Goldpreispolitik soll die Goldbestände vertheidigen. Wirksamer ist die unmittelbare Einwirkung auf die Devisenkurse. Eine Diskonterhöhung der Centralnotenbank zieht fremdes Kapital, das natürlich in einheimischer Valuta eingebracht werden muß, ins Land und senkt den Kurs der fremden Wechsel. Ein anderes

Mittel ist das Halten größerer Devisenbestände im Centralnoteninstitut und, bei steigenden Wechselkursen, die Abgabe fremder Valuta auf dem offenen Markt. Dieses Mittel wird von der Oesterreichisch-Ungarischen Bank mit großem Erfolg angewandt und ihrem Muster hat unsere Reichsbank unter der Leitung des Herrn Havenstein nachgeeifert.

Die direkt auf die Aufrechterhaltung der Währungparität gerichtete, mit Diskonterhöhung und Devisenabgaben arbeitende Politik, die erst in weiterer Folge den Barschatz hütet, ist grundsätzlich von der Goldprämien- und Goldpreispolitik unterschieden. Denn die zuletzt genannten Methoden hindern den natürlichen Ausgleich einer sich in hohen Devisenkursen ausdrückenden Passivität der internationalen Zahlungbilanz durch Goldversand und treiben die fremden Devisenkurse noch höher hinauf. Hierdurch wird der internationale Zahlungverkehr gestört. Aber auch die Devisenparität ist manchmal nur mit großen Opfern zu sichern. Die diesem Zweck dienenden Diskonterhöhungen des Centralnoteninstitutes vertheuern den Kredit im Inland (nicht nur für die auf die Notenbank angewiesenen Kreditsucher, sondern auch für einen großen Theil der anderswo akkreditirten Schuldner, denen die Aenderung der Bankrate neue Zinsbedingungen auferlegt).

Bei der Regulirung der internationalen Wechselkurse durch die Devisenpolitik wird die Schädigung breiter Geschäftskreise vermieden. Indem die Centralnotenbank bei sinkenden Wechselkursen Devisen ankauft und sie bei steigender Tendenz vor Erreichung des Goldpunktes abgibt, hindert sie Goldexporte, ohne sich dadurch zu belasten und der Volkswirthschaft zu schaden. Warum also wird die Vertheidigung des Goldschatzes nicht der Devisenpolitik allein überlassen? Leider hat auch sie die Fehler ihrer Vorzüge. Die Schwankungen der Devisenkurse sind, schematisch angesehen, die Folge von Schwankungen der internationalen Zahlungbilanz; Aktivität wird ein Sinken, Passivität ein Steigen des Kurses bewirken. Hier greift nun die Devisenpolitik der Centralnotenbank ein; hier ergänzt sie mit bester Wirkung die private Devisenarbitrage, die billig zu kaufen, theuer zu verkaufen strebt. Gleicht sich die Zahlungbilanz von einer längeren Wirthschaftperiode zur anderen aus, so ist Alles in schönster Ordnung. Die Reichsbank hat (wie die privaten Arbitrageure) ihren bei sinkenden Kursen gehäuften Devisenvorrath mit Nutzen verkauft, dabei für die Stabilirung der internationalen Wechselkurse gesorgt und Goldentziehungen verhindert. Anders sieht die Sache aus, wenn die Zahlungbilanz sich in einem längeren Zeitraum nicht ausgleicht. Im Fall einer längeren Aktivität sähe die Centralbank bald ihr Devisenportefeuille anschwellen und könnte leicht in die Gefahr empfindlicher Verluste kommen. Bei dauernder Passivität der Zahlungbilanz (an diesen Fall muß man in Deutschland zunächst denken) bestimmt der Vorrath an fremden Wechseln den Rahmen der Devisenpolitik; und dieser Vorrath muß schnell erschöpft sein, wenn die Centralbank auf Diskonterhöhung verzichtet.

Wer die Frage nach der besten Goldschutzmethode beantworten

will, muß sich der bankpolitischen Erörterungen aus der Krisenzeit des Jahres 1907 erinnern. Prämien- und Goldpreispolitik wurden da von inländischen Händlern und Produzenten empfohlen; bekämpft wurden sie von den Vertretern der internationalen Finanz, die unter allen Umständen die Diskreditirung der Reichswährung vermeiden wollten. Zuzugeben ist ja, daß Deutschland, dessen blühende Industrie zum Theil noch auf ausländisches Kapital angewiesen ist, die Absicht, seine ausländischen Gläubiger nicht mehr in Gold zu bezahlen, nicht aussprechen darf, sondern immer zum Goldausgleich seines Passivsaldos (innerhalb der durch die milde Anwendung der Goldpreispolitik gezogenen Grenzen) bereit sein muß. Aber nur im Verkehr mit seinen Gläubigern oder mit Staaten, die das Goldwährungprinzip nicht schroff durchbrechen. Das hat Amerika gethan; gegen jede volkswirthschaftliche Regel wurde oft genug bei sinkenden Wechselkursen, die auf eine Verschuldung Amerikas an Europa hindeuteten, Gold in die Neue Welt hinüberschafft. Als die Amerikaner ein Goldagio einführten, zogen sie Europas Gold hinüber; und diese Goldzuflüsse hatten mit der Zahlungbilanz und den Wechselkursen nicht das Geringste zu thun. Die Goldsendungen bildeten in der Zahlungbilanz Amerikas nicht nur keine Ausgleichsposten, sondern einen neuen Passivposten, der durch Rimessen an den alten Welttheil gedeckt werden mußte. Daher das weitere Sinken des Dollarkurses auf dem europäischen Festland und das Steigen in England. Das Abwehrmittel der Diskonterhöhung erwies sich als unzulänglich. Dreimal mußte die Bank von England und die Reichsbank, die den heftigsten Ansturm auszuhalten hatten, die Diskontschraube anziehen; erst der Satz von 7 Prozent in England und 7½ Prozent in Deutschland brachte (auch nur unter kräftigster Unterstützung durch die pariser und wiener Centralbanken) den Goldabfluß zum Stehen. Daß sich damals Reichsbank und Bank von England nicht in dem Entschluß zusammenfanden, den Amerikanern das Gold zu weigern, daß deutsche und englische Kaufleute die Kosten des heillos verwirrten Zahlungsystems der Union zu tragen hatten, ist wohl nur durch eine beklagenswerthe Furcht vor der Oeffentlichen Meinung zu erklären. So lange die Vereinigten Staaten nicht zu einer durchgreifenden Centralisirung ihres Geldsystems vorschreiten, bilden die heftigen amerikanischen Geldkrisen Quellen steter Beunruhigung für die europäischen Geldmärkte. Diese Quellen müssen verschüttet werden. Jede dazu wirksame Methode soll willkommen sein.

Zum Ausgleich der periodischen Schwankungen im Kurs fremder Wechsel ist die intensive und stetige Anwendung der Devisenpolitik zu empfehlen. Die Diskontpolitik ist zur Regulirung der Zahlungbilanz unentbehrlich. Nicht minder nothwendig unter Umständen aber eine energische Goldpreis- und Prämienpolitik, die vor schädlicher Entwerthung der Währung schützt. Franz Weil.

Niederdeutsche Bank.

Seit dem Tode der Leipziger Bank sind zehn Jahre vergangen. Das Dezennium eines beispiellosen ökonomischen Fortschrittes, der zu besonders sichtbarem Ausdruck auf dem Gebiet der Banken kam, wo die Kraftcentralen in Thätigkeit sind. Die Trümmer der Leipziger Bank bilden einen Grenzwall, der zwei Epochen der Bankengeschichte scheidet. Die „neuste Zeit“ setzte mit der Jahrhundertwende ein, nachdem Alterthum, Mittelalter und Neuzeit erledigt waren. Die Banken traten als Großmächte auf den Plan. Sie unterwarfen sich die schwächeren Volksgenossen und griffen der Industrie in die Zügel. Der Begriff „Großbank“ wandelte sich zum politischen Programm und Alles, was Provinz hieß, war zu einem Leben niederen Ranges verurtheilt. Doch bald regte sich der Stolz der Provinzialen; das geduckte Selbstbewußtsein bäumte sich. Man wollte zeigen, daß auch fern von Berlin Geschäfte zu machen seien; freilich: Geschäfte mit hohem Risiko. Das Gespenst der Trebertrocknung-Gesellschaft ging um und manche Provinzbank zeigte die ersten Merkmale gefährlicher Infektion. Wir dürfen vor den Zusammenbrüchen kleiner Banken nicht vergessen, daß sie auf dem von den großen Bankvulkanen beherrschten Boden Ereigniß wurden. Marienburg, Bonn, Paderborn, Solingen, Ronsdorf, Dortmund: immer die selbe Geschichte. Und jedesmal wird, nach solchem Provinzkrach, das Selbe gesagt und geschrieben. Wirkung? Null.

Bei der Niederdeutschen Bank in Dortmund hats lange gedauert; sie konnte früher sterben. Im Bezirk des Niederrheins war sie isolirt; die anderen Banken verschmähten ihr Accept. Ob die Zurückhaltung nur von der Vorsicht diktirt war? Die Niederdeutsche Bank führte ihren Ursprung auf ein Bankgeschäft zurück, das ein in Dortmund zu Reichthum gelangter Unternehmer, Hernekamp, errichtet hatte. In Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn, dem jetzt verhafteten Julius Ohm, machte er die „Bankkommandite Ohm, Hernekamp & Co.“ auf, die sich später in die Niederdeutsche Bank verwandelte. Das Institut ist nie in besonders guter „Meinung“ gewesen. Die Börse liebte es nicht und wurde auch nicht freundlicher, als im Herbst 1908 die Berliner Handelsgesellschaft die Aktien der Niederdeutschen in Berlin einführte. Das rasche Wachsthum des dortmunder Institutes (das Aktienkapital wurde sehr schnell von 3 auf 12 Millionen gebracht) imponirte der Börse nicht. Sie nahm die Dortmunder nicht ernst und verspottete den überlauten Direktor Julius Ohm mit der Coupletfrage: „Haben Sie nicht den kleinen Ohm gesehn?“ Der „kleine Ohm“ ist eine Nummer für sich. Mit eiserner Stirn vertheidigte er seine Bank gegen die immer lauter gellenden Rufe von nahendem Unheil. Er drohte mit Prozessen und Staatsanwälten; sprach von böswilliger Verleumdung durch einen enttäuschten Fixer und bot Jedem 20000 Mark, der erweisen könne, daß die Niederdeutsche Bank auch nur mit einem einzigen Börsenpapier zur Exekution gebracht worden sei. Vor solchem Ausdruck moralischer Entrüstung schwieg für Minuten selbst

der lauteste Zweifel. So wurde der Todeskampf lang. Nachdem in den ersten Julitagen Ohms Formel: „Die Niederdeutsche Bank braucht kein fremdes Geld“ auf das Zugeständniß abgeschwächt worden war, von berliner Großbanken werde eine Intervention vorbereitet, wurde die Nothstandsaktion (unter der Führung der Reichsbank) bekannt. Vorher hatte Ohm die Treuhandgesellschaft zur Prüfung der Bücher aufgefordert. Diese Untersuchung ging aber nicht so glatt, wie der Direktion und dem Aufsichtrath wünschenswerth erschien. Deshalb wurde plötzlich gemeldet, alle Bücher und Unterlagen seien von einem berliner Revisor geprüft und „bei sehr vorsichtiger Bewerthung“ sei festgestellt worden, daß der größere Theil des Aktienkapitals unangetastet sei; also keine Gefahr für die Gläubiger. Drei Tage später war der Konkurs eröffnet und der Direktor und persönlich haftende Gesellschafter Julius Ohm ins Untersuchungsgefängniß abgeführt. Nun gabs kein Halten mehr. Das Aktienkapital gilt als völlig verloren; und von den Verbindlichkeiten im Gesammtbetrag von 50 Millionen werden, im günstigsten Fall, 40 Prozent erwartet. Das wäre ein Gesammtverlust von rund vierzig Millionen. Gewiß keine Bagatelle.

Die Aktionäre verlieren 12 Millionen Mark. Viele kleine Leute sind darunter, denen die Aktien mit allen Künsten der Ueberredung aufgeschwatzt wurden. Daß sie sich täuschen ließen, ist begreiflich; die Niederdeutsche Bank hatte ja immer Dividende gegeben. Wie oft sie durch falsche Bilanzen ermöglicht wurde, wird sich zeigen. In der letzten Bilanz rühmte die Bank sich, 13 Millionen Mark Depositengelder zu haben. Den Leuten, die diese Depots gaben, wird es besonders schlimm ergehen. Zu den Kreditoren des Institutes gehören die Reichsbank und die Berliner Handelsgesellschaft. Die Reichsbank mit einem Wechselengagement von 1,26 Millionen, das gedeckt sein soll. Der Handelsgesellschaft schuldet die Niederdeutsche etwa 7,80 Millionen. Die Handelsgesellschaft sagt, daß 6,20 Millionen durch verkäufliche Effekten „reichlich gedeckt“ seien. Bei dem Engagement aus Wechseltransaktionen werde der Verlust im ungünstigsten Fall 1,60 Millionen nicht übersteigen. Wie wars möglich, daß so angesehene Institute über ihren dortmunder Debitor weniger wußten als die Banken des Niederrheins? Vielleicht kannten sie seine Schwächen nicht minder genau, hofften aber, er werde über den Berg kommen. Bei der Reichsbank wurde durch die Haftung der Giranten auf den Wechseln das Risiko gemildert. Und man läßt eine Bank mit 12 Millionen Mark Aktienkapital nicht ohne äußerste Noth vor die Hunde gehen; weil man, um der eigenen Ruhe willen, jeden Run vermieden sehen möchte. Diese Erwägung mag mitgewirkt haben. Die Konkurrenz der leistungfähigen Banken wird immer gefährlicher; und das Verhältniß von Betriebskapital und Rente soll doch so bleiben, daß es sich dem Blick Neugieriger präsentiren kann. Hat dann eine Bank mal Pech, so fällt die ganze Meute über sie her. Ein Räthselstückchen ist allerdings noch nicht gelöst. Wie konnte gerade der vorsichtige Herr Fürstenberg so irren?

Doch vielleicht ist des Räthsels Lösung gar nicht so schwer. Die

katholische Atmosphäre der Bank, die Thatsache, daß sie von Bischöfen protegirt, von Centrumsmännern bevorzugt wurde, wird Herrn Fürstenberg nicht geblendet haben. Wohl aber ist denkbar, daß im Laufenden Geschäft mit den vielen Affiliirten der Niederdeutschen Bank die Belastung der Handelsgesellschaft schwerer werden konnte, als ihre Leiter wollten und merkten. Da ist ein Fehler gemacht worden; und daß gerade Herr Fürstenberg, der geschworene Feind des Depositenkassenwesens, nicht früh genug einsah, wie hier mit dem Prestige seines Namens der gefährlichste Theil dieser Käuferfangart gefördert wurde, mag den klugen und (mit Recht) stolzen Mann kränken. Aber im Aufsichtrath der Niederdeutschen saßen Juristen, hochbetitelte, die stets versicherten, Alles sei in bester Ordnung; Herr Ohm prunkte im Automobilklub mit den vornehmsten Beziehungen; und daß der Solideste ein Opfer des Betruges werden kann, zeigt das Beispiel der Reichsbank. Welches Kindlein glaubt denn, man könne große Bankinstitute leiten, ohne je einen Fehler zu machen? Haben Bleichröder, Hansemann, Siemens keine gemacht? Sind der verhätschelten Deutschen Bank nicht alljährlich Fehler nachzuweisen? Wenn sie zu vermeiden wären, würde die Arbeit des Bankdirektors allzu bequem. Die Berliner Handelsgesellschaft ist mit stillen und stillsten Reserven so vollgestopft und hat seit Neujahr so gute Geschäfte gemacht, daß ihr eine Unachtsamkeit nicht ernstlich schaden kann. Und immer darf man nicht Sonnenschein fordern.

Die Niederdeutsche Bank hat sich längst zu viel zugemuthet; da wurde finanzirt und gegründet, als seien die Mittel unerschöpflich. Was gerade vor die Flinte kommt: Banken, Brauereien, Maschinenfabriken, Gummi-, Marmor- und Granitwerke, Rhedereien, Terrainunternehmen. Das Reich wird zu einem vielgliedrigen Bundesstaat; aber es zieht aus seinen Angehörigen nur indirekte Vortheile, während es ihnen selbst direkte Unterstützung gewähren muß. Die Bank braucht solche Engagements, um an den Emissionen und am Verkauf der Aktien zu verdienen und sich die Möglichkeit des Wechselkredites zu schaffen. Die Tochtergesellschaft zieht einen Wechsel auf die Bank, die ihr Accept daraufsetzt. Dann wird das Papier diskontirt; und der Erlös des Verkaufes fließt oft nicht in die Kassen des Wechselausstellers, sondern in die Reservoirs der Bank. Solche Schiebungen sind nicht selten; aber schließlich bleibt das Engagement doch am Finanzinstitut hängen. Das hat auch für die Unterbringung der verschiedenartigen Aktien zu sorgen. Daraus entwickeln sich allerlei Finanzgeschäfte und am Ende vollzieht sich der ganze Betrieb nur noch innerhalb des Concerns und eine Uebersicht ist kaum noch möglich. Dann wird eben nur noch „geschoben“; und die Qualität aller Geschäfte hängt von der Lebenskraft des Centralorgans, der Bank, ab. Bei der Niederdeutschen Bank erzeugte das „Trustphantom“ unerlaubte Beziehungen der einzelnen Verwaltungmitglieder zum Gesammtconcern. Ohm schuldet seiner Bank mehr als eine halbe Million. Dabei verdienten die persönlich haftenden Gesellschafter je 150000 Mark im Jahr. Mit solchem Einkommen könnte man in Dortmund doch auskommen.

Daß die Niederdeutsche Bank darauf angewiesen war, Geschäfte à tout prix zu machen, zeigt die Verbindung mit Herrn August Thyssen junior. Ihm wurde auf seinem Besitz in Rüdersdorf ein hypothekarisches Darlehen von einer Million Mark gewährt. Er bekam diese Summe aber nicht bar, sondern in Aktien und Accepten der Niederdeutschen Bank. Auf ähnlicher Basis pflegen „Kavalierwechsel“ zu gedeihen; nur werden da, statt der Werthpapiere, Oelgemälde, Pferde, Lampencylinder oder Nachtgeschirre „in Zahlung gegeben“. Und der Aufsichtrath hat natürlich nichts gemerkt. Wie immer. Den Herren, von denen noch Etwas zu holen ist, wird der Mangel an Achtsamkeit diesmal wohl aber kostspielig werden. Die Anderen haben nichts zu fürchten. Regreßansprüche sind nur gut, wenn Die, bei denen sie geltend gemacht werden, Vermögen haben. Diese Fragen sind oft genug erörtert worden. Läßt sich die Existenz der Mittelbanken heute noch fest verankern? Einer schlug ein Bündniß der Outsider (mit gegenseitiger Haftung für die Sicherheit der Depositengelder) vor. Was würde damit gebessert? Die Unfallversicherung kann Unfälle nicht hindern und der neue Bankenconcern könnte die Möglichkeit schiefer Geschäfte und schmerzhafter Verluste nicht beseitigen. Die Versicherung auf Gegenseitigkeit aber ginge schon beim zweiten oder dritten Mal in die Brüche. Einem, der die Versicherungsgesellschaft zu oft in Anspruch nimmt, kündigt sie den Vertrag. Auch lassen sich nur solche Elemente, die den selben Weg gehen, organisiren. So ists bei den kleinern Banken nicht, wie das Beispiel der Niederdeutschen und ihr Verhältniß zur Konkurrenz des engeren Bezirkes lehrt. Soll man die Verwaltung von Depositengeldern von bestimmten, strengen Maßregeln abhängig machen? Man könnte verlangen, daß der vierte Theil oder die Hälfte der Einlagen sichergestellt werde. Aber das Risiko für die andere Hälfte bliebe bestehen und würde am Ende noch vergrößert; denn die Banken müßten für die Entziehung eines Theils der fremden Gelder einen Ausgleich suchen und kämen bald wohl dazu, noch riskantere Geschäfte zu machen. Jedes Praeventivmittel kann von der starken Gruppe, der Haute Banque, verdaut werden; in der schwächeren Gruppe bewirkt es leicht unangenehme „Nebenerscheinungen“. Die Bankenquete hat sich ja mit den Problemen des Depositengeschäftes ungemein ausführlich beschäftigt, aber nur ein Kinderspielzeug empfohlen: die Zweimonatbilanzen. Als ob es besondere Schwierigkeiten machte, sechsmal im Jahr die Bilanz zu frisiren! Die Niederdeutsche Bank hätte nach jedem zweiten Monat die selbe undurchsichtige Aufstellung gezeigt, mit der sie sonst am Schluß des Jahres aufwartete. Die Bilanzvorschriften können verbessert, die genaue Angabe der Garantieverpflichtungen kann gefordert werden; nie aber wird es möglich sein, die Existenzbedingungen schwacher Banken zu verbessern, ohne in den Organismus der Großbanken einzugreifen. Und ein so gewagtes Experiment kann, in Deutschlands heutiger Lage, nur Einer empfehlen, der findet, daß wir dabei nicht mehr zu verlieren als zu gewinnen haben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. August 1910.

Franz Joseph.

Kaiser Ferdinand von Oesterreich hat Metternichs Sturz nur um ein Halbjahr überlebt. Nach der wiener Mairevolte war er nach Innsbruck, nach dem Oktoberaufstand, dessen Opfer der Kriegsminister Latour wurde, aus der unterwühlten Hauptstadt ins stille Olmütz geflohen. Radetzkys Sieg bei Custozza, der dem Kaiserreich die Lombardei zurückgewann, hatte den gutmüthigen Schwächling ermuthigt, aus Tirol, nach dreimonatiger Abwesenheit, in die Hofburg heimzukehren. Bald aber häuften sich wieder die Hiobsposten. Windisch-Graetz hatte in Prag mit Schwert und Feuer die Fügung in alte Ordnung erzwungen; doch in der Asche, den rauchenden Trümmern glomm der Funke fort und über Slavenrümpfe reckten gekrampfte Finger sich zum Racheschwur himmelan. In Ungarn hatten Zrinyis Enkel sich, die gedrückten Kroaten, unter ihrem Banus Jellacic gegen den Uebermuth der Magyaren erhoben; der Erzherzog Palatinus Stephan war aus dem Land gescheucht, der vom wiener Hof aufgelöste Reichstag versammelt geblieben und Ludwig Kossuth herrschte, als Präsident des Landesvertheidigungausschusses, wie ein König hinter der Leitha. Kaum hatten die Truppen, die Jellacic, zur Stärkung seiner Macht, nach Ungarn rief, Wien verlassen: da prasselte das Feuer wieder auf; und war nun nicht so rasch wie im März noch zu löschen. Der Reichsrath, der als constituante gedacht war, wurde vertagt und für die Novembermitte nach Kremsier berufen. Windisch-Graetz sollte wieder helfen; zuerst Wien, dann Budapest zur Ordnung bringen. Fürst Felix Schwarzenberg bildete, mit Stadion und Bach,

ein neues Ministerium (in das später auch Schmerling eintrat). Trotz allem Mühen wollte aber nicht Ruhe werden. Schon weissagte Mancher leis den Zerfall des Habsburgerreiches. Da hatte ein Weib den Muth zu schwerem Entschluß. Friderike Dorothea Sophie, die dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich vermählte Tochter des ersten Bayernkönigs Maximilian Joseph, hatte erkannt, daß weder der schwachsinnige Kaiser Ferdinand noch, als der nächste Agnat, ihr braver Mann fähig sei, Oesterreich aus der Wirrniß zu retten. Die kluge, starke und ehrgeizige Frau hat mit der Stachelpeitsche ihres Wortes beide Männer zur Abdankung getrieben und ihrem ältesten Sohn, dem achtzehnjährigen Franz Joseph, am zweiten Dezember 1848 die Krone gesichert. Aus Olmütz schrieb Graf Prokesch von Osten, der in Athen Oesterreichs Gesandter gewesen war, am dritten März 1849 an seine Frau: „Die Erinnerung an die Haltung der Kaiserin (Anna) in den Tagen des gewaltigen Entschlusses umgiebt sie mit der Glorie einer Heiligen. Sie trat fest für die Abdankung auf, ‚Der Kaiser hat Schmach erlitten, er kann nicht mehr Kaiser bleiben‘: dieses Thema focht sie aus und hatte dabei die vornehmste Haltung, eine kaiserliche Würde, eine strahlende Schönheit. Die viel verkannte Erzherzogin Sophie mit ihrem gehobenen Herzen und sicheren Verstand führte den Thronwechsel durch. Die Monarchie ist ihr großen Dank schuldig. Sie weicht von ihrer heutigen Stellung neben ihrem Sohn nicht; und sie hat vollkommen Recht darin. Unter den ordentlichen Leuten ist nur eine Stimme über sie. Alles achtet ihren Verstand, ihren Charakter und Muth. Der Banus (Jellacic) hat wirklich großartige Momente gehabt. Sein größter war vielleicht der, als er, mit Ehren und Lob überhäuft, Innsbruck verließ und zwei Tage darauf in den Zeitungen seine Erklärung zum Hochverräther las, die dem Kaiser (Ferdinand) abgerungen worden war.“ Das war einmal. Ueber den neuen Hof schreibt Prokesch: „Ich wartete dem Kaiser auf und wurde zur Tafel geladen. Bei Tisch machte die Erzherzogin Sophie die Honneurs. Der Kaiser sitzt zwischen Vater und Mutter (Franz Karl und Sophie), neben Dieser Fürst Felix (Schwarzenberg); die jüngeren Erzherzoge sitzen nach. Die ganze Haltung ist militärisch, aber ohne Zwang. Das Fünftel- und Tinterlwesen der Höfe ist weggeblasen und die Würde und Kraft ist in den Ernst der ganzen Haltung gelegt. Ich bin überzeugt, daß dieser Hof auf Jedermann einen

Zauber ausübt. Alles jung, Alles ernst; die Bedeutung der Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges, vertrauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen genannt. So schwer auch unsere Lage ist: ich hoffe das Beste. Der Glaube an das neue Oesterreich muß außen erst festgestellt werden. Oben ist es hell; aber der Zopf ist noch in allen Bureaux. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen.“ Drei Jahre danach (Preußens Schwachheit hatte dem jungen Franz Joseph in Olmütz seitdem fröhlichere Tage bereitet; die in Kremsier bewilligte Verfassung war aufgehoben, Ungarn durch russische Hilfe gebändigt, Felix Schwarzenberg gestorben und durch Buol ersetzt) sah den Kaiser der Mann, der im frankfurter Bundestag Prokeschs stärkster und rücksichtlosester Gegner werden sollte. Im Mai 1852 ließ Friedrich Wilhelm Herrn von Bismarck aus Frankfurt nach Potsdam kommen und sagte ihm huldvoll, er sei bestimmt, in Wien, auf der Hohen Schule der Diplomatie, wo er zu nützlicher Fortsetzung seiner Studien die beste Gelegenheit finde, fortan Preußen zu vertreten. In dem (vom König selbst geschriebenen) Einführungbrief stehen die Sätze: „Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Eure Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich-freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von Vielen verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen, sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungweise, meines Willens und (ich setze hinzu) meiner Liebe zu Oesterreich und zu Eurer Majestät nach Wien. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo Das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten mit Entzücken die Differenzen Oesterreichs und Preußens nennen, jeder Zeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge und das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick betrachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Eurer Majestät und Ihrer Minister so zu be-

antworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet." Bismarck fand in Wien das „einsilbige" Ministerium Buol-Bach-Bruck; erst in Budapest den Kaiser. Am dreiundzwanzigsten Juniabend schrieb er an die Frau: „Ich habe heute viel Uniform getragen, in feierlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer, mit besonnener Ruhe gepaart. Er kann sehr gewinnend sein: Das habe ich gesehen. Ob er es immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht; und mehr als Das für die Ruhe der Nachbarn, wenn ihm Gott nicht ein friedliebend Herz giebt." Zwei Tage danach an Leopold von Gerlach: „Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde und Besonnenheit reifen Alters gepaart; ein schönes Auge, besonders, wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet." In Stuttgart versucht später König Wilhelm der Erste von Württemberg, den Preußen gegen Franz Joseph einzunehmen. „Der König ließ mich gleich nach meiner Ankunft rufen. Er war sehr bitter gegen Oesterreich. Er hält nicht nur Buol, sondern auch den jungen Kaiser für einen Mann von sehr engem Gesichtskreis, dessen Erziehung durch Bombelles eine jesuitisch oberflächliche gewesen sei; er habe unglaublich wenig gelernt und der Mangel an positivem Wissen mache ihn von fremdem Urtheil abhängig. Er habe sich früher niemals rechtschaffen ausgetobt und seit seiner Verheirathung (mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern) lebe er nur dem Vergnügen und scheue die Geschäfte. Aber wenn er bei Alledem nur ein Mann von einigen Geistesgaben wäre, so könnte Buol immerhin nicht so verkehrt mit Oesterreich wirthschaften, wie er es jetzt thue. Dabei sei der Dienstherr von Bach und Bruck so wenig wahrheitliebend, daß sein Nachbar in Bayern, der lange von ihm dupirt worden sei, jetzt erklärt habe, er werde ihm nie wieder ein Wort glauben. Der König sagte, mit Oesterreich sei nur zu verkehren, wenn es im Unglück stecke; im Glück sei es treulos. Das Unglück werde nicht ausbleiben: und dann werde Deutschland einig sein; eher nicht." Dieses boshafte Urtheil des gekrönten

Herrn Bruders und Vetters hat in Bismarcks majestätischem Menschenverstand nicht lange nachgewirkt. Der Greis gedachte des Kaisers, gegen den er Krieg geführt hatte, in freundlichster Ehrerbietung und sagte, wenn er der Genesis seines Reiches nachgesonnen hatte, manchmal, Sophie habe, als sie ihrem Aeltesten so früh auf den Thron half, Oesterreichs Großmachtleben gerettet.

Die drei Koburger, die in Europa laut damals de omni re scibili et quibusdam aliis mitredeten, waren im Urtheil über den jungen Kaiser nicht einig. Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha, der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Josephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinen Takt und sein Talent für Militärwissenschaft und Sprachen und nannte ihn einen vielversprechenden Mann. „Entschieden liegt in ihm ein organisatorisches Talent, das durch eine rasche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und wäre ihm gestattet worden, im übrigen Ausland und besonders in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrichten, er würde schon jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervortreten. Ich war erstaunt über die Präzision und Sachkenntniß, mit der er jeden Gegenstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut. In allen ritterlichen Uebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und ruhige Betrachtung der Dinge scheint sich in ihm mit Entschiedenheit und Festigkeit in der Ausführung zu verbinden. So frisch und frei er aber in die Diskussion einzutreten pflegte, so bestimmt schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details pflegt er auf die Minister zu verweisen. Ich bestärkte mich im Verkehr mit ihm immer mehr in der Ueberzeugung, daß er ein hervorragendes Regententalent besitze und eine große Bedeutung für den alten Habsburgerstaat erlangen werde.“ Leopold, der erste Belgierkönig, schrieb an seine Nichte Victoria: „Den jungen Kaiser habe ich gern. Wenn es die Umstände gestatten, zeigt er eine liebenswürdige Heiterkeit und der warme Blick seiner blauen Augen zeugt von Gemüth und von Muth. Er ist schlank, graziös und hat sehr gute Manieren; gleich weit von linkischer Schüchternheit wie von großspurigem Wesen. Er ist einfach und braucht nicht auf seine Autorität zu pochen, um Alle im Zaum zu halten. Man merkt sofort, daß er der Herr ist

und die Herrschergabe hat, die sich nicht erlernen oder erkünsteln läßt. Er kann sicher, wo es nöthig ist, streng sein und aus seiner ganzen Art, sich zu geben, spricht furchtlose Tapferkeit." Unfreundlicher urtheilt Ernsts Bruder Albert, der Prinz-Gemahl. „Viel kann man ja nicht von einem Herrn erwarten, den die Jesuiten erzogen haben. Die halten die Menschennatur edler Gefühle und Gedanken nicht für fähig, setzen immer die unlautersten Motive voraus und sehen in ihren Mitmenschen nur das Schlechte." Der gassenläufige Jesuitenhaß, der von Wesen und Zweck des Weltordens nichts ahnt und nichts ahnen will, hatte dieses Urtheil diktirt. „Ueber den Kaiser von Oesterreich und dessen Politik sprach er überaus ungünstig": schreibt, nach einem Tischgespräch mit dem Prinzen Albert, Chlodwig Hohenlohe in sein Tagebuch. Und lernt selbst, der ewig Blinde, ewig Unwahrhaftige, Franz Joseph nie richtig sehen. Nach dem Galadiner zu Ehren des preußischen Generals von Werder, der die Thronbesteigung Wilhelms des Ersten in der Hofburg notifizirt hat, spricht der Kaiser ein paar Minuten mit dem Schillingsfürsten. Der geht heim und notirt: „Bei der freundlichen und natürlichen Art des Kaisers, zu sprechen, bedauerte ich innerlich, daß er diese Gabe seinen Unterthanen gegenüber so wenig zu brauchen versteht. Es ist ihm nicht möglich, sich durch herablassendes Wesen populär zu machen, was bei einem kindlichen Volk, wie die Oesterreicher sind, von großer Bedeutung wäre. Beim Bürgerball erschien der Hof gerade, als wir ankamen. Der Empfang war lautlos. Man merkte im Publikum die absichtliche Gleichgiltigkeit und eine Art Unzufriedenheit. Der Kaiser blieb lange da, stand aber immer oben auf der Galerie und sprach mit dem Bürgermeister, statt im Saal herumzugehen und mit den Bürgern zu reden, wie König Ludwig und König Max (von Bayern) es, zu ihrem großen Vortheil, thun." Ein Jahr später in Frankfurt, wo Franz Joseph dem Fürstentag präsidiren soll: „Um Sechs kam der Kaiser in einer offenen zweisitzigen Kalesche. Da man geglaubt hatte, er werde mit großem Gefolge, mit acht Pferden kommen, so erkannte ihn Niemand und er fuhr ohne Hurra vorbei. Nur Frau von Bethmann auf unserem Balkon warf einige Bouquets hinunter, die aber, glücklicher Weise für den Kaiser, nicht in den Wagen fielen." Immer der leise Wunsch, beweisen zu können, daß Franz Joseph sein Regentengeschäft nicht verstehe und dem Volk ein gleichgiltiger, unfreundlich betrachteter Fremd-

ling sei. Bis zu der Stunde, da er, in Ischl, aus des Kaisers Mund über Bismarck das Urtheil hört: „Es ist traurig, wie ein solcher Mann so tief sinken kann“; und über Caprivi: „Gott gebe, daß dieser Mann noch lange auf seinem Posten bleibe!“ Urtheile, die als Ausdruck habsburgischer Hoffnung leicht begreiflich sind.

„Generös ist er“: dieses Wort Juliens von Benedek sagt über den Kaiser nicht so viel wie die Lobreden der Vettern und Diener; sagt vielleicht aber mehr. Das Verhältniß zu Ludwig von Benedek füllt im Leben Franz Josephs ein düsteres Kapitel. Wer sollte Oesterreichs Heer gegen Preußen führen? Feldzeugmeister Benedek hatte diesen Krieg längst gefürchtet; hatte schon 1856 zum ingelfinger Kraft zu Hohenlohe gesagt, er würde darin das größte Unglück für Oesterreich sehen. Dessen Armee schien ihm für solchen Kampf nicht gerüstet. „Alte, schwache oder bequeme Kommandirende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind absolut vom Uebel und ich kann am Ende meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen und sogar bis zur Sekkatur wiederholen, unser Allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht seines edlen Herzens überwinden und in den höheren Chargen seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen, besonders in Zeiten wie jetzt, eiserne, aber gelenke Hände in allen höheren Kommanden.“ Die Reform kam nicht; und das Heer, dessen Führern er so mißtraute, sollte Benedek nun gegen den starken Feind führen. Nicht im italischen Krieg, für den er vorbereitet war, sondern im deutschen Feldherr, Hort und Hoffnung sein; in ihm fast völlig unbekanntem Gelände. Ihm ging es, sagt der preußische General von Schlichting, „wie einem Lootsen, der sein Leben lang kleineren Fahrzeugen mit unübertrefflicher Geschicklichkeit und Lokalkenntniß in seiner Heimathbucht sicher über alle Untiefen hinweg und an allen Klippen vorbeigeholfen hat und nun plötzlich ein Schlachtschiff erster Größe in weiten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll, die er bis dahin nie gekannt.“ Warum ward er erkürt? Weil Erzherzog Albrecht, der andere Kandidat, seit seinem Kommando im wiener Straßenkampf unpopulär, auch in Ungarn von seiner Statthalterthätigkeit her unbeliebt war; weil seine Ernennung zum Oberfeldherrn des böhmischen Krieges in der Menge den Glauben genährt hätte, der bürgerliche Feldzeugmeister werde dem Prinzen, der Sohn des oedenburger Arztes dem habsburgischen Erzherzog geopfert;

und weil, wie im Ministerium Belcredi Graf Moritz Esterhazy nicht ohne Grund immer wieder betonte, der Dynastie die Möglichkeit erspart werden sollte, daß es später heiße, ein Sohn des Hauses Habsburg-Lothringen habe Oesterreichs Mannschaft ins Unglück geführt. Benedek hat sich gegen die Uebernahme des Amtes, dem er sich nicht gewachsen fand, mit zäher Beharrlichkeit gesträubt; und erst nachgegeben, als Franz Joseph (Herr Dr. Heinrich Friedjung erzählts in seinem guten Buch „Benedeks nachgelassene Papiere") ihm durch den Generaladjutanten Grafen Crenneville sagen ließ: da die Oeffentliche Meinung die Bestallung eines anderen Feldherrn mißbilligen und für einen Personalfehler des Kaisers erklären würde, müsse er, wenn Benedek bei seiner Weigerung bleibe und der Krieg schlecht ende, vom Thron steigen. Drei Abdankungen in achtzehn Jahren: Das hätte die Dynastie kaum überlebt. Der Feldzeugmeister antwortete, er sei bereit, seine bürgerliche und soldatische Ehre dem Wunsch des Kaisers zu opfern. „Nach solcher Eröffnung hätte ich ein schlechter Kerl sein müssen, wenn ich das Kommando nicht angenommen hätte." Doch den angebotenen Marschallsstab lehnte er ab; den, sprach er, muß ich erst auf dem Schlachtfeld erwerben. Als er dann besiegt worden war, ließ Franz Joseph ihn fallen. „Zerschmettert, wie ein verbrauchtes Schwert", machtlos lag nun der Mann, den Moltke einen tapferen und umsichtigen Führer von großem Verdienst nannte. Er hatte gewußt, was ihm bevorstehe. „Wie hätten wir gegen die Preußen aufkommen können! Das sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt." So sprach er; und wußte, warum er der Untersuchungskommission in Wiener-Neustadt ausführliche Rechtfertigung weigere. Sollte er etwa Crennevilles Worte wiederholen und vor Kameraden und Auditoren aussprechen, daß ihm das Feldherrnamt „unter Anrufung seiner Unterthanen- und Soldatentreue aufgedrungen" worden war? „Mich kann Niemand demüthigen; und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe ... Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir, im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für den Kaiser, nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungurtheil der schriftstellerischen und redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemand anklagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, nichts reden

zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung.“ In diesem Entschluß hat er fest beharrt. Auch als das gegen ihn eingeleitete Verfahren zwar auf kaiserlichen Befehl eingestellt, in der amtlichen Wiener Zeitung zugleich aber verkündet worden war, Benedeks militärischer Ruf sei vor Mit- und Nachwelt vernichtet und der höchste Kriegsherr habe dem Feldzeugmeister sein Vertrauen entzogen. Erst aus seinem Testament sprach der Groll: „Daß die österreichische Regirung, mein (am neunzehnten November 1866 dem Erzherzog Albrecht gegebenes) Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, publiziren ließ, daß dieser nicht zu qualifizirende Regirungartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, vom Feldmarschallieutenant Baron John, vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht und Anderen korrigirt und ausgefeilt und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regirung publizirt wurde: Das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe es schweigend hingenommen; und nun trage ich seit nahezu sieben Jahren mein hartes Soldatenschicksal mit Philosophie und Selbstverleugnung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll habe und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im Reinen; nur habe ich dabei all meine Soldatenpoesie eingebüßt. Ich will möglichst einfach und ohne alle militärischen Abzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab soll ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden, ohne jegliche Phrase.“ Der treue Diener war, wie Wilhelm von Württemberg gesagt hätte, dupirt worden. Erzherzog Albrecht hatte mit Lobsprüchen um das Vertrauen des überwundenen Mannes („dem in Italien gewiß auch der Lorber von Custozza geblüht hätte“) geworben, ihn in Graz besucht und, drei Monate nach dem prager Tag der Friedensstiftung, Benedeks Versprechen nach Wien heimgebracht, „auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen“. Der „Feldzeugmeister in Pension“ hat sein Wort gehalten: an keinem Versuch zur Rettung seines Soldatenrufes auch nur mittelbar je mitgewirkt und keine Memoiren hinterlassen, obwohl er, der nach dem jähen Sturz noch fast fünfzehn Jahre lebte, Muße genug dazu gehabt hätte.

Mein Versprechen, schrieb er ins Testament, „war vielleicht voreilig, vielleicht sogar dumm, aber der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters". Daß man ihn, den Sieger von San Martino, nach diesem Versprechen ohne eine letzte Audienz vom Angesicht des Kriegsherrn verbannen und als Sündenbock in die Wüste jagen werde, hatte er nicht erwartet. Nie hat er diese Enttäuschung verwunden. Als dann gar die amtliche Kriegsdarstellung des Generalstabes ihn hart, ohne Zubilligung mildernder Umstände, verurtheilt hatte, bestimmte er, daß man ihn im Bürgerrock bestatte, und verbat jeden militärischen Leichenkondukt. Der preußische Generalstab, sprach er mit finsterem Lächeln, wird mich rechtfertigen; ich brauche mich nicht selbst zu vertheidigen. Der Gedanke, daß in Graz ein Grollender sitze, der sich, nach allzu schlechter Behandlung, von dem Novemberpakt lösen könnte, war dem Kaiser unbehaglich. Ihm war, dem Einunddreißigjährigen schon, gelungen, den von Ferdinands undankbarem Stumpfsinn schmählich geopferten Fürsten Klemens Metternich ohne anderen Aufwand als den huldvoller Worte zu versöhnen. Konnte solcher Versuch nicht noch einmal gelingen? Zuerst mußte Albrecht, der Sohn des Helden von Aspern, wieder ins Feuer. Mußte dem Feldzeugmeister, dem ein spitzbübischer Diener die Orden gestohlen hatte, das bei Novara erworbene Kommandeurkreuz des Theresienordens und andere Dienstehrenzeichen schicken und ihn im Begleitbrief als tapferen Soldaten, treuen Waffenbruder und auf manchem ruhmvollen Schlachtfeld bewährten Freund anreden. Dann, als nur kühle Ehrerbietung gedankt hatte, aus Gdow, wo Benedek im Februar 1846 Sieger im Kampf gegen die galizischen Insurgenten geblieben war, als „alter Kriegsgefährte, dankbarer Waffenbruder und treuer Freund" ihm einen Brief schreiben, der in Lauten überschwingenden Gefühles die Erinnerung an diesen ersten Führererfolg des Oberstlieutenants Benedek auffrischte. Noch einmal blieb die Werbermühe unbelohnt. Beim Lesen des Briefes, der ihn als den Wiederhersteller österreichischer Waffenehre feierte, mochte der Pensionist denken, daß dieser Lobredner vier Jahre vorher an dem Aechtungartikel mitgewirkt hatte. Franz Joseph merkte, daß ers mit stärkeren Künsten probiren müsse. Im Juli 1873 befahl er dem fünfzehnjährigen Kronprinzen Rudolf, in Graz den Feldzeugmeister zu besuchen. Der war nicht zu Haus; wollte, trotz dem Drängen seiner Frau, Rudolfs Brief nicht beantworten, ließ

sich aber von dem Generalmajor Latour, dem Militärgouverneur des Kronprinzen, umstimmen und dankte „für die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen weiß.“ Bat auch Latour, dem Kaiser „für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert“, zu danken. Friede? Benedek hat sein Testament, das drei Wochen vor Rudolfs Brief geschrieben worden war, nicht geändert. „Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußere Ehre braucht, und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt; erkenne diesfalls keinen irdischen Richter.“ Versöhnt war er nicht; nur aufs Neue verpflichtet. Als der deutsche Kanzler der Witwe des vom Kehlkopfkrebs Getöteten in herzlichen Worten sein Beileid ausgedrückt hatte, schrieb sie an ihren Neffen: „Bismarcks Brief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu Gemüth ging; hingegen die Telegramme vom Kaiser und von den Erzherzogen mich sehr kühl ließen. Als 1873 der Kaiser als Versöhnungapostel den Kronprinzen ins Haus schickte, war Benedek bereits durch sieben Jahre so schwer getroffen, daß er Alles ablehnte und bat, man möge ihm die mühsam errungene Ruhe nicht stören. Unser oberster Herr, generös wie immer, hatte jetzt wenigstens die Güte, fragen zu lassen, ob ich nichts von ihm wolle. Generös ist er. Ich dankte ergebenst; brauche nichts.“

Généreux: Julie von Benedek wollte dem Kaiser wohl weder ein großes Herz noch eine offene Hand nachrühmen; nur ein auch in Stunden der Schwachheit und Wirrniß nobles Empfinden, das den Schein unwürdigen, unfürstlichen Handelns scheut. Kleinlich ist Franz Joseph nie gewesen; im Haus nicht noch je im Staatsrath. Er hat seiner wittelsbachisch ins Schrankenlose schwärmenden Frau jede noch mögliche Freiheit gelassen, den als Hochverräther verurtheilten und in effigie gehenkten Grafen Julius Andrassy zum Ministerpräsidenten gemacht, von Schwarzenberg bis auf Aehrenthal allen Inhabern des internationalen Geschäftes den Nimbus selbständigen Handelns gegönnt, den Sohn Ludwigs Kossuth, trotz schriller Rede gegen altes Habsburgerrecht, in die Hofburg geladen; und kein häßliches, dummes Winkelgeraun hat den Greis gehindert, einer Spielerin, an deren draller Natürlichkeit er sich gern labte, vor Aller Blicken die Freundestreue zu wahren. Auch das Verhältniß zu Benedek, das ihn, seine Stärke und seinen unbeugsamen Willen zur Staatsraison, so deutlich erkennen lehrt, wollte er aus dem Schein kleinlichen Haders heben. Um die Dynastie

nicht mit dem niederziehenden Gewicht der Verantwortlichkeit für einen unglücklichen Krieg zu belasten, hat er dem Widerstrebenden das Kommando aufgedrungen. Darf er die Thatsache ans Licht sickern lassen? Die Unheilsgefahr, die er meiden wollte, würde gedoppelt. „Der Kaiser hat den General, der sich selbst für untauglich zu diesem Amt hielt, zum Feldherrn erkoren und so die Niederlage verschuldet, durch die unsere deutsche Hoffnung geknickt ward“: ob im Herbst 1866 Habsburg fest genug stand, um solchen Volksspruch überdauern zu können, wird heute Keiner ermessen. Franz Joseph war seiner Sache nicht sicher; und hatte von den Streitern Jesu, den Vätern der kalksburger Pädagogen, gelernt, daß ein löblicher Zweck jedes Mittel heilige und daß der an wichtigem Werk mitarbeitende Diener sich, nach dem Wort des großen Ignatius von Loyola, von dem Wink des Oberen leiten und behandeln lassen müsse, als ob er ein willenloser Leichnam sei. (Daß sie dem Gemeinwohl jedes Privatinteresse, Glück und Ehre des Einzelnen ohne Erbarmen opfern und, wie in Jerusalem einst der Hohepriester, lieber einen Unschuldigen schlachten als die Gemeinschaft schädigen wollen, hat den Constitutiones Societatis Jesu den Massenhaß zugezogen.) Das Ziel ward erreicht, die Dynastie von allzu hartem Vorwurf verschont; und Benedek mochte sich mit seinem Schicksal abfinden. Doch Bombelles und seine Gehilfen hatten dem Jüngling wohl auch von Aquaviva erzählt, der, als dritter Nachfolger Ignatii, alle Obrigkeit gemahnt hat, die Willenskraft von Milde bedienen zu lassen. Als die Hausgefahr überstanden ist, soll dem gestern Geächteten wieder der Gnadenborn fließen. Machiavelli hätte sich solcher Regententugend gefreut.

Bismarck, der Menschenverkenner, hat den Kaiser von Oesterreich „eine ehrliche Natur“ genannt und behauptet, nur Buols persönliche Rancune habe den jungen Herrn in das nach der russischen Hilfeleistung bei Vilagos („einem Dienst, wie kaum je ein Monarch seinem Nachbarstaat gethan“) undankbare Handeln gegen Nikolai Pawlowitsch gehetzt. Das war einer der vielen Irrthümer, in die der große Sachdenker auf dem Personalgebiet fiel. Franz Joseph wollte die Russenmacht nicht in den Balkan vordringen lassen, lebte in dem festen Glauben an Metternichs Satz, die Türkei sei für Oesterreich die sicherste Grenze, „sicherer als das Meer“, und nahm nur deshalb, aus eigenem Willensrecht, Orlows Anerbieten, die Schutzherrschaft über die zu schaffenden Balkanstaaten zwischen

Rußland und Oesterreich zu theilen, als ein von dem in Olmütz und Warschau mit Nikolai Vereinbarten abweichendes, zum Vorwand, die zugesagte Neutralität nun zu weigern. Der Zar hatte ihm fünf Jahre vorher Ungarn gerettet und nicht die winzigste Entschädigung verlangt. Doch persönliches Gefühl durfte nicht in das Spiel hineinreden, auf dem ein Reichsinteresse stand. Ehrlichkeit, Dankbarkeit: das Gepäck solcher Bürgertugenden kann der Staatsleiter nicht auf jeden Marsch mitschleppen. Richtiger als Bismarck hat Alexander von Hübner, Oesterreichs Vertreter in Paris, den Kaiser beurtheilt. „Uebertriebene Gewissensbisse", schrieb er ins Tagebuch, „werden ihn nicht hindern, seinen Völkern gegenüber seine Pflicht zu thun." Haben ihn nie gehindert. (Das verdient Lob, nicht etwa Tadel; ein gemüthvolles Männchen, das ängstlich stets erwägt, obs auch jedem Anspruch philiströser Familienmoral genüge, taugt nicht auf den höchsten Sitz, wo wider skrupellose Feindschaft die Zukunft einer Volkheit zu sichern ist.) Wer in diesem Kaiser eine redliche Seele ohne Arg und Monarchentalent sieht, irrt als ein alles Geschehenen Unkundiger. Aus dem reichen Erbschatz habsburgischer Verschlagenheit hat Franzens Enkel ein ansehnliches Legat empfangen. Zeugte nicht schon die Kunst, mit der er vor dem Krimkrieg zwischen Ost und West lavirte, von angeborener Schlauheit? Nicht die pfiffige Psychologie, die ihn im August 1863 den Preußenkönig für den Plan des Frankfurter Fürstentages einfangen ließ? Er hatte Wilhelm in Gastein besucht und, während Bismarck, der Gegner des zur Stärkung der österreichischen Macht über Deutschland ersonnenen Planes, unter den Tannen der Schwarzenbergischen Anlagen, mit der Uhr in der Hand, andächtig einer Meisenfütterung zusah, den König bei dem alten Parlamentshaß gepackt. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der als Flügeladjutant beim König Dienst that, sagt in seinen Memoiren darüber: „Die ganze Besprechung trug den Charakter der vorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee, deren Ausführung noch in weiter Ferne liege. Im Widerspruch mit diesem Stand der Dinge war aber, daß der Kaiser nach dem Abschied unserem König laut vor allem Publikum zurief: ‚Also auf Wiedersehen in Frankfurt!' Das Manöver war berechnet; es sollte das Gerücht verbreiten, daß sich beide Monarchen bestimmtes Rendezvous in Frankfurt gegeben hatten." Bismarck mußte noch in Baden-Baden Stunden lang die stärksten Argumente ins Feld führen und endlich gar den Entschluß zur Demission andeuten,

um die Absage zu erreichen; und dachte, als er nach Mitternacht, „in Folge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft“, heimging: „Wenn ich mich an der tiefen Schlucht der Ache weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein anderer gewesen.“ So ganz persönliche Erfolge waren im Leben Franz Josephs nicht selten. Noch der Greis, flüsterts am Hof, erröthet, wenn ihn, den Monarchen oder den Chef des Hauses Habsburg-Lothringen, die Pflicht zwingt, Unwahres über die Lippe zu lassen. Nie aber hat er ihr gefehlt. Keiner Pflicht je mit Bewußtsein. Er repräsentirt, wo es nöthig ist, kommt, wenns nicht anders geht, täglich aus dem stillen Schönbrunn in die Hofburg, redet, in sämmtlichen Sprachen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder, in der ofener Burg auch Magyarisch und Kroatisch, mit Ministern und Abgeordneten, Offizieren und Schranzen, Industriellen und Händlern und erledigt trotzdem noch mit prompter Gewissenhaftigkeit alle Eingänge. Im Manöver wohnt und schläft er noch jetzt wie jeder General; hat er noch im vorigen Herbst die Bitte des Thronfolgers, mit ihm und dem Deutschen Kaiser in Ruhe zu dejeuniren, vom Sattel aus mit dem Satz abgewehrt: „Eine Semmel und ein Glas Wein: so bin ichs im Manöver gewöhnt; und dazu brauche ich nicht erst vom Pferd zu steigen.“ In des Ungemachs harter Schule hat er Entsagung gelernt und weiß auf Privatwünsche ohne Gram und Groll zu verzichten. Nicht nur, wenn Czechen und Magyaren ihm das Leben sauer machen, auf einen Theil der ischler Ferien. Seit Jahrzehnten auch, weil er die Savoyer nicht kränken will, auf den persönlichen Verkehr mit den Päpsten. Gewiß hat ihn manchmal der Wunsch gestreift, statt der Kinder seines Bruders Karl Ludwig die Deszendenz seiner Lieblingtochter Marie Valerie zur Erbfolge zu berufen. Doch da er die Absicht auf solche Aenderung des Hausgesetzes einmal, als Franz Ferdinands Stiefmutter Maria Theresia ihn mit der Frage überraschte, bestritten hat, ist er auf den heimlichen Herzenswunsch nie wieder zurückgekommen. Erträgt die nicht immer bequeme Ingerenz des (oft noch hitzigen) Thronfolgers ins Staatsgeschäft mit geduldig lächelnder Güte. Und bleibt stets doch der Herr.

Lächeln kann er; auch schweigen; nach langwierigem Zaudern und Wägen sogar wollen. Möglich, daß in diesem schlanken, heute

noch straffen Leib der konstruktive Geist nicht übers Mittelmaß wuchs. Dem läßt sich, wie das Talent zur Bühnenregie, vollwichtige Regentengabe vereinen. Solche Gabe muß dem Mann geworden sein, der in jedem Nothfall den Muth zu schroffer oder verschmitzter Rücksichtlosigkeit fand und Nahen (nicht: Nächsten) und Fernen doch als das Urbild liebenswürdiger Harmlosigkeit galt. Während er die Krone trug, wurde Oesterreich aus Deutschland und aus Italien gedrängt und fast schon von der ältesten Wurzel seiner Hausmacht gerissen; wurden ganze Ministerschaaren, oft ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet. Auf staatliches häufte sich familiäres Unglück. Elisabeth und Rudolf, Johann Orth und der schöne Otto, Luise und Leopold von Toskana: bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung trächtig. Des Kaisers im tiefsten Grund kühle Seele stand allen Stürmen. Er ließ den Schmerz nicht Herrn über sich werden, lächelte, schwieg; und bewies, auch im eigenen Haus, den Zweiflern, daß der Alternde das Wollen noch nicht verlernt habe. „Wenn man alt wird und hat so viel versucht und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.“ Goethes Egmont sagts von Philipp. Franz Joseph hats nie genug gehabt: und da er nun rüstig ins neunte Lebensjahrzehnt schreitet, sieht es fast aus, als solle im Habsburgerreich noch Ordnung werden. Ungarn gebändigt und in die Ausgleichswünsche Deaks und Andrassys zurückgeworfen; die Monarchie eine umworbene Balkangroßmacht; der Krieg, der den Thronfolger ins Feld geführt hätte, mit allen Ehren vermieden; und die Hitze des böhmisch-mährischen Kampfes im Schwinden. Wars in Olmütz, Kremsier, Königgraetz zu ahnen? Der stille, bescheiden scheinende, im Wesenskleid vornehme alte Herr, der nie durch Talente, nie durch Taktmangel auffiel und sich durch Mäßigkeit und durch die pünktliche Kleinarbeit eines Diurnisten jung erhielt, kann noch immer lächeln; froher als im Jugendlenz. Greise Könige werden, wenn nicht die Wucht ihrer Persönlichkeit ringsum etwa Haß zeugt, von den Völkern stets zärtlich geliebt. Diesem kränzt einmüthige Liebe mit nieermattendem Eifer das firne Haupt. Und er wird, wenn er auf sein Erleben zurückschaut, gewiß bereit sein, zu sprechen, wie, ohne Furcht vor Banalität und Wiederholung, so oft, der wiener Spöttelsucht zur Wonne, nach Festen und nützlicherer Parade: „Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut.“

Romantik und Klassizismus.

Aus der Gegenwart zugewandten Betrachtungen und Forderungen einiger Vorträge, die ich an den Universitäten Utrecht und Leiden hielt, hat sich eine Kontroverse über das Verhältniß von Klassizismus und Romantik entwickelt, die so viele dem Denken der Gegenwart zugewandte Probleme enthält, daß es sich auch für die Leser, deren Interessen im Uebrigen nicht vorwiegend historischen Dingen gelten, lohnen wird, ihr einen Augenblick zu folgen.

Ich hatte in einem Artikel der Frankfurter Zeitung gesagt, der Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantik sei ein konträrer; es sei heute ein Leichtes, die Synthese dieser konträren Gegensätze zu vollziehen. Derjenige, der diese Synthese in seinem Leben, wenn auch vom klassizistischen Standpunkt aus, zuerst fast ganz modern, vollzogen habe, sei Goethe gewesen. Darauf hat in der selben Zeitung der Heidelberger Ernst Traumann geantwortet. Erstens: in dem Gegensatze von Klassizismus und Romantik werde, wer sich auf eine höhere Warte zu stellen vermöge, leicht zwei Grundströmungen erkennen, die die ganze deutsche Kultur (wie schließlich jede andere) durchfluthen, eine verstandesmäßige und eine gefühlsmäßige; diese laufe über die Mystik und den Pietismus in die Romantik aus und sei naturgemäß religiös, jene aber komme vom Humanismus, der rationalistischen Philosophie und der Aufklärung her und endige in unserer klassischen Literatur. Diese Richtungen berührten sich aber hier und da, wie ja Verstand und Gefühl nicht zu trennen seien; in Herders Universalismus seien sie verschmolzen. Zweitens aber citirt Traumann von Goethe eine Erklärung vom sechzehnten Dezember 1829 auf eine Bemerkung Eckermanns über den zweiten Akt des zweiten Fausttheils: „So werden Sie auch finden, daß schon immer in diesen früheren Akten das Klassische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden." Und dieser Stelle setzt Traumann sachlich erklärend hinzu: „Diese Ausgleichung stellt, wie bekannt, die Vermählung der griechischen Heroine mit dem deutschen Helden und mehr noch die Geburt

des Euphorion symbolisch dar. In der Gestalt Byrons sind beide Elemente, das Klassische und das Romantische, verschmolzen."

Könnte ich mich mit diesen Auseinandersetzungen nicht begnügen? Sie erfreuen mich, zumal aus gegnerischem Munde, als bündige Beweise für meine eben skizzirte Behauptung, mag auch Traumann später wieder von dem „fundamentalen Unterschied" und den „diametralen Gegensätzen" sprechen, die zwischen Klassizismus und Romantik bestünden.

Die Kontroverse, so weit sie sich auf meine beiden spezifizirten Behauptungen (die Frage vom konträren Gegensatz und die Stellung Goethes) bezieht, können wir damit ruhig begraben; sie ist erledigt. Aber ein Anderes in den Aussagen Traumanns, der damit wohl einen gewissen Kreis heidelberger (um nicht zu sagen: altheidelberger) Denkens vertritt, ist so charakteristisch, daß es voller Beleuchtung bedarf. Nach ihm sind Klassizismus und Romantik Endstationen zweier Grundströmungen, einer verstandesmäßigen, deren Vorstufen Humanismus, rationalistische Philosophie und Aufklärung gewesen seien, und einer gefühlsmäßigen, mit Mystik und Pietismus als Vorläufern. Ist Das nun wirklich Alles, was Jemand, „der sich auf eine höhere Warte zu stellen vermag", zur historischen Stellung und Charakteristik der beiden großen Erscheinungen zu sagen vermag? Haben sich denn wirklich etwa mit ihnen die „verstandesmäßige" und die „gefühlsmäßige" Richtung erschöpft, so daß sie heute überhaupt nicht mehr in Frage kämen? Und sind solche Richtungen nicht auch schon vor Mystik und Humanismus vorhanden gewesen? Diese Fragen werden merkwürdiger Weise von Traumann selbst schon in einigen vorübergehenden Worten ganz richtig beantwortet: diese „Grundströmungen" durchzögen die „ganze deutsche Kultur, wie schließlich jede andere". Wenn es aber so ist: wie können sie dann in irgendeiner Weise geeignet sein, so spezifische Erscheinungen wie Klassizismus und Romantik im Besonderen zu kennzeichnen oder gar zu erklären?

Die Flachheit der Auffassung Traumanns ist offenbar; und nur Das ist noch an ihr von Interesse, zu veranschaulichen, wie sie trotzdem möglich geworden ist. Dies Geschäft führt in die Geschichte der Wissenschaften während der letzten Menschenalter und in Momente ihrer gegenwärtigen Entwickelung. Zu Anschauungen von der Art Traumanns kommt nur Einer, der geringe Theile geschichtlichen Verlaufes übersieht. Ihm erscheint, in dem begrenzteren Kreise seines Horizontes, Alles, was auftaucht, neu und gleichsam nur den von ihm gekannten Perioden eigen: so-

gar so simple Gegensätze wie die von Verstand und Gefühl. Dazu kommt ein Zweites. Ein Philosoph von etwas weiteren Gesichtspunkten wird geneigt sein, von dem engeren Gebiete seiner Disziplin aus die deutsche Entwickelung des vierzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts unter dem Verlauf von Mystik-Pietismus-Romantik und Humanismus-rationalistische Philosophie-Aufklärung zu betrachten. Und er wird dann leicht in die Versuchung gerathen, von diesen, dem engeren Gebiet seiner Disziplin angehörigen Kategorien den Verlauf des ganzen geschichtlichen Lebens dieser Zeiten, namentlich auch der der Philosophie eng verwandten Phantasiethätigkeit, als bestimmt zu betrachten.

Die Anschauungweise Traumanns ist damit der Ausdruck einer Zeit in der Geschichte der Geisteswissenschaften, während der Einzelarbeit bis zur Mikrologie und Dem entsprechend, bei dem universitären Betrieb der Wissenschaften in Deutschland, geistige Begrenzung des einzelnen Arbeiters auf das Gebiet seiner Disziplin das Feld beherrschten.

Nun weiß man, daß diese Zeit seit mehr als einem Jahrzehnt im Schwinden ist. Ueber das stetige Aufhäufen von Thatsachen in den Einzeldisziplinen und die damit gegebene Begrenzung des Gesichtskreises hinaus hat sich das Bedürfniß der Synthese geregt; neben der Arbeitstheilung ist, wie in verwandter Weise in der wirthschaftlichen Entwickelung, das Bedürfniß verstärkter Arbeitvereinigung hervorgetreten. In den historischen Disziplinen hat Dies natürlich die Anschauung großer historischer Verläufe, etwa ganzer nationaler Geschichten, nicht nur vom Standpunkte einer einzigen Periode und nicht nur aus dem Gesichtswinkel einer Entwickelungsparte, wie der Philosophie oder der Literatur, her bedeutet: das Streben nach Dem, was man heute Kulturgeschichte nennt, nach einer Gesammtbetrachtung und wissenschaftlichen Gesammtbewältigung des historischen Lebens ist aufgetreten; und über das Postulat von Nationalgeschichten in diesem Sinne ist als letzte Forderung die einer neuen Art wirklicher Universalgeschichte lebendig geworden.

Vom Standpunkt dieser Forderungen aus, deren Nothwendigkeit heute Niemand mehr bestreitet, hat sich dann aber natürlich auch eine Umbildung aller bestehenden historischen Vorstellungen als nothwendig ergeben. Die Forderung einer Gesammtauffassung alles jeweiligen Geschehens in einer gegebenen geschichtlichen Gemeinschaft, zum Beispiel: in einer Nation, mußte dazu führen, das Substrat all dieses Geschehens zur Grundlage der geschichtlichen Forschung zu machen; als dieses Substrat ergab sich das

gesammte Seelenleben. So wurde die neue Geschichtwissenschaft psychologisch: und als letzter Prozeß aller geschichtlichen Entwickelung innerhalb großer menschlicher Gemeinschaften erschien die von Kulturstufe zu Kulturstufe zunehmende Differenzirung und damit auch Individualisirung des Seelenlebens sowohl des Einzelnen wie der Gemeinschaft.

Natürlich wurden von diesem Standpunkte aus auch für die deutsche Entwickelung und also auch für die historische Stellung von Klassizismus und Romantik ganz neue Auffassungen und Kategorien gewonnen: nicht aus einer beliebigen Kombination im Grunde statisch gedachter Elemente, wie Gefühl und Verstand, sondern aus dem lebendigen dynamischen Aufquellen von seelischen Erscheinungen, die in Folge zunehmender psychischer Differenzirung eben jetzt erst und niemals vorher, wie auch niemals in späteren Zeiten, ins Bewußtsein traten, wurden sie als historische Erscheinungen betrachtet. Und da ergab sich denn eine Signatur, deren Einzelheiten man in meiner Deutschen Geschichte nachlesen mag, da ihre Ausbreitung in diesem kurzen Artikel nicht möglich sein würde. Und nur Das mag hier noch erwähnt werden, da Traumann schon davon gesprochen hat, daß der damit sich ergebende Standpunkt vielfach sich dem Wilhelm Scherers vergleichen mag; aus bewegenden Gründen: Scherer ist in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der wenigen Gelehrten der Literaturgeschichte von großem Blick und tiefem Athem gewesen; vor Allem aber kannte er auch das Mittelalter; und aus dem damit gewonnenen weiteren Ausblick schon mußten ihm so statische und enge Konstruktionen wie die Traumanns unmöglich sein.

Sehr natürlich aber, daß Herrn Traumann die Anschauungwelt, die aus der neuen wissenschaftlichen Bethätigung hervorgeht, als „verworren“ erscheint. „Verworren“: Das ist der Lieblingausdruck gewisser Kreise für ein moderneres Denken, das nicht in den ausgefahrenen Gleisen ihres eigenen Denkens verläuft. „Verworrenheit“ in diesem Sinn bedeutet objektiv nur, daß sich diese Kreise in den Gebieten dieses neuen, überall aufquellenden Forschunglebens nicht mehr zurechtfinden.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

An Gustav Mahler.*)

Ich bin von den Merkern keiner, mit meiner Kenntniß der Sonatenform stehts schlecht und so muß ich (Dies gilt in deutschen Landen ja für ausgemacht) über Musik schweigen; reden dürfen da Die nur, dies gelernt haben, nach dem Büchl, bis sie Alles wissen und gar nichts mehr verstehen. Also nichts über Mahlers Musik, in der den Urstimmen des Chaos immer plötzlich ein böhmischer Musikant ins Wort fällt und mystische Sehnsucht auf einen unkatholischen Verstand stößt. Was sie mir ist, wie sie mich in dunklen Stunden erhellt, in verzagenden ermuthigt, in ausgeleerten wieder erneut hat, was ich ihr an Kraft und Trost und Lust verschuldet bin, Dies bleibe bei mir im tiefsten Fach meiner Dankbarkeit bewahrt.

Aber was Mahler in der Geschichte des deutschen Theaters ist: darüber darf ich mitreden, weil ich da zu Denen gehöre, die dafür „angestellt“ sind; so kann man mirs nicht wehren.

In der Geschichte des deutschen Theaters ist Mahler etwas ganz Einziges, das kein Beispiel hat. Mahler hat versucht, ein großes Theater unbedingt künstlerisch zu leiten. Manche haben sich Das gewünscht; und auch, „so weit es geht“, immer wieder künstlerischen Sinn einwirken lassen. Mahler hat gar nicht gefragt, ob es gehe. Das tief Unkünstlerische, was im ganzen Wesen des heutigen Theaters liegt, hat er überhaupt nicht erkannt, nie begriffen, Jahre lang nicht einmal gewußt. Nur so hat er es bezwingen können. Nur dieser grenzenlosen Unschuld eines ganz weltblinden, allein durch seinen heiligen Wahn gelenkten Menschen hat es glücken können, Jahre lang das Kaiserlich Königliche Hofoperntheater in Wien zu leiten, als wären wir in Athen zur großen tragischen Zeit. Es war der Versuch eines Verrückten, der der eigenen inneren Entrücktheit zutraut, nun auch sein Werk aus der Welt zu rücken, aus allen Bedingungen des gemeinen Daseins weg. In Wien. Am Ende hat sich ja natürlich dann das Gemeine

---

*) Das erste Blatt aus einer Mahler gewidmeten Sammelpublikation, die, unter Mitwirkung der Herren Richard Strauß und Schillings, Hofmannsthal und Schnitzler, der Damen Bahr-Mildenburg und Gutheil-Schoder und anderer Künstler, Gelehrten, Bühnenleiter, bei R. Piper & Co. in München erscheinen und mit der Lichtdruckreproduktion einer noch unbekannten Mahlerbüste von Rodin geschmückt sein wird. Die Absicht der zum Werk Vereinten war, offen für Mahlers Persönlichkeit und Kunstleistung zu zeugen.

doch wieder hergestellt und wir sind aus Athen zurückgekehrt. Nie gelingts dem Geist, der Wirklichkeit Gewalt anzuthun und sich für sie zu setzen; sie bleibt am Ende doch stärker und er wird nach einiger Zeit stets nach Sankt Helena eingeschifft.

Das heutige deutsche Theater ist aus dem kleinen Hoftheater entstanden. Das Hofthetaer dient zur höfischen Geselligkeit. Da der Hof nicht fähig ist, sich aus Eigenem zu unterhalten, läßt er sich was vormachen: schöne Beine, schöne Stimmen, um Augen und Ohren zu beschäftigen, oder irgendwas, das durch Seltenheit die Neugier reizt. Da Dies aber Geld kostet, läßt er, ums zu erschwingen, auch das zahlende Bürgerthum zu. Das kommt aber nur, wenns auf seine Kosten kommt. Man muß ihm was bieten, und da es, zu jener Zeit, noch jung ist und einen tüchtigen Lebensernst hat, ist es mit jenen Trillern der Zehen und der Kehlen nicht zufrieden; es will mehr für sein Geld: entweder sich selbst in seinem täglichen Zustand, in Lust und Leid von allen Tagen, oder ein großes Schicksal, an das es seine stillen Hoffnungen und alle geheimen Wünsche hängen kann, will es im Spiegel sehen. Damit sind gleich die zwei Bedingungen gegeben, denen das deutsche Theater unterthan bleibt. Es bleibt der höfischen Lustbarkeit und, um diese zu decken (daß der Fürst sein Theater auch dem „Volk" öffnet, ist eine Finanzmaßregel), dem inneren Sinn des aufstrebenden Bürgerthums ergeben. Je mehr aber dieses Bürgerthum nun emporkommt, desto mehr wird es zum Affen der höfischen Welt, kehrt sich von seinem eigenen Sinn ab und nimmt selbst das Bedürfniß höfischer Lustbarkeit an. Nun drängen aber wieder Neue nach, die noch nicht so weit sind, sondern noch jenen Lebensernst haben. Durch sie wird das Bürgerthum, das schon angekommen ist, an sich selbst erinnert, daran, wie es einst war, schämt sich und glaubt sich verpflichtet, zu heucheln, als ob es noch immer so wäre; und so entsteht die dritte Bedingung des heutigen deutschen Theaters: der Bildungschwindel. Durch diese drei Dinge zusammen, die höfische Lustbarkeit, das bürgerliche Bedürfniß nach einem Ausdruck des bürgerlichen Lebens und der bürgerlichen Ideen und den Bildungschwindel, wird das deutsche Theater noch heute bestimmt. Und die Größe der großen Theaterleute hat sich immer nur in der Begabung, diese drei Dinge richtig zu dosiren, gezeigt. Goethe, in seiner gelassenen Art, die Wirklichkeit hinzunehmen, hat in Weimar nichts Anderes versucht. Auch Laube nicht. Und die kleinen Laubes von heute schon gar nicht.

Um nun aber diese drei Dinge zu besorgen, die das heutige Theater ausmachen, gehört noch Etwas. Dazu gehören die Vollstrecker der Lustbarkeit, der bürgerlichen Darstellung und des Bil-

dungschwindels, nämlich die Bediensteten des Theaters: Sänger, Schauspieler, Tänzer, Musiker, Dichter. Diese Bediensteten des Theaters bilden eine Klasse für sich, abseits vom wirklichen Leben der Nation. Es sind Nebenmenschen von besonderer Art, denn sie werden nur zum Luxus der Anderen gehalten; an der Wirklichkeit nehmen sie nicht Theil, sie werden nicht eingelassen; nur am Rand des bürgerlichen Lebens halten sie sich auf, darin den Courtisanen ähnlich. Man hat sich allmählich entschlossen, sie Das nicht fühlen zu lassen; aber Dies ist nur eine soziale Schwäche und ändert nichts daran, daß ihr Geschäft der Schein ist, was ihnen eine Entfernung vom täglichen Leben auferlegt, die sie nothwendig zu Deklassirten macht. Da ihnen die Wirklichkeit fehlt, müssen sie sich sonst irgendwie das Leben, das ihnen versagt ist, ersetzen: und so kommen sie darauf, es auf der Bühne zu suchen. Aus der Art ihres Dienstes ergiebt es sich für die Bediensteten des Theaters, auf das Leben mit der Nation zu verzichten, sich von allen sozialen Gliederungen zu lösen und auf dem einzigen Platz, der ihnen bleibt, auf der Bühne sich ein Leben einzurichten, ihr eigenes, ihr ganz persönliches, ihr ganz unsoziales, seinen ganz besonderen Gesetzen gehorchendes Leben, und dadurch, ohne daß sie Das eigentlich wollen, ein Beispiel zu geben, daß auch noch ein anderes Leben möglich ist als das in der Sozietät, ein Leben der noch nicht sozial gebrochenen und sozial gebundenen Kräfte, ein Leben, in dem der Mensch noch kein politisches Thier ist, so zu sagen: vor der Erfindung der Sozietät. Dies bleibt lange Zeit ein Berufsgeheimniß der theatralischen Bediensteten. Nun aber begiebt es sich, daß dem Bürgerthum nicht gelingt, seine eigenen Intelligenzen in der bürgerlichen Ordnung unterzubringen, und in seiner Mitte die Zahl der Enttäuschten zunimmt, denen das Leben in der bürgerlichen Form nicht genügt und die der Traum eines höheren, eines heroischen, eines den ganzen Menschen wagenden Lebens quält. Von diesen Enttäuschten und Traumverwegenen des Bürgerthums gehen Manche ins Proletariat, das sich anschickt, die bürgerliche Welt zu zerbrechen, um eine menschliche dafür zu bringen. Andere von diesen Enttäuschten und Traumverwegenen (friedlicher oder vielleicht auch nur, um einstweilen eine Zuflucht zu finden) erinnern sich des Beispiels, das die theatralischen Bediensteten geben, und glauben in der Kunst jenes Leben des ganzen Menschen zu finden, das ihnen in den Reduktionen der bürgerlichen Weltordnung versagt geblieben ist. Ihren Zug führt Beethoven an, Wagner folgt, neben ihm der junge Nietzsche. Sie haben den Deutschen die Hoffnung eingegeben, es sei möglich, das großen Menschen innewohnende

Leben, das in der bürgerlichen Welt ein Verbrechen wäre, weil es sie zerbräche, seitwärts von der Sozietät in der Kunst zu erfüllen.

Eigentlich ist Das freilich nur ein höchst dubioser Versuch, den heroischen Menschen in die bürgerliche Welt einzufügen. Er hat es auch sonst, von Immermann bis zur Freien Bühne und bis auf Brahm, wann immer er gewagt wurde, kaum über ein stilles Sonntagsvergnügen hinaus gebracht. Mahler allein hat die höllische Kraft gehabt, in dem Kaiserlich Königlichen Hoftheater zu Wien den Entwurf eines heroischen Lebens auszuführen. Das war an jenen Abenden seines Tristan, seiner Walküre, seines Fidelio, die unvergeßlich bleiben. Als Vorzeichen, wessen die Menschheit fähig wäre.

Wien war vielleicht doch nicht der richtige Boden. Zwar hat Beethoven in Wien gelebt. Aber auch ohne Erfolg. Ein Zeitgenosse hat ihn ermahnt, nach der Eroika, doch nicht „so wilde Phantasien" zu schreiben, und ihm gerathen, sich künftig mehr an „den Stil Eberls" zu halten. Dieser Eberl war ein geschätzter Pianist und hatte durch sein freundliches Wesen die Sympathien für sich. Bei dieser Geschmacksrichtung ist Wien geblieben; es zieht noch immer überall die Eberls vor.

Uebrigens ists ganz in Ordnung, wie sich Wien gegen Mahler verhalten hat, denn, um des Aristoteles Wort über Plato zu gebrauchen: „Ihn auch nur zu loben, ist den Schlechten nicht erlaubt."

Wien. Hermann Bahr.

Selbstanzeigen.

Welthumor; in fünf Bänden. Herausgegeben von Roda Roda und Theodor Etzel. Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin. Erster Band: Das lachende Deutschland.

An einem wunderschönen Sommernachmittag wars, vor zwei Jahren, in Reit bei Kitzbühel in Tirol. Theodor Etzel lag im Gras und träumte lautlos; ich lag im Gras und träumte laut. Mein Lieblingthema: wie unnütz doch wir Künstler und Schriftsteller im Grunde seien. Ein Statistiker hat herausgebracht, daß man in Schwabing und Dachau von hundert Bildern achtzig übermalt und erst die achtzehnmal bemalte Leinwand verkauft; auf sechundvierzig mit Dramen gefüllte Tischladen kommt erst ein öffentlicher Durchfall; erst das tausendachte Lied wird gesungen. Und die Herren Dichter? Viel, viel mehr, als ich und Du lesen können, wird gedruckt; was Du liest, hat

Dir der Zufall aus dem Meer des Ueberflüssigen herausgefischt und in die Hand gespielt. Alte, gute Bücher (und nicht minder neue) bleiben unbekannter, als man denkt. Diesen Betrachtungen entsprang ein Gedanke: man sollte eine Bücherei des Lesenswerthen anlegen. Die Veden im Auszug; die schönsten Stellen der Bibel; die halbe Ilias und die ganze Odyssee; die Antigone; einen verteutschten Aristophanes; von den Römern nur Horaz und Petronius, Beide durchgesiebt; aus dem Mittelalter das Nibelungenlied und Walther. Und so weiter: einen eingedampften Don Quijote, vier Bände Goethe, einen Band Schiller, bis herauf zu den Neueren und Neusten; zwei-, dreihundert Bücher Weltpoesie, die Jeder lesen müßte. Dann war ich über meinen unsinnigen Grundriß gestolpert und lag da und schwieg. Theodor Etzel aber redete fort auf seine Art; bedächtig, eindringlich und zuletzt zwingend. Vor Jahren schon hatte er sich vorgenommen, Proben des Humors und der Satire aller Zeiten und Völker zu sammeln; vielleicht den Humor und die Satire des Erdballs schlechtweg. Und Theodor Etzel kramte in seinen Papieren und fand eine feiste Schrift: Das war die Disposition. Mir rauchte der Kopf, als ich sie las. Noch mehr rauchte der Kopf dem Verleger. Wie? Alle diese Bücher auszuziehen: Das sollte einem Menschen gelingen oder zweien? Hunderte und Aberhunderte von Dichtern unter einen Hut zu bringen? Der erste Mensch, der bekehrt werden mußte, war ich, der zweite unser Verleger. Dann luden wir Deutschlands jüngste Humore zum Picknick: und sie waren gleich mit von der Partie. Ihre Verse, Szenen und Geschichten stehen in diesem Buch. So schnell strömten die Gäste herbei, daß Mancher, der sich mit seinen Gaben nicht beeilte, sehr gegen unseren Willen die Tafel schon besetzt fand. Er mag nun einstweilen mitnaschen von Wildpret und Fisch und Wein der Anderen, bis der Zeiten Gunst uns erlaubt, auch sein Ränzel zu öffnen und des Ränzels Inhalt neuen Gästen aufzutragen. Für diesmal: Lieber Leser, betrachte das Menu, das wir Dir da serviren, und freue Dich! Ein wahres Hochzeitessen. Leckereien aus berühmten Küchen, Wein aus großen Fässern. Manche Marke, ich weiß, wirst Du vermissen: Wedekind vor Allen und Hermann Bahr. Sie werden zu Dir sprechen; in einem kommenden Band.

Ich aber blättere stolz in dem ersten Buch, das vom greisen Wilhelm Raabe an alle fröhlichen Zeitgenossen vereint. Das ist Theodors, meines unermüdlichen Freundes, Verdienst.

München. Roda Roda.

✱

Gedichte. Deutschherrenverlag in Königsberg.

Sternenblume.

Duftlos und blaß, des Herbstes spätes Kind,
fand ich im tiefen Schatten Deine Blüthe,
im tiefen Schatten; nie traf Dich das Licht,
das alle Deine Schwestern heiß durchglühte.

Als noch die Sonne hoch am Himmel stand,
träumtest Du erst im Keim den Lebenstraum.
Es war für Dich in all der bunten Schaar
noch nicht die Stunde, nicht der rechte Raum.

Nun alles Leben längst des Spieles müde,
erhebst Du mühsam Deinen schlanken Stiel.
Es ist so wenig Ueberschwang in dieser Stunde,
doch von geheimem Trost und Schönheit viel.

Königsberg. Hertha Federmann.

✱

Sturm und Sonne. Gedichte.

Ich habe meinem neuen Gedichtband das folgende Bekenntniß vorangestellt:

Als ich noch alt war, ging ich taub und blind
Nur himmelan gradaus nach einem Ziele.
Nun, da ich jung ward, jung, wie Kinder sind,
Voll Uebermuth und Glück am bunten Spiele,
Nun tanz' ich auf und ab und wo ich mag
Und steh' und lausche in den farbigen Tag;
Nun, da ich jung ward, laß' ich tausend Wege gelten,
Nun leb' ich tausendfach in tausend goldnen Welten.

Leonore Frei.

✱

Das Perpetuum Mobile. Leipzig, bei Ernst Rowohlt.

Der alte Herr sprang in seinem Laboratorium auf einen kleinen Tisch, räusperte sich heftig und sagte: „Meine Herren, jetzt werde ich mal eine Rede reden. Ich bin ja kein geübter Redner. Aber ich hoffe doch, daß ich mich Ihnen verständlich machen kann. Ich behaupte, daß die Europäer und besonders die Deutschen ihren berühmten Männern der Wissenschaft allzu viel Hochachtung entgegenbringen; allzu viel! Wenn Einer eine halbwegs vernünftige Ansicht geäußert oder etwas Imposantes erfunden hat, wird er gleich eine ‚Autorität‘. Die Unberühmten sagen sich: Der Mann hat mal was Vernünftiges vorgebracht, also wird Alles, was er sonst noch sagt, wahrscheinlich auch sehr vernünftig sein. Das ist bequem, nicht wahr, meine Herren? Nun wollen wir gleich auf den Kern der Sache kommen. Ein herrliches Beispiel wird Ihnen das Gesagte vortrefflich illustriren. Das große Gesetz von der Erhaltung der Energie hat ja bekanntlich Robert Mayer im Jahr 1849 sehr klar formulirt. Und er schloß an diese höchst moderne ‚Gesetzgebung‘ die Bemerkung, daß ein Perpetuum Mobile nicht möglich sei. Und sechzig Jahre lang beteten Das alle Wissenschaftler ganz gemüthlich nach, ohne sich die Mühe zu geben, die Sache noch mal zu untersuchen. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie wollen wir hier gar nicht anzweifeln; daß aber aus diesem Gesetz die Unmög-

lichkeit eines Lastmotors hervorgeht, wollen wir doch ganz energisch bestreiten. Robert Mayer hat sich bekanntlich auch drei lange Jahre hindurch mit dem Perpetuum Mobile beschäftigt. Als er einsah, daß er selbst das Problem nicht lösen könne, sagte er feierlich: Wenn ichs nicht kann, dann gehts nicht; denn geistreicher als ich selbst kann doch Niemand sein. So (oder so ähnlich) entstand sein sehr vortreffliches Buch über die Erhaltung der Energie. Welche Weisheit aber verzapfte der große Robert dabei? Doch nur diese: geht eine Last herunter, so muß sie wohl wieder hinaufgehoben werden, also kann sie nicht perpetuirlich wirken, wenn sie heruntergeht. Es ist aber doch möglich, daß eine Last ein System von Rädern in Bewegung setzt, ohne daß diese Last sich dem Erdboden nähert. Warum soll Das denn nicht möglich sein? Was man heute nicht gefunden, kann man doch wohl morgen noch finden. Außerdem: jedes Mühlrad in eisfreiem Fluß, der niemals austrocknet, ist ein Perpetuum Mobile. Bei diesem arrangirt allerdings die Verdunstung des Wassers das Wiederhinaufheben der Last. Aber dieses Wiederhinaufheben wird von der Sonne perpetuirlich besorgt. Ich glaube, die Herren Physiker können sich noch nicht bei ihren kosmischen Betrachtungen mit ihrer Phantasie außerhalb der Erdathmosphäre hinstellen und von dort aus die sehr merkwürdige perpetuirliche Anziehungarbeit der Erde beobachten. Diese Anziehungarbeit in perpetuirliche Bewegung umzusetzen, mag ja nicht so ganz leicht sein: für unmöglich dürfen wirs aber nicht halten. Diese Umsetzung von Anziehungarbeit in Bewegung wird von dem Prinzip der Erhaltung der Energie gar nicht berührt. Tote Kraft giebts allerdings auf dieser Erde nicht. Jeder ruhende Gegenstand drückt; und leistet damit Arbeit. Die Physik mag eine sehr schwierige Sache sein. Das berechtigt aber Keinen, dummes Zeug auf dem Gebiete dieser herrlichen Wissenschaft zu behaupten und zu glauben. Außerdem erkläre ich Ihnen, daß ich noch keinen Techniker kennen gelernt habe, der nicht im Geheimen ein Perpetuum Mobile zu erfinden versucht hatte." Der alte Herr stieg vom Tisch runter und trank drei Cognacs, ohne sich hinzusetzen. Da sagte ich: „Sehr geehrter Herr Laboratoriumsdirektor, ich bin durchaus Ihrer Ansicht und ich habe mich auch zwei Jahre und ein halbes hindurch bemüht, einen trasportablen Lastmotor, der nur durch Auflage eines Gewichtes perpetuirlich funktionirt, zu erfinden. Ich glaube, daß mirs gelungen ist. Jedenfalls habe ich ein Buch darüber geschrieben, das, unter dem Titel „Das Perpetuum Mobile", mit sechsundzwanzig Zeichnungen bei Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen und für eine Mark und fünfzig Pfennige im Buchhandel käuflich zu erwerben ist."

„Das ist ja ganz famos!" sagte der Direktor; „ich gratulire Ihnen!"

„Ich gratulire mir auch!" sagte ich freundlich.

Wilmersdorf. Paul Scheerbart.

Montanhausse.

Die ältesten Diener der berliner Börse konnten sich nicht erinnern, daß je das Glöcklein nicht pünktlich um drei Uhr das Ende des täglichen Kampfes ums Geld eingeläutet habe. In der vorigen Woche scheints geschehen zu sein. Man hörte keinen Laut, blieb in den Heiligen Hallen und die Börse war, in der saison morte, nicht „totzukriegen". Nach Drei noch kletterten die Kurse in die Höhe. Die Bewegung ging vom Bergwerkaktienmarkt aus. Was man noch vor Beginn der Schulferien nicht für möglich hielt, war Ereigniß geworden: eine Hausse in Montanpapieren. Nach dem letzten Quartalausweis der Laurahütte, nach Kirdorfs Rede in der Generalversammlung von Gelsenkirchen, nach all den schlechten Marktberichten gabs plötzlich ein Volksfest im Phoenixpark. Wenn zwei Feiertage einander folgen, entsteht oft irgendwo ein Eisenbahnunglück, damit der ausgehungerte Zeitungleser am dritten Tag seine Frühstücksensation habe. Diesmal brachte die Ferienzeit einen Haufen erregender Meldungen. Niederdeutsche Bank, Goldberger & Pollak, Elektrobank-Lahmeyer, Kapitalserhöhung bei der AEG und den Hohenlohewerken, Deutsch-Lux—Dortmunder Union. Die Niederdeutsche verdarb wenig; und Deutsch-Lux hob die Stimmung auf Gipfelhöhe. Die Fusion selbst konnte nicht als Glanzleistung wirken. Der erfahrene Börsenmann kennt ja die Konsequenzen allzu behender Papierfabrikation. Aber die Möglichkeiten, die sich aus der Transaktion ergeben! Der Spekulant lebt von Kombinationen. Thatsachen muß schließlich auch er kritisiren. Aber wo sichs um das liebe Kombiniren handelt, läßt er seine Phantasie hemmunglos arbeiten. Wenn die Wonne diesmal nur lange dauert!

Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft bekommt ein Aktienkapital von hundert Millionen. Das ist das Faktum, um das sich die Gedanken und Wünsche der Spekulanten drehen. Zuerst klang die Ziffer allzu dernburgisch. Auch bliebs auf der Höhe still. Herr Hugo Stinnes läßt nicht gern was durchsickern; er tritt meist mit fertigen Sachen auf den Plan. So wars bei Luise Tiefbau, bei Saar und Mosel; auch jetzt bei der unio prolium. Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft besteht unter diesem Namen noch nicht zehn Jahre. Nach der Epoche Differdingen-Dannenbaum betrug das Aktienkapital 24, nach der kurz darauf erfolgenden Sanirung noch 20 Millionen. Dann gings schnell aufwärts. 24 Millionen (1905), 42 (1908), 50 (1909), 63½ (1910); und noch im selben Jahr des Heils 100 Millionen. Aufgenommen wurden: Friedlicher Nachbar, Wilhelmshütte, Luise Tiefbau, Saar- und Mosel-Bergwerkgesellschaft, Dortmunder Union. Deutsch-Luxemburg selbst war nie in solchem Zustand, daß die Rentabilität unzweifelhaft schien. Manche Gesellschaft ist im Glauben des Publikums so fest verankert, daß ihr schlechte Dividenden nichts anhaben können; manche aber auch so labil, daß selbst gute Dividenden ihr nicht das Vertrauen sichern. Zu dieser Gruppe gehört Deutsch-Lux. Von einem großen Finanzmann hieß es einst: „Zweierlei kann er

nicht ablegen: Rechnung und Parvenumanieren." Mit der Rechnung hats bei Deutsch-Lux nie gehapert; aber die Manieren erinnern immer noch an den Ursprung. Die Gesellschaft ist zu rasch emporgekommen; und die Genossinnen, die sie dann ihrem Reich einverleibte, waren auch nicht gerade vornehmer Herkunft. Technisch und dem Ergebniß ihrer Produktion nach sind die einzelnen Glieder gewiß recht leistungfähig. Aber die Finanz hatte ihnen den Charakter verdorben und so brachten sie eine „Vergangenheit" mit in die Ehe. Beispiele: das dortmunder Steinkohlenbergwerk Luise Tiefbau und die Saar- und Mosel-Bergwerkgesellschaft. Die Dortmunder Union hat eine besonders lange Passionzeit hinter sich. Nach allerlei Wirrung hat sie wieder Dividende gegeben und man durfte hoffen, daß die Zukunft nach und nach die Schulden der Vergangenheit tilgen werde. Die technischen Einrichtungen der Union waren stets besser als ihr finanzieller Aufbau und sollen heute musterhaft sein. Dadurch ist leider noch nicht ein guter Ertrag verbürgt. Deutsch-Luxemburg will sich durch die Uebernahme der Union stärken, um bei der Entscheidung über das Kohlensyndikat und den Stahlwerkverband recht laut mitreden zu können. Davon steht in der offiziellen Erklärung natürlich nichts; sie sagt überhaupt nichts über die Motive des neuen Aktiengeschäftes. Da man die wahren Gründe doch nie erfährt, mags hingehen. Deutsch-Luxemburg produzirt rund 3 Millionen Tonnen, die Union etwa 1 Million. Das giebt also eine Steigerung um 33 Prozent. Im Kohlensyndikat würde sich Luxemburgs Betheiligung von 2,70 Millionen Tonnen Kohlen und 620000 Tonnen Koks auf 3,10 Millionen und 720000 Tonnen erhöhen; beim Stahlwerkverband brächte die Fusion mit Dortmund ein Plus von mehr als 100 Prozent für Rohstahl. Deutsch-Lux steigt also wieder um ein paar Sprossen höher und braucht sich vor den beiden größten Kanonen, Gelsenkirchen und Phoenix, nicht mehr zu verstecken.

Der Wunsch, den Anderen näherzukommen, ist bei solchen Transaktionen wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Er ist vielleicht nur einmal in den Lichtkreis des Bewußtseins gedrungen und später nicht mehr gespürt worden; aber im Anfang war der Wunsch und dann erst kamen die Kombinationen und Dispositionen. In unserem Fall haben wir außerdem mit der Persönlichkeit des Herrn Hugo Stinnes zu thun, über dessen Qualitäten heute nichts mehr gesagt zu werden braucht. Auch nichts, daß dieser ungewöhnliche Mann, als kluger Rechner, stets weiß, wo er bleibt. Von Dem, was er an Aktien besaß, ging gewiß mancher Posten bei den verschiedenen Fusionen im Exempel auf; daß wenigstens Einer dabei ein gutes Geschäft gemacht hat, ist eine tröstliche Thatsache. Einem Mann von dieser Willenskraft ist übrigens zuzutrauen, daß er um jeden Preis die Spitze der Montanpyramide erreichen und nicht nur primus inter pares sein möchte. Doch die höchste Schätzung der Person erspart dem Kritiker nicht die Frage nach den Vorbedingungen der Ertragsfähigkeit. Deutsch-Lux vermehrt sein Arbeitkapital um 36,5 Millionen. Das am dreißigsten Juni dieses Jahres beendete Geschäftsjahr ergiebt auf 50 Millionen eine Dividende

von 11 Prozent. Am Ende des nächsten Jahres hat das doppelte Kapital Dividende zu fordern; müssen also, wenns bei 11 Prozent bleibt, 11 Millionen für die Dividende aufgebracht werden. Das will verdient sein. Von dem neuen Kapital werden 22,20 Millionen für den Erwerb der Dortmunder Union verwendet. Der Modus des Aktienumtausches ist für die Aktionäre der Union nicht ungünstig, wenn Deutsch-Luxemburg die jetzt erhoffte Rente bringt. Die Union hat im Jahr 1909/10 eine Million mehr verdient als im vorangegangenen Jahr und man darf mit der Möglichkeit einer weiteren Ertragssteigerung rechnen. Im Hohen Rath der Diskontogesellschaft, die noch immer einen Posten Unionaktien besitzt, ist gewiß Alles so sorgsam erwogen worden, daß der einfache Aktionäre annehmen muß, der Tausch beraube ihn keiner reifenden Frucht. Deutsch-Luxemburg hat sich von dem neuen Kapital vier Millionen für den Ankauf von Bergwerken (Gewerkschaften Kaiser Friedrich und Tremonia) vorbehalten und will 10,30 Millionen „zur Abstoßung von Verbindlichkeiten übernommener Gesellschaften und zur Verstärkung der Betriebsmittel“ verwenden. Zu beachten ist, daß die „Verstärkung der Betriebsmittel“ schon wieder nothwendig erscheint, nachdem erst im April (also vor vier Monaten), bei der Vereinigung mit Saar- und Mosel, die Betriebsmittel durch 3½ Millionen Mark verstärkt wurden und im Oktober 1909 8 Millionen Mark (neue Aktien) dem selben Zweck gedient hatten. Die Summen, die der Gesellschaft aus diesen Geschäften zuflossen, gingen natürlich über die angeführten Nominalbeträge hinaus, da auf die Aktien ein nicht unerhebliches Agio gezahlt wurde. Die zuletzt erwähnten 10,30 Millionen werden von dem Bankenkonsortium zum Kurs von 160 übernommen und den Aktionären zu 170 angeboten. Die Gesellschaft bekommt also zunächst 16½ Millionen. Außerdem erhält sie drei Viertel des über 5 Prozent hinausgehenden Konsortiengewinnes, im Ganzen also ungefähr 17 Millionen. Bei der Versorgung mit neuen Betriebsmitteln wird, wie man sieht, nicht geknausert. Und daß die Vermehrung des eigenen Kapitals die Sehnsucht nach neuem Geld nicht auf längere Zeit stillt, lehrt nicht in Amerika nur die Erfahrung.

Die Börse hielt die neue Transaktion nicht für ein Ende; eher für einen Anfang. Man kramte in alten Erinnerungen und bügelte Halbvergessenes auf. Harpen (das bisher alle spekulativen Hoffnungen enttäuscht hat) stand wieder im Mittelpunkt des Fusiongeredes; dann sprach man von Rombach, den Rheinischen Stahlwerken, Gelsenkirchen. Die Phantasie wollte die Gelegenheit zu neuem „Rummel“ nicht versäumen. Dabei rostete alte Liebe. Noch vor wenigen Wochen redete der Montanspekulant nur von den Aussichten der Lauraaktie. Jetzt war sie vergessen, obwohl die Veröffentlichung des Jahresabschlusses nah ist. Die Aktien sind untergebracht: also hat die Sache für die Spekulation keinen Reiz mehr. Die braucht neue Papiere; und fragt nicht lange, ob die Zukunft eines Unternehmens dadurch besser wird, daß man ihm allerlei kraftlose, kränkelnde Glieder einverleibt. Ladon.

On heroes.

Sehr geehrte Herren! Auf Ihre Frage kann ich nur kurz antworten. Das entspricht wohl auch Ihrem Wunsch. Herr Dernburg scheint mir ein Mann von beträchtlichen Fähigkeiten, deren einer Sache nützliche Auswirkung aber durch das Fehlen nothwendiger Hemmungen und zuverlässiger Charakterfestigkeit gehindert wird. Als der in seiner Stellung unhaltbar gewordene, von den namhaftesten seiner Berufsgenossen als Schädling betrachtete Direktor der Bank für Handel und Industrie zum Kolonialdirektor ernannt worden war, durfte man erwarten, daß er den veraltet bureaukratischen durch einen modern kaufmännischen Geschäftsbetrieb ersetzen werde. Er hats nicht gethan. Wer mit der Kolonialbehörde zu thun hat, klagt über das Unmaß bureaukratischer Umständlichkeit, das dort zu bewältigen sei. Dieser Zustand war nicht durch die zum Theil sehr tüchtigen Dezernenten verschuldet, sondern durch den Chef. (Der auf jedem Posten noch gezeigt hat, daß er von Zeit zu Zeit zwar seine Arbeitkraft zu ungemeiner Leistung zu spornen, stiller und stetiger Alltagsarbeit aber sich nicht hinzugeben vermag.) Ferner durfte man erwarten, daß der Kaufmann, der sich zu einer radikal-liberalen Partei gezählt hatte, die Gewöhnung an bürgerliche Schlichtheit im Amt bewahren werde. Herr Dernburg ließ sich für seine Afrikareise eine Uniform mit Goldflitterepaulettes machen und stolzirte unter einer (für diese Reise ersonnenen) Staatssekretärflagge durch Afrika. Das sind Aeußerlichkeiten? Vielleicht auch nicht. Aber reden wir von „Innerlichkeiten“! Das Blenderbedürfniß des Herrn Dernburg hat eine Vertiefung der konfessionellen Gegensätze bewirkt, die dem Reich, so fürchte ich, noch schlimmen Schaden bringen, es auch in seiner internationalen Handlungfähigkeit schwächen wird.

Während des dernburgischen Staatssekretariates sind in Deutsch-Südwestafrika Diamanten gefunden worden. Ist Das Dernburgs Verdienst? Wären sie unter Stübel oder Hohenlohe nicht gefunden worden? Der Regieplan (über dessen Nützlichkeit die Meinungen ja noch weit auseinandergehen) und die Ausführungbestimmungen stammen nicht aus dem Hirn des Herrn Dernburg, sondern von seinen Berathern aus dem Kreis der Großbanken. Nomina sunt odiosa.

Während dieser Zeit ist auch Etwas wie eine „Stimmung“ für die Kolonien entstanden. Eine national nützliche, im ernsten Sinn patriotische Stimmung, die zu Opfern bereit macht? Nein. Eine nach spekulativen Gewinnen aus Kolonialpapieren lüsterne Stim-

mung. Deren Folge, nach allgemeiner Voraussicht, ein an die Zeiten Laws und des Südseeschwindels erinnernder, der kolonialen Sache schädlicher Kolonialkrach sein wird. In der Mache einer solchen Stimmung sehe ich nicht ein Verdienst, sondern eine Sünde. Herr Dernburg hat einer großen Zahl verdienstvoller Offiziere und Beamten die Freude an kolonialer Arbeit verdorben. Er hat sich, in Ost- und West-Afrika, bei den deutschen Ansiedlern so verhaßt gemacht wie im loyalen und leicht regirbaren deutschen Volk nie vorher ein hochgestellter Beamter. Wenn er länger im Amt geblieben wäre, hätten wir zuerst eine Massenflucht aus dem Kolonialdienst, dann bald den Anschluß unserer westlichen Ansiedler an den Südwestafrikanischen Staatenbund erlebt. „Wenn der Mann weiter wirthschaftet, verlieren wir Deutsch-Südwest": dieses an hoher Stelle gefallene Wort entspricht der Befürchtung, die viele Landkenner hegten.

Herr Dernburg hat das Reich in dem Abkommen mit Belgien (ungünstige Grenzfeststellung, Verzicht auf die Insel Kwijwi) geschädigt. Er hat, in der Budgetkommission des Reichstages, dem er eine Ueberfülle objektiv unrichtiger Angaben und Ziffern vorgetragen hatte, aus dem Mund eines konservativen Abgeordneten das Wort hinnehmen müssen: „Wir können Ihnen nichts mehr glauben, Herr Staatssekretär!" Er hat einen den Reichsfinanzen höchst schädlichen Vertrag (der sich hoffentlich noch als anfechtbar erweisen wird) geschlossen; einen Vertrag, gegen dessen schlimme Nachwirkungen frühere Irrthümer der Kolonialdirektoren (Tippelskirch und Aehnliches) harmlos erscheinen; und hat sich nicht gescheut, diesen mit seinen Folgen so weit reichenden Vertrag, den, wie er genau wußte, die Reichstagsmehrheit nicht billigen würde, einen Tag vor der Einreichung seines Abschiedgesuches, ohne Verständigung mit Reichsschatzamt oder Bundesrath, zu unterzeichnen. Das ist in der Geschichte deutscher Verwaltung wohl ohne Beispiel.

Ich sehe in diesem Amtsleben keine rühmenswerthe Leistung. Durch gute Beziehungen zu Finanz- und Preßprovinzen läßt sich für eine Weile eine Blendung des Publikums erwirken. Kommt die rauhe Wahrheit dann ans Licht, so ist der Schuldige fort und sagt (oder läßt sagen), die Unfähigkeit der Nachfolger sei an allem Unheil schuld; so lange der „große Mann" im Amt saß, sei doch Alles gut gegangen. Dieses nette Spielchen ist ja auch in der Geschichte der Bank für Handel und Industrie versucht worden.

In vorzüglicher Hochachtung Harden.

Dieser Brief (den ich hier abdrucke, weil Stücke daraus in vielen Zeitungen veröffentlicht worden sind und der Sinn dadurch manchmal

entstellt worden ist) war geschrieben worden, weil die Leiter der Kolonialen Rundschau auch von mir „eine Meinungäußerung über den ersten Staatssekretär des Reichskolonialamtes" erbeten hatten. Das Juliheft dieser Monatschrift, in dem er erschien, ist lesenswerth. Nicht nur, weil Herr Friedrich Dernburg darin vom „Werdegang" und Wesen seines Sohnes ein Bild giebt, das alles je in familiärer Schönpinselei Geleistete weit übertrifft und allen Kennern der Person eine Viertelstunde unvergeßlicher Lustigkeit bereitet hat; auch, weil es lehrreich ist, zu sehen, mit welcher Unkenntniß von Menschen und Verhältnissen in namhaften Männern sich der Wahn verbinden kann, in politicis zu öffentlichem Urtheil berufen zu sein. Alle Briefschreiber loben den Herrn Bernhard Dernburg. Danach müßte man glauben, ich sei ungerecht, böswillig, urtheile wohl gar aus persönlicher Verstimmung. Nun kenne ich aber unter den Vielen, die ich über den Staatssekretär reden hörte, nicht Drei, die ihn auch nur um die winzigste Nuance günstiger beurtheilen als ich; und ein gutes Dutzend, dessen Urtheil, hier und in Afrika, viel härter lautet. Da der Mann eine Weile von der Oeffentlichen Meinung gehätschelt wurde, findet mans bequemer, zu schweigen oder das Urtheil, wo es weithin hörbar wird, zu färben. Wer will sich denn „exponiren" und „gegen den Strom schwimmen"? Dieser Mangel an Aufrichtigkeit ist ein (nicht zum ersten Mal wahrnehmbares) Symptom, das den Betrachter deutschen Lebens betrüben muß. Wenn Herr Dernburg wirklich so geschätzt würde, wie man nach den gedruckten Urtheilen annehmen mußte, käme es auf meine Stimme nicht an. So ists aber nicht. Beamte und Offiziere, Politiker und Bankiers sehen den Mann, wie ich ihn sehe. Nur deshalb war das Lobgetute so komisch; so traurig. Einer will nicht zugeben, daß auch dieser Kaufmann, wie vor ihm der aus ganz anderem Stoff gefügte Herr Moeller, die Hoffnung enttäuscht habe. „Wenn wirs selbst sagen, nimmt man nie wieder Einen aus unserer Reihe und die Bureaukratie ist obenauf." Der Andere hälts für kluge Taktik, zu thun, als sei Herr Dernburg ein Opfer seiner allzu liberalen Gesinnung geworden. „Gute Gelegenheit, den Schwarzblauen Eins auf den Kopf zu geben." Diese Mächlerei ist langweilig und dumm; und der Versuch, einen Pfiffikus, den die Briten, auf ihrer Heimathinsel und in Afrika, schnell durchschaut haben (wofür ergötzliche und beschämende Beispiele anzuführen wären), als deutschen Nationalhelden zu frisiren, muß draußen unser Ansehen schmälern. Als Herr Dernburg ins Amt kam, waren Konservative und Centrum viel mächtiger, als sie heute sind; er hat, mehr als einmal, nachdrücklich betont, daß er sich um die innere Politik nicht kümmere, sondern sein Kolonialgeschäft als Reichskaufmann treibe; und er ist nicht gefallen, weil er Herrn von Bethmann (der selbst ein Kaufmannssproß und sanft nationalliberaler Mann ist) zu liberal, sondern, weil er nachgerade unhaltbar geworden war und Herr Wermuth ihn nicht mit beträchtlichen Reichsfinanzinteressen nach Belieben und Laune weiter wirthschaften lassen wollte. Auch nicht durfte: denn

ein Zustand, in dem der Kolonialsekretär, ohne sich mit dem Kollegen vom Reichsschatzamt zu verständigen, finanziell gewichtige Verträge schließt, kann nur schädlich wirken. (Hier muß, der Ordnung wegen, übrigens erwähnt werden, daß die Behauptung falsch ist, der Kaiser habe nur ungern dem Drängen des Kanzlers nachgegeben und Herrn Dernburg den Abschied bewilligt. Wenn Einer wünschte, den Mann zu halten, dessen Sturz von Unkundigen oder Unehrlichen als eine resolute Abkehr von der „Blockpolitik“ gedeutet werden konnte, so wars der Kanzler. Dem über das Empfinden der deutschen Ansiedler, Offiziere und Beamten richtig informirten Kaiser behagte das Gebahren des Herrn, der von „unseren braven Truppen da unten“ zu schwadroniren pflegte und dessen Politik nur das expansive Trachten der Afrikander, nicht das deutsche Interesse förderte, längst nicht mehr; und er hat in den knappen Minuten der in Kiel erbetenen Abschiedsaudienz seine Stimmung nicht gehehlt.) Gegen meine Darstellung ist gesagt worden, Herr Dernburg sei, als Fürst Bülow ihn fürs Kolonialamt kürte, in der Darmstädter Bank nicht unhaltbar gewesen. Daß ers war, wäre leicht zu erweisen. Er konnte nicht bleiben (die Bank krankt heute noch an den Folgen seiner Leitung) und unterhandelte, um sich eine neue Thätigkeit zu schaffen, damals bereits mit Amerikanern. Die Zweifler sollten nachlesen, was nach der schlimmen darmstädter Bilanz über Herrn Dernburg gedruckt worden ist; und die Gegner des seltsamen Heros nicht zwingen, die Kritiken dernburgischer Leistung noch einmal ins Licht zu rücken. Wenn der Herr sich als Kaufmann so herrlich bewährt hätte, wie die Lobrede kündet: warum versuchen die Granden des Handels und der Industrie jetzt nicht, ihren Unternehmungen seine Kraft zu sichern? Keiner hats versucht. Alle wissen, daß ein von diesem Skrupellosen, dessen Hirn in der wichtigsten Stunde die Hemmung fehlt, geleitetes Institut nach kurzem boom („Rummel“, sagt der Berliner) im Lebenssitz bedroht wäre. Deshalb hat, trotz allem Gewink mit dem Köder, Keiner noch angebissen. Zweiter Einwand: Kwijwi; die Sache sei nicht so arg. Wirklich? In Deutsch-Ostafrika hält man die im Kiwusee liegende, an Menschen, Wäldern, Vieh reiche Insel Kwijwi für ungemein wichtig; meint man, ein Vertrag mit einer uns so ungünstigen Grenzregulirung sei schon vor zehn Jahren von Belgien zu haben gewesen. „Um zu erreichen, was Herr Dernburg erreicht hat, wäre der langwierige und schädliche Streit nicht nöthig gewesen. Der schlaue Sultan Msinga von Ruanda, der sich der deutschen Oberhoheit nur so lange fügt, wie ers zu müssen glaubt, wird nach diesem Beweis deutscher Nachgiebigkeit kaum noch im Zaum zu halten sein.“ So schreibt ein Erfahrener mir von drüben. Und der Heldenwahn mag die Frage beantworten, warum das mächtige Deutsche Reich in den Verhandlungen über die Grenze zwischen Kongostaat und Deutsch-Ostafrika nicht die Erhaltung seines Besitzstandes im Kiwusee durchsetzen konnte und sich von dem kleinen Belgien zurückdrängen lassen mußte. Solche Schwächezeichen sind in Afrika noch gefährlicher als in Europa. Drit-

ter Einwand: Die Diamantenregie ist ein geniales Werk, das seinen Meister lobt. Nicht Herrn Dernburg also: denn Dem ist der Plan fertig servirt worden. Ob die Erfinder und Konstruktoren des Planes jetzt, seit die Absatzschwierigkeit und die Geschäftspolitik der Debeers-Company sie in enge Klemme bringt, noch von der Vollkommenheit ihrer Schöpfung überzeugt sind, wird sich bald zeigen. Allen, die sich über die Diamantenpolitik Seiner Excellenz aus einer gründlichen Darstellung orientiren wollen, sei die vom Abgeordneten Erzberger veröffentlichte Brochure „Millionengeschenke" empfohlen; sie lehrt auch erkennen, welche Rolle Herr Dernburg, mit seinen Versicherungen und Rückzügen, in der Reichstagskommission gespielt hat. Nachdem er am fünfundzwanzigsten Januar dem Freiherrn von Hertling erklärt hatte, er werde, ohne sich um die Stimmung der Kommission zu kümmern, den Vertrag mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, mit dem man „durchaus zufrieden" sein könne, noch am selben Abend abschließen, mußte er (dem vorgeworfen worden war, er habe versucht, den Abgeordneten Sand in die Augen zu streuen) am nächsten Tag im Plenum sagen: „Ich will gern anerkennen, daß die Anregungen und Bemängelungen, die in der Budgetkommission gegenüber dem Vertrag laut geworden sind, mich, trotz der mir ressortmäßig zweifellos zustehenden Möglichkeit, diesen Vertrag zum Abschluß zu bringen, auch ohne dieser Stimmung Rechnung zu tragen, doch veranlaßt haben, diesen Vertrag in der gegenwärtigen Form jedenfalls zur Zeit nicht abzuschließen." Die M. d. R. mußten also den großen Kaufmann fast gewaltsam hindern, einen Geschäftsvertrag abzuschließen, der dem Reich noch geringeren Vortheil gebracht hätte als der später, unmittelbar vor der Einreichung des Abschiedsgesuches, von dem Staatssekretär aus eigenem Ressortrecht unterzeichnete (der im Reichstag nie eine Mehrheit finden konnte). Das ist nur ein Beispiel. Der Mann war nicht länger haltbar. Und Kaufleute dürften, im Interesse ihres Standes, von dem für die Reichsgeschäftsleitung noch Manches zu hoffen ist, nicht den Glauben fortwuchern lassen, daß sie Herrn Dernburg, den sie doch in der Nähe gesehen hatten, je für den zu öffentlicher Repräsentation kaufmännischen Geistes Geeigneten hielten. Heldenverehrung ist eine schöne Sache; sollte sich ihre Objekte aber mit einiger Sorgsamkeit aussuchen. Den Mustersoldaten Estorff (der den Deutschen Südwestafrikas gewiß als Gouverneur höchst willkommen wäre) ohne Sang und Klang ziehen lassen und Herrn Dernburg (der, mit seinen Titeln, Orden, Brillanten und Doktorhüten interessanter Herkunft, jetzt gar noch über Undank klagt) Altäre bauen: Das geht nicht. Wollt Ihr ihn, dem sich nicht einmal die Diskontogesellschaft anvertrauen mag, etwa als Kanzler haben? Ein hoch Thronender hat, als ihm erzählt wurde, die Andeutung dieser Möglichkeit habe ein Bankier mit der Versicherung beantwortet, dann werde er auswandern, lächelnd gerufen: „Ich auch!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. August 1910.

Tschernagora.

Nikola Petrowitsch Njegos, der neunundsechzigjährige Fürst von Montenegro, will vom achtundzwanzigsten Augusttag an König heißen. (Vielleicht hat er, als Verfasser der Dramen „Die Balkanzariza" und „Der Arnaut", just diesen Tag gewählt, damit sein Königthum zugleich mit dem Kollegen Johann Wolfgang Goethe den Geburtstag feire.) Iwan Tschernojewitsch, der im Lande des Schwarzen Berges, zwischen Skutari und Kattaro, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Kloster Cetinje gründete, konnte nicht ahnen, daß auf dieser Stätte einst ein christlicher König im Konak thronen werde. Kein König seines Stammes freilich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von den Venezianern unterstützten Tschernojewitsch sind, nach einem Bruderzwist, der Iwans Sohn Georg aus Cetinje jagte, ausgestorben und ihr letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, Skenderbeg Tschernojewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statthalter des Sultans verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herrschaftrecht eine gewisse Kontinuität zu wahren, nicht ganz ertraglos. Iwans Kloster war noch unter dem Halbmond, als Sitz des Wladika und seiner bischöflichen Macht, die Citadelle des Schwarzen Berges; ward, wenn die Türken es durch Feuer zerstört hatten, jedesmal wiederaufgebaut und ist heute noch, als Gruft des Großwojwoden Mirko und der Bischöfe Peter und Danilo, den Montenegrinern heilig. Der russische Peter, den die Europäer den Großen nennen, hat

die strategische und die nationale Bedeutung des Berglandes früh erkannt. Während Karl der Zwölfte von Schweden um Türkenhilfe wider Rußland warb, die Hohe Pforte durch einen Fetwa des Scheich ul Islam dem Zarenreich den Krieg erklären ließ und Peter, beinahe so beredt wie später die über atrocities klagenden Briten, die europäischen Großmächte zur Befreiung der christlichen Griechen, Serben, Bulgaren, Walachen aufrief, mußte sein Bote Miloradowitsch den Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen, worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der die Rechtgläubigen aus der Türkennoth erlösen solle, und rechne auf den Beistand aller je von den Osmanen geknechteten Christen. „Wenn Ihr handelt, wie die Pflicht Euch gebietet, wird Mohammeds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt.“ Zum ersten Mal hörten die unter der Türkenherrschaft lebenden Christen solche Worte; zum ersten Mal meldete Rußland sich als den legitimen Erben der Palaeologen von Byzanz. (1710; in zwei Jahrhunderten hats den Anspruch nicht durchzusetzen vermocht.) Wladika Danilo aus dem Haus der Njegos ließ sich durch Peters wuchtige Worte zur Tschernagorzenvesper hinreißen und begann, mit seinem Menschenhäuflein, den Krieg gegen die Türkei. Peter war am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein mußte, als der (mit russischem Gold bestochene) Großwesir ihm in Falczin einen erträglichen Friedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber saß ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilisirten Erlaß, die Tschernagorzen seien nur dem Zaren zu Treue, Gehorsam und Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte und den Wladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ, kams nicht zu schroffem Konflikt. Als die von Peter aufgestachelten Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf venetisches Gebiet geflohen waren, hatten nicht sie die Folgen zu tragen, sondern die Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihr Morea, trieb sie aus den letzten Kandiotenburgen, wurde aber, nachdem Oesterreich eingegriffen hatte, durch die Siege des Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1718 zum Frieden von Passarowitz genöthigt, in dem Venedig zwar Morea endgiltig aufgab und den Südosten der Herzegowina räumte, Kaiser Karl der Sechste aber Nordserbien, die

Kleine Walachei, das temesvarer Banat und einen Theil von Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zum ersten Mal intervenirte England mit der Mahnung, den Besitzstand der Türkei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß von Nimirow, wo, 1737, Rußland schon die Suzerainetät über die von der Türkei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der Sultan nicht gewähren und Kaiser Karl nicht wünschen. Der war, als Deutscher Kaiser, zwar Rußland verbündet, gönnte den Moskowitern aber nicht so rasche Erweiterung ihrer südosteuropäischen Machtsphäre und zwang sie, durch den hastigen Abschluß des Belgrader Friedensvertrages, auf alles eroberte Gebiet zu verzichten, Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern zu halten. Unter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte einen „Frieden auf ewige Zeit“. Schon damals schrieb ein hellsichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten zu danken, denen die musulmanische Wirthschaft weniger unbequem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerbschaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über Rußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt, daß sie die Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und die kleine Theokratie am Schwarzen Berg nicht zu beachten brauchte. Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katharina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainardsche verlor Abdul Hamid der Erste die Krim und die Bukowina, erlangte Rußland, mit drei Seefestungen, das Recht auf freie Fahrt im Schwarzen Meer und durch den Bosporus. „Ehe noch zehn Jahre verstrichen sind“, schrieb 1784 der Preußische Gesandte Diez aus Konstantinopel, „wird die Türkei verschwunden, wird ihr europäischer Besitz von Rußland verschlungen sein.“ So weit langte im ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der nächste Krieg und der Friede von Jassy ihr nur den winzigen Vortheil einer den Türken unbequemen Grenzregulirung im Norden. Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die Wuth über das Treiben des Statthalters Kara Mahmud Pascha Boschatly, der von Skutari, seiner Provinz, aus immer wieder in montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das Bergland wichtige Festungen besetzen ließ, trieb sie zum Versuch

bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa geschlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Peter Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Bergland, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.

Seitdem hat die Familie Njegos-Petrowitsch in Montenegro regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten aller Familienhäupter auf ein Ziel gerichtet: auf einen Hafen am Meer. Der streitbare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den Oesterreichern räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von Montenegro und Herrn der Brda. Das paßte der Pforte nicht; und als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten, wurde Omer Pascha mit sechzigtausend Mann ins Bergland geschickt, um Ordnung zu schaffen und die Widerspenstigen zu züchtigen. Alle Südslaven zeterten laut gegen die Knebelung Montenegros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des Christenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie sein Handel in Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt wurde? Franz Joseph ließ durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Leiningen in Konstantinopel ein Ultimatum überreichen, das (außer anderen Zugeständnissen) die Abberufung Omers forderte und der Pforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nicht nach dem Ablauf des fünften Tages erfüllt seien, werde ein österreichisches Heer in Bosnien einmarschiren. Dieser Druck wirkte. Ehe noch Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen. Dessen Heer hätte zu völliger Unterwerfung der Tschernagora genügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten, Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettet und von nahem Türkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Jahre nach Leiningens Erfolg forderte, auf dem Pariser Kongreß, der den Krimkrieg enden sollte, der türkische Delegirte von den Mächten die Anerkennung der Thatsache, daß Montenegro zum Osmanenreich gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die Tschernagora sei ein freies Land, dem von Rechtes wegen die Her-

zegowina und die Hälfte von Albanien zugesprochen werden müßte. Oesterreich konnte in dieser Schicksalsstunde für seinen Schützling nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürstenthümer zu räumen. Im vorigen Herbst hatte Graf Buol-Schauenstein, Schwarzenbergs Nachfolger, zu Beust gesagt: „Die Donaufürstenthümer haben wir in der Tasche!“ Wurde dann „vor Zorn feuerroth und stieg wie eine Rakete in die Höhe“, als in Paris, am siebenundzwanzigsten März 1856, Alexander Walewski, der als Frankreichs Vertreter dem Kongreß vorsaß, ihn fragte, wann Oesterreich seine Truppen aus den Fürstenthümern zurückziehen werde. Daß der Rückzug erst nach der Ratifikation des Friedensvertrages beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war für Montenegro nichts Rechtes zu erreichen; das Bergland mußte sich selbst helfen. Half zunächst den bosnischen und herzegowzischen Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türkentyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei Grahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abd ul Medschid eine Grenzregulirung zugestehen und eine (nicht sehr beträchtliche) Vergrößerung der Tschernagora bewilligen mußte. Danilo hat für sein armes Land noch allerlei Nützliches gethan: die Steuerpflicht und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch eingeführt, die Blutrache und anderen Barbarenbrauch ausgerodet, die Staatsverwaltung und die Heeresorganisation dem gewandelten Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölften August 1860 in Kattaro von einem Landsmann tötlich verwundet worden und am nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Neffe Nikola, der noch nicht neunzehnjährige Sohn des tapferen Wojwoden Mirko Petrowitsch, den Fürstenthron. Der neue Herr, den das Volk zärtlich Nikiza (Nikoläuschen) nannte, durfte in Ruhe reifen; brauchte sich im ersten Regirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen. Noch war im Südosten Europas alle Entwickelung von dem Zweifel gelähmt, den Johann Wilhelm Zinkeisen in die Frage gefaßt hatte: „Werden die Mächte des Westens oder wird der Koloß des Nordens sich der Geschicke und der Zukunft des Osmanischen Reiches bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten Jahrhunderts.“ Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Großmächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Jahres 1869 heischt Montenegro an der Albanergrenze zwei Weideplätze. Die

Türkei sperrt sie durch einen Militärkordon; giebt aber dem austro-russischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geldzahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Jahr zu irgendeinem Geplänkel. Als in Konstantinopel dann Abd ul Aziz und elf Tage danach zwei seiner Minister ermordet worden waren, flackert auf dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken. Midhat Pascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt der Türkei dreist den Krieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärktes Heer unter das Kommando des russischen Generals Tschernajew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bosnien und den Sandschak Novibazar, Montenegro soll Albanien und die Herzegowina „beruhigen". Schon ist Nikola von den Herzegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje belagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen Uebermacht er zur Umkehr gezwungen ward, bei Wrbitza-Wucidol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt das Glück nicht; und als Tschernajew bei Deligrad geschlagen ist, müssen die verbündeten Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem Wachsthum russischer Macht treibt England, mit noch zäherer Kraft als bisher sich für die Integrität der Türkei einzusetzen. Layard, der das Inselreich am Goldenen Horn vertritt, schreibt: „Nicht aus Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen wir das Osmanenreich ungeschmälert erhalten. Die Türkei stemmt sich den ehrgeizigen Orientplänen Rußlands entgegen und der Sultan ist, als Haupt des Islams, für Britanien, das Millionen mohammedanischer Unterthanen hat, ein nützlicher, vielleicht ein unentbehrlicher Bundesgenosse." Lord Derby, der diese Note empfängt, stimmt der Meinung des Botschafters zu. Rußland muß sich in Europa also einen Helfer suchen. Welche Großmacht hat Grund, mit der anglo-türkischen Politik unzufrieden zu sein? Oesterreich-Ungarn, das aus Deutschland gedrängt ist und sich, wie nach Beust auch Andrassy erkannt hat, nur im Orient schadlos halten kann. Am achten Juli 1876 beginnen die Kaiser Alexander der Zweite und Franz Joseph in Reichstadt die Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 führen. („Diese Konvention", sagt Bismarck, „nicht der Ber-

liner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an Bosnien und der Herzegowina und hat den Russen während ihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.") Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschlagen. Als Lord Derby zu bremsen versucht, antwortet Gortschakow: „Der Wunsch, die Türkei unabhängig und unangetastet zu erhalten, ist nur erfüllbar, wenn sie die Gebote der Menschlichkeit achtet und das Gefühl der christlichen Völker Europas nicht länger verletzt. Da die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen Christen zu schützen, muß Europa dafür sorgen, daß der Friedensvertrag vom Jahr 1856 gewissenhaft ausgeführt wird." Eine neue Schlachtordnung also; und ein neuer Sultan. Das Scheinregiment Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses Irren wird Abd ul Hamid der Zweite Kaiser und Khalif. Der erste Novembertag bringt den Serben und Tschernagorzen den ersehnten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte, die in Albanien und der Herzegowina eroberten Grenzdistrikte den Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu gewähren. Das von Abd ul Hamid, auf Midhats Rath, einberufene Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte will sich dem Londoner Protokol noch gar dem russischen Zusatz, der schleunigen Friedensschluß mit Montenegro heischt, nicht fügen: am vierundzwanzigsten April 1877 rücken russische Truppen in die Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von Cetinje nach Podgorizza abgedrängt und Nikolas Heer erobert Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden bis an die Mündung des Lim in die bosnische Drina, in der Herzegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerseite bis nach Skutari erstrecken. Dabei bleibts nicht. Im Berliner Vertrag vom dreizehnten Juli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zuwachs beschränkt, aber als unabhängiges Fürstenthum anerkannt und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland von Gusinje und Plawa, das Küstengebiet von Antivari. Ist endlich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Spizza nebst der Küstenkontrole an Oesterreich; aber der alte Herzenswunsch der

Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten des Jahres 1879 muß sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen, in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtet Montenegro auf diese Bergbezirke und erhält dafür den bis zur Bojanamündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt Dulcigno, deren Uebergabe Derwisch Pascha mit einer osmanischen Kerntruppe von den Albanern erzwingt. Der Khalif ist, das geistliche Oberhaupt aller an Mohammed Glaubenden, genöthigt, selbst den Widerstand ihm unterthaner Gläubigen gegen neue Gebietsforderung christlicher Slaven zu brechen und den so gesäuberten islamischen Boden den Christen abzutreten. Am siebenundzwanzigsten November 1880 ziehen die Tschernagorzen in die ihnen von den Türken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann Venedig und seit drei Jahrhunderten der Sultan-Khalif geherrscht hatte, funkelt über dem rothen Feld, in dem Montenegros Doppeladler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das goldene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.

Nikizas. Der ist jetzt neununddreißig Jahre alt, sitzt vier Lustren lang auf dem Fürstenthron: wird aber von den Landsleuten noch immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns sicher aus der Armuth und Enge; kann der Tschernagora, der die Venezianer den lateinischen Namen gaben, eines Tages noch werden, was im vierzehnten Jahrhundert Stephan Duschan, der Zar aller Serben und Griechen, der südslavischen Hoffnung war. Hat er nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen, die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Aufstand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unterstützt hatte, von Omers Uebermacht aber gezwungen worden war, vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den Entschluß ermöglicht, sein Heer und sich selbst unter den Oberbefehl Michaels Obrenowitsch, des kühnen Fürsten von Serbien, zu stellen und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkischer Zwingburgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari und Dulcigno das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen

seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. Und in Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des Hauses Obrenowitsch überstrahlt. Für zwanzig Jahre, eine im Völkerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbeneinung, von der seine Jugend träumte? Der Südslavenlegende wird der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; und Nikola weiß sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht die Viertelmillion erreicht, ein Heer von fünfzigtausend felddienstfähigen Leuten: damit ist der Anspruch auf haltbaren Heldenruhm heute nicht leicht zu erkämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegen Mukhtar und Suleiman Pascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eine Familienerinnerung. War sein Großohm nicht, der zweite Peter Petrowitsch Njegos, als Nationaldichter berühmt? Er hat die Berge und das Freiheitsehnen, den Muth und Stammesstolz der tschernagorzischen Serben besungen; in Drama und Volkslied sich, ein Bischof der Orthodoxen Kirche, versucht. Diesem Vorbild strebt Nikola nach. Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Er wagts; sein Lied grüßt das Meer, über dessen Bucht endlich nun die weiß gekreuzte rothe Standarte im Morgenwind flattert, grüßt das Gebirg, über dessen Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem Lande die Nationalhymne und das Nationaldrama. Held und Sänger. Ein Balkan-Björnson; und ein gekrönter, der nicht zu fürchten braucht, durch das Schauspiel geschäftlicher Tüchtigkeit seinen Nimbus zu schmälern. Wenn er seine Hausmacht mehrt, dient er ja nur dem Vaterland. Ists etwa nicht hohen Lobes werth, daß er das fest verriegelte Herz Alexanders des Dritten erobert, der ihn laut seinen besten (nicht, wie allzu wörtliche, den Sinn entstellende Uebersetzung behauptet, seinen „einzigen") Freund nennt? Nicht ungemein schlau, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren Bewunderer Rußlands giebt, seit Milan Obrenowitsch sich dem Oesterreich Andrassys zugewandt hat? Die slavische Vormacht schien unüberwindlich und Alexander der Zar von Europa. Auf Milan, den geistreichen

Lüdrian, ist für die Erledigung nüchterner Geschäfte nicht zu rechnen. Nikola lernt ihn allmählich hassen; freut sich des Eheskandals im belgrader Konak, des Haders zwischen Vater und Sohn und hofft, als Alexander mit seiner Draga der Dynastie das Grab schaufelt, zur Rettung aus gefährlicher Wirrniß berufen zu werden. Derselbe Mann, der gesagt hat, er sei, wenn die Einung der Serbenstaaten dadurch beschleunigt werde, bereit, zu Gunsten Michaels Obrenowitsch auf das Regentenrecht zu verzichten, trachtet jetzt nach der Doppelkrone der Obrenowitsch und Njegos; und gilt, noch immer, im Südslavenbereich als der neue Duschan, den der Gott aller Rechtgläubigen für das große Werk der Serbensammlung auserwählt habe. Mit bedächtiger Kaufmannsklugheit hat der fürstliche Barde seinem Gott das Wunder zu erleichtern, der Vorsehung die günstige Konjunktur zu schaffen versucht. Milena, die Tochter des verarmten Wojwoden Wukotitsch, hat ihm zehn Kinder geboren. Solcher Segen muß dem Vater, dem Vaterland zinsen. Prinzessin Zorka wird dem serbischen Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch, Miliza dem russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch, Stana dem Herzog Georg von Leuchtenberg, Helene gar dem italischen Kronprinzen Victor Emanuel vermählt; Prinz Mirko holt sich aus dem Haus Obrenowitsch die Ehegefährtin und nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzloser Gattung mit der Strelitzerin Jutta bescheiden. Nikola hat starke Trümpfe in seinem Spiel: Rußland, die Slavenstimmung, Italiens Beistand. Wird ihm einst die Nachfolge Alexanders Obrenowitsch angeboten, dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine? Hier war in Nikolas Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich-Ungarn hatte mit der Omladina, den serbischen Jugendvereinen, die in dem Fürsten der Tschernagora den Messias sahen, zu viel Aerger erlebt, um wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und Belgrad herrsche und die Attraktion des großserbischen Gedankens noch mehre. Auf dem Westbalkan, also in Oesterreichs nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebener Fürst, an Albaniens Grenze der zwiefach gekrönte Schwiegervater eines Königs von Italien: weder in Wien noch in Budapest durfte mans dulden. Die panserbische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft wäre gestärkt, Italiens Drang nach Albanien begünstigt, die Annexion der in Reichstadt und Berlin dem Kaiser Franz Joseph zugesagten Balkan-

provinzen um ein Beträchtliches erschwert worden. Ob Goluchowski den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuen König küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten Sohn Mirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.

Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte bald neue Enttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den Schwarzen Berg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Jungen; „Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übers Gebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubek, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblut dampfte, in Hundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit, der Erlösung von fremdem Joch: in der Wirklichkeit wurde er, seit die Japaner den petersburger Patron aufs Haupt schlugen, schwach und ängstlich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slavenfeinde zu schmuggeln und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur Annexion Bosniens und der Herzegowina ausnützte, für die Serbensache nicht einmal so viel wie Georg Karageorgewitsch und die Hohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälter Dutzendverse; ein Baumeister, der Luftschlösser ohne feste Grundmauer vors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greisender, dem vor der Jugend graut.“ So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser.

Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, seit die radikale Sprudeljugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig geworden; und ein Souverain, der Nationalbarde und Oberleiter des Regirungblattes Glas Crnogorca ist, vermag für seinen Ruhm Mancherlei zu thun. Unter Nikolas Regirung ist die Unabhängigkeit Montenegros von den Großmächten besiegelt, sind dem Bergfürstenthum zwei Häfen gewährt worden. Nur Lügner können behaupten, die bosnische Krisis habe den Tschernagorzen keinen Ertrag gebracht. Antivari und Dulcigno gehören ihnen erst jetzt ganz: im neunundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages ward die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegsschiffe zu halten. Genügts noch nicht? Aus Iwans Klosterdorf wird morgen die Residenzstadt eines christlichen Königreiches.

Dem Volk wird der Firniß nicht nützen. Die Tschernagorzen sind arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um ihr Leben zu fristen, und in Schaaren, sobald sich eine Gelegenheit bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Neue Welt entlaufen. Die Steuerfron wird im Königreich nicht geringer werden. Nikola aber mag sich im Glanze spiegeln. Wer sagt nun noch, Danilos Neffe habe in fünfzigjähriger Herrschaft nichts Greifbares erlangt? Schwiegervater der Könige von Italien und Serbien, Oheim des Zaren, dessen Geisterglauben Miliza klug nährt, in der Hofburg fast nun so gut angeschrieben wie in Zarskoje Selo; und das Wichtigste: morgen selbst von Gottes Gnaden ein Zar. Wie Karol, Peter, Ferdinand. Warum hat Nikola nicht früher nach dem Königstitel gestrebt? Weil ihm, dem Urtypus des ehrgeizigen, machthungrigen Balkanpolitikers, an der Rangerhöhung ohne Gebietszuwachs nichts lag? Er sie jetzt nur wünscht, um seinem Sohn Mirko den Weg auf den Thron der Obrenowitsch zu bahnen, der die Enkel des Schwarzen Georg nicht lange mehr tragen wird? Vielleicht. Die Ehe des Erbprinzen Danilo mit der norddeutschen, im Bergland verlästerten Prinzessin ist fruchtlos geblieben und Danilo selbst wird, als ein unthätiger Schwächling, vom Mißtrauen umlauert. Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen kräftigen Knaben gezeugt und sich in jeder Fährniß zu dem großserbischen Gedanken bekannt hat, ist der Liebling der Nation, dem sie zutraut, er werde für ihre heilige Sache nicht nur mit Zunge

und Feder fechten. Zielt das Auge des alten Falken so weit? Hofft er, dem Jungen könne, als von Europa anerkanntem König, gelingen, was dem noch vom Türkenjoch bedrohten Halbvasallen versagt blieb? Dann unterschätzt er die Hellsicht Franz Ferdinands und Lexas von Aehrenthal. So lange in Oesterreich-Ungarn der Wille zur Wahrung seiner Balkanposition lebt, kann es ein Großserbien, gar ein den über die Adria schielenden Italienern verschwägertes, nicht dulden. Seine Serben und Kroaten wären nach der Geburt eines solchen Reiches nicht mehr zu halten. Die wiener Politik muß die Schwächung der serbischen Stoßgewalt wünschen. Drum hat sie Seiner Hoheit dem Fürsten Nikola ihren Nastitsch, den Helden des agramer Prozesses, geliehen, dessen Wühlarbeit am Schwarzen Berg die Kluft zwischen Alter und Jugend, Absolutismus und Rechtsanspruch weitete. Drum begünstigt sie jetzt Montenegros Aufstieg. Zwei serbische Königreiche sind ihr bequemer, als eins ihr war. Wenn die Omladina nicht weiß, ob das Heil aus Belgrad oder aus Cetinje kommen werde, zersplittert sacht ihre Werbekraft. Für alles Uebrige sorgt die Eifersucht der Häuser Karageorgewitsch und Njegos schon selbst. Hat der Dichter der „Balkanzariza“ Sinn für Humor? Um der Brut in Strahlenglanz zu helfen und die Einheit aller Serben vorzubereiten, stülpt er die Königskrone aufs greise Haupt. Graf Aehrenthal stimmt lächelnd zu: um dem Serbenwahn die Zukunft zu sperren.

Nikolas stämmige Majestät hat viel erlebt. Der junge Fürst sah Oesterreich aus Deutschland in den Orient, der alte Rußland aus Ostasien nach Europa zurückkehren. Das Zarenreich, sagt Herr René Pinon, der über Orientprobleme gute Bücher geschrieben hat, muß und wird jetzt in Osteuropa wieder die Rolle des Christenschützers übernehmen. Der Herr des Schwarzen Berges scheints zu glauben. Trotz den schlimmen Enttäuschungen der letzten Jahre redet er wie in den Tagen Alexanders des Dritten; nennt den Herrgott und den Gossudar aller Reussen fromm „die mächtigen Schützer der Balkanvölker“. Vor dem Ohr Ferdinands von Bulgarien, der ein Europäer und ein Koburger ist und die Eindrücke seines letzten Besuches am Hof Nikolais nicht flink verharken läßt. „Rußland? Wir müssen uns, lieber Herr Bruder und Vetter, vor schädlichen Atavismen hüten. In einem von den brauchbaren Truppen entblößten Rußland wäre Holstein-Gottorp nicht für sechs Mo-

nate gegen Lebensgefahr assekurirt. Die pariser Republikaner, die ihrem eigenen, von Politik und Zuchtscheu bis auf die Höhe und bis in die Tiefe desorganisirten Heer längst nicht mehr trauen, mögen sich stellen, als sei ihre Zuversicht auf Rußlands Schlagkraft wiedergekehrt. Wir wissen ja, wies gemacht wird. Nikolai Alexandrowitsch hat die Abschlachtung Iswolskijs verweigert, „um nicht einen zweiten Fall Delcassé zu schaffen'; dem petit-maître der Diplomatie aber eingeschärft, die Zunge besser zu zügeln und gleich nach der Abberufung des Grafen Bechtold mit Oesterreich ins Reine zu kommen. Denn meine alte Soldatenheimath ist, im Bund mit Deutschland und unter der Leitung des Strategen Conrad von Hoetzendorff, höllisch stark. Damit müssen wir fürs Erste rechnen. Als wir Beide einander in Petersburg kennen lernten, sah es dort anders aus. Heute? Die Russen helfen mir nicht nach Makedonien und Ihrem lieben Schwiegersohn morgen nicht über die Adria. Balkanbund? Nicht ganz so leicht zu haben, wie der gute Milan träumte; doch immerhin eher erreichbar als eine wirksame russische Aktion gegen die Pforte. Solche Ueberraschung wird auch in London nicht gewünscht. Nicolson, der nun, unter der Firma Asquith & Grey, das internationale Geschäft führt, kennt seine Leute an der Newa und weiß, daß nur ein schwaches Rußland den Briten aufrichtig befreundet sein kann. Nur keine Illusion! Wenn die Türken nicht, um ihr rasch gesunkenes Prestige zu heben, selbst irgendwo, vielleicht gegen den ungekrönten Kollegen Venizelos, losschlagen, kommts noch nicht zu einer Entscheidung. Wir Alle spielen nur für die Galerie; sind wie Nestroys Schuster, der jeder Androhung unbarmherziger Gewalt die Betheuerung folgen läßt, er werde keinen Streit anfangen. So lange Britanien und Deutschland um die Türkenintimität würfeln, ist für uns da nichts zu gewinnen; kann nur ein Tropf ansehnlichen Einsatz wagen. Wer siegen wird? Der das Meiste zu bieten hat. Und wenn England nicht von allen guten Geistern verlassen ist, muß es, mit seinen indischen und egyptischen, finanziellen und militärischen Sorgen, um jeden Preis die Khalifengunst kaufen. Oder: sich mit Berlin verständigen, seinen Besitzstand, auf Anderer Kosten, dort garantiren lassen und durch diesen Historienerfolg der Partei, die ihn heimbringt, für einen langen Zeitraum die Herrschaft sichern. Wird es? That is the question. Daß Sie, lieber Herr Bruder, die Antwort nun als König abwarten können, ist Ihrem Mirko sicher ein Trost."

Der englische Liberalismus.

In dieser Zeit, wo der Liberalismus seinen Theil an der Macht verlangt und stets auf England, das klassische Vorbild, hinweist, lohnt es sich, einmal kurz zu überblicken, was die Liberalen in England, wenn sie am Ruder waren, für das Ansehen des Landes geleistet haben. Dabei müssen wir uns auf den Standpunkt des englischen Patrioten stellen.

Die Liberale Partei, die sich im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts vom Whigthum zum Radikalismus entwickelt hat, stützt sich auf die Weltanschauung des Individualismus, der die großen Gemeinschaften und Gruppen in Einzelpersönlichkeiten zu atomisiren sucht. Ihm handelt sichs nicht mehr um das meerbeherrschende England, um das Landinteresse, um die Kirche, um die Kultur, sondern um das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl. Diese Zahl aber setzt sich zusammen aus meist im Einzelnen höchst unbeträchtlichen Tommys, Bills und Johns. Die Enge des Gesichtskreises bestimmt die liberale Weltanschauung; während sie im Innern die großen Traditionen des Landes langsam zersetzt und die Gesellschaft vulgarisirt, hat sie sich in der äußeren Politik aus Mangel an Verständniß für nationale Gedanken als wenig geschickt erwiesen. Für uns Deutsche war solche Schwäche liberaler englischer Ministerien oft von Segen; der Engländer aber muß sagen, daß jedesmal, wenn in England die Liberalen lange am Ruder waren, das Ansehen des Landes und sein Einfluß auf die Weltpolitik rasch gesunken sind. Ich will nur ein paar Beispiele anführen.

Als der erste Zar Nikolaus England die Theilung der Türkei vorschlug, versäumte es vielleicht mit gutem Grund diese Gelegenheit; daß aber liberale Minister Rußlands Machtgelüste vor dem Parlament denunzirten, war eine Indiskretion ersten Ranges, die sich unfehlbar rächen mußte. Wollte man nun einmal die Integrität der Türkei, dann war Festigkeit gegen Rußland Hauptbedingung. Das Fehlen solcher Festigkeit im Koalition-Ministerium Aberdeen, dessen Seele Lord John Russell, der Kämpe des Liberalismus, war, hat bekanntlich den Krimkrieg heraufbeschworen. Nach dem Pariser Frieden trat die Orientalische Frage in eine neue Phase: die Türkei wurde in das Konzert der Mächte aufgenommen, ihre Integrität, als Riegel gegen russische Ausdehnung nach Asien, wurde nun zu dem Kernpunkt englischer Orientpolitik, wie sie später auf dem Berliner Kongreß triumphirte und nach der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina noch einmal schüchtern versucht wurde (in diesem Fall allerdings nicht gegen das in-

zwischen durch Japan geschwächte Rußland). Der Gewinn des Krimkrieges war, daß das Schwarze Meer für neutral erklärt wurde und keiner russischen Flotte als Aufenthalt dienen durfte. Aber die Schwäche des liberalen England ermuthigte die Russen schon ein halbes Menschenalter danach, die Revision des Friedensvertrages zu fordern. Gegen den schärfsten Protest der Konservativen öffnete die Black Sea Conference der Russenflotte wieder das Schwarze Meer. Dies, behauptete Gladstone, sei für England nie ein wesentlicher Faktor gewesen; dabei vergaß er, daß er leichtfertig den Preis hingab, für den im Krimkrieg englisches Blut geflossen war. Mit dem selben Recht könnten wir heute die Reichslande an Frankreich zurückgeben, weil diese Provinzen uns stets ziemlich gleichgiltig gewesen seien. Erst das starke konservative Kabinet Beaconsfields, das während des russisch-türkischen Krieges regirte, fand für Jahrzehnte dem Orientproblem eine England günstige Lösung. Beaconsfield zwang auf dem Berliner Kongreß die Russen zum Verzicht auf den Frieden von San Stefano, der die Türkei zum Vasallen Rußlands erniedrigt und das Slaventhum durch die Schaffung Großbulgariens zur Vorherrschaft auf dem Balkan erhoben hätte. Die Meerengen wurden wieder geschlossen. Ohne den Ruhm Preußens zu schmälern, können wir ruhig zugeben: Der Krieg von 1864 wäre uns schwerer, wenn nicht unmöglich geworden, wenn das liberale Ministerium Russell damals Dänemark nicht im Stich gelassen hätte. Das that es, trotz dem festen Versprechen, die dänische Frage im Augenblick preußischer Invasion zu einer internationalen zu machen.

Das Räthsel, wie das kleine Inselland Jahrhunderte lang die Weltherrschaft bewahren konnte, während andere Kolonialreiche, Holland, Spanien, Frankreich, nach kurzer Blüthe in Schwäche oder gar Ohnmacht verfielen, ist nicht schwer zu lösen. Eine geradlinige konservative Politik hat das europäische Gleichgewicht vor gefährlicher Schwankung behütet und dafür gesorgt, daß England nicht durch eine kontinentale Uebermacht von Indien abgeschnitten werden könne. England half dem jungen Preußen Friedrichs des Großen gegen seine Feinde und ließ es fallen, als die Entwickelungmöglichkeiten dieses kleinen Staates offenbar wurden. Wie richtig diese Politik für England war, beweist die deutsche Geschichte und die Rivalität, die heute zwischen uns und dem Inselland besteht. Daß England nicht den schüchternsten Versuch machte, nach Sedan in den Gang der europäischen Ereignisse einzugreifen, war Gladstones Schuld. Dessen radikale Abenteurerpolitik hatte das Land im Innern so geschwächt, das es nicht vermochte, Rußland

die Oeffnung der Meerengen zu wehren. Gladstone mußte Odo
Russell als Bevollmächtigten nach Versailles schicken und ließ Bis-
marck mittheilen, England sehe in der russischen Forderung den
casus belli. Rußland gab nicht nach und Gladstone erklärte, der
Bevollmächtigte habe die Grenzen seines Auftrages überschritten.
Eine so kompromittirte Macht konnte, zu unserem Glück, in der
Zeit des Frankfurter Friedens nicht mitreden.

Der Fehler der liberalen Politik Englands war stets, daß sie,
wie Beaconsfield nach seiner letzten Demission im Haus der Lords
sagte, von polemischen, statt von politischen Gesichtspunkten aus-
ging. Weil Louis Napoleon die für England vielleicht vortreff-
lichen Einrichtungen der Preßfreiheit und des Parlamentarismus
in dem desorganisirten Frankreich schädlich fand, wurde er in dem
liberalen englischen Parlament ein blutiger Despot gescholten: in
einer Zeit, wo England wünschen mußte, im Orient mit Frank-
reich zusammenzugehen. Die Lieblingbeschäftigung des liberalen
Lord Russell war, Verfassungen für Länder auszuarbeiten, deren
Verhältnisse er nicht kannte. Daher der thörichte Gedanke, die
Polen, gegen alle englische Tradition, zu ermuthigen; daher das
Interesse für Schleswig-Holstein und die Donaufürstenthümer. In
den Nothlagen, in die sich England durch diese Politik brachte, er-
lebte es auf allen Seiten Abweisungen. Das gekränkte Frankreich
weigerte ihm die Hilfe gegen Preußen und Oesterreich. Bismarcks
Freundschaft für Rußland ermöglichte Englands Niederlage auf
der Black Sea Conference.

Im Innern sind die Mißerfolge des Liberalismus nicht ge-
ringer. Durch die Wahlreform des Jahres 1832 wurde den Städten
das unheilvolle Uebergewicht gewährt, das aus Merry Old Eng-
land ein nüchternes Volk von „Shopkeepers“ gemacht hat. Die
Wichtigkeit sozialer Probleme wurde erst in der zweiten (konser-
vativen) Wahlreform erkannt, die dem tüchtigen Theil der Ar-
beiter das Stimmrecht gab und dennoch einen Ausgleich zwischen
Stadt und Land zu schaffen suchte.

Durch den Uebergang zum liberalen Evangelium des Freihan-
dels ist das Land völlig industrialisirt, der Ackerbau fast vernichtet
worden. Englands Ernährung hängt von seinen Kolonien und vom
Ausland ab: deshalb braucht es eine so ungeheure Flotte und fürch-
tet doch immer, Deutschland könne ihm die Nahrungzufuhr abschnei-
den. Mittelbar hat also erst der antimilitaristische Liberalismus diese
imperialistische Rüstungpolitik bewirkt: weil er durch die Vernich-
tung des Ackerbaues England in die stete Gefahr des Verhungerns
gebracht hat. Der Uebergang zum Freihandel hat zum ersten Mal

auch das bewährte Gleichgewicht der Parteien im Parlament zerstört. Nach Peels Bekehrung zu Cobdens Lehre gab es für eine Weile eine konservative Regirung und zugleich eine konservative Opposition. Eine ähnliche Spaltung ergab später der Kampf um Homerule. Nach der Abzweigung der Unionisten von den Homerulers gab es eine liberale Regirung und eine liberale Opposition. Auf beide Spaltungen folgte eine Stärkung der Konservativen. Die Unionisten vereinen in ihren Reihen jetzt Alles, was noch an konservativen Elementen in England lebt.

Zum dritten Mal hat nun die liberale Politik England in eine Krisis gerissen. Dem liberalen Gedanken (nicht der Partei von heute) kann sie tötlich werden. Denn das Prinzip, dem der Liberalismus sich vermählen will, ist das seinem ursprünglichen Individualismus entgegengesetzte des Kollektivismus. Im neuen Parlament ist das liberale Kabinet auf eine Mehrheit angewiesen, die von der Gnade der Sozialisten und der irischen Homerulers lebt. Es kämpft gegen das Oberhaus und gegen den Grundbesitz. Das (zweifellos einer Reform bedürftige) Haus der Lords soll zerstört oder zum Schatten gemacht werden, weil man einer nicht gewählten, wenn auch noch so auserlesenen Schaar verdienter und reifer Männer das Kontrolrecht nicht gönnt. In und mit dem Oberhaus soll der Grundadel vernichtet werden, der dem Land eine lange Reihe bedeutender Staatsmänner gegeben hat. Eine Partei, die des Besitzrecht schmälern, das Verdienst durch die Zahl ersetzen, den Zufallsmajoritäten der Commons die allein entscheidende Gewalt geben will, ist fürs Erste des Massenbeifalls sicher. Noch aber sind die alten konservativen Instinkte des englischen Volkes nicht stumpf geworden. Sie regen sich wieder, wie immer nach einer langen Zeit liberaler Regirung. Ein Wahlsieg der Konservativen scheint nah.

Die Unionisten stehen für die alten nationalen Einrichtungen und die großen Ziele imperialistischer Weltpolitik. Sie fragen nicht, ob Tommy oder John darunter leidet, daß ein Herzog oder Earl Latifundien besitzt, sondern, ob die Gesammtleistung dieser Landbesitzer dem Reich genützt habe. Ein Reich, das sich über die ganze Erde erstreckt, kann ohne eine privilegirte Klasse nicht gedeihen, die ihm unabhängige Männer liefert; Männer, die am anderen Ende der Welt eine fast königliche Existenz ausfüllen müssen. Ist unter zehn durch Besitz und Rang privilegirten Männern nur einer als Staatsmann brauchbar, so rentirt einem Reich von Englands Struktur die Erhaltung dieser Klasse schon reichlich. Und zu erhalten ist sie nur, wenn der Stamm alter Familien geschützt wird, deren Vorrechte sich durch Geburt vererben. Gegen

schädliche Folgen sichert der Brauch, solche Vorrechte auch auf Verdienst und Talent zu übertragen.

Uns Deutschen ist das Programm der englischen Konservativen gefährlicher als das liberale. Eine Partei, die das Reich erhalten und mehren, den Import durch Zölle hemmen will, ist dem Nachbar unbequem, auch wenn sie nicht gerade an Krieg denkt.

Hier sollte nur von den sichtbarsten Thaten des englischen Liberalismus die Rede sein, nicht von seiner allgemeinen Bedeutung. Diese liegt in seiner Fähigkeit, zum Fortschritt anzuregen. Ohne liberale Anregung wäre auch die konservative Wahlreform kaum möglich geworden. Zu eigenem verantwortlichen Handeln ist der Liberalismus wenig geeignet. Seine Tendenz ist heute, die Stände zu zerstören, denen Englands Größe vor anderen zu danken ist; seine Minister werden immer öfter aus radikalen Debattirklubs hervorgehen und seinen Diplomaten wird bald die Schule des Takts und der guten Maniren fehlen. Wenn Irland, das dem englischen Wesen feindlichste Land der Erde, von den Liberalen ermuthigt, national selbständig wird, müssen ihm Kanada und Australien bald folgen; wenn die englische Industrie schutzlos dem ausländischen Wettbewerb preisgegeben wird, muß der Staatssozialismus den darbenden Arbeitern helfen; der großen Weltbörse, die England heute noch ist, entzöge solche Politik das Gold.

Doch England wird sich wehren. Ein so altes und starkes Volk läßt sich nicht willenlos in den Abgrund schleifen. Immer wieder erwacht sein konservativer Instinkt. Mit ihm allein haben wir für die Politik unserer Zukunft zu rechnen.

Charlottenburg. Oskar A. H. Schmitz.

Vertrauensämter sollte man im Staat nur Männern geben, deren Handeln bewiesen hat, daß sie solchen Vertrauens würdig sind. Nur mit Weisheit und ernstem sittlichen Gefühl kann man die Menschen regiren. Raffinirte Politik war stets die Mutter der Wirrniß und wirds immer sein. Jeder Trug wird schließlich durchschaut. Die Schlichtheit der guten Absicht wird vom ersten Blick erkannt und hat über die Menschen mehr Macht, als Mancher meint. Die Herzenseinfalt des echten Fühlens vermag Volkswunden zu heilen und Auseinanderstrebende zu einen. Freilich darf man im Besitz der Macht nicht träg sein und Thatkraft vermissen lassen. Wer auf einem öffentlichen Posten schläft, erfüllt die Pflicht nicht besser als Einer, der zum Feind übergeht. Und erhaltet nicht Einrichtungen nur, weil sie alt sind! Ihr balsamirt Leichname, die werthloser sind als der Balsam. (Burke.)

Der Lumpenball.

Aus der Zeitungschronik einer Großstadt: „Nächsten Dinstag, in der letzten Nacht des Karnevals, wird im X-Theater der Lumpenball stattfinden. Das amusante Fest wird von einer Gesellschaft närrischer Käuze veranstaltet, die nicht genannt sein wollen, und die ersten Preise sind für die häßlichsten Masken bestimmt. Ins Parterre freier Eintritt für Jedermann. Logenplätze zehn Lire.“

Aus der selben Zeitung am ersten Tag der Fastenzeit: „Heute Nacht gabs den Lumpenball; und die grausigste Tragoedie, die je eine Stadt erschüttert hat. Die Behörden, die das entsetzliche Fest erlaubten und dabei die einfachsten und natürlichsten Sicherheitmaßregeln außer Acht ließen, sind an einem unerhörten Verbrechen mitschuldig.

Das seiner Abgelegenheit wegen seit Jahren geschlossene X-Theater bot mit seiner verwitterten Fassade schon an sich einen traurigen Anblick. Dazu kam noch die Umgebung: eine Reihe elender Arbeiterkasernen und einige halb zerfallene Palazzi im Seicentostil, früher Behausungen großer Herren, heute Magazine für Holz und Ziegelsteine. Von dem Vordach über dem Hauptportal sah man nur noch das Eisengerippe und ein paar schmutzige Glasscherben, von der großen Gaslaterne nur das Skelett. Auch waren die meisten Fenster des Gebäudes ohne Scheiben. Die Mauern hatte die Feuchtigkeit mit Moos bedeckt und den ganzen Platz durchziehen Schlammpfützen. Trotz dem angesagten Fest hatte man es nicht für nöthig gehalten, Platz und Theater irgendwie in Stand zu setzen, und sowohl der Schaupöbel, der zu Fuß kam, als das im Wagen heranrollende und zahlende Publikum hatten keinen anderen Wegweiser durch das Dunkel als das im Winde flackernde gelbe Licht unter den Eisensparren des Vordaches.

Das Innere dieser Theaterruine ist eben so trostlos. In Vorhallen und Gängen, Parterre und Logen Alles kahl und nackt. An den Wänden grünliche Flecke, ein Geruch von Fäulniß und Moder, der den Athem hemmte und fast Brechreiz hervorrief. Die Logen sahen aus wie Räuberhöhlen. Die geschwärzten Tapeten und Vorhänge, die in Fetzen herabhingen, erinnerten an eine phantastische Welt aus Tropfsteingebilden. Die geschliffenen Glasperlen des Kronleuchters glänzten wie matte Thränen und machten die Schatten nur noch dunkler.

Es war zehn Uhr, als in diesen elenden „Logen“ die ersten Zuschauer sich zeigten, die eleganten Toiletten und aristokratischen Gesichter der ‚guten Gesellschaft‘. Die von ihren Prunkfesten Uebersättigten trieb eine Art perverser Neugier, sich das ‚Fest der Canaille‘ anzusehen. Zur selben Zeit tauchte im Parterre das erste Maskenpaar auf: ein Mann, der als Frau, und eine Frau, die als Mann vermummt war. Nichts Besonderes; denn die Beiden hatten nur ihre Lumpen getauscht. Das Groteske war der struppige Bart des Mannes in Weiberkleidern und die unter der Mütze aufgesteckten Haare der Dirne. Wie eingeschüchtert von der Grabesstille des Theaters, blieben die zwei

Jammergestalten am Eingang stehen, schauten einander an und verschwanden. Doch kamen sie gleich danach wieder; aber nicht mehr allein. Mit ihnen waren jetzt: ein spanischer Grande in Unterhosen und absatzlosen Schuhen und ein König in Hemdärmeln, der sich mit Kohle einen Schnurrbart gemalt hatte und auf dem Kopf eine Krone aus Goldpapier, in der Hand einen Besenstiel, statt des Szepters, trug. Die kleine Gesellschaft begann, trübsälig durch den Saal zu ziehen. Da riß plötzlich der Ritter aus Spanien den als Weib maskirten Mann an sich und tanzte mit diesem scheinbar geschlechtlosen Scheusal einen wilden Walzer, während die Majestät aus einer Kindertrompete schreckliche Töne hervorstieß. Es war, als habe dieser Ruf des königlichen Hifthorns magische Gewalt. Der Walzer war noch nicht beendet: da umhüpfte schon eine Menge Masken kreischend und in die Hände klatschend die beiden Tanzenden. Andere Schaaren drängten vom Eingang her, ergossen sich in den Saal und immer neue Massen kamen nach. Um elf Uhr war das Theater überfüllt.

In den Logen oben der feine Duft der Pelze, das Rauschen von Seide und Atlas, weiße Schultern und Frauenköpfe, vom feinen Schnitt alter Gemmen. Im Parterre ein Durcheinander von Lumpen jeglicher Art, zusammengeflickt, durchlöchert, ausgefranst, auf scheusäligen Körpern, die Elend, Laster und Krankheit verunstaltet hat. Eine Menge, die immer mehr anschwillt. Schon ists, als habe eine ungeheure Kloake sich geöffnet und ihren ganzen verwesenden Inhalt in diesen Saal gespien.

Unten singt und tanzt man, tauscht unter Geheul und wildem Gelächter zotige Reden. Eine von tausend Dünsten schwere Luft schwingt nebelnd durch den Raum. Man sieht Männer, deren kahlen Schädel Geschwüre pflastern, mit einem doppelten Kropf am Hals in ausgeschnittenem Kleide den Cancan tanzen, daß ihre Fetzen um die nackten Beine fliegen. Andere, mit blaurothem Säufergesicht, rufen aus Kinderhaube und Wickelhemd in allen Tonarten: „Papa, Mama! Das Fläschchen!“

In den Logen wird behaglich gelacht. Diese Orgie der Häßlichkeit ergötzt Herren und Damen. Die Damen verziehen zwar das Mündchen und scheinen die Augen zu schließen; blinzeln aber hinunter und schütteln sich in ausgelassener Lustigkeit. Der Star des Abends war ein Mensch, der aussah wie ein räudiger Hund, dazu dick und ungeschlacht wie ein Elephant. Er hatte sich als Dandy angezogen und trug einen alten Frack, unter dem ein ungeheurer schmutzig gelblicher, nackter Bauch zum Vorschein kam. Auf die nackte Brust fielen die schlaffen Ecken eines riesigen Kragens und die Zipfel einer weißen Krawatte. Auf dem struppigen Kopf klebte ein eingedrückter Cylinderhut; die Beinkleider waren um die Hüften mit einem Strick festgehalten, an dem Kette und Rad eines Ziehbrunnens hingen. Von Zeit zu Zeit näherte sich ihm Einer mit der Frage, was die Uhr geschlagen habe. Und der Dandy schlug ihm als Antwort mit dem Rad ins Gesicht und schrie, in der Ueberzeugung sehr geistreich zu sein: ‚Sieh' selbst nach,

wenn Du die Uhr kennst.' Eine Antwort, die jedesmal mit größtem Beifall aufgenommen wurde. ‚Es lebe der Räudige! Hurra der Räudige! Ein Hoch dem fetten Bourgeois!' So gings dann durch den Saal. Und der entsetzliche Kerl zog gravitätisch den Hut, gerade wie ein feiner Herr, und weckte immer neuen Beifall und neues Gelächter.

Er bekam auch den ersten Preis. Der war des Empfängers würdig: drei Flaschen Cognac und zwei Flaschen Gin. Kleinere Preise derselben Art wurden anderen Masken verliehen und für die nicht Prämirten einige Fäßchen Branntwein aufgelegt. Um Mitternacht waren Alle betrunken. Jetzt glich dieses Heer des Jammers einer Dämonenzunft. In diesem Hexenkessel schienen sich, in rasendem Wirbel, menschliche Glieder, Schweiß und Lumpen zu einem Brei zusammenzuquirlen, dessen Pestbrodem glauben läßt, aller Unrath der Welt sei hier in einem Becken vereint. Die Rückkehr ins Chaos. Und von stets erneutem Geheul dröhnt der Saal.

In einer Loge stand endlich eine Dame auf, um zu zeigen, daß sie das widrige Schauspiel anekle. Beim Umlegen ihrer Boa fiel ihr diese weiße, gekräuselte Schlange von der Brüstung, wiegte sich einen Augenblick graziös in der Luft und fiel mitten in die Menge hinein.

Wie mit einem Zauberschlag hörte der Hexenkessel zu brodeln auf. Totenstille trat ein. Alle hoben ihre glühenden Gesichter nach oben: der erste Blick, den Die von unten mit Denen von oben tauschten.

Der Räudige reckte seinen Arm gegen die Dame, der die Boa entfallen war, und rief Etwas, das oben nicht verstanden wurde. Die Anderen applaudirten, wie immer, jedem Wort ihres Königs und die Menge drängte aus dem Parterre nach dem Ausgang und überströmte die Wandelgänge.

Unten trunkene Männer. Oben schöne Frauen....

Was geschah nun?

Etwas, das nur in unbestimmter, schreckhaft phantastischer Form im Gedächtniß haften blieb. Es war, als ziehe eine große violette, mit Roth durchzogene Wolke vorüber, aus der das angstvolle Wimmern hingeschlachteter Lämmer und das Brüllen rasender Stiere herabschallt.

Ich sehe noch die zarte Wange einer blonden Frau unter dem breiten, nackten Fuß des Räudigen, die Augen eines jungen Mädchens, über das ein schmutziger Pierrot hergefallen ist, große, blaue Augen, in wahnsinnigem Schreck aufgerissen....

Noch einer entsetzlichen Szene erinnere ich mich: ein Mann mit einem Totenkopf, das Gesicht vom Lupus zerfressen, schlägt seine Zähne in das weiche Antlitz eines ganz jungen Mädchens, eines Kindes, dem zwei lange Zöpfe über die Schultern fallen.... „Ich will meine Nase wieder haben!" schreit das Ungeheuer; und da er seinen Kopf zurückzieht, sieht man zwischen seinen Zähnen einen Fetzen blutenden Fleisches.... Was geschah weiter?

Ich sah eine große Flamme, fühlte eine plötzliche Hitze, hörte ein eigenthümliches Knistern unter den Füßen.... Das Theater brannte. Ohne noch länger zu sehen oder zu hören, flohen wir.

Und jetzt noch, während ich schreibe, dauert der Brand fort. Wer zählt die Toten? Wer kennt die Schuldigen? Die Toten verschwanden in der Asche des alten Theaters, die Schuldigen in den Schatten der Nacht. Nie wird mit Sicherheit festzustellen sein, wer hier starb, wie, durch wessen Frevel...."

Rom. Francesco Scarpelli.

Radioaktivität des Menschen.*)

Die Betrachtung phänomenologischer Thatsachen führt zu dem Schluß, daß dem Organismus des Ruthengängers eine fluidische Kraft eigen ist, die, auf die Ruthe überfließend, sich unter dem Einfluß der rhabdomotorischen Substanzen in Bewegung der Ruthe umsetzt. Unser modernes naturwissenschaftliches Gewissen würde sich nun gegen die Annahme sträuben, daß dem Ruthengänger eine Eigenschaft verliehen sein solle, deren physische Grundlage sich nicht auch bei jedem anderen Menschen vorfände; vom Standpunkt des Physiologen aus muß vielmehr von vorn herein vermuthet werden, daß die rhabdomantische Eigenschaft des Ruthengängers lediglich eine physiologisch oder pathologisch bedingte Modifikation einer dem menschlichen Organismus überhaupt innewohnende Eigenschaft ist.

Während wir uns bisher darauf beschränkten, die Angaben Reichenbachs über die radioaktive (odische) Eigenschaft des menschlichen Organismus und seine durch gewisse rhabdomotorische Fakten gestützten Beobachtungen longitudinaler, latitudinaler und transversaler Polarität zu erwähnen, wollen wir zunächst die Entdeckungen jüngerer Forscher betrachten, die auf exakterem Weg zu ähnlichen Ergebnissen gelangten. Wir betreten hier ein Feld, das für uns Heutige noch sehr viel dunkler ist als die Radioaktivität der anorganischen Stoffe; um so mehr ist es geboten, von irgendwelchen Kombinationen abzusehen und uns lediglich an die Thatsachen zu halten.

Bemerkenswerth ist in dieser Richtung zunächst die Entdeckung Charpentiers, daß der menschliche Körper eine Strahlengattung aussendet, die den N-Strahlen Blondlots sehr nah verwandt erscheint. Charpentier selbst sprach sie als N-Strahlen an; doch scheint in einigen

---

*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Die Wünschelruthe", das bei Eugen Diederichs erscheint. Das Problem der Wünschelruthe ist hier, wohl zum ersten Mal vor einem großen Publikum, von Karl du Prel vor langen Jahren erörtert worden. Damals war „man" noch materialistisch und belächelte den Gedanken, auf diesem vom Dunkel umhüllten Boden könne ein Problem liegen. Heute hat man sich immerhin schon zu dem Entschluß aufgerafft, zu hören, was die Okkultisten erzählen.

Punkten ein Unterschied vorhanden zu sein, vor Allem im Punkt der Absorbirbarkeit; während nämlich Blondlots Strahlen von Wasser und Zinn absorbirt werden, vermögen Charpentiers Strahlen diese Körper zu durchdringen. Doch hat die Entdeckung Charpentiers für uns kein direktes Interesse. Das Fluidum, das wir suchen, ist als solches im Wesen verschieden von jeder Strahlengattung und kann nur identisch sein mit einer Emanation, die, wie die „odische Atmosphäre“ Reichenbachs, fluidischen Charakter trägt und an Drähten und Holzstäben fortleitbar ist; denn die fluidische Kraft des Ruthengängers fließt auf die Draht- oder Holzgabel über.

Nun bewies schon Rutherford, daß jeder im engeren Sinn radioaktive, also Becquerel-Strahlen aussendende Körper auch die radioaktive Emanation aufzuweisen hat, die ja auch aus den selben kleinsten Partikelchen besteht wie die Alpha- und Bethastrahlen; und da die Radioaktivität in diesem Sinn nach Righi wahrscheinlich eine Eigenschaft der gesammten, anorganischen wie organischen, Körperwelt ist, so wäre auch dem menschlichen Organismus die radioaktive Emanation zuzusprechen. Zu diesem Ergebniß gelangte auch Kotik, der experimentell die Existenz einer psychophysischen Emanation nachwies, die er als Träger der unmittelbaren Gedankenübertragung erkannte. Kotik nimmt an, daß diese psychophysische Emanation sämmtliche physikalischen Eigenschaften der gewöhnlichen radioaktiven Emanation hat; jedenfalls gelang ihm, in exakter Weise darzuthun, daß diese Emanation, als deren Quelle er das Gehirn betrachtet, sich an der Oberfläche des Körpers, besonders an den Extremitäten ansammelt, die Luft nur schwer durchdringt, an einem Kupferdraht dagegen leicht hinfließt und bei Berührung mit einem nicht mit der gleichen Energie „geladenen“ Körper auf diesen überströmt. Eben so beweist er, gleich Charpentier, die Existenz von physiologischen Strahlen, die, im Gegensatz zu der Emanation, die Luft ziemlich leicht durchdringen. Die phosphoreszirende Wirkung dieser Strahlen, deren Ausgangspunkt ebenfalls das Gehirn ist, wies er an einem Schwefelkalciumschirm nach. So weit sich die experimentelle Kontrole erstreckte, zeigte der menschliche Körper also alle Merkmale der Radioaktivität, insbesondere auch die der radioaktiven Emanation.

Wir würden hiernach freilich nur das Gehirn als primär radioaktive Substanz zu betrachten haben, während wir die übrigen Theile des menschlichen Organismus im Hinblick auf die vom Gehirn ausgehende Emanation als radioaktivirt oder sekundär radioaktiv anzusprechen hätten. Daß aber diesen anderen Körpertheilen nur diese sekundäre Rolle zugewiesen sei, erscheint mindestens zweifelhaft. In dieser Richtung sind Untersuchungen interessant, die, in Anlehnung an Reichenbach oder unabhängig von ihm begonnen, die Existenz der vermutheten Energieform durch Feststellung ihrer dynamischen Wirksamkeit beweisen sollten. Man konstruirte zu diesem Zweck verschiedene Apparate (Stenometer, Dynamoskop, Biometer), deren Prinzip meist

darin besteht, daß unter einer Glasglocke eine leicht bewegliche Nadel angebracht ist, die bei Annäherung der Hand angezogen oder abgestoßen wird. Während die meisten dieser Instrumente die gewöhnlichsten Fehlerquellen, insbesondere die Einwirkung der Wärme, nicht ausschlossen, gelang es Dr. Maack, einen Apparat zu konstruiren, bei dem die Wärmestrahlen durch eine Wasserschicht absorbirt werden. Mit Hilfe dieses relativ vollkommenen Apparates führte er den Nachweis, daß die menschliche Hand eine motorische Kraft ausstrahlt, die nicht mit Wärme, Elektrizität und so weiter identisch ist, in der Maack vielmehr, da sie stets mit Wärme vereint auftreten soll, eine der Wärme nah verwandte besondere Energieform vermuthet. Ob diese Hypothese begründet ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Doch sei daran erinnert, daß auch die Intensität der Becquerel-Strahlung durch Erwärmung der Körper außerordentlich gesteigert wird; eine motorische Wirksamkeit der bei dem Manuradioskop erfolgenden Art dürfte den Bethastrahlen bestimmt zuzusprechen sein, nachdem eine solche bei den nah verwandten Kathodenstrahlen bereits nachgewiesen worden ist; und so kann bis zum Beweis des Gegentheils nicht als ausgeschlossen betrachtet werden, daß die von Maack festgestellte Handstrahlung identisch ist mit der Bethastrahlung der radioaktiven Körper.

Während nun die Arbeit Maacks ein lebhafteres Interesse weder bei der Wissenschaft noch beim Publikum fand, erregte einige Jahre später Professor Harnack mit seinen Untersuchungen der Hautelektrizität und des Hautmagnetismus Aufsehen und natürlich auch Widerspruch. Was gegen ihn auftrat, war die Blindheit des Zeitgeistes, der einen einmal verpönten Gegenstand ablehnt, mag sein Verfechter heißen, wie er will. Wie Harnack diesen gedankenlosen Fanatismus abfertigte, mag bei ihm selber nachlesen, wer dafür Interesse hat. Was er auf Grund ganz einfacher, stets leicht nachprüfbarer Experimente bewies, ist nicht mehr und nicht weniger als die Existenz elektrischer und vor Allem magnetischer Eigenschaften der Haut, die besonders stark an den Händen auftreten. Die Magnetnadel eines Kompasses vermag Harnack (und nach seinen Feststellungen verfügen Viele über diese Fähigkeit) durch Bestreichen des Glasdeckels sofort abzulenken. Aber auch das schon durch Fechner kontrolirte Experiment Reichenbachs: die Ablenkung einer Magnetnadel durch die Hände einer sensitiven Person ohne Reibung oder auch nur Berührung irgendeines Kompaßtheiles, wiederholte Harnack und fand es bestätigt. Er entdeckte ferner, daß Gegenstände aus Eisen oder Stahl durch den Kontakt mit dem Körper einer dazu veranlagten Person im Lauf der Zeit magnetisch werden; Beispiele: Taschenmesser und Schlüssel. Wenn Harnack aber ferner gewisse Leuchtwirkungen am menschlichen Körper feststellte, so ist er uns allerdings bisher den Beweis dafür schuldig geblieben, daß diese Effekte thatsächlich Ausflüsse der elektrischen und magnetischen Eigenschaften der Haut sind. Interessant ist jedenfalls, auch von seiner Seite das von Reichenbach behauptete Leuchten des menschlichen Körpers

bestätigt zu sehen; er selbst empfand auch deutlich Temperaturdifferenzen beim Berühren der beiden Pole eines Magneten, wie jeder Sensitive Reichenbachs.

Durch eigene Versuche fand ich, daß nicht nur chronisch eine magnetische Beeinflussung eiserner Gegenstände durch die Hand erfolgt, sondern daß viele Personen diesen Einfluß auch akut ausüben können. Mir gelang, einen dünnen weichen Eisendraht dadurch, daß ich ihn einige Male durch die Hand zog, zu magnetisiren; und zwar erwies sich dabei die rechte Hand als nordmagnetisch, die linke als südmagnetisch. Die rechte brachte in dem bestrichenen Drahtende durch Influenz Südmagnetismus, die linke Nordmagnetismus hervor. Diese Feststellungen scheinen mir auch im Hinblick auf die von Reichenbach behauptete Breitenpolarität des menschlichen Körpers nicht uninteressant zu sein. Ich fand ferner, daß nicht nur die Haut Eisen magnetisirt, sondern daß auch ein starker Magnet durch Berührung magnetische Eigenschaften auf die Haut zu übertragen vermag, und zwar ebenfalls durch regelrechte Influenz, so daß der Nordpol in der Haut südmagnetische Eigenschaft hervorruft, während der Südpol sie nordmagnetisch macht. In weiteren Punkten fand ich die Beobachtungen Harnacks vollauf bestätigt, vor Allem auch im Hinblick auf die sehr oft anzutreffende sensitive Fähigkeit, die beiden Pole eines Magneten durch das Gefühl zu unterscheiden: eine Thatsache, die allein schon genügen müßte, um die Stellungnahme der offiziellen Wissenschaft Reichenbach gegenüber gründlich zu revidiren.

Was nun aus den geschilderten exakten Untersuchungen der erwähnten Forscher hervorgeht, ist die Existenz radioaktiver und magnetischer Eigenschaften des menschlichen Körpers von der Art, wie Reichenbach sie behauptet hat. Der menschliche Organismus bildet keine Ausnahme von dem universalen Phänomen der Radioaktivität; er ist selbst ein radioaktiver, ein mit „strahlender Energie“ begabter Körper. In Frankreich hat De Rochas, in England Professor Barrett die Experimente Reichenbachs nachgeprüft; Beide gelangten zur Anerkennung seiner Forschungergebnisse und haben sie noch erweitert.

Bei Alledem ist nicht zu vergessen, daß zwar die Existenz der Kräfte, die uns hier entgegentreten, aus ihren Wirkungen einwandfrei bewiesen ist, daß aber ihre physikalisch-physiologische Natur eine hinreichende Klärung noch nicht gefunden hat. So ist auch noch fraglich, ob und welche Beziehung besteht zwischen den von Harnack an der menschlichen Haut nachgewiesenen elektrisch-magnetischen Eigenschaften und den radioaktiven Ausstrahlungen und Ausströmungen des Körpers. Bei der Erklärung der rhabdomotorischen Erscheinungen aber dürfte die Entdeckung Harnacks auszuscheiden sein; schon aus dem Grunde, weil Hautelektrizität und Hautmagnetismus unabhängig vom Tageslicht wirken (Harnack fand sie sogar am Abend oft stärker als am Tag), während die rhabdomotorischen Erscheinungen durch die Sonnenstrahlung so beeinflußt werden, daß verschiedene Ruthengän-

ger, und zwar gerade solche von ganz hervorragender Begabung, in finsterer Nacht nicht oder fast nicht reagiren. Die rhabdomotorische Kraft des Ruthengängers trägt vielmehr im Hinblick auf ihre Fluidität, auf ihre Fortleitbarkeit (Ueberfließen auf die Ruthe), auf ihre Beeinflussung durch Wärme und Kälte, auf ihre Abhängigkeit von psychischen Faktoren und so weiter ganz den Charakter der radioaktiven Emanation, wie wir sie als Eigenschaft des menschlichen Körpers kennen gelernt haben und wie sie gleich Kotik auch Reichenbach in ihrer Gegensätzlichkeit zu der eigentlichen Körperstrahlung („strahlendes Od") erkannt und als „odische Atmosphäre" charakterisirt hat.

In dieser Emanation haben wir das Fluidum zu erblicken, das, vom Körper des Ruthengängers auf die Ruthe überfließend, das tote Werkzeug zu einem reagenzfähigen macht. Dieses Fluidum ist bei hochgradig veranlagten Ruthengängern unter Umständen auch für nicht oder nur minimal sensitive Personen durch das Gefühl wahrnehmbar; bei Herrn von Uslar vermochte ich es, unter Verhältnissen, die jede Autosuggestion ausschlossen, als intensiv kühles Wehen wahrzunehmen, wenn ich meine Hand dicht über oder unter die seine hielt.

Die Ruthe wird also fluidisch „geladen" durch ihren Träger. Deshalb kann es auch vorkommen, daß sie, aus den Händen eines hochsensitiven Ruthengängers in die eines Unbegabten gelegt, noch eine kurze Weile in vermindertem Grade reagenzfähig bleibt. Da nun aber auch das Metall der Ruthe, ja, nach bestehender Annahme selbst das Holz (der Zweiggabel) eine (wenn auch nur minimale) radioaktive Emanation von sich giebt, wird die fluidische Ladung der Ruthe quantitativ und qualitativ modifizirt durch die Substanz, aus der das Instrument besteht. Von dieser Erkenntniß aus ist die vom Mittelalter bis hinauf in die jüngste Gegenwart immer wieder aufgetretene Behauptung, daß das Material, aus dem die Ruthe besteht, die Wirkung beeinflusse, nicht von der Hand zu weisen; sie würde, wenn sie richtig ist, jetzt ihre naturwissenschaftliche Erklärung finden. Die fluidische Ladung der Ruthe wird ferner quantitativ beeinflußt durch Muskelarbeit. „Die Muskelanstrengung entwickelt mächtig Od und erzeugt riesenhafte Odlichterscheinungen". So kommt es, daß, namentlich bei schwach und mittelbegabten Ruthengängern, die erfolgreiche und sichere Ruthenarbeit eine (wenn auch nur leichte) Muskelanstrengung bedingt.

Wie aber kommt es nun zum Ausschlag? Wir haben gesehen, daß bei hochsensitiven Ruthengängern (nicht allen) die Ruthe gesetzmäßig bald nach oben, bald nach unten schlägt; beim Prinzen Carolath über Wasser nach oben, über Mineralien und mineralhaltigem Wasser nach unten. Sehen wir uns im Reich der Kräfte um, so können wir diese Erscheinungen nur bei einem Begriff unterbringen: bei dem der Anziehung und Abstoßung. Ist uns nun Aehnliches bei den Erscheinungen der Radioaktivität bekannt? Wir finden es in dem odischen Dualismus, der Reichenbach bei jedem seiner Experimente entgegentrat, und in der polarischen Gegensätzlichkeit der positiv elektri-

schen Alphastrahlen zu den negativ elektrischen Bethastrahlen und der kleinsten Partikelchen, aus denen sie bestehen. Was die rhabdomotorischen Erscheinungen betrifft, so wäre jedenfalls denkbar, daß die uns dabei entgegentretende Anziehung und Abstoßung aus den elektrischen Eigenschaften der radioaktiven Emanationen (der rhabdomotorischen Substanzen und des menschlichen Körpers) resultirte. So stellt auch Henri Mager den Satz auf: „Lorsque les effluves emis par deux corps se rencontrent, ils s'attirent, s'ils sont chargés ou constitués d'électricité contraire, et ils se repoussent, s'ils sont chargés ou constitués d'une même électricité." Diese bisher freilich nicht hinreichend begründete Annahme hat nichts zu thun mit der primitiven, mit Muskelkontraktionen operirenden Elektrizitäthypothese, die leicht widerlegbar ist. Ihre Anwendung auf die rhabdomotorischen Phänomene erscheint auch auf den ersten Blick einleuchtend; aber abgesehen davon, daß es nicht leicht gelingen dürfte, die zahlreichen, zum Theil verblüffenden Modifikationen des Ruthenausschlages allein durch elektrische Anziehung und Abstoßung zu erklären (Mager war denn auch nur der einfache Hinauf- und Hinunterschlag der Ruthe bekannt, und zwar unabhängig von Himmelsrichtungen), abgesehen ferner davon, daß Magers Hypothese den Umstand nicht oder nicht genügend berücksichtigt, daß fast jeder radioaktive Körper sowohl die positiv-elektrische Alpha- wie die negativ-elektrische Bethastrahlung aufzuweisen hat, spricht gegen sie die Thatsache, daß die rhabdomotorische Reagenz sich bei einigen hochsensitiven Ruthengängern vom Licht abhängig zeigt. Da gewinnt also die Vermuthung an Raum, daß eine Gegensätzlichkeit besteht, die nicht elektrischer Natur ist, daß also der odische Dualismus nicht identisch ist mit dem elektropolaren Gegensatze der Alpha- und Bethapartikelchen. Doch die Thatsache polarischer Gegensätze bei den radioaktiven Ausströmungen und Ausstrahlungen besteht; und auf diesen Gegensätzen muß, wenn das Wünschelruthenphänomen radioaktiver Natur ist, die bei ihm auftretende Anziehung und Abstoßung beruhen.

Interessante Feststellungen über eine odische Anziehung und Abstoßung findet man schon bei Reichenbach. „Fräulein Beyer ließ ich die rechte Hand über einen kleinen Haufen Kupfergeld halten; sie ward ihr schwer; die negative Hand wurde vom positiven Metall angezogen. Ließ ich sie die selbe Rechte über salpetersauren Mannit, über doppeltchromsaures Kali oder über Schwefel halten, die alle stark odnegativ sind, so ward ihr die Hand leicht, wie emporgehoben, also abgestoßen. Ließ ich Beides mit der linken Hand thun, so wurde diese über dem Kupfer leicht; Das heißt: die positive Hand wurde von dem positiven Metall zurückgestoßen; über dem salpetersauren Mannit, bichromsauren Kali und Schwefel aber schwer, also von den negativen Substanzen angezogen." Daraus ergab sich das Gesetz, daß, so weit die Wirkung odischer Ausstrahlungen auf den menschlichen Organismus in Betracht kommt, ungleichnamige Emanationen sich anziehen, gleichnamige sich abstoßen. Nun bildet die Ruthe, so zu sagen, die fluidische Verlänge-

rung der Hand; was in Bezug auf odische Anziehung und Abstoßung von dieser gilt, wird auch von der durch sie fluidisch geladenen Ruthe gelten. Damit hätten wir die rhabdomotorische Anziehung und Abstoßung auf eine odische oder, wenn uns dieser Ausdruck lieber ist, auf eine radioaktive Formel gebracht; und die Thatsachen beweisen, daß wir im Recht sind. Den aus Reichenbachs Experiment erhellenden Gegensatz zwischen Schwefel und Kupfer finden wir in gleicher Weise bei den Ruthenphänomenen; zieht Jenes bei einem hochsensitiven Ruthengänger die Ruthe hinunter, so treibt Dieses sie hinauf. Und der bedeutsamste Gegensatz, der zwischen Metallen und Wasser?

Die Metalle sind nach Reichenbach odpositiv, wie sie ja auch in der elektrochemischen Reihe zu den elektropositiven gehören; beim Wasser aber dürfte sein Sauerstoffgehalt entscheidend sein: und Sauerstoff steht in der elektrochemischen und odchemischen Reihe am anderen Ende, als negativster aller Körper. Betrachten wir ferner die Skizze, welche die Wirkung einer Reihe von rhabdomotorischen Substanzen auf die Ruthe des hochsensitiven Dr. Voll veranschaulicht, so finden wir, daß sämmtliche auf der unteren Kreishälfte figurirenden Substanzen, denen sich nach Mager der Schwefel und Phosphor hinzugesellt, auch in der elektrochemischen und damit auch der odchemischen Reihe den Gegensatz bilden zu den auf der oberen Kreishälfte figurirenden Stoffen, den Metallen, dem Natrium und dem Kalcium. Die elektronegativen und damit (nach Reichenbach) auch odnegativen Körper beeinflussen die Ruthe also in entgegengesetzter Richtung wie die elektropositiven.

Nun ist aber der menschliche Körper und damit auch das Fluidum, das auf die Ruthe übergeht, nach Reichenbach selbst polarisch: die rechte Hand strömt, wenn wir ihm Glauben schenken wollen, negatives Od aus, die linke positives. Die fluidische Ladung der Ruthe ist nicht einheitlich, „unipolar“, sondern gemischt, bipolar. Da müßte also gleichzeitig Anziehung und Abstoßung erfolgen? Offenbar. Aber gerade hier ergiebt sich wieder ein überraschender Einklang zwischen den odischen Gesetzen und den rhabdomotorischen Erscheinungen. Wo der odnegative und der odpositive Zufluß sich ungefähr das Gleichgewicht halten (eine Neutralisation ist, nach Reichenbach, schwer zu erreichen), müssen die Ausschläge der Ruthe schwankend sein, die Ruthe geht bald hinauf, bald hinunter; so ist es bei dem Gros der Ruthengänger. Schon Reichenbach aber fand, daß unter Umständen, namentlich in pathologischen Zuständen, die positive Odentwickelung die negative überwiegt, während auch reichlichere Entwickelung negativen Odes möglich ist, aber nur bei gesunden Menschen. Je nach der Quantität des positiven und negativen Zuflusses ist in diesen Fällen also die Ruthe entweder überwiegend odpositiv oder überwiegend odnegativ geladen und auf die Einwirkung der odpositiven oder odnegativen Substanz erfolgt eine glatte Anziehung oder Abstoßung. Damit aber haben wir auch die Erklärung für die Thatsache, daß bei dem einen Ruthengänger die Ruthe über der Substanz A nach oben und über der Substanz B nach unten,

bei einem anderen Ruthengänger dagegen über der Substanz A nach unten und über der Substanz B nach oben schlägt.

Aber auch in das Wesen der rhabdomantischen Sensitivität haben wir nun schon Einblick gewonnen. Die Sensitivität beruht nach Reichenbach auf einer Störung des odischen Gleichgewichtes; und zwar fand Reichenbach, daß die Sensitivität ein odpositiver Zustand sei. Die meisten seiner Sensitiven waren denn auch pathologisch veranlagt. Die rhabdomantische Sensitivität dagegen besteht offenbar nicht nothwendig in einer Störung des odischen Gleichgewichtes nach der odpositiven Seite hin, sondern kann auch auf einem Ueberwiegen der Odnegativität beruhen und beruht sogar meist hierauf. Deshalb treffen wir selbst unter hochgradig sensitiven Rhabdomanten meist gesunde Leute.

Dem entspricht ferner, daß die meisten Ruthengänger, bei denen ein gesetzmäßiger Unterschied im Ausschlag erkennbar ist, bei Wasser den Ausschlag nach oben haben: die negativ geladene Ruthe wird durch die ebenfalls negative Wirkung des Wassers abgestoßen; und bei Metallen den Ausschlag nach unten: die negativ geladene Ruthe wird von dem positiven Metall angezogen. Hat dagegen ein Ruthengänger (wie Dr. Voll) bei Wasser den Ausschlag nach unten, bei Metall nach oben, so überwiegt bei ihm die Odpositivität; und in diesem Falle müßte er als Sensitiver im Sinn Reichenbachs anzusprechen sein. Dann aber muß ein solcher Ruthengänger auch der Gesichts- und Gefühlseindrücke fähig sein, die Reichenbach bei seinen Sensitiven fand. Diese Probe aufs Exempel ist heute gemacht: Dr. Voll verfügt über alle Eigenschaften, die nach Reichenbach die Sensitivität ausmachen: er sieht in der vollkommenen Finsterniß der Dunkelkammer das matte Leuchten der Gegenstände, unterscheidet die spezifische odische Färbung der einzelnen Substanzen vom Röthlichen bis zum Bläulichen, hat die entsprechenden Gefühlseindrücke und ist im Sinn Reichenbachs ein Hochsensitiver.

Nun machte Reichenbach an Hochsensitiven eine merkwürdige Beobachtung: sie lebten odisch so in Konnex mit der größten Odstrahlenquelle, der Sonne, und dem Spiegel ihrer Strahlen, dem Mond, daß jede Wolke, die vor die Sonne oder den Mond trat, Einfluß auf sie übte, da sie die odische Zustrahlung der Gestirne augenblicklich schwächte. Dieser Einfluß wurde nach der Aussage der Sensitiven oft in einem eigenthümlichen Gefühl im Kopfe merkbar. Den selben Einfluß, nur verstärkt, übte der Untergang der Sonne. Daneben fand Reichenbach, daß das Licht, vor Allem das der Sonne und des Mondes (eben so wie Wärme und Elektrizität), die Eigenschaft hat, die odische Anziehung und Abstoßung in der Materie zu aktiviren. Hier haben wir die Ursachen der scheinbar so befremdlichen Erscheinung vor uns, daß bei einem bestimmten hochsensitiven Ruthengänger die Reagenz der Ruthe in dem Moment erlischt, wo die Sonne unter den Horizont sinkt, erst wieder lebendig wird mit dem Aufgang des Mondes und überhaupt nicht eintritt, wenn weder Sonne noch Mond am Himmel steht. In ähnlicher Weise ist Dr. Voll abhängig von den Einflüssen der

Lichtquellen; nur genügt bei ihm künstliches Licht, um die Reagenzfähigkeit, wenn auch geschwächt, zu erhalten. Worauf aber mag es beruhen, daß andere hochsensitive Ruthengänger von diesen Gestirneinflüssen durchaus unabhängig sind? Offenbar darauf, daß sie nicht Sensitive im Sinn Reichenbachs sind, daß bei ihnen nicht die Odpositivität, sondern die Odnegativität überwiegt, die ja, nach Reichenbach, ein Zustand der Gesundheit ist im Gegensatz zu der mit gesteigerter Sensibilität einhergehenden, meist pathologischen Odpositivität.

Ueber der selben Substanz (Gold) schlug bei Uslar die Ruthe nach oben, wenn er nach Norden zu stand, in südlicher Richtung dagegen nach unten. Das ist, wie die Abhängigkeit der rhabdomotorischen Wirkung von den Himmelsrichtungen überhaupt, eins der Fakten aus der Phänomenologie der Wünschelruthe, denen man ohne Kenntniß der Odlehre Reichenbachs mit ähnlicher Empfindung gegenüberstehen muß wie noch Fechner einst dem Magnetnadelexperiment der Sensitiven Reichenbachs, mit der Empfindung nämlich, daß Einem der Verstand stillsteht. Ist die hier entwickelte Theorie von dem Wesen der rhabdomotorischen Kraft aber richtig, so ist nur eine Schlußfolgerung möglich: die fluidischen Ausströmungen des Körpers (und daher auch die Ladung der Ruthe) müssen polarisch modifizirt sein, je nachdem der Ruthengänger die Richtung nach Norden oder nach Süden einnimmt. Das hat Reichenbach für richtig gehalten. „Rechte Hände odflammen gen Nord stärker als gen Süd, linke gen Nord schwächer als gen Süd.“ Die hierdurch bedingte Modifizirung des odischen Zuflusses auf die Ruthe ist aber offenbar nur bei den Ruthengängern stark genug, um den Ausschlag maßgebend zu beeinflussen, bei denen nicht von vorn herein die odpositive oder die odnegative Zuströmung entscheidend überwiegt; daher die Seltenheit dieses Faktums. Wendet sich der Ruthengänger aus der Nordrichtung in die Südrichtung, so ist die Modifizirung seiner Ausströmungen nicht etwa übergangslos; jede Himmelsrichtung beeinflußt vielmehr nach Reichenbach die fluidischen Eigenschaften des Menschen, was den Sensitiven durch die verschiedene Färbung der odischen Atmosphäre erkennbar war. Damit wäre erklärt, daß bei bestimmten hochsensitiven Ruthengängern die Himmelsrichtungen überhaupt die rhabdomotorische Wirkung beeinflussen.

Wir haben hier eine Kette von Zusammenhängen, in der jedes Glied sich wie von selbst in die anschließenden einfügt. Wer Reichenbach kennt, könnte eine Phänomenologie der Wünschelruthe aufstellen, ohne jemals vom Ruthengängerthum mehr gesehen oder gehört zu haben als die elementare Thatsache, daß ein gegabelter Zweig in den Händen eines Menschen über sichtbarer oder unsichtbarer Substanz nach oben oder unten getrieben wird. In ihren grundlegenden Thatsachen ist die Odlehre Reichenbachs durch die moderne exakte Forschung längst bestätigt worden; die endliche Anerkennung der Wünschelruthe bedeutet einen neuen Schritt auch zu der Anerkennung Reichenbachs. Nicht seiner Theorie vom Od; aber seiner odischen Thatsachen.

München. Dr. Georg Rothe.

Freihandel in Sicht?

An der Schelde wurde das Banner des Freihandels aufgepflanzt; an der Spree möchte man mit dem Schutzzoll Geschäfte machen. Während der noch immer temperamentvolle Professor Lujo Brentano die Schädlichkeit der Getreidezölle zu zeigen versuchte, dachten die (nur theoretisch dem Freihandel zugeneigten) Börsenleute an die Chancen neuer Kartelle und Trusts. Daß diese Gebilde nur unter dem Schutzdach des Zolles gedeihen können, fällt den Spekulanten freilich selten ein; sie sind für den Freihandel und wollen am Schutzzoll Geld verdienen. In Antwerpen, auf dem Kongreß der Freihändler, war die Stimmung höchst zuversichtlich. Noch ists wohl zu früh, das Anbrechen eines neuen Tages zu künden. Aber die Sorge um den Absatz der industriellen Produkte ist stärker geworden, als sie seit langen Jahren war. Die Herabsetzung der Lebensmittelzölle würde das ganze System unserer Handelspolitik ändern; und daß die Mauern des Schutzzolles heute nicht mehr gegen jeden Sturm haltbar sind, zeigt die Spaltung der amerikanischen Zöllner. Der Payne-Aldrich-Tarif war nur ein Pyrrhussieg. Im Lager der Republikaner regt sich der Widerspruch gegen die Herrschaft des höchsten Zolles. Und an Grund zum Protest fehlt es nicht.

Die Vereinigten Staaten sind für ihre Landwirthschaft und Industrie auf den Export angewiesen und man fängt drüben an, einzusehen, daß es auf dem alten Weg nicht weitergeht. Andrew Carnegie hat sich als Erster zu einer neuen Auffassung bekannt. Er hob hervor, daß der Zoll eine erzieherische Maßregel sei, die Industrie des Landes zu äußerster Anspannung ihrer Kräfte treiben und während der Zeit der Entwickelung die Konkurrenz des Auslandes nach Möglichkeit fernhalten solle. Carnegies Stimme verhallte. Sie wurde von den Organen der Stahlmänner übertönt, die gegen die Gefahr solches „Modernismus" tobten. Aber stärker als alle Theorie sind die Lehren der Praxis. In der wichtigsten Industrie der Vereinigten Staaten herrscht ein unverkennbares Mißverhältniß zwischen Produktion und Absatz. Was ich hier oft sagte: daß die Herstellung industrieller Produkte nicht durch die Nachfrage, sondern durch die Größe des Betriebskapitals bestimmt wird, kann man jetzt auch in der amerikanischen Fachpresse lesen. Das Montangewerbe, heißts, habe durch die Gründungen der United States Steel Corporation eine allzu weite Ausdehnung bekommen. Der Stahltrust hat sein Betriebskapital und seine Fabrikation über vernünftige Grenzen hinaus gedehnt. Die Häupter dieser mächtigen Hochofenrepublik werden natürlich nie zugeben, daß sie nicht die volle Kraft ihrer Werke auszunutzen vermögen. Doch man weiß, daß der Stahltrust sich jetzt beschränkt, weil er muß. Das zweite Quartal dieses Jahres brachte weniger Aufträge als eins der drei vorangegangenen Vierteljahre. Der Trust hat versucht, durch Herabsetzung der Preise die Marktlage zu bessern; viel scheints aber nicht genützt zu haben: denn noch immer wird über Mangel an Aufträgen geklagt. Das Mißver-

hältniß zwischen dem Anlagekapital und den Möglichkeiten rentabler Verwerthung wird von Monat zu Monat sichtbarer. Um einen Ausgleich zu schaffen, soll der Export forcirt werden. Man spricht schon wieder von der „amerikanischen Gefahr“ für die europäischen Märkte und für die Absatzgebiete, auf denen die Yankees mit den Europäern konkurriren. Der Erfolg der Ausfuhr hängt natürlich von der Höhe der Zölle ab, die der exportirende Staat im Ausland findet. Der neue Zolltarif der Vereinigten Staaten war maßgebend für ihre handelspolitischen Beziehungen. Wenn sie jetzt für ihre Eisen- und Stahlindustrie auf einen erfolgreichen Kampf im Ausland rechnen, so stützt die Hoffnung sich auf die Thatsache, daß sie billiger produziren als die Konkurrenz und, trotz dem Zoll, auch billiger verkaufen können. Die Yankees sind nicht blind; sie sehen, wie ihr Zollsystem wirkt. Die auf dem Kongreß in Buenos-Aires ausgesprochene Sehnsucht nach einer panamerikanischen Republik stammt aus dem Wunsch nach Erweiterung des Absatzgebietes. Daß Nordamerika sich mit den lateinischen Republiken noch nicht über eine Formel geeinigt hat, haben die Hochzöllner verschuldet. Ein Land mit so guten Aussichten wie, zum Beispiel, Argentinien, läßt sich nicht in den Bann der Monroedoktrin zwingen, so lange die Hüter dieses Dogmas mit der Zollpeitsche daneben stehen. Das negative Ergebniß der vier panamerikanischen Kongresse beweist aber noch nicht, daß es immer so bleiben müsse. Ist die Schwäche der Zollpolitik von heute erst klar erkannt, dann wird man sich drüben sehr schnell zur Umkehr entschließen. Der Europäer, der mit Südamerika Geschäfte macht, weiß, wie stark im Norden der Wunsch ist, das Kapital der Alten Welt aus Argentinien, Brasilien, Chile und den anderen Südstaaten zu verdrängen. Ein modernes Wirthschaftgebilde kann eben den Verkehr mit dem Ausland nicht entbehren. Die „Kaufkraft“ des eigenen Volkes genügt der Produktion nicht; und diese Kraft muß um so früher nachlassen, je mehr man sie mit Zöllen belastet. Alle Großindustrie muß im Ausland Absatzmöglichkeit suchen, wenn sie nicht verzwergen will. Jeder Versuch, den die großen Verbände des Montangewerbes mit der Aufhebung der Ausfuhrprämien machten, ist mißglückt. Sie waren gezwungen, die Vergütungen wieder einzuführen. Daß der Werth des Außenhandels von Deutschland, Großbritanien, Nordamerika, Frankreich, Belgien und den Niederlanden sich im Lauf der letzten zwanzig Jahre verdoppelt hat, ist eine Thatsache, die sich natürlich nicht gegen den Schutzzoll verwenden läßt. Ob dieser Werth aber bei niedrigerem Zoll nicht noch höher wäre?

Man sagt, die Herrschaft des extremen Schutzzolls sei dem Ende nah. Gerade im klassischen Lande des Freihandels, in Großbritanien, wird aber für den Schutzzoll agitirt. John Bull fürchtet, von Michel überrannt zu werden. Die Statistik hat in englischen Köpfen Verwirrung angerichtet. Zunächst müßte doch bewiesen werden, daß das Deutsche Reich seine wirthschaftlichen Erfolge allein oder auch nur zum größeren Theil dem Schutzzoll verdanke. Die Sorge um das Prestige macht

blind und taub. Die Briten wollen nicht hören, daß aus allen Ecken ein neues handelspolitisches Lied tönt, und wollen nur die Zahlen sehen, die in ihre Rechnung passen. Sonst könnten die Ergebnisse des amerikanischen Außenhandels sie nachdenklich stimmen. Das am dreißigsten Juni 1910 abgeschlossene Fiskaljahr brachte der Union einen Ausfuhrüberschuß von 187 Millionen Dollar gegen 351 Millionen im Jahr 1909 und 666 Millionen im Jahr 1908. Das neuste Resultat weicht so weit von den älteren ab, daß auch dem blödesten Auge der Unterschied auffallen muß. Grund? Der Rückgang der landwirthschaftlichen Ausfuhr. Getreide und andere Bodenfrüchte ergaben früher einen so großen Ueberschuß, daß nicht nur die einheimische Bevölkerung versorgt werden, sondern auch das Ausland noch viel abbekommen konnte. Der Getreidebau hat aber nicht so rasch zugenommen wie die Zahl der Einwohner. Der Bedarf des eigenen Landes ist ständig gewachsen: und so wurde das Mißverhältniß zwischen Konsum und Produktion immer lästiger. Ein bekannter amerikanischer Nationalökonom meinte, die Union könne bald gezwungen sein, Getreide und Fleisch einzuführen. Auf amerikanischem Boden wird die Entscheidung über den Schutzzoll fallen; denn die Vereinigten Staaten müßten zu einem anderen Regime übergehen, wenn sie nicht mehr im Stande wären, den eigenen Bedarf an Brotgetreide zu decken. Eine ins Ungemessene gesteigerte Produktivität der Industrie in einem Land, dessen Bodenertrag abnimmt und dessen Volkszahl wächst: dieser Zustand kann nicht dauern.

Die englischen Schutzzöllner kümmern sich kaum um die amerikanischen Erfahrungen. Der Vergleich ihrer Ziffern mit denen der Vereinigten Staaten und Deutschlands könnte sie lehren, daß der Werth ihres Handels den Umsatz im Bereich der beiden Rivalen noch um 40 Prozent übersteigt. Das ist unter der Herrschaft des Freihandels erreicht und erhalten worden. Zu bedenken ist auch, daß die Entwickelung des deutschen Außenhandels, die im Ganzen einen Fortschritt zeigt, nicht überall gleichmäßig war. Der Export, zum Beispiel, ist nach manchen Ländern geringer geworden; im vorigen Jahr der nach Italien, Rumänien, Schweden, Griechenland. Solche Erfahrungen genügen ja nicht, um die Forderungen der Freihändler zu stützen; sind aber auch den Prohibitivisten nicht günstig. Für heute und morgen bleibt die Hauptsorge: die Erhaltung und Mehrung der Produktivität des in der Wirthschaft arbeitenden Milliardenkapitals. So lange der Ueberschuß des Nationalvermögens den Erwerb von Börsenpapieren gestattet, kann diesem Kapital ja stets neues Blut zufließen. Wenn aber das Wachsthum des disponiblen Vermögens nachläßt, hat zuerst die Industrie darunter zu leiden. Die Leistungfähigkeit des Volkes darf also nicht geschwächt werden, damit die Summe der Ersparnisse sich nicht verringert und die Chancen des für Industrie und Gewerbe so wichtigen Effektenkapitals nicht zusammenschrumpfen. Das müßten auch die Schutzzöllner bedenken; und zugeben: nicht alles Heil, was sie verhießen, ist in der gemeinen Wirklichkeit sichtbar geworden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. September 1910.

Extra et intra.

Tscho-Sen.

Das wichtigste Ereigniß der Woche, die Annexion des Kaiserreiches Korea an Japan, ist durch allerlei verspätete Hundssternsensationen dem Blick entrückt worden; bleibt aber der Rede werth. Die aufgehende Sonne hat den stillen Morgen verschlungen; die rothe Sonnenscheibe, die sechzehn Strahlen an die Ränder des Flaggentuches sendet, leuchtet jetzt da, wo auf weißem Grund blaue und rothe Schnecken einander zärtlich umschlangen. Japan ist asiatische Festlandsgroßmacht geworden. Hat sein Gebiet um 218600 Quadratkilometer vergrößert; um einen Flächenraum, der viel breiter ist als der des Vereinigten Königreiches von Britanien und Irland. Ein ansehnlicher Bissen. Zwar hat Herr Taft, der jetzt Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ist, vor drei Jahren, als Staatssekretär des Kriegsamtes, in Tokio gesagt, jeder Verständige sei überzeugt, daß Fürst Ito und die japanische Regirung Korea nur reformiren und verjüngen, in ihrem gerechten Civilisatorensinn aber die Freiheit der Halbinsel nicht antasten wollen. Nachtischgeschwätz eines braven Mannes. Der Politiker hatte nicht vergessen, daß der Präsident des japanischen Herrenhauses nach der Mobilmachung gegen Rußland die Sätze schrieb: „Uns ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, jetzt die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten die Helfershand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch befreien, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt

damit beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann." Ein Dutzendgedächtniß mußte sich erinnern, wie lange Japan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner Sprache Tscho-Sen nennt. Auf alten und neuen Blättern lehrts die Geschichte. Im Jahr 1392 wird, nach vierhundertjähriger Herrschaft, die Wang-Dynastie, der die Einung der Halbinselstaaten nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen Enkel bis gestern regirten, und Söul, nah bei dem Hafen Tschimulpo, zur Hauptstadt erwählt. Zweihundert Jahre danach kommts schon zum ersten Zusammenstoß mit Japan, vor dessen Suzerainetät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im siebenzehnten Jahrhundert muß das Königreich den Mandschu und, seit sie in China herrschen, der pekinger Regirung Tribut zahlen. 1654 scheitert eine holländische Yacht an der Küste der zu Korea gehörigen Insel Quelpart; die Besatzung wird Jahre lang in Südkorea festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet darüber der Jesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Jahrhundert, bald andere Sendlinge der Römerkirche; können von diesem starren Boden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer Chinese, der für Rom Seelen werben will, gemordet wird, kommen, auf dem mandschurischen Landweg, aus Frankreich Missionare auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getötet. Und die von französischen und amerikanischen Admiralen geleiteten Strafexpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xenophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinter hohen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer von Nippon durchlöchern, mit winzigem Werkzeug, die Mauern; erzwingen, im Vertrag von Kang-Hwa, eine Entschädigung für die einem japanischen Kriegsschiff von Koreanern angethane Unbill, die Anerkennung ihres Rechtes auf konsularische Vertretung und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo. Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Japan. Den Chinesen ists ein Vasallenstaat, den Japanern (so sagen sie) ein unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind, heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald da-

nach die Japaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul verbrannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches der beiden Kaiserreiche soll die rebellischen Koreaner zur Ordnung bringen? Im Juni 1894 schickt China dreitausend Mann, Japan die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen schnell Kriegsschiffe. Am dreiundzwanzigsten Juli vernichten die Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage danach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Februar ist Japans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1895 unterzeichnet Li-Hung-Tschang in Shimonoseki den Präliminarvertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den Japanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liauhalbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letzten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe in die Straße von Tschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; bald sinds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wird über Bord geschafft. Wer an Deck die geschäftige Hast sieht, muß glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach-Hotel wird Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Der Ostasiatenkrieg hat Chinas Wehrlosigkeit, Japans wilde Jugendkraft jedem Auge enthüllt; und um die Auslieferung der in Shimonoseki den Japanern zugesagten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und Frankreich sich verbündet. Herrscht Japan auf Liautung, leuchtet seine aufgehende Sonne von Port Arthur über die Straße von Tschili, dann ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch ein Wahngebild. Deshalb fordern die drei Großmächte den Japanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfpreis, den werthvollsten, nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; braucht einen eisfreien Hafen, blickt lüstern nach Korea und kann seinen Willen mit wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatengerede: drum ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. Und rings-

um mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als herrsche am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai, zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Shimonoseki, fällt im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift haben die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen." Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen. Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der Schlitzaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder Nein? Die kleinen Japaner behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet; sie müssen nachgeben. Wie ein Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: Wir räumen Port Arthur, sobald China die fälligen dreißig Millionen Taels, als erste Rate, gezahlt hat. Das, denken sie, kanns in seiner Geldklemme nicht; und so gewinnen wir Zeit. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des Jahres 1895 weiß Japan, daß Liautung, trotz dem Warnerrath des weisen Li-Hung-Tschang, das Ziel moskowitischen Strebens ist und daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen Drang nicht zu binden vermögen. Welches Recht allein wirkt, haben sie erkannt, als der russische Admiral Makarow seinen Degen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk", hat eine von den Japanern gelegte Seemine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des

Herrn aller Reussen! Sechs Jahre und neun Monate nur. Vom April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Januartag des Jahres 1905 ließ General Stoessel die weiße Flagge hissen.

War mit Liautung nicht auch schon Korea erobert? Noch nicht. Um die Halbinsel aus chinesischer Vormundschaft zu lösen, hatten die Japaner 1894 den Krieg begonnen; und vom Sohn des Himmels den Verzicht auf sein Lehnsherrnrecht erzwungen. Korea war unabhängig; und wurde heimlich von den Japanern regirt. Nicht heimlich genug. Im Siegerstolz hatten die sonst so nüchternen Leute von Nippon das Augenmaß für das jetzt schon Erreichbare verloren. Sie mordeten die Königin, die, als Feindin aller Reformen, den Insulanereinfluß zu dämmen versucht und die Entlassung des ihm günstigen Ministeriums durchgesetzt hatte, und behandelten den verängsteten König als Staatsgefangenen. Diese Fehler nützten die Russenagenten mit schlauer Emsigkeit. Sie schürten in dem träg unterm Schneckenwappen hindämmernden Volk den Japanerhaß und riefen, als der Boden bereitet schien, ein Marinedetachement nach Tschimulpo. Im Februar 1896 erfuhren wir, der König von Korea sei den Japanern entschlüpft und habe bei Rußlands Gesandten Obdach gefunden; zweihundert russische Seesoldaten stellten ihm nun die Leibwache. Bald danach, er habe zwei Minister als Hochverräther hinrichten lassen und wolle fortan nur dem Russenrath folgen. Am zwölften Oktober 1897 erhöht er Korea in den Rang der Kaiserreiche: um dem Erdrund zu zeigen, daß er keines Mächtigen Vasall mehr sei. In einem vom Fürsten Lobanow und vom Marschall Yamagata unterzeichneten Vertrag verpflichten Rußland und Japan sich, die Unabhängigkeit des Kaiserreiches zu achten, jede Einmischung in die Landesgeschäfte zu meiden und ihre Schutztruppen auf der Halbinsel niemals über die Präsenzziffer von tausend Mann hinaus wachsen zu lassen; die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten werden genau abgegrenzt. Ungefähr um die Zeit des Boxerkrieges regten sich in Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In der Mandschurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Spekulanten ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den Festungwerken, der aus dem Boden gezauberten Wunderstadt Dalnij. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Geschäftsleute und Schwindler schnüffelten nach neuer Geldmachergelegenheit. Wenn man die Bahn bis in den Hafen von Fusan

führen könnte; mitten durch Korea! Da wäre Etwas zu holen. Und warum nicht? Eigentlich gehört die Halbinsel zur Mandschurei; wir hätten sie längst nehmen sollen. Waren nur wieder mal zu bescheiden. Keine Macht kann uns zwingen, am rechten Ufer des Yalu zu bleiben. Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, verbündet Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wird wieder das Ziel russischer Expansion. Im August 1903 ersucht Herr Kurino, Japans Botschafter in Petersburg, den Grafen Lamsdorff, die Anerkennung der Thatsache zu erwirken, daß Korea zur japanischen Einflußsphäre gehöre und nur Japan berechtigt sei, mit politischem Rath und militärischer That auf der Halbinsel zu interveniren. Erste Antwort: Admiral Alexejew (den das Gerücht mit den Geschäftsspekulationen in Verbindung bringt) wird zum Statthalter des Kaisers im Amurgebiet ernannt und die japanische Regirung aufgefordert, mit ihm zu verhandeln. Der Amurdiktator spricht laut: „Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen.“ Und Baron Rosen, der das Zarenreich in Tokio vertritt, kann sich mit dem japanischen Minister Baron Komura nun nicht einigen. Die Yalu-Gesellschaft erinnert sich einer Jahre lang unbenutzten Konzession, fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, an, die koreanischen Wälder flink abzuholzen, und ruft (zum Schutz ihrer Arbeiter?) Kosaken ins Land. Drei sibirische Regimenter, hört man, sind auf dem Marsch nach der Yalugrenze. Am elften Dezember erklärt sich Rußland zwar zur Anerkennung der japanischen Rechte auf Korea bereit; stellt aber die Bedingung, daß auf der Halbinsel eine neutrale Zone geschaffen werde. Nein. Die Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was sie seit dem schmählichen Tag von Tschifu geleistet, getragen haben. Unter der gehäuften Last der neuen Steuern, deren Ertrag für Landheer und Flotte gebraucht wurde, hat sich in zwei Jahren das Leben in Tokio ums Fünffache vertheuert. Sollen all diese Opfer unbelohnt bleiben? „Diesmal findet uns der Feind aus Norden gerüstet; und gegen den Eingriff einer dritten Macht schützt uns das mit England geschlossene Bündniß. Wir dürfen nicht warten, bis Rußland eine Armee am Yalu hat. Unser Tag bricht an; unser Rothstift umzäunt jetzt den verbotenen Bezirk und wir werfen das Schwert auf den Rathstisch. Korea muß unser sein.“ Wirds aber noch nicht. Seit dem August 1904 steht seine Diplomatie und Finanzverwaltung unter japanischer Kontrole; seit dem

Frieden von Portsmouth wird es von japanischen Einwanderern überschwemmt. Wahrt aber noch den Schein der Unabhängigkeit. Die ist vom Kaiser Mutsuhito feierlich anerkannt, von seinen Räthen oft genug bestätigt worden. Auf den schwanken Grund solcher Worte baut der Hof von Söul seine Hoffnung. Zwar sind drei Viertel des Halbinselhandels in Japanerhänden und die wichtigsten Beamten sacht in den Interessenkreis der Eindringlinge gezogen; doch der ganze Hof denkt wie der Minister Yong-Tschan-Min: „Unsere Unabhängigkeit wird unter allen Umständen geachtet." Und das niemals in ernste Kraftanstrengung gewöhnte Volk sieht dem Machtstreit fast gleichgiltig zu. Die Japaner haßt es; nicht erst, seit sie mit Henkergrausamkeit im Land hausen: hat sie längst, wie jede chinesisch gefärbte Seele thut, ingrimmig gehaßt. Bisher aber nie mehr als kleine Putsche gewagt. Die Entthronung des Kaisers Yi-Höng (der Delegirte nach dem Haag geschickt und, da Fürst Ito ihm Vertragsbruch vorwarf, behauptet hatte, die Koreaner seien ohne seinen Auftrag im Konferenzpalast erschienen) und die Verpflichtung des ihm nachfolgenden Sohnes zu einer Vasallenrolle hat im Juli 1907 die Gemüther erregt und in Südkorea Straßenkämpfe bewirkt, in denen dreihundert Japaner fielen. Die Folge war ein Massengemetzel; ganze Dörfer wurden von dem unbarmherzigen Rächer zerstört und die Provinzen, von Kjöngsang bis Fusan, in Kirchhofsruhe gezwungen. Keine Macht widersprach. Ito hatte früh erkannt, daß die Herrschaft über Korea erst völlig gesichert sein werde, wenn man mit Rußland, dem Nachbar in der Küstenprovinz, einig geworden sei. Das Abkommen, das er (im Einverständniß mit seinem Freund Yamagata und dem Grafen Inuye) 1901 in Petersburg vorschlug, paßte den Bezobrazow und anderen Mineninteressenten nicht und wurde drum auch von Nikolai Alexandrowitsch abgelehnt. Jetzt erst, nach der Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses mit Rußland, kann Japan auf der Halbinsel schalten, wie ihm beliebt. Drei Erdtheile freuen sich: denn während Japan das große Korea verspeist und verdaut, braucht es nicht nach Indochina, dem Philippinen-Archipel und dem Kap Londonderry zu schielen. Vom Oktober 1897 bis in den August 1910 war Korea ein Kaiserreich. Nun ists die Japanerprovinz Tscho-Sen. Und wie der Name, so soll auch das Volk, soll der nationale Geist dieses Landes verschwinden. Die Koreaner, heißts in Tokio, sind als Volk nicht lebensfähig, durch ver-

nünftigen Rath nicht zu nützlichem Fortschritt zu bringen. Deshalb müssen sie ausgerodet oder in Sklavenhörigkeit gepfercht werden.

Japan braucht Korea. Zwar hat Herr Tsudsuki, Japans Erster Delegirter, 1907 im Haag bestritten, daß sein Vaterland auf Expansion angewiesen sei. „Wir haben noch ungeheure Flächen unbebauten Bodens." Wann aber haben Japaner nicht jedes dem Nachbar gefährliche Trachten bestritten? Bis sie in Bereitschaft waren, haben sie stets die Rolle des Arglosen gemimt, der kein Wässerchen trüben will und kann. Jetzt sind sie bereit. In anderthalb Jahren sind, nach dem portsmouther Friedensschluß, 260 Banken und Industriegesellschaften mit einem Kapital von 250 Millionen Dollars gegründet worden. Die heischen Bethätigungmöglichkeit. Aus Korea ist viel zu holen (Kohle, Eisen, Blei, Kupfer, Gold, viele Nährstoffarten); aber nur, wenn die Halbinsel ganz unterjocht und von dichten Mengen japanischer Arbeiter bevölkert ist. Zehn Millionen Menschen auf einem Flächenraum von 218600 Quadratkilometern: da ist für Einwanderer Platz. Und der Weg von Shimonoseki über die Tsushimastraße nach Fusan ist kurz und billig. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Aussicht locken, auf Korea den Herrn spielen und Männern, die vor dem Fall des Kaiserreiches zum Adel, zum Offiziercorps gehörten, die Gebieterfaust zeigen zu können? Japan wird aus diesem Land Etwas machen. Und heute nicht mehr (wie man vor fünf Jahren noch annehmen konnte) daran denken, den Chinesen Kwangtung zurückzugeben. Kontinentalmacht ersten Ranges: der Gedanke läßt auch den Hemin, der Proletarierschaar, das Herz höher schlagen. Die Kriege, in denen zuerst China, dann Rußland von Korea weggedrängt wurden, sind also doch nicht ohne Ertrag geblieben. Ob die Halbinsel dem Japanerreich einst zum Irland werden kann? Danach wird im Rausch lange erstrebten Glückes nicht gefragt. Doch Japan ist fortan kein Inselimperium; hat, wenn China erwacht oder Rußland erstarkt, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte aus Britaniens Geschichte lernen, daß es nicht immer klug ist, im Ausdehnungdrang auf den Vortheil insularer Lage zu verzichten.

„Wenn die Völker wüßten, mit wie geringem Verstandesaufwand ihre Welt regirt wird, würden sie staunen": der Rückblick auf drei Lustren europäischer Politik ruft das Wort des dritten Papstes Julius ins Gedächtniß. Jahrzehnte mögen, Jahrhunderte gar verstreichen, ehe dem Schoß russischer oder chinesischer

Erde sich der Retter entbindet, der, wie das Mädchen von Orleans einst, den frechen Eroberer auf seine Insel zurückscheucht. Mit trüb umnebeltem Nimbus steht aber, heute schon, Europa vor dem Asiatenauge. 1895 wird Japan gehindert, seine Kriegsbeute heimzuholen; 1910 hat es Alles, was sein Herz (fürs Erste) begehrt, ist Briten, Russen, Franzosen verbündet und kann uns die Handelsbedingungen diktiren. 1897 schickt der Deutsche Kaiser seinen Bruder, 1910 seinen ältesten Sohn nach Ostasien; Heinrich soll, wenns nöthig wird, mit gepanzerter Faust für die heiligsten Güter der Christenheit gegen die gelbe Rasse fechten, Wilhelm mit artiger Rede in Tokio uns Freundschaft werben. Peccatur? Europa hat selbst sich die Geißel geflochten: und hofft nun, ungestriemt ihrem Schlag ausbiegen zu können. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgeregt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat, haben die Mächte sich gegen die „deutsche Gefahr“, nicht gegen die gelbe, verlobt. Darf Nippon, darf sogar das Osmanenreich heute nach willkürlicher Laune schalten. Tante Europa ist im Erdosten blamirt. Und der greise Tenno, der Kotei des Japanerheeres, kann lachen.

Febris recurrens.

Kronprinz Wilhelm von Preußen ist zum Ehrenrektor der königsberger Albertus-Universität gewählt worden und hat in seiner Antrittsrede gesagt, was er von den Hochschullehrern erwarte. Sie sollen dem deutschen Volk den Weg weisen, auf dem es die ihm gebührende Weltstellung erreichen kann. Diese Stellung ist also, nach der Ueberzeugung des Mannes, der einst Deutscher Kaiser heißen soll, noch nicht erreicht; und den ans Ziel führenden Weg sollen Professoren uns zeigen. Denen damit ein politisches Amt, ein mit ihrem Lehrauftrag unvereinbares, zugemuthet wird. Unter solcher Führung kämen wir gewiß nicht weit. Dem berühmten Professor Virchow hat Bismarck im Dezember 1863 zugerufen: „Die Politik ist keine exakte Wissenschaft. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fach vollkommen an; wenn er sich aber aus seinem Gebiet entfernt und unzünftig auf mein Feld übergeht, so muß ich ihm sagen, daß sein Urtheil über Politik

ziemlich leicht für mich wiegt.“ Ein Professor von aufrechtem Bekennermuth müßte die kronprinzliche Zumuthung abwehren; und laut antworten, daß schon zur Erkenntniß des politisch Nothwendigen und Möglichen ein Zeitaufwand gehört, den der nach Wissenschaft Strebende niemals ungestraft leisten kann. Die Rede des Ehrenrektors mündete in den Satz: „Nicht damit allein ist uns gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu erkennen, denn diese Erkenntniß führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik; vielmehr sehnen wir uns nach der Betonung unseres deutsch-nationalen Volksthumes im Gegensatz zu internationalisirenden Bestrebungen, die unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen.“ Sehr gut gemeint; nur, leider, sehr unglücklich ausgedrückt. Wer einen höheren Rang erreichen will, muß zunächst seines Wesens Schwächen und Mängel, die ihn so lange hemmten, zu erkennen suchen; hat keine wichtigere Pflicht. Und daß Kritik unfruchtbar bleiben müsse, dürfte in der Stadt Kants selbst ein Magnificentissimus nicht behaupten. Wird, nach zweiundzwanzigjähriger Regirung Wilhelms des Zweiten, das „deutsch-nationale Volksthum“ noch immer nicht stark genug „betont“ und sollte nutzlos die Luftmasse bewegende Betonung nicht allgemach nützlicher Bewährung weichen? Der Kronprinz wünscht, daß der Deutsche deutsch bleibe. Mit ihm wirds Jeder wünschen, der deutsches Volksthum liebt. Daß diesem Volksthum aber „Verwischung“ drohe, dürfte der Nachbar nicht aus dem Munde des Deutschen Kronprinzen hören. Sie droht ihm auch nicht; solche Furcht stammt aus blinder Verdrossenheit. Der Ehrenrektor der Albertina weist den Professoren eine Aufgabe zu, die sie nicht bewältigen können und deren Annahme sie von der Lehrpflicht, Wissenschaft zu verbreiten, abziehen müßte; er unterschätzt die fördernde Kraft kritischer Erkenntniß, warnt vor der Entschleierung nationaler Schwäche, enthüllt dann, mit fehlgreifender Hand, selbst die schlimmste aller Volksschwächen, eine, deren Offenbarung feindliche Hoffnung nähren kann, und klagt, als höchster Vertreter einer aus den Speichern aller Kulturvölker gespeisten Universitas, über „internationalisirende Bestrebungen“, ohne die gründliche Gelehrsamkeit heute doch undenkbar ist. Wars nöthig? Konnte der Hang ins Lehrhafte, Magistrale nicht in Einem, dem zu irgendeiner Leistung fürs Vaterland noch nicht die Gelegenheit ward, für ein Weilchen gehemmt werden? Als Wilhelms Sohn Friedrich Wilhelm am zwanzigsten Juli 1862 im Ehrenkleid der Mag-

nifizenz vor den königsberger Professoren und Studenten stand, sprach er: „Auch ich habe eine Hochschule besucht und kenne den Geist, der in ihr lebt. Es ist eine große Aufgabe der Hochschulen, indem sie den Geist bilden und die Charakterfestigkeit fördern, daß sie Dies nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für den Staat leisten. Ich betrachte die überkommene Erbschaft als eine Aufforderung, Kunst und Wissenschaft zu schützen. Und ich gedenke der großen Namen, die mit der Geschichte dieser Hochschule verbunden sind, und vor Allem des Mannes, dessen Lehren weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes drangen und den ganzen Erdball erleuchteten.“ Der auf besondere Weise internationalisirenden Bestrebungen Immanuels Kant, aus dessen „Kritik der reinen Vernunft“ zu lernen ist, daß ein vernünftiges Wesen, also auch ein Volk, seine Freiheit nur zu nützen vermag, wenn es die Grenzen seines Könnens, seine Schwächen und Mängel klar erkannt hat. So machte mans damals. Ehe wieder die Sucht aufkam, die Zukunft der Fürsten an Zufallsworte zu nageln und der reifen Volkheit, wie einem unartigen Kind, von der Höhe her mit der Ruthe zu drohen. Erkenne Dich selbst: auch im Hohenzollernbewußtsein müßte für den delphischen Rath Raum sein. Kronprinz Wilhelm war vor sieben Jahren noch Hochschüler. Ist er sicher, daß durch die Schuld des deutschen Volkes, nicht der Fürsten, Erreichbares unerreicht blieb? Von der Lippe Wilhelms des Ersten kam nie kränkende Magisterrüge. Von Friedrich Wilhelm dem Vierten stammt die aus dem Aerger über die bösen Unterthanen geborene Marginalnote: „Ungezogene Kinder die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“

Derselbe König hat im ersten Regirungjahr zu seinem Christian Josias von Bunsen gesagt: „Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung meiner Gedanken; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und erst als König erfahren habe.“ Ungefähr so mag Wilhelm der Zweite gedacht haben, als er die Rede seines Aeltesten las. Professoren als Weiser des Weges zu Deutschlands Größe? Ungenügende Betonung des deutschen Volksthumes? Schwächen und Mängel des Landes? Dem Vater kann, trotz dem schüchternen Kopirversuch, der Maiden-speech des Sohnes nicht gefallen haben. Und was er dann, am fünfundzwanzigsten Augusttag, in Königsberg vor den Vertretern Ostpreußens sprach, klang in manchem

Satz wie eine Rektifizirung des jungen Ehrenrektors. Nur der König, hieß es da, ist „das auserwählte Instrument des Himmels“; nur er weiß den rechten Weg zu finden, der ans Ziel führen kann (und braucht drum nicht Hochschullehrerhilfe). Daß dieser Glaube nicht trügt, soll durch das Erleben und Handeln Wilhelms des Ersten bewiesen sein. Der hat freilich, als er am achtzehnten Oktober 1861 in Königsberg die Krone vom Altar hob und sich aufs greisende Haupt setzte, gesagt (und im Symbolon gezeigt), daß er sie von Gott allein habe. Hat vorher, als er, am achtzehnten Januar, die Fahnen und Standarten der neuen Regimenter ins Zeughaus geleitet hatte, zum Kriegsminister Albrecht von Roon gesprochen: „Nun mögen sie in der Kammer reden, was sie wollen!“ Und zehn Jahre danach im versailler Schloß zum Hofprediger Rogge: „Rühmen Sie mich nicht in Ihrer Rede, denn ich bin nur das Werkzeug in Gottes Hand gewesen.“ Hat er je aber gewähnt, vom Herrn des Himmels mit so besonders heller Weisheit erleuchtet zu sein, daß er anderes Menschenmeinen mißachten dürfe? Jemals sich eingebildet, zum Herrgott (nach Bismarcks Spottwort) in einem Geheimrathsverhältniß zu stehen? Seine Briefe an Roon und an Bismarck zeugen, überzeugen wider solchen Verdacht. Am achten Mai 1874, also noch auf der Höhe ruhmvollen Erlebens: „Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich zu hemmen, da auch der Fst. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich, trotz meiner Hinfälligkeit, noch zweimal dagegen schrieb und auf die fakultative Ehe hinwies. Vergeblich! Jetzt ist eine zweite Katastrophe beim Militärgesetz eingetreten. Auch in das Septennat fügte ich mich mit schwerem Herzen.“ Hundert Beispiele könnten erweisen, wie oft der bescheidene König nachgab, wenn „Fst. B. nicht wollte“. Instrument des Herrn? Im Sinn der paulinischen Sätze aus dem Brief an die Korinther: „Unter den Aposteln bin ich der geringste. Bin eigentlich, weil ich die Gemeine Gottes verfolget habe, unwürdig, ein Apostel zu heißen. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; doch nicht ich that so, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Nie konnte dem ersten Kaiser aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit von einem umwölkten Willen der Wahn werden, mit der Krone göttliche Allweisheit erhalten zu haben, die den Gekrönten hoch über den Troß gemeiner Sterblichen hebt. Niemals. Er hatte die

Urkunde seiner Abdankung geschrieben, als Bismarck, am zweiundzwanzigsten September 1862, sich bereit erklärte, für ihn zu fechten. Wollte in Demuth auf den frankfurter Fürstentag gehen, 1864, 66, 70 den Krieg vermeiden, nach Königgraetz Oesterreich, Sachsen und Bayern Gebietstheile abnehmen; und schrieb in Nikolsburg an den Rand einer Immediateingabe: „Da mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da er sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." So konnte starker Glaube an den übersinnlichen Ursprung des Königsberufes nicht sprechen. Wilhelm war 1848 von der Pfaueninsel aus vermummt nach England geflohen, weil er im Wuthgeheul der Berliner sich des Lebens nicht sicher fühlte. Daß er, nach des Bruders traurigem Zusammenbruch, in den Anfängen seiner Regirung nicht eingeschüchtert scheinen, sondern den nach schneller Machtmehrung lüsternen Bezirksphilistern die Stirn bieten und sich zur altpreußischen Staatsrechtslehre bekennen wollte, ist Psychologen begreiflich. Sehr fern aber blieb er dem „mystischen Unsinn früherer Tage"; und spräche, bei aller Verschiedenheit des Wesens und der Geistesbildung, wie Fritz wohl, sein größter Ahn: „Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wie der Herrgott in der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen. Seine Hauptpflicht bleibt, taugliche Geschäftsleiter zu wählen." War Fritzens Erbe, durch dessen schwelgende Lässigkeit Preußens Schande erst möglich wurde, etwa auch ein Instrument des Herrn? Wars Friedrich Wilhelm der Dritte? Der Kaiser nennt ihn nicht. Preist nur „den alten eisernen Yorck" und die Königin Luise, „diesen Engel in Menschengestalt, die Einzige, die nie einen Augenblick an der Zukunft des Vaterlandes gezweifelt hat." General Yorck hat, um den König, dessen schwache Seele jeden Widerstand gegen Bonapartes Genie für fruchtlos hielt, zum Befreiungskampf zu zwingen, den Fahneneid gebrochen, der ihn an den Befehl des französischen Marschalls Macdonald band, und ist von Friedrich Wilhelm, der die Konvention von Tauroggen nicht anerkannte,

deshalb mit dem Verlust des Kommandos bestraft worden. Luise war kein „Engel in Menschengestalt“; war (im letzten Juliheft wurde es hier gesagt) „zu geschickt, ihrer suggestiven Kraft zu bewußt, zu willig zur List, als daß ihr in den Acta Sanctorum ein Platz gebührte; aber ein muthiges Herz und ein politisches Hirn in schöner, inneren Wesensglanz widerstrahlender Hülle“. Auch nicht, in den Tagen Steins und Yorcks, Scharnhorsts und Gneisenaus, die Einzige, die nicht an der Zukunft des Vaterlandes zweifelte. Allzu oft völlig hoffnunglos. „Wem wird Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir Alle zerstreut sein? Ich kann den Lauf der Dinge nicht ändern; ich sehe, daß Preußen vernichtet oder doch wenigstens beherrscht sein wird. Versprechen Sie mir nur, lieber Vater, daß Sie mich abholen kommen, wenn man uns aus unserem Lande verjagt!“ An die russische Kaiserin: „Oft, ich gestehe es Ihnen, bin ich in einem beklagenswerthen Zustand und die Zukunft scheint mir ohne Zukunft für uns zu sein. Verzeihen Sie einer unglücklichen Königin, die deutlich voraussieht, daß sie bald (durch die unglückliche Politik von Freund und Feind) allein auf ihren inneren Werth beschränkt sein wird ... Von Napoleon habe ich nur die Vertreibung meiner Nachkommen zu erwarten.“ An Frau von Berg: „Ich hoffe nichts mehr. Dies schwöre ich Ihnen.“ Unvergeßlich ist auch, daß der Groll Luisens, die Alexander Pawlowitsch, den Abgott ihrer Seele, wiedersehen und Steins Widerspruch gegen die Prunkfahrt nach Petersburg entkräften wollte, an der ungnädigen Verabschiedung des einzigen starken Staatsmannes, den Preußen hatte, mitschuldig war. Der Enkel sieht die Ahnfrau in einer Glorie, die ihr nicht ziemt. Meint sogar, im Gegensatz zu Stein und Ancillon, daß sie ihre Kinder, von denen doch nur eins recht gediehen ist, in vorbildlicher Weise erziehen ließ. Und winkt drum die deutschen Frauen ins Haus zurück. „Die Hauptaufgabe der deutschen Frau liegt nicht auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungwesens, nicht in dem Erreichen von vermeintlichen Rechten, in denen sie es den Männern gleichthun können, sondern in der stillen Arbeit im Haus und in der Familie. Das sollen unsere Frauen von der Königin Luise lernen.“ Von einer Frau, die sich ungestüm ins Staatsgeschäft gedrängt und, nach des Urenkels zärtlich irrendem Glauben, Preußens Befreiung vom Korsenjoch vorbereitet hat. Die also, wie vor und nach ihr nie Eine auf dem Zollernthron, eine politisirende Dame war. Stille Arbeit in Haus und Familie! Gehen die

Mädchen, die Frauen etwa zu ihrem Vergnügen in die Fabrik, an die Näh- und Schreibmaschine, in entweibende Fron jeglicher Art? Sie thuns, weil sie müssen; Hunderttausende, weil sie, oft nicht für sich allein, Brot brauchen; und heischen vom Staat nur die für den ihnen von der Staatsordnung aufgedrungenen Wettbewerb mit den Männern unentbehrlichen Rechte. Von der Staatsordnung: die Kulturform unseres Industrialismus und der Weltmarkterfolg unserer Wirthschaft wären ohne die billige Frauenarbeit nicht möglich geworden. Und der König und Kaiser, der sich „als Instrument des Herrn betrachtet", ruft sie ins Haus zurück. Wo sie bei elend bezahlter Heimarbeit schwitzen oder verhungern müßten.

Genug. „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte reden": schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte 1846 an Thile. Bald danach an Bunsen: „Niemand versteht mich, Niemand begreift mich!" Und selbst dieser Ergebenste schrieb neben die unkönigliche Klage des Königs: „Wenn man ihn verstünde, wie könnte man ihn begreifen?" Auch Luisens unseliger Erstling hat in Königsberg einst eine weithin tönende Rede gehalten. „Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem Willen Gottes macht. Gott wolle unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einiges, edelstes ist, keinem anderen Rost unterworfen ist als allein dem verschönernden der Jahrhunderte." Hat in Königsberg erklärt, er wolle, wie sein Vater, „von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretungen sich fern halten." Die Folge dieser Rede, die, nach Treitschkes treffendem Wort, zwar sagte, was er nicht wolle, aber im Dunkel ließ, was er beabsichtige, war ein häßlicher Preßhader. So wars auch gestern wieder. Zum zweiten Mal entsteht im Sinn des Hörers, in der Zeitspanne einer Woche zum zweiten Mal, die unfrohe Frage: Mußte es sein? Was 1840 schädlich war, könnte 1910 verhängnißvoll werden. Friedrich Wilhelm sprach vor dem Aufruf „An meine lieben Berliner", der, „geschrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März 1848", die Todesurkunde des preußischen Absolutismus wurde. Am siebenzehnten November 1908 hat Wilhelm der Zweite, von Gottes Gnade König und Kaiser, sich vor dem Willen der Nation gebeugt; vor allem Volk laut gesagt: Der Tadel, den der von mir er-

nannte Kanzler mir aussprach, war gerecht und ich muß anders werden. Der Muth zu so schwerem Entschluß ehrt ihn; Erinnerung muß ihn aber hindern, noch zu reden wie vor diesem Schicksalstag. Er wills nicht. Hat erst vor ein paar Wochen gesagt: „Ich will ein konstitutioneller Monarch sein und bleiben.“ Und auf der Marienburg, vier Tage nach der königsberger Fanfare schon, den Kämpfern für den Glauben an eine besondere, nur Gekrönten vorbehaltene Gnadenweihe mit erfreulicher Schnelle Chamade geschlagen. Aber auch in dem Bericht über diese Korrigendenrede findet der bange Blick Sätze, die er lieber nicht sähe. „Deutschthum und Christenthum sind von einander untrennbar.“ Standen vor Wilhelms Auge nicht oft schon Christen, die nicht Deutsche, oft auch Deutsche, die nicht Christen sind? War Franz von Assisi kein Christ, waren Fritz von Preußen und Goethe nicht Deutsche? „Die Stämme und die Berufsgenossenschaften sollen ihre Hände ineinanderschlagen zu gemeinsamer Arbeit; der Landwirth schlage in die Hand des Kaufmanns ein und Dieser in die Hand des Industriellen.“ Der Aufruf erinnert an den einst gehörten: „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!“ Sie sollten sich gegen die gelbe Rasse verbünden: und haben mit Japan und China Schutzbündnisse geschlossen. Auch die Landwirthe, Industriellen, Kaufleute werden den Versuch einer Umarmung im Sonnenäther nicht machen. Der Kanzler, dem jeder Unbefangene in diesem Fall anständiges und verständiges Handeln bescheinigen muß, hat Recht: die königsberger Rede ist mit dem Wortlaut der Verfassung durchaus vereinbar. Doch er täuscht sich selbst und täuscht den Kaiser gewiß nicht über die Wirkung solcher Reden. Sie war (wer im Volk lebt, weiß es) noch ärger als die der Highcliffgespräche. Ein ansteckendes Rückfallfieber flackerte auf. Am Leib der Volkheit war eine noch reizbare Stelle berührt; und die rasch erhöhte Temperatur hitzte in Uebertreibung. Das ist vorbei. Muß vorbei sein. Neuen Hader zwischen der Nation und dem Kaiser könnte das Reich nicht vertragen. Deutschlands Volk denkt, wenn es den Kaiser sieht oder das Horn seines Automobildieners hört, nicht an ein Instrument des Herrn; denkt an einen Menschen, der aus seinem gleichem Stoff gezeugt ward. Den es gern als den im Lande Tüchtigsten priese. Dessen Wort knapp und stets nur das Echo königlicher That sein müßte. Und der die Menschenschwachheit nie Spötterblicken entblößen darf.

Die Mignons.

Wunderliche Gebilde entsteigen mitunter dem brodelnden Hexenkessel, der das überschäumende Leben des französischen Volkes birgt.

Nirgends findet man eine ähnliche Fülle sittengeschichtlicher Kuriosa, Orgien eines Gilles de Rays, Hirschparkidyllen des fünfzehnten Ludwig, erotische Exzesse eines Marquis de Sade, pervers-makabre „bals des victimes“ nach der Schreckenszeit bis zu den Schwarzen Messen, die vor wenigen Jahren noch in Paris im Palais Adelsward zelebrirt wurden. Legion sind solche Symptome einer Ueberkultur im Lande des Heiligen Ludwig. Sie tauchen eben so unter dem Absolutismus wie während der späteren Ochlokratie auf. Die Sammlung hätte eine Lücke, wäre in ihr nicht das Laster Elagabals vertreten, das, wie unter dem balpfäffischen Kaiserjüngling, so auch am Hofe des letzten Valois in Mode kam.

Heinrich der Dritte war ein Urning. An ihm wie an seinen Brüdern rächten sich die Sünden des Großvaters. Franz der Erste litt an Lues und hatte sich früh im tollen Leben verausgabt. Schwächlich und skrophulös kamen seine Enkel ans Licht. Als Schattenkönige siechten die beiden ersten kinderlos dem Grab entgegen. Zäher war der Organismus des dritten beschaffen. Aber die unselige Vererbung hatte sich bei Heinrich in anderer Weise geäußert: in ihm wohnte ein naturwidriger Sexualtrieb, der sich bald in den bizarrsten Auswüchsen bethätigte. Dazu hat die Sittenlosigkeit der Gesellschaft, in der dieser Anormale lebte, das Ihre beigetragen. Es gehört zu den Paradoxen der Geschichte, daß die älteste Tochter der Kirche (diesen Titel trug Frankreich bis zur Aera Combes ja mit Stolz) gerade damals sich am Tollsten geberdete, als die Fromme ihren Glaubenseifer durch Vergießung von Hekatomben Ketzerblutes zu beweisen suchte.

Kirchliche Devotion vertrug sich sehr gut mit dem schrankenlosen Trachten, „sich auszuleben“. Am Hof der Mutter, wo Heinrich aufwuchs, waren Zucht und Scham unbekannt. Die berüchtigte Schaar der Hoffräulein, von der sich die Medizäerin nie trennte, bestand aus Buhlmädchen, die von der Herrin zu Liebesdiensten für die zu Gast weilenden Großen befohlen wurden. Wo sollte in solcher Umgebung der Heranreifende die zur Bezähmung seiner perversen Leidenschaften nöthige Selbstbeherrschung lernen?

Ueber Heinrichs Jugend ist wenig bekannt. Als Prinz soll er höchst eigenhändig mitgeholfen haben, einigen aus dem Schlaf ge-

schreckten Hugenotten in der Gräuelnacht des Heiligen Bartholomäus den Garaus zu machen. Diese Ruhmesthat wurde aus politischen Gründen später freilich vom Hof geleugnet. Als der zum König Polens Gewählte in Krakau eingezogen war, verblüfften dort bereits sein effeminirtes Wesen und seine merkwürdigen, im fernen Osten damals noch unbekannten Sitten.

Die fluchtartige Abreise des kaum Erschienenen bei der Kunde vom Tode seines Bruders, Karls des Neunten, hat den biederen Polen weitere Ueberraschungen erspart. Als Ersatz für die eingepackten Kronjuwelen ließ der Scheidende die Jesuiten im Lande zurück, die er aus Frankreich mitgebracht hatte.

Statt den Wirren in seiner Heimath durch eine rasche Rückkehr ein Ende zu machen, wählte Heinrich den Umweg über Italien und ließ sich Monate lang in Venedig überschwänglich feiern. Hier vertändelte er die Zeit in sinnlichen Ausschweifungen, die ihm den letzten Rest gesunden Empfindens raubten. Als junger Greis kam der neue Herrscher endlich in sein Vaterland zurück. Alluren und Aussehen des Heimkehrenden waren merkwürdig verändert. Er trug Ohrgehänge, Perlenhalsbänder und Frauenkragen, liebte Parfums und Schoßhündchen. Seine Lebensweise ähnelte der einer italienischen Schönen des sechzehnten Jahrhunderts. Gehen und Reiten schien Heinrich verlernt zu haben. Nur in verhängter Sänfte reiste er. Licht und Luft scheuend, verbrachte der Dreiundzwanzigjährige seine Tage auf Ruhebetten. Manchmal ließ er sich ans Ufer der Saone tragen, wo eine Prunkgondel seiner wartete. In ihr verträumte der Verzärtelte, auf weiche Kissen gebettet, hinter Vorhängen die Stunden in Erinnerung an die mystisch süßen Liebesfahrten auf dem Canal Grande, bei denen er selbst einst die Rolle der Dame gemimt hatte. Das Einzige, was den König interessirte, waren die Späße der Possenreißer und Aufzüge tragikomischer Art. In einem dieser Aufzüge erschien er in einer mit Totenköpfen besäten Gewandung. Damit wollte der Entartete in eben so gruseliger wie galanter Weise das Andenken der Prinzessin Condé ehren, für deren Ritter er sich einst ausgegeben hatte und deren Bild er stets im Medaillon um den Hals trug. Es ist ja typisch für das Gebahren der Konträrsexualen, daß sie mit Neigungen zu Frauen, die ihnen nicht erreichbar sind, kokettiren. An Beispielen solcher Prahlerei hat es nie gefehlt.

Ein halbes Jahr nach seiner Heimkehr heirathet Heinrich auf Drängen der Mutter das Fräulein de Vandremont, Louise von Lothringen. Vergeblich erwartete man aus dieser Verbindung einen Thronerben. Trotzdem der König aus der Kirche von Chartres

zwei der dortigen Mutter Gottes gehörige Hemden für sich und seine Gattin mitgenommen hatte, bei deren Anlegung das Paar den Segen des Himmels erhoffte, blieb die erwünschte Wunderwirkung aus.

Die Konvenienzehe, die von der Staatsraison diktirt war, hatte auf die Lebensweise des Perversen keinen Einfluß. Sancy schreibt damals über ihn: „La corruption du temps estant telle que les farceurs, bouffons, putains et mignons avoyent tout le crédit auprès du Roy.“ Und nun begann die Periode, die unter dem Namen „règne des mignons“ bekannt ist.

Der Kosename Mignon, der zur Zeit des letzten Valois ein vielbegehrter Ehrentitel bei Hofe war, ist auf die ihn Tragenden nicht wörtlich anwendbar. Die Mignons waren nicht etwa niedliche Püppchen, wie diese Bezeichnung auszudrücken scheint. Unter ihnen waren die besten Degen Frankreichs; Männer, die für den König Blut und Leben gelassen haben. Heinrichs unmännliche Natur bedurfte, gleich der eines echten Weibes, Ergänzung durch virile Kraft. In dem Verlangen nach Schutz war seine Hinneigung zum starken Mann eben so begründet wie in erotischen Gefühlen. Durch die unnatürliche Liebe zum gleichen Geschlecht, die gerade in Frankreich, dem Lande des überschwänglichen Frauenkultus, besonderes Aergerniß erregte, verlor der Monarch das einem Staatsoberhaupt unentbehrliche Prestige. „Henry, par la grâce de sa mère inutile Roy de France et de Pologne imaginaire“: so nannte man ihn spottend. Der allgemeine Haß gegen die Mignonswirthschaft äußerte sich auf tragische Weise. Ihm fielen drei Lieblinge des Königs zuerst zum Opfer. Schomberg, Quelus und der schöne Maurignon wurden von Anhängern der Guises niedergemetzelt. Heinrich verheißt den Chirurgen hunderttausend Francs, wenn sie den schwer verwundeten Quelus retten, und Diesem selbst die gleiche Summe in écus,*) „pour luy faire avoir bô courage de guérir“. Aber trotz den schönen Verheißungen stirbt der Günstling. Der trostlose König küßt die drei Leichname, befiehlt, ihre blonden Locken abzuschneiden, um sie sich rahmen zu lassen, und nimmt dem todten Quelus eigenhändig die Ohrgehänge ab, die er ihm früher angelegt hatte.

Einige Monate später lassen die Guises einen anderen Mignon Heinrichs, den schönen und reichen Saint-Mesquin, in der Rue du Louvre niedermachen: aus Rache dafür, daß der eitle Fant

*) Ein écu hatte zur Zeit Heinrichs des Dritten einen Werth von fünf bis sechs Livres.

mit seinen Erfolgen bei der Herzogin von Guise und seinen großen Aufwendungen für diese Dame geprahlt hatte. Auch Bussi d'Amboise, ein Mignon des Herzogs von Alençon,*) fiel später durch Mörderhand. Zu der Abneigung gegen das vom Hofe adoptirte, nun gesellschaftfähige Laster kam auch die allgemeine Empörung über die schamlose Art, wie die Mignons die königliche Kasse ausplünderten. Heinrich war zwar sehr phantasiereich in der Erfindung neuer, absonderlicher Steuern; aber sie wurden niemals gezahlt: und so blieben die Einkünfte stets gering. Das Wenige war gewöhnlich schon verausgabt, bevor es einging. Oft fehlte das Nöthigste für die königliche Tafel.

Heinrich war die verkörperte Illustration zu dem Ausspruch Rabelais': „Un noble prince n'a jamais un sou." Dabei konnte der Gute seinen Mignons nichts versagen. Er begann damit, jene ominösen „Acquits au comptant" unter die Nimmersatten zu vertheilen, die sein Schatzmeister ohne Einwand auszuzahlen hatte (ein Verfahren, das später, unter Ludwig dem Fünfzehnten, ins Ungemessene ging).

Phantastisch sind die Summen, die für Joyeuse und Epernon verausgabt wurden. Diese zwei berühmtesten Mignons waren, tapfer und einflußreich durch ihre Familienverbindungen, die Stützen des Thrones. Heinrich hoffte sogar, statt des Herzogs von Guise Joyeuse an die Spitze der Ligue zu bringen, und sandte ihn deshalb (allerdings erfolglos) nach Rom. Die Grafschaft Joyeuse erhob er zum Herzogthum. Seine Schwägerin, Margarete von Lothringen, gab er dem Unentbehrlichen zur Frau. Die Hochzeit wurde mit nie gesehener Pracht gefeiert, über die die Chronisten nicht genug zu berichten wissen. Zwölfhunderttausend Ecus sollen dafür verausgabt worden sein. Auf die Vorstellungen, die ihm wegen dieser großen Aufwendung gemacht wurden, antwortete der König: „Qu'il seroit sage et bon mesnager après qu'il auroit marié ses trois enfants (par lesquels il entendoit D'Arques, La Valette et D'O, les trois mignons)." Man sieht daraus die Kostspieligkeit seiner vielseitigen Neigungen.

---

*) Alençon, der jüngere Bruder Heinrichs und präsumtive Thronerbe, war auch anormal veranlagt und hielt sich Mignons. Er starb fünf Jahre vor dem König. Sein Mignon Bussi d'Amboise war zugleich der Geliebte seiner Schwester, Margaretens von Valois. Die dem König von Navarra (der später Heinrich der Vierte hieß) angetraute Margarete, deren zahlreiche Abenteuer viel besprochen wurden, hat das Treiben ihrer beiden jüngeren Brüder (Heinrichs und Alençons) scharf gegeißelt. Sie hinterließ graziös geschriebene Memoiren.

Joyeuse starb sechs Jahre nach seiner Vermählung in der Schlacht von Courtras den Heldentod für die Sache seines Protektors. Sein Rivale in der Gunst Heinrichs, Epernon, ein Abkömmling des Gascogners Nogaret, der einst Bonifaz den Achten geohrfeigt hatte, lebte in stetem Hader mit Joyeuse. Die Eifersucht der Beiden machte dem König viel Sorge. Später verheiratete er auch diesen Liebling. Doch bei den geschmälerten Mitteln gestaltete sich diese Feier weniger prunkreich. Der von Heinrich immer „mein ältester Sohn" Genannte erhielt von Heinrich vierhunderttausend écus, die Braut, eine Komtesse de Candales, ein Perlenhalsband im Werth von hunderttausend Francs. Auf dem Ballfest nach der Vermählung tanzte der König selbst, zum Befremden der Anwesenden, und trug dabei einen aus kleinen Totenköpfen bestehenden Rosenkranz um den Gürtel.

Seine Sonderbarkeiten häuften sich immer mehr. Mit Larven vor den Augen (der aus Italien importirten damaligen Frauensitte) zog er mit seinen Mignons durch die Straßen von Paris, drang in die Häuser ein und nahm die ihm gefallenden Schoßhündchen daraus weg. Auch erfand Heinrich die „Dandy"-Mode, seine Promenaden nur mit einem Fangball (bilboquet) in der Hand, mit dem er fortwährend spielte, zu machen. Epernon und die übrigen Höflinge sah man natürlich bald auch nie mehr ohne dieses kindliche Spielzeug. Viel Aergerniß erregten die maskirten Umzüge der Mignons während des Karnevals, an denen sich der König nie anders als in Weibertracht betheiligte.

Die Anlegung von Kleidern des anderen Geschlechtes schien der Perverse auch bei Frauen zu lieben. Schon bei einem Bankett, das er zu Ehren der Eroberer von La Charité gab, mußten Hofdamen in grüner Männertracht serviren. Zu diesem fortgesetzten Mummenschanz paßt wenig das düstere Bild, das die Zeitgenossen von der blutigen Justiz des Königs entwerfen.

Schilderungen aller Art von Lustbarkeiten wechseln mit Berichten über barbarische Hinrichtungen. Sogar ein dreizehnjähriges Kind, das seinen Brotherrn nicht lebensgefährlich verletzt hatte, ist damals auf dem Platz Maubert in Paris erdrosselt und gehenkt worden. Der weibische Despot hatte gegen Alles, was seine Sinne nicht reizte, ein Herz von Stein. Mitleid kannte er nicht. Das sollten auch bald seine politischen Feinde erfahren. Heinrichs Lage war von Jahr zu Jahr gefährlicher geworden. Liguisten wie Hugenotten höhnten den Machtlosen. Die Guisenpartei sprach offen aus, daß die lothringischen Amseln bald die Lilien im Schilde Frankreichs ersetzen werden. Nur Geldmangel

im Lager der Gegner und deren ungenügende Unterstützung durch den knausernden Philipp von Spanien hatte bisher des Königs Sache noch vor dem Aeußersten geschützt. Als sich das Gewitter immer drohender über seinem Haupt zusammenzog, zeigte sich Heinrich als echten Sohn der Florentinerin. Wo diplomatische Künste und Kriegswaffen versagten, mußten die Dolche der Meuchelmörder helfen.

Guise hatte sich sehr getäuscht, als er auf die anonyme Warnung antwortete: „On n'oseroit!“ Ein galantes Abenteuer mit einer Madame de Noiremoutiers hielt den Sorglosen in der gefährlichen Nähe des arglistigen Valois zurück. Bei ihr verbrachte er seine letzte Nacht. Am nächsten Morgen durchbohrten die Höflinge den zur Staatsrathssitzung Erscheinenden im Schloß von Blois. Auch seinen am selben Tag in Haft genommenen Bruder, den Kardinal von Guise, ließ Heinrich einige Tage nachher töten. Vergebens hatte der streitbare Prälat gehofft, daß ihn der römische Purpur schützen werde. Der König wähnte, die Hydra der Ligue in ihren Häuptern getroffen zu haben. Das war ein Irrtum, der sich bald schwer rächen sollte. Der Leiche des Herzogs gab der Rohe einen Fußtritt und sprach, den leblosen Rivalen betrachtend, die doppelsinnigen, sich später unheilvoll bewahrheitenden Worte: „Mein Gott, wie groß ist er! Noch größer erscheint er tot als lebendig!“ Sogar Katharina erschrak über den selbständigen Gewaltstreich ihres Lieblingsohnes. Totkrank läßt sie sich, um ihr Gewissen zu erleichtern, zu dem alten Kardinal von Bourbon tragen, der sie wüthend anfährt: „Madame! Voilà encore un de vos tours!“ Ihren Unschuldsbetheuerungen wollte der Erzürnte nicht glauben. Die Einundsechzigjährige war tief gebeugt. Drei Söhne waren vor ihr ins Grab gestiegen; gegen den noch lebenden sah sie seit dem Drama von Blois tausend Dolche gezückt.

Ihre Politik hatte überall Schiffbruch gelitten. Alter, Korpulenz und Siechtum vergällten ihr längst die einstige Lebensfreude. Brantôme, Katharinens Bewunderer, schreibt in wenig galanter Weise: qu'elle creva de dépit. Heinrich verläßt das Krankenbett der Mutter nicht. Wie Estoile sich boshaft ausdrückt: „Par curiosité de voir, si en mourant elle n'intriguerait pas et ne feroit pas quelque coup fourré.“ Der Sohn beweint die Tote „d'un oeil“. Aus Furcht vor dem Volkshaß bestattet man sie zunächst an verborgener Stelle. Erst einundzwanzig Jahre später werden die Reste in die Königsgruft nach Saint-Denis überführt. Dort hatte sich die Medizäerin noch bei Lebzeiten in der Grabkapelle Heinrichs des Zweiten ihr Denkmal gesetzt, das sie „in

klassischer Auffassung", also völlig nackt, darstellt. So hatte sie sich meißeln lassen.

Die ersten Gerüchte von der Ermordung der Guises fanden in Paris keinen Glauben; man traute dem ängstlichen König Solches nicht zu. Als am Tag nach der Weihnacht die Schreckensnachricht sich bestätigte, brach die Volkswuth aus. Man huldigt der schwangeren Witwe des Herzogs geräuschvoll und ruft den Bruder der Ermordeten, den dicken Mayenne, herbei, damit er die Operationen gegen Heinrich leite.

Die Kirche, in der die drei Mignons, Saint-Mesquin, Quelus und Maurignon, liegen, wird gestürmt; ihre Marmorfiguren auf dem prächtigen Grabdenkmal, das ihnen der König gesetzt hatte, werden zerschlagen. Dabei schreien die rasenden Zerstörer, man solle die drei Leichen an den Galgen hängen. Bußgänge wurden veranstaltet, bei denen die Theilnehmer die brennenden Kerzen nach einem vereinbarten Zeichen auf die Erde stießen: So möge das Lebenslicht des verruchten Valois auslöschen! In den Pfarrkirchen zelebrirte man vierzig Messen. Bei der vierzigsten hielt man Wachspuppen über die Altäre und durchbohrte ihnen unter Zauberformeln die Herzgegend. Der Aberglaube hoffte, diese Zeremonie werde den Tod des Königs herbeiführen.

Für die Frivolität der Zeit ist charakteristisch, welche Art von Prozessionen die Herzogin von Montpensier, eine Schwester der Guises, durch die Straßen von Paris führte. Die schönen Büßerinnen waren nur in durchsichtige Bußhemden gekleidet; mit offenen Brüsten und barfüßig schritten sie durch eine Beifall spendende, sie mit Bonbons bewerfende Menge von Kavalieren. Alles „pro gloria dei".

Während maaßlose Raserei und glühender Rachedurst die Hauptstadt in Athem hielten, sah es um den König in Blois bedrohlich aus. Ein Anhänger nach dem anderen machte sich aus dem Staube. Sogar Gondi, der geholfen hatte, den Kardinal von Guise zu verhaften, verließ seinen Herrn. Höhnend nannte man den Vereinsamten nur noch: Le roi de Blois et de Beaugency. Weiter reichte seine Macht nicht mehr.

Doch wiederum erwies sich Heinrich in der gefährdeten Lage als fähigen Schülern Machiavells: er warf sich den Hugenotten in die Arme. Zwar verleugnete er durch diesen Schritt seine ganze Vergangenheit; auch traf ihn dafür der Bannstrahl des Papstes. Doch das Mittel hatte geholfen. Des Königs Sache, die schon verloren schien, setzte sich wieder durch. Mit dem Hugenottenheer vereint, rückte der Valois vor Paris. Als er von Saint-Cloud aus die

rebellische Riesenstadt vor sich liegen sah, rief er zornig aus: „Cette ville est grosse, beaucoup trop grosse, il faut lui tirer du sang.“ Der Sohn Katharinens wäre fähig gewesen, die unheimliche Drohung wahr zu machen. Aber vorher erreichte ihn sein Schicksal. Der Messerstich des idiotischen Mönches Clement machte diesem vielbewegten Leben ein Ende. Wer den Arm des willenlosen Werkzeuges der Rache gewappnet hat, ließ der Jubel im Lager der Gegner errathen. Man holte die Mutter Clements vom Lande und erwies der einfachen Bäuerin Ehren, als sei aus ihrem Schoß der Heiland entsprossen. Die Herzogin von Montpensier beherbergte sie. Auch der Mörder selbst, der bei dem Attentat den Tod fand, wurde als Märtyrer gefeiert.

Heinrichs Sterbelager umstanden drei Mignons: Loys de la Valette, Epernon und François d'O. In ihren Armen ist der erst Achtunddreißigjährige verröchelt. Fünfzehn Jahre lang hatte er regirt; nach seinem Tode kam die Krone an einen normal Empfindenden. Dieser ließ auf den verödeten Altären Aphroditens wieder den Kultus der liebreizenden Göttin thronen, den das ekle Laster des letzten Sprossen aus einem degenerirten Geschlecht so lange verdrängt hatte.

Paris. Erwin Riedinger.

Literatur.

Das Risorgimento.

Ehe man über die interessante, aber ziemlich entlegene Materie der Aufsätze „Das Risorgimento“ von Ricarda Huch (Leipzig, im Inselverlag) Mittheilungen macht, muß gesagt sein, daß dieses Buch in glänzender Weise eine Kunstform pflegt, die in Deutschland nun zu unleugbarer Kultur gelangt ist: die Kunst des Essays, als deren Meister wir Karl Hillebrand und Wilhelm Dilthey rühmen können (Jener näher an dem journalistischen, Dieser näher an dem gelehrten Timbre der Darstellung.). Ricarda Huch erfüllt die Form des Essays als Künstlerin; diese Studien sind kunstvoll geschrieben, von bestechender Form, von großem Schwung der Satzbildung, der höchstens manchmal zu weit genommen ist und nicht so melodisch fällt, wie er anhob. Ihre künstlerische Anschauung zeigt sich in dem Gefühl für Leben und Schicksal, in der feinen Linie, mit der sie aus dem Besonderen ins Allgemeine zu leiten weiß und das Gesetzmäßige an Erscheinungen in der Natur, im Psychologischen aufdeckt.

Das Buch hat also vor seinem historischen Interesse einen starken ästhetischen Reiz; und dieser ist doppelt: er liegt in der Form und im

aparten Stoff. Das Sonderbare, sich dieser zwischen wuchtigen Ereignissen eingekeilten Epoche, diesen komplizirten und merkwürdig halben Charakteren zuzuwenden, macht den Eindruck einer vornehmen Abseitigkeit und Differenzirtheit. In ihren Dichtungen hatte Ricarda Huch schon öfters modernes südländisches Leben dargestellt, das aber nicht so sehr rein italienische Wesenszüge trug wie die des österreichischen Südens, das durch die Mischung mit fremden Elementen, durch die Nähe deutscher Menschen einen irisirenden Schein, einen traumhaften Glanz bekam: der eine Roman mochte Einen in die Altstadt von Triest bringen, wo die südliche romantische Schönheit märchenhaft neben dem modernen Betrieb zu vegetiren scheint, eine andere Erzählung an dalmatinische Gestade erinnern. Und als ob diese Romantik in der Dichterin gleichsam fest geworden wäre, als ob die Phantasie sich historischen Halt wünschte, erwachsen ihr diese Studien über italienische Zustände unter österreichischer Herrschaft; und der Eigenart der Dichterin nach, der Art ihres Südens, ihres „Vaduz“ nach kann man sich nicht wundern, wenn man unter diesen Figuren auch einen Mann findet, der unter Savigny studirt und Bettina Brentano gekannt hat.

Schauplatz der Ereignisse, von denen wir erfahren, ist die Lombardei, die seit dem Wiener Kongreß österreichische Provinz ist; wir sind in den Kreisen der mailändischen Liberalen, den selben Kreisen, in denen Stendhal liebte und dilettirte. Diese Partei, mit ihren Häuptern, den Grafen Confalonieri und Porro, sucht modernes Leben, meist englischer Anregung folgend, energisch zu fördern. Modernes Schulwesen, moderne Bildung und die Literatur der Romantik, die mit Pellico sich verkündet, werden gefördert, obwohl der Kaiser Franz nicht gebildete, sondern gehorsame Unterthanen wünscht. Industrielle und technische Fortschritte werden erstrebt. Porro und Confalonieri sind die Unternehmer der ersten Dampfschiffahrt auf dem Po. Die romantische Literatur protegiren, heißt in diesen Kreisen, gegen das österreichische System sich auflehnen: das Blatt der antiklassizistischen Richtung, der „Conciliatore“, hat denn auch unter der Censur zu leiden und wird schließlich unterdrückt.

Die politischen Hoffnungen richteten sich auf den piemontesischen Thronfolger Karl Albert, von dem man die Verjagung der Oesterreicher erwartete. Doch dieser haltlose Mensch versagt in dem Augenblick der Entscheidung und zieht sich zurück, da grenzenlose Unüberlegtheit die hochverrätherischen Umtriebe aufdeckt. Der Romagnole Maroncelli, ein Musiker, hatte den Geheimbund der Carbonari nach Mailand zu verpflanzen gesucht und ein aufgefangener Brief führte zu seiner und Pellicos Verhaftung; die übereilte Vornehmheit des Marchese Pallavicino, der sich aus Irrthum selbst der Polizei stellte, um einen Anderen zu entlasten, deckte die Verbindung mit Karl Albert auf und es kam nun zu politischen Prozessen, die unter des Südtirolers Salvotti Vorsitz geführt wurden. Salvotti wirkt mit der unfehlbaren Sicherheit des Inquirirens, mit seiner Schönheit, mit der Süßigkeit

seiner Stimme; Sympathie mit dem Dichter und dem Musiker verträgt sich in ihm mit pedantischer Anwendung des Gesetzes, so daß in Italien heute aus ihm ein schöner Dämon, ein Satan geworden ist.

Diese Prozesse endeten mit der Gefangenschaft des hervorragendsten lombardischen Liberalen auf dem Spielberg. Es wanderten auf die mährische Festung unter Anderen Confalonieri, Pellico, Maroncelli, Pallavicino und der Franzose Andryane. (Ein anderer Franzose, Stendhal, wurde ausgewiesen.) Die Gefangenen standen fast unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaisers, der sich über Alles, auch von dem Geistlichen, genau unterrichten läßt, die Haft verschärft, indem er die Aussicht auf die Ebene vermauern läßt, Lecture verbietet und unwürdige Arbeit verlangt; so hofft er, die Besserung der ungehorsamen Söhne mit väterlicher Strenge zu erreichen. Acht, zwölf, vierzehn Jahre in harter Haft brechen die ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Geister; der Eine verläßt den Spielberg als Greis, der Andere als Frömmler; Einer nur mit einem Bein, wieder Einer erliegt den Qualen; und nur Pallavicino überdauert, dank seiner natürlichen Oberflächlichkeit, ungeschwächt die Haft und erlebt sogar das geeinte Italien. Die Anderen, Gebrochenen, fristen ihr Leben noch ein paar Jahre in Amerika, in Frankreich, verehrt als Märtyrer der Freiheit. Ihre Bücher berichten von unsäglichen Leiden: das Silvio Pellicos wird ja noch heute gelesen. Die Freundschaften freilich, die das selbe harte Schicksal unter diesen Männern gebildet, lösen sich jetzt in der Freiheit durch die Enthüllungen in den Schriften; und so sinkt diese Generation ins Grab, ohne mehr erzielt zu haben als die vorbereitende Stimmung für künftige heftigere Umwälzungen.

Diese Geschichte stellt Ricarda Huch in sieben Portraits dar; sie zeichnet uns den undurchdringlichen Confalonieri, den melancholischen Pellico, den leichtlebigen Maroncelli, den korrekt treuen Salvotti, den kleinlichen Kaiser Franz, den haltlosen Karl Albert, den oberflächlichen Pallavicino. Diese Epitheta sollen den Charakter der einzelnen Figuren nur kurz bezeichnen, um ein Bild von der Abwechselung und der Reichhaltigkeit der Studien zu bieten. Vielleicht wäre der Kaiser Franz, von dem ja nur seine Beziehungen zum Spielberg gegeben sind, entbehrlich und einiges Nothwendige über ihn in den anderen Aufsätzen unterzubringen gewesen; gegenüber der Fülle der anderen Aufsätze scheint dieser zu klein.

In den Männern, die das österreichische Regime zu stürzen trachteten und nach schweren Leidensjahren von dem enthusiasmirten Volk vergöttert wurden, erkennen wir impulsives Naturell; bei allem Temperament und aller Zähigkeit einen bezeichnenden Mangel an festen politischen Leidenschaften. Diese Männer haben ihr Höchstes hingegeben für ein Ziel, das sie sich eigentlich kaum gestellt hatten, das ihnen der Zufall brachte, eine Begegnung, die Empfehlung eines Freundes. Statt in die Oper geht der Eine ohne große Leidenschaft in eine politische Versammlung: und das Schicksal packt ihn dort. Sie gaben ihre

Freiheit, ihre Gesundheit, ihre Kraft hin, ohne sich selbst hinzugeben. So war das Fehlschlagen dieser nationalen Erhebungen vor Allem einer gewissen Charakterlosigkeit zuzuschreiben. Und gerade der Feind gab den Revolutionären das Beispiel des Zusammenhalts in einer wundervollen Korporation, in der österreichischen Armee: ihr Geist, ihre Noblesse (auch gegen Rebellen) mußten bis zuletzt, bis 1866, der oberflächlichen und unzuverlässigen Nation, trotzdem diese die anfeuernde Idee der Freiheit und Einigkeit besaß, den ehrlichen, geraden Erfolg vereiteln.

Die Ereignisse vollzogen sich aber mit einer solchen natürlichen Selbstverständlichkeit, daß die einzelne Person, selbst die Garibaldis oder Cavours, in ihren Reden nicht den Arm, in ihrem Kampf nicht den Säbel über das Niveau des dahingleitenden Stromes der Entwickelung erhebt. Die Entwickelung zum Nationalismus konnte, so natürlich wie eine Geburt, vor sich gehen auch ohne Personen von ganzem Menschheitwerth. Es gehört zum Wesen solcher Krisen, daß sie zu klein sind, um im Wirken eines genialen Menschen den Gipfelpunkt bilden zu können. Die italienische Entwickelung wurde einfach mitgenommen, mitgetrieben von parallelen Emotionen. In diese Werthschätzung korrigirt sich uns unter allen Umständen der begreifliche und immerhin löbliche Enthusiasmus, der Viktor Emanuel und Garibaldi an allen schönen Stätten eines herrlichen Landes, von der Riva dei Schiavoni bis zur kleinen, romantisch verkommenden Provinzstadt, Denkmale setzt, Dokumente einer kunstarmen Zeit.

Uebersetzungen.

Die erste große Epoche deutscher Uebersetzungskunst hat in der Romantik begonnen: künstlerische Uebertragungen waren Angelegenheit der „progressiven Universal-Poesie“, wurden programmatisch in Szene gesetzt, eigentlich als interne Angelegenheit der Literaten, die, selbst in minderem Maß produktiv, romantische Formen und romantische Stoffkreise erschlossen, vielfach mit Nebenabsichten der Polemik und der Clique. Fortgewirkt haben die romantischen Uebersetzungtendenzen bis in die sechziger Jahre, bis zu den schwäbischen Uebersetzern etwa, die die griechischen und römischen Prosaiker und den Cervantes verdeutschten. Im Ganzen eine imposante Uebersetzungthätigkeit, eine prachtvolle Bewährung des klassischen Deutsch, das Wieland, Goethe, A. W. von Schlegel durchgesetzt hatten.

Wenn wir heute eine neue Uebersetzungskunst einsetzen sehen, so dürfen wir ihre Nothwendigkeit aus einer in manchen Punkten sehr starken Veränderung unseres Sprachgefühles erklären. Ein neuer Adel des Ausdruckes im Plato, ein neues Pathos im Sophokles, eine andere Form für das Zutrauliche im Homer sind uns unabweisliche Forderungen geworden, deren Erfüllung ja auch zum Theil schon da oder bald zu gewärtigen ist. Welchem geänderten Lebensgefühl dieses Sprachgefühl entspringt: Das auseinanderzusetzen, wäre hier wohl

etwas zu weitläufig. Aber andeuten möchte ich, daß unsere größten seelischen Bereicherungen durch die Dichtkunst seit den Tagen der Romantik mit den Namen Balzac, Gottfried Keller und Dostojewskij zu bezeichnen wären. Es ist kein Zufall, daß es Epiker sind: die Disposition fürs Drama hat sich verringert. Und während die Erneuerung unseres ewigen Besitzes an griechischer Kunst von der deutschen Sehnsucht, von idealer Weltflüchtigkeit gewünscht wird, sucht der thatkräftige deutsche Geist sich im Reichthum des neunzehnten Jahrhunderts auszubreiten und ihn für sich zu fixiren.

Und so wird in die Breite übersetzt. Aber sprechen wir dabei nicht gleich von Sprachkunst. Denn wer, der die letzten zehn Jahre unserer Dichtkunst miterlebt hat, wird nicht einen guten französischen oder englischen Autor gut übersetzen können? Wir wollen doch nicht überall gleich von „Kunst" sprechen. Unsere großen schönen Gesammtausgaben, der Ibsen, der Dostojewskij und der Balzac, sind ausgezeichnete Leistungen der Verleger, die die Konstellation erkennen und benutzen. Ich schreibe diese Zeilen, nachdem im Inselverlag die große Ausgabe von Balzacs „Menschlicher Komoedie" erschienen ist, die Hofmannsthal, wie schon Tausendundeine Nacht, wie den Lafcadio Hearn, mit einer prachtvollen Vorrede versieht. Es darf nicht verschwiegen werden, wie sehr durch seine außerordentlichen Einleitungen das Festliche (man kann sagen: das souverain Festliche) dieser Bücherreihen geschaffen wird; auch eine Delikatesse der modernen Buchkunst. Denn obwohl diese Bücher nur Wenige in die Hand nehmen werden, die nicht Gelegenheit und Lust hatten, die Originale zu lesen, kommt bei uns eben noch Etwas hinzu: die Freude am schönen Buch. Manche Uebersetzung wird uns von den prachtvoll ausstattenden Verlegern suggerirt.

Freilich: Manches von der Freude am deutschen Buch steckt auch traditionell in uns, die wir unseren Dante, unseren Shakespeare, unseren Plato in deutscher Sprache im Schrank stehen haben, im Bewußtsein, daß es irgendwie mit dem Kulturwunsch Goethes zusammenfällt. Vielleicht sind wir so schwerblütig, so gewissenhaft und so treu, daß uns eine Dichtung in unserer eigenen Sprache erscheinen muß, damit wir sie vollständig in uns aufnehmen können. Die Franzosen haben E. T. A. Hoffmann der ungewöhnlichen Stoffe wegen übersetzt; und die Engländer lesen Goethe deutsch. Wir lesen den Balzac in der Uebersetzung und nehmen seine Bücher gar nicht so sehr aus Stoffhunger in die Hand (der ja hier, wenn irgendwo, am Platz wäre), sondern, um eine Form zu genießen. Aber vielleicht haben nur wir „mythische Uebersetzungen", wie sie Novalis einmal verlangte: die „uns nicht das wirkliche Kunstwerk geben, sondern dessen Ideal". Was könnte unsere Vorliebe für Uebersetzungen schärfer charakterisiren? In diesem Wort des Novalis liegt eine ganze Menge Wahrheit über uns Deutsche; wir können eine kleine, eine vielleicht nur winzige Lächerlichkeit konstatiren, die ganz rührend ist.

Wien. Max Mell.

Moderne Fehme.

Im Jahr 1904 habe ich, unter dem Titel „Das Wesen des Judenthums“, in der „Zukunft“ einen Aufsatz veröffentlicht. Ein unfreiwilliges Bekenntniß. Jahre lang hatte ich diese die Grundlagen des Judenthums unterwühlenden Gedanken zu unterdrücken und vor meiner Umgebung zu verheimlichen versucht. Ich hatte genug gekämpft und gelitten und wollte nun auf dem Posten eines Bibliothekars der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, den ich endlich errungen hatte, ein ruhiges Leben führen. Aber es war, als ob mich eine dämonische Gewalt ergriffen hätte. Unablässig drängte es mich, Das, was ich für wahr erkannt hatte, öffentlich auszusprechen. Auf die Dauer konnte ich diesem Drang nicht widerstehen. So kam es zur Veröffentlichung.

Ich gestehe, daß es eine Feigheit von mir war, solchen Artikel unter einem Pseudonym erscheinen zu lassen. Aber wer je in einer ähnlichen Lage freiwillig seine Existenz geopfert hat, Der werfe den ersten Stein auf mich. Ich sagte mir: Als Bibliothekar einer Jüdischen Gemeinde habe ich nur zwei Pflichten; ich muß die Bücher in Ordnung halten und einen anständigen Lebenswandel führen. Das Recht, meine religiösen Anschauungen zu bekennen, hätte ich auch dann nicht verwirkt, wenn ich als Geistlicher angestellt gewesen wäre. Das behauptete und behauptet man wenigstens stets da, wo es sich um einen christlichen Theologen handelt. Schließlich dachte ich auch nicht von fern daran, aus meiner Meinung irgendwelche Konsequenzen zu ziehen oder gar sie systematisch zu propagiren. Ich wollte mir nur Das, was ich auf dem Herzen hatte, herunterreden, um mich dann ausschließlich meinen wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen.

Wer vermag die Folgen einer Handlung vorauszusehen? Eine sachliche, in mäßiger Form sich bewegende Diskussion hatte ich erwartet: und ein Sturm entstand. Schon der Inhalt dieses Artikels hatte eine ungeheure Erregung der Gemüther bewirkt. Nun trat noch das persönliche Moment hinzu. Ein Herr Moses, mit dem ich Jahre lang verkehrt hatte, hatte kurz vorher einen „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“ gegründet. Bei aller Geschäftstüchtigkeit wollte es ihm aber doch nicht gelingen, das Unternehmen in die Höhe zu bringen. Es siechte an mangelndem Interesse dahin. Da kam die Rettung. Aus mancherlei Aeußerungen, die ich ihm gegenüber gethan, war er dahinter gekommen, daß ich den pseudonym erschienenen Artikel verfaßt habe. Fortan prangten in seiner Zeitschrift ungefähr folgende Aufschriften: „Die Entlarvung! Die Spießgesellen! Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde als Mitschuldiger! Das Judenthum in Gefahr! Nieder mit den Wölfen in den Schafspelzen! Abonnirt auf den Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes!“ Aber auf die Dauer konnte die Thatsache, daß ich der Verfasser des „famosen“ Artikels sei, nicht genügen, um das Interesse für dieses Blatt wach zu halten. Nun schritt mein Freund zu Verdächtigungen

kräftigerer Art. Er erzählte, daß ich schon vor meinem Eintritt in das Amt eines Bibliothekars heimlich getauft war, daß ich im Solde der Judenmission mich als Spion, als Spitzel in die Jüdische Gemeinde eingeschlichen habe, um von dieser erschlichenen Position aus das Judenthum in die Luft zu sprengen. Diese böswillig ausgestreuten Gerüchte pflanzten sich in allen Zeitungen und Kreisen, die nur in irgendwelcher Beziehung zum Judenthum standen, wie ein Lauffeuer fort. Man beschimpfte, verfluchte mich als einen Antiochus Epiphanes, einen Pfefferkorn, einen Justus Briman, als einen der gefährlichsten und hinterlistigsten Verräther, den die jüdische Geschichte je gekannt hat.

Inzwischen hatte mich der Vorstand der Jüdischen Gemeinde in einem lakonischen Schreiben aufgefordert, zu erklären, ob ich der Verfasser des Artikels sei. Mir standen nun drei Wege offen. Ich konnte die Autorschaft leugnen. (Das hätte man wohl am Liebsten gesehen.) Ich konnte die Missethat bekennen und zugleich die daran geknüpften Verdächtigungen widerlegen. Ich konnte den „Freund" verklagen. Aber ich that nichts von Alledem, sondern schrieb auf die kurze Anfrage die kurze Antwort: „Auf Ihre Anfrage theile ich Ihnen mit, daß ich der Verfasser jenes Artikels bin." Damit war die Sache für mich erledigt.

Nun kam, was kommen mußte. Ich wurde sofort aus dem Amt entlassen. Darauf war ich gefaßt. (Was ich aber nicht erwartet hatte, war, daß man mir das Vierteljahresgehalt, das mir gebührte, vorenthielt.) Seit meiner Entlassung sind nun sechs Jahre verstrichen. Was wird nicht in solchem Zeitraum verziehen und vergessen! Mir aber ist noch immer nichts vergessen, nicht verziehen worden. Noch immer wird mir, dem heimlich Getauften, dem Spitzel, dem Spion, der sich in ein jüdisches Amt eingeschlichen habe, jede Existenzmöglichkeit abgeschnitten. Noch immer ergeht es mir wie dem Soldaten in Galizien, der von seinem Vorgesetzten, einem frommen Glaubensgenossen, dabei ertappt wurde, daß er am Sabbath eine Cigarre rauchte; er erhielt dafür eine Backpfeife und wurde noch obendrein wegen irgendeines Vergehens gegen die Subordination, das der fromme Vorgesetzte als Züchtigungsgrund vorschützte, bestraft.

Ich weiß, wie leicht man sich in einen Verfolgungwahn hineinreden kann und wie skeptisch solche Klagen aufgenommen werden. Ich sehe mich deshalb gezwungen, alle Rücksichten fallen zu lassen und Begebenheiten und Personen, so weit es für die Kontrole meiner Angaben nöthig ist, unzweideutig zu nennen.

Es war etwa anderthalb Jahre nach meiner Entlassung. Alle Anstrengungen, mir eine neue Existenz zu gründen, waren gescheitert. Meine Lage wurde immer unhaltbarer. Eine mir befreundete Familie, die meine Situation nicht länger mit ansehen konnte, brachte einen kleinen Kreis zu der Verpflichtung, einen Vortragscyklus über das Wesen der Bibel bei mir zu hören. Unter den Zuhörern war die Frau eines Arztes, der in der Klinik des der Jüdischen Gemeinde nahestehenden Professors Hermann Senator beschäftigt war. Dieser Professor ließ

nun den ihm Untergebenen kommen und machte ihm klar, daß die Frau bei mir nicht hören dürfe. Und sie that es nicht mehr.

Einige Zeit danach bewarb ich mich bei der Humboldtakademie um eine Dozentur. Mein Gesuch wurde genehmigt. In der Sitzung, in der die Genehmigung erfolgt war, hatte ein Vorstandsmitglied gefehlt. Als dieser Herr von dem Geschehenen erfuhr, stellte er die Kabinetsfrage: Er oder ich. Er blieb und ich mußte gehen. Dieser freundliche Herr hieß wiederum Hermann Senator. Natürlich hatte er in der Humboldtakademie nicht etwa gegen mich einzuwenden, daß ich „heimlich getauft“ oder ein Spion sei, sondern, daß meine wissenschaftliche Qualifikation ihm nicht zusage. Sonst nichts.

Alle Bemühungen dieser edel denkenden Herren scheiterten doch an der Zähigkeit, mit der ich am Leben hing. Als ich es nicht länger aushalten konnte, flüchtete ich mit meiner Lebensgeschichte in die Oeffentlichkeit. Die Schrift verschaffte mir Freunde und Gönner. Ich konnte nun eine Weile sorgenlos an der Ausführung der Talmudausgabe, die ich mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte, arbeiten. Vorher schien mir aber nöthig, über den Organismus des vortalmudischen Judenthumes und die Stellung des Talmud in diesem Organismus Klarheit zu schaffen. Mir kam nicht darauf an, zu erfahren, was irgendein X oder Y in irgendeiner Zeit erlebt, sondern, wie der Gesammtkörper der Nation in den verschiedenen Epochen und Perioden konstant auf Reize reagirt hat. So gefaßt, lief die Frage im Grunde auf eine Naturgeschichte der jüdischen Partei- und Gemeindestruktur in der vortalmudischen Zeit hinaus. Da es sich um Wesenszüge handelte, die in der Zeiten Lauf wohl modifizirt, nie aber völlig geändert werden können, so glaubte ich, die Partei- und Gemeindestruktur des Ghettos, wo das Judenthum sich doch am Reinsten erhalten hat, zur Vergleichung heranziehen und dadurch die in den Quellen unklar sich spiegelnden Züge rekonstruiren zu dürfen. Der Versuch war neu, der Weg noch ganz unbetreten. Ein dreijähriges Studium, so intensiv es auch betrieben wurde, konnte deshalb nur ein spärliches Ergebniß zeitigen. Aber ich tröstete mich mit dem Bewußtsein, daß selbst ein nur auf diesem Weg ermittelter Wesenszug für die Wissenschaft vielleicht werthvoller sei als die ganze raisonnirende Literatur, die die Forschung auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte bisher hervorgebracht hat.

Das Buch, worin ich die Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte, konnte neue Feindschaft gegen mich heraufbeschwören. Als ein Förderungmittel für die Ausführung des Talmudplanes war dieses Buch gedacht. Als es aber fertig vor mir lag, konnte ich nicht länger zweifeln, daß ich mich da wieder in eine Sackgasse verrannt hatte. Der Grundgedanke dieses Buches, daß die ganze bisherige Forschung auf dem Gebiete der vortalmudischen Geschichte wegen Mangels einer empirischen Grundlage werthlos sei, konnte mir selbst die Fachgelehrten, die bisher für mich eingetreten waren, entfremden.

Aber meine Befürchtungen wurden noch weit übertroffen. Kurz

nach dem Erscheinen des Buches veröffentlichte ein Herr Goldschmidt (natürlich nur im Interesse der Wissenschaft) gegen mich eine Brochure. Da stand nicht nur, daß ich ein Ignorant, ein Analphabet, nein: auch, daß ich ein Hochstapler, ein Gauner, ein ganz minderwerthiges Subjekt sei. Das sagte er aber nicht offen und klar, sondern in versteckten, gewundenen, vieldeutigen Redewendungen. Dieses Pamphlet wurde in einer Massenauflage hergestellt und überallhin, wo man irgendwelches Interesse für oder gegen mich vermuthete, mit einem persönlichen Begleitschreiben verschickt. Die Wirkung blieb nicht aus. Fast alle Fachgelehrten, die früher für mich und mein Lebenswerk großes Interesse bekundet hatten, sagten sich nun von mir los oder zeugten gar öffentlich gegen mich. Eine Fluth von Schimpf und Spott ergoß sich in der Fachpresse über mich und wälzte sich von hier in die angesehensten Tageszeitungen. Die jüdischen Zeitschriften stimmten Jubelhymnen an auf den heldenmüthigen Mann, der den Kampf gegen den Drachen gewagt und Israel endlich von seinem ärgsten Feind befreit hatte. An der Spitze dieser Korybanten schritt natürlich der „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“. An seinem Kopfe prangten Wochen lang Aufschriften, wie etwa: „Jakob Fromers Glück und Ende! Das Zerplatzen des aufgeblasenen Frosches! Die Tragikomoedie!“

Das Schlimmste war, daß sich auch Freunde und Gönner in Folge dieser Hetze von mir zurückzogen. Den Wenigen, die noch zu mir hielten, rieth ich selbst, die Hand von dem hinabrollenden Stein zu lassen.

Einer meiner Freunde wollte auf diese Warnung nicht hören und suchte in einer angesehenen Tageszeitung, an der er als Mitarbeiter thätig war, Etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Der Chefredakteur hob die Achseln: „Das ist ja der Mann, der heimlich getauft... Pfui!“ Erst als ihn mein Freund versicherte, das Alles sei nicht wahr, willigte er ein. Kaum war der Aufsatz erschienen, so wurde der Chefredakteur telephonisch, telegraphisch, brieflich und persönlich unablässig bestürmt: „Das ist ja der Mann, der heimlich... Wie konnten Sie nur für Den eintreten?“ Am nächsten Tag erschien in der selben Zeitung eine Berichtigung von „hochgeschätzter Seite“. Darin wurde versichert, daß man gegen den „noch sehr lebendigen Jakob Fromer“ sonst nichts einzuwenden habe, als daß er ein kompletter Ignorant sei.

Vor einigen Tagen traf ich einen Herrn, mit dem ich früher sehr befreundet war. Er ist ein streng orthodoxer Jude und hat bei der berliner Jüdischen Gemeinde eine mächtige Stellung. Ich habe ihn deshalb in den letzten Jahren meiden zu müssen geglaubt. Nun forderte er mich zu einer Aussprache auf. „Ich bin,“ sagte er ungefähr, „wie Sie wissen, ein Starrgläubiger von der dunkelsten Art. Ich bin aber tolerant genug, um Sie wegen der Ansichten, die Sie geäußert haben, weder zu hassen noch zu verachten. Was ich Ihnen aber niemals verzeihen kann und was mir unmöglich macht, mit Ihnen weiter zu verkehren, ist, daß Sie heimlich getauft...“ Und so weiter. Auf meine Frage, woher er Das so genau wisse, erwiderte er: „Alle behaupten es.

Es ist auch tausendmal gedruckt worden. In allen Jüdischen Gemeinden des In- und Auslandes, überall, wo Ihr Name erwähnt wird, sagen die Leute: ‚Das ist der Mann'; und spucken aus. Uebrigens hier das Allerneuste." Er zeigte mir eine Brochure, die in diesen Tagen erschienen und gegen Herrn Theodor Lessing gerichtet ist. Der soll in einer jüdischen Zeitung von den galizischen und besonders von den krakauer Juden unangenehme Dinge erzählt haben. Deshalb habe, wie berichtet wird, die krakauer Gemeinde geklagt. Sie scheint aber damit wenig Glück gehabt zu haben. Nun wurde einem jungen Manne, Herrn Benjamin Segel, der Auftrag ertheilt, gegen Herrn Lessing diese aus „lauter Brillanten" bestehende Brochure zu schreiben. So weit hatte ich mit der Sache nichts zu thun. Der Herausgeber der Jüdischen Zeitung, die Lessings Erzählung abgedruckt hat, heißt Ludwig Geiger. Er hat einst meine Anstellung als Bibliothekar empfohlen. Daher die Verwandtschaft. Und nun heißt es: „Man erinnert sich noch jenes famosen Jakob Fromer, eines vollkommenen Ignoranten, den Geiger, zum Staunen aller Kenner, der berliner Jüdischen Gemeinde als Bibliothekar aufgemutzt hatte; dessen einziges Verdienst war, sich in Breslau heimlich getauft zu haben, weshalb Friedrich Delitzsch (der Brochurenschreiber verwechselt offenbar meinen Lehrer und Gönner Friedrich Delitzsch mit seinem Vater Franz Delitzsch, der sich bekanntlich für Judentaufen interessirt hat) ihn empfahl. Als er schon in Amt und Würden saß, machte er in Verbindung mit Maximilian Harden einen feigen und niederträchtigen Ueberfall auf die Lehren des Judenthums. Es gab einen großen Skandal und der Fromer wurde davon gejagt. Doch fand Herr Professor Geiger es merkwürdiger Weise nicht für nöthig, zusammen mit seinem Schützling auf seine Würden zu verzichten. Jener Fromer ist seitdem offen zum Antisemitismus übergegangen und bemüht sich, in eine Reihe unendlich geschmackloser, von tiefster Ignoranz und bodenloser Frechheit zeugender Schriften den Talmud und das ganze Judenthum zu denunziren." Und so weiter.

Das sagt man in einer Brochure, die nur für Eingeweihte bestimmt ist, in der man sich deshalb keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Wäre aber unser galizischer junger Mann Vorstand einer krakauer Akademie (und was nicht ist, kann ja noch werden), so würde er mein Gesuch um Zulassung als Dozent natürlich nur ablehnen, weil ihm meine wissenschaftliche Qualifikation nicht zusagt.

Wenn ich nicht so entsetzlich darunter litte, könnte ich mich unbändig über den Hereinfall freuen, den die Herren von der Fehme bei mir erlebt haben. So gering ich auch diese Leute einschätze: immerhin glaube ich, daß sie Etwas wie ein Gewissen haben und daß dieses sie in unangenehmer Weise quält und beißt, wenn sie zur Einsicht gelangt sind, daß sie unrecht gehandelt haben. Nun, Ihr lieben Leute! Ihr habt sechs Jahre lang einen Menschen unschuldig gequält, gemartert, gepeinigt. Die Voraussetzung, aus der Ihr das Recht, all dieses Schändliche gegen mich zu thun, abgeleitet habt, ist falsch. Mein einziges Ver-

brechen bestand darin, daß ich die Gedanken, die sich mir im Verlauf eines Jahrzehnte langen Studiums aufgedrängt hatten, in einer in gebildeten Kreisen gelesenen Zeitschrift veröffentlicht habe. Ich habe die Bilanz aus Dem, was das Judenthum für die Menschheit gethan hat und noch zu thun im Stande ist, gezogen und gefragt, ob denn alle diese Leistungen für die Kultur so werthvoll seien, daß man ihretwegen danach streben müßte, das Judenthum für alle Ewigkeit zu erhalten. Diese Frage habe ich nicht an die wahrhaft Frommen, die sich einzig vom Glauben leiten lassen, gerichtet, sondern an die modernen Juden, die innerlich mit dem Glauben ihrer Väter vollständig gebrochen haben, die weder von einer Offenbarung noch von Ceremonialgesetzen noch von der messianischen Zukunft Etwas wissen wollen und dennoch bestrebt sind, das Judenthum zu erhalten. An diese jüdischen Neuromantiker, die sich über ihre Inkonsequenz durch einen Wust von Phrasen hinwegzutäuschen suchen, habe ich die Frage, die wohl unzählige klar denkende Menschen bereits erwogen, aber noch niemals auszusprechen gewagt haben, gerichtet: ob es nicht eine Gewissenlosigkeit sei, das aus einer anomalen Existenz nothwendig entstehende Marthyrium des jüdischen Volkes, ohne gläubig zu sein und ohne sich davon Nutzen für die Kultur versprechen zu können, ins Unendliche verlängern zu wollen.

Das ausgesprochen zu haben, könnt Ihr, meine Herren von der Fehme, so beschränkt Ihr auch sein möget, in einer Zeit, wo man über die Existenzberechtigung aller Konfessionen, Völker und Stände, ja, sogar der ganzen Menschheit ungestraft reden darf, mir unmöglich als Todsünde anrechnen. Was Eure Verfolgungwuth (wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens) begreiflich macht, ist Euer Glaube, daß ich der Mann sei, der heimlich getauft ist, und so weiter. Euer Glaube aber beruht auf einer Täuschung. Ich habe mich nie taufen lassen, bin nie aus dem jüdischen Glaubensverband ausgetreten, war nie mit Judenmissionaren in Verbindung, habe nie für antisemitische Zeitungen geschrieben, nie einen feindsäligen Schritt gegen das Judenthum gethan.

Ich ließ bisher alle diese Verleumdungen unwidersprochen über mich ergehen, weil ich mich geekelt habe, mich damit zu befassen; weil es mir gleichgiltig war, wie Leute solches Schlages über mich denken und urtheilen; weil ich trotz den schlimmsten Erfahrungen von dem Glauben nicht lassen wollte, daß dieses Geschreibe für die Dauer doch nicht im Stande sein werde, billig denkende Menschen gegen mich zu beeinflussen. Nun aber ist ihm fast gelungen, mir meine treusten Freunde zu entfremden, mein Lebenswerk zu zerstören, meine Existenz zu vernichten. Nun ist erreicht, daß ich mich endlich gezwungen sehe, meinen Widerwillen zu überwinden und öffentlich die Unwahrheit abzuwehren. Ich muß jetzt abwarten, ob die genannten Herren öffentlich ihre Verdächtigungen zurücknehmen werden. Dann kann ich mein Leben fristen und still meine wissenschaftliche Arbeit nach bester Kraft weiterführen. Die mag man beurtheilen; die Menschenhetze aber aufgeben.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. September 1910.

Paralipomena.

Im August besuchte mich ein pariser Poet, der sich ernsthaft auch um Politik bekümmert und dem Deutschland nicht ein dicht an Sibirien grenzendes, von arbeitsamen Barbaren bewohntes Sagenreich ist. Eine Nebenabsicht des Besuchers war, mich zu überzeugen, daß in Frankreich kein halbwegs vernünftiger Mensch mehr an Revanche, an die Möglichkeit eines franko-deutschen Krieges denke. „Wir haben verzichtet. Nicht nur, weil unsere Bevölkerungziffer so tief unter Ihrer geblieben, sondern, weil der kriegerische Geist überhaupt ausgestorben ist. Die Leute, die jetzt den Ton angeben, haben das Leid der Niederlage nicht mit bewußten Sinnen erlebt; sie waren 1870 noch Kinder und hören von Gravelotte, Sedan und Metz wie von längst verschollener Zeit. Das Gefühl des Deutschenhasses wird kaum noch begriffen; regte sich nicht einmal, als die Marokkosache kritisch geworden war. Wir verstanden Sie einfach nicht. Zuerst Gleichgiltigkeit, sogar Zustimmung; dann eine lange Reihe ärgernder Nadelstiche. Sie sahen ja, daß selbst ältere Politiker, Hanotaux, Rouvier und Andere ihrer Generation, zu jeder denkbaren Nachgiebigkeit bereit waren. Die plötzliche Ueberrumpelung, nach all den leisen und lauten Artigkeiten, die, besonders oft von Ihrem Kaiser, über die Vogesen gekommen waren, hatte uns freilich aus dem Schlaf geschreckt und gezwungen, für die Schlagfertigkeit unseres Heeres zu sorgen. Die Deserteurgeschichte in Casablanca schuf für ein paar Tage eine Kriegsstimmung. Die Geduld war verbraucht; wir hatten, Alle, das Gefühl, daß

man uns ohne Grund reizen, demüthigen oder herausfordern wolle, und waren entschlossen, unsere Haut theuer zu verkaufen. Keine Spur mehr von Angst; jede Entscheidung schien erträglicher als die stete Nervenzerrung. Ich bin nah an Vierzig; habe aber nur diesen einzigen Augenblick ernster Kriegsgefahr erlebt. Das ist nun auch schon lange vorbei und die Verkehrsformen der beiden Völker sind inzwischen angenehmer geworden, als sie je waren. Wir sind dicht vor einer völligen Versöhnung. Warum sind Sie nicht dafür und lassen sich in den Ruf eines alldeutschen Franzosenfeindes bringen? Nehmen Sie das Halbdutzend Schreier, die revanchards, die von der Plakattrauer um die verlorenen Provinzen leben, doch nicht ernst! Unsere Demokratie will ehrlichen Frieden und ist jeder nationalen Rachsucht fast allzu fern. Deutschland und Frankreich gehören zu einander. Wenn der letzte Empfindlichkeitrest geschont wird und bei Ihnen der schädliche Wechsel zwischen Streicheln und Stechen aufhört, wenn, zum Beispiel, der Kaiser nicht, wie in den Zeitungen stand, im Herbst auf das Schlachtfeld von Waterloo geht, kann Alles schnell in Ordnung kommen. Und später ist dann nur noch ein edler Gestus nöthig: die Abtretung irgendeines Grenzbezirkes, des allerkleinsten, in dem ganz französische Menschen leben; nur ein symbolischer Akt, der die Rechtsverletzung reparirt und uns die Möglichkeit giebt, ohne Scham auch offiziell einen Strich unter das Vergangene zu ziehen. Ich wäre glücklich, wenn Sie..." Das alte Lied. In so feiner Variation hatte ichs ein Weilchen nicht gehört. Natürlich auch die alte Antwort. „Ich liebe den Genius Ihres Landes, die Kultur und Kunst Frankreichs, habe ihm, so gut ichs vermochte, Liebe zu werben versucht und nie Grund zu der albernen Preßmär gegeben, die mich ennemi de la France nennt. Pangermaniste? So heißt heutzutage bei Ihnen Jeder, der eine tapfere deutsche Politik empfiehlt. Die von Ihnen erwähnten Fehler habe ich hart genug getadelt. Ein Volk vom Temperament des französischen darf man nicht demüthigen, ohne es zugleich zu schwächen: darf man nicht durch wechselnde Behandlungmethoden ärgern. Wenn die Schonung reizbarer Schwäche freilich so weit gehen soll, daß man dem Kaiser zumuthet, auf den Besuch eines Schlachtfeldes zu verzichten, wo vor hundert Jahren das napoleonische Frankreich besiegt worden ist und das ihn als Kriegsherrn und Enkel Wilhelms interessiren muß, dann mache ich nicht mit;

Kinderei braucht ein Erwachsener nicht zu respektiren. Ich finde, daß wir an Freundschaftwerbung und zärtlicher Rücksicht längst zu viel geleistet haben und daß insbesondere die neuen Manteuffeleien im Reichsland rasch aufhören müßten. Das Triumvirat Wedel-Bulach-Zeppelin meint es sicher gut; vergißt aber, daß in einem Lande, das seit vierzig Jahren zum Deutschen Reich gehört, endlich ohne schwachgemuthes Zagen deutsch regirt werden muß; und kommt dadurch nie ins nothwendige innere Einvernehmen mit den Militärbehörden. Versöhnung? Sehr willkommen; meinetwegen auch mit dem symbolischen Akt, den Sie wünschen. Zwirnsfäden sollen uns nicht festhalten. Nur: das Kinderwort ‚Versöhnung' sagt mir nicht viel. Was haben Sie zu bieten? Mindestens unbedingte Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Zustandes? Nein. Das, sagen Sie, geht Ihnen wider die Ehre. Gut. Ein Schutz- und Trutzbündniß ist erst recht nicht zu haben. Was also? Frankreich hat, als der militärisch Schwächere (verzeihen Sie; wir müssen die Dinge doch beim rechten Namen nennen), ein Lebensinteresse daran, ‚gut mit uns zu stehen' und uns so aus der Möglichkeit zu drängen, auf seinem Boden uns für anderen Verlust schadlos zu halten. Solche Wünsche dürfen wir nicht erfüllen; nicht aus Eitelkeit eine ‚Versöhnung' erstreben, die nur der Französischen Republik Vortheil schafft, unsere Stoßkraft aber mindert. So lange Frankreich überall der Freund unserer Feinde ist, müssen wir uns hüten, durch leichtsinnig übernommene Höflichkeitpflicht uns entmachten zu lassen. Und wann wird es aufhören, der Freund unserer Feinde zu sein? Wenn es zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß diese Feinde gegen uns nichts vermögen. Nicht einen Tag früher. Ich denke über das Prestigebedürfniß Ihrer Landsleute eben anders als Sie. Gewiß: Sie wollen keinen riskanten Krieg und das junge Geschlecht hat den Verlust der Provinzen ziemlich verschmerzt. Dieser Verlust war ja nie die tiefste Ursache des Grolls: die Niederlage wars; die kann der Nationalstolz nicht verwinden. Hätte sie auch ohne Gebietseinbuße nicht verwunden. Sie unterschätzen Ihre Landsleute, wenn Sie das leidenschaftliche Ehrgefühl und den ungebrochenen Galliergeist nicht in die Rechnung stellen. In der Stunde, die ihnen die feste Zuversicht der Ueberlegenheit giebt, werden sie den Versuch wagen, altes Unglück in neuen Glanz zu ertränken; und das Häuflein der Intellektuellen

und Kunstzigeuner (das ja in allen Ländern friedsam redet und international empfindet) wird sie nicht eine Minute lang an diesem Versuch hindern. Die Schicksalsstunde ist nah, wenn Frankreich uns für schwach, ist fern, wenn es uns für stark hält. Ohne das hastige Werbermühen, das bei Ihnen als Schwächezeichen gedeutet wurde, wäre die Versöhnung, die beiden Ländern Ruhe und Nutzen bringt, schon Ereigniß geworden. Nur muthige Kraft wahrt den Frieden."

Vierzehn Tage nach diesem Gespräch begann in Frankreich der Circuit de l'Est, die große, von dem Besitzer des „Matin", Herrn Bunau-Varilla, ersonnene und veranstaltete Luftwettfahrt. Sie brachte der französischen Aeronautik (nicht nur den Herren Leblanc und Aubrun, die alle sechs Etapen in der vorgeschriebenen Zeit durchflogen) einen Triumph, den auch der Nachbar laut rühmen muß. Neidlos; trotzdem er auf diesem Gebiet so weit zurückgeblieben ist. Die Hoffnung auf die Zeppelinschiffe, für deren technische Besserung das deutsche Volk in schönem Eifer $6^1/_2$ Millionen hingab, ist geschrumpft, seit die schwärzeste Prophezeiung aus den Tagen des Maienjubels sich als nicht schwarz genug erwiesen und das Kriegsministerium, nach der Unheilhäufung, sich zu dem löblichen Entschluß aufgerafft hat, diese für den Kriegsfall einstweilen unbrauchbaren Schiffe abzulehnen. Auch die viel höhere Leistung der Parseval-Schiffe tröstet nicht über die Thatsache hinweg, daß wir in der Aviatik noch ganz rückständig sind. Obs lange dauert? Auch in Strategie und Taktik (Bonaparte), in der Organischen Chemie (Chevreul), im Automobilismus (Cugnot-Serpollet) waren die Franzosen einmal vornan. Jetzt fliegen ihre Aviatiker so hoch und halten sich so lange in der Luft, daß die Nation den Himmel offen sieht. Wie ein Rausch wars; wurde drüben selbst une fièvre nationale genannt. Frankreich fühlt sich wieder. Und wähnt sich der Siegesgewißheit nah. Mit der Wiedergabe thörichter Preßprahlerei und Schimpferei könnte ich Seiten füllen. Wozu? „Der dicke deutsche Pandur mit seinem großen Säbel ist eine lächerliche Figur geworden." Das ist ein Beispiel aus einer anständig geleiteten Zeitschrift. Wir wollen ganz ruhig bleiben; ganz höflich. Aber die deutschen Förderer einer nur der Französischen Republik nützlichen „Versöhnung" sehr ernsthaft bitten, ihre Bemühungen einzustellen. Die neuen Grenzdenkmale, die der Eitelkeit des Nachbars schmeicheln sollen, sind schon übel genug. Vierzig Jahre nach dem großen

Krieg hofft Frankreich wieder. Daß diese Hoffnung zu so grellem Ausdruck kam, werden kluge Franzmänner bald bedauern. Uns kanns nur willkommen sein. Doch wir wollen nicht lächerlich werden.

*

> Großer und guter Freund! In Ihrem Briefe vom siebenundzwanzigsten Dezember vergangenen Jahres wird mir die Mittheilung, daß Eure Excellenz zum Präsidenten der Republik gewählt worden ist durch das wohlverdiente Vertrauen Ihrer Mitbürger und daß Eure Excellenz Ihr ehrenvolles Amt am Einundzwanzigsten desselben Monats übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, meine Glückwünsche entgegenzunehmen. Seien Sie versichert, daß meine Regirung sich bemühen wird, die besten Beziehungen zu erhalten und zu pflegen, die glücklicher Weise zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Nicaragua schon jetzt bestehen. Indem ich Ihnen meinen Dank für Ihre wohlwollenden Worte ausspreche, versichere ich Sie meiner besten Wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen und das der Republik von Nicaragua und meiner größten Hochachtung vor Beiden.
>
> Wilhelm I. R.

Dieser Brief wurde am siebenundzwanzigsten Apriltag in Straßburg dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt; und ging, mit dieser Unterschrift, nach Nicaragua ab. Der Lärm, der darob in der anglo-amerikanischen Presse entstand, hallt noch im Gedächtniß nach. Der Adressat des Briefes aber, Herr Madriz, ist längst nicht mehr Präsident der Republik. Der große und gute Freund hatte das wohlverdiente Vertrauen seiner Mitbürger schon verscherzt, als der Brief ihn erreichte; und hat sich inzwischen aus dem Staube gemacht. Er ist flüchtig (unbekannten Aufenthaltes, wie es in der Gerichtssprache heißt); und sein ehrenvolles Amt ist einem hoffentlich Würdigeren zugefallen. Diese Bloßstellung des kaiserlichen Namens war die letzte Leistung des Barons von Schoen an der Spitze des Auswärtigen Amtes. Eine Leistung, die jeder Kenner der Amtstradition unerschaut nennen und die auch etwa noch vorhandene Zweifler von der Qualität dieses vom Hofballsaal in die Politik verschlagenen Herrn überzeugen muß. Warum man Seine Nullität die Treppe hinauf fallen ließ? Versorgung hat er, als steinreicher Mann, nicht nöthig. Doch das unheilvolle Prinzip, jeden Beamten, der ein paar Jahre treu und ehrlich (Fleiß, wie bei einer Köchin, wird nicht mal verlangt) gedient hat, so lange er noch

schnaufen kann, am Trog zu halten, darf nicht durchbrochen werden. Herr von Kiderlen hat in einer Interview gesagt, solche Madrizereien seien unter seiner Leitung nicht zu fürchten. Alldeutschland hofft. Aber auch, daß aus der Reorganisation des Auswärtigen Amtes endlich nun Ernst werde. Die Rechtsabtheilung gehört ins Reichsjustizamt; und daß drei Reichsämter handelspolitische Abtheilungen haben (die manchmal con amore gegen einander arbeiten und gutachten), wäre selbst in einer Zeit nicht nöthig, die nicht eine dichte Koalition aller Ressorts (im Reich und in Preußen) gegen Herrn Wermuth und seinen Protektor sähe. Wenn diese Abtheilungen ausquartirt werden, ist im AA für politische Arbeit Raum. Nehmt den besten Mann, der zu haben ist, zum Unterstaatssekretär (ein tüchtiger Orientspezialist kann den leidenden Herrn Stemrich, der sich lange schon in eine stille Gesandtschaft sehnt, nicht ersetzen) und sichert ihm die Kompetenz, die Sir Charles Hardinge hatte und Sir Arthur Nicolson hat. Sorgt, daß die Dezernenten und Räthe nicht mehr überbürdet werden und nach ein paar Jahren nur noch den Wunsch haben, dem Dunstkreis der Wilhelmstraße fern zu sein. Jeder Brauchbare muß da mit allen erfindlichen Bindemitteln festgehalten werden. Und vergeßt nicht in der Preßabtheilung gründlich aufzuräumen und ihrem Chef zur Repräsentation, ohne Knausern, eine Zulage zu geben, die ihm ermöglicht, „ein großes Haus zu machen" und Politiker, Industrielle, Kaufleute mit Zeitungvertretern (besonders ausländischen) in der chaleur communicative des banquets zu vereinen. Daß Herr von Kiderlen die letzten drei Vorgänger überragt, scheint gewiß. Nun sollte er bald auch beweisen, daß er zu organisiren versteht.

*

Für einen Umbau des alten Opernhauses (in dem bisher der „Oberon" der Herren Graf Hülsen und Kapellmeister Schlar nicht aufgeführt werden konnte) ist, mit der Zustimmung des Preußischen Landtages, eine Million ausgegeben worden. (Vielleicht rechnet mal Jemand aus, was solche Umbauten der Königlichen Theater seit 1890 die Bürger Preußens gekostet haben.) Jetzt soll ein neues Opernhaus gebaut werden. Die Ministerien der Finanzen, der Oeffentlichen Arbeiten und des Königlichen Hauses haben gemeinsam zu einem Wettbewerb aufgefordert. Zu einem Allen zugänglichen? Nein. Man muß sich doch gegen die arge

Möglichkeit sichern, daß irgendwo ein Architektengenie lebt, von dem noch Niemand nichts weiß und das plötzlich nun mit einem Schöpferplan in die künstlichen Wirbel tölpelt. Nur acht Baumeister sind aufgefordert worden. Darunter sind talentvolle und mittelmäßige Herren; ist aber auch Einer, der schon in Wiesbaden, dann in Schinkels berliner Schauspielhausbau so schlimm gesündigt hat, daß er von einem Wettbewerb um eine wichtige Aufgabe ausgeschlossen werden mußte: Herr Genzmer. Jahre lang galt er als der providentielle Mann für den Opernhausbau, der Riesensummen fordern und für ein Jahrhundert vom Kunstgeschmack unserer Zeit zeugen wird. Im Lenz 1904 hatte ich gegen die Absicht, diesem Unzulänglichen den Auftrag zu geben, hier laut protestirt. Da schrieb mir der Meister Alfred Messel:

„Gott sei Dank, daß endlich einmal ein freies Wort über den künftigen Opernhaus-Architekten gefallen ist! Ich möchte Ihre Gaben haben, um, zum Nutzen der vergewaltigten Architektur, Das fortführen zu können, was mit diesen Worten begonnen worden ist. Was nützen meine geringen Bauereien im Vergleich zu dem Segen, den man stiften würde, wenn Einem gelänge, durch Aufklärung dahin zu wirken, daß dieses nationale Unglück des drohenden Opernhausbaues abgewendet wird! Könnten wir diesen Faustschlag abwehren, den, aller Kultur zum Trotz, die brutale Unfähigkeit sich anschickt der deutschen Kunst zu versetzen! Ich kann mitreden: ich habe den wiesbadener Theateranbau (von Genzmer) von außen wenigstens gesehen. Pariser Opernhausstil im berliner Maurerparlirerjargon! Woher soll man künftig den Muth haben, weiterzuarbeiten, wenn man stetig im Ansehen durch eine Monumentalleistung wie die zu erwartende vor aller Welt herabgezogen wird! Denn was sollen die Menschen von den Architekten halten, denen man diese Muster vorgezogen hat?! Seit Wochen bin ich von solchen Gedanken erfüllt. Nun haben Ihre Worte diesen Schmerzensschrei von mir ausgelöst. Sie haben ihn sich also selbst zuzuschreiben. Denken Sie nicht, daß ich meinetwegen schreibe! Ich hätte gewiß nicht den Muth, Sie zu belästigen, wenn ich im Geringsten pro domo dächte. Ich komme nicht in Betracht, schon weil ich denke, ‚ausgebaut‘ zu haben. Aber ich möchte dafür arbeiten, daß hier, für diese vornehmste Aufgabe, endlich einmal ein ganzer Kerl herankäme. Gabriel von Seidl, Fischer in Stuttgart oder Hoffmann (den ich unter den berliner Architekten an die erste Stelle setze): Das wären die Männer, die in Betracht kommen; auch Licht in Leipzig. Sogar Ihne wäre diskutabel.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, wenn Sie wirken. Mit aufrichtiger Verehrung Ihr sehr ergebener A. Messel."

Meine Wirkensmöglichkeit hat der große Künstler und feine Mensch leider sehr überschätzt. Vielleicht dringt seine Stimme, des Sachverständigsten, weiter und höher: drum habe ich den Brief des Meisters, der leider allzu früh „ausgebaut" hat, heute hier veröffentlicht. Von den Männern, die er nennt, sind nur zwei zum Wettbewerb aufgefordert worden: Hoffmann und Ihne; und daß Hoffmann, der Messels Museenbaupläne auszuführen und das ganze Bauwesen der Stadt Berlin zu leiten hat, sich auch noch um diese Aufgabe bewerben werde, ist nicht anzunehmen. Herr Genzmer gehört zu den Auserwählten. Haben wir an dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Florablamage noch nicht genug? Der Kaiser hat auf den lebenden Messel gehört. Hört er den toten?

*

Der Groll über die königsberger Rede des Kaisers will nicht weichen. Die Stimmung ist schlimmer als im November 1908. Dennoch wäre es klugen Berathern leicht, den Kaiser dem Empfinden der Nation wieder zu nähern. Sie müßten ihn zunächst ehrerbietig bitten, den Glauben, mit der pflichtgemäßen Einfügung in den Verfassungrahmen sei die Verkündung mystizirender Auffassung vereinbar, fahren zu lassen; keine lehrhafte Ermahnung an das Volk und dessen einzelne Klassen zu richten; weder für den Christenheiland noch für das Haus Hohenzollern agitatorisch zu wirken; und nie mehr zu erwähnen, daß er den Weltfrieden wahren wolle. Von Alledem hat Deutschland, hat Europa genug vernommen. Und in einem (noch nicht veröffentlichten) Manuskript Fritzens von Preußen stehen die Worte: „Unser Haus hat, wie alle anderen, seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen und Taugenichts, seine gelehrten Frauen und böse Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebten Prinzessinnen gehabt. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaften unserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Haus haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen... In Ansehung der königlichen Würde nimmt man Alles, was man kriegen kann, und man hat niemals Unrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß."

Was ist Hysterie?

Unter den vielen Büchern, deren Urheberschaft eine dankbare Nachwelt dem Hippokrates zuspricht, ist auch eins mit dem Titel „De natura mulieris"; auf Deutsch „Naturgeschichte der Frauen". Ein merkwürdiges Buch, klar, mit scharfer Beobachtung und nicht ohne Kritik geschrieben. Freilich: daß kein Grieche von der Insel Kos diese Schrift verfaßt haben kann, merkt Jeder, der sich auf hellenische Mundarten versteht, schon bei den ersten Zeilen; doch Das hat dem Ansehen des Werkchens nicht geschadet. In dieser „Naturgeschichte der Frauen" ist nun ein hysterischer Anfall mit packender Deutlichkeit beschrieben. Da der Verfasser des Buches solche Krämpfe nur bei Weibern gesehen haben mag, nimmt er an, daß der Uterus, die Hystera, den Grund des Uebels bilde. Wie ein wildes Thier steigt das weibliche Organ bis zur Leber empor, benimmt den Athem: und in Krämpfen zuckend, stürzt die Kranke zur Erde. Seitdem spricht die Welt vom „hysterischen Uebel". Auch was an Schmach und Schande den unglücklichen Hysterischen nachgetragen ward, muß dem Verfasser des griechischen Buches auf die Rechnung gesetzt werden, denn er empfiehlt für solche tollen Weiber die Heirath als das beste und einzige Mittel.

Ist demnach der hysterische Krampf so alt wie die Menschheit selbst, so ist der Hader um seinen Ursprung sicher nicht viel jünger als die Zunft der Aerzte. Niemals ist dieser Streit verstummt; und in unseren Tagen kämpft man darob erbitterter als je zuvor.

Wenn Einer die Geschichte der Hysterie schreiben wollte, könnte er das erste Kapitel von Hippokrates bis Charcot datiren. Das sind zwei Jahrtausende; aber diese Zeit ist nöthig, um den Gedanken, daß die Hysterie, also das Mutterweh, vom Uterus stamme, gründlich auszutilgen. Dogmen sind hartnädige, schwer auszureutende Gewächse. So bleibt auch der Lehrsatz aus dem Buch über die Natur der Frauen das ganze Mittelalter hindurch starr und unantastbar bestehen. Was nützt es, wenn hier und da eine Stimme ruft: „Solche Krämpfe, die Ihr hysterische nennt, haben die Männer auch!" Das stolze Wort des Thomas Willisius verhallt: „In hystericis uterus falso accusatur! Das Mutterweh schiebt Ihr zu Unrecht auf den Uterus!" Der Glaube an den Vater der Medizin (der das berühmte Buch gar nicht geschrieben haben kann) läßt alle Einwände verstummen. Doch endlich dämmert der Morgen. Im Jahre 1862 beginnt in der alten Salpêtrière zu Paris, dem großen Asyle der Mühsäligen und Beladenen im Herzen der Riesenstadt, ein großer Geist seine stille Arbeit: Jean Martin Charcot. Die Stätte

seiner Wirksamkeit ist historischer Boden. Hier war vor Jahren, als der Konvent noch sein blutiges Szepter führte, der Bürger Philippe Pinel aufgetreten und hatte die Irren von ihren Ketten befreit. Auch Charcot nimmt eine schmachvolle Fessel, mit der das Vorurtheil der Menschheit seit dem ersten Erwachen des ärztlichen Denkens eine ganze Schaar von Kranken belastet hatte, hinweg. Zunächst bewies er unwiderleglich, daß auch das starke Geschlecht der Hysterie unterliegt und die Krämpfe, die den Körper des Mannes schütteln, noch grausiger sind als die der Weiber.

Das Märchen von der Mannestollheit der Hysterischen ist damit endgiltig abgethan. Aber auch der so oft beschriebene Paroxysmus, der doch bisher für das eigentliche Wesen des ganzen Uebels galt, gehört gar nicht unzertrennlich zu dem Krankheitbilde: es giebt auch eine Hystérie sans convulsions. Jeder Hysterische, so lehrt Charcot, hat seine bestimmten Zeichen, stigmata hysterica, die, unabhängig von allen Anfällen, stets vorhanden sind. Wie Hippolytos Martyr vom Höllenfürsten sagt: „Sibi obtemperantes sigillo suo notat“ (sein Brandmal zeichnet den gehorsamen Schüler), so trägt auch jeder Hysterische seine Merkmale an sich, vor allen anderen die Empfindunglosigkeit der Haut in zerstreuten Herden und geometrischen Segmenten. Und die stigmata diaboli, die einst, in finsteren Zeiten, den Hexenrichtern als Wegzeichen dienten, werden jetzt zu Kriterien für den Arzt bei seiner Diagnose. Der hysterische Anfall ist für Charcot längst nicht mehr wichtig genug, um unter die Stigmata aufgenommen zu werden. Hätte doch der große Meister der Salpêtrière seine Macht benutzt, um auch das Wort Hysterie auszutilgen! Nun war es ja sinnlos, nur noch die letzte Erinnerung an früher Geglaubtes.

Hier endet das erste Kapitel der Geschichte der Hysterie. Von Hippokrates bis Charcot. Der zweite Abschnitt hätte bis zu Demjenigen zu führen, der der Welt einwandfrei beweist, daß es eine Krankheit, wie sie die Schule der Salpêtrière beschreibt, nicht giebt und nirgends geben kann als im Hirn des großen Meisters, der sie erdachte. Schon dem ersten Blick fällt auf, daß die Träger der Stigmata durchaus nicht oft den viel verleumdeten hysterischen Charakter zeigen: Selbstsucht, Lügenhaftigkeit, Wechsel der Stimmungen, krankhafter Altruismus und alle Niedertracht, die, wie Jeder weiß, den Hysterischen anhaftet, ist gar nicht an diese Zeichen gebunden. Und wiederum sehen wir oft genug, wie die Hexenmale sich an einem vorher gesunden Körper zeigen, wenn der geistige Niedergang den Leib mit herniederreißt. Ob Kummer, Leid, Entbehrung, Angst, Verzweiflung oder endlich auch ein Un-

glücksfall, eine Verletzung oder Verwundung den Menschen in seinem seelischen Gleichgewicht erschüttert: man suche nur; man wird die Stigmata finden, die stigmata necessitatis, die Marken der Noth und des Elends, die wir (ists nicht zum Lachen?) im Schlendrian der Gedankenlosigkeit „hysterische“ nennen. Wie Scharlach, Masern und Typhus ihren dem kundigen Auge jederzeit erkennbaren Ausschlag zeigen, so treten diese Hexenmale hervor, wenn die schlimme Seuche der Nervenzerrüttung den Menschen befällt. Signa pessimi ominis, traurige Zeichen sind sie immer gewesen; schon, als der Hexenhammer noch galt, und heute im Zeitalter der Hast, der Gier und des Jagens nach Geld und Gut. Wollten wir also Charcots Lehre anerkennen, so müßten wir sagen: Das Wichtigste sind nicht die Krämpfe, sondern die stigmata hysterica; und die findet man besonders oft bei Leuten, die gar nicht hysterisch sind. Die richtigen hysterischen Vampyre haben diese Zeichen selten. Die Gerechtigkeit verlangt ferner, zu betonen: Den angeblich hysterischen Charakter sehen wir auf all den Krankheitbildern, die dem angeborenen Schwachsinn oder (wie man auch sagt) der geistigen Minderwerthigkeit zugezählt werden. Wer also glaubt, die stigmata hysterica seien charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, „die Hysterie“, Der irrt. Ein fest umschriebenes, durch sichere Symptome fixirtes Leiden, das diesen Namen verdiente, giebt es gar nicht. Was wir Hysterie nennen, ist eine bunte Schaar von aus den verschiedensten Gebieten der medizinischen Wissenschaft zusammengelesenen Typen, die nichts mit einander gemein haben als eben die stigmata diaboli; und die fehlen gerade dort, wo man sie sicher erwartet hatte.

Wäre es nur im Mindesten zweifelhaft, daß Charcots Begriff von der Hysterie ein Wahngebild ist, so würde das Straucheln Aller, die nach diesem Schatten greifen, es allein schon erweisen. „Das Wesen der Hysterie,“ sagt Möbius, einer der modernen Erklärer, „besteht nur darin, daß krankhafte Veränderungen des Körpers durch Vorstellungen verursacht werden.“ „Dann,“ meint ein Anderer, „thäten wir ja besser, von Psychogenie zu sprechen.“ Als wenn Das überhaupt eine Krankheit und nicht vielmehr ein Symptom vieler Leiden wäre! Weiter. Die Schüler Charcots gehen in echter Diadochenmanier mit ihrem kostbaren Erbe nicht gerade säuberlich um. Der eine, Pierre Janet, sieht das innerste Wesen des Uebels in der Einschränkung des Bewußtseinsfeldes und der Spaltung der Persönlichkeit; ein anderer, Paul Sollier, im Halbschlaf, im Somnambulismus, ein dritter endlich, Babinski, hält die übel beleumdeten Stigmata für eingebildet oder durch ärzt-

liche Untersuchung aufsuggerirt. Pithiatismus! Man kann diese Zeichen aussprechen und durch Zuspruch beseitigen. Und es kommt noch toller. Die Hysterie, Das ist die neuste Lehre (von Sigmund Freud) ist nur die Nachwirkung eines in der Jugend erlebten bösen Abenteuers, dessen Reminiszenzen nicht genügend abgestoßen wurden. Ekel an dem fatalen Ereigniß wirkt also im Geheimen stechend und bohrend und die Beschwerden, die sich zeigen, sind eben „die hysterischen“.

Welche Verwirrung! Hat denn Keiner dieser gelehrten Herren den Willisius gelesen? „Affectio dicta uterina praecipue et primerio convulsiva,“ heißt es bei ihm; „der Krampf ist das Wesen der Hysterie“. Das ist ein zwei Jahrtausende hindurch unbestrittener Lehrsatz. Die Fragestellung während dieser ganzen Zeit hat niemals gelautet: Was ist Hysterie? Immer: Woher kommt sie? Es war ein Gewaltstreich Charcots, als er den Anfall, den Paroxysmus, aus dem Krankheitbilde tilgte und damit in die alte Gleichung einen neuen Faktor einsetzte. War die alte Formel an sich unrichtig, so wird sie durch die neue Einstellung um keines Haares Breite richtiger. Und nun kommt ein ganzer Trupp von Korrektoren auf den Plan, jeder setzt an die Stelle des zweifelhaften Faktors einen neuen, noch viel zweifelhafteren und Niemand denkt daran, einen ernstlichen Beweis für seine Behauptung zu erbringen.

Daß nicht die Konvulsion das A und das O der Hysterie bildet, ist klar. Der Satz des Willisius ist falsch: der Krampf, den wir einen hysterischen nennen, ist nicht charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, sondern ein Symptom der Nervenüberspannung. Das Selbe gilt für Charcots Stigmata: es sind Symptome, die uns in der ganzen Breite menschlicher Schwäche und Hinfälligkeit begegnen. Und das Selbe gilt vom hysterischen Charakter: er ist ein Symptom der geistig Minderwerthigen und Entarteten. Folglich ist nichts von Alledem, was wir hysterisch zu nennen belieben, das Zeichen eines bestimmten, in sich geschlossenen und aus der Reihe anderer Leiden zu trennenden Uebels. Man darf von hysterischen Symptomen nur sprechen, wenn man sich der historischen Bedeutung des Wortes entsinnt, sonst nicht.

Und mit diesem hohlen Wahngebilde, diesem leeren Schatten experimentirt man heutzutage noch vor Gericht, wenn das Leben oder sogar die Ehre eines Menschen auf dem Spiele steht! Wann endlich wirds anders werden? Dr. Armin Steyerthal.

Das einzige Gebot.

Gott ist die Liebe.

Erste Epistel Johannis IV, 16.

Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist völlig in uns. Erste Epistel Johannis IV, 12.

Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst Gott Deinen Herrn lieben von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. In diesen zwei Geboten liegt das ganze Gesetz und die Propheten. Matthaeus XXII, 36.

Der ganze christliche Glaube beruht auf der Liebe. Das wissen wir Alle. Wir wissen es nicht nur, weil es im Evangelium steht, sondern auch, weil es uns ins Herz geschrieben ist. Man rede irgendeinem Menschen, Russen, Deutschen, Chinesen, Japaner, Hindu, einem Dieb, einem Räuber, einem Henker von Liebe: Jeder findet, daß es besser wäre, wenn die Menschen in Liebe mit einander lebten; Jeder weiß, daß man besser in Liebe als in Feindschaft und Haß lebt, und weiß sogar, daß man so leben kann. Woher kommt es nun, daß wir Christen (ich will von Anderen ganz absehen), die doch wissen, daß es gut ist, in Liebe zu leben, und daß man so leben kann, und es obendrein aus dem Evangelium wissen, das wir für ein heiliges Buch halten, woher kommt es, daß wir nicht in Liebe leben, sondern in Feindschaft und Haß?

Daher, daß uns im Evangelium und in unserem Herzen eine Religion, nämlich die der Liebe, und ein einziges Gebot: das Gebot der Liebe gegeben ist; daß wir aber außer dem Glauben an die Liebe noch viele andere haben, außer dem Gebot der Liebe noch viele andere Gebote für göttlich halten und mehr diese anderen Gebote als das eine der Liebe befolgen.

Ein Herr trug Arbeitern eine Arbeit auf; befahl ihnen, sie gut auszuführen, und versprach ihnen dafür ein gutes Leben. Da fanden sich aber unter den Arbeitern Leute, die sich nicht nur durch Arbeit, sondern auch dadurch, daß sie dem Herrn gefällig waren, und durch andere Werke ein gutes Leben verschaffen wollten. Diese Leute erfanden alle möglichen Dinge, um dem Herrn gefällig zu sein, und führten sie auch aus; die aufgetragene Arbeit aber thaten sie nur, wenns ihnen einfiel, oder thaten sie gar nicht. Einzelne Arbeiter meinten sogar, daß der Herr all die Werke, durch die man ihm zu dienen glaube, nicht brauche, und hörten zu arbeiten auf. Andere erklärten einfach, es gebe keinen Herrn; man müsse nur für sich leben und arbeiten. Und da wurde das Leben der Arbeiter schlimm und schlecht. Also ergehts

auch den Menschen, die außer der Religion der Liebe noch andere Religionen eingeführt haben. Sie sagen zwar stets, daß sie an all diese Religionen und an deren Gebote glauben; doch sie gehorchen nur leichten Geboten und solchen, die Lob eintragen. Das Gebot der Liebe aber befolgen sie nur in Worten; handeln ihm aber auf Schritt und Tritt zuwider. Statt, nach dem Gebot der Liebe, mit einander zu theilen, leben die Reichen in Luxus mitten unter hungernden, von Arbeit erschöpften Armen; die Armen aber hassen die Reichen und suchen ihnen Böses zu thun. Statt den Nächsten zu lieben und ihm zu vergeben, quälen die Menschen einander, vernichten, verurtheilen, verbannen und töten einander. Das ist noch nicht Alles. Gute, verständige Menschen, die gelernt haben, daß man Gott durch allerlei Formeln und Gebete, die Einer dem Anderen übermittelt, dienen könne, kommen manchmal zur Vernunft und begreifen, daß all Dies nur Menschenerfindung ist; dann achten sie keinen Kirchenglauben und kein Gebot mehr. Es giebt sogar Leute (ihrer werden von Jahr zu Jahr mehr), die nicht nur an kein göttliches Gebot, sondern an Gott selbst nicht mehr glauben. In unserer Zeit wächst die Zahl der Leute, die nichts mehr glauben, nichts mehr denken und nicht wissen, wozu sie in der Welt sind und was sie in ihr zu thun haben. Dadurch ist unser Leben so schlecht und wird mit jedem Jahr, Monat und Tag schlechter.

„Gut; es giebt nur eine wahre Religion, die der Liebe, und nur ein Gebot, das der Liebe. Worin besteht denn aber die Religion, worin der Gottesdienst und was ist der Inhalt der Gebete, durch die man sich an Gott wendet?“ So fragen die Leute. „Wenn man sich an die gewöhnliche Religion hält, weiß man, wer Gott ist, von wem Alles geschaffen ist, zu wem man zu beten und von wem man Gnade zu erhoffen hat. Wenn man aber nur an die Liebe glaubt, hat man keinen richtigen Gott und keine Gottesverehrung. Ohne richtigen Gott und Gottesverehrung haben die Menschen noch nie gelebt; können sie auch nicht leben.“ So werden die Menschen sagen, wenn man ihnen statt eines verständlichen Gottes, zu dem man beten und dem man dienen kann, eine unverständliche Religion der Liebe giebt.

Die Behauptung, daß die Menschen nie ohne bestimmten, den meisten verständlichen Gegenstand des Glaubens und ihm entsprechende Verehrung gelebt haben, ist richtig. Der Irrthum besteht darin, daß die Liebe den Menschen nicht als bestimmter, den meisten verständlicher Gegenstand der Religion und die solcher Religion angemessene Thätigkeit nicht als bestimmte, der Mehrzahl verständliche Gottesverehrung gilt. Sie denken so, weil sie gewöhnt sind, als Hauptgegenstand des Glaubens sich ein menschenähnliches, ewiges, allmächtiges Wesen, einen fürsorglichen Schöpfer vorzustellen, der durch übernatürliche Kräfte den Menschen seinen Willen offenbart; sie sind an eine der Form, der Zeit und dem Ort nach genau bestimmte, äußere Handlungen fordernde Gottesverehrung so gewöhnt, daß der bloße Glaube an die weder äußere Formen noch

bestimmte Gottesverehrung heischende Liebe ihnen unklar, der Mehrzahl unverständlich und sogar zweideutig erscheint. Und doch ist der eine Glaube an die Liebe und die daraus entspringende Gottesverehrung nicht nur mindestens eben so klar und den meisten einfachen Leuten eben so verständlich wie die von Menschen eingeführten Religionen mit vielen Gegenständen des Glaubens und vielen Geboten, sondern sie bieten noch den großen Vortheil, daß, während all diese einander widersprechenden, einander bekämpfenden, die Menschen zu Haß, Mord und Kriegen führenden Religionen die Leute entzweien, der Glaube an die Liebe allein hält, was er versprach, nämlich: alle Menschen in einem Glauben und einer Gottesverehrung zu einen.

Und dieser Glaube giebt von allen die sicherste Zuversicht. Wie tief Einer auch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist: ihm wirds schwer, sich des Zweifels zu erwehren, wenn er hört, daß Andere eben so fest von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt sind und seine für falsch halten. Nur den Menschen, der sich zu einem allen Menschen gemeinsamen Glauben bekennt, zu dem der Liebe, kann kein Zweifel an der Wahrheit seines Glaubens beschleichen. Ist doch jede Religion nur die Anerkennung eines Prinzips, das der Mensch nicht mit dem Verstand begreifen, ohne das er aber weder sein Leben noch das der Welt verstehen kann und an das er deshalb glauben muß. Solches Prinzip waltet in allen Religionen. Es ist Brahm, Jehova, Allah, das Tao der Taotisten, das Tanga der Buddhisten, die Materie der Materialisten. Solches Lebensprinzip erkennt auch der Glaube an die Liebe; während aber in allen Religionen, der jüdischen, brahmanischen, kirchlich-christlichen, mohammedanischen, dieses Prinzip Gott heißt und als mehr oder weniger persönliches, allmächtiges, ewiges Wesen vorgestellt wird, dessen Wille und Handlungen den Menschen durch Wunder und Offenbarungen bekannt sind, wird in der Religion der Liebe dieses Prinzip, das auch hier Gott heißt („Gott ist die Liebe"), den Leuten nicht durch menschliche Ueberlieferung, sondern durch die in allen Seelen wirkende Kraft seines Wesens erkennbar.

Der Glaube an das Gebot der Liebe besteht darin, daß wir Gott nur in uns erkennen können. Und wir erkennen ihn nur von der Seite, von der er sich uns offenbart. Er offenbart sich uns aber durch die Liebe. Wenn wir ihn also auch nicht in seiner Ganzheit erkennen, sondern nur von der einen Seite, von der er sich uns offenbart, wissen wir doch, daß er lebt, kennen seine Eigenschaft, die wir in uns beobachten, und wissen, was er von uns will. Dieser Glaube ist in allen Religionen der Welt ausgedrückt, von den ältesten der Egypter und Hindu an, sogar in der heidnischen Vorstellung und mit klarster Bestimmtheit in der Lehre Christi.

An die Liebe glauben, heißt: bekennen, daß unseres Lebens Grundprinzip ein unerreichbares Wesen ist, das sich in uns durch die Liebe offenbart. An ein einziges Gebot glauben, heißt: bekennen, daß Gott in uns lebt und sich durch die Liebe in uns offenbart. Die Gottesver-

ehrung besteht hier, wie in jeder Religion, darin, daß man thut, was der Glaube befiehlt, und unterläßt, was er verbietet. Doch während die Gottesverehrung in allen anderen Religionen viele Thaten und noch mehr Unterlassungen verlangt, fordert sie hier nur eine That und nur eine Unterlassung. Der Glaube, in dem man Gott Etwas zu Gefallen thun, ihm dienen kann, verlangt die Anerkennung der Unfehlbarkeit bestimmter Schriften und Personen, den Besuch von Kirchen, das Hersagen bestimmter Gebete zu bestimmter Zeit und die Erfüllung vieler anderen Gebote. Die Zahl der Verbote ist noch größer. Nicht nur Mord, Diebstahl, Ehebruch wird verboten, sondern auch die Verehrung anderer Götter, der Genuß bestimmter Speisen zu bestimmter Zeit, die Entweihung von Gegenständen, die für heilig gelten. Solcher Gegenstände aber giebt es eine ungeheure Menge. Der eine Glaube dagegen verlangt von jedem Menschen nur Eins: Liebe. Liebe zu Gott, dem Gott, der in uns und in allen Menschen lebt. Gott in sich lieben, heißt: nach der höchsten Vollkommenheit in der Liebe streben; Gott in anderen Menschen lieben, heißt: in jedem Menschen den selben Gott erkennen, der in uns lebt, und deshalb anderen Menschen nicht Das thun, was man selbst will, sondern Das, was der Gott will, der in allen Menschen lebt. Diese Verehrung nicht unterlassen, heißt: stets an Gottes Gegenwart denken und Alles beseitigen, was mit seiner Anwesenheit im Menschenherzen unvereinbar ist; das Gebot der Liebe zu Gott, der in anderen Menschen wohnt, nicht übertreten, heißt: nicht nur dem Nächsten nicht schaden, ihn nicht kränken, keinen Menschen vernichten, sondern ihn als heiligsten Gegenstand auf der Welt achten und verehren. Im Wesentlichen laufen die positiven und die negativen Gebote des Glaubens an die Liebe auf das Selbe hinaus: auf das Bekenntniß, daß Gott im Menschen lebt und daß man ihn deshalb weder in sich noch in irgendeinem Anderen verletzen darf.

Einem unvernünftigen Knaben redete man ein, er sei nicht der Sohn seiner guten, lieben Mutter, die ihn aufgezogen hat, sondern einer wunderbar schönen, mächtigen, alle möglichen Wunder verrichtenden Zauberin, die ihm unendliches Glück verschaffen könne, wenn er sie anbete. Das glaubte der Knabe und sagte sich von seiner Mutter los; er hört nicht mehr auf sie, genießt nicht das Gute, das sie ihm giebt, sondern wartet auf die Wunderspenden der Zauberin. Er glaubt nicht nur die Erzählungen von all den Wundern, die diese Zauberin verrichtet habe, sondern ersinnt selbst neue und glaubt an sie, obgleich er nie Wunder gesehen hat. Und je länger es dauert, um so fester glaubt er an die Zauberin, weil, seit er sich von seiner Mutter losgesagt hat, seine ganze Hoffnung auf der Zauberin beruhen muß. So betet er und bittet immer um Wunder. Aber die Zeit vergeht, die Wunder bleiben aus und er beginnt, an der Zauberin zu zweifeln. Da er aber einmal seine Mutter aufgegeben hat, kehrt er nicht zu ihr zurück, sondern handelt, statt nachzugeben, ihr in Allem zuwider.

So ist es den meisten Menschen ergangen. Wie jener unvernünftige Knabe kennen sie nicht ihre einfache, gute, stets mit ihnen lebende Mutter; wollen Die nicht kennen, die sie unablässig liebt und ihnen nicht eingebildetes, sondern wahres Glück giebt. Diese Mutter ist der Gott der Liebe, der uns das Leben gab und giebt und uns allein das wahre Glück verschafft. Und um an diese Mutter, diesen einzigen den Menschen zugänglichen Gott, die Liebe, glauben zu lehren, sind keine Wunder nöthig, und um von ihm das Glück zu erlangen, keine Bitten und Gebete, sondern nur Eins: wie der Knabe nicht an dummes Zeug und Betrug, sondern an seine Mutter glauben soll, so brauchen auch die Menschen nur an den Gott der Liebe zu glauben, der in der Seele jedes Menschen lebt. Dann wird ihnen das Glück, nach dem Jeder trachtet, und kann ihnen nimmermehr genommen werden, weil es ihnen durch keine äußere Macht, sondern nur durch die eigene Thätigkeit verliehen wird. Wer sich dem Gott der Liebe hingiebt, erlangt sicher das Glück, dessen seine Seele bedarf.

Man wundert sich oft darüber, daß die Menschen an so sonderbare, dumme Ueberlieferungen glauben. Und das Wunderlichste ist, daß an all diese Dinge oft ganz vernünftige Leute glauben und sich die größte Mühe geben, all diese offenbar überflüssigen und unmöglichen Dinge zu rechtfertigen. Woher kommt Das? Daher, daß die Leute den Glauben verloren haben (weil ihnen ein falscher beigebracht ward), den natürlichen, verständlichen, nothwendigen, nicht nur den Glauben, sondern das Bewußtsein ihres geistigen Zusammenhanges mit dem Gott der Liebe. Nachdem sie dieses Bewußtsein aber verloren hatten, brauchten sie Etwas, das es ersetzen könne. Und um dieses verlorene Bewußtsein zu ersetzen, erfanden sie einen Gott, durch dessen Existenz sie ihren Zusammenhang mit der Welt erklären konnten. Um aber sich und Andere dahin zu bringen, daß sie an einen so sonderbaren, mit dem Hauptgottesbegriff des Außerräumlichen, Außerzeitlichen, mit dem Verstande nicht zu Erfassenden unvereinbaren Gott glauben konnten, mußten sie ihn sich ganz besonders, über allen Menschen, unbegreifliche Werke, Wunder verrichtend vorstellen. Und je mehr Wunder geschähen, um so stärker, meinte man, müsse der Glaube sein. Dazu waren aber, beim Fehlen jedes Zusammenhanges mit dem Prinzip, das den Glauben an die Liebe giebt, nicht nur Wunder nöthig, sondern noch viele andere Dinge....

Wenn die Menschen nur halb so fest, wie sie jetzt an viele Gebote, an Bücher, die unwiderlegliche Wahrheiten enthalten sollen, an Wunder, die Niemand gesehen hat, glauben, an das eine Gebot glauben wollten, das Gott für alle Menschen gegeben hat und das ins Herz jedes Einzelnen geschrieben ist, an das eine immerwährende Wunder der Gegenwart Gottes in der Seele des Menschen, und wenn sie die Gottesverehrung, die aus diesem Glauben entspringt, nur halb so eifrig bekunden wollten, wie sie jetzt ihre privaten und sozialen Pflichten erfüllen: wie bald würden sie dann all die Schrecken ver-

gessen, die sie sich jetzt bereiten! Ganz von selbst, ohne äußere Erschütterungen, würde das den Menschen unserer Zeit und der christlichen Welt angemessene Leben beginnen, das jetzt durch grausame, mit rechter Liebe unvereinbare Werke der Gewalt erreicht werden soll.

Aber wie ist Das möglich?

Man braucht nur Eins: Glauben; nicht an Menschen, sondern an Gott. Man braucht nur aufzuhören, an Menschen zu glauben, und anzufangen, an Gott zu glauben, nicht an den in Büchern beschriebenen, sondern an den Gott, der in unserer Seele lebt und der uns unaufhörlich davon spricht, wer er ist, wer wir sind und wie wir nach seinem Willen leben müssen. Wenn die Menschen erst glauben, daß es in der Welt nur ein Heiligthum giebt: den Menschen, nur einen einzigen Gegenstand, der von Menschen nicht beschimpft und nicht beleidigt werden darf: abermals den Menschen, den Träger des göttlichen Prinzips, dann werden nicht nur alle Hinrichtungen und Kriege, sondern auch alle Gewaltthaten des Einen gegen den Anderen unmöglich.

Sagt einem Buddhisten, einem Mohammedaner, er solle die leblosen Gegenstände, die er für heilig hält, entweihen: er wird lieber jede Entbehrung auf sich nehmen, sich lieber töten als Das entweihen lassen, was er für heilig hält. Genau so würden Christen denken, die auch für ihr Handeln gegen Andere christlich erzogen wären. Weder durch verheißenen Vortheil noch durch angedrohte Strafe, auch nicht durch die ärgste, wären sie zu bewegen, dem einen Gebot der Liebe zuwiderzuhandeln; sie würden den Gott in ihrem Innern und im Nächsten nicht beschimpfen und entehren lassen. Ein Mensch, der an dieses eine Gebot glaubt, könnte weder unmittelbar noch mittelbar an Werken mitwirken, die mit der Liebe unvereinbar sind; nie das Leben Anderer beschimpfen, entehren, zerstören, vernichten. Wenn aber immer mehr Leute aufhörten, an solchen Werken mitzuwirken, dann käme von selbst (ich will nicht sagen: das Reich Gottes; die vollkommene Erfüllung Dessen, wonach die Menschen trachten, wird nie eintreten, so lange Leben im Menschen ist) die Scham über die Menschen und würde sie hindern, Herrscher oder freiwillig Knecht zu sein. Man würde sich schämen, reich zu sein, Land zu besitzen, Krieg zu führen, andere Völker für Feinde zu halten. Die Menschen wüßten dann, was sie nicht thun dürfen, und das thierische, der Vernunft und dem Gefühl widrige Leben, das wir jetzt führen, könnte nicht länger fortdauern.

„Selbst wenn das Gebot der Liebe das einzige Gebot Gottes wäre, bliebe die Erfüllung in der Art, wie sie das Evangelium fordert, unmöglich.“ So sagen Leute, die viele von der Kirche eingeführte Glaubensregeln und Gebote befolgen. „Um dem Gebot der Liebe im evangelischen Sinn zu gehorchen, muß man die Angehörigen hassen und im Stich lassen, darf dem Bösen nicht durch Gewalt widerstreben, muß Bettler werden, muß dem Leben entsagen. Das kann kein Mensch. Und deshalb bemühen wir uns, ohne dem Gebot der Liebe ganz den

Gehorsam zu versagen, Gott durch die Erfüllung seiner anderen Gebote zu dienen, und dürfen so hoffen, bei unvollkommener Erfüllung der Gebote Gottes Verzeihung zu erlangen.“ So sprechen Leute, die sich zum kirchlichen Glauben bekennen. Aber die christliche Lehre fordert nicht (und kann nicht fordern) ein völliges Aufgeben seines physischen Lebens; sie zeigt dem Menschen nur das höchste Ideal, nach dem er streben muß, macht aber die Erfüllung des Gebotes nicht von einer in diesem Leben unerfüllbaren Forderung abhängig. Wer sagt, das Gebot der Liebe sei, weil es auf ein unerreichbares Ideal hinweist, unausführbar und die Abweichung könne durch gehorsame Fügung in andere Gebote gesühnt werden, gleicht dem Wanderer, der, weil Berge und Flüsse ihn hindern, den von seinem Kompaß gewiesenen Weg zu gehen, von der graden und kürzesten Straße abbiegt, den Kompaß nicht mehr befragt und andere Merkmale sucht, die für die Richtung seines Weges bedeutunglos bleiben müssen. Weil die vollkommene, gänzliche Entsagung in sich schließende Erfüllung des Gebotes der Liebe nicht erreichbar ist, soll der Mensch sich zu anderen göttlichen Geboten bekennen? Dieser Trugschluß lenkt die Menschen vom wahren Leben ab. Die Gewöhnung an ein Leben der Liebe in Thaten, Worten und Gedanken ist nicht nur möglich: erst ein solches Leben sichert den Menschen völlige Freiheit und stetiges Glück.

Jasnaja Poljana; im Juli 1910. Lew Tolstoi
(geboren: 9. 9. 1828).

Anzeigen.

Gründe und Abgründe. Präludien zu einer Philosophie des Lebens. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Die moralische Weltanschauung der Menschheit ist auf die Idee der inneren Wiedergeburt gegründet. Wie er unmittelbar ins Leben tritt, ist der Mensch ein Stück Natur, das in Atome zu zerfallen droht. Doch es gibt einen Moment der inneren Schau, in dem sich ihm das Bewußtsein einer höheren Ordnung der Dinge erschließt, einer absoluten Einheit und Vollkommenheit, die er, indem er sie nach außen projizirt, die Gottheit, indem er sie als sein eigenes Wesen erfaßt, die Persönlichkeit nennt. Gott suchen und sich selber suchen, ist im tiefsten Grunde Eins. Beides heißt: den ewigen Mittelpunkt des Seins suchen. Der Augenblick, in dem er von Menschen gefunden wird, ist sein geniales Erlebnis, ist der Augenblick seiner inneren Wiedergeburt. Dieses Wortes Sinn wird uns klar, wenn wir darin die Ueberwindung der Macht durch den Werth sehen. Solange wir die Welt als Natur, als einen ungeheuren Komplex von Phänomenen betrachten, der keinen Anfang, kein Ende, keine Mitte hat, steht sie uns als eine fremde Macht gegenüber, die uns vernichten muß, wie sie uns geschaffen hat. Erst

wenn wir hinter diesen Aspekt eines blinden, ziellosen Werdens zurückgehen und in unserer eigenen Seele den ruhenden Pol erfassen, der uns zugleich dem ewigen All-Sein verbindet, kommt jener Drang zur Ruhe und wir entdecken in unserer Persönlichkeit wie in der kosmischen Harmonie, die sie spiegelt, den absoluten Werth, den uns die chaotische Flucht der Erscheinungen vermissen ließ. Den Urgegensatz von Macht und Werth hat gleichsam als Leitmotiv des Universums von je her die philosophische und religiöse Weltanschauung erfaßt und zu lösen gesucht; die religiöse zumal in dem Uebergang vom alten zum neuen Bund. Aber das Verhältniß wurde zu dunkel und zu abstrakt vorgestellt, zu mystisch oder zu begrifflich. Es in der konkreten Fülle und Anschaulichkeit der inneren, seelischen Erfahrung aufzusuchen, es als ein Schicksal und Erlebniß zu behandeln, es aus den Tiefen des persönlichen Daseins als eine unmittelbare Nothwendigkeit zu schöpfen, ist die Hauptabsicht und der Zweck meines Buches, das daher in seiner Betrachtungart als eine Psychologie oder Phänomenologie von Macht und Werth bezeichnet werden könnte. Den Ausgangspunkt habe ich in den Phänomenen des Machtwillens gesucht, die sich dem modernen Empfinden greifbar darbieten: in Aesthetizismus und Sentimentalität, in der Eitelkeit und Eifersucht, in Sadismus und Masochismus und erst abschließend im Phänomen des Plebejers und des Caesars, des Eroberers, des Mächtigen κατ' ἐξοχήν. In bewußtem Widerspruch zu der herrschenden Auffassung, die im Caesar und Plebejer, im Herrn und im Knecht die äußersten Gegensätze erblickt, versuche ich, Beide als zwei innerlich identische Erscheinungformen des selben Phänomens darzustellen: „Der Herr ist des Knechtes Knecht, wie der Knecht auch Herr über den Herrn ist." Der Machtsphäre, die sich eben so in dem Bestreben kundgiebt, die Herrschaft über die äußere Natur zu gewinnen, also in aller Civilisation, worunter Politik, Technik, sogar wissenschaftliche Forschung zu begreifen sind, steht die Sphäre des Werthes gegenüber, die sich in der Kultur offenbart, vor Allem in Religion, Philosophie und Kunst. Das Wesen des Werthes ist Einheit, Durchdringung; er muß sich, wie das Licht, schrankenlos jedem Atom mittheilen. Das Wesen der Macht ist Entzweiung, Einseitigkeit, Ausschließung; sie ist undurchdringlich wie die Materie. Es genügt aber nicht, Macht und Werth in ihren äußersten Extremen, etwa im Caesar und im religiösen Mystiker, als zwei unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberzustellen. Das Räthselhafte besteht vielmehr darin, daß sie einander durchdringen und so erst das konkrete geistige Leben erzeugen. Aus dieser Durchdringung entsteht vor Allem das Phänomen der Individualität: sie ist ein Werth, sofern sie die ganze Welt in sich aufnimmt, und sie ist eine Macht, sofern sie Dies eben in ihrer einzigen, individuellen Art vollbringt, sofern sie sich den fremden Individualitäten entgegensetzt.

Wien. Dr. Oskar Ewald.

Zusammenbruch. Roman von Hermann Bang. Verlag von Hans Bondy in Berlin.

Ein dänischer Kulturroman. Die Geschichte des plötzlichen, historisch eben so unmotivirten wie unmöglichen Aufstiegs eines kleinen Landes ohne jegliche Expansionfähigkeit, das der Krieg obendrein verstümmelt und gelähmt hat. Ein schnelles Emporschießen schwindelhafter Riesenunternehmen auf unfestem Baugrund und auf schlechtem Fundament. Ein Vertuschen und Verdecken der inneren Unsolidität durch prunkhaften, fabrikmäßig hergestellten Aufputz. Ein für kurze Zeit das Auge der Menge blendender Glanz billiger Imitationen. Und dann der schnelle Zerfall; das Zerbröckeln und Reißen des aufgeklebten unechten Prunkes; das Aufsteigen des Grundwassers in die ungenügend gesicherten Mauern. Wir sind im Dänemark der achtziger Jahre und Hermann Bang erzählt die Geschichte seiner Gründertage. „Stuck“ heißt das Buch im Dänischen. Stuck: Bewurf, Verputz. Mit einem Wort zeichnet dieser Titel die Lage: Verputz ist die Signatur der gemachten Entwickelung. Verputz, der bald schadhaft wird, abblättert und zerfällt; den der Dichter abschält, um den wahren Zustand seines armen, geschwächten, zu Unthätigkeit und Träumerei verurtheilten Landes in einem unerbittlich wahren Spiegelbild zeigen zu können. Bitter ist dieses Buch, trotz seiner unbewegt ruhigen Darstellungweise; voll der Bitterkeit Dessen, der heimathlos sein muß, da er im Vaterland keinen Platz findet, auf dem er sicher stehen, von dem aus er in starker Gemeinschaft mit dem nationalen Leben wirken und gedeihen könnte. Im Mittelpunkt des Romans steht die Geschichte eines Theaterunternehmens, in dessen Schicksal sich das Schicksal der ganzen Epoche spiegelt. Das Viktoriatheater ist ein Kreditbau im protzenhaften Stuckstil einer Emporkömmlingsgeneration, die noch keine natürlich gewordenen ästhetischen Konventionen und Traditionen hat. Ein Unternehmen, dem eine gewaltige Zukunft zugedacht war; das eine Weile florirt; dann aber, seit dem Sinken der Wirthschaftkonjunktur, in seinen Erfolgen bedenklich abflaut und mit äußerster Anspannung seines Kredites, mit falschen, zum Zweck der Täuschung der Geldgeber künstlich heraufgeschraubten Besuchsziffern und schließlich mit straffälligen Fälschungen einen Verzweiflungskampf kämpfen muß, der den Ruin nur noch beschleunigt. Mit diesem Theater ist das Schicksal der dänischen Jugend und ihrer Ideen fest verknotet. Von hier aus wollten sie den großen Traum, der in der Luft liegt, den von der Centralisation, verwirklichen. Von hier aus sollten die skandinavischen Künstler und Dichter zu den stammverwandten Völkern reden. Von hier aus sollten ausgedehnte Gastspiele skandinavische Kunst bis in des Nordens äußerste Bezirke hinauf tragen. Und von hier aus soll die große Spracheneinigung der Brudervölker angebahnt werden. Geistige Erwerbungen soll Dänemark machen, da ihm zu Landeroberungen die Wege abgeschnitten sind. Zukunftfesten will diese dänische Jugend bauen; aber sie baut nur Luftschlösser in rinnenden Sand; und sie

kommt zu Schaden, weil sie weder den kulturellen noch den wirthschaftlichen Untergrund richtig zu beurtheilen wußte, auf dem sie zu bauen begann. Den ganzen Organismus des Theaters hat Bang vor uns lebendig gemacht. Aber dieses Theater mit seiner Geschichte steht so unlöslich fest in dieser dänischen Gesellschaft, daß es nur wie ein Transparent ist, durch das man auf die fließende Bewegung der Zeit blickt. Mehr als jedes andere ist dieses Buch Bangs eine dänische Angelegenheit. Aber es ist wiederum, abgesehen von den rein artistischen Werthen, eine Angelegenheit Jedes, der dem menschlich-künstlerischen Phänomen Hermann Bang, das nun schon geraume Zeit in der europäischen Literatur sichtbar ist, näher kommen will.

Köln. Peter Hamecher.

Die Halsbandgeschichte. Erzählt von Wilhelm Schäfer. München, bei Georg Müller.

Bevor ich von dem Buch rede, möchte ich zwei Sätze herauslösen und in Sicherheit bringen. Sie handeln von Marie Antoinettes Mitwirkung in dem Halsbandprozeß. Erster: „Sie bedachte nicht, daß die Sprüche der sogenannten Oeffentlichkeit eine eigene Wahrheit haben, mehr von der Volksstimmung als von der Richtigkeit gemacht; und daß es Sache der Könige sein muß, diese Wahrheit zu kennen, aber nicht, sich ihr zu unterwerfen." Zweiter: „Sie handelte, wie alle Willkür; erst rief sie selber die öffentlichen Gerichte an; als die nicht nach ihrem Sinn das Urtheil sprachen, trat doch Gewalt vor Recht. Und alles Unrecht, was ihr in dieser Sache geschehen war und noch geschah, war doch nicht schlimmer, als daß sie nun den König antrieb, das Urtheil eigenmächtig zu korrigiren." Die berüchtigte Halsbandgeschichte brauche ich hier nicht nachzuerzählen. Man weiß, wie die kleine La Motte den Prinzen Rohan geprellt hat und wie dieser Handel in Leben und Geschick der unglücklichen Tochter Maria Theresias eingriff. Wie die Königin, um sich zu retten, blindwüthig vorgeht und sich, als ob sie ein vorbestimmtes Schicksal als der eigene Henker vollziehen müsse, doch nur tiefer verstrickt. Wilhelm Schäfer erzählt in seiner ruhigen, festen Art, wie das Alles kam, kommen mußte. Was da mit uns spielt, kennen wir nicht und die Griffe der Geisterhände, die uns halten, lassen sich nicht berechnen. Es ist oft im Leben so, daß die Ereignisse über uns kommen und wir willenlos handeln müssen, als ob ein fremder Wille sich durch uns zu vollenden sucht. Wie ein Standbild hat Schäfer die Geschichte in unsere Zeit gestellt. Er wollte, indem er sie auf ihre wesentlichen und menschlichen Züge zurückführte, sie auf ihre ewige, sinnbildhafte Formel bringen. Die Manon Lescaut-Gestalt der La Motte, die Portraits Rohans und Cagliostros sind sicher hingesetzt wie von der Hand alter Meister. Und auch die ganze Luft der Abenteuer ist wundervoll wirksam.

Köln. Peter Hamecher.

Mirèio.*)

Vom Abendhimmel grüßt uns, erdenfern,
Jahrhunderten ein mild erfreuend Schauen,
mit immer hellerm Glanz ein schöner Stern

Dort wohnt die höchstgefeierte der Frauen,
die einst des hehren Dichters Flammenlied
zum Himmel hob, in gläubigem Vertrauen;

und um die Hohe reiht sich, Glied an Glied,
die Blumenkette lieblicher Gestalten,
die Gott zu Beatricens Sitz beschied;

die rein und schön, gleich ihr, auf Erden wallten,
geliebt und liebend, und zu deren Preis
der Sängerfürsten goldne Harfen schallten.

Nur selten mehrt sich der Erlauchten Kreis
und dann entstrahlt dem lichten Sternenthrone
verstärkter Glanz, auf göttliches Geheiß.

Und jüngst, auf daß sie bei den Seligen wohne,
ward auch Mirèio dort empor gesandt,
von Leid verklärt und von der Schönheit Krone.

Da bot ihr schwesterzärtlich Mund und Hand
Toskanas Stolz, ihr Gruß und Kuß zu geben,
und sprach: Willkommen aus Provencerland,

Du wirst, und der Dich sang, unsterblich leben!

Frankfurt am Main. August Bertuch.

Rembrandt.**)

Rembrandt kam von dem Begräbniß seiner Frau in sein Haus zurück. In der Breestraat lag es, mitten im amsterdamer Judenviertel. Die reichen Verwandten seiner Frau, die mit draußen auf dem

---

*) Diesen Vorgesang hat Professor Bertuch seiner schönen deutschen Mirèio-Ausgabe, der besten Nachdichtung, die dem Meisterwerk Mistrals bisher wurde, vorangeschickt; sie ist bei Cotta erschienen.

**) Ein Blatt aus der Silhouettensammlung „Schattenrisse“, die der liebe, reiche Poet Herbert Eulenberg im Verlag von Bruno Cassirer erscheinen läßt und die allerlei Große und Mittelwüchsige allerliebst im Temperament eines eigensinnig träumenden Dichters spiegelt.

Friedhof gewesen waren, hatten ihn verlassen. Sie liebten diese mit jüdischen Trödlern und Bettlern gefüllten Gassen nicht und einer hatte sogar auf dem Wege zum Grabe ziemlich laut gesagt, seine Base Saskia sei an der schlechten jüdischen Luft so früh zu Grunde gegangen. Und dann hatten sich noch einmal alle Augen der reichen Sippschaft auf den Maler Rembrandt gerichtet, der als ein armer Müllerssohn die Frechheit gehabt hatte, ihre reiche Verwandte zu heirathen, und nun noch lebendig dastand, mit seinem breiten plumpen, gemeinen plebejischen Gesicht, während man den Sarg seiner Frau am Strick in die Erde hinunterließ. An den stumm beredten Ausdruck dieser Augen, mit dem nur reiche Holländer einen armen Schlucker ansehen können, dachte der Maler, als er den Schlüssel in das Schloß seiner Hausthür steckte. Er zog seine schwarzen Handschuhe aus und wußte plötzlich nicht: hatte er die Szene gemalt oder erlebt? Dann hing er den breiten braunen Hut an einen Nagel, der aus dem Dunkel des Flurs aufleuchtete, und ging in seine Werkstatt über den Gang nach hinten. Er setzte sich vor seine Staffelei und sah sich das Machwerk, das daran hing, scharf und lange an. Es war sein Selbstbildniß, das er in den Tagen ihrer Krankheit, da er zu nichts Anderem Geduld fand, begonnen hatte. Da stand noch der Spiegel neben der Staffelei und fing seinen Kopf auf, als er sich vornüber beugte. Er sah hinüber und herüber und verglich die beiden Gesichter bis in die Schnurrbartspitzen. Also solch ein Kerl war er! Eine dicke, nicht ganz gerade Nase, nicht schöner als die des Sokrates, das Kinn sinnlich und nicht energisch vorgebaut, die breite Stirn über den scharfen Augen von dem vielen angespannten Sehen mit Falten gerad und quer überzogen. Und just diesen scheusäligen Kerl, dessen Bild im Spiegel sich ewig bewegte, während das auf der Staffelei ewig still stand, hatte diese schöne Frau, die man eben zu Grabe getragen hatte, sich unter vielen ausgewählt und lieb gehabt. Wo mochte da das Räthsel stecken? Und Rembrandt hatte, ohne daß er wußte, was er that, wieder zu malen angefangen und ließ seinen Pinsel kalt und ruhig zwischen den beiden Abbildern wie einen unbestechlichen Richter zwischen zwei Parteien hin und her gehen, um einen möglichst gerechten Vergleich herauszubekommen. Aber es wollte ihm heute nicht recht gelingen, unparteiisch zu sein, das höchste Ziel, das einem Künstler, der zwischen Gott und Natur steht, vorschwebt, zu erreichen. Er mußte immer an den Rembrandt denken, den die reichen Verwandten seiner toten Frau auf dem Kirchhof wie einen Räuber und Mörder angesehen hatten. Er stand auf und trat aus dem Zwielicht seiner Werkstatt an das Fenster, durch das aus dem Hof das Licht ganz abgedämpft wie in eine Krankenstube hineinsah. Das Blatt Papier fiel ihm ins Gedächtniß, das ihm irgendein Vetter oder Schwager auf dem Heimweg mit einem vorwurfsvollen und zugleich etwas hämischen Augenaufschlag zugesteckt hatte. Er zog das verknitterte Blatt aus der Tasche. Vermuthlich ein Traktätchen, wie es die Calvinisten, Remonstranten, Mennoniten (oder wie die Sekten in Holland alle

hießen) drucken und unters Volk vertheilen ließen, in dem mit vielen gelehrten und ungelehrten Sätzen aus einem schönen Bibelspruch etwas Unschönes gemacht worden war. Der Maler holte sein Augenglas hervor, um besser lesen zu können, und begann, ganz langsam, wie er es auf der Küsterschule in Leyden gelernt hatte, zu buchstabiren.

„Es ist nicht zu leugnen (non est negandum), daß der vermeintliche Maler Rembrandt van Rijn keineswegs die Erwartung erfüllet hat, welche das künstlerische Holland auf Grund seiner in Leyden gemachten Schildereien, insbesondere jenes fürtrefflichen Bildes von der Reue des Judas, auf ihn gesetzt hatte. Die braune Brühe, in die er die Bildwerke seiner zweiten Manier getunkt hat, um ein paar goldene Flecken heller und greller daherauszufischen, ist sowohl unnatürlich als auch unschön. Es ist nicht zu verwundern (non est mirandum), daß der Maler in Amsterdam auf diesen Knüppel- und Irrweg gerathen ist. Hört man doch die Kenner von ihm berichten und erzählen, daß er in einer finstern Baute im finstersten Viertel von Amsterdam hauset, die er mit türkischen Teppichen, Kaftans, indischen Schals und arabischem Rüstzeug vollgepfropft und noch verdunkelt hat, daß man darinnen nicht mehr weiß, ob draußen der Mond oder die Sonne am Himmel hängt. In solch einer Grube mag dann freilich ein Gesicht oder eine ausgestreckte Hand wie Silber oder der Stern von Bethlehem leuchten. Ist Das die ganze Herrlichkeit, die bei einem üppigen Wohlleben und Saufen mit den deftigen Herren der Kaisergracht herauskommt? Aber Afterkunst blendet nur die Pöbelplebs oder rohe Barbarenseelen. Wir aber, seine leydener Landsleute, die wir es wohlmeinen mit einem jeden Sohn unserer Stadt, fragen ihn: Wie lange will er wohl noch die Maulwurfsmalerei betreiben? Wartet er, bis unsere Geduld oder sein Talent zu Ende ist? Er soll es uns nicht zu weit treiben; denn unsere Geduld ist vielleicht noch schwächer als sein Talent. Warum malet er nichts Deutsches, Echtes, als da sind ein Stilleben oder eine Mühle, wie früher, statt des morgenländischen Plunders, den er uns auftischt?“

„Und so weiter!“ dachte Rembrandt und besah sich nur noch die Unterschrift des würdigen Traktamentes, das nach Galle, wie ein eingelegter Hering nach Essig, schmeckte. „Arent van Büchel aus Leyden“ stand darunter; und der Künstler wußte nun gleich, warum der Esel ihm über den Weg lief. Es war ein höherer Beamter und Rathsmitglied seiner Vaterstadt, der sich darüber gefuchst hatte, daß der Maler aus Leyden fort in die Hauptstadt verzogen war und die Mitgift seiner Frau in Amsterdam versteuerte. „Wenn ich am Meer hauste oder in der Sonne säße, würden sie so klug sein und daraus schließen, daß ich zu helle Farben habe; und wenn ich arm wäre, hieße es, daß ich reicher sein müßte!“ dachte der Maler und sah sich in seiner exotischen Werkstatt um. „Wo Licht ist, da ist Finsterniß, und wo Finsterniß, da ist Licht: mehr kann man in der Malerei, wie in der ganzen Welt, nicht lernen“, sprach er und zog sich selber an seinen Haaren wieder zu seinem Bild zurück. „Ich weiß nicht, was ich bin, und kann nur, was ich war,

wie dort meine Nase im Spiegel sehen." Das war aber ein Mensch, der heute seine tote Frau begraben, vorgestern die Amme seines Sohnes auf dem Schoß gehabt und ihr die Ehe versprochen und der in diesen Tagen die „Nachtwache", eins der ersten Bilder der Welt, vollendet hatte. Ein Mensch, der wußte, daß, wenn er den Holzhammer neben sich an die Stubenthür auf der Seitenwand warf, ein junges Dienstmädchen erschien, Hendrikje gerufen, sein Söhnchen Titus auf dem Arm und einen Teller Suppe in der anderen Hand und daß sie selbdritt dann essen würden, als sei dieses Kind ihr eigenes, das selbe, das Saskia, die er geliebt, als letztes vor dem Sterben mit den Lippen berührt hatte. Aber er wußte nicht, ob er, der Mensch, dem die Tote dieses Knäblein anvertraut hatte, das er so liebte, nicht doch einmal die Mündelgelder dieses Kindes angreifen würde, wenn die Gläubiger, die unter dem Kommando des Konkursverwalters mit dem furchtbaren Namen Torquinius schon in sein Haus eingedrungen waren, ihn auf der Treibjagd in die Enge gepreßt hätten. Und bei Alledem war er so wenig ein Wüstling, daß er vier Fünftel der Zeit, die er wach war, der Arbeit weihte, und war ein so guter Vater, daß sein Sohn Titus, als er ein Mann geworden war, ihn mehr noch als sein eigenes Weib und seine Kinder lieb hatte.

So seltsam sah der Mensch aus, den er um sein Herz zu tragen hatte, bis er in einer Oktobernacht im Jahr 1669 erlosch. Wo waren die Engel, die er so oft gemalt hatte, als er in den letzten Wochen seines irdischen Daseins, die Binde unter der Mütze über die Stirn geknüpft, um die ewigen Kopfschmerzen zu lindern, die Augen trüb und halb blind vom Fusel abends wie eine Nachteule in den Schnapskneipen des Armenviertels von Amsterdam herumkroch? Warum that der Himmel, der ihm so viel verdankte, nicht einmal seinen Mund auf, um diesem zitternden, fast erblindeten Greis, den die Gassenkinder verhöhnten, ins Ohr zu flüstern: „Du bist der größte Maler, den die Welt geboren hat?" Der Totengräber, der am Sterbemorgen in Rembrandts Stube kam, um zu sehen, ob man den Geistlichen bei dem Begräbniß bezahlen könne, stellte grinsend fest, daß außer dem Malergeräth und dem wollenen Kleiderflaus nichts vorhanden sei und daß man von einer Predigt und dem Segen an seinem Grab absehen müsse. Wo ihr größter Landsmann begraben liegt, wußte nach drei Jahren keines Menschen Seele mehr in den Niederlanden.

Erst als man das Wort und den Begriff „Helldunkel" erfunden hatte, wachte auch Rembrandt aus seiner Vergessenheit wieder auf. Goethe war einer der kühnsten Entdecker des unbekannten Wundermannes. Die schönen Worte, die bei Rembrandts Leben und Sterben gefehlt hatten, fanden sich nun in würdigen Massen wie beim Begräbniß eines Akademiedirektors ein. Man nannte ihn den Vertreter des protestantischen Christenthums in der Kunst und den tief Religiösen, ohne daran zu denken, daß dieser schlichte große Mann seine Stoffe lediglich aus der Bibel nahm, weil sie das einzige Buch war, das er las

und lesen konnte, bis der Konkursverwalter es ihm mit versteigerte. Gerade seine Wiedergabe von Christus selbst war lange Zeit und ist auch heute Vielen noch nicht nach dem Sinn. Denn er hat weniger den Gott als den Menschen in ihm gesehen. Den, der am Meisten gelitten hat, den Freund der Bettler, Kinder und Narren, dessen Schicksal dem seinen verwandt war. Nie hat er ihn „idealisirt“, wie man in der Töchterschule und in der Gipsklasse sagt, oft ihn qualvoll, verzerrt und traurig dargestellt, aber immer mit jener Hoheit, die aus den Augen Goethes oder von der Stirn Napoleons leuchtete. Das stille, nie die Bescheidenheit der Natur überschreitende dramatische Leben seiner Bilder hat erst unsere Zeit ganz gewürdigt. Denkt man dabei an die schreienden, verzuckerten, übertriebenen Figuren vieler heutigen Christusmaler, so ist Einem, als wenn man von Shakespeare zu Wildenbruch kommt oder von einem Helden zu einem schlechten Schauspieler.

Ueber Rembrandts Malweise ist zu sagen: Sehr früh, schon in Leyden, merkte er, daß die Geburtstunde eines jeden bedeutenden Malers der Augenblick ist, wo er sich innerlich frei macht von der Akademie und ein neues Leben beginnt, indem er seine eigene Technik gefunden hat. Und wenn auch diese Technik den heutigen Malern nichts mehr zu geben hätte, die das Licht und „seine Leiden und seine Thaten“, die Farben, wie Goethe, der Sohn des Lichtes, sie genannt hat, draußen im Freien aufsuchen: die große Persönlichkeit, die hinter den Werken Rembrandts steht, kann allen Deutschen, wie der eine Deutsche in einem ganzen Buch bewiesen hat, den Künstlern wie dem Publikum, noch heute ein Erzieher sein. Sie lehrt uns vor Allem, in der Kunst keine Kompromisse zu machen und zu verlangen. Was klein an so großen Künstlern wie Schiller und Wagner ist, hat ihre Schwäche in diesem Punkt verschuldet. Rembrandts erhabenes tragisches Beispiel weist dem Künstler den Weg zur Unsterblichkeit. Vor ihn sollte man die jungen Akademiker führen, nicht, damit sie ihn kopiren, sondern, damit sie Persönlichkeiten und eigene Menschen wie er werden. Und man sollte sie noch heute anreden wie der alte Cornelius seine Schüler: Nicht darauf kommt es an, meine Herren, möglichst viele tausend Thaler im Jahr zu verdienen und ein Haus in der vornehmsten Straße zu erwerben, sondern einzig darauf, Kunst zu machen.

Was nützt dem Maler, daß er sich hohe Orden und Titel und Renten wie Rothschild ermalt und Erster Klasse mit sechs Pferden und mit Musik begraben wird, wenn er zehn Jahre später der Lächerlichkeit verfällt und seine Bilder immer höher, bis auf den Speicher, wandern, bis die Motten selbst sie nicht mehr mögen? Auf Rembrandt schaut, in dieses ernste Mausoleum eines Heldenlebens, ihn ehrt wie einen Heiligen, den Welteroberer: der auf der Strohmatte gestorben ist und als Bettler erlosch, um als größter Künstler fortzuleben.

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Erbbau.

Selten wird ein Recht zur Verwerthung bestimmter Chancen ungenützt bleiben; besonders selten, wenn der Gesetzgeber sich seiner angenommen hat, um ihm ein sicheres Fundament zu schaffen. Ein Privilegium giebts aber bei uns, das, trotz diesen Vorbedingungen, sich nicht eingebürgert hat: das Erbbaurecht. Durch das Bürgerliche Gesetzbuch wurde die aus dem römischen Recht stammende superficies neu hergerichtet und dem modernen Gebrauch angepaßt. Aber zehn Jahre haben nicht genügt, einen wirthschaftlichen Modus, dessen Nothwendigkeit schon zu Ulpians Zeiten erkannt war, in den Gebrauch zu bringen. Dabei handelt sichs nicht etwa um eine „unmögliche Sache". Das Recht des Erbbaues besteht darin, daß es einem Berechtigten erlaubt, auf nicht ihm gehörigem Boden für sich ein Gebäude zu errichten. Es ist ein vererbliches und veräußerliches Recht, das vom Grundeigenthümer auf eine bestimmte Reihe von Jahrzehnten, gegen einen jährlich zu entrichtenden Zins, verkauft wird. Der Erwerber des Erbbaurechtes behält Eigenthum und Nutzung des von ihm auf dem fremden Boden errichteten Bauwerkes bis zum Ablauf des Vertrages. Der Vortheil eines solchen Abkommens vertheilt sich (prinzipiell) auf beide Kontrahenten. Der Besitzer des Grundstückes bekommt eine feste Verzinsung und hat Anspruch auf den Werthzuwachs seines Bodens; der Erbbauer sichert sich die Entrichtung eines dauernd niedrigen Zinses und die Ausnutzung des Grundstückes entweder für sich zu eigener Wohnung oder zur Vermiethung. Für den Erbbau sind die Bodenreformer mit Eifer und guten Gründen eingetreten; und ihrer stets regen Propaganda ist zu denken, daß man sich mit der Ausarbeitung ergänzender Bestimmungen zu den Paragraphen des BGB beschäftigt, um die Beleihbarkeit von Erbbaurechten mit den erforderlichen Garantien zu versehen. Denn die Frage, ob und wie weit ein im Erbbau stehendes Objekt fähig ist, Hypotheken zu tragen, sperrte bisher der raschen Entwickelung des wichtigen Privilegs den Weg. Auch galten die Bodenreformer dem kundigen Geschäftsmann als Idealisten, die sich an der Verwirklichung utopischer Wünsche in Zeit- und Kraftvergeudung nicht genug thun können. Und solche Auffassung breitet sich, wie ein undurchdringlicher Nebel, noch über die Oeffentliche Meinung. Selten dringt ein Sonnenstrahl durch die dicke Hülle. Die Bodenreformer wollen dem Volk die Möglichkeit des Wohnens bessern; ihm den Weg aus den Miethkasernen in eigenes Besitzthum weisen. Aber die Miethkaserne wird von den Terrainspekulanten und von der Proletarierpartei vertheidigt. Zwei so kräftige und geschickte Gegner haben dem Erbbau das Leben nicht leicht gemacht. Der Arbeiter, der im eigenen Heim (Einfamilienhaus) wohnt, sieht die Fragen der Existenz anders als der Insasse einer Zwischendeckkoje im vierten Seitenflügel einer fünfstöckigen Kaserne. Die Reformer, die sich die Lösung des Wohnungproblems zur Aufgabe machten, sind gefährliche Feinde der Sozialdemokratie; und das Erbbaurecht ist ihr brauchbarstes Werk-

zeug. Die zweite Schattenseite kehrt sich der Grundstückspekulation zu. Hier die Befreiung des Bodens aus der Umklammerung des Spekulanten; die Lösung vom Bann der „besten Chance“, die den Boden oft zu Jahre langer Unbrauchbarkeit verdammt. Dort die Einstellung des ganzen Apparates auf die Ausnützung kommender Ereignisse. Der Unternehmer dieses Schlages kann sich mit dem Erbbau nicht befreunden; er will sich nicht von seinem Besitz trennen und mit der Rente, die ihm der Erbbauer zahlt, begnügen. Der Punkt, wo sich Erbbau und Terrainspekulation kreuzen, ist wieder die Miethkaserne. Wo der Preis des städtischen Bodens, der Privatbesitz ist, die höchsten Gipfel der Möglichkeiten erklettert hat, ist die intensivste Ausnutzung nöthig. Da können nur Geschäftspaläste oder Miethkasernen wachsen.

Der Erbbau kann sozial- und finanzpolitische Gründe für sich ins Feld führen. Er soll der Lösung des Wohnungproblems dienen, also die wirthschaftliche Lage der breiten Masse bessern. Daß er auf diesem Weg nur sehr langsam ans Ziel gelangt, hat sein bisheriges Schicksal gezeigt. Vorurtheile lassen sich nur schwer niederringen; und die Schwierigkeit wird erhöht, wenn es sich um die Verbreitung einer Erkenntniß handelt, die ein Bischen Arithmetik erfordert. Wenn ein Arbeiter für Stube und Küche in der Miethkaserne fürs Jahr 300 Mark bezahlt, so müßte die Möglichkeit, für den selben Aufwand ein eigenes Häuschen zu erlangen, ihn mit starkem Reiz anlocken. Freilich eben nur, wenn die Kosten des Erbbaues nicht höher sind als die Miethen. Das Erbbaurecht darf also niemals Gegenstand spekulativer Ausnutzung, die Grenze seiner Verwerthung muß genau vorgeschrieben sein. Die Kommunen könnten dem Erbbau zu praktischer Geltung verhelfen. Städtischer Grundbesitz, der oft genug Jahre lang brachliegt, kann durch die Vergebung von Erbbaurechten rentabel gemacht werden. Die Behandlung des Kommunalkredites ist ein noch immer ungelöstes Problem. Die Klagen über die Belastung des Marktes mit Stadtanleihen hören nicht auf; aber ein Ausweg ist noch nicht sichtbar. Die Einnahmen der Stadtkassen müssen vermehrt werden, damit die Kommunen, wenn sie außergewöhnliche Aufwendungen für städtische Anlagen zu machen haben, nicht auf die Anleihe als einzige Geldquelle angewiesen sind. Da zeigt der Erbbau einen neuen Weg. Das Recht wird verliehen gegen die Verpflichtung zu jährlichem Zins, der vom Werth des Grundstückes zur Zeit des Vertragsabschlusses berechnet wird. Das ist eine dauernde, unveränderliche Einnahme, die der Stadt fünfzig oder sechzig Jahre lang zufließt. Ist der Vertrag abgelaufen, so gehört der Boden mit dem Werthzuwachs wieder nur den Städten. Sie können ihre Grundstücke dadurch verwerthen, daß sie selbst öffentliche Gebäude, Schulen, Schlachthäuser, Markthallen, hinsetzen, oder sie an private Unternehmer verkaufen. Beide Möglichkeiten sind beschränkt: durch die Grenzen des Bedarfes und der Fähigkeit, als Grundstückverkäufer aufzutreten. Man kann also nicht einfach behaupten, daß die Kommunen höhere Zinsen erzielen, wenn sie ihren Grundbesitz abstoßen und die erzielten Summen in Hypotheken oder

Werthpapieren zu 4 Prozent anlegen, statt den Boden dem Erbbau zu erschließen und sich mit einer niedrigeren Rente zu begnügen. Hier bekommen sie Zinsen und bleiben Eigenthümer des Bodens, aus dessen weiterer Entwickelung sie Nutzen ziehen können; dort müssen sie die Gelegenheit abwarten, die ihnen den Verkauf der einzelnen Parzelle ermöglicht. Natürlich wird sichs meist um den städtischen Boden handeln, der an den Stadtgrenzen liegt. Man braucht nur die Bodenfläche zu betrachten, über die Berlin mit seinen Nachbarn verfügt: auf diesen Landstrichen an der Peripherie könnte das Erbbaurecht blühen.

Manche Städte haben Erbbauverträge abgeschlossen (Berlin, Charlottenburg, Dresden, Frankfurt a. M., Leipzig, Halle, Posen, Ulm), bei denen allerdings das sozialpolitische Moment, der Wunsch, praktische Wohnungreform zu treiben, den Ausschlag gab. Die Kontrahenten sind Baugenossenschaften und Wohnungvereine. Auch das Reich hat, durch das Reichsamt des Innern, für den Erbbau Etwas gethan; wie ich dem Jahrbuch der Bodenreform entnehme, sind bis zum ersten Januar 1909 zum Erwerb von Baugelände für die Vergebung im Erbbau 5½ Millionen Mark aufgewendet worden. Daß die Sozialpolitik oft von der Finanzpolitik gehindert wird, weiß jedes Kind. Und der Stadtkämmerer muß dem Wohnungreformer manchmal ins Wort fallen. Fraglich ist aber, ob die Stadt weise handelt, wenn sie die Bedingungen des Erbbaurechtes zu sehr nach rein geschäftlichen Prinzipien normirt. Die wunderschöne Stadt Straßburg will eine „neue, moderne Verkehrstraße vom Bahnhof in das Geschäftscentrum“ legen. Dazu mußte sie viele Grundstücke ankaufen, die sie aber nicht selbst bebauen, sondern, zum Theil, in Erbbau geben will. Sie denkt dabei an ein gutes Geschäft für die Stadtkasse. Das Erbbaurecht soll auf die Dauer von 65 Jahren vergeben werden und der Zins im Durchschnitt 4¼ Prozent betragen. Da die Käufer der Bauplätze die Restkaufgelder nur mit 4,08 Prozent zu verzinsen hätten, ist nicht einzusehen, welche besonderen Reize den Erbbauer locken sollten, der nicht nur höhere Zinsen als der Käufer zu zahlen, sondern auch nach Ablauf seines Vertrages das Grundstück sammt dem darauf errichteten Gebäude unentgeltlich an die Stadt zurückzugeben hätte. Von solchen Bedingungen ist für das Erbbaurecht nicht viel zu hoffen.

Noch ist auch die Frage, ob das auf dem fremden Boden errichtete Gebäude nach Ablauf des Erbbauvertrages unentgeltlich dem Eigenthümer des Bodens zufällt, nicht einstimmig beantwortet. Einzelne Verträge gewähren dem Erbbauer eine bestimmte Entschädigung; andere fordern die unentgeltliche Rückgabe. Baut aber Jemand sich auf fremdem Grundstück ein Haus, so wird er sich nicht leicht in den Gedanken finden, daß dieses Besitzthum einst sang- und klanglos einem Andern zufallen soll. Mag das Erbbaurecht auch oft erst nach sechzig und siebenzig Jahren erlöschen und der Eigenthumswechsel vielleicht erst die zweite Generation treffen, so ist die Verpflichtung zu unentgeltlicher Abtretung doch schon im Verlauf der Erbbauperiode fühlbar. Der Erbbauer und seine Rechtsnachfolger werden keinen Werth darauf legen, das Gebäude in gutem Stand zu erhalten, und es manch-

mal als Ruine dem Grundstücksbesitzer übergeben. Solche Vernachlässigung (England bietet dafür genug Beispiele) widerspricht den Grundsätzen der Wohnungreform, die doch gerade gesundes und behagliches Wohnen ermöglichen will; sie erschwert aber auch die Beantwortung der Frage, ob sich das Erbbaurecht zur hypothekarischen Beleihung eignet. Häuser, deren Ertragsfähigkeit durch Mangel an Pflege beeinträchtigt wird, bieten dem Baugeldverleiher nicht die nöthige Sicherheit. Bei einer Erbbauhypothek kommt es weniger auf das Haus als auf die Höhe des Ausnutzungwerthes an. Das ist der Unterschied zwischen solcher Beleihung und dem üblichen hypothekarischen Darlehen. Hier ist ein beleihbares Objekt vorhanden, das Grundstück; im Erbbau nicht, weil das zu beleihende Gebäude nicht Eigenthum des Hypothekenschuldners ist. Ohne Baudarlehen und Hypothek kann aber aus dem Erbbaurecht nichts werden. Wer dieses Recht erwirkt, will, da ihm die Möglichkeit spekulativer Bodenverwerthung fehlt, ein Haus bauen. Dazu braucht er Geld. Das könnte nun der Staat oder die Gemeinde, die das Erbbaurecht vergeben, vorschießen und sich durch eine Hypothek sichern. So ists auch in vielen Fällen. Wirksame Hilfe aber wäre erst gewonnen, wenn die Hypothekenbanken sich der Sache annähmen und sich durch Detailschwierigkeiten nicht abschrecken ließen. Der Direktor der Bayerischen Handelsbank, Freiherr von Pechmann, hat sich für die Beleihbarkeit des Erbbaubodens ausgesprochen und dabei die Amortisation-Hypothek empfohlen; eine noch viel zu selten gewählte Form. Herr von Pechmann ist einer der eifrigsten Vorkämpfer der tilgbaren Hypothek. Das von ihm geleitete Institut ist wohl die einzige deutsche Hypothekenbank, deren Darlehenbestand sich zur größeren Hälfte aus Annuitäten zusammensetzt. Für das Erbbaurecht wäre diese Darlehensform wohl die nützlichste. Da kein beleihbares Objekt, nur ein zu erfassender Nutzungwerth vorhanden ist, muß die Hypothek so eingerichtet sein, daß sie beim Ablauf des Erbbauvertrages getilgt ist. Je nach der Dauer des Abkommens wird die jährlich zu entrichtende Tilgungquote höher oder niedriger sein. Ein Darlehen, das in dreißig Jahren zurückgezahlt sein muß, fordert höhere Annuitäten als eine Hypothek, die erst nach fünfzig Jahren ihr Ende erreicht. Auch das kleinste Einfamilienhaus hat einen bestimmten Ertragswerth (die Miethe, die zu zahlen wäre, wenn es vermiethet würde), der, kapitalisirt, als Grundlage für die Hypothek dienen kann. Nur darf Erbbau- und Hypothekenzins zusammen nicht mehr betragen, als eine Wohnung in der Miethkaserne kosten würde.

Erbbaubanken, die, nach dem Muster der Pfandbriefinstitute organisirt, nur für die Finanzirung des Erbbaues zu sorgen hätten, könnte ich schon deshalb nicht empfehlen, weil sie die Zahl der Anlagepapiere, die den deutschen Staatsanleihen Konkurrenz machen, noch vermehren würden. Ihre Obligationen wären nicht minder unbequem als die Ueberfülle an Kommunalanleihen. Jedenfalls aber sollten Alle, die es können, den Gedanken des Erbbaues fördern; denn er zeigt Möglichkeiten, deren Bedeutung für Wirthschaft und Volksgesundheit im Deutschen Reich nicht länger unterschätzt werden darf. **Ladon.**

Zwei Briefe.

Der Brief eines Physikers:

Sehr geehrter Herr Harden, im letzten Augustheft der „Zukunft“ haben Sie einen Aufsatz veröffentlicht, der sich mit der „Radioaktivität des Menschen“ beschäftigt und in dem der Versuch gemacht wird, gewisse okkultistische Ideen durch Analogien mit Thatsachen aus dem Gebiet der Radioaktivität zu erklären. Das ist an sich nicht verwunderlich; um so mehr aber, wie es möglich ist, mit einem Schein physikalischen Wissens in so wenigen Zeilen so viel Falsches zu behaupten. Die Angaben über physiologische Erscheinungen, über „odische und rhabdomotorische Fakten“ entziehen sich meiner Kritik. Auch daß gleich am Anfang die berühmten N-Strahlen angeführt werden, die, nachdem sie so viel Staub aufgewirbelt hatten, jetzt wohl von keinem Physiker mehr ernst genommen und, ohne jemals ausdrücklich widerrufen worden zu sein, wohl auch von Blondelot selbst nicht mehr aufrecht erhalten werden, sei nur nebenbei bemerkt. Aber jeder Satz, der Angaben über radioaktive Vorgänge bringt, enthält mindestens ein prinzipiell Unrichtiges. Ich will ein paar Beispiele anführen. „Nun bewies schon Rutherford, daß jeder im engeren Sinn radioaktive Körper auch die radioaktive Emanation aufzuweisen hat.“ Von den jetzt schon sehr zahlreichen bekannten radioaktiven Substanzen emittiren im Ganzen nur drei eine Emanation, während eine solche, zum Beispiel, bei dem wohl auch dem Laien geläufigen Uran und Polonium (Radium F) nicht existirt. „Eine Emanation, die ja aus den selben kleinsten Partikelchen besteht wie die Alpha- und Bethastrahlen.“ In der That sind Alphastrahlen positiv geladene Heliumatome, Bethastrahlen Elektronen, während die Emanation ein neues, durch radioaktive Umwandlung aus der Muttersubstanz entstandenes Gas darstellt. Daß, wie weiter gesagt wird, die radioaktive Emanation die Luft nur schwer durchdringt, an einem Kupferdraht dagegen leicht hinfließt, ist aus der physikalischen Literatur nirgends zu ersehen. Ferner behauptet der Verfasser des Artikels, Herr Rothe: „daß auch die Intensität der Becquerelstrahlen durch Erwärmung der Körper außerordentlich gesteigert wird“; jedem Physiker ist bekannt, daß alle radioaktiven Vorgänge von der Temperatur ganz unabhängig sind. Nach den neueren Anschauungen ist es auch nicht richtig, „daß fast jeder radioaktive Körper sowohl Alpha- als Bethastrahlen aufzuweisen hat“; vielmehr kommt jeder Substanz nur eine einzige charakteristische Strahlungart zu. Endlich ist ganz unverständlich, wie die „odische Strahlung“, die doch als radioaktiv angesprochen wird, irgendwie mit der Sonnenstrahlung zusammenhängen soll. Die Annahme zeigt nur, daß dem Verfasser jedes Verständniß für die physikalischen Theorien fehlt; denn das Charakteristikum jeden radioaktiven Vorganges ist ja gerade, daß er ganz unabhängig von allen äußeren Einflüssen sich abspielt, was eben zu der jetzt allgemein angenommenen Anschauung geführt hat, daß seine Energie von

dem Zerfall der Atome selbst herrührt. Wie ich ausdrücklich bemerken möchte, wird kein Physiker leugnen, daß „der menschliche Organismus von dem universalen Phaenomen der Radioaktivität keine Ausnahme bildet“; auch dieser Körper enthält sicher stets in größeren oder kleineren Mengen bekannte oder auch noch unbekannte radioaktive Elemente. Ich will gern glauben, daß man all diese groben Fehler in dem Aufsatz des Herrn Rothe in dem angegebenen Sinn verbessern kann, ohne daß der logische Zusammenhang dadurch wesentlichen Schaden leidet; doch, meine ich, kann es für eine Wissenschaft, die mit so wenig exakten Mitteln arbeitet, nur dienlich sein, wenn „man“ auch weiterhin nicht mit allzu großer Andacht auf sie hört. Mit besten Grüßen

Dr. Peter Pringsheim.

Ein Kaufmann schreibt mir:

Die bekannten Schwierigkeiten im Bereich der Kali-Industrie haben jetzt ihren Abschluß gefunden, und zwar, da die Industrie sich nicht selbst zu helfen wußte, durch einen Eingriff der Regirung. Die Schwierigkeiten waren durch gehäufte Mißstände geschaffen worden, für deren rechtzeitige Abstellung die Industrie selbst nicht die Mittel fand. Dieses völlige Versagen einer wichtigen Industrie in ihrer Geschäftspolitik reizt zu einer über den Einzelfall hinausreichenden Betrachtung unserer Wirthschaftsitten. Die ganze Entwickelung der Kali-Industrie seit der Begründung des Syndikates, also seit einem Vierteljahrhundert, bietet ja ein typisches Beispiel für die jetzt übliche Unterschätzung und Verdrängung kaufmännischen Geistes, den in unserem Erwerbsleben nun der Verwaltungsgeist ersetzen soll. Ein Wagen läuft noch eine Weile weiter, auch wenn die treibende Kraft nicht mehr fortwirkt. Das Kali-Syndikat hat gezeigt, wie lange das Fortrollen dauert. In Erwerbsgesellschaften kann die treibende Kraft eben nur der Erwerbsgeist des Kaufmanns sein und der Glaube, ein aus dem Beamtenstand Uebertretender könne die Fähigkeiten und Erfahrungen eines tüchtigen Kaufmannes ersetzen, muß der Industrie zum Verhängniß werden. Nach weithin verbreiteter Ueberzeugung erzieht die Beamtenthätigkeit, die in einem geschlossenen Kreis abläuft, eher zur Weltfremdheit als zur Weltgewandtheit und Menschenkenntniß. Ohne diese beiden Eigenschaften aber, ohne verständnißvolle Würdigung und kluge, zum eigenen Vortheil zu verwendende Erkenntniß anderer Lebensanschauungen, Charaktere und Volksindividualitäten ist im Geschäftsleben nichts Dauer Verheißendes zu erlangen. Der Jurist, überhaupt der Beamte braucht nicht aus Diplomatenklugheit den eigenen Vortheil zu wahren; der Kaufmann muß es. Die aus anderen Berufen und Gewohnheiten Uebertretenden können den rechten Geschäftssinn, den für das Erwerbsleben wichtigsten, nicht mitbringen. Der muß ja den von je her zum Idealismus neigenden Deutschen fast immer erst mühsam anerzogen werden. Die Aufgabe der Erwerbsgesellschaften ist aber: der Erwerb. Dieser Aufgabe muß die Gesammtorganisation solcher Gesellschaft, nicht nur ein Glied oder Dezernat, angepaßt und deshalb

müssen alle Leiter, außer den Technikern und Industriespezialisten, Kaufleute sein. Unsere Juristen und Verwaltungbeamten machen gewiß ihrem Ruf alle Ehre. Aber was sollen wir Geschäftsleute in der Industrie denn mit juristisch-logisch geschultem Denken und der für ein langsames Arbeitstempo passenden amtlichen Organisation anfangen? Wir leiden unter der Ueberfülle akademisch Gebildeter, die in die Erwerbsstände strömen. Der Strom bringt uns auch tüchtige Menschen, so tüchtige manchmal, daß sie gute Kaufleute werden, trotzdem sie, statt des Erwerbslebens, das abstrahirte „Recht“ studirt haben. Mir ist in solchen Fällen die juristische Denkerziehung oft als ein Hemmschuh erschienen, ohne den die Tüchtigen noch näher ans Ziel gekommen wären. Wir Kaufleute dürfen uns nicht überheben; aber auch keine Ueberhebung anderer Stände geduldig hinnehmen. Wie viele diesen einst privilegirten Ständen Angehörige drängen sich in unsere Reihen, wenn sie eingesehen haben, daß im Amtsleben zwar eine sichere Versorgung und allerlei gesellschaftlich werthvolle Auszeichnung zu haben ist, der Mann aber nicht nach seiner Leistung geschätzt wird! Halten Eltern noch immer an dem Vorurtheil fest, der begabteste Sohn müsse studiren, dann mögen sies thun und so dazu mitwirken, daß dem Großhandel und der Großindustrie Abertausende der besten Köpfe entgehen. Doch sollen sie uns wenigstens nicht zumuthen, diese „Studirten“ (und für den Handel fast völlig Verdorbenen) nachher aufzunehmen und uns ihrer Leitung unterzuordnen. Der Kaufmann vollends, der an die Spitze kaufmännischer und industrieller Unternehmungen Juristen oder andere Beamten a. D. bringt, setzt seinen eigenen Beruf herab und bedroht ihn mit einer Bureaukratie, deren Dauer seine Kraft lähmen müßte. Schon ist es nöthig, sehr laut zu warnen. Ist das neue System erst als falsch und verderblich erkannt, dann wird der tüchtige Kaufmann mit gediegener Fachbildung wieder gesucht sein und sich der Anerkennung erfreuen, die ihm gebührt. Dann werden aber auch die tüchtigen Männer, die jetzt erst nach Umwegen zu uns kommen, einsehen, daß unser freier und einträglicher Beruf nicht als Nothhafen und Pfründe dienen soll, sondern die heiße Begeisterung der Jugend und die Arbeit eines ganzen Lebens fordern muß. Wer heute als Leiter eines industriellen oder finanziellen Unternehmens bestehen will, muß eine beträchtliche Summe verschiedener Kenntnisse besitzen und nicht nur rechnerisch kritisiren, sondern auch konstruiren, nicht nur repräsentiren, sondern auch organisiren können. Vor allen anderen Fähigkeiten aber muß er die des Kaufmannes haben; ohne die gehts auf die Länge nicht. Und es ist nachgerade beschämend, immer wieder die Klage zu hören, daß es für die wichtigsten Führerstellen an geeigneten Menschen fehle und, weil Berufskräfte nicht zu haben seien, man sich mit bewährten Beamten behelfen müsse. Oft wird jetzt der Kaufmann zur Kräftigung seines Selbstgefühles ermahnt. Daß sie, gerade auch im Interesse seines Berufes, nothwendig ist, zeigt sich nirgends deutlicher als auf diesem Grenzgebiet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. September 1910.

Reminiscere.

Ein paar Leser möchten wissen, wo die Worte Fritzens von Preußens, die ich vor acht Tagen hier anführte, zu finden seien. Ich glaube, sie sind noch nie veröffentlicht worden (kanns aber, da mir, fern von Berlin, Kosers Friedrichsbiographie nicht erreichbar ist, nicht sicher feststellen). Im preußischen Staatsarchiv muß ein Manuskript liegen, das man ein Vermächtniß Fritzens an seinen Neffen (der als König Friedrich Wilhelm der Zweite und im Volk der dicke Wilhelm hieß) nennen könnte. Dieses Manuskript scheint der Sohn eines Pastors, der seine Pfarre königlicher Willkür zu danken hatte, abgeschrieben zu haben. „Der Stadt Anklam steht das Patronatsrecht an beiden Kirchen zu; sie hat es im Jahr 1633, gegen Zahlung von zweitausendfünfhundert Gulden, von dem Herzog Bogislaw dem Vierzehnten käuflich erworben. Im Jahr 1736 war, durch den Tod des Nikolaus Blocksdorf, die Stelle des Ersten Geistlichen an der Marienkirche erledigt. Die Kirchengemeinde schritt alsbald zur Wahl des Nachfolgers; allein der König-Herzog, Friedrich Wilhelm der Erste, befahl, daß die Stelle dem Feldprediger bei einem Fußregiment, Peter Gottlieb Bluth, gegeben werden solle: und der Rath der Stadt Anklam war schwach genug, seine und der Bürgerschaft Gerechtsame aufzugeben und den Schützling des Landesfürsten zu berufen, obwohl die Wahl der Bürgerschaft auf den Diakonus Johann Bähr gefallen war, der schon seit 1712 als Zweiter Geistlicher an der Marienkirche gewirkt hatte.“ (Berghaus: „Landbuch von Pommern und Rügen.“) Der Sohn des durch einen Akt selbstherrischer Laune in sein Amt gebrachten Primarpastors Bluth war Beamter der Stadt

Anklam und hinterließ ein dickes, 1784 begonnenes und 1828 abgeschlossenes Manuskript, das mit Kelch und Kreuz geziert ist und dessen erster Theil den Titel trägt: „Königliche Frühstunden; ein noch ungedrucktes Manuskript von Friedrich dem Großen.“ Kapitelüberschriften: Von der Lage meines Königreiches; von dem Grund und Boden meiner Staaten; von den Sitten der Einwohner; von der Religion; von der Gerechtigkeit; von der Politik; von der besonderen Politik; von den Schönen Wissenschaften; von besonderen kleinen Umständen; von den Ergötzlichkeiten; drei Grundsätze der Staatspolitik. Die Abschrift ist durch Vererbung in Privatbesitz gelangt und der Eigenthümer hatte die Güte, uns Einiges daraus mitzutheilen. Mein Citat stammt aus dem ersten Abschnitt: „Der Ursprung unseres Hauses. In den Zeiten der Unordnung und der Verwirrung sah man mitten unter den barbarischen Völkern neue unumschränkte Herrschaften entstehen. Die Statthalter verschiedener Länder schüttelten das Joch ihrer Oberherren ab; sie wurden bald mächtig genug, sich Jenen furchtbar zu machen, und erhielten Freiheiten, die sie mißbrauchten, oder (noch besser zu sagen) durch eine Art von Kniebeugung wurden sie Herren von Grund und Boden. Unter diesen Verwegenen sind viele gewesen, welche den Grund zu den größten Reichen gelegt haben; und wenn man einen genauen Ueberschlag macht, so haben vielleicht sogar alle Kaiser und Könige und Fürsten ihnen ihre Staaten zu danken. Was uns betrifft, so gehören wir unstreitig zu dieser Art. Sie erröthen, mein lieber Neveu! Ich halte es ihnen zu gut; aber setzen Sie es sich nicht länger in den Kopf, kindisch zu denken, und wissen Sie einmal für allemal, daß in Ansehung der königlichen Würde man Alles zu sich nimmt, was man nur kriegen kann, und man hat niemals Unrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß. Der Erste von unseren Vorfahren, der einige Rechte der unumschränkten Gewalt in demjenigen Lande bekam, welches er beherrschte, war Thaszilo Graf von Hohenzollern; der dreizehnte von seinen Nachkömmlingen wurde Burggraf von Nürnberg, der fünfundzwanzigste Kurfürst von Brandenburg und der siebenunddreißigste König von Preußen. Unser Haus hat, wie alle anderen, seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen und Taugenichts, seine gelehrten Frauen und böse Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebten Prinzessinnen gehabt. Es hat sich endlich durch Gerechtsame vergrößert, die man nur bei solchen glücklichen

Fürsten kennt, welche die Stärksten sind. Denn man findet in der Reihe der aufeinander folgenden Herren Gerechtsame, die aus den ihnen zustehenden Rechten oder aus der künftigen Anwartschaft oder aus der Schutzherrschaft entstehen. Von Thaszilo bis auf den Großen Kurfürsten haben wir nur ein Pflanzenleben geführt. Wir hatten im Reich noch fünfzig Prinzen, die uns in keinen Stücken Etwas nachgaben und, eigentlich zu reden, waren wir ein kleines Licht bei der großen Herrlichkeit von Deutschland. Wilhelm der Große (der Kurfürst) aber setzte uns durch seine glänzenden Thaten über Andere unseresgleichen weg. Und endlich setzte im Jahr 1701 (Das ist noch nicht lange her) die Eitelkeit eine Krone auf das Haupt meines Großvaters. Von diesem Zeitpunkt an können wir unser wahres Dasein herrechnen: denn er setzte uns in den Stand, als König zu verfahren und mit allen Mächten in der Welt als mit unseresgleichen Traktate zu schließen. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaften unserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Haus haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen. Ich bitte Sie, überdies noch zu bemerken, daß unsere erste Krone auf einen sehr eitlen und leeren Kopf und auf einen verwachsenen und buckeligen Körper gesetzt wurde. Ich sehe wohl ein, mein lieber Neveu, daß ich Sie wegen unseres älteren Ursprunges noch in Ungewißheit lasse. Man behauptet zwar, daß dieser Graf von Hohenzollern aus einem vornehmen Haus gewesen sei; aber die Wahrheit zu gestehen, so hat sich Niemand mit weniger Titeln höher geschwungen. Uebrigens ist es schon eine geraume Zeit her, daß wir gute Edelleute gewesen sind; also wollen wir es nur dabei bewenden lassen.“

Hundert Jahre danach schrieb wieder ein Hohenzoller an einen Verwandten über Grundfragen der Hauspolitik: Wilhelm, Prinz von Preußen, an seinen Bruder Friedrich Wilhelm den Vierten. „Preußens politische und geographische Lage als Großmacht im europäischen Staatenbund und zugleich als Theil des Deutschen Bundes erlaubt nicht, daß dessen Monarch durch konstitutionelle Institutionen in seinem freien Bewegen behindert werde. Aber auch alle Institutionen, die den konstitutionellen sich nähern oder in diese überzugehen drohen, sind daher für Preußen nicht annehmbar. Ständische Versammlungen dürfen bei uns nur durchaus

konsultativ, von einem Bewilligungrecht irgendwelcher Art darf nie die Rede sein. Preußen wäre seit dem Großen Kurfürsten nie Das geworden, was es ist, wenn es vom Steuerbewilligungrecht der alten Stände abhängig geblieben wäre. Ich halte die Aufgabe des Steuererhebungrechtes durch die Krone für eine solche Beeinträchtigung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Thrones, daß ich mich nicht für ermächtigt halte, in die Aufgabe dieses Majestätrechtes zu willigen. Die neue berathende preußische Ständeversammlung (die nur aufgelöst werden kann, wenn für die acht Provinziallandtage, die sie umfaßt, zugleich Neuwahlen ausgeschrieben werden) steht viel mächtiger da als die konstitutionellen Kammern anderer Staaten, welche alle sich für extreme Fälle die Auflösung und Neuwahlen vorbehalten haben. Die Stände können das enge Band lockern oder zerreißen, das Preußen, Rußland und Oesterreich verbindet und durch seine Macht bisher den Frieden erhielt. In einer großen Ständeversammlung werden alle Wirren der politischen Leidenschaft sich zügellos Luft machen. Wenn dem Vereinigten Landtag Diskussionen und Petitionen über das Militärwesen preisgegeben werden und die Presse noch mehr, als bisher schon geschehen, entfesselt wird, dann schwindet die Möglichkeit, die Armee im Krieg zu verdoppeln und zu verdreifachen, und Preußen tritt von der Stufe herab, auf welche es seine Armee gestellt hat. Auch der Blick auf meinen Sohn nöthigt mich, auf die Gefahren aufmerksam zu machen. Nach dem unerforschlichen Rathschluß Gottes scheint es bestimmt zu sein, daß die Krone sich in meiner Linie vererben soll. Da ist es denn meine heilige Pflicht, darüber zu wachen, daß der Nachfolger auf dem Thron die Krone mit ungeschmälerten Rechten und mit der Würde und Macht überkomme, wie ich sie heute vor mir sehe. Durch das Geplante aber ist Recht, Würde und Macht der Krone gefährdet. Die ständische Versammlung ist theils unlenksam, theils unauflöslich. Da Eure Majestät oft ausgesprochen haben, daß eine Konstitution für Preußen unmöglich sei, weil es mit ihr aufhören würde, Preußen zu sein, so müssen auch alle Mittel und Wege vermieden werden, welche unfehlbar zu diesem Ziel führen müßten."

Fritzens Erbe lebt als der schlechteste Preußenregent neuer Zeit im Gedächtniß. Und Wilhelm, der sich nach der königsberger Rede seines Bruders allen Verfassungplänen entgegenzustemmen versuchte, hat als König und Kaiser den Deutschen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht bewilligt.

Im neuen Deutschland.*)

Lobenstein, den 16. August 1882.

Zur Wiederherstellung unseres Volkes aus und in sich ist der Zug nach unserer Vorzeit von entscheidender Wichtigkeit: von der stillen Studirstube einzelner guter Deutschen ausgegangen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, dann schöpferischen Geistern wie kritischen ins Herz schlagend und in der Seele neues Leben ansteckend, geht er nun als Modezug durchs Leben, von oben her in immer weiteren Kreisen: da wird einmal Gelehrsamkeit in Leben umgesetzt an rechter Stelle (an falscher ists oft genug auch geschehen). Ich danke es den Einflüssen, die mir früh diesen Zug zum bestimmenden werden ließen; wenn irgendwo, darf ich hier nun jubelnd in mir rufen: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Den 2. Januar 1882.

Mich hat früh, schon als Knaben, das Gefühl meines Volksthums bewegt und mein Denken und Wollen bestimmt in Freude und Leid, Hoffnung und Entmuthigung den Dingen der Geschichte wie des Tages gegenüber; und mein Vater, von gleicher Gesinnung, bestärkte Das, auch ohne besonders darauf auszugehen. Nun aber ist mir lange klar (und wirds immer mehr), daß diese Regung, die ja ein Charakterzug der neusten Zeit ist, aus der Natur kommt, ich meine aus der tiefsten Quelle alles Lebens, also auch aus Gott, daß das Volk als erweiterte Familie die im großen Weltbau und Plan gewollte, einzig richtige Lebensform und nothwendig für den Fortschritt auch des Ganzen ist. Und wenn wir Deutschen uns darüber am Meisten mit Bewußtsein hinweggesetzt haben, als wäre Das der Fortschritt, so ist Das nur ein weiteres Zeichen davon, daß gerade wir im Abweichen vom gottgewollten Weltwege, ja, im Auflehnen dagegen, Das heißt: im zugelassenen Mißbrauch der gewonnenen Geistesfreiheit, am Weitesten gekommen sind oder waren, weiter als die anderen Kulturvölker. Wir sind geneigt und werden geschult, seit Jahrhunderten, uns aus unserm Volk hinaus zu denken, statt mitten hinein. Die Geschichte dieser Irrung und Abirrung wäre nun das Nöthigste, um uns mit Bewußtsein und Freudigkeit auf den verlassenen Urweg zurückzuführen. Bismarck thut dafür das Seinige, ist auch darin auf der höchsten Höhe der Zeit.

Den 25. Dezember 1882

Die Liebe der Deutschen zum Deutschen ist doch nun auch in wei-

*) Fragmente aus dem ungewöhnlich reichen und anregenden Werk „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich; ein Vermächtniß von Rudolf Hildebrand“, das bei Eugen Diederichs in Jena erscheint. Hildebrand, der 1824 geboren wurde und 1894 starb, wird in der Geschichte deutschen Geisteslebens nicht nur als ein Hauptmitarbeiter am Wörterbuch der Brüder Grimm, sondern auch als Denker, als deutsche Persönlichkeit fortleben. Erst die Tagbuchblätter, die das neue Werk jetzt ans Licht bringt, lehren den bedeutenden Mann richtig schätzen.

ter werdenden Kreisen im Wachsen. In uns aber, so gewissenhaft sind wir, regt sich da, wenn das Bewußtsein über die Empfindung kommt, die Besorgniß, daß man damit die Wege der Selbstsucht gehe (Chauvinismus nennens die modischen Bildungpropheten); ich selbst habe Das kritisch in mir zu verarbeiten. Und die Besorgniß, daß man damit das eine hohe oder höchste Ziel des vorigen Jahrhunderts, das mit solchen Mühen und Schmerzen aufzustecken gelungen war, das Weltbürgerthum, also die allgemeine Menschenliebe, wieder verliere oder verwerfe*), diese Besorgniß könnte sich regen, wenn man die hohen Ziele unserer letzten großen Zeit nicht schon gar so sehr aus den Augen verloren oder gar mit Bewußtsein, zum Theil mit Frechheit (auf kritisch philosophischer Grundlage!) verworfen hätte in den Winkel, wo das Gerümpel liegt —, ach wie manches hehre Götterbild liegt schon dort unter dem Dach; aber einige holt man doch auch schon wieder hervor und sie leuchten wieder durch das Haus, das düster und öde geworden war, durch die „Beleuchtung“ der „Kritik“, schon der „Aufklärung“, Das heißt: bei Denen, die in dem Wahn sind, daß jede rettende Richtung allemal in gerader Linie fortzuführen sei, während sie da doch von einem gewissen Punkte an ins Leere, ins Nichts führt. Was mich stärkt, was ich zunächst suche, ist: was meine Leute geschaffen, gewollt, gelebt, gelitten, genossen, gedacht haben, nachzuschaffen und zu leben in mir, den Lebenskern daraus für mich zu gewinnen, den ewigen, Das heißt: das Ewige in deutscher Gestaltung. Giebts Das? wirft der Kritiker ein; ach, die Empfindung sagt Ja! Und lassen wirs für jetzt dabei: alle heilige Gluth der Vaterlandliebe geht nach diesem Punkt und quillt zugleich daraus. Eben daß das Ewige bei uns zu Haus gar nicht zu haben wäre, daß das Göttliche nur bei Anderen wohne, daß Gott sich bei uns gar nicht offenbare: eben Das war der verhängnißvolle Irrthum, der an unserer Lebenskraft nagt, seit wir mitthun wollten in der Geistesarbeit für die Menschheit. Wie sind wir der Reihe nach auswärts herum von uns fortgelaufen, um dort das Ewige in römischem, französischem, italienischem, griechischem Gewande für uns zu holen, Das heißt: in Zerrbildern bei uns im Haus aufzustellen als Götterbildern, und allemal in der Herrschaft der neuen Mode sah Niemand das Verzerrte an den Mischlingen, vor lauter Gelehrsamkeit; Ungelehrte sahen es, weil Die noch mit Empfindung sahen, nicht blos mit Gedanken, mit deutscher Empfindung; eine andere haben wir nicht.

---

*) Die Franzosen hatten gut kosmopolitisch sein in ihrer europäischen Kulturherrschaft: es fiel ja damals zusammen mit dem Französischwerden von Europa; zogen sie doch selbst den Römern und Griechen damals ihren französischen Rock an. Nun sollen, müssen sie auch fremde Volksart verstehen, auf andere Weltstandpunkte hinüber treten lernen (die Guten thuns auch schon nach Kräften), was wir nur zu gut gelernt hatten. Ueberhaupt: wir haben unsere Leidensschule hinter uns, die Franzosen haben sie vor sich.

Auch der allgemeine deutsche Patriotismus ist ein halber Irrthum, wie der Kosmopolitismus mit Aufgeben des eigenen Mittel- und Schwerpunktes*). Auch er braucht als innersten Kern die Heimathliebe und diese wieder die Familienliebe: so erst ordnet sich Alles (in konzentrischen Kreisen), wie Gott und Natur es wollen, zu Wahrheit, Schönheit und Kraft in allgemeiner Liebe. Welche Irrwege hat der arme Deutsche gehen müssen! Aber nun kommt die Zeit, daß wir als Deutsche recht anfangen, zu leben — fürs Ganze.

Wie einst die Germanen sich der römischen Fluth als Damm entgegenstellten, wie in die Verrömerung der Geisteswelt durch den Papst von den Deutschen aus der erste nachdrückliche Einspruch geschah, wie gegen die französische Weltherrschaft, in der sich die römische in anderer Form fortsetzen wollte, durch germanischen Einfluß der erste Bruch gemacht wurde durch den Geist, der von England und dem skandinavischen Norden aus in die Welt der Poesie und des Staatslebens einzog, so scheint der germanische Geist bestellt zu sein, um die neue Freiheit der Volksarten zu vertreten.

Den 27. Dezember.

So kommen nun in unserem Jahrhundert auch die Czechen, die Serben, die Tschernagorzen und so weiter und wollen nicht in anderer Volksart vollends untergehen; und wenn sie sich zugleich als Slaven entdecken und fühlen: wer will ihnen Das verargen? Nur vom falschen alten Standpunkt kann man Das. Ihre Kraft, die sie dem neuen Ganzen der Menschheit der Zukunft schulden, kann nur aus ihnen selbst heraus zur Wirkung kommen und die Kämpfe, die es kostet, gehören zu den Geburtwehen der neuen Menschheitform; auch junge Völker haben ihre Flegeljahre, in denen sich der Geist des Mannes gebiert. Gerade wir östliche Deutsche haben den Slaven gegenüber altes Unrecht gut zu machen. Wie? Dadurch, daß wir ihnen helfen, zu sich selbst zu kommen. Und Gefahr dabei für uns? Nur wenn wir selbst nicht genug wir selbst sind oder werden.

Also Kampf? Kampf auf lange hinaus! Ja, leider; aber das Ziel des Kampfes? Das große des achtzehnten Jahrhunderts, es giebt kein anderes: Freundschaft der verschiedenen Völker, nachdem sie ganz zu sich gekommen, Darstellung der Menschheit nicht in langweiliger, verstandesmäßig begrifflicher, Leben erstickender Einheit, sondern in uns und aus der gottgewollten Mannichfaltigkeit gewonnen, in ungeahntem Glanze neu hergestellt.

Den 22. Januar 1885.

Die neue Freude der Deutschen an den Kolonien, die uns seit vorigem Jahre unser Bismarck macht, wirklich neu im Bereich unseres

*) Wir Sachsen leiden besonders daran, es liegt eine Scheu in der Luft, sich ganz und voll als Sachsen zu fühlen (ein paar traurige Fürsten haben daran die Hauptschuld, scheint es); man glaubt mehr sein zu müssen dadurch, daß man etwas Anderes ist.

Fühlens, ist auch in mir so lebendig, die Seele fliegt mit Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen so froh und gern in sich hinaus an die Westküste von Afrika, in die Inselwelt Australiens, daß man sich daran wie zum Kinde zurückgekehrt findet, das hinter einem Berge, am Ende eines Waldweges in dem Hintergrund eines großen Gartens so leicht seine Wunderwelt ahnte, suchte, fühlte. Wir sehen und fühlen ja nun nach der ersten Freude auch schon die Kehrseite der Schwierigkeiten, die sich vor der Wunderwelt aufhäufen wollen, aber die tiefe Freude und Lust daran bleibt doch, ja, die Lust zum Thun wächst daran, ein wiederkehrendes Kraftgefühl durchhaucht uns. Es geht damit ein frischer Lebenszug, blühend und ahnungvoll, durch uns, von dem man sich keine Rechenschaft geben kann. Und wozu Das auch?

Und doch scheint mir ein Grund davon nah zu liegen: es ist endlich ein Gegengewicht gegen die „ewige Tendenz ad intra", über die Schiller einmal seufzt (mich traf das Wort tief, als ichs vor mehr als dreißig Jahren zuerst las), ein Zug hinaus in die Weite gegen den alten Zug hinunter in die Tiefe, in das Trichterloch, in das uns unser Entwickelungsgang so lange schon, eigentlich schon seit dem Mittelalter und dann in wiederholten und sich steigernden Stößen nach innen gezogen hat. Das ist die eigentliche Leidensgeschichte des deutschen Volkes; wer sie ordentlich schriebe! Sie ist wie Eine große Hypochondrie, in der sich unsere gottgegebenen Kräfte an einander rieben und zehrten, einander auffraßen, statt, um einen großen Willen gesammelt, nach außen zu greifen, wie es uns nun Bismarck als möglich zeigt. Auch das elende Treiben und Reiben der Parteien und Fraktionen im bloßen Kampf um ihre Macht und ihr Recht statt um das Gedeihen des Ganzen läßt sich als eine Hypochondrie ansehen, die in Seele und Körper der Nation lähmend wühlt, statt ihre Kräfte um den einen großen Willen zu sammeln, der in Bismarck vertreten ist: vorübergehend ist jenes Treiben schon überwunden worden durch das gemeinsame Blicken und Wollen nach außen, wird es hoffentlich öfter. Daß der große Wille auch ein guter bleibe, nur dem höchsten Zweck des Guten diene, das eben Eins ist überall und immer, dafür geht uns der große Mann auch leuchtend voran. Nun kurirt er uns auch von unserer nationalen Hypochondrie. Das ist wohl ein Hauptgrund der eigenartigen neuen Freude, mit der wir uns nun nach Kamerun, nach Angra Pequena, nach Neu-Guinea denken, um kräftiger an die nahe Arbeit des Tages zu gehen.

Den 24. Januar 1885.

Wie führt nun Bismarck die eigennützige Herrschsucht Englands, sein Alleshabenwollen, wobei ihm die Augen zehnmal größer sind als der Magen, wie führt Das nun Bismarck ab vor der ganzen Welt! Vor acht Wochen mit den Aktenstücken über Angra Pequena, nun mit denen über die Fidschiinseln, daß sich die Guten in England selbst öffentlich schämen vor der Welt. Das ist neu in der Diplomatie und

ist deutsch im schönsten Sinn*): alle Völker wie in der Form einer Familie, und wer das Zeug dazu hat, Der bevatert das Ganze! Das ältere Ziel im Zusammen der Völker war, daß die Völker das Futter werden, der Fraß für den Heißhunger der Herrschaft und des Zwanges eines Einzigen, Volkes oder Mannes, „Kampf ums Dasein" mit allgemeinem Ellbogen- oder Verschluckens- oder Tottretenskampf und Ruhm davon! Wie berichtigt Das nun der deutsche Geist, hoffentlich auch dem Papste gegenüber!

Den 21. September 1885.

Kosmopolit als der Ausdruck der denkbar höchsten Menschenstellung, im achtzehnten Jahrhundert der neue Fund über den vorherigen allgemeinen Krieg der Staaten und Völker hinaus, hat in unserem Jahrhundert einen Umschwung erfahren, der aufs Lebhafteste im Gange ist; er geht in der entgegengesetzten Richtung zu damals: die Weisen und Lenker müßten aber auf die Stelle achten und warnen, wo die Bewegung ihr rechtes Maß überschreitet, wie die damals.

Jetzt hängen der alten Richtung eigentlich nur noch zwei Parteien nach, eigner Weise die zwei, denen die neue Lebensform der Nation im Wege oder gleichgiltig ist: die Sozialdemokraten und Ultramontanen, Beide aus ganz verschiedenen Gründen. Aber Beiden sind die von Gott gegebenen Unterschiede und Eigennaturen der Völker gleichgiltig oder im Wege; und eigner Weise sind in Beiden die zwei alten Schadenquellen für unser Eigenleben vertreten: Paris und Rom. Die Päpstler wollen die alte Weltherrschaft Roms fortsetzen in der Geisterwelt (thörichtestes Unterfangen), die Sozialisten sind ein Abklatsch der französischen Staatsweisen aus ihrer Glanzzeit, denen die Entwickelung Unrecht gegeben hat, so gut gemeint ihre Weisheit einmal war: gegen beide Ausschreitungen muß wieder einmal der germanische Geist Hilfe schaffen, um der Menschheit ihren reinen Weg zum Ziele zu retten.

Jetzt meldet sich auch im Lager der Sozialdemokraten eine kräftige Stimme der Umkehr: Frohme, Reichstagsabgeordneter, hat kürzlich in einem Vortrag zu Frankfurt auch für seine Partei die Allerweltduselei, den Kosmopolitismus, scharf angefochten und verworfen und das Nationale dafür eingesetzt: im Anschluß an Lassalle und Fichte lehrt er, in der deutschen Sozialdemokratie müsse sich die beste deutsche Kraft zusammenfassen, um der Menschheit das Beispiel oder Vorbild der Ausbildung eines Volkes zu reinster vollkommener Freiheit zu geben, wozu wir Deutschen von Natur berufen wären. Merkwürdig und an sich hocherfreulich.... Die höhere Wahrheit erzwingt sich endlich auch hier ihren Weg in den irrenden Geistern und aus ihnen selbst heraus.

*) Das hätte Herder erleben sollen! Und Schiller, Fichte, Stein und alle die Edlen, die uns nicht in das ästhetische Gärtchen einsperren wollten; wir sind zu kräftig, um nur Blumen und Schmetterlinge und Vogelsang zu genießen und schöne Frauen.

Uebrigens, so sehr ich den Haß gegen das alte verwaschene Allerweltbürgerthum in mir scharf durchgemacht habe (es war mir ein Stück der verwaschenen, alles Leben zum Einschrumpfen drängenden Abstraktion, in der eben auch die Franzosen in ihrer Glanzzeit Meister und Führer waren), so wandelt mich doch schon länger auch Bangigkeit an um das Ende des anderen Weges: das Erwachen des Selbstgefühls der Nationen und Natiönchen wird nun zu einem Kampf Aller gegen Alle, wenns nach den Fanatikern geht: Kampf ums Dasein, ja wohl: das höchste Motto der höchsten Erkenntniß für Viele, für Wortführer. Es giebt einen Weg, der zwischen beiden Klippen hindurch ins Freie führt, aber nur einen: den weist der Begriff der Familie, wie für die einzelnen Völker, so für die Menschheit; als „Idee" längst vorhanden, ja, wohl von Haus aus, von Sokrates her, der Kern des Begriffes Weltbürger, nun aber uns zur ernsten Ausführung aufgegeben. Die Völker in ihrer Eigenart voll ausgebildet, mit Einschluß aller scharfen Verschiedenheiten, und doch zugleich zusammengeschlossen in einer höheren Einheit, der auch alle diese Verschiedenheiten zu dienen haben, wie die verschiedenen Glieder einer Familie: Das ist das einzige Ziel, das man sich stecken kann, bei dem sowohl der kosmopolitische Gedanke wie der nationale beide zu ihrem Rechte kommen. Es kann dabei freilich nicht abgehen ohne einen Unterschied von leitenden und geleiteten Völkern, von Bevormundeten und Bevormundenden, wie in der Familie. Die égalité, an der die Sozialdemokraten noch hängen, war ein gutgemeinter grober Irrthum.

Den 21. Oktober 1883.

Die Pariser oder die Franzosen, die Das am Besten zu sein glauben nach dem alten Begriff von Franzosenthum (prestige ist das Wort, in dem sie ihren Anspruch in Europa ausdrücken), kommen mir in dieser Zeit vor wie ein Mann, der enttäuscht aus der Welt heimkehrt, in der er sein Nichts hat empfinden müssen, und nun, voll Wuth auf die Welt, sie zerschlagen möchte, und zerschlägt zu Hause seine eigene Habe. Und sie nennen Das patriotisme. Das ist dort ein Zauberwort geworden, mit dem allerhand Dummheiten und Frechheiten zugedeckt, nein: geadelt werden. Bei den Franzosen und bei uns hat Patriotismus im Grunde eine ganz verschiedene Bedeutung; dort ist es das krampfhafte Festhalten eines vergehenden Glanzes und die fieberhaften Ausbrüche, die aus dem vergeblichen Bemühen kommen, bei uns der Glaube an einen neu aufsteigenden Glanz, ein Glaube, der uns wahrlich schwer genug wird. Nur durch Selbstvergessen, Selbstentsagen, das wir so lange, lange haben üben müssen und zu gut gelernt haben, können die Franzosen wieder zu einem neuen, gesunden Patriotismus kommen. Sie könnten ihn von uns lernen, müssens wohl; bei verständigen Franzosen finde ich auch immer mehr Spuren dieser Erkenntniß.

In einem offiziösen Artikel des französischen Ministerpräsidenten wider seine Gegner hieß es: Wir brauchen ein Ministerium, das den Umtrieben, die gegen uns gesponnen werden (in Europa), fleißig

nachspürt und sie zu vereiteln weiß und so weiter. Verfolgungwahn! Wunderbar! Und sie sind Jahrhunderte lang die Verfolger aller ihrer Nachbarn, fast ganz Europas gewesen, die Ruhe- und Friedensstörer, und sind es eigentlich noch. Das gehörte zu ihrem prestige, von dem ihre Seele lebte. Daß man sich nun nicht mehr Alles von ihnen gefallen lassen will und es nicht nöthig hat, wie die Deutschen Europa gezeigt haben, wird ihnen zu einer Verfolgung; sie thun, als ob in ihnen das Edle, der Edle der europäischen Familie, das edelste Glied (généreux, magnanime und Dergleichen sind bei ihnen abgebrauchte Worte, mit denen sie sich selber Honig in den Mund schmieren) von den anderen, schlechteren, niedrigen Familienmitgliedern schmählich verkannt und mißhandelt würde, die ihm eigentlich Alles verdanken, auf den sie Alle stolz sein sollten. So gehts dem Größenwahn, der eben den Verfolgungwahn an den Fersen hat. Die Guten in Frankreich (ich achte gespannt auf alle Spuren von ihnen) werden ungeheure Arbeit haben. Wir werden ihnen helfen müssen, wie Bismarck eigentlich schon thut, indem er bei allen ihren Dummheiten sich von der Rücksicht leiten läßt, die Schwierigkeiten der französischen Regirung nicht zu vergrößern: damit sind sie schon zu ihrem Heil von uns bevormundet, während sie uns täglich eigentlich blutig beleidigen.

Den 2. Januar 1882.

Neulich brachte die Allgemeine Zeitung Aufsätze von Sartorius von Waltershausen über die Gründe des wirthschaftlichen Aufschwungs der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sehr lehrreich und zum Denken über uns anregend als Spiegel unseres Lebens und Leidens in der Alten Welt.

Unter den Gründen vermißte ich einen ausgesprochen, der doch aus dem Ganzen sich selbst aussprach: der Glaube der Amerikaner an eine Zukunft, an ihre Zukunft, also zugleich oder hauptsächlich an sich selbst, als großes Ganze mit dem Werth eines großen, immer wachsenden Lebenswesens; und dieser Glaube ist es, der uns so fehlt. Wir stehen immer, das Ganze wie der Einzelne, mehr vor dem Ende des Weges, vor uns das Nichts, sehen jeden Tag, jedes Jahr wie neu geschenkt an, statt froh und sicher nach vorn und oben zu blicken und zu streben, wie Einer, der beim Wandern müde ist, vor sich hinsieht Schritt für Schritt und fast erschrickt, wenn er, aufblickend, noch viel Weges vor sich sieht. Das also muß anders werden, kanns auch jeden Augenblick. Auch wir haben eben Flegelei genug (wie die Amerikaner); ach, wäre Das doch ein Zeichen neuer Flegeljahre! Manchmal glaube ich es.

Den 7. und 8. Oktober 1883.

Es ist wohl eine der wunderbarsten Erscheinungen unserer seltsamen Zeit, daß das Papstthum wieder zu solcher Gewalt und Geltung aufsteigen konnte. Neben den Sozialisten sind nun die Jesuiten mit ihren Papstgedanken die siegesgewissesten Leute in dem großen Durcheinander, aus dem sich eine neue Welt gebären will. Beide „wissen,

was sie wollen". Was der stolzen Bildungwelt verloren gegangen ist; da will eigentlich Jeder etwas Anderes und weiß selber nicht genau, was.

Woher die wunderbare Kraft auf einmal? Sie stieg auf als Rückschlag gegen die Französische Revolution und gipfelt nun in ihrer Sicherheit bei uns in Deutschland seit der Unfehlbarkeit des Menschen dort in Italien, der für die Welt unmittelbar Gott vertritt. Ich glaube insgeheim: weil der Standpunkt im Grunde so schwach, so hohl ist, was man fühlen muß, auch die Windthorst und so weiter, so wirft sich um so heftiger der Verstand darauf, um sich ihn als nothwendig zu beweisen. Denn das ganze Gebäude dieses Kirchenthums, von dem einstigen begründenden Gefühl längst losgerissen, ist ein Machwerk des kalten, ich möchte sagen: hohlen Verstandes; in jedem Erlaß des Papstes lese ich Das deutlich heraus. Satz auf Satz einer an den anderen gehängt, in scheinbar strengster Folgerichtigkeit und doch nur ein hohles a priori, abgeschöpft aus längst entwurzelten Verhältnissen und Gedankenreihen. Freilich: der blos rechnende Verstand hat ja überhaupt wieder das prae, auch bei uns, besonders in der Wissenschaft.

Der Papstgedanke ist vom Staatsleben herübergenommen, wie er ja geschichtlich sich darstellt als eine geistliche Fortsetzung des Gedankens vom Imperium Romanum, recht asiatisch in seiner schlimmen Bedeutung. Hat doch ganz äußerlich der Papst Manches übernommen und schleppt es nun mit fort aus der Zeit des Römischen Kaiserthums (in seinem Verfall): den Pantoffelkuß, den Pontifex, das urbi et orbi.

Die Einheit des Imperium Romanum war bewundernswerth, aber die organische Gliederung des Ganzen fehlte, der gesunde Aufbau des lebendigen Ganzen von unten auf. Das muß die neuere Zeit, der germanische Geist nachholen; hat es auch schon oft genug im Einzelnen hier und da fertig gebracht. Daneben, gleichfalls gut germanisch, die äußere Darstellung der Einheit als eines durch die Zeiten und Wandelungen durchgehenden einen Fadens in einem Fürstengeschlecht, der jeweiligen Einheit des Volkes in einem Fürsten, der möglichst weit nach hinten und vorn weist für die Fühlung. Das soll im lebendigen Bau des Volksganzen, geschichtlich und jeweilig, sein wie im Baum das Mark. Wie vortrefflich hat Das Preußen fertig gebracht seit nun zwei Jahrhunderten, nun auch für Deutschland. Das wird wohl auf lange hinaus die beste oder einzig gesunde Form sein für das gedeihliche Leben eines großen Volksganzen. Die sogenannte republikanische Form ist als besser, ja, als ewig möglich weder durch Frankreich noch durch Amerika schon erwiesen. Die ideale Begeisterung für die Republik, die in den Schulen von Rom und Athen aus in die Geister strömte, bricht sich als Irrthum an der harten Reibung der Wirklichkeit, auch in Rom und Athen, genau und vorurtheilsfrei zugesehen.

Das rechte Gleichniß giebt, für all Das, erst die eine Urform alles menschlichen Zusammenlebens: die Familie. Auch die schweren sozialen Fragen werden wohl ihre rechte Antwort nur auf diesem Grunde, auf Annahme der Familienform als nothwendiger Urform

finden können. In diese Linie hat nun Bismarck den Muth und die Einsicht einzulenken: die Dummen haben aber gleich den Begriff Staatssozialismus darauf geprägt oder daraus zusammengeflickt als Popanz für die Schafe, die ihren Leithammeln folgen, die doch auch nur Schafe sind. Wie vielfältig auch die zusammengesetzteren Formen in ihrem Gefüge und Geschiebe die Familienform überschreiten und erweitern müssen: als die eine mögliche Urform wird sie immer und immer durchscheinen müssen, wenn das Gefundene das Rechte sein soll.

Nun aber: ist und gilt Das nicht für die Geisteswelt, also für Religion und Kirche eben so? Also ein Papst das Allernöthigste? Mich plagte der scheinbare Schluß oft. Daß er nicht richtig sein könne, sagte mir die innere oder tiefere Stimme; jetzt fand ich den Grund. Wie im Staat nach altgermanischen Begriffen in Landesvater und Landeskindern die Sprache schon jenes Verhältniß giebt, so in der Kirche: der Heilige Vater, die Kinder ihm gegenüber; und doch ist es falsch. Es sind da, um der Kürze halber rein begrifflich zu reden, Geist und Stoff verwechselt, es ist da ein Stoffgesetz fälschlich auf die Geisteswelt angewendet, ein Fall, der in unendlich vielen Formen vorkommt, täglich die massenhafte Quelle von Schaden und Irrthum, bis in die liebe Philosophie hinein. In der Stoffwelt muß der Mittelpunkt, Schwerpunkt fest, der festeste des Ganzen sein, in der Geisteswelt muß er Geist, muß Geist des Geistes sein, wie auf dem Gipfel der Leiter Gott selber im höchsten Sinn, wie in uns selbst unser „Geist“ (ja nicht im verschobenen Sinn der Schulphilosophie). Das heißt: er soll immerdar der Gesuchte sein, den eigentlich zur Darstellung nur das Ganze bringt, so weit es sich glücklich einigt, im Geist. So in uns: wäre der gesuchte Geist in uns fest gegeben, nicht der zarteste Duft und Silberblick des glücklichen Zusammenspiels aller Kräfte, Säfte, Stoffe, da wäre es keine Kunst, ein rechter Mensch zu sein, da wäre der Mensch eine tote Maschine. Der Mensch mit seinem ganzen wunderbaren Wesen nach innen und außen wäre weg. Aber das Geistige in uns, das eigentlich Wesentliche, muß von Jedem täglich, manchmal stündlich neu gesucht werden und bleibt ein neu Gesuchtes, so oft wirs auch glücklich finden. So mit dem Geist einer Gesellschaft, dem Geist eines Volkes, der Menschheit. Wie solls in der geistigsten, der religiösen Geisteswelt auf einmal anders sein können? Der Papstgedanke ist Materialismus. Aber eben deshalb findet er wohl in unserer Zeit wieder solchen Boden zum Wachsen.

(Lobenstein) den 24. August 1885.

Die Unfehlbarkeit des Papstes, die nun, als abschließende Spitze des Ganzen, der katholischen Weltpyramide eingesetzt ist für ewige Zeiten (ich gehöre zu Denen, nicht blos als Lutheraner, die sich dabei immer wieder an die Stirn greifen müssen: steht denn die Geisteswelt auf einmal auf dem Kopf?): wunderbar, wie man sich nun, nach fünfzehn Jahren, auch in Deutschland schon darüber beruhigt hat!

Die Katholiken weisen beschwichtigend darauf hin, sie gelte ja

nur in dem Fall, wo der Papst de cathedra über einen Zweifel in Bezug auf das Dogma zu entscheiden habe, und werfen uns vor, wir wüßten gar nicht, was die Unfehlbarkeit sei und bedeute. Die neue jesuitische Schule entwickelt aber eine wunderbare Kunst, Alles, was im kirchlichen Leben auftaucht, auch alles Geringste mit dem Dogma in Beziehung zu setzen, und alles Dogmatische wird in ihr eigentlich auf einen Punkt zugespitzt, auf die päpstliche Unfehlbarkeit: es ist, als ob der kirchliche Organismus der ecclesia militans alle seine Säfte und Kräfte nach dem einen Punkt hintriebe, eben weil er der schwächste, kränkste ist. Das muß, vermöge der ewigen Gesetze des Gleichgewichts der Gesundheit, endlich einmal durchbrechen und sich selbst berichtigen. Anfechtung von der Seite der Gegner verstärkt vor der Hand nur die Kraft, die sich krankhaft auf jenen Punkt stemmt. Die thatsächliche Wirkung des neuen krönenden Dogmas ist, glaube ich, die gerade entgegengesetzte von Dem, was zur Beschwichtigung angegeben und wie es wirklich gemeint ist. „Der Papst ist unfehlbar“ wird in den Köpfen (denn von den Herzen ist da überhaupt nicht die Rede, dort wohnt ja das Gewissen, der wahre Glaube) von selbst zu dem Satz: Der Papst ist überhaupt unfehlbar. Ich biete die Wette, wenns möglich ist, das katholische Bewußtsein irgendeines Mannes oder einer Frau aus dem Volke genau zu untersuchen, ob sich der Satz da anders finden kann. Es ist, wie wenn man in einen Eimer Milch einen Tropfen Galle werfen wollte und verlangen, daß der Tropfen auf den Umfang, der ihm als solchem zukommt, sich beschränken solle und dabei die Milch bleiben wie sie ist. So ist Das, was von jenen Dogmamachern da von der Menschenseele verlangt wird. Der Papst überhaupt, der ganze Mann, mit Allem, was er thut und denkt und will und wünscht und so weiter, jeden Augenblick unfehlbar, ein Gott: weiter kommt nichts heraus dabei und kann nicht.

Aber (was noch schlimmer ist und die wahre Gefahr, die uns zunächst über den Kopf wachsen will) die Gewalt dieses Gedankens, die ihm seine großartige Einfachheit verleiht, greift weiter um sich, sie ergreift merklich nun immer mehr auch Alle, die sich ganz in seinen Dienst stellen, die ihr ganzes Denken und Wesen nun in jenen allbeherrschenden hohen (doch hohlen) Punkt gleichsam hinein spitzen, und auch sie fühlen nun in sich jene Unfehlbarkeit, nicht nur fürs Dogma, auch fürs Leben. Das ist das junge Geschlecht der Geistlichen, denen da eine Gewalt winkt, wie in die Hand gesteckt, die größer nicht sein kann. Wir haben schon eine ganze Menge kleine unfehlbare Päpste in Deutschland, alle Verstandesmenschen in jenen Kreisen müssen in jene Richtung gerathen, alle Herrschlustigen, alle sogenannten klaren Köpfe, die überhaupt in allem Menschenwesen so leicht die gebietenden Herren werden. Das ist die wahre Unfehlbarkeit; und wenn schon Freidank sagen konnte:

> Der bâbest ist ein irdisch got —
> und ist doch dicke der Rômaer spot,

so wachsen unter uns nun viele irdische Götter. Wann werden sie an der germanischen Wahrheit zu Spott werden?

Lobenstein, den 9. September 1888.

Daß die Katholiken immer und immer wieder die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes fordern! So jetzt auf der Katholikenversammlung in Freiburg, der kluge Windthorst voran! Es ist so kindisch der Sachlage gegenüber, für die doch Windthorst sonst eine so scharfe Nase hat. Ich habe von seinen Reden nie einen religiösen Hauch an mich wehen gefühlt, vor dem man auch beim Gegner sich mit Achtung beugt, nie; immer nur diplomaten- oder advokatenmäßiges Benehmen. Seine ganze Religion ist eben nur ein Berechnen, wie das der Jesuiten auch: das Wahrheit- und Wirklichkeitgefühl fehlt und soll durch rechnendes Denken ersetzt werden. Und daß sie Rom für den Papst fordern, das Italien gar nicht entbehren kann! Wie lange wird die Thorheit noch dauern? Das Ganze hat doch nur die Wirkung, daß die katholische Welt damit in Beunruhigung, wo nicht Grimm und Haß erhalten wird. Und Das soll religiös sein?

In unserem Kaiser Wilhelm ist der germanische Grundsatz, die deutsche Art wie verkörpert. Das konnte man mitempfinden, als wir neulich seinen neunzigsten Geburtstag begingen als hohes, höchstes deutsches Fest, an dem wir Alle froh und klar empfanden, wie viel durch ihn erreicht ist von den heißesten Wünschen, den tiefsten und vordersten Bedürfnissen des deutschen Lebens seit Jahrhunderten. Wie ist in ihm der Königsgedanke der alten deutschen Art neu belebt, wie erscheint er in ihm von dem Begriff der starren Souverainetät weg (der in Louis dem Vierzehnten seine zugespitzte Ausprägung fand, asiatisch) berichtigt zu dem alten Begriff, daß in dem König der Wille und Bedarf aller Betheiligten seinen Ausdruck finden soll! Wie ist nun Kaiser Wilhelm, auf einer Machthöhe so groß, daß sie die Franzosen für das Heil Europas als Gefahr sehen (weil sie sie nur mit ihrem französischen Denken sehen), wie ist er herniedergestiegen zu dem Stande, daß er womöglich mit Allen im Einklang sein will, Allen leiste, was sie ans Leben fordern können! Das ist deutscheste Art, die sich da in Wilhelm und seinem Kanzler verkörpert. Also muthig weiter im deutschen Sinn! Rudolf Hildebrand.

Spekulanten.

Erheiternd wirkt der Gegensatz zwischen der Vitalität großer Spekulanten und dem Eifer der Staatsgewalt, ihnen den Lebensfaden zu durchschneiden. Daß die Leute, die aus der raschen und brutalen Verwerthung von Möglichkeiten Millionen erzielen, nicht aussterben, spricht doch beinahe zu Gunsten einer Existenzberechtigung. Oder giebt es ein Wesen, das an Zähigkeit dem amerikanischen Dollarmacher James Patten gleicht? Jimmy war dem Zorn der „Gewalthaber“ ausgesetzt, die Stöcke der Manchesterleute bedrohten seinen blan-

ken Cylinder und den darin steckenden Schädel, aber er ging unversehrt aus allen Gefahren hervor und glättete seelenvergnügt die Beulen seines Seidenhutes. Vierzig Millionen schleppte er vom ersten Fischzug an der Getreidebörse nach Haus; und mit einer tüchtigen partnership soll er an dem Gewinn betheiligt sein, den Brown und Genossen neulich an der newyorker Baumwollbörse „realisirt" haben. Man spricht von 18 bis 20 Millionen. Der Aufwand sittlicher Entrüstung gegen die Brotvertheurer ist erfolglos verthan worden. Patten & Co. triumphiren; und ließen, wie zum Hohn, mitten in die Erörterungen über die Hebung der Sittlichkeit an den Börsen die newyorker Baumwollbombe platzen. Das war der Schlußeffekt des am letzten Augusttag abgelaufenen Erntejahres. Der Preis für einen Börsenschluß, der 100 Ballen umfaßt, schnellte an einem einzigen Tage um 1500 Dollars in die Höhe. Danach läßt sich der Gewinn berechnen, der beim Verkauf von hunderttausend und mehr Ballen eingesäckelt wurde. Patten und seine Leute rechneten bei ihren Kombinationen auf das erhebliche Minus des Ernteertrages und das Plus des Bedarfes (als Folge gesteigerter Verarbeitung des Rohmaterials in Spinnereien und Webereien) und waren mit ihren Mitteln für jeden Anspruch gerüstet. So konnten sie den Preis diktiren und die Baissiers aufschwänzen, wie sie nie geschwänzt worden sind. Gegen solche Machenschaft ist die Regirung machtlos, denn die Unternehmer arbeiten mit gutem Geld. Jim Patten hat an seinen Weizengeschäften genug verdient, um sich jede neue Transaktion leisten zu können. Daß seine Millionen das Ergebniß einer Volksausbeutung sind, daß er das Existenzminimum hinunterdrückte, um der Industrie eine wichtige Ader abzubinden: dieses Zusammentreffen zweier Manipulationen macht den Kampf gegen die spekulativen Räuber, in seiner Ergebnißlosigkeit, zu einer Groteske. Die Arithmetik eines starken Kopfes, der durch Hemmungen nicht aus der Balance gebracht wird, geht über Kunst und Technik der Gesetzgebung hinaus. Vor Allem nutzt sie den Mangel einer richtigen Distanz zwischen Rohmaterial, Fabrikation und Absatz. Stoffe, deren Menge von zufälligen Einflüssen abhängt, die also auf ein wechselndes Ernteresultat gestellt sind, verleiten zu unrichtigen Dispositionen, weil der Verarbeiter sich nach einem ganz bestimmten Ergebniß richtet und dadurch das Risiko heraufbeschwört, durch die nächste Ertragssumme und deren Konsequenzen in schlimme Verluste zu gerathen. Der Baumwollmarkt ist ein für solche Manöver besonders geeignetes Feld. Deshalb war er stets ein Tummelplatz tüchtiger Spekulanten. Sully, Brown und Patten sind die Klassiker dieser Schule. Und der Teddybär ist das Wappenthier; denn unter der glorreichen Regirung Theodors des Löwenjägers haben die „Räuber" von New York am Meisten verdient.

Daß der „geniale Faiseur" kein amerikanischer Sondertyp ist, lehrt die Geschichte der Börsensensationen. An der Seine hat man „Kraftnaturen" gesehen, die sich mit jedem Manhattanmann messen konnten. Drüben Baumwolle, hüben Zucker. Auf Lebaudy und Ja-

luzot folgte Santa Maria. Der agirt zur Zeit auf der Spekulantenbühne noch als Held; aber die französische Regirung bemüht sich, ihn die Tragik des Heldenthums fühlen zu lassen. Santa Maria hat an Zucker grob verdient. Das reizte ihn, sich auch in Getreide zu versuchen. Die Ernte ist mäßig; die Zollmauern sind hoch; der Preis sitzt auf der Zinne. Die Vorbedingungen für einen Schlager sind gegeben. Nun entwickelten sich die Dinge ähnlich wie in der Union. Das Volk stöhnt unter der Last der Lebensmittelpreise. Die Theuerung macht das Brot zum Kuchen. Die Erbitterung der Betroffenen sucht nach einem Schuldigen. Die Masse weiß nichts von den Zusammenhängen der wirthschaftlichen Erscheinungen. Sie kennt nicht die Wirkungen der Schutzzollpolitik, die die Getreidepreise des Erdballs in ihrem Bann hält. Ihr einfaches Denken läuft in den Wunsch aus, einen Urheber ihrer Noth zu finden, der dem Arm der Gerechtigkeit überliefert werden kann. Die Regirung greift nach der Gelegenheit, sich populär zu machen. Nichts dient der Volksthümlichkeit besser als eine Kriegserklärung an das Kapital. Und so wurde urbi et orbi verkündet, daß Frankreichs Hüter ein wachsames Auge auf die Spekulationen Santae Mariae haben würden. Die Produktenbörsen sollen, nach ihrem Wunsch, seuchenfrei bleiben. Das Spekuliren in Getreide, Mehl und Zucker wurde amtlich für unmoralisch erklärt. Der Kampf kann beginnen! Ganz wie bei den Yankees. Und das Resultat wird natürlich auch nicht anders sein. Santa Maria wird zur Hölle fahren, wenn die Contremine die Kraft hat, ihn dahin zu schicken. Dem Staat bleibt nur die Möglichkeit, diligentiam zu praestiren und neue schlechte Erfahrungen zu den alten zu legen.

Dem Riesenspekulanten kann das Gesetz nicht viel anhaben; der Ausbeuter aber, der mit Kniffen und Pfiffen die Begierde Unerfahrener reizt, kann nur so lange virulent bleiben, wie der Staatsanwalt ihm Spielraum läßt. Daß der Raum manchmal groß wird, liegt an einer gewissen Indifferenz der Behörden. Der Kampf gegen die bucketshops wird heute in der Hauptsache von der Presse geführt, während man selten hört, daß auch die Obrigkeit einmal zugegriffen habe. Die Namen der Personen, die sich für „Bankiers" ausgeben, um ihrem Gewinn bringenden Gewerbe nachzugehen, sind nicht etwa unbekannt; oft wird ja eine ganze Liste solcher wackeren Unternehmer veröffentlicht. Aber auch sie scheinen eine Art Immunität zu besitzen; die Thatsache, daß sie nicht alle werden, zeugt von der kräftigen Unterstützung, die sie beim Publikum finden. Der deutsche Bankierverband thut, was er kann, um die gefährlichen Parasiten zu vertilgen; meist gelingt ihm aber nur, dem bucketshop das Recht zu nehmen, sich „Bank" oder „Bankgeschäft" zu nennen. Wenn (wie im Fall Friedberg) der Strafrichter eingreift, dann wird natürlich Alles gründlich abgeleuchtet, um auch den geheimsten Winkel des Geschäfts in den Lichtkreis zu bringen. Nur kommt bei der Prozedur für die geschädigte Kundschaft nicht viel heraus. Die ist ihr Geld los und hat nichts davon, daß der „Bankier"

dem beleidigten Gesetz Sühne bieten muß. Die budapester Staatsanwaltschaft ist vor einiger Zeit gegen ein paar Winkelbankiers vorgegangen. Das Material, das sie zusammengetragen und in der Anklageschrift verarbeitet hat, ist so umfangreich, daß das Vorgehen wohl als ein ausreichend substanziirtes bezeichnet werden kann. Der Staatsanwalt gab eine lückenlose Charakteristik der Technik des bucketshopbetriebes, in dem der Pseudobankier immer Gegenspieler des Kunden ist. Er hat niemals ein Interesse daran, daß sein Kunde gewinnt; denn den Gewinn muß er aus seiner Tasche bezahlen, weil er die Aufträge nicht wirklich ausführt. Die Papiere, die er kaufen soll, kauft er in Wirklichkeit nicht oder doch nur in so kleinen Mengen, daß er nie volle Deckung für die Ordres hat. Ihm liegt nur daran, daß der Kunde verliert; dann kann er das ihm zur Verfügung gestellte Geld für sich behalten. Der ehrliche Bankier verdient seine Provision und ist damit fertig; der Anreißer lebt von den Einzahlungen, die er zur Abwickelung von Termingeschäften erhalten hat. Mit Recht betont der budapester Staatsanwalt, das Publikum werde schon dadurch getäuscht, daß es die ihm feindliche Position des Bankiers beim Geschäftsabschluß nicht kenne. Kein geistig Gesunder würde sich mit einem Bankier einlassen, von dem er wüßte, daß der Mann gegen ihn spielt. Aber dieses Verhältniß wird natürlich geschickt verborgen; und bei der Prüfung der Situation marschirt ein geordnetes Heer technischer Ein- und Ausreden auf, gegen die der dem Getriebe Ferne machtlos ist. Und daran liegts wohl zum Theil auch, daß das Gesammtergebniß der Unternehmungen gegen die bucketshops bisher so mager war. Der budapester Staatsanwalt ist gut gerüstet; vielleicht kann er Etwas erreichen. Unter den Opfern budapester Pseudobankiers sind viele Deutsche; weil im Magyarenlande die Sache noch schlauer betrieben wird als bei uns. Der Entwurf zum neuen österreichischen Strafgesetzbuch bringt Bestimmungen, die (nach dem Muster des deutschen Börsengesetzes) die Animirbankiers scharf aufs Korn nehmen. So wird nicht nur „die Verleitung zum Spekulationgeschäft durch eine marktschreierische Ankündigung“, sondern auch durch ein animirendes „Rundschreiben“ mit Geldstrafe und Haft bedroht. Ob der Strom der Anreißerofferten durch solche Drohung eingedämmt werden wird? Das deutsche Börsengesetz hat mit seinen Strafen noch nicht allzu vielen bucketshops das Lebenslicht ausgeblasen. Paragraph 94 bestimmt: „Wer gewohnheitmäßig in gewinnsüchtiger Absicht Andere, unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinns, zu Börsenspekulationgeschäften verleitet, welche nicht zu ihrem Gewerbebetrieb gehören, wird mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Man sollte meinen, daß die Praxis oft genug Material liefert, das sich unter den Thatbestand dieses Paragraphen bringen läßt; aber es kommt nicht oft zu einer Anklage, weil der Geschädigte die Aufwendungen an Zeit, Mühe und Kosten scheut, von einem Prozeß nichts

hofft und nicht wünscht, daß die Oeffentlichkeit sich mit seinem Fall beschäftige. Außer solchen Erwägungen, die die Kenntniß der Verfolgbarkeit des Scheinbankiers voraussetzen, hindert die Unkenntniß der gesetzlichen Möglichkeiten den Kampf gegen den bucketshop. Nicht nur der Laie, der von den Bestimmungen des Börsengesetzes, des Handelsgesetzbuches und des Bürgerlichen Gesetzbuches nichts weiß, sondern auch der Jurist wird oft im Zweifel sein, ob ein Handel zwischen Bankier und Kunden anfechtbar ist oder nicht. Der Paragraph 95 des Börsengesetzes, der dem Kommissionär Gefängniß- und Geldstrafe androht, wenn er (um sich oder einem Dritten einen Vermögensvortheil zu verschaffen) dem Auftraggeber wider besseres Wissen unrichtigen Rath oder falsche Auskunft ertheilt oder bei der Ausführung des Auftrages absichtlich zum Nachtheil des Kommittenten handelt, bietet der Kunst des Auslegers reichlichen Stoff. Schon der vom Kläger zu führende Nachweis, daß der Schade, den er erlitten hat, durch das Verhalten des Kommissionärs verursacht wurde, ist gewöhnlich recht schwer. Obendrein muß erwiesen sein, daß Rath und Auskunft „wider besseres Wissen" ertheilt wurden. Der Bankier weist vielleicht nach, daß er selbst getäuscht worden sei; was kann ein Schlaukopf nicht „nachweisen"? Schließlich bleibt, wenn alle Mittel mit Erfolg angewendet wurden, noch die Frage übrig, ob der materielle Schade des Betroffenen reparabel ist. Auch eine Klippe für den Staatsanwalt. Das Publikum müßte sich selbst helfen und den Fallenstellern vorsichtig ausweichen.

Die großen Spekulanten und die bucketshops sind Auswüchse natürlicher und nothwendiger Institutionen, besonders des Terminhandels. Der Großspekulant benutzt ihn, um aus einer Chance Millionen zu machen; der bucketshop arbeitet mit ihm, weil er die Möglichkeit bietet, das Publikum zur Betheiligung am Börsengeschäft „ohne nennenswerthes Kapital" zu verleiten. Der Spekulant, der die Millionen wälzt, ist ein höher geartetes Wesen als der kleine Pseudobankier, der auf die Dummheit Unerfahrener rechnet; aber auch gefährlicher. Daß die Börse für ihr Treiben verantwortlich gemacht wird, ist ein Beiden gemeinsames Moment; und die Börse hat ihre (von Kennern längst festgestellten) nützlichen Eigenschaften gegen ein von dem Abscheu vor der brutalen Ausbeutung diktirtes Vorurtheil zu vertheidigen. Auf den Einwand, in Amerika sei, weil der Terminhandel fehlt, die Spekulation viel ärger als bei uns, wird nur selten gehört. Wichtiger scheint den Gegnern der Börse die nicht abzustreitende Thatsache, daß die bucketshops erst seit der Rehabilitirung des Termingeschäftes wieder blühen. Aber der Ultimohandel dient dem Scheinbankier nur zum Vorwand. Da er seine Aufträge nicht an der Börse ausführt, so kommt weder er noch sein Kunde mit dem Terminhandel in direkte Berührung. Das Zeitgeschäft hat mit den Sünden der bucketshop nicht mehr zu thun als der reelle Effektenhandel. Und ein vernünftiges Urtheil über die Börse ist nur möglich, wenn die Gesammtleistung, nicht nur die Liste der Mängel und Sünden, geprüft worden ist. Ladon.

Penthesilea.*)

Auf dem Schlachtfeld vor Troja ruht, mit Rosen bekränzt und von Rosengewinden umduftet, ein seltsames Paar: ein junges Weib, dem ein rauhes Kriegergewand die reifenden Reize gürtet, und, dem holden Wildling zu Füßen, waffenlos der herrlichste Held. Durch das prangende Grün des Geländes säuselt ein Staunen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter sehnt den weichen Südwind herbei, den weithin wirbelnden Weltkenner, der ihrem Blick das auf dem Kampfgefild fremd anmuthende Bild vielleicht klären kann. Der Ersehnte spürt den Wunsch der Gespielen, er schmeichelt sich aus dem Schlauch des Aeolus, weht heran und umspäht die im Rosenduft Ruhenden; und da der lockere Geselle oft genug in der Runde die Zeltdecken gelüftet und in die geheimsten Winkel der Lager hineingelugt hat, erkennt er alsbald auch das seltsame Paar und kündets pfiffig den Blättern, die in sachtem Gekicher sich schütteln und schnell dem Nachbar die große Neuigkeit raschelnd verrathen. Und nun hüpft das enthüllte Geheimniß geschwind über die Zweige, klemmt sich in das züchtig verschlossene Kleid knospender Rosen und läßt von dem lustigen Wind sich froh in die Ferne tragen. Gar nicht lange währt es, da geht das Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts durch den Hellespont und die munter murmelnden Wellen des Skamandros spülen die Wundermär bis ins Aegaeische Meer: Achill ists, Hektors grimmer Bezwinger, der in Rosenketten sich zärtlich an die Amazonenkönigin schmiegt. Und überall, wohin auch die Botschaft dringt, weckt sie Staunen und ein beinahe verängstetes, banges Gefühl und die alten Wipfel, die in der männermordenden Schlacht so oft vom Blut der Helden den Boden gedüngt sahen, neigen sich tiefer, um ganz nah zu erschauen, ob wirklich der stolze Pelide, dessen Flammenblick Griechen und Troer sonst in schlotternden Schrecken blitzte, wie ein artiges Seidenhündchen jetzt, das mit Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln bettelt, der

*) Barbarensinn hat sich, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, erdreistet, Kleists Kleinod muthwillig zu verstümmeln. Der häßliche Streich ist nach Gebühr, von Hörern und Schreibern, gestraft worden. Mir ließ dieses Unterfangen den Wunsch entstehen: daß nach solcher Kränkung der Majestät noch einmal gelesen werde, was ich vor langen Jahren über die seltsam herrliche Hellasdichtung des Preußen schrieb.

wilden Jungfrau zu Füßen sich streckt. Nur der Wind, der so Vieles sah und längst das Wundern verlernte, weiß gleich, was von dem befremdenden Schauspiel zu halten ist, und er bläst, während ringsum das spitze Geplauder stets hastiger wird, lächelnd die Beschwichtigung in das Schwingen der Lüfte: Ehe die Rosen noch, die grausam vom Stiele gebrochenen, welken, wird dem selig ruhenden Paar die süße Lust zerfetzt und leidig vernichtet sein; denn widernatürlich ists, daß der Stärkste dem schwachen Geschöpf sich zu Sklavendiensten erniedert, und Widernatürliches, glaubt meiner Erfahrung, duldet die allmächtige Natur niemals lange in ihrem Bereich.

Ein Käfer hat dem rastenden Recken die luftige Weisheit vielleicht leise ins Ohr gesummt. Achilleus fährt jäh auf, aus süßer Verträumtheit, und findet erwachend sich in einer fremden Welt. Ist ers wirklich, der Aeginerheld, der wie ein verliebter Tauber hier ein Mädchen umgirrt und die lechzende Brust von Rosengerüchen sich fächeln läßt? Konnte der Pfeil des Eros das Erz des Heldenleibes durchdringen, der an der Ferse doch nur verwundbar ist? Was jagte den Nereidensohn in den Schoß einer sterblichen Jungfrau, die den Entwaffneten fast mit Herrinnenzärtlichkeit kost? Auch früher hat er geliebt, doch als der Mann immer, als Herr und Gebieter, der beglückend sich zu dem schwachen Geschöpf herabneigt und niemals vergißt, daß er der Gebende ist und daß die dankbar Empfangende ihn als Leiter und Lenker ihrer Geschicke erkennen muß. Jetzt ist er der Beglückte; jetzt muß er in der Lagergenossin Wesen sich schicken und geduldig harren, wann sie und wo ihn umfangen und sättigen will; jetzt hört der heitere Hellene fernher klingende Kunde aus einer verdüsterten Fabelmenschheit; und so wunderbar dünkt ihn das Erlebniß, daß er eine Mondmännin in den Armen zu halten wähnt. Das Widernatürliche empfindet auch er in dem hitzig geknüpften Bund; aber die helle Sinnenfroheit der Griechenseele duldet so dunkle Bedenken nicht und dämpft geschwind den aufsteigenden Unmuth. Er fühlt sich als den Starken, — warum soll er für flüchtige Stunden nicht einmal den Schwachen spielen, um einer Mädchenlaune gefällig zu sein? Nur eine Laune gilt es ja, einen Tändelspaß, den man in der Langeweile des Lagerlebens wohl mitnehmen kann. Ein Mädchengeschlecht vergnügt sich mit Pfeil und Bogen

und macht sich eigensinnig an den Versuch, den Herren der Schöpfung ins Kriegerhandwerk zu pfuschen. Das ist eine artige Seltsamkeit, die der rüstige Mann zornlos betrachten kann. Und da unter den Jungfrauen eine ist, die vor allen anderen durch ihren Reiz den prüfenden Blick herbeiruft, und da diese Schönste dem Manne nur, den sie mit den Waffen vorher bezwungen hat, sich in Liebe ergeben will, — warum soll der Sieger in manchem harten Kampf ihr, die so reiche Schätze zu schenken hat, den Scheintriumph, den kurzen, nicht gönnen? Sie wird, nach Weiberart, zufrieden sein, wenn sie ihren Willen hat, und später, wenn sie den Mann erst empfand, in seinen Armen der Lüge lachen. Deshalb stellt Achill sich besiegt und nennt sich, in doppelsinniger Rede, den Gefangenen der Amazone. Deshalb ruht er behaglich nun wieder neben der wilden Unschuld, die er schon bändigen, schon stillen wird, und denkt nicht mehr an den Sturm auf die Dardanerburg, nicht an den erschlagenen Freund, den er an Priams ganzem Geschlecht einst doch rächen wollte. Und deshalb will er gern den Betrug erneuen, den ein Zufall enthüllt hat, und ist bereit, noch einmal der Amazone im Kampf zu stehen, zum Schein ihren Streichen noch einmal zu erliegen und ihr, als ein unfreier Mann, in die Skythenheimath zu folgen. Ein Abenteuer, nichts weiter; ein hoher Preis für den köstlichsten Besitz. Auch währt wohl die Reise nicht lange; bald führt er die junge Mutter, die der schweren Waffenrüstung dann entsagt hat, zurück oder kündet lachend den Königen, was er Seltsames im fernen Frauenstaat sah.

Dem weisen Sohn der Thetis trübt ein verwirrtes Gefühl den hellen Verstand. Hier ist mehr als Laune und Abenteuer, hier droht ein Verhängniß, droht ihm die Rache der starken Natur, die sich ungestraft nicht verspotten läßt. Mit einem Kätzchen wollte der stolze Aeginerheld spielen und eine tückische Tigerin fällt ihn mit wüthenden Bissen an; ein Weibchen wollte er sich, weil es ihm tanzlustig und gebärtüchtig schien, zur Kurzweil erziehen und eine Virago streckt ihm den zerfetzten Leib in den Staub. Er betrog sich selbst, da er die Liebste betrügen wollte; sie hatte ihm nichts verborgen, hatte ihm ihr ganzes Werden entschleiert; er aber achtete, in männischem Hochmuth, der Weibergeschichte kaum und beklagte nur die verstümmelte Brust der schönen Gesponsin. Er wurde schuldig, weil er von dem geraden Pfad der Natur wich und in

ein Gaukelspiel sich verstrickte, wo er ein ernstes Lehreramt zu verwalten hatte. Sein Leben war verwirkt, weil er eine Menschenseele in ihrem heißesten Fühlen genarrt und zugleich die Würde seines Geschlechtes so schmählich veruntreut hatte, daß er nun, der Starke, zum Sklaven holder Schwäche erniedert war. Er konnte in offenem Streit die Jungfrau bezwingen und ihr dann die Bedingungen stellen; daß er heimlich in ein Buhlerglück sich hineinstehlen wollte: Das rächte an ihm die beleidigte Natur.

Das Wort des Judengottes war der Menschheit noch nicht verkündet, noch regirten die Griechengötter die heidnisch heitere Welt und bange Träume vom Sündenfall und von weithin wirkender Strafe schreckten in Hellas den Heroenstamm nicht. Dort wurde Pallas Athene geehrt, die im Kampf die Helden schirmte und schlug, und eine kämpfende Jungfrau hätte kein höhnender Anruf da in die Küche gewiesen. Aber wir sind nicht im Lande der Griechen und nicht in Troas ruhte und rang unser Paar. Dieser Skamandros schlängelt sich durch ein Fabelgelände, die Hellenen und die Amazonen sind mit christlicher Sitte gesäugt und haben vom Olymp herab das Tönen des Logos gehört. Auch sie sind aus dem verfluchten Geschlecht Adams und Evas und die Stimme des Herrn, der in der Abendkühle durch Eden ging, hat, aus der Ferne her hallend, ihr Ohr berührt. Deshalb kann dieser Achilleus sündig werden, dieweil er dem Weibe gehorchet hat, das ihm die dienende Gehilfin sein soll. Und deshalb ist diese Amazone dem Untergange geweiht, weil sie der Weisung übermüthig den Sinn verschloß: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und Dein Wille soll Deinem Mann unterworfen sein und er soll Dein Herr sein.“ Sonderbare Hellenen und Skythen, die an Zeus und an Jahwe glauben, die im wildesten Kampfgetümmel heimisch sind und sich dennoch das zärtlichste Gewissen erhalten haben. Der Abgrund zwischen den Weltanschauungen scheint unüberbrückbar; aber der Wind, der lose Schalk, weht daher, wirft schnell ein paar Lasten Flugsand in den Spalt und lockt mit Verführerlauten: Name ist Schall und Rauch; was der Judengott von der Geschlechterbestimmung lehrte, lebte längst auch in der Griechensitte, weil es das Menschliche, das Natürliche ist und weil nur das dem Menschen Natürliche durch die Zeiten bewahrt werden kann. Der Wind glaubt nämlich,

vielleicht, weil er die Himmlischen zu sehr in der Nähe gesehen hat, nicht an die göttliche Weltordnung, der Wind glaubt nur an die Natur und er hat lange genug die Köpfe der Menschen gelüftet, um zu wissen, daß sie oft zwar die Form, doch ganz selten nur den Inhalt ihrer Gedanken wechseln.

Kein Käfer hat Penthesileen diese luftige Weisheit ins Ohr gesummt und kein Bedenken schreckt sie jäh aus süßer Verträumtheit. Sie hat von der großen Tanais den Diamantengürtel geerbt, sie ist die Königin der Amazonen und vermag, in der Einbildung, leicht das Gigantische. Ihr Fühlen, so glaubt sie, entfernt sich nicht von dem Pfad der Natur, ihr Werden und Wesen empfindet sie als ein natürliches, weil ein Gott, den sie Mars nennt, das Gesetz der Geschlechterbestimmung für ihren Stamm in schwerer Stunde einst aufgelöst hat. Als die Aethioper den freien skythischen Kriegerstamm niederwarfen, das Prachtgeschlecht der Welt ausrodeten und die überlebenden Weiber in ihre schnöden Betten zwangen, hatte Mars, der Schirmherr der Tapferen, sich der Aermsten erbarmt und sie vor dem befleckenden Kuß der Barbaren bewahrt. In einer Nacht, in der schwülen Nacht, die dem Sieger die reizende Beute aufs Lager warf, wurde der Haufe der rohen Eroberer von den blanken Dolchen der Frauen in den Tod gekitzelt und mit der Königin Tanais, nach deren blühendem Leib Vexoris schon, der Barbarenhäuptling, brünstig die vom Blut kaum gereinigten Hände streckte, vollzog Mars selbst die Ehe. Für solche Heldenthat — denn eine Heldenthat scheint ihnen das mit der Hilfe des Mars glücklich Vollbrachte — beschließen die befreiten Frauen eigenmächtig sich die Belohnung: niemals wollen sie dem Geschlecht der Männer mehr dienstbar sein, sondern in Freiheit selbst ihr Geschick bestimmen und einen Frauenstaat gründen, den keine herrschsüchtige Männerstimme fürder durchtrotzt. Warnend höhnt wohl der Widerspruch: werden die Frauen mit vollen Brüsten jemals nach kräftiger Männer Art den Bogen regiren lernen? Tanais aber reißt mit raschem Griff sich die rechte Brust ab, ihrem Beispiel folgt entschlossen das Volk der Weiber, — und so, verstümmelt in ihrer schwellenden Weiblichkeit, rüsten die Busenlosen sich zur Abwehr drohender Feinde. Doch auch zum Angriff müssen sie sich bereiten; denn der Staat, der ohne die Hilfe der Männer entstand, braucht, um sich fortzupflanzen, dennoch nun die Hilfe

der Männer. Staunend vernimmt und mit hellem Hellenenlächeln der Pelide, wie in dieser Verlegenheit die Frauen sich halfen. Sind aus dem Amazonenreich die Männer verbannt, können sie herrisch nicht mehr der Weibergemeinschaft gebieten: nun, so fällt auch das Recht der geschlechtlichen Initiative den Weibern zu und sie dürfen den Begatter, das Werkzeug der Gattung, nach freier Wahl künftig sich suchen. Die Königin berechnet, was in jedem Jahr der Tod ihr entrafft hat und was zu ersetzen ist, und läßt sich, im Lenz, von Mars im Gebet dann das Volk bezeichnen, das der Gott für die Gattenwahl diesmal bestimmt. Nicht immer neigt sich der Gott dem Flehen, denn in den schneeigen Bergen ist die Nahrung gering und Mars war stets der Uebervölkerung Feind; spricht er aber durch den Mund seiner Priester, dann fegt das Amazonenheer, die Schaar der mannbaren Jungfrauen, wie eine feuerrothe Windsbraut in das Land des Gattenvolkes und weht die Reifsten Derer, die da fallen, wie Samen, wenn die Wipfel sich zerschlagen, in ihre heimathlichen Fluren hin. Jeder Jungfrau gehört dann der Mann, der ihren Streichen erlag; an einem Tag feiern sie alle mit den Ueberwundenen das Rosenfest, den mystisch-orgiastischen Akt der Begattung, dem bei Todesstrafe Niemand als nur die Schaar der Bräute nahen darf, und wieder an einem Tage, am Fest der reifen Mütter, werden die Männer, die ihr Männerwerk nun vollendet haben, mit reichen Gaben auf Prachtgeschirren heimwärts geschickt. So erneut sich mit jedem Jahr das Volk der streitbaren Frauen, so wächst in immer verjüngter Fülle ihnen der Amazonenstamm nach, unbelästigt durch Männerlaune, denn die männliche Frucht scheiden sie unbarmherzig aus ihrem Staat als unnützlich aus. Und so ist Penthesilea, die jetzt die Krone trägt, ausgezogen, um sich den herrlichsten Helden zu freien, den Achilleus, den ihr sterbend die Mutter als Sprosser verkündet hat, und selig sieht sie den Göttergleichen nun überwunden zu ihren Füßen. Alles scheint ihr ganz natürlich, die eine andere Welt nie gekannt hat, und dem Necken und Warnen des Windes verschließt sie ihr Ohr. Mag für andere Völker das Männergebot gelten: Er soll Dein Herr sein; den Amazonen lebt kein Herr, sie bindet ein besonderes Frauengesetz und sie weichen in ihrem Wandel nicht von dem Pfad ihrer Natur. In Themiskyra wird die Königin sich beim Rosenfest dem Helden gewähren, — und dann ... Kennt schwelgende Liebe

ein Dann? Vielleicht wirkt Mars ein Wunder oder der Gesättigten thut die heitere Welt des Krieges tröstend sich wieder auf. Heute liebt Penthesilea, heute will sie selig ein heißes Glück genießen, das von dem stolzen Hochgefühl noch gesteigert wird, daß sie selbst, mit zierlichen Frauenhänden, sich freiend den Recken errang.

Auch der lieblichen Tochter der Otrere trübt ein verwirrtes Gefühl den schwärmenden Sinn. Sie liebt; und daß sie liebt, macht sie schon schuldig; denn nicht zur Liebe zog sie aus, sondern, um zu flüchtiger Verbindung sich den Mann zu suchen, der ihr die starke Erbin zeugen soll. Freilich: manche Thräne floß auch früher schon oft auf das Fest der reifen Mütter und mancher Kriegerin, die vom Lagergenossen sich scheiden mußte, stockte in der Kehle das Wort, das die Weisheit der großen Tanais preisen wollte. Das aber war nur ein Rückfall in schwächliche Sitte, da sprach nur die Macht der Gewohnheit vertrauten Beisammenseins; jetzt erst erhebt zu schreckendem Beispiel sich die lange bezwungene Natur, jetzt endlich entblößt sich die prunkend umgoldete Lüge, auf der dieser Frauenstaat ruht. Nicht die That heldischer Weiber hat ihn begründet, sondern das Walten des Kriegsgottes, des Urbildes männischer Kraft. Nicht durch Männermittel haben die Frauen damals gesiegt, sondern durch Weiberkünste, denn ihre Dolche konnten erst dann sich bis zur Brust des verhaßten Feindes tasten, als die Brunst der schwülen Nacht ihn entmannt und entwaffnet hatte. Sie sündigten an dem Gesetz der Natur, da sie sich von dem Zeichen fruchtbar schwellender Weiblichkeit trennten; sie sündigten abermals an dem selben Gesetz, da sie die Forderung der natürlichen Auslese verkehrten und den Ueberwundenen, den Schwächeren, zum Begatter erwählten; und nur deshalb blieb die Sünde ihnen so lange verborgen, weil sie unbewußt doch immer die Frauenkünste in der Männerrüstung mitführten und weil ihr Reiz, nicht ihre Kraft, ihnen die Helden bezwang. Sie konnten sich vermännlichen, weil in den Männern, denen sie begegneten, des Mannes zu wenig war; sie waren verloren, sobald in unangetasteter Manneskraft ein Mann ihnen entgegentrat. Nun naht dieser Mann, naht Achilleus, — und nun bricht die erkünstelte Frauenherrlichkeit krachend zusammen. Die verliebte Lüge des Peliden konnte für eine Weile noch das Verderben hemmen; aber der gerade gewachsene Sinn der Amazone nimmt den Buhlerbetrug für Wahr-

heit und beschwört das finstere Verhängniß herauf. Hätte Penthesilea sich, wie Achill, zum Scheinkampf gestellt, wäre der freiwillig Besiegte ihr nach Themiskyra gefolgt, dann konnte der Frauenstaat für eine kurze Zeitspanne noch bestehen; nicht für lange, denn jedes auf Lüge gegründete Glück gleicht der rasch welkenden Treibhausblüthe. Aber der Mann, der die Würde seines Geschlechtes nicht zu wahren versteht, kann auch in dem anderen Geschlecht das tiefste und feinste Gefühl nicht fassen, nicht ehrfürchtig achten. Achill und Penthesilea werden gestraft, weil sie nicht in den Grenzen der Geschlechterbestimmung blieben. Der Starke stürzt, weil er sich in den Dienst der Schwäche erniedert hat; die Schwache sinkt in den Staub, weil sie sich vermaß, den Starken zu meistern. Der weithin wirbelnde Weltkenner war sehr weise, da er dem selig ruhenden Paar ein jähes Ende der Lust verhieß, und noch einmal erneute sich ihm an diesem Tag die alte Erfahrung: Widernatürliches duldet die allmächtige Natur niemals lange in ihrem Bereich.

Denn ehe die Nacht noch herniedersank, ruht auf dem Schlachtfeld vor Troja, von zerfallenden Rosengewinden umduftet, ein unseliges Paar: den Leib des herrlichsten Helden hat die Meute zerfetzt, wo der Biß wüthiger Hunde nicht eindrang, hat die Jungfrau, die liebende und geliebte, mit Nägeln und Zähnen gehaust, — und nun ruht sie selbst von der letzten, blutigen Arbeit des blutigen Lebens. Durch das prangende Grün des Geländes rauscht das Entsetzen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter verstummt einen Augenblick; aber nicht lange währt es, da geht das bange Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts durch den Hellespont, dringt in Agamemnons Zelt und in Priams Palast und die nächtlich erkühlten Wellen des Skamandros spülen die Trauermär bis ins Aegaeische Meer: Achill, Hektors grimmen Bezwinger, hat eine Jungfrau gefällt, ihn hat die Amazonenkönigin mit ihrer Meute in den Tod gehetzt, mit saugendem Kuß zerbissen und mit spitzigen Frauenzähnen zerfleischt. In erstarrtem Staunen vernehmens die alten Wipfel, die in der männermordenden Schlacht vom Helden nur immer und mit adligen Waffen den Helden bezwungen sahen, und sie neigen sich tiefer, um ganz nah zu erschauen, ob wirklich das artige Seidenhündchen, das mit Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln gebettelt hatte, vom wüthenden Biß der Tigerin nun zerrissen ist. Und diesmal

weiß auch der weltkundige Wind keinen Rath, denn so Furchtbares sah er nie zuvor in den Grenzen der Menschheit, selbst nicht, als in dunklen Erdhöhlen noch die Männchen in grausam wollüstigen Krämpfen die Weibchen einst würgten. Der lockere Geselle hat vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, nie das Zittern gelernt und er ahnt deshalb nicht, in hohen Lüften, daß der entpflichteten Frau, der ungezügelten Männin rächendes Rasen keine Grenze erkennt. Penthesilea war im Innersten schon bereit, sich dem Starken zu beugen, aber der Starke spielte nur tändelnd mit ihr: und sie mußte erleben, daß der Mann, den ihr weicher Arm noch eben umschlungen hielt, sie zu neuem Kampf heischen ließ. Solchen Verrath an dem heiligsten Recht heimlich gewährender Liebe erträgt kein Weib, auch keins, das sich gewaltsam vermännlicht hat. Penthesilea ist durch den Sieg des Peliden im Amazonenstolz, durch seine neue Herausforderung im Frauenempfinden gekränkt. In dieser Verwirrung des Gefühls zieht sie zum letzten Kampf hinaus: die Männin will in sieghaftem Ringen den Kriegerruhm retten, das Weib will im Blut des verhaßten Geliebten den Fleck seines Kusses abwaschen. Beide, Kriegerin und Jungfrau, Furie und Grazie, hatten einen übermächtigen Feind: Achills strahlende Manneschönheit. Wäre der Sohn der Thetis nicht so ganz Mann gewesen, dann hätte ihn die Amazone im ersten Treffen besiegt; wäre der Stärkste nicht auch der Schönste gewesen, dann hätte er den gestählten Sinn der Jungfrau nicht ins Weibische erweicht. Dieser gemeinsame Feind muß vernichtet werden, bis auf die letzte Spur; der Tod des Mannes genügt nicht: die Schönheit, die das Schlimmste verschuldete, muß entstellt, zerwühlt und in blutige Fetzen zerrissen sein, ehe der heiße Haß sich langsam erkälten kann. Deshalb schlägt Penthesilea, mit der Meute wetteifernd, die weißen Zähne in des Ueberwundenen bronzene Brust und rächt nicht nur selbst erlittene Kränkung, nein, alle Schmach und Beschämung, die Männerherrschaft und Mannesschönheit durch die Jahrhunderte schwachen Erdenweibern geschaffen haben. Im schrecklichsten Geschlechterkampf mit dem Tapfersten des tapfersten Volkes bleibt sie Siegerin und kehrt, da sie vom tropfenden Blut sich, wie in einer Taufe, gereinigt hat, lächelnd dem Leben zurück. Und dann erst, als sie erfährt, daß sie auch diesen Sieg nur einer holden Lüge dankt — denn der Gegner war

kaum bewaffnet und kam, in friedlicher Absicht, um noch einmal einer Mädchenlaune gefällig zu sein —, klirrt ihr hochmüthiger Wahn in Scherben, dann erst erkennt sie das frevelnde Vermessen, das die Grenze der Geschlechterbestimmung verrücken wollte: von den Gesetzen des Frauenvolkes sagt sie sich los und befiehlt, die Asche der großen Tanais in die Lüfte zu streuen. Mit der Herrlichkeit des Frauenstaates ist es nun aus und seine Königin braucht, um mit ihm zu enden, nicht den Dolch, nicht die vertrauten Pfeile: sie zu töten, genügt ein vernichtendes Gefühl, — das Gefühl, an der Natur gesündigt und an ein widernatürliches Wollen Leben und Liebe verloren zu haben. Penthesilea gewährt sterbend dem Toten, was sie lebend dem Lebenden weigerte: sie folgt, wie es der Jungfrau ziemt, ihrem Jüngling und rettet aus angemaßten Rechten der Frauengemeinschaft sich zurück in die Weiblichkeit.

Als Goethe im Phöbus ein Bruchstück aus Kleistens Amazonentragoedie gelesen hatte, schrieb er dem Dichter: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden." Er fand sich nicht mehr hinein und sagte später: „Die Tragoedie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B., wo die Amazone mit Einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten." Ist es sehr penthesileisch vermessen, wenn ich behaupte, Goethe habe den tiefsten Sinn des Gedichtes nicht verstanden und gar nicht gemerkt, wie wundervoll unbewußt die Heldin ihrer selbst an der Stelle spottet, die ihm hochkomisch erschien? An und für sich ist nichts komisch oder tragisch: das Denken erst, die Art der Betrachtung, macht es dazu. Der alte Goethe, der nur das Natürliche sah, ein natürliches Werden und Wachsen, Welken und Vergehen durch die Jahrtausende, fand in dem „widerwärtigen Bild" ein Kolombinenmotiv; ein jüngerer, heißer empfindender Dichter konnte über das Schicksal des Weibes Thränen vergießen, das, um dem Mann ähnlicher zu werden, sich den Frauenleib verstümmelt hat und nun bekennen muß, daß die Fülle weicher Frauengefühle ungeschmälert ihm in der erhaltenen Hälfte des Busens ruht. Penthesilea spricht sich selbst das Urtheil,

als sie, den Liebsten zu trösten, sich rühmt, von den Regungen der Weiblichkeit werde Achill keine in ihr vermissen; und tragikomisch mag man die Darstellung eines Gefühles nennen, das den von ihm Beherrschten mit tragischen Schrecken schüttelt und dem kühlen Betrachter die komische Befreiung vom Eindruck des Widernatürlichen verschafft. Tragikomisch ist dieses befremdende Werk: Held und Heldin sinken ins Verhängniß, — und in die tragische Stimmung des Zuschauenden kichert doch eine leise Lachlust, da er sieht, wie ein schwaches Geschöpf vergebens sich über die natürliche Größe hinauszurecken versucht. Der Weibertragoedie sollte, als Satyrspiel, auf der Bühne die Weiberkomoedie folgen, nach Kleistens Penthesilea sollte Praxagora erscheinen, die verhöhnte Heldin der aristophanischen Ekklesiazusen, wenn wir irgendwo noch ein Kunsttheater zu hoffen hätten. Wir hatten es nicht und mußten froh sein, als im Berliner Theater einst gelungen war, aus der stillen und dunklen Dichtung einen blendenden Brettererfolg zu erlärmen; vielleicht hat dieser mit untauglichen Mitteln gewagte Versuch den Einen oder Anderen endlich doch in die zerklüftete Welt der merkwürdigen Dichtung gelockt. Jedenfalls war der Abend lehrreich; nicht zwei Kulturen sah man, die niedere der skythischen Männinnen und die reife der Hellenen, sondern zwei gleich hübsch ausgeputzte Gruppen — fleckenlos die Gewänder, blank und neu funkelnd Harnisch und Helm und ein Duft von Puder, Theatermädchenparfum und gebranntem Haar über dem Ganzen — spielten ein Bischen Krieg; nicht eine Virago rang im Geschlechterkampf mit dem herrlichsten Helden, sondern eine verwöhnte Dame von Welt und ohne Vorurtheil umbuhlte, mit getrüffelten Leidenschaften, den zum Entzücken schön alternden Oberlehrer, für den die ganze Klasse der Höheren Amazonenschule in Anbetung sterben möchte. Die Geschichte der üppigen, in allen Künsten und Künstlichkeiten der Liebe erfahrenen Dame, die einen wohlanständigen Bürgerherrn gern in ihrem Netz zappeln sähe und ihn, weil er nicht will, dann ruinirt, gäbe gewiß auch ein wirksames Stück, — nur nicht gerade Kleistens Geschlechterdrama. Aber das gut ausgestattete und eingeübte Stück des Berliner Theaters fand sein Publikum, um das die echte Penthesilea wohl vergebens geworben hätte: man freute sich an der fremden Buntheit der Vorgänge, an der Fülle stattlich schreitender Mädchen, nahm den mit Zunge und Finger

mauschelnden göttlichen Dulder Odysseus duldsam mit in den Kauf und empfand nicht, da Achill nicht als strahlender Held, Penthesilea nicht als die Sitte brechende Jungfrau erschien, daß sich hier, im nächtigen Reich zwischen Tragik und Komik, ein furchtbar gewaltiges Schicksal entschied. So konnten in der Hauptstadt der Denker und Dichter aus dem Grab großer Dichtungen Theatererfolge erblühen, ehe deutscher Schauspielkunst ein neuer Frühling erwachte.

Ist diese Dichtung groß? Goethes Riesenschatten darf auch den Kleinsten nicht hindern, wenn ers so fühlt, entschlossen Ja zu sagen. Man hat ihr Mangel an dramatischer Bewegung vorgeworfen und getadelt, daß die entscheidenden Vorgänge sich hinter der Bühne abspielen und wir von ihnen nur die Reflexe sehen; darauf ist zu erwidern, daß auch das antike Drama die Ereignisse vor den Beginn der Handlung oder hinter die Szene verlegte, um für die Vorführung der großen Pathosszenen Raum und Frische zu sparen, und daß Kleist, wie Sophokles, Shakespeare und Ibsen in ihren reichsten Werken, fast immer nur Katastrophen giebt, von denen das Licht allmählich rückwärts auf das Werden des Geschehenden fällt. Man hat den Sinn des Gedichtes gröblich mißverstanden und, auf Brieffetzen gestützt, feierlich verkündet, in Penthesileens Verhängniß habe Kleist dem Jammer die Stimme verliehen, den er selbst empfand, da ihm zum höchsten Streben die Kraft gebrach; diese Weisheit des Famulus aus der Schererschule ist ernster Erwiderung nicht werth: ein Blick in das Gedicht richtet sie. Und man hat gefunden, Penthesilea sei nur ein seltsamer Fall, die Darstellung einer sonderbaren Sexualverirrung, und sich auf Krafft-Ebing berufen, der die Amazone leichten Herzens eine Sadistin nennt. Der berühmte Kliniker wird die zarte Kriegerin aus seinem stark bevölkerten Krankenhause wieder entlassen müssen; er selbst sagt in der Psychopathie, der Sadismus „gehe darauf aus, Schmerz zuzufügen und Gewalt auszuüben;“ wenn er näher zusieht und, als ärztlicher Künstler, sich um die Geschichte seiner Patientin kümmert, wird er finden, daß ihr Leiden höher sitzt, als ers sucht, daß es nicht aus den Sexualorganen stammt, sondern aus dem Gehirn, aus verwirrten Vorstellungen des Denkens. Penthesilea will nicht in wollüstigem Kitzel Schmerz zufügen und Gewalt ausüben: sie hat sich in falsche Vorstellungen von Frauenrechten und Frauenkräften versponnen und wird erst grausam,

als ihr die Kraft vor dem starken Manne erlahmt und sie da sich gestraft fühlt, wo sie gesündigt hatte. Hier ist nicht ein seltsamer Fall, sondern ein ewig erneuter Kampf, der Kampf, an den, lange nach Kleist und lange vor Strindberg, Hebbel dachte, als er in sein Tagebuch schrieb: „Die Frau muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein, und weil sie nun in jedem einzelnen Falle prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vis-à-vis befindet, das ihm seinem Geschlechte nach zustehende Recht auszuüben vermag. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sies erreicht, — und das sie unbefriedigt läßt, wenn sies nicht erreicht.“ So prüfte Brünnhilde Siegfried, Judith Holofernes, und so geht, da die Prüfung sie schmählich betrogen hat, Penthesilea zu Grunde. Um Das zu erkennen, muß man freilich das Gedicht so auffassen, wie ich es empfinde und hier zu erklären versuchte; dieses Empfinden ist sicher sehr subjektiv, aber starke Indizienbeweismöglichkeiten können es stützen. Heinrich Kleist sah in der Frau stets die dienende Gehilfin des Mannes, das an Werth geringere Glied im Organismus der Menschheit, und den Mann ihr zum Vormund, zum Lehrer und Lenker bestellt. Als ein getreuer Gärtner wollte er das Spalierseelchen der Wilhelmine von Zenge zu seiner Höhe emporranken; an der Schwester Ulrike, die gern in Männerkleidern einherstrich und als Student in Leipzig die Kollegien besuchte, fand er vielfaches Aergerniß und prophezeite ihr Ehelosigkeit; ihm gefielen Weibchen vom Schlage des Käthchen von Heilbronn, der Kohlhasin und der Thusnelda, die, willenlos und von seiner Huld beglückt, zum Herrn und Gebieter aufschauen, jede Laune und jede Züchtigung gern und dankbar erdulden und nie die Weiberstimme in Männergeschäfte mischen; selbst an dem Verfall der Bühnen schien ihm nur die vordringende Herrschaft der Frauen schuldig, die entweder gar nicht ins Schauspiel gehen oder gesonderte Theater besuchen sollten: „Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Dramas und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.“ Ist der Glaube, der Dichter habe dem Todfeind ein mit dem feinsten Reiz geschmücktes Schreckbild aufgestellt, wirklich nur eine Schrulle? Tritt aus dem planvoll gefügten Bau der Vor-

gänge die „Moral“ nicht ganz deutlich hervor? Und konnte Kleist, der eben Penthesileens Geschichte geschlossen hatte, nicht leicht zur Verurtheilung des Damenpublikums kommen, das mit der Moral dieser Geschichte gewiß nicht einverstanden gewesen wäre? Soll mit den Resten des Zettelkastens schon Etwas bewiesen werden, nun, dann ist vielleicht auch das Epigramm ein Beweis, das die vermessene und zerstörende Liebe, die Liebe herrschsüchtiger Männinnen, ingrimmig höhnt und vom Dichter als Dedikation der Penthesilea bezeichnet ist:

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn auf.

Der Dichter Kleist, meinte Goethe, geht auf die Verwirrung des Gefühles aus. Goethe war damals fast schon ein Greis und alterte mit dem eigensinnigen Egoismus ganz großer Männer, die eine einmal erworbene Wahrheit ängstlich bewahren und ohne Wohlwollen in eine werdende Welt hinausblicken; er war, nach dem eigenen Wort, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen geblieben, lehnte längst Alles ab, was Schiller, vielleicht aus dem Empfinden des Freundes, scheltend den Unrath der Wirklichkeit genannt hatte, und verstand den größten tragischen Dichter der Deutschen nicht; er sah zu weit, um sich in der nahen Wirklichkeit zurechtfinden zu können, und wie ihm der Sieg der Deutschen über den bewunderten Korsen, der Volkssturm von 1813, unmöglich schien, so täuschte ihn die flüchtige Betrachtung auch über die Wandlung im innersten Wesen seiner Nation. Kleist war nahsichtig; ein Faustgedicht vermochte er nicht und das neue, evolutionäre Ideal, das Goethes Olympierauge so früh klar erkannte, hätte er, auch wenn er älter geworden wäre, niemals gefunden: er kam, als ein armer Junker, Offizier und Poet, von Kant, dem Alles Zermalmenden, den in Weimar der Weise schon hinter sich hatte, und mühte sich, den Kategorischen Imperativ und den Gedanken der Selbstbestimmung mit dem Eindruck der Wirklichkeit und mit einem hitzig vorwärtsstürmenden Temperament in Einklang zu bringen. Das Wesen aller Philosophie und aller ernsten Dichtung ist der Versuch, zwischen der Welt der geachteten Werthe und der Welt der Wirklichkeit das rechte Verhältniß zu finden. Goethe hatte, aus der Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts heraus, auf die bange Frage die Antwort gefunden, die

bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein nachhallen wird. Kleist, als der Kleinere, unberathen und vom launischen Glück verschmäht, tastete hilflos umher und fand keine Antwort, nicht auf den Krücken der wolffischen Lehre vom zureichenden Grund, nicht am festen Geländer des kantischen Dogmas von der Allmacht der Vernunft; eher allenfalls noch bei Rousseaus Naturkultus. Ringsum fühlte sein helles Gehör verborgene Widersprüche: Wahrheiten, die längst nicht mehr wahr, Sittengesetze, die tausendfach täglich in der Runde gebrochen waren, Institutionen und Vorstellungen, die mit den Bedürfnissen der Menschen, denen sie dienen sollten, nicht mehr stimmten. Wo war Hilfe zu hoffen? Nur bei Rousseau, bei der Natur. Goethe achtete kaum auf den Wechsel der Moralmoden; er war natürlich erwachsen und brauchte sich in das Natürliche nicht zu sehnen. Kleist kam aus der Konvention einer streng abgeschlossenen Kaste und stürzte sich jauchzend in die Kaltwasserheilanstalt des neuen Naturarztes, dem in Schaaren die müde Menschheit zulief: hier war Hilfe, hier würde die giftige Kulturpatina abgewaschen, der Schweiß einer langen Verkünstelung herausgedoucht werden, hier mußte, in nackter Schöne, bald ein Geschlecht verjüngter Männer und Frauen froh über strotzende Wiesen hüpfen. Die Verwirrung des Gefühles, die Kleist nicht, wie Goethe glaubte, gesucht, nein, die er überall gefunden und als ein schmerzlich Empfundenes dargestellt hatte, konnte in Rousseaus und der Natur harter Kur allgemach wieder zur alten Ordnung kehren. Und wo war das Gefühl schlimmer verwirrt als im Verhältniß der Geschlechter? Heinrich Kleist schuf Penthesilea und zog mit festem Strich zwischen Mann und Frau die scheinbar untrüglich sichere Grenze. Zwei Jahre danach ließ er, mit verdüstertem Sinn, doch mit ungebrochener Lebenskraft, von einer fast fremden Frau sich in den Tod locken. Warum? Der Dichter war erkältet aus dem Rousseaubade zurückgekommen und die Natur, die sich ungestraft nicht verspotten läßt, hatte den vermessenen Gesetzgeber gelehrt, daß sie in jedem Menschenherzen eine andere Sprache spricht und jedem Menschenschicksal andere Grenzen bestimmt. Wenn an hellen Sommertagen ein weicher Südwind über den Wannsee streicht, kann er ins fremde Skythenland künden, die ältliche Frau des Rendanten Vogel habe die jungfräulich strahlende Amazonenkönigin grausam an ihrem Vernichter gerächt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. September 1910.

Die Krisis des Katholizismus.

Ernst Smigelski, ein Schlesier, hat als Knabe Schriften gelesen, in denen die Ordensleute als Engel auf Erden verherrlicht wurden, und ist, die Mahnungen und Warnungen seiner Geschwister nicht achtend, nach Rom gegangen, um in das Mutterkloster eines neu gegründeten strengen Ordens einzutreten. Mit achtzehn Jahren legte er die Gelübde ab (was jetzt, dank einem Dekret Pius' des Zehnten, nicht mehr vorkommen kann) und einige Jahre danach wurde er zum Priester geweiht. Er war musikalisch begabt und liebte leidenschaftlich die Musik. Eben darum wurde ihm das Musikstudium verboten, wie denn überhaupt in strengen Orden Alles verboten wird, was die Seele von Gott (Das heißt: von den Redensarten und Phantasiebildern, welche die Einbildung eines unmittelbaren Verkehres mit Gott ermöglichen) abzuziehen, an die geschöpfliche Welt zu fesseln geeignet scheint; aus seinem Orgelspiel hören die Oberen sündhaftes irdisches Sehnen heraus. Der jugendliche Lebensdrang seiner kräftigen und gesunden Natur erwacht, den Andachtübungen und das Bischen scholastische Theologie nicht zu stillen vermögen. Des Einzigen, was die Leere seines Herzens bis dahin ausgefüllt hatte, der Musik, beraubt, wird er unruhig, zweifelt an seiner Berufung, fängt an, über die Berechtigung der beschaulichen Orden nachzudenken. Er schämt sich, wenn er Landleute arbeiten sieht: kann es wirklich Gottes Wille sein, daß ein starker junger Mann seine Tage im geschäftigen Müßiggange der Andacht- und Bußübungen und mit Betteln verbringt? Und er erfährt auf seinen Ausgängen, mit welcher unsäglichen Verachtung das Volk die Priester und die Mönche be-

handelt. Gassenjungen und Studenten verspotten ihn. Er erfährt von anderen Priestern, welche sittliche Gefahren der erzwungene Müßiggang mit sich bringt; in manchen Städten kommen auf zwanzigtausend Einwohner hundert Priester, von denen die meisten außer der täglichen Messe und dem Breviergebet nichts zu thun haben, und es erfüllt ihn mit Entrüstung, zu sehen, wie seine Oberen junge Leute anlocken, deren Zweifel an ihrer Berufung zu einem solchen Leben, nachdem sie es im Novizit kennen gelernt haben, mit der Versicherung beschwichtigt wird, solche Zweifel seien Versuchungen des Teufels. Ein Weib, das in seinen Lebenskreis tritt, zeitigt den Entschluß, den diese Erfahrungen, Stimmungen und Erwägungen vorbereitet haben. Er wird manchmal als Fremdenführer in Anspruch genommen und wird dabei mit zwei Schwedinnen bekannt. Zwischen ihm und der jüngeren entspinnt sich ein Verhältniß (die Oberen hoffen, er werde sie in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche führen) und ein langer Aufenthalt in der Welt befreit seine Seele von mönchischen Vorurtheilen und Aengsten. Der Ordensgeneral hat ihn zum Prokurator für die indische Ordensprovinz ernannt. Auf einer Bettelfahrt durch Deutschland und Oesterreich soll er Geld für die indische Mission sammeln, die wegen einer Hungersnoth großer Spenden bedarf. Auf der Reise hat er reichlich Gelegenheit, zwischen dem glücklichen Familienleben, der nützlichen, erfreulichen Thätigkeit der Laien und dem Sonderlingsdasein coelibatärer Priester, der Ueppigkeit reicher Stiftsherren, die das Gelübde der Armuth geleistet haben, der unnatürlichen Lebensweise wirklich armer, aber verschrobener Mönche Vergleiche anzustellen. Nach seiner Rückkehr wird er zur Theilnahme an den Exerzitien kommandirt. In der Zeit seines Noviziates haben ihn diese Uebungen tief erschüttert; er hat gesehen, wie ein frischer junger Mann dabei wahnsinnig wurde und ins Irrenhaus gebracht werden mußte. Auch diesmal schildert der alte Jesuitenpater die Hölle so packend, daß er, von seinen eigenen Phantasiebildern überwältigt, selbst um Gnade und Erbarmen wimmert und, mit Angstschweiß bedeckt, halbtot auf seinen Stuhl zurücksinkt. Aber auf Smigelski macht Das keinen Eindruck mehr. Er verabredet mit seiner Geliebten den Plan zum Austritt. Er kämpft wohl noch und betet um Erleuchtung, aber im Innersten seiner Seele ist er ruhig und seiner selbst gewiß. Er weiß, daß Viele in gleicher Gemüthsstimmung leben. „Was hält sie zurück? Ist es die Furcht vor Gottes Zorn und der Höllenqual? Mag sein, daß Viele dieser Furcht nicht Herr werden können. Die Mehrzahl aber wird von anderen Befürchtungen gefesselt: von der Scheu vor dem Urtheil

der Frommen und von der Angst vor den Mühen und Gefahren, denen sie entgegengehen würden, wenn sie ihre ökonomisch gesicherte Existenz aufgeben und sich aus eigener Kraft eine neue gründen wollten. Der Broterwerb draußen in der Welt ist das Schreckbild, das die Meisten zurückhält. Dazu kommt die Besorgniß, daß, wenn Einer katholisch bleiben und sich auch ferner zum Christenthum bekennen will, der Fanatismus ihm Das nicht gestatten oder es ihm wenigstens furchtbar erschweren wird.“ Smigelski ist geflohen, hat seine Schwedin geheirathet und studirt in Leipzig Musik... Ein alltägliches Begebniß. Schon vor vierzig Jahren lebten in Paris einige Hundert Défroqués und Évadés, von denen sich viele als Droschkenkutscher ehrlich ihr tägliches Brot verdienten. Das große Publikum erfährt von solchen Fällen nur dann, wenn der „Abtrünnige“ ein fashionabler conférencier ist wie der Père Hyacinthe (Loyson) oder ein beliebter Volksredner wie Benno Auracher. Smigelski macht sich selbst dem Publikum bekannt; er hat die Geschichte seines Austrittes erzählt in dem voriges Jahr bei F. Grunow in Leipzig erschienenen Büchlein „Aus dem Tagebuch eines römischen Priesters“. Diese schlichten Bekenntnisse unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von andern Büchern ähnlichen Inhaltes, daß sie keine Skandalgeschichten bieten, frei von Gehässigkeit sind und nicht Karikaturen, sondern vollkommen wahre Personen malen, die dem mit solchen Dingen Unbekannten das Innere der Seelen echter Mönche erschließen. Der Verfasser, den seine Erfahrungen am Christenthum nicht irr gemacht haben, erkennt die aufrichtige Frömmigkeit und die heroische Tugend der meisten seiner früheren Ordensbrüder an und bedauert nur, daß so viel sittliche Energie auf das vergebliche Streben nach Verwirklichung eines falschen Ideals verschwendet wird. Dringend zu empfehlen ist die Lecture solchen katholischen Eltern, die merken, daß einer ihrer Söhne von der religiösen Schwärmerei eines Lehrers oder Kameraden angesteckt wird.

Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit auf mein Buch „Christenthum und Kirche“ zurückzukommen. Von der Abfassung des von der Kritik nicht angezweifelten Büchleins des Propheten Amos bis zu den letzten neutestamentlichen Schriften, die in zweiten christlichen Jahrhundert entstanden sein sollen, sind mindestens neunhundert Jahre verflossen. Keiner der vielen Verfasser hat gewußt, daß er Nachfolger haben werde, deren Werke mit den seinen würden zusammengestellt werden, und mancher der späteren wird nicht alle seine Vorgänger gekannt haben; die Kirchenmänner wiederum, die den Kanon zusammengestellt haben, konnten sich nicht mit den längst verstorbenen Verfassern besprechen. Trotzdem ist ein

einheitliches Ganzes von wunderbarer Vollkommenheit entstanden. Vollkommen zunächst der Form nach. Von den Heiligen Büchern der Inder sagt Max Müller, die Goldkörner müsse man aus ungenießbarem Wust mühsam herausklauben. Von der Bibel gilt, was die Lustige Person vom vollen Menschenleben sagt: Wo man sie aufschlägt, da ist sie interessant. Wie packend, stilistisch meisterhaft, sind die Patriarchen-, die Königsgeschichten erzählt, wie ergreifen die Psalmen, die Prophetenreden, die Worte Jesu und Pauli, wie hat Goethe den Werth der Bibel für seine eigene Person, für die Jugend- und Volkserziehung gewürdigt! Wenn die Bibel in der Völkerwanderung vernichtet und nichts gerettet worden wäre als die Bergpredigt oder das Hohe Lied der Liebe (1. Korinther, 13), so würde auch dieses Fragment schon das schönste und das wichtigste Stück der Weltliteratur sein. Und nun der Inhalt der Bibel! Mit der lapidaren Schöpfungsgeschichte beginnt, mit dem Ende der Weltgeschichte, dem himmlischen Jerusalem, schließt sie. Alle älteren Bücher weissagen den Mittelpunkt der Weltgeschichte, Jesus Christus, die letzten handeln von ihm. Die Feinde des Christenthums mögen sich auf den Kopf stellen oder vor Aerger platzen: sie können damit an der Thatsache nichts ändern, daß, wie in Genesis 18, 18 geweissagt wird, in Abrahams Samen alle Geschlechter der Erde gesegnet worden sind und daß sich erfüllt hat, was Jesaja im zweiten Kapitel verheißt: daß alle Völker der Erde ins Haus des Gottes Jakob wallen werden, weil von Zion ausgeht das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem. Die Kulturwelt ist christlich, und nehmen die Mohammedaner und die Ostasiaten das Christenthum äußerlich nicht an, so werden sie doch, wie ihre Technik, so ihr Denken und Fühlen dem unseres Kulturkreises mehr und mehr anpassen. Die in den biblischen Büchern verkündete Religion ist die Religion der gereinigten und erleuchteten Menschenvernunft; die der Hellenengeist erstrebte, ohne sie aus eigener Kraft schaffen zu können. Ihre Elemente sind: der einzige Gottesbegriff, welcher der Vernunftkritik Stand hält, ein Gottesdienst, der in nichts Anderem besteht als im Gott wohlgefälligen Wollen und Handeln (Lob-, Dank- und Bittgebete sind nicht Kulthandlungen, sondern Herzensergüsse oder pädagogische Veranstaltungen), die höchste und reinste, zugleich einfachste, weil auf die Gottes- und Nächstenliebe reduzirte Moral (alle neueren Ethiken sind nur Ausführungen, Erläuterungen und Begründungen oder Verballhornungen der neutestamentlichen Ethik, zum Theil freilich auch das Gegentheil von Ethik), endlich die Hoffnung auf die Vollendung des im Diesseits keimenden Gottesreiches. Dieses Keimen

im Diesseits wird gerade in unserer Zeit deutlicher wahrnehmbar. Wir fangen an, in die unergründliche Tiefe so manches Schriftwortes einzudringen. Die Volkswirthschaft lehrt uns verstehen, warum jeder Mammon ungerecht ist, die Psychologie, warum wir nicht richten dürfen. Erst in unserer Zeit der Fabrik- und Grubensklaverei gewinnt seine volle Bedeutung das Gebot: „Den siebenten Tag sollst Du ruhen, Du, Dein Sohn, Deine Tochter, Dein Knecht, Deine Magd, Dein Ochs, Dein Esel, der Fremdling, der (als Sklave) in Deinem Haus weilt; sie Alle sollen ruhen wie Du selbst; gedenke, daß auch Du einmal Sklave gewesen bist im Lande Egypten." Nur der gesetzliche Ruhetag ermöglicht dem abhängigen Arbeiter, namentlich dem Handarbeiter, durch Pflege des Seelen- und Geisteslebens Mensch zu werden im vollen Sinn des Wortes; ermöglicht den Massen der Besitzlosen, sich zu organisiren, den Weg der Selbsthilfe zu beschreiten, politische Rechte zu erringen, Wahlrechtsdemonstrationen zu veranstalten. Und erst in unserer Zeit der Arbeit- und der Lustbarkeitenhetze gewinnt das Gebot: „Sechs Tage sollst Du arbeiten" (nicht mehr, aber auch nicht weniger, ergänzt Hilty im Sinn des Gesetzgebers) seine volle Bedeutung als wichtige, vielleicht allerwichtigste hygienische Regel; wer ihm gehorcht, überzeugt sich durch Erfahrung davon, vorausgesetzt, daß seine Wochenarbeit nicht übermäßig und seine Sonntagserholung vernünftig ist. Es ist das Bibelwort, das solche Wirkungen all die Jahrhunderte hindurch hervorgebracht hat; doch das Wort, so unentbehrlich es ist, nicht allein. Von der Person Jesu ist ein Strom ausgegangen, ein Strom lebendigen Wassers, wie im Johannesevangelium gesagt wird, von Feuer und Geist, wie es anderswo heißt, der sich von Herz zu Herz verbreitet hat und den wir uns unter dem Bilde der Wellenbewegung versinnlichen können, das uns die heutige Physik geläufig gemacht hat. Dieser Strom erzeugt den neuen Geist, welcher der Heilige Geist genannt wird und dessen Wesen die Liebe ist. Dieser Geist ist wirklich ein neuer Geist, absolut neu. Sein ganzes Leben wildfremden Menschen, die weder Verwandte noch Stammesgenossen sind, in der Kranken-, Armen- und Seelenpflege zu widmen, bis zu der Aufopferung des Paters Damian, der sich 1873 als Seelsorger und Tröster zu den auf der Insel Molokai internirten Aussätzigen begab und in ihrer Mitte am Aussatz gestorben ist: Das wäre keinem griechischen Philosophen, keinem Germanenrecken in den Sinn gekommen und ist auch nicht die Art der Jünger Buddhas. In Selbstpeinigungen sind die indischen Heiligen den christlichen Asketen über; Aufopferung aus schlechthin uneigennütziger, allgemeiner, Keinen ausschließender

Nächstenliebe kennen sie nicht.*) Wenn dieser Geist heute auch in solchen Vertretern und Vertreterinnen des Philanthropismus waltet, die dem Christenthum gleichgiltig gegenüberstehen oder ihm sogar feind sind, haben sie ihn doch aus dem Quell geschöpft, der Christus heißt; denn aus der ursprünglichen, so ganz anders gearteten germanischen Volksseele können sie ihn nicht geerbt haben. Diese planvolle Leitung und Erziehung des Menschengeschlechtes, die mit den Patriarchen und mit Moses beginnt (mit Amos und Jesaja, müssen uns auch die strengsten Bibelkritiker zu sagen gestatten) und bis in unsere Tage reicht, ja erst in unseren sozialpolitisch gestimmten Tagen in größtem Umfang und mit stärkster Intensität wirksam wird, nöthigt mich, zu bekennen, daß Niemand als Gott ihr Subjekt sein könne, und gestattet mir, diesen ganzen Komplex von Wirkungen die höchste Offenbarung Gottes zu nennen, während ich die Natur, die Menschennatur mit ihrem geistigen Inhalt eingeschlossen, als erste Offenbarung anerkenne.

Doch die Aufzeichner der Lehren und Thaten Jesu, die Männer dann, welche die empfangene Offenbarung missionirend verbreiteten und in kirchlichen Einrichtungen wirksam machten, waren Menschen und konnten, als Menschen, weder von allen Irrthümern noch von allen unlauteren Neigungen ihrer Zeit frei bleiben. In alle vier Evangelien drang der orientalische Dämonenglaube, ins vierte der parsisch-gnostische, später von Mani vollendete Dualismus ein. Und Paulus? In Keinem, weder vor noch nach ihm,

---

*) Alle Menschen ohne Ausnahme zu lieben, ist strenge Pflicht für den Christen. Selbstverständlich kann nicht die Liebe als Affekt, sondern nur die Liebe als Gesinnung gemeint sein; und die Bethätigung dieser Gesinnung ist nur gegenüber einer winzigen Zahl möglich; nur wird die Bereitwilligkeit zur Bethätigung auch gegenüber einem Wildfremden vorausgesetzt, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Die kirchlichen Gebete erhalten diese Gesinnung lebendig (sind wenigstens geeignet, es zu thun); so besonders einige Gebete der Karfreitagsliturgie. Darin werden fünf Fürbitten verrichtet für die verschiedenen Stände der Kirche (als das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ noch bestand, waren ihrer sechs) und je eine für die Häretiker und Schismatiker, für die Juden und für die Heiden. Die fünfte lautet: Oremus, dilectissimi nobis, Deum patrem omnipotentem, ut cunctis mundum purget erroribus, morbos anferat, famem depellat, aperiat carceres, vincula dissolvat, pere grinantibus reditum, infirmantibus sanitatem, navigantibus portum salutis indulgeat. Oremus: Omnipotens sempiterne Deus, moestorum consolatio, laborantium fortitudo: perveniant ad te preces de quacunque tribulatione clamantium, ut omnes sibi in necessitatibus suis misericordiam tuam gaudeant affuisse.

hat der neue Geist der Liebe so leidenschaftlich geflammt und so weltumgestaltend gewirkt wie in ihm; Keiner hat die christliche Moral so faßlich und so wirksam vorgetragen wie er in den paränetischen Abschnitten seiner Briefe. Aber er war Talmudist und fühlte sich gedrängt, den lebendigen Strom des göttlichen Wirkens in ein System zu zwingen. Jesus ist der Erlöser, gewiß; erst wir Heutigen wissen, in welchem Maße ers ist; aber in jenen Anfängen, wo die Wirkungen der Erlösung noch gar nicht geahnt werden konnten, mußten spekulative Köpfe das Bedürfniß fühlen, ihren Glauben an die Erlösereigenschaft Jesu zu rechtfertigen. Das versuchte nun Paulus, ausgehend von der seine Zeit plagenden Angst vor dem Zorn der Gottheit, mit den beiden Philosophemen von Erbsünde und Sühnetod. In ihnen steckte ein schreckliches Dogma, das erst nachher ausgebildet worden ist. Daß Bösewichte, die im Diesseits ungestraft ihre Mitmenschen gepeinigt haben, im Jenseits Pein erleiden werden, ist ein leicht verständlicher Gedanke und wurde in Jesu Zeit allgemein geglaubt; die Griechen hatten angefangen, die Martern der Unterwelt auszumalen. Jesus selbst droht (Matthäus 25) Denen, die versäumt haben, an Nothleidenden, Kranken, Gefangenen, Obdachlosen Barmherzigkeit zu üben das πῦρ αἰώνιον, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet sei, wobei man natürlich weder an ein materielles Feuer zu denken, noch das αἰώνιον im mathematischen Sinn des Wortes ewig oder endlos zu nehmen braucht. Wird dieser Sinn angenommen, werden unter dem Feuer körperliche Qualen verstanden und werden nicht nur Unbarmherzige der ewigen Qual überantwortet, sondern, wie später die Theologen heraustüftelten, alle in einer „Todsünde" Verstorbenen, Alle, die eine sogenannte Todsünde begangen haben (und was stempeln die Moralkasuisten nicht zur Todsünde!) und sterben, ohne vorher die geistliche Absolution empfangen oder die (für die ungeheure Mehrheit der Menschen psychologisch unmögliche) vollkommene Reue erweckt zu haben, dann verkehrt sich der christliche Gott, Jesu himmlischer Vater, des Johannisevangeliums reiner Geist, in sein Gegentheil; Vitzliputzli und Moloch sind liebenswürdige Gestalten neben ihm. Und der Himmel verschwindet. Nach Thomas von Aquino soll der Anblick der Qualen der Verdammten die Seligkeit der Seligen erhöhen. Ich glaube nicht, daß der große Theologe so empfunden hat. Er war ein Virtuose im Schließen und hat sich durch seine Dialektik zu unvernünftigen Folgerungen fortreißen lassen, an denen das Herz keinen Theil hatte. Vernünftig aber wird der Verstand erst durch das Herz: durch den Instinkt der gesunden Menschennatur. Es giebt Ungeheuer, die so empfinden, Sadisten

und andere Scheusale, die wir aus Kriminalprozessen kennenlernen. Die braunschweiger Rathsherren des Jahres 1604 mögen so empfunden haben, die bei der Folterung ihrer politischen und kirchlichen Gegner, des wackeren Henning Brabant und seiner Genossen, sich mit einem Saufgelage belustigten. Den Seligen aber, die wir uns doch als die edelsten aller Menschen vorstellen müssen, würde sich der Himmel in eine Hölle verwandeln, wenn sie die Martern von Milliarden, vielleicht Billionen Brüdern ansehen, ewig sehen müßten, und sie würden den Gott verabscheuen, dessen Anschauung beseligen soll. So empfindet heute jeder gute Mensch, wenn er auch noch lange kein Heiliger ist. Auch alle gebildeten Katholiken empfinden so; und wenn Freiherr von Hertling oder Bischof Keppler das Gegentheil behaupten wollte, würde ich ihm sagen: Du verleumdest Dich selbst, um Deine Kirche nicht zu kompromittiren. Unnützer Weise; denn das Höllendogma ist unwiederbringlich dahin und mit ihm das Dogma, Christus habe uns (uns: das im Verhältniß zur Zahl der Verdammten winzige Häuflein der Auserwählten) durch seinen Versöhnungtod von der Hölle erlöst. Erlöst hat er alle, die guten Willens sind und Vernunft annehmen, von den Leidenschaften, die den Menschen zum Teufel oder zum Thier oder zum Narren machen, und von der abergläubigen Furcht vor den Dämonen, die Projektionen von Seelenzuständen nach außen sind, von der Selbstsucht und von der Hoffnunglosigkeit, und für das ganze Menschengeschlecht hat er die soziale Erlösung angebahnt; unser Schicksal im Jenseits erwarten wir ohne zwecklose Grübelei in ruhigem Vertrauen auf den himmlischen Vater, den uns Jesus kennen gelehrt, auf die Weltvernunft, die sich in ihm offenbart hat. Natürlich gilt das Gesagte auch von der lutherischen und der reformirten Orthodoxie, wobei nur zu bemerken ist, daß in Calvins schrecklicher Prädestinationlehre von einer Erlösung in keinem Sinn des Wortes die Rede sein kann. Wie ich mir die zeitliche Hölle denke, habe ich („Wandlungen“, II, Seite 341 bis 344) einmal beschrieben.

In der katholischen Dogmatik erklimmt die Unvernunft dadurch den Gipfel, daß die Erlösung von priesterlicher Vermittelung und vom Empfang gewisser Sakramente abhängig gemacht wird. Das ist ein zweiter Abfall vom Christenthum. Dessen Grundunterschied vom Heidenthum besteht darin, daß es lehrt, das Wohlgefallen Gottes am Menschen und dessen Beseligung hänge nur von der sittlichen Beschaffenheit seines Gemüthes und seiner Lebensführung ab, während der Heide (und der Jude, der pharisäische nämlich, im Gegensatz zur Lehre der Propheten) die Gunst seiner Götter

mit Kulthandlungen zu erkaufen sucht. Kulthandlungen fordern ein Priesterthum; und da Menschen, die das Himmelsthor auf- und zuschließen können, eine ungeheure Gewalt über die Gemüther Derer erlangen, die ihnen glauben, erzeugt das Machtbewußtsein eine hochmüthige und herrschsüchtige Hierarchie. Damit ist der dritte große Gegensatz zum Evangelium gegeben, in den sich die Katholische Kirche verwickelt hat. In dem Mann, der sich den Pantoffel küssen läßt und der auf der sella gestatoria aus seinem Palast in die Peterskirche schwebt, den Stellvertreter des Jesus sehen sollen, der seinen Jüngern die Füße wäscht: Das ist eine seltsame Zumuthung; und grotesk ist, daß Spenderin des ewigen Heils und unfehlbare Lehrerin der Wahrheit die römische Kurie sein will, die im Lastersumpf erstickt wäre, wenn sie nicht der gewaltige Arm dreier deutschen Kaiser herausgerissen hätte. Die waren, gleich Karl dem Großen, die wirklichen Häupter der abendländischen Kirche, nicht Rom, das, nach Gregorovius, den größten Theil des Mittelalters hindurch der negative Mittelpunkt des geistigen Lebens gewesen ist und die Christenheit mit der Inquisition, mit ihren Finanzpraktiken, unter denen das Ablaßwesen die am Meisten sakrilegische war, und mit den Hexenprozessen gepeinigt und verwüstet hat. Dieses Urtheil bleibt in Kraft, mag man auch, wie ich thue, anerkennen, daß die vorübergehende weltliche und Weltherrschaft der Päpste eine geschichtliche Nothwendigkeit, der kirchliche Primat stets nützlich gewesen ist und daß die meisten Päpste achtbare Menschen waren. Selbstverständlich gilt dieses Urtheil nur vom religiösen Standpunkte aus; gesellschaftlich muß die hervorragende Stellung, die das Papstthum erlangt hat, in jedem seiner Vertreter respektirt werden. Ich weiß natürlich, daß man die Sakramente und die Hierarchie auf Bibelstellen gründen kann; aber Bibelstellen, die dem Geist der Propheten, Pauli und Jesu selbst offenbar widersprechen, muß man entweder so interpretiren, daß der Widerspruch gehoben wird, oder, wenn Das nicht geht, für Einschiebungen der nachapostolischen Zeit erklären. Daß schon die Apostel selbst jüdischen und heidnischen Einflüssen zugänglich gewesen sind, beweist die Talmudistik des Paulus. Jedenfalls, sagt Leibniz, muß die Vernunft auch über die religiösen Urkunden Richterin bleiben, weil uns sonst die Autoritäten einen beliebigen Götzen als Gott aufdrängen könnten. Der selbe Leibniz hat freilich die Ewigkeit der Höllenstrafen zu rechtfertigen versucht; dafür lebte er aber auch im Zeitalter der Hexenprozesse, der Folter und der qualifizirten Todesstrafe.

Doch darf man diesen dreifachen Abfall vom Christenthum an sich weder der Römischen Kirche im Ganzen noch einzelnen ihrer Vor-

steher als Verschuldung anrechnen; denn er war nothwendig. Der Höllenglaube war eine Verirrung des verfeinerten Gewissens, das zwischen Gott, dem Heiligen, und allem Bösen oder böse Scheinenden eine unübersteigliche Kluft erhalten wollte. Da man die natürliche Entstehung des Bösen noch nicht erforscht und erkannt hatte, brachte man es mit dem der persischen Religion entstammenden Teufel in Verbindung, aus dessen Gemeinschaft kein Weg mehr zu Gott und der Seligkeit zurückführte. Scholastische Syllogistik that dann das Uebrige. Der Kult des rein geistigen Gottes im Geist und in der Wahrheit ferner war für die ungeheure Mehrheit der Menschen unfaßlich und ist es bis heute geblieben. Der Catechismus Romanus sagt sehr schön mit Chrysostomus: Wenn der Mensch ein unkörperliches Wesen wäre, dann könnten ihm die geistigen Güter hüllenlos mitgetheilt werden; weil jedoch die Seele an den Leib gebunden ist, muß das Körperliche dazu benutzt werden, ihm zum Verständniß des Geistigen zu verhelfen, so das Wasser als Sinnbild der inneren Reinigung, das Brot als Sinnbild der Seelenspeise. Unbedingt nothwendig zur Vermittelung der geistigen Gaben ist freilich nur das Wort, dessen innige Verknüpfung mit dem Geist der Doppelsinn des griechischen Wortes Logos so schön ausdrückt. Aber dem Durchschnittsmenschen genügt Das nicht. Er will das Geistige in sichtbaren und tastbaren Sinnbildern veranschaulicht haben, will körperliche Unterpfänder oder wenigstens in Worten ausgesprochene und durch Zeichen bekräftigte Zusicherungen der empfangenen Sündenvergebung und der Anwartschaft auf die Seligkeit. Deshalb wars ein Verdienst der Kirche, daß sie einen sinnreichen und erbaulichen Kult schuf; ein noch größeres Verdienst, daß sie die Schönen Künste in den Dienst dieses Kultus stellte. Erst nachdem die Reformation das arme Volk dieses ästhetisch veredelnden und zugleich den Kontakt zwischen Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet erhaltenden Kultes beraubt hatte, wurde der Arme im Norden der häßliche Mensch, vor dem Nietzschen ekelte. Die katholische Liturgie mit Allem, was dazu gehört, ist ein so großartiges und vollendetes Kunstwerk, daß man sie als einen wesentlichen Bestandtheil der christlichen Offenbarung anerkennen muß. Von der einen Seite betrachtet, ist sie ein Stück Heidenthum; aber dieses Wort bedeutet einem Goethejünger keine Schmähung. Die Seele sei von Natur eine Christin, hat ein Kirchenvater gesagt. Mit größerem Recht kann man sagen, sie sei von Natur eine Heidin. Das Leben und Weben im Sinnlichen, wozu auch der Polytheismus und der katholische Heiligenkult gehören, ist das Ursprüngliche, aus dem das Christliche (also das Geistige, das Vernünftige) sich lang-

sam und mühsam emporarbeitet, vollkommen nur bei Wenigen, und rohe Unterschichten der reifen Nationen wie ganze kindlich bleibende Völker bedürfen zu allen Zeiten der sinnlichen Stützen des geistigen Lebens, so daß ihnen auch das Wenige vom Geistesleben, dessen sie fähig sind, nicht zugänglich gemacht werden kann, wenn die Volkslehrer auf vermittelnde Aeußerlichkeiten verzichten. Ja, es kommt vor, daß sie rohen Volksstämmen einen groben Aberglauben lassen müssen, wenn sie ihnen nicht mit diesem zugleich den Glauben entreißen wollen. Das Vergehen der römischen Hierarchie besteht nur in Zweierlei. Sie hat mehrmals, besonders durch die Hexenbullen Innocenz' des Achten, einen verderblichen Aberglauben dogmatisirt und dadurch seine Verbreitung gefördert; und sie hat im hierarchischen Interesse die Symbole zu Heilsmitteln, ihren Gebrauch zu einer Bedingung der Seligkeit gestempelt. Hätte nicht die Gefahr bestanden, daß mit den Kultbräuchen auch dieser Wahn wieder eindringe, so würde Luther (der sich übrigens, wie seine Sakramentenlehre beweist, nicht ganz davon frei gemacht hat) den schönen Kult der alten Kirche gern in seine neue mit herübergenommen haben. Zu den unsterblichen Verdiensten des Paulus gehört, daß er an der ausschließlichen psychologischen Vermittelung der Erlösungsgnade durch das Wort unbeugsam festgehalten und jeden Versuch, die Vermittelung durch Kulthandlungen herzustellen, verflucht hat (besonders Galater 1, 9). Von diesem Fluch wird auch die Römische Kirche, sie besonders, getroffen. Priesterliche Sühnehandlungen und Gnadenspendungen erforderten, wie schon bemerkt wurde, einen Priesterstand. Der wuchs sich zu einer Hierarchie aus, welche die Barbaren beherrscht und erzogen hat und diese zweifache Thätigkeit noch heute übt. Paulus hatte sich unter dem Einfluß der Lehre Jesu zu einer Gemüthsverfassung emporgeschwungen, die Schiller mit den Worten beschreibt:

> Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
> Des Gesetzes strenge Fessel bindet
> Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
> Mit des Menschen Widerstand verschwindet
> Auch des Gottes Majestät.

Er hätte diese Wahrheit nicht erkannt, wenn nicht achtzehnhundert Jahre vor ihm Paulus geschrieben hätte: „Weil Ihr aber Kinder seid, so sandte Gott den Geist seines Sohnes in Eure Herzen, der da rufet: Abba, Vater!" Paulus verfiel nun dem Irrthum, diese Gemüthsverfassung, die er in langen Seelenkämpfen errungen, stelle sich in Jedem, der den Glauben an Christus gewinne, sofort

im Augenblick seiner „Bekehrung“ ein; darum bedürfe der Gläubige des Gesetzes, des Zuchtmeisters, dessen Aufgabe Paulus im Galaterbrief richtig beschreibt, nicht mehr. Nun ist ja seine weltgeschichtliche Leistung gewesen, daß er den Zuchtmeister in der Form des jüdischen Ceremonialgesetzes verbannte und damit die Nabelschnur zerschnitt, welche die neue Weltkirche an die alte nationale Mutterkirche band; aber daß die Christen überhaupt keines Zuchtmeisters, keines Gesetzes mehr bedürften, weil der Gott in ihren Herzen oder der Heilige Geist oder die Liebe all ihr Denken, Fühlen und Thun beherrsche und gestalte: Das war ein Irrthum. Ein Irrthum, der auch Luthern (Dieser zog für die innen waltende Kraft die Bezeichnung „Glaube“ vor) bittere Enttäuschungen bereitete. Calvin ist diesem Irrthum nicht einen Augenblick verfallen. Sein Kirchenwesen ist ganz und gar aufs Gesetz gegründet; allerdings nicht auf ein Ceremonialgesetz, sondern aufs Sittengesetz. Dieses aber wurde mit solcher Strenge als Polizeigesetz gehandhabt, daß das Leben in Genf und in Schottland härteste Knechtschaft war. Bis auf den heutigen Tag sieht sich die Kindererziehung und die Volkserziehung aufs Gebieten und Verbieten angewiesen; der Eine gelangt früher, der Andere später dazu, ein durchaus sittlicher Mensch zu werden, dem das Gute zweite Natur ist (nur bei den „Schönen Seelen“ ist es schon die erste); die meisten Getauften erreichen das Ziel niemals. Was die Kirche in der Völkererziehung geleistet hat, wird von allen Autoritäten anerkannt. Ihre Verschuldung besteht darin, daß ihre Geistlichen vom dreizehnten, in Italien schon vom zehnten Jahrhundert an vielfach mehr Volksverderber als Volkserzieher waren, daß sie auf ihre Erzieherrolle auch solchen Individuen gegenüber nicht verzichten will, die mündig geworden sind, auch bei Völkern, deren weltliche Regirungen dieses Amt in vollkommenerer Weise ausüben, als sie es vermag, und daß sie auch hier wiederum aus Dem, was nur historisch, was nur unter bestimmten Verhältnissen und Umständen nothwendig ist, aus dem Gehorsam gegen ihre Anordnungen, eine Bedingung der Seligkeit macht. Gewiß sind auch die Hierarchie und ihre zeitweilige weltliche Herrschaft göttliche Institutionen; aber in keinem anderen Sinn als das Reich Karls des Großen, der Hohenzollernstaat, die englische Seeherrschaft und das Königreich Italien. In Beziehung auf die großen politischen Gebilde ist die Weltgeschichte gewiß das Weltgericht.

Das durchs Bibelwort, durch ästhetische Kultur und Philosophie humanisirte Empfinden vernichtet den Glauben an das Kerndogma der Orthodoxie, das Höllendogma, die Naturwissenschaft sammt Psychologie den Glauben an dämonische und sonstige zauber-

hafte Wirkungen, die geschichtliche Erfahrung den an die göttliche Einsetzung der Hierarchie im dogmatischen Sinn des Wortes. Die Wirkung dieses Wandels tritt dort besonders hervor, wo sich die dreifache Verirrung der Römischen Kirche ungehindert breit machen darf: die beiden auf der Höhe der intellektuellen Entwickelung der Zeit stehenden Romanenvölker sind der Kirche verloren; die Franzosen und Italiener, die Männer wenigstens, sind irreligiös oder entschlossene Atheisten. Die Kirche hat nur noch Frauen; von den Kindern nach Säkularisirung der Schule nur noch einen kleinen Theil. Die Geistlichen macht die Seminarerziehung unfähig, aufs Volk zu wirken. In Italien sind sie außerdem der Verachtung anheimgefallen, weil bei ihrer Ueberzahl viele in unwürdigem Müßiggang verkommen. Alle Versuche edler Geistlichen, durch Anpassung des Kirchenwesens an die Forderungen der Gegenwart und namentlich durch soziale Thätigkeit das Volk für die Kirche zurückzuerobern, hat die verblendete Kurie durch die Verurtheilung des Modernismus und durch den Kampf gegen den Sozialpolitiker Murri und seine Freunde vereitelt. Die deutschen Katholiken haben aus der Entwickelung des protestantischen Kirchenwesens, das sie aus der Nähe beobachten konnten, die irrige Meinung geschöpft, jede Abweichung vom orthodoxen Kirchenglauben führe zum Atheismus und Nihilismus, und sie werden von den Freigeistern, die genau das Selbe behaupten, täglich in ihrem Irrthum bestärkt; deshalb enthalten sie sich ängstlich jeder Kritik ihres eigenen Kirchenwesens. Und dieses bietet in seiner deutschen Gestalt der Kritik weniger Angriffspunkte dar als in der romanischen, weil die Rücksicht auf die Protestanten, unter denen man lebt, die Bigotterie und das Ceremonienwesen auf ein erträgliches Maß herabmindert (ein Wunderjahrmarkt wie in Lourdes, ein Januariuswunder wäre in Deutschland unmöglich) und weil das Universitätstudium, das die Regirungen erzwingen, zusammen mit der Nachwirkung des vernünftigen Katholizismus der Schulen von Sailer, Görres und Döllinger, einen Klerus schaffen, der mit dem wissenschaftlichen und Kulturfortschritt in Fühlung bleibt und sich durch seine persönliche Lebensführung wie durch seine seelsorgerische, soziale und politische Thätigkeit Achtung erwirbt. Als Pius der Neunte mit dem Vatikanum das Maß seiner Thorheiten voll machte und dadurch auch die katholisch Gläubigen unter den wissenschaftlich Gebildeten zur Kritik herausforderte, wurde ihnen der Mund dadurch geschlossen, daß die Protestanten diese päpstliche Provokation zu einem Sturm auf die Kirche benutzten, der sie, in Preußen zunächst, mit dem Untergang bedrohte. Der politische Kampf, den die Abwehr er-

forderte, nahm sie so in Anspruch, daß sie weder Zeit noch Kraft fanden, sich studirend und nachdenkend in die Schattenseiten ihres Kirchenwesens zu versenken, und nach ihrem Sieg über Bismarck überhob sie dann der Evangelische Bund, der sich müht, einen neuen Kulturkampf zu organisiren, der gefährlichen Pflicht einer Prüfung ihrer eigenen Kirche. Da sie vollauf damit beschäftigt sind, die unbegründeten Anklagen zurückzuweisen, mit denen diese Kirche täglich überschüttet wird, fällt ihnen nicht schwer, sich einzureden, Alles sei, ohne Ausnahme, unbegründet, was ihrer geliebten und verehrten Mutter vorgeworfen wird. Als Hilfstruppen flankiren den im fanatisch lutherischen Sachsen wurzelnden Bund die Hakatisten im Osten und die Franzosenfresser im Westen. Aufs Tiefste erbittert die Katholiken, daß ihnen in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg nicht einmal freie Religionübung gewährt wird. Den Hinweis auf Spanien hat Fürst Löwenstein bei Begründung des kleinen Toleranzantrages mit den Worten zurückgewiesen: Spanien ist doch nicht Glied eines paritätischen Bundesstaates. Das Ringen um bürgerliche Parität endlich hat alle deutschen Katholiken zu einer weltlichen Interessengemeinschaft zusammengeschweißt, die sich namentlich gegen den „Liberalismus“ richtet, weil bombenfest steht, daß, wenn die sich liberal nennenden, an Unduldsamkeit jeden Inquisitor übertreffenden Bonzen des Atheismus ans Ruder kämen, kein Katholik auch nur einen Magistratsschreiberposten, geschweige denn eine Universitätprofessur oder ein Regirungpräsidium bekäme. Doch wirds nicht immer so bleiben. Die politischen Dummheiten der „Liberalen“ werden dem Centrum ermöglichen, die konfessionelle wie die bürgerliche Gleichberechtigung durchzusetzen. Die durch den ersten Kulturkampf gewitzigten Regirungen werden sich hüten, einen zweiten zu wagen, und so wird dem Centrum allmählich die Daseinsberechtigung entzogen werden. Des konfessionellen Gezänkes sind die meisten ruhigen Bürger beider Konfessionen jetzt schon überdrüssig und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Denkenden unter den deutschen Katholiken für Erwägungen wie die in diesem Aufsatz angestellten empfänglich werden. Schon heute findet man diese Empfänglichkeit bei Manchem; öffentlich verrathen darf er sie freilich nicht.

Dieser Zustand ist gefährlich, weil die Zahl der gläubigen Modernisten ziemlich klein, die Zahl der naturalistischen und atheistischen Bekämpfer der Kirche, die zweifelhaft gewordene Gläubige zu sich in den Abgrund des religiösen Nihilismus zu ziehen bereit sind, ungeheuer groß ist. Darum muß, wer an die Göttlichkeit des Christenthumes und seine Unentbehrlichkeit für die Menschheit

glaubt, den Sieg des Modernismus über die Orthodoxie wünschen und den Modernismus nach Kräften fördern. Friedrich Nippold hat es einen Anachronismus genannt, daß ich an die Möglichkeit eines solchen Sieges glaube; die Zeit, wo man an die Reformirbarkeit des Papstthumes glauben durfte, sei vorüber. Doch was Lebenskraft besitzt (und die Römische Kirche ist noch sehr lebendig), ist auch veränderlich, anpassungfähig, reformirbar. Und ich halte nicht nur das Christenthum im Allgemeinen, sondern auch seine katholische Form für unentbehrlich, weil sie im Kult das Heidnische im guten Sinn des Wortes, das Natürlich-Menschliche, wahrt, in ihrem Geist aber zwei wichtige Bestandtheile des Geistes Jesu, des evangelischen Geistes: die Schätzung der Armuth und die Charitas. Mit diesen drei Eigenschaften ist sie das Gegentheil des calvinischen Geistes und das wohlthätige Gleichgewicht dagegen; mit den letzten zweien hat sie die selbe Bedeutung gegenüber dem modernen Mammonismus, Rassenhochmuth und Rassenhaß.

Das sind die Grundgedanken meines Buches, die allerdings in diesem dürftigen Abriß nicht wirken können. Wirkung ist nur von der ausführlichen Darstellung zu hoffen, die lange wörtliche Citate nothwendig machte. Kritiker, die von deren Zweck keine Ahnung hatten, haben sie als den Hauptfehler des Buches bezeichnet. Katholischen Kritikern mußte die gegen den Atheismus gerichtete Tendenz, die Anerkennung des Guten in der Katholischen Kirche und die Gerechtigkeit gefallen, die ich in dem Urtheil über die einander in Deutschland befehdenden konfessionellen Parteien walten lasse, und einzelne haben darum das Buch gelobt. Aengstlich Bigotten freilich und stramm Orthodoxen muß solches Lob höchst anstößig erscheinen, da das Buch „schwachen Seelen“ gerade deshalb „gefährlich“ werden kann, weil es neben dem Modernistischen auch Vieles bringt, was den gläubigen Katholiken wohlthuend berührt. Ich würde mich also gar nicht wundern, wenn das Lob, das mir einige katholische Blätter gespendet haben, viele andere veranlaßte, die Leser vor meinen Schriften zu warnen. Zwei solche Warnungen sind mir bekannt geworden; und ich hoffe, über sie bald ein paar Worte sagen zu können.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Zahlungbilanz der Generationen.

Das wirthschaftliche Wohlergehen des Menschen zeigt Schwankungen, in denen bei der Gruppirung zu größeren Massen ganz bestimmte Regeln zu finden sind. Der österreichische Soziologe Reyer hat in einer Brochure „Soziale Mächte“ eine Kurve gezeichnet, die mit dem zwanzigsten Jahre ihren ersten, mit dem dreiundvierzigsten ihren zweiten Höhepunkt erreicht. Vom siebenundzwanzigsten bis zum achtunddreißigsten und dann wieder nach dem fünfzigsten Jahr sinkt sie unter das Niveau hinab, das er als den „dunklen Horizont“ bezeichnet, unter ein gewisses kulturelles Existenzminimum, in die Noth. Das sind für den Proletarier die Jahre, in denen ihm viele Kinder geboren werden, die dann selbst Geld verdienen können, und dann wieder das Alter mit abnehmender eigener Erwerbsfähigkeit. Für wohlhabende Klassen ist das Bild natürlich anders. Da werden sich die Wellenköpfe der Kurve nicht nur zeitlich verschieben, sondern sie wird namentlich gegen Ende, wegen der erfolgten Kapitalsbildung, des Erbganges und ähnlicher Dinge, enorm steigen.

Reyer sagt nun ganz richtig, daß die Aufgabe der Sozialpolitik ist, Wellenberge und Thäler dieser Kurve abzuplatten. Wir sehen aber bei dieser Betrachtung auch, wie maßlos unsere Wirthschaftordnung die altruistischen Kräfte des Menschen schon angespannt hat. Nie gab es wohl auf der Erde eine altruistische Gesammtleistung von der Höhe der Aufwendungen, die Eltern heute für ihre Kinder machen. In anderen Kulturstaaten waren sie nicht nur absolut niedriger (Das würde bei einem geringeren Einkommen einen relativen Ausgleich bedeuten), sondern sie erstreckten sich nicht über so viele Lebensjahre, wie unsere Ausbildungzeit jetzt erfordert. Diese Pflichten hat die Familie, freiwillig oder gezwungen, übernommen und erfüllt sie so gewissenhaft, daß sie dadurch selbst manchmal in Noth geräth. Der Zwang setzte mit der allgemeinen Schulpflicht ein. Deren Bedeutung besteht wirthschaftlich darin, daß ihre Lasten eben nicht nur von den zugehörigen Eltern, sondern aus den Steuern auch der anderen Lebensalter bestritten werden. Damit ist im Prinzip anerkannt, daß die Kinderlosen für die folgende Generation mit beizutragen haben, dann aber auch, daß innerhalb der Familien durch die Mittlerhand des Staates zwischen den verschiedenen Lebensaltern Zahlungen zu übermitteln sind; nicht nur mit Rücksicht auf eine eigene Altersversorgung, sondern hauptsächlich im Hinblick auf die folgende Generation.

Zahlungskonflikte zwischen Vater und Sohn sind da, wo freie Willkür herrscht, ja nicht selten. Wo sichs um verbummelte Studenten und verschuldete Lieutenants handelt, stellen wir uns vielleicht auf die Seite des Alten; in den meisten anderen Fällen pflegt das ethische Urtheil für die jüngere Generation zu entscheiden und der älteren laut oder leise Geiz nachzusagen. Das rührt zunächst daher, daß die Zahlungwilligkeit der Aelteren nicht im richtigen Verhältniß zu ihren

Einnahmen wächst. Man könnte versucht sein, auf diesem Gebiet ein soziologisches Gesetz zu verkünden, das sagt, mit quadratisch zunehmendem Einkommen steige der Zahlungaltruismus zu Gunsten der Nachkommen nur algebraisch; und man könnte neben der Gebärungwilligkeit und den Erbfragen hierin einen wichtigen Faktor des Zweikindersystems erblicken.

Jedenfalls besteht eine starke Neigung, hier, beim Versagen des freien Willens, im sozialen Interesse mit öffentlichem Zwang nachzuhelfen. Und wenn es sich bei der Zahlung von Alt an Jung um den größeren Umsatz handelt, so scheint bei der Zahlung von Jung an Alt der größere Unmuth vorzuliegen. Wieder hängts mit der Höherbewerthung der Zukunft, der Geringerbewerthung der Vergangenheit zusammen, daß man beginnt, die Pflicht zur Ernährung erwerbsunfähiger Eltern noch eher unerfüllt zu lassen als die den Kindern geschuldete. Allerdings fehlt uns hier die beweiskräftige Unterlage, die wir in der Zählung der verlassenen Ehefrauen mit Kindern haben.

Die Altersversicherung ist längst durch Reichsgesetz geordnet worden, während die Kinderfürsorge nach den Entwürfen nur den Waisen zugedacht ist, bei denen nicht der Wille, sondern die Möglichkeit zur Erfüllung der Unterhaltspflicht fehlt. Weiter geht die private Bewegung der Jugendfürsorge, die in den letzten Jahren so viele Vereine gegründet hat. Diese Strömung ist nur aus dem unbewußten Gefühl zu erklären, daß es sich nicht um Ausnahmefälle, um Folgen von Krankheit oder Tod handelt, sondern daß hier ganz allgemein ein Prinzip des Austausches materieller Mittel zwischen bestimmten Bevölkerungtheilen nothwendig geworden ist.

Und die Bedeutung des Drängens nach öffentlicher Zwangsversicherung liegt in der Erkenntniß, daß die Mittel nicht aus dem allgemeinen Steuersäckel genommen werden können. Dieser gewaltige Umsatz muß als Last auch von Denen mitübernommen werden, die wir in anderen öffentlichen Angelegenheiten als „schwache Schultern" immer mehr von den Lasten zu befreien trachten. Daß auch das Proletariat, ganz unabhängig von seiner Einkommenshöhe, innerhalb seiner Klasse die Verschiebung so gewaltiger Summen leisten kann, ohne nennenswerthe Geschenke von den Wohlhabenden zu empfangen: diese Gewißheit war die nothwendige Ergänzung des Einkommensteuerprinzips. Fraglich bleibt nur, ob die Selbstzucht die Arbeiterklasse bereit macht, insbesondere den jungen, eben in den Erwerb eintretenden Burschen, Einkommensprozentsätze, wie sie die Steuerpflicht den Wohlhabenden abnimmt, hinzugeben. Mit allen Zuschlägen handelt sichs da um Sätze von dreißig und mehr Prozent des Einkommens. Aber das Koboldspiel unseres Wirthschaftlebens, das Leistungfähigkeit und Bedürfniß zeitlich auseinanderlegt, verlangt vom Individuum eben das Aufgeben ganz anderer Antheile, als man bisher gewohnt war. Die Aufwendungen für die Jugend steigen besonders deshalb so schnell, weil die Erziehung eine individuellere Behandlung durch gut geschulte Per-

sonen fordert, während die wirthschaftlichen Leistungen, die der Erwachsene von seinen Mitmenschen in der Epoche der Arbeitstheilung heischt (wenn man von Dienstboten und Privatbeamten absieht), meist heischt (wenn man von Dienstboten und anderen Privatangestellten absieht), meist im Massenbetrieb erfolgen können.

Kann man nun den Leuten vorrechnen, daß ihr Geld nur in eine andere Tasche fließt als bisher, nur einen Umweg macht und daß diese Einrichtung ihnen erspart, täglich von den Kindern um Brot angebettelt zu werden?

Friedenau. Dr. Hermann Hasse.

Italienische Pastelle.

Italienische Pastelle. Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig.

Drei Proben:

Ein rother Karren (hohe Federkronen
Zieren die Pferdchen) fährt durch weißen Staub
Körbe voll Tulpen . . . Nein: es sind Citronen,
Tulpengestaltige, im grünen Laub.
Zwei Mädchen thronen vorn, mit edlen Mienen.
Der bösen Obstfrau übermüthiger Sohn
Wirft ihnen Bälle . . . Nein doch: Apfelsinen
Vom hohen goldnen Berg auf ihren Thron.

Aus dunklem Hausthor funkelt Kupferkram
Und Kirchensilber strahlt im Nachbarlädchen.
Ein Handelsmann mit blanken Fischen kam.
Aus allen Thüren schreiten schöne Mädchen.
Gemüse lockt, ein frischer Karpfenkranz
Hängt glänzend zwischen bleichen großen Broten.
Tief aus dem Gäßchen zittert Kerzenglanz:
Schneeweiße Brüder tragen einen Toten.

Chorknaben knicksen, Weihrauchodem fliegt.
Die knospenschlanken Kerzenflammen ragen.
Mehr, immer mehr! Ein Dies Irae liegt
Im alten großen Meßbuch aufgeschlagen.
Hinter dem bunten Fenster steht im Glanze
Die heiße Sommersonne. Eben trifft
Ein Farbenglanz, gleich einem blauen Kranze
Mit rothem Band, die große Notenschrift.

Frida Schanz.

Herbstrevue.

Der Charakter der an der Börse treibenden Kräfte hat sich geändert. Einst ragte die Individualität aus der Masse hervor; heute geben die „kleinen Spekulanten" den Ton an. Was früher Vorrecht der Kenner war, soll nun Gemeingut der Menge geworden sein. Doch über den Horizont der Kurschance reichen die Gedanken nicht hinaus. Selbst die einfache Frage nach der Ergiebigkeit eines Papiers, nach dem Niederschlag des Verhältnisses von Kurs und Dividende, wird kaum noch gestellt. In den Börsenberichten wird auf Ebbe und Fluth in der Bethätigung des Publikums geachtet. Früher kams nicht darauf an, ob die „Nachfrage aus der Provinz" groß oder klein war. Der Wille des Strategen entschied; und schon auf der Rampe des Börsentempels lauerten die Gläubigen, um den ersten Blick aus den Augen des „Gesalbten" zu erhaschen. Die Tage der absoluten Monarchie sind vorüber. Die Volksherrschaft ist an ihre Stelle getreten und der Kurs sieht sein Heil in den Händen des Demos. Man muß diese Wandlung erkannt haben, um über die Qualität der Kurse richtig zu urtheilen. Wie lange gabs schon keinen Absturz mehr! Höchstens mal einen kleinen Rutsch, der die Kräfte zu neuem Anstieg nicht lähmte. Und dabei fehlte es bis in die letzte Zeit an wirklichen Haussemotiven. Es ist keine Kleinigkeit, einen Wolkenkratzer auf Stützen zu bauen; die Börse aber hat fertig gebracht, zwei Jahre lang ein nur auf Chancen gestelltes Kurshaus unerschüttert zu halten. Im Willen zur Hausse barg sich eine Kraft, die stärker wirkte als alle Einflüsse von außen. Dabei hat es nicht an kleinen Katastrophen gefehlt. Ein paar Spekulanten, deren Muth größer war als das Vermögen, verfielen der Exekution und zahlten mit ihrem Leben; und an Provinzleichen Solcher, die irgendeiner Lockung gefolgt und ausgeplündert worden waren, hats natürlich auch nicht gefehlt. Aber mit Genugthuung wird nun die Versicherung unterstrichen, daß die Engagements und der Effektenbestand in Händen sind, die festhalten können. Vielleicht liegt ein innerer Widerspruch in der Thatsache, daß der Kurs der deutschen Renten eine den meisten anderen Kursen entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat. Früher galt der Lehrsatz, daß das festverzinsliche Anlagepapier die sichere Basis des Effektenkapitals bilden müsse. Heute kümmert man sich so wenig um dieses Fundament, daß erst in letzter Zeit an der Entwerthung der deutschen Staatspapiere ein „flüchtiges Interesse" genommen wurde. Dreiprozentige Reichsanleihe: 83,30; nachdem sie sich im vorigen Jahr bis auf 87,70 gehoben hatte; dreieinhalbprozentige 92,40 gegen 96,75; vierprozentige 101,90 gegen 104. Man findet ähnliche Differenzen im ganzen Bereich der deutschen Anlagewerthe, auch der Hypothekenpfandbriefe. Hilfe scheint unerreichbar. Gegen die Neigung des Kapitals auf die Seite der spekulativen Chancen ist nichts auszurichten. Man kann nicht einmal mit dem Hinweis helfen, daß die ganz sicheren Schuldverschreibungen sich nicht viel niedriger ver-

zinsen als viele Dividendenpapiere; denn die Ergiebigkeit soll durch den Kursgewinn, nicht durch Schwankungen um einzelne Prozente, gesteigert werden. Und das Beste ist: die Kapitalisten, die Staatspapiere zu niedrigem Kurs gekauft haben, wollen nicht einmal, daß der Börsenwerth sich erhöht. Sie sind zufrieden, wenn das Verhältniß von Preis und Verzinsung so bleibt, daß der Zins den Nominalsatz übersteigt. Durch die Erhöhung des Kurses verschiebt sich die Proportion zum Nachtheil der Rentabilität; und der Kapitalgewinn, den die Kursbewegung zurückläßt, wird illusorisch, weil für das gewonnene Geld die Neuanlage dann entsprechend theurer und die Verzinsung niedriger wird. So gehen in der Rentenfrage die Interessen auseinander; und selten nur dringt Einem ein von der Norm abweichender Wunsch ans Ohr. Für das Kapital giebts keine ewige Wahrheit.

Das Sonderbarste ist die Verschiedenheit des Standpunktes, den Spekulanten und Amateurs zur Frage des Kursgewinnes einnehmen. Der Spekulant verkauft, wenn er einen gewissen Nutzen sieht; der Dilettant hält fest und kauft noch zu, obwohl ihm jeder Tag den Erwerb des Papiers vertheuert. Die Tendenz wird jetzt oft durch Außenseiter bestimmt und gehalten. Das erklärt auch den Gegensatz zwischen Berlin und New York. Drüben schleppt sich der Handel an der Börse träg hin und wird nur manchmal durch irgendeine Sensation aus Tafts Weißem Haus aufgekitzelt. Ein lüsternes und mit beträchtlichen Mitteln versehenes Käuferkontingent, wie wirs in Deutschland haben, fehlt den Yankees. Drüben hat sich der Outsider noch nicht zu der Entschlußkraft durchgerungen, die den Börsenmatador an der Spree auszeichnet. Die Summe, die nach Erledigung des gesammten Existenzaufwandes als Ueberschuß bleibt, wächst auch in Deutschland nicht in den Himmel; aber die Art der Anlage ändert sich rasch. Entweder absorbiren die Werthpapiere den Hauptantheil; oder die Hypotheken und der Grundbesitz; oder die Spar- und Depositenkassen. Heute verzehren die Dividendenpapiere den Löwenantheil. So profitirt die Börse von einem Systemwechsel, der den Aktienkäufern die Mittel zur „Ausübung ihres Gewerbes" bietet. Das Publikum überläßt die Anleihen ihrem Schicksal. Soll man da dem Kapital zumuthen, sich für Reformen des Rentenmarktes zu begeistern? Die Phoenix-Aktie wurde, als die Gesellschaft 15 Prozent Dividende bezahlte, zu 200, bei 17 Prozent Dividende zu 221 notirt. Das waren Verzinsungen von 7½ Prozent. Die Dividende senkte sich bis auf 9 Prozent und der Kurs bis auf 158. Das ergab noch eine normale Rente. Nun kam der Umschwung. Die Vorliebe des Publikums für Aktien traf mit günstigen Gerüchten über die geschäftliche Entwickelung des Phoenixunternehmens zusammen und die Aktie wurde von dem Outsiderring gehoben. Am Tag der Verkündung einer Dividende von 15 Prozent war der Kurs 247. Dabei waren die Chancen des Geschäftes vor vier Jahren besser als heute, wo die Erneuerung der großen Montanverbände ungewiß geworden ist. Mag man selbst annehmen, daß die gemischten Werke der Mon-

tanindustrie mit sicherem Gewinn rechnen dürfen und eine günstige Konjunktur vor sich haben, so fragt sich doch, ob eine Preisdifferenz von fast 50 Prozent damit allein zu rechtfertigen ist. Heute macht das Publikum den Kurs; vor vier Jahren machten ihn die Berufsspekulanten. Ein anderes Beispiel: die Aktien der Oberschlesischen Kokswerke sind im September gestiegen. Der Kurs kam bis an ein Höchstniveau, das er 1905 einmal erreicht hatte. Grund der Hausse: Gerüchte über den Verkauf einer der Gesellschaft gehörenden Steinkohlengewerkschaft in Mährisch-Ostrau. Man nahm an, daß „Oberkoks" dabei ein sehr gutes Geschäft machen werde, und trieb den Kurs um 20 Prozent in die Höhe. Dabei wußte man nichts Bestimmtes über den Käufer (genannt wurden verschiedene große österreichische Montanfirmen) oder gar über den Kaufpreis noch darüber, ob ein Kauf oder eine Neugründung geplant sei. Die Verwaltung der Oberschlesischen Kokswerke erklärte, daß eine Offerte auf die Kohlenzeche vorgelegen habe, aber unannehmbar gewesen sei; für die höhere Bewerthung des Papiers durch die Börse sei kein Grund sichtbar. Das Publikum aber interessirte sich weiter für „Oberkoks"; und hätte doch stutzen sollen, als es hörte, daß es sich wahrscheinlich um eine Privataktion handeln werde, die von den „Freunden" der Berliner Handelsgesellschaft vorbereitet sei. Man sprach von der Handelsvereinigung und von der Deutschen Bank, von einem neuen Vorstoß des Fürstentrust gegen den Fürstenberg, und nahm die Erklärung der Deutschen Bank, daß sie mit der Sache nicht das Mindeste zu thun habe, skeptisch lächelnd auf. Wer wird denn feindliche Absicht ohne äußeren Zwang zugeben? Unter Kameraden ists ja ganz egal; die Hauptsache bleibt, daß die misera plebs wieder Etwas zu hoffen hat und auf Dividendenwandel rechnen kann.

An stimulirenden Reizen fehlts ihr nicht. Wieder heißt die Losung: Fusionen. Deutsch-Lux hat sein Geschäft mit der Dortmunder Union und der Gewerkschaft Kaiser Friedrich mit der nöthigen Sanktion versehen und sich in den Generalversammlungen die bekannten Vortheile, sub specie der Konjunktur, noch einmal votiren lassen. Wichtig ist, zu wissen, daß Deutsch-Luxemburg der Entwickelung der Syndikatsangelegenheiten mit Ruhe entgegensehen kann, während die Dortmunder Union ihren Aktionären den Abschied durch die Mittheilung versüßte, daß sie an Aufträgen keinen Mangel leide. Die Herren, die aus Dortmund zurückkehrten, brachten frohe Botschaft für den Montanmarkt nach Haus. Gleich danach aber gings den Rheinischen Stahlwerken schlecht. Deren Jahresabschluß präsentirte sich mit einer Dividende von 7 Prozent (1 mehr als 1909); damit war man anfangs ganz zufrieden, denn der Kurs kam in ein gesunderes Verhältniß zum Zins. Wenige Tage nach der Dividendenerklärung wurde der Geschäftsbericht veröffentlicht: und nun ging die Stimmung zum Teufel. Die Rheinstahlverwaltung spricht von einer „wenig sicheren Zukunft"; von den „schwankenden Gestalten" der Syndikate, die „über Kurz oder Lang wohl wieder einem schrankenlosen Wettbewerb weichen

müssen, wenn es nicht gelingt, die Werke zur Einsicht zu bringen, die heute noch festen Verbänden widerstreben"; von der Nothwendigkeit, alle Kräfte zusammenzuhalten, um sich die nöthige Stoßkraft zu bewahren. Das ist kein Hymnus auf die Zukunft; und die Verwalter der Rheinischen Stahlwerke sagten obendrein noch, daß man die Kohlenversorgung ausgestalten, die Hüttenanlagen verbessern und ergänzen müsse. Weil man zu Alledem Geld braucht, schloß die Börse aus dem Geständniß, daß eine Aktienemission geplant sei. Und diese ganze Darlegung, die jedes dekorative Talent vermissen ließ, nahm der Rheinstahlaktie die Sympathien. Die Situation der Montangesellschaften ist so ziemlich gleich. Deutsch-Lux hat das Kapital erhöht, um die eigene Stellung, durch Abrundung des Zechenbesitzes und Erweiterung der Betriebe, zu verstärken. Bei Phoenix und Gelsenkirchen wars nicht anders; und nun müssen die Werke mittleren Umfanges auch daran denken, sich zu kräftigen, um im Wettkampf mit den großen Concerns nicht zu unterliegen. Das darf man aber nicht zugeben, sondern ist verpflichtet, durch geschickte Interpretation des Bedürfnisses den Glauben zu wecken, den Aktionären winke ein besonders gutes Geschäft. Das Schema für solche Ankündung ist ja leicht zu haben. Man braucht nur irgendeine „Begleitadresse" aus der letzten Zeit herauszugreifen. Die entsprechen allen Komfortanforderungen der Neuzeit.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat den Interessenten auch eine Ueberraschung beschert. Sie giebt zwar noch 64 Prozent Dividende, sagt aber, daß die Ausbeute geringer, die Produktion schwieriger und kostspieliger geworden ist. Also wirds fürs Erste wohl nur einmal 64 geben. Vorher warens 25. Und der Aufstieg hätte sich gelohnt, wenn der Kurs nicht verrückt geworden wäre. Er war über 2000 hinaus geklettert; und auf die Frage nach der Verzinsung kam, nach mitleidigem Lächeln, die Antwort: „Was kümmert uns die Dividende?" Hochmuth kommt zu Fall. Die Antheile der Kolonialgesellschaft haben schon zu 900 Prozent keine Käufer mehr gefunden. Bis zu dieser Grenze sind also vom Maximum mehr als 1100 Prozent oder, da das Stammkapital der Gesellschaft zwei Millionen Mark beträgt, 22 Millionen verloren. Damit ist das Vergnügen an dem glitzernden Spielzeug anständig bezahlt. Wenigstens in dem einen Fall. Denn die Gesammtkosten sind mit der Summe von 22 Millionen nicht gedeckt. Die Börse kümmert sich um die kolonialen Gleitflieger heute so wenig, als ob sie nie mit Begeisterung in Diamanten gemacht hätte. Diese heroische Gleichgiltigkeit wirkt beruhigend: sie verschafft Einem die Gewißheit, daß die Börsenarithmetik das beste Mittel gegen Verdauungstörungen ist. Aber der Tag kann kommen, wo es schwer wird, die Kosten des Kolonialpapierrummels überhaupt noch in lesbaren Ziffern auszudrücken. Dann wird Jeder sagen: „Ich bins nicht gewesen." Und der Kluge wird gut thun, an diesen Herbsttag früh vorauszudenken.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Autoren-Register zu Band 61—72.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Ladon.

[illegible]

ie Zukunft

Herausgeber:
Mammilian Harden.
Zwemndstebenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1910,

Inhalt.

Verlin, den 2. Fuli 1910.
^<<^
Virement.
1907.
?as deutsche Volk hat das Necht erworben, sein politisches
Geschäft selbst zu leiten. DurchdasfürseinenumerischeGel-
tung und für seinenWohlstand Geleistete. Durch das Vermögen,
Menschen zu gebären und Werthe zu schaffen. Warum kann ein
Volk, das in tzaus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne
undtzörsaalUnübertroffenes leistet, trotz aller Gunst derZeit und
des Zufalls feinen nationalen Machtbereich nicht weiter dehnen?
Längst fragens in Bekummerniß alle Ernsthaften im Land. Iahre
lang ließen wirunseinlullenundwähnten, nurGrillenfängerund
Klugschwätzer sähen den deutschentzimmel umdüstert. Aus diesem
Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat
uus erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren
ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden;
und daß unser Wille auch ferner unwirksam bleibe, müssen wir
hindern. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar so
schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das kann
es, ohne die wirklichen, von der Neichsverfassung umschriebeuen
Nechte des Ersten deutschenFürsten irgendwo zuschmälern. Wir
brauchen Nuhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Ge-
klappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige
Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem
Neich an die tzaut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir
denNarrenwunsch hegen, amusirt zu werden; nein: weildieSeele

des ^l'lxöv 5>«°v, deslogauischen»gesellichtenThieres"ohne freu-
diges Erlebniß verdorren muß. And seit Iahren hat die Reichs-
politik dem Deutschen keine ernste, im Rhythmus des Volks«
empfindens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Frei-
heit von demHerrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Un-
zulanglicher, die nicht genöthigt waren, in einem von unbestech-
lichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß
ihren Rechtsanspruch zu erweisen. DasdeutscheVolkistnichtfrei:
denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Be-
dürfniß nicht, und es wird nicht von Denen regirt, die unbarm-
herzige Selektion als die für solche Aufgabe Tauglichsten bewährt
hat. Die Einrichtungen stammen aus einerZeit, die unsere Wirth-
schaftstruktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und
die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus derAtopia
eines neuenMorebelächelthätte; das regirendePersonalist für die
Erfüllung heute drängender Pflichtnicht vorgebildet. Der deutsche
Staat war einstvielleichtdasBeste,Vornehmste,Brauchbarste,was
sich erreichen ließ; darf seinGefüge deshalb niemals angetastet wer-
den? DerArchaeopteryxwar(mitdemReptilienschwanz)imReich
der Lüfte einstKönig: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen
Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht derZweck, nicht
das ZielnationalenLebens. Soll der Staatum des Staates willen
erhalten werden? «Der Sabbath ist nm des Menschen willen ge-
macht, nicht der Mensch um des Sabbaths willen; des Menschen
Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths." So sprach der Weise aus
Galiaeazu den Pharisäern. Zu ihnen, auch nach dem Evangelium
Marci, ferner warnend: «Niemand flickt einenLappenvonneuem
Tuch an einaltKleid; denn der neue Lappen reißet doch vom alten
und derRiß wird ärger. NndNiemand fasset Most in alte Schläu-
che; anders zerreißet der Most die Schläuche und derWein wird
verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man sollMost
in neue Schläuche fassen." So ist es auch mit dem Staat. Kein
Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein nenes Kleid.
Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten Behälter.
Nach emsiger und geräuschloser Vorarbeit wäre eine Ver-
ständigungder Konservativen mit einem Theil der Liberalen denk-
bar; wenn einStaatsmann präsidirte. Der würde zu denKonser-
vativen sprechen: «Ihr müßt über den Tag hinaus Vorsorgen.

Bleibt Ihr die preußische Iunkerpartei, blind vor allen großen
Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Auf
das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist
übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen
gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr
nie an dieNothwendigkeit einerModernisirung gedacht? Die reiche
Bourgeoisie ist auf dem Marsch zurMacht; stehtschondichtvor der
Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis der Belagerer
Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großin-
dustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten. Das,
was sie brauchen,natürlich nur. Zaudert nicht trag vor derFrage,
wasIhr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt derApostel, und
schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der
EuerLager füllt? Geht insVolk; dieTage derPrivilegirung sind
dahin. Sichert Euch die Klassenezistenz und fragt nicht, was An-
dere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehn-
sucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das
Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Habs-
burg selbst hats eingesehen. Ihr sollt den Ekelnamen derReaktio-
näre loswerden und ungefährdet fortan imAgrarbesitzrecht woh-
nen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das
Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung
EuresmetaphysischenBedürfnisseswirdsnoch reichen, auch wenn
Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn im-
mer als dieFeindederBildungverschrien werden? Als dieLeute,
die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien wer-
den, daß imReich der Großindustrie derFremde bittet, nach alten
Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden koberesu
zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starkeKerle, die in jedem
Berufrasch was vorsich bringen, injedem bald vornan sein können.
Blickt nach England hinüber. Ist da derAdel ohnmächtig? Arm?
Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und
die Welt unter Alberts Sohn nicht n.ehr aussah wie unter Karl
Stuart? Daß der Absolutismus, von dem Ihr träumtet, Euch
nicht mehrbehagt.habtIhr nun erfahren. Auch mit einer anderen
Persönlichkeit alsTräger würde er Euch nicht mehr nützen: denn
er kannheute nur noch caesaristisch odermammonistisch sein. Also
mit einem Kopfsprung ins fließende Wasser! Was könnt Ihr mit

Euren fünfzig Mann im Neichstag durchsetzen? Ihr wollt die
Leute der nouvel!e5 coucnez nicht ins tzelle lassen, weil sie Euch
an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das
thun sie, weil sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig wer-
den zu können; und fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen
ja denWeg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Neich-
thumes, ihrerMacht am Liebsten verschütten. SchließetFrieden!
Auch mir gefiele ein luftigerBauernstaatmehr als einer mitKoh-
Icnstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn
nicht zurück. Wenn wir reich fein wollen, müssen wir unsere (viel
zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und
nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen
zu lassen, die Euch die Nasse verderben. Eure Nolle ist noch nicht
ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im Ersten Glied
bleiben, wenn Ihr nicht gouvernementalundnichtrückständigseid.
Konservativ möchten Viele sein. Alle an der Erhaltung des Neiches
Interessirten. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."
Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: „Was fehlt
Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und Or-
denkaufen und gebietet im ökonomischenUnterbau der Gesellschaft.
Auch Die unter Euch zu Iakobs Söhnen zählen, können eigent»
lich nur noch darüber klagen, daß ihre Söhne nicht Offiziere, Ge-
richtspräsidenten, Provinzspitzen, Ministerwcrden. Die politische
Macht aber habt Ihr nicht zu erobern vermocht; dürftet, nach Eurer
Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute
Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede
Steuer wie ein Nationalunglück begreint und, recht kindisch, ge-
than.als stecke derFinanzministerden Ertrag inseineTasche. Ihr
habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius
dieLocken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philister-
stricken nichtbindenließ. Als die Schwachen sich schaarten und in
Nodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fanden,
als von derKatheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer
Sozialismus gepredigt wurde und unser Staat sich der neuen
Wollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset
den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit foruUlLrHechMleichheit
(die dem VeMosen wenig frommt) fei Alles gethan, und wolltet
dem Staat nach Eurer Möglichkeit denWirkensbezirk beschränken.
Stöhntet in ethischer Hochstimmung über »Interessenvertretung',

die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischer Arbeit
ist und sicher nützlicher als das PhrasierwesenEurer blüthcnlosen
Maienzeit. Statt nach der Macht zu streben, wolltet Ihr die
Machtinhaber ärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben
verleiden. Was heißt bei uns heute .entschieden liberal'? Ein
Bischen Pfaffenhetze, ein Bischen Gemurr gegen den .Militaris-
mus'; Krieg den Junkern und ihrem Zollschutzanspruch: da habt
Ihrs ungefähr. And mit so dürftigem Programm stellt Ihr Euch,
als habet Ihr die Kalokagathie in Erbpacht genommen, als seiet
nur Ihr redlich, tapfer und weife und jeder Andere ein Wicht,
Geck, Volksbetrüger. Ihr habt das Geld, habt die Bildung,
die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Laßt
das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft
Eurem Politisiren einenInhalt. Warum schmähtIhrdieLunIer?
Sie drücken Euch längst nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen
Grund, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch
zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Mo-
dernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa.
Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab.
Wir brauchen sie und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie
nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Be-
griff ,Vornehmheit' prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen
am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese
Geschlechter höher als andere, sondern, weil sie auf gute Zucht
hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhn-
ten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken
Leiber und feinen Köpfe: und sagt mir dann aufrichtig, ob wir sie
als anthropologischen und militärischen Werthfaktor heute schon
entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wol-
len. Modernste Wissenschaft bezeugt die Wichtigkeit der Ab-
stammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter
Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Men-
schen. Zwingt sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben.
Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht
hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain ist d er radi-
kalsteFördererpolitischerFreiheit undIaures bewilligt der fran-
zösischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer,
Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen
Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes

oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in dieTascheEurerLeute, der Zwischenhändler, sickert?) Weil Ihr den Grundadel ruiniren möchtet. And weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Quell Eurer Macht verschütten. Dreißig Jahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Antergang der Reichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Nmlaufsmittel und starke deutscheMenschen, die seineAecker bestellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinntIhr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht-und Viehpreise ihnen das Heil bringen. Schließt Frieden mit denMännernderAckerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelteWort.Liberal' wieder einenInhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letztenRestdes Cobdenerbes nun fahren. Jetzt sind Eure Worthülsen leer. Millionen aber bereit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen."

Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnellgeschlichtetworden,alsdieSuppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal dasHirn kapitalistischer Staaten ist, so vielGeld verdient, daß sie für Politik nichtZeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, Wenns noch eineWeile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend zu hohen Iahrenkommen. Wer setztAlles aneinenKampf, der als Siegespreis nur dieGenugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar anf das erträumte Alternat imKaiseramt verzichtet.

Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktien-
gesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf
Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große
Parteien und starke Koalitionen haben, sobald sich der Muth ent-
schließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben.
Diese Sätze wurden in der ersten Januarwoche des Jahres
1907 hier veröffentlicht. Die Wege aber, auf denen eine dauer-
bare Verständigung zuerreichen sein konnte, garnichterstbetreten.
Eine Mixtur mochte, geschwind, die Heilwirkung sichern. Warum
sollte einBündniß der beiden konservativen mit den vier liberalen
Fraktionen nicht schnell, von heute auf morgen, möglich werden?
Die Freisinnigen weigern das für Heer und Flotte Erforderliche
ja nicht mehr. Die Handelsverträge laufen noch lange Jahre; für
Tarifkämpfe ist also kein Raum. SolcheVerbündung schien kinder-
leicht. Schien. Als dem hastig gekitteten Nothgebild der (dem
Sprachschatz Clemenceaus entlehnte) Name „Block" gegeben war,
wurde hier gesagt: „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen;
steht aber doch immer schief darum. Die Konservativen waren
Jahre lang des Centrums Bundesgenossen;warens gestern noch:
und sollen heute die Partei bekriegen, die sie für ihre Agrarpolitik
nicht entbehren können? Anter einem Banner mit Denen mar-
schiren, die ihnen seit dreißig Iahren mit steigender Wuth Brot-
wucher.Fleischwucher, Schnapswucher und andere Todsünde vor-
werfen? Etwa im Reichstag kosen, im Landtag Kugeln wechseln?
Knabenpolitik. Bis Eins war Kurt Räuber; dann geht er, weil
demdickenEmildieNaseblutet,zu den Stadtsoldaten über. Wenn
dasLand diebourgeoisen Parteien sotreulos.von lautgerühmten
Grundsätzen so abtrünnig sähe, könnten die Sozialdemokraten sich
freuen. DieFront.in derGrafKanitz nebenHerrnWiemer, Herr von
Oldenburg neben dem Gemeindeschulrektor Kopsch stünde, könnte
keinen Rothen und keinen Schwarzen schrecken." Die erste Ent-
täuschungbrachte derTriumph der Centrumspartei. Schwarzwild
hatte man auf der verschneiten Strecke zu finden gehofft. Die Auf-
lösung-Medaille, die sich die Bravsten damals ins Knopfloch steck-
ten, zeigte auf der einen Seite die (ins Heldische stilisirten) Köpfe der
beidenBernhards, aufder anderen eineMannesfaust.die dunklem
Nachtgevögel sich, verspätetem, in der Sonnenaufgangsstunde
entgegenballt.Nnd nunkam diePartei,die derSchlag der mitEisen-
farbe angestrichenen Faust treffen sollte, ungeschwächt aus der

Wahlschlacht zurück; hatte, am Tag vonCanossa,zu alter gar neue Macht noch geworben. Den Geärgerten bot die Niederlage der Sozialdemokratie eine Trostmöglichkeit. Am Victoria schießen zu können, thaten sie, als sei der Frontalangriff gegendieRothen gerichtet und das schwarze Corps nur so nebenbei bekämpft worden. Die AnWahrhaftigkeit dieses Gethues ist längst erwiesen. Längst aber auch erkannt worden, daß die des Trostes Bedürftigen die BedeutungderSozialistenschlappeüberschätzthatten.Auch andere Parteien haben so trübeWahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat achtundneunzig Sitze erben« tet; die nächsteWahlgab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten 1884 vierundsechzig, 1887 nur noch zweiunddreißig, 1890 wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Jahre danach auf fünfunddreißig. Sie war in dem 1907 gewählten Reichstag vom ersten Tag an noch immer stärker als je unter dem alten Kaiser und Bismarck und durfte, noch ehe die Nachwahlenihrden Muthmählich hoben, hoffen, die Scharte bald auszuwetzen. Doch der Taumelrausch des Gesindes entnüchterte damals auch den Kanzler. Sonst hätte er sich (wenns irgend ging, noch vor der Stichwahl, an der die Sozialdemokraten in neunzig Kreisen betheiligt waren) mit dem Centrum verständigt. Thut ers nicht, sagte ich im Februar 1907, „dann thuns, geräuschlos, versteht sich, die agrarischen Parteien. And früh oder spät muß ers doch thun. Mit einer von den Herren Normann, Bassermann, Liebermann, Naumann, Haußmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zumachen; kaumeinerwichtigenFragederWirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik befriedigende Antwort zu findeil. Liberaler wird derReichstag nicht (für die politischenForderungen des Liberalismus stimmten ja auch die Sozialdemokraten); eher noch konservativer. And brauchbare Arbeit ist von ihm nicht zu erwarten, wenn das Centrum, statt wieder auf seinen alten Platz vorzurücken, zäh im Schmollwinkel bleibt. Eine .unberechenbare Partei' hats Fürst Bülow genannt. Bismarck war anderer Meinung. Am dritten Dezember 1884 sagte er: ,Die Centrumspartei hat Vieles an sich, was mich, im Vergleich mit anderen Parteien, in hohem Grade anzieht und besticht. Sie hat eine sehr strenge Disziplin. Viele ihrer Grundsätze sind mir sympathisch und ich theile sie. Man kann mit ihr rechnen/Auch heute noch; wenn man

Virement.
sich nicht als den Schwächeren erweist. Kann und muß mit ihr rechnen.. Wer sie ernstlich bekämpfen will, hat auf ein Menschenalter hinaus zu thun und darf nichtvonTiradenden Sieg erhoffen. Daß sichs mit ihr leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch jetzteinen mocius vivencii finden oder nicht lange mehr Kanzler sein." Zu spät hat ers eingesehen; im Februar 1907 und im November 1908 die Gelegenheit zu einer Versöhnung unter dem Polarstern der salus publica versäumt. And drum seufzend erlebt, wie der Kalkkitt, auf dessenFestigkeit er gebaut hatte, beim ersten Versuchten Block tragfähigzumachen, in Ouarkklümpchen zerbröckelte.
1910.
Nach der Vorschrift des vierundzwanzigsten Verfassungartikels muß im Februar 1912 ein neuer Reichstag versammelt sein. Schon jetzt hört man die um die Wahrung der Reichskraft Besorgten leis oder laut wimmern:»Wenn nicht einWunder geschieht, bekommen wir furchtbare Wahlen!" Im Sinn Solcher, die eine stattliche Mehrung sozialdemokratischer Mandate derUebelgrößtes dünkt, furchtbare: wahrscheinlich. Stimmen hat die Sozial-Demokratie 1907 gewonnen (eine Viertelmillion); Mandate hat sie (sechsunddreißig von neunundsiebenzig) verloren, weil Konservative und Liberale in unaufrichtiger Gemeinschaft gegen sie fochten, Bauer und Händler den selben Namen auf den Stimmzettel schrieben und die in derWilhelmstraßewillkommenenWerberfür den Wahlkampf mehr Geld zu freier Verfügung hatten, als im LaufderReichsgeschichte je für so löblichen Zweck gespendetward. Diesmal wirds anders aussehen. Hitzige Fehde zwischen Konservativen und Liberalen (milden und wilden). Das Centrum in der bequemsten Lage, die sich erdenken läßt. Wenn es das nach der Borromaeus-Encyklika gegen den Papst und die Katholikenkirche Gedruckte morgen für seine Wahlaufrufe verwerthet, entschlüpft ihm nicht eine der Stimmen, die es vom letzten Fang heimgebracht hat. Vor seinen ruhigen Leuten kanns mit dem Beweis Paradiren,daß es „positiv" gearbeitet, auf jedem gangbarenWeg den Regirenden vorwärts geholfen hat; den Anzufriedenen, unter dem Druck der neuen Reichssteuern Stöhnenden unbedingte Sparsamkeit versprechen und die der Finanzreform nachgrollenden Bayern, die rebellisch zu werden drohten, mit dem Satz sänftigen: «Der Katholikenhaß, von dem wir Euch hier drei Dutzend

Proben vorlegen, hat uns die Taktik aufgezwungen, deren Folge
Euch mißfällt; doch wir wissen, daß Ihr lieber, Mann vorMann,
Euer Bier theurer bezahlen als Eurem Glauben schlimme Ge-
fahr heraufbeschwören wollt." Das Ziel des Centrums muß sein,
die Möglichkeit einer ihm feindlichen Mehrheit zu hindern; und
nach der unklugen Hetze, von der sichs seit dem vorigen Sommer
umheult hört, wird es auf der linken Seite des Hohen Hauses
hundert Sozialdemokraten aus froherem Auge sehen als hun-
dert Liberale. Die aber sind, bis tief in die Reihen der Basser-
männischen, entschlossen, einem Konservativen, Agrarier, Cen-
trumsmann einen Sozialdemokraten vorzuziehen. Konnten die
Nothen bessere Ernteaussicht erhoffen? Grund zu neuer Stärk-
ung ihres Stolzes haben sie nicht. Centrum und Liberalismus
sind bereit, sie zu höherer Kopfzahl kommen zu lassen, weil Beide
sie für ungefährlich halten: ihnen weder denWillennoch die Kraft
zur Neichsumwälzung zutrauen. In der Stunde, die in der So-
zialdemokratie eine nahe Gefährdung des Besitzrechtszustandes
erkennen lehrte, wäre die Solidarität aller bürgerlichen Interessen
gesichert. Ietzt? Denkt man, hüben und drüben: »Die rothen Män-
ner schaden ja nicht; ihre Kritik ist oft nützlich, dem Glauben an Dik-
tatur des Proletariates, Expropriation der Expropriateure und
ähnliche marxische Evangelien sind sie längst entwachsen und die
Plätze, auf denen sie sitzen, sind gefährlicheren Gegnern abgejagt."
Ietzt ist, rechts, in der Mitte und links, jedem nicht ganz blöden
Auge derKalkuldurchsichtig.HerrvonHeydebrand denkt: „Wenn
wir jetztnicht fest auf dem alten Boden unserer Väter stehen, gleiten
wir in den Abgrund. Modernisirung: dann müssen wir die Macht
und die Staatsstellen mitAnderen theilen; dann nähern wir uns
einerVolksherrschaft.gegen deren bloßeVorstellungunserEmpfin-
den sich bäumt. Der Tapfere wehrt sich, so lange ers irgend vermag.
Bleiben wir unverändert, dann verlieren wir im Osten vielleicht
zwanzig Sitze, am Ende gar dreißig, und können uns nicht in den
Westen vorwagen, wo, im Stammland der nach Zollschutz undAr-
beiterzähmung langenden Großindustrie, seit der Verwilderung
der Nationalliberalen sonst wohl Ersatz östlicher Verluste zu finden
wäre. Kommen, im schlimmsten Fall, Dreißig meiner Leute in den
Neichstag zurück. Alles schon dagewesen. Anno 1874 hatten wir
einundzwanzig Mann im Hohen Häuschen: und waren bald da-
nach wieder obenaus. Was ist heute zu fürchten? Neunzig Sozial-

demokraten, die Lärm machen, für Heer und Flotte keinMarkstück
bewilligen und die mit ihnen um die Massengunst konkurrirende
Nachbarschaft inunsanftereLebensartzwingen: und Regnenden,
Fabrikanten, Couponschneidern wird angst und Alle sind selig,
wenn wir die verfahrene Karre aus dem Sumpf ziehen. Dann ist
wenigstens wieder mal offenbar geworden, wohin der demokra-
tischen Forderungen Nachgiebige rutscht. Rothe Wahlen sind für
den Augenblick unangenehm; verheißen uns aber die Rückkehr in
ungeschmälerte, auf lange Frist gesicherte Macht." Freiherr von
Hertling: «Als vom Grimm des EvangelischenBundes bedrängte
Katholikenpartei müssen wir dafür sorgen, daß ohne uns, gegen
uns eine Mehrheit nicht möglich wird. Die Liberalen schimpfen
uns Tag vor Tag. Ihnen können die Konservativen, derenWäh-
lerfastsämmtlich liberale Zeitungen lesensund da, meist vonIuden
und Iudengenossen, zu lutherischer Wuth gegen uns aufgestachelt
werden, sich eines Morgens wieder verbünden; den Sozialde-
mokraten niemals. Die müssen uns deshalb links lieber sein. Je
lauterste lärmen, desto schneller tagt die Erkenntniß, daß die
Vertiefung der die Christenbekenntnisse trennenden Kluft nur den
Feinden des Staates und der Gesellschaftnützt." Die Bassermann,
Wiemer und die Herzoge noch kleinerer fuchtelnden Völkerschaft:
«Wenn das Wachsthum der Sozialdemokratie die Verbündeten
Regirungen eingeschüchtert und sie fühlen gelehrt hat, was die
Nation fordert, werden sie von ihrem Weg in die Finsterniß um-
kehren und uns, als die Führer ins Helle, ehrfürchtig umwerben.
Drum müssen wir stets über Dunkelmannstyrannis und Reaktion
zetern, so laut es die Lunge vermag, und uns nicht ärgern, wenn
das Centrum bei jeder Stichwahl uns Hilfe versagt und die Brand-
rothen auf unsere Plätze vordringen. Wir möchten mitregiren.
Das wird erst möglich, wenn unser Nothwehrruf gegen Junker
undPfaffendenRothenSchreckenwiederinsLandgescheuchthat."
Aeberall sieht das wacheAuge schon jetztdieVorbereitung solcher
Parteistrategie. Daß sie der Fraktion, der 1907 ein Drittel aller
giltigen Stimmen zufiel, zu der ihr von Wahlrechtes wegen ge-
bührenden Stärke helfen kann, ist noch kein Nnglück. Daß sie ihr,
unter einer so unpopulären, so wurzellosen Regirung, wie das
Reich sie nie hatte, dazu helfen wird, ist schon heute gewiß.
Wir sind in den Anfängen einer Revolution. Die Meisten
spürens noch nicht; trotzdem dieWandlung in Tonart und Tempo

der öffentlich hörbaren Haderrede sie belehren und warnen könnte.
Doch die Mehrheit hat denBeginn einer Revolution niemals ge-
merkt; und kaum je hat ein Historiograph ihn bei der Rückschau
richtig datirt. Was die Geschichtschreibung Revolution nennt,
war fast immer nur die letzte, heftigste Krampfzuckung. Die Zer-
setzung alter Macht, die Bildung neuen Besitzrechtes war dann
unter derdemOberflächenblicksichtbarenErdhülleschon vollzogen
und wurde von der im Innersten aufgewühlten, von den Wehen
geschwächten und drum nur zu roher Gewaltthat noch, nicht mehr
zu ruhiger Kraftleistung fähigen Volkheit mit wildem Gestus und
Mordbrennerungestüm nun statuirt. Karl Stuart und Ludwig
Capetdünktensich auf ihrem Thron noch unnahbar, als unter dem
inPnrpur gekleidetenGebälk diePfosten längst morschgeworden
waren. Revolution muß maus nennen, wenn eine über das organi-
scher Entwickelung morgen Erreichbare hinauslangende Massen-
forderung sich hastig durchzusetzen trachtet; ob sies gewaltsam ver-
sucht, ob mit den vom Gesetz erlaubten Mitteln und, wenn diese
Mittel unwirksam geblieben sind, das Trachten, entmuthigt, auf-
giebt: Das hängt von dem Maß der Widerstandskraft und der
Klugheit ab, die ihr begegnen. Deutschlands Volk fühlt, daß seine
staatlichenEinrichtungenheute seinem politischenBedürfniß nicht
mehr genügen; daß manche Klassenprivilegien, fast alle Vorrechte
derBeamtenschaft, die Staatskirche, daßRechtspflege, Schuldrill,
Verwaltung unhaltbar geworden sind. And möchte, da die be-
scheiden vorgetragenenWünsche allzu lange unerfüllt blieben, nun,
über das für die nächste Stunde Nothwendige weit hinaus, bis
an das Ziel völliger Demokratisirung vorstürmen. Gegen solchen
Sturmdrang, der sich im Leben aller westeuropäischen Völker auf
einer bestimmten Lebensstufe eingestellt hat,wäre nicht viel zusa-
gen, wenn er aus dem Schoß des nationalen Willens käme und
dem Reich der Deutschen unschädlich bleiben könnte. Der Ge-
wissenhafte darf abernichtverkennen, daß die Masse der deutschen
Schollenbauer, Nnternehmer, Beamten, Handwerker, Techniker,
Händler,Rentner diesevölligeDemokratisirunggarnichtwill; daß
sie der vonEnttäuschung inZorn getriebenen,noch im heißestenZorn
aber nach Autorität sehnsüchtigen Schaar nurso lange als das zum
Recht auf nationale Selbstachtung Unentbehrliche angepriesen
ward, bis derWahn erwuchs, ohne diese Errungenschaftaus dem
„Komfort der Neuzeit" könne ein seines Werthes bewußtes Volk

nicht länger leben. Das deutscheVolkmuß es dennoch lernen. Muß
einen Theil des auf ihm lastendenDruckes weiterdulden und sich
Zuchtdauerund Kraftznwachs mindestens noch auf ein Menschen-
alter sichern. Darf die harten Kanten und starren Spitzen seines
Staatsgewandes nicht glätten und stumpfen. Demokratisirung be-
wirkt Schwächung der Stoßkraft. Wir dürften sie, als ein Unver-
meidliches, hinnehmen, wennuns beschiedenwäre,inFrieden und
Fröhlichkeit eines «Kulturvolkes" fortzuleben, das sich seiner
Verfeinerung freut und mit Wehr und Waffe nichts mehr zu er-
kämpfen hat. Anders fiel dem Deutschen das Los. Die Mächte,
denen er die Reichsmöglichkeit und die Wirthschaftmacht abge-
rungen hat, Dänemark und Oesterreich, Polen- und Welfenthum, ^
Frankreich und England, sind nicht tot. MW >tt'chk"schlv«ch^««c,
zum Beispiel, die kleinen Fürsten uud Völker, die für die Ein- >
HM Italiens bluten mutzten: sind lebendig und stark und habe«
da? ihnen Angethane auch imFeiertagsjubcl niemals vergessen.
In moderner Feit ist kein Reich so wie das Deutsche entstanden;
hat keins so auf Kosten der lange vor ihm geborenen den Macht-
kreis geweitet. Seitdem nistet über Europa das Empfinden, das
einst in den Satz gefaßt wurde: „Eine Großmacht zu viel!"Kanu
von den alten keine mehr, in West und Ost, des Daseins recht
froh werden. Dem Deutschen ist Kampf beschieden. Nicht um das
Recht auf Reichsdehnnng nur: um den erworbenen Besitzstand
wird er zu kämpfen haben, sobald die von ihmUeberflügelten ihn
schwächer glauben oder von Entkräftung noch fester verbündet und
zur Wahl des letzten Mittels gezwungen werden. Begreift Ihr
nun, weshalb wir das Wesentliche des alten Preußenstaates, der
des Reiches Schwertschneide ist, seine straffe Zucht, feinen rauh-
borstigen Menschenschlag noch erhalten müssen? Welchem Zweck
das Mühen dient, auch hinter derMainliniedienützlicheSonder-
art preußischen Wesens in Geltung zu halten und die Entzü-
gelung der mit schnellerem Pulsschlag athmenden Völker zu ver-
hüten? Daß wir nicht so ungebunden, so civilisirt und in Selbst-
Herrlichkeit verzärtelt sind wie der Franzos, der Brite selbst, der
für die Fügsamkeit vor Beamtengeheiß, für den Zwang allge-
meiner Wehrpflicht nicht mehr zn zäumen wäre, ist unsere Stärke.
Daß die beginnende Revolution sie, die von unbarmherziger Noth-
wendigkeit geforderte Schlagkraft, zu mindern droht, macht sie zur
Reichsgefahr. Wie ist sie zu hemmen? Und: ist sies noch heute?

Der Neichskanzler scheint von einem Personalwechsel Net-
tung zu hoffen. DreipreußischeMinisterund zwei Staatssekretäre
sind von ihren Thrönchen geklettert. Nach dem Platzwechsel war
nur ein Verlust zu buchen: Freiherr von Nheinbaben. Mit allen
Wesensmängeln ein Mann; als Nessortleiter klug und umsichtig
und am Tisch der fleißigen Ezcellcnzen, die nie über ein Unter-
staatssekretariat hinauskommen durften, der einzige Staatsmi-
nister. Ein seltsames Gemisch aus Basalten der Tertiärzeit und
viel jüngerer Eruptivmasse. Der Bewunderer amerikanischer In-
dustriekultur möchte den Sozialdemokraten die Ehrenrechte aber-
kennen und wird grob, wenn ein Bankdirektor ihm vorwirft, er
betreibe sein Eisenbahngeschäft nicht als Kaufmann, sondern als
Beamter; der Protektor der Nheinischen Goethefestspiele weiß
nicht, daß einmitdem Titeldesgoethischen „altenHexenmeisters"
Bezeichnetergeehrt, nichtgeschimpftwerdensoll. Ob derFünfund»
fünfzigjährige sich wirklich in die Nuhe des koblenzer Oberpräsi-
diums sehnt, das Nennen nach höherem Nang aufgegeben hat
oder nur geht, um als Ministerpräsident und Kanzler möglich zu
werden? Vielleicht hat erhintcr dem brüskenAngriff des Herrnvon
Gwinner einen aus höhererNegion stammenden Groll gewittert,
dessen Gesichtskreis er sich entziehenwolltc, und, als nüchtern Ge-
scheiter, selbst sich gesagt: „Heute bist Du dem Gassengeschrei der
Mann schwärzester Neaktion; also zur Nachfolge Theobaldi noch
nicht geeignet." ImNhcinlandkannererdenIunkerruf abstreifen,
imVerkehrmitGroßindustriellensich liberal zeigen und, während
erdieProvinz alseinVerwaltcrvon ungemeinem Talent betreut,
sichsachtinsinternationaleNeichsgeschäfteinfühlen.IstdannNoth
am Mann, so ruft die Erinnerung einen Gerüsteten. „Nichtig!
Der war furchtlos, ein wirksam Nebenher und in der Behandlung
öffentlich meinenderGentlemenbeinahebülowischgewandtSeine
letzte Bravourleistung gab uns die erhöhte Krondotation. Denkön-
nen wirbrauchen."Umseinem Wünschen einZielzu zeigen, wurde
das Oberpräsidium der Nheinprovinz freigemacht; um dem Ver-
dacht auszubiegen.der Erste Direktor der DeutschcnBank habe ihn,
als der Mandatar unsichtbarer Mächte, gestürzt, wurde zu seinem
NachfolgerdermagdeburgcrOberbürgcrmeisterDr.Lentzeernannt,
der,alsFinanzberichtcrstatterdestzerrenhauses.demvonGwinner
überrumpelten Minister dreimal beigesprungen war und, unter
dcmBeifallderPreußenpeers.denBankdirektorwiecinenSchülcr

gerüffelt hatte. (Alles recht nettund still arrangirt.) Ein Unbekann-
ter; dessen Thaten.wie die dertzerren vonDallwitz und vonSchorle-
mer,ohne Ungeduld abzuwarten sind. Finanzminister: da genügt
keinSchaumschlag; muß Einerwas können. Sonst? Daß Freiherr
vonSchoen endlich gehen müsse, wußte Ieder; daß ihm Nadolins'
Erbe zugesagt sei, war vor einem Iahr hier erzählt worden. In
Paris wird ihn.denalsMünstersNachtischprestidigitateurund als
Verfasser des zur Wahrung französischer gegen deutsche Nechts-
ansprüche veröffentlichten Weißbuches gleich Beliebten, unge-
trübte Heiterkeit empfangen; und er wird da genau so viel leisten,
wie er in Petersburg und in Berlin geleistet hat. Vielleicht die
noch zögernden Franzosen zurAusführung des Planes ermuthi-
gen.Abd ulAzizviaAlgerienwiederinsScherifenreichzu schmug-
geln, als Sultan ausrufen zu lassen und so die Annexion Ma-
rokkos vorzubereiten. Ganz so schädlich wie in Berlin kann der
Mann, wenntzerr vonKiderlen ihm die Marschroute vorschreibt,
selbst auf diesem schwierigen Posten nicht werden. Den Personal-
wechsel darf kein Gerechter bemängeln; beiderAuswahlderneuen
Männer hat sachliches sich dempersönlichenInteressepfiffigerge-
sellt, als dem Wahlreformator Preußens zuzutrauen war. Nur:
dieserWcchsel derMannschaft hebt uns noch nicht aus derNoth,
Um das Neich und Preußen aus dem widrigen Glaubens-
streit, der gefährlichen Urtheilswirrniß, die der erste Mond des
Iahres 1907 gebar, ins Sichere zu lotsen, istAnderes nöthig.Fürs
Erste: der von zäherKlugheit überwachte Versuch, die drei Grup-
pen der auf die Wahrung der Staatsmacht Angewiesenen zum
Verzicht auf die albernen, in bald vierjährigem Gebrauch abge-
nützten Schlagwörterzu bringen. NichtüberNeaktion haben wir zu
klagen, sondern über die Unfähigkeit zur Aktion. Nicht zu schmä-
hen, zu ächten ist das Centrum (ohne dessen Hilfe Nichters Leute
längst eingesargt wären), sondern an übermächtiger Ingerenz zu
hindern. NichtunnatürlicherFrevel ist seine Verbündung mit den
Konservativen (die in dieser Gemeinschaft unter Bismarck, noch
unter Bülow die wichtigsten Neichsgesetze gemacht haben); nur
eine nichtfür jedeNothwendigkeit unserer Tage ausreichende In-
teressenverknüpfung. Wir brauchen, schon im Herbst, einenWahl-
frieden. Derkannnur gelingen, wenn vom Ziel her die Macht winkt.
Die Liberalen sind noch immer hungrig. Wer sie sättigt, sie zu sich
ans Staatssteuer ruft, bannt die Gefahr deutscher Nevolution.

Beichte.
Neber Freund, Sie wollen mein Geheimniß kennen? So
schmerzlich mir die Entschleierung ist: ich fühle selbst den
Drang, Ihnen mitzutheilen, was schon so lange an mir nagt.
Neun Jahre ists her, seit ich einem armen jungen Mann be-
gegnete, der als Zigeuner in einem schmutzigen, von leichtfertigen
Mädchen der niedersten Sorte bewohnten Nütel Farni lebte. Der
Anblick seines Unglücks weckte mein Mitleid. Mit dem Aufgebot
aller Kräfte meines Herzens, Willens und Verstandes strebte ich,
ihn aus der infamen Umgebung zu reißen, in der er verkommen
mußte. Ich hatte in ihm einen schalkhaften, phantasiereichen Witz,
eine ganz ungewöhnliche Gabe der Aneignung, ein geschmeidiges,
ausgesprochen künstlerisches Temperament entdeckt. Ich flößte ihm
Arbeitlust und den Ehrgeiz, seinen Namen bekannt zu machen, ein
und brachte ihn dahin, daß er nicht nur nach würdiger Haltung
und reinen Laken trachtete, sondern auch bemüht war, seiner Seele
schmutzige Gedanken fernzuhalten.
Ein halbes Jahr lang wurde ich wie ein höheres Wesen an»
gebetet. Dann folgte hartnäckige Nachstellung, ein unablässiges
und immer heftigeres Schmachten nach meinem Besitz. Eines
Tages gab ich mich ihm. Ich glaube, daß er mich ein Jahr lang
leidenschaftlich geliebt hat. Ich glaubte es; denn ein Jahr lang
war er bemüht, nichts Gemeines oder Schmutziges zu sagen, aus
Angst, mir widrig zu werden, noch gar Verächtliches zu thun, aus
Furcht, mich zu verlieren. Gemeinsam lachten und lebten, arbei-
teten und genossen wir; lebten in vollkommener Eintracht der
Herzen und Hirne.
Da bekam ich eines Tages, durch seine Schuld, eine Unter»
leibsentzündung und war dem Tode nah. Er benutzte die Frist
dieser von ihm verursachten Krankheit, um sich (ich citire seine
eigenen Worte) „verführen zu lassen". Von der Frau seines besten
Freundes. Kaum wars geschehen, als er kam, mir Alles gestand
und hinzufügte, dieses Weib sei ihm widerwärtig, sei eine lasier»
hafte, dumme und lüderliche Bürgersfrau, deren Sinnlichkeit ihn
im Grunde anekle. Natürlich verzieh ich ihm nach diesem Gestand»
niß, das mir aufrichtig vorkam. Ich fand sogar eine Entschuldi-
gung; wie sollte ein junger Mann, dessen Geliebte krank ist, Kraft
zu ernstem Widerstand sinden?
Einige Monate vergingen. Nie erwähnte ich mit einer Silbe
diese Frau, erlaubte mir nie die kleinste Anspielung auf sie oder
das Geschehene. Ihn daran zu mahnen, wäre ja unklug gewesen.

Ich glaubte an ihn; und niemals war die Gluth seiner Liebe mir
so heiß erschienen.
Wir schrieben gemeinsam Allerlei; ich stellte ihn meinem Ver-
leger und ein paar einflußreichen Kritikern vor. Er schrieb dann
ein Theaterstück, das gut aufgenommen wurde.
Am Tag nach der ersten Aufführung kam er zu mir und sagte:
„Meine Freunde begreifen nicht, daß ich Dich alle Tage besuche
und mit Dir zusammen arbeite. Das sieht aus, als wäre ich Dir
verpflichtet. In dieser Annahme liegt ein kränkender Verdacht,
der mir höchst peinlich ist. Verstehst Du?"
„Ich verstehe, daß Du jetzt, wo Du Erfolg hast und bekannt
zu werden anfängst, die Leiter wegstoßen willst, auf der Du in die
Höhe gestiegen bist."
„Ich will nicht für einen Mann gelten, der voneiner Frau lebt."
„Wenn Du diese Skrupel vor zwei Iahren gehabt hättest,
würde ich sie verstanden haben. Ietzt, wo das Theater für die
nächsten elf Abende ausverkauft ist, Du also täglich fünfhundert
Francs einnimmst, wird Keiner behaupten, Du lebtest von meinem
Geld. Das ist recht unwahrscheinlich. Sag mir also lieber rund
heraus, daß Du mich nicht mehr liebst. Sei doch ehrlich! Ich ver-
stehe ja Alles; und vor einem Versuch, Dankbarkeit zu erzwingen,
bist Du bei mir ganz sicher."
In leidenschaftlichem Ernst schwor er mir, daß er mich nie so
heiß geliebt habe wie gerade jetzt. Er wisse genau, daß er mir
Alles schulde; nicht eine lästige Bürde sei ihm die Dankbarkeit,
sonderin sein höchstes Glück.
Trotz dem Versuch, sich von mir zu lösen, glaubte ich ihm;
weil mein eigenes starkes Gefühl nach diesem Glauben lechzte.
Ein paar Tage lang kam er wie gewöhnlich. Dann schickte er
mir einen Brief, in dem stand, er sei ein Elender, habe mich be-
logen, müsse nun aber die Wahrheit sagen. Welche Wahrheit?
Er könne die Frau seines Freundes, die ihm drohe, sich umzu-
bringen, wenn er weiter mit mir verkehre, nicht verlassen; den Tod
dieses armen jungen Weibes, dieser lieblichen Blondine, dürfe er
sich nicht aufs Gewissen laden. Sie wolle sich von ihrem Mann
scheiden lassen, um ihn zu heirathen, und habe ein Vermögen von
fünfhunderttausend Francs. Die bringe sie ihm als Mitgift. Ich
möge selbst entscheiden, wie er handeln solle.
Meine Antwort war kurz; sie lautete: „Heirathe!"
Drei Monate vergingen; drei schreckliche Monate, die einem
Todeskampf glichen. Er schwieg. Dieses grausame Schweigen
unterbrach manchmal ein Brief, der mir sagte: „Im Grund meines

Herzens liebe ich nur Dich. Sie ist mir widerlich. Aber sie läßt
sich scheiden, um mein Weib zu werden. Das ist Deine Schuld.
Du hast mich begehrenswerth gemacht. Nie werde ich mir ein-
bilden, daß ich in der Zeit, wo mein Frühstück ein Krug Bier und
mein Mittagmahl ein Absinth war, ihre Liebe erworben hätte.
Meine ausgetretenen, sohlenlofen Stiefel hätten sie abgeschreckt.
Ietzt verdiene ich Geld, jetzt wasche ich mich (so, buchstäblich, schrieb
er). So ist das Leben. Die Liebe kommt nicht zu Wort. Die Ver-
nunft zwingt mich, diese Frau über mich schalten zu lassen."
Im März wurde mein Sohn ernstlich krank. Ich mußte mit
ihm nach Arcachon reisen. Sie können sich denken, in welcher Ge-
müthsverfafsung ich Paris verließ.
Als ich zurückkam, war ich von Kummer, Aufregung und
Anstrengung so erschöpft, daß ich gleich nach meiner Ankunft ins
Bett kriechen mußte. Am nächsten Tag erhielt ich vom Polizeiprä-
fekten die Aufforderung, so bald wie möglich in sein Bureau zu
kommen. Da ich ei« Stubenmädchen wegen Diebstahls entlassen
hatte, überraschte mich dieses Schreiben nicht. Ich fuhr nach der
Präfektur und glaubte, ich solle als anzeigende und geschädigte
Partei vernommen werden.
Ein wahres Glück, daß ich vor einem feingebildeten Mann
stand, der von mir wußte, sich nach mir erkundigt und Manches
von mir gelesen hatte. Er war nicht nur höflich, sondern zeigt«
mir menschliche Theilnahme. Ein Glück. Denn . . . Wissen Sie,
weshalb ich ins Polizeibureau vorgeladen war? Wegen einer An-
zeige des Mannes, den ich liebte. Er hatte eine Klage gegen mich
eingebracht. Ich erstarrte und fiel ohnmächtig um, als mirs gesagt
wurde. Es währte volle zwei Stunden, bis ich wieder zum Be-
wußtsein kam. Man hatte einen Arzt rufen müssen. Der fürchtete
ein Weilchen, ich werde nie mehr aus dieser Ohnmacht erwachen.
Als es dann doch geschehen war, fragte ich, welchen Ver-
gehens ich in der Anzeige bezichtigt sei.
„Der Herr beschuldigt Sie, ihm anonyme Briefe, allerdings
verschlossene, doch beleidigenden Inhalts, geschickt zu haben."
„Ich? Aber warum? In welcher Absicht? Ich fürchte mich
nicht vor ihm. Wenn ich mich gedrängt fühlen würde, ihn zu be-
schimpfen, würde ich es offen thun. Aber ich habe kein Verlangen,
ihm Grobheiten zu sagen. Er ist frei. Ich habe ihm seine Frei-
heit zurückgegeben; er kann damit thun, was er für gut hält. Ich
habe hier übrigens seinen letzten Brief bei mir, worin er mich eine
Heilige und Märtyrerin nennt und sagt, ich hätte mir selbst das
Herz aus dem Leibe gerissen, um ihn glücklich zu machen."

Der Präfekt las den Bries. Er hob die Achseln und sagte:
„Ein gemeiner Wicht. Ich werde erforschen, weshalb er Ihnen
diese plumpe Beleidigung angethan hat; was ihn dazu bewog.
Sie können, wenn Sie wollen, ihn gerichtlich wegen Verleumdung
belangen. Aber ich rathe Ihnen, es nicht zu thun. Bedenken Sie
den Skandal, den ein Prozeß bewirken würde. Kommen Sie in ein
paar Tagen wieder zu mir: und ich werde Ihnen sagen, welchen
Hintergedanken der Ehrenmann gehabt hat. Doch unterzeichnen
Sie erst diesen Protest. Der Herr soll ihn lesen und mir beschämt
gestehen, daß er wider besseres Wissen eine Frau Ihres Nanges
verdächtigt hat."
Ich kam wieder; schleppte mich die Treppen zum Bureau
hinaus. Wissen Sie, warum der Mann, den ich geliebt und Ver»
göttert, den ich dem Alkoholismus, dem Leben unter Prostituirten
entrissen, den ich zum Schriftsteller gemacht, zum bewunderten
Dichter erzogen hatte, wissen Sie, warum er diesen feigen Streich
gegen mich führte? Um der Frau seines Freundes, mit der er
sich nun verheirathen sollte, zu beweisen, daß er keine Beziehung
mehr zu mir habe.
Und er heirathete sie. Er ließ dem Ehemann von Detektives
nachspüren. Beweise für seine Untreue vorbereiten, ihn im Arm
einer anderen Frau überrafchen. Nun war eine der Frau günstige
Scheidung möglich. Sie, seit zwei Jahren die Geliebte des Haus-
freundes, wurde von Gesetzes Gnaden die legitime Ehefrau: und
der arme Teufel von Ehemann mußte die Zeche zahlen.
Sie glauben wohl, damit sei die Sache aus gewesen? Nein!
Er hatte ein Schauspiel geschrieben, das zur Aufführung an»
genommen wurde, und da er sehr abergläubig war, sagte er sich:
„Meine Niedertracht wird mir Unglück bringen. Ich muß mich
mit Anne Marie aussöhnen; sonst fällt mein Stück durch." Als er
glücklich verheirathet war, setzte er Himmel und Hölle in Bewegung,
um sich mit mir zu versöhnen. Bon der Hochzeitreise schrieb er mir:
„Ich denke nur an Dich. Dich wiedersehen! Dich wiederhaben! Deine
Ohren, Deine Zähne, Deinen Mund! Ich fiebere, wenn ich nur
an sie denke. Ich will all Das wieder haben. Ich habe ein Necht
daraus. Das Alles ist mein. Trotz dem Geschehenen hast Du nicht
das Necht, mich Deiner Person zu berauben. Ich werde Dich
wieder erobern. Ich weiß den Weg. Ich will nur Deinetwegen
berühmt werden. Was kümmern mich alle Anderen? Ich bin
Deines Talentes und Deiner Liebe Kind. Werde ich berühmt,
dann wirst Du erst merken, was ich Dir zu sein vermag. Mehr
als Geliebter; mehr als Sohn. Aber vergieb mir! Vergieb mir!

Nimm mich wieder in Gnaden auf! Wärme mich an Deinem festen, in Liebe zitternden Busen! Sei groß in Deiner Barmherzigkeit, wie Du in der Entsagung groß gewesen bist!" And so weiter.

Wir sahen uns wieder. Aber er zeigte sich so brutal, so grob, so unrein, daß ich mich ihm nicht wieder geben wollte. Er sprach nur von meinem Körper zu mir. Nein: auch noch von seinem Geld; von seinen Möbeln, von der Einrichtung seines Hauses. Er entpuppte sich als einen unausstehlichen Parvenu; der Dichter, den ich geliebt hatte und leider noch liebte, konnte nur noch lüsterne Worte stammeln oder von Kapitalanlage und Kursen sprechen.

Ich weiß, daß ich mit diesem Geständniß Ihr Mitleid, aber auch Ihren Abscheu geweckt habe. Und Ihr Abscheu wird wachsen. Diese Zusammenkunft, die mich so furchtbar enttäuschte, heilte mich noch nicht. Ich fand irgendeine Entschuldigung; ich sah ihn ein zweites Mal wieder. And weil ich, und wärs auch nur für eine einzige Stunde, das Glück ferner Tage noch einmal genießen wollte, war ich feig und willigte ein, mich ihm hinzugeben. Das klingt noch wahnwitziger, wenn ich, der Wahrheit gemäß, hinzu« füge, daß es nicht meine Sinne waren, die mich an diesen Mann fesselten. Seine Amarmung hatte mich nie beseligt; nur seine Nähe mich immer beglückt. Aber ich konnte nicht anders. Mußte mich seinem Wunsch gewähren.

And dann! Nachher! Nicht nur unverzeihlicher Schwäche fand ich mich schuldig; ich verachtete mich wie ein albernes Ding, das sich ohne Rausch weggeworfen hat.

Er sprach: „Nun, da ich Dich wieder in meiner Gewalt ge-, habt habe, ist mir nicht mehr bang. Mein Drama wird gefallen. Lebe wohl! Ich möchte mich Deinetwegen nicht häuslichen Szenen aussetzen. Meine Frau läßt mir nachspioniren, und sähe ich Dich wieder, so wäre zu Haus der Teufel los. Deshalb: Adieu!"

Er ging. Sein Stück fand den erhofften großen Erfolg. Er hatte meine Lebensgeschichte dazu benutzt, sie freilich für seine Zwecke ausgeputzt und geändert; doch das Allerheiligste meines Wesens, des liebenden, verliebten Weibes, ward auf der Bühne enthüllt. Sie kennen das Stück; es ist eine gute Arbeit und eine schlechte Handlung.

Nun wissen Sie Alles. Ich bin sehr unglücklich gewesen. Fünf Iahre lang habe ich aus meiner Verzweiflung aufgebrüllt. War im innersten Herzen von einer Liebe gemartert, deren ich mich schämen mußte, wie Einer sich schämen muß, von einer eklen Ge« schlechtskrankheit gepeinigt zu sein. Ich gesundete nicht. Noch immer liebte ich den Mann, den ich doch verachten mußte.

Nun ist die Wunde vernarbt. Ich denke jetzt nur noch mit
einer Art von Schrecken an ihn, wie an ein bösartiges Geschöpf,
das mir Qualen bereitet hat und neue bereiten möchte.
Ich sah ihn manchmal im Theater und auf geselligen Festen,
Er sagt zu Leuten, die mirs wiedersagen sollen, daß er mich liebe
und nie eine andere Frau lieben werde. Aber er liebt mich nicht
mehr; daß er vor meinem Blick erblaßt und sein Gesicht sich ver-
zerrt, ist leicht zu erklären: ich war sein Opfer; und ein Vergnügen
ists gewiß nicht, Einen, den man gekreuzigt hat, leibhaftig wieder
vor sich zu sehen.
Er hat die Seele eines Levantiners oder einer Dirne. Aber
man unterhält sich zum Entzücken mit ihm und er faszinirt alle
Leute. Dabei lügt er wie ein hysterisches Weib; ohne Grund: nur,
weils ihm eine Lust ist, zu lügen. Aengstlich ist er, trotz seiner
Körperkraft, und zittert vor allen erdenklichen Gefahren. Wer ihn
genau betrachtet, sieht die Memme in ihm.
Ich habe ihn maßlos, zügellos geliebt; mich aber nie völlig
über sein Wesen getäuscht und ihn früh ganz durchschauen gelernt.
Kopenhagen. Georg Brandes.

Aus dem Nietzsche «Archiv.

SU m Februar dieses Iahres ist der erste Band der philologischen
<zW Schriften Nietzsches erschienen und zwei andere Bände sollten
bald folgen. Ich kann wohl sagen, daß ich noch wenige Bände mit
solchem frohen Gefühl der Sicherheit, daß Alles gut gemacht sei,
in die Welt gehen sah wie gerade diesen; denn ein wahrhaft aus-
gezeichneter Herausgeber, Professor Dr. Ernst Konstantin Holzer
in Ulm, hatte seit mehreren Iahren an diesen philologischen Schrif-
ten meines Bruders mit der größten Gewissenhaftigkeit gearbeitet
und mir so viel Erfreuliches daraus mitgetheilt, daß ich mit Sehn-
sucht dem Erscheinen der Bände entgegensah. Auch muß ich ge-
stehen, daß ich zu den philologischen Manuskripten meines Bru-
ders ein besonders zärtliches Verhältniß hatte, das Verhältniß des
Lebensretters zu Dem, den er gerettet hat. Als nämlich mein Bru-
der 1879 feinen Abschied von der Universität Basel nahm, weil er
sehr leidend war und in der nächsten Zeit zu erblinden glaubte,
hatte er die sämmtlichen von ihm geschriebenen philologischen
Hefte auf den Fußboden in eine Ecke des Zimmers geworfen und
die Weisung gegeben, sie zu verbrennen oder einstampfen zu
lassen. Das ging mir aber gegen alle Empfindung und ich erhob

deshalb Einwände; es sei ja fast unmöglich, diese festgebundenen Hefte, in die er seine Vorlesungen und philologischen Aufzeichnungen einzutragen pflegte, zu verbrennen. „Mit den Deckeln geht es natürlich nicht," sagte mein Bruder, nahm ein Federmesser und schnitt bei einem Heft die Fäden durch, die Deckel und Heft verbanden. Zum Glück hatte er ein Heft ergriffen, in dem Etwas stand, wovon er zuvor gesagt hatte, daß es aufbewahrt werden solle. Da bat ich ihn, mir zu gestatten, das Ganze nochmals auszusuchen, damit nichts Falsches verbrannt werde. Schließlich überließ er Alles, wie er sagte: „meiner Liebe und Klugheit". Es waren zwischen den philologischen auch noch andere Manuskripthefte, die jetzt zum größten Theil den Inhalt des neunten und zehnten Bandes der großen Gesammtausgaben bilden und auch von Holzer vortrefflich bearbeitet worden sind. Natürlich habe ich keine Zeile vernichtet, sondern alles von meinem Bruder zur VernichtungBestimmte sorgfältig eingepackt und vonBasel nachNaumburg geschickt. Um den Vernichtungeifer meines Bruders zu verstehen, muß man wissen, wie grenzenlos unangenehm es ihm war, wenn Andere außer mir Einsicht in seine Manuskripte nahmen. Diese von mir vom Feuertod geretteten philologischen Aufzeichnungen meines Bruders sollten nun nach der Meinung Holzers viel interessanter sein, als man bisher angenommen hatte; der Inhalt der folgenden Bände giebt davon eine deutlichere Vorstellung als der des ersten Bandes. Nicht, was Nietzsche für die Philologie, sondern was das Alterthum und die Alterthumswissenschaft für Nietzsche bedeutet hat, lehren uns diese Bände. Auch in diesen Aufzeichnungen fand Holzer den jungen Nietzsche „mit all seinen ungeheuren Hoffnungen, mit der mühsam verhaltenen Gluth des jungen Idealisten"; und so wollte er ihn in einer zu den Philologika gehörigen Brochure schildern. Ich schickte ihm dazu meines Bruders Briefe an Mutter und Schwester aus der leipziger Studentenzeit, um sie darin zu veröffentlichen. Da sich damals der Insel-Verlag weigerte, den Umfang der zwei Halbbände über fünfzig Bogen auszudehnen, konnten diese Briefe gut für tzolzers Zwecke ausgeschieden werden.

Und nun, nach all diesen schönen und beglückenden Hoffnungen, die ich auf Holzer setzte, traf das Nietzsche-Archiv das Unglück, daß er starb, gerade als über den ersten Band der Philologika von allen Seiten anerkennende Urtheile im Nietzsche-Archiv einliefen. Holzer war schon vor einigen Iahren von einem ernsten Magenleiden geplagt, das aber von dem berühmten Professor Leube in Würzburg als nicht bösartig bezeichnet wurde. In den letzten

Iahren, wo er an den Philologika arbeitete, ging es ihm leidlich
und er behauptete, die Freude an dieser Arbeit habe ihn wieder
gesund gemacht. Nach dem letzten Weihnachten kam dann ein
Rückfall seines Leidens, von dem er sich aber erholt zu haben
glaubte, denn er schrieb mir am zwanzigsten Februar, daß er
wieder im Garten spazire, im März zu seiner Erholung Nach dem
sonnigen Italien reisen und sogleich nach der Rückkehr den zweiten
Band der Philologika zum Druck fertig machen wolle. Aber am
ersten März riß der Tod ihn aus allen Plänen.
Professor Holzer war ein Schüler Rohdes, und wenn auch
Rohde und Holzer (in Folge eines unliebsamen Vorganges) per«
sönlich nicht gut auf einander zu sprechen waren, so hatte doch
Holzer durch Rohde die strengste philologische Schulung erhalten
und bewährte sie in allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Aber
nichts lag ihm ferner als philologische Einseitigkeit. Er war eine
Künstlernatur und nach den verschiedensten Seiten hin von un-
gewöhnlicher Begabung, wie Alle, die jemals mit ihm befreundet
gewesen sind, konstatiren. So schreibt einer seiner Iugendfreunde,
Dr. Rudolf Krauß: „Seine Vielseitigkeit war geradezu verblüf-
fend. Der gründlich gebildete klassische Philologe und anregende,
von der Schablone abweichende Lehrer versenkte sich tief in philo«
sophische und anthropologische Probleme: Plato und Nietzsche
waren die Götter, denen er diente. Eine Weile beschäftigte er
sich mit Schädelmessungen und die beklagenswerthe Verdrängung
der edleren Langschädlerrasse durch die verhaßten Rundschädler
war eins seiner Lieblingthemata. Vielleicht überragte seine musi-
kalische Begabung alle übrigen Seiten seines Wesens. Praktisch
und theoretisch gleich vorzüglich geschult, wäre er wahrscheinlich
für den auch von ihm ersehnten Posten eines Universitätprofessors
für Musikgeschichte und Musikästhetik der richtige Mann gewesen."
Man kann sich denken, daß eine solche, künstlerisch und wissen-
schaftlich reich gebildete Persönlichkeit sich besonders gut dazu eig-
nete, die Werke Nietzsches herauszugeben, zumal Holzer Nietzsches
Schriften und deren Entstehung gründlicher kannte als die meisten
anderen Gelehrten. Er urtheilt deshalb immer aus dem Vollen
und nicht nur aus irgendeinem Winkel heraus, wie Solche, die
von Nietzsche wenig oder nichts verstehen, gern thun. Dabei war
er dem Text meines Bruders gegenüber von peinlicher Gewissen-
haftigkeit. Welchen hohen Werth Das für mich hatte, kann nur
Der begreifen, der weiß, wie ich unter meinen halbblinden Augen
leide. Ich muß mich in allen Datirungen und Citaten auf die Mit-
theilungen Anderer verlassen, wobei sich leicht ein Irrthum ein-

schleicht. Wenn ich mich aber an Holzer wandte, konnte ich sicher sein, von höchster Gewissenhaftigkeit unterrichtet zu werden. Die Art, wie Holzer mit dem Fortschreiten der Forschung, also nach neuen Entzifferungen von Briefen und anderen Aktenstücken, frühere Irrthümer berichtigte, Schwankendes feststellte, Festgestelltes wieder schwankend machte, geschickt kombinirte (und zwar ohne jede Rechthaberei), war geradezu bewundernswerth.
Wie viele heitere Stunden haben Holzer und ich berichtigend und verbessernd zusammen verlebt und wie vermochte er die kleinlichen Angriffe der Feinde des Archivs in das ergötzlichste Licht zu stellen! Besonders die wunderliche Annahme, daß die Ausgaben der Nietzsche-Werke und Briefe von mir selbst gemacht seien. Es sind im Laufe der letzten sechzehn Iahre (so lange besteht das Archiv) siebenundfünfzig Bände der verschiedenen Gesammtausgaben und Einzeldrucke erschienen; dazu kommen noch fünf Briefbände. Iedes Wort der großen Gesammtausgaben der Werke und Briefe Nietzsches ist, wo der Artext vorlag, von den Herausgebern entziffert und bei jedem neuen Druck genau verglichen worden, aber niemals von mir, die meiner schwachen Augen wegen nie eine Zeile des Textes für die Veröffentlichung vorbereiten oder Korrekturen lesen konnte. Selbst die Taschenausgabe, deren Inhalt ich ausgewählt und zusammengestellt habe, gründet sich mit jedem Wort auf den Text der von den Herausgebern vielfach revidirten großen Gesammtausgaben. Auch alle Nachberichte beruhen auf den Angaben der Herausgeber in diesen Auflagen, die bis zum Frühjahr 190S, wo die Taschenausgabe zusammengestellt wurde, erschienen waren. Nur die Bände Neun und Zehn der Taschenausgabe enthalten eine ganz neue, erweiterte Ausgabe des „Willens zur Macht" (mit 1067 Abschnitten statt der 483 der alten Ausgabe). Doch ist der selbe Plan, den mein Bruder am siebenzehnten März 1887 entworfen hatte, beibehalten, aber die großen Abtheilungen und die einzelnen Kapitel sind ungemein bereichert worden, da die Herren Horneffer, welche die erste Ausgabe des „Willens zur Macht" besorgten, Nietzsches eigene Angaben dafür vielfach außer Acht gelassen hatten. Die Auswahl und Anordnung stammt von Peter Gast und von mir; aber auch da ist für den richtigen Text und die Korrekturen Gast allein verantwortlich. Die Taschenausgabe wird einen elften und, wenn wir das durch Overbecks Sorglosigkeit in fremde Hände gerathene Nietzsche-Manuskript finden, einen zwölften Band haben. Die Heiterkeit Holzers kannte nun keine Grenzen, wenn er hörte, Alles, was das Archiv veröffentlicht habe, also zweiundsechzig Bände, sei meine Arbeit gewesen.

Selbst wenn ich noch über die leistungfähigen Augen meiner Iugend und über meine ganze Zeit verfügen könnte, wäre solche Leistung, rein philologisch betrachtet, mehr als übermenschlich. Richtig ist, daß Holzer an mir eine gute philologische Schulung rühmte; in der Iugend habe ich, unter der Leiwng meines Bruders, eine größere philologische Arbeit, den Index für die ersten fünfundzwanzig Bände des „Rheinischen Museums", zusammengestellt und diese bescheidene Mitarbeit war von meinem Bruder und dem berühmten Philologen Geheimrath Ritschl lobend anerkannt worden. Danach widmete mir mein Bruder den ersten Privatdruck seine« Homerrede „als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie". Aber seitdem ist manches Iahrzehnt vergangen, viel Kummer und Herzeleid über mich gekommen und meine Augen sind so schlecht geworden, daß ich selbst meine eigenen Arbeiten und alle Briefe diktiren muß. Außerdem war ich bis zum Tode meines Bruders hauptsächlich Krankenpflegerin und dabei immer eine brave Hausfrau, die ihr Hauswesen gern in guter Ordnung sieht. Niemand macht sich aber eine Vorstellung, welche Mühe, Arbeit und Sorgen ich gehabt habe, das Material des Archivs zu sammeln, besonders auch die Briefe, die ich manchmal nur auf den wunderlichsten Umwegen erhalten konnte. Wo hätte ich da noch Zeit und Kraft finden sollen, Werke und Briefe meines Bruders selbständig zu bearbeiten und zu veröffentlichen? Dazu mußte Alles, was ich gesammelt hatte (17 Druckmanuskripte, ungefähr 30 mit losen Blättern gefüllte Mappen, 160 Oktav-, Quart- und Foliohefte und mehr als 1000 Briefe) sorgfältig geprüft, entziffert und mit dem Veröffentlichten verglichen werden. Vierzehn Herausgeber und Mitarbeiter, darunter Männer ersten Ranges, find daran betheiligt gewesen und zum Theil noch betheiligt. Den meisten Herren konnte ich volles Vertrauen schenken und das Material in die eigene Häuslichkeit mitgeben, so daß nur der kleinste Theil der Arbeit im Archiv selbst gemacht worden ist. Wie wenig die Arbeit Dr. Kögels und der beiden Herren Horneffer Dem entsprach, was das Archiv von ihnen erwartete, ist festgestellt worden. Alle anderen Herren haben mit der von mir ersehnten Gewissenhaftigkeit gearbeitet; natürlich waren, ehe nicht sämmtliche Briefe und Aktenstücke veröffentlicht sind (was noch einige Iahre dauern wird), kleine Irrthümer nicht zu vermeiden. Holzer zürnte über „die zum Himmel schreiende Undankbarkeit unwissenschaftlicher Klugschwätzer", die, statt dankbar dafür zu sein, daß ich die Nietzsche-Manuskripte gerettet, gesammelt und mit großen Kosten für ihre Veröffentlichung gesorgt habe, an den fortschreitenden Veröffent-

lichungen herummäkelten. Ohne mich wäre allerdings nicht der
dritte Theil des Nachlasses vorhanden und auch dieser noch nicht
veröffentlicht. Ich selbst habe mich aber noch keinen Augenblick
über diese Undankbarkeit gewundert. Wenn man alt ist, einen
fröhlichen Sinn hat und den Zarathustra kennt, so versteht man
nach allerlei üblen Erfahrungen ohne Bitterkeit, daß man den
Menschen ungebeten kein großes Geschenk machen darf. „Gieb
ihnen nichts," sagte der Heilige, „und willst Du ihnen geben, so
gieb nicht mehr als ein Almosen und laß sie noch darum betteln!"
Vielleicht war der literarische Nachlaß Nietzsches ein für die Gegen-
wart zu großes Geschenk. Iedenfalls hätte ich es ohne die vortreff«
lichen Berather und Mitarbeiter überhaupt nicht geben können.
Und hier muß ich mit der innigsten Dankbarkeit des Verstor«
benen gedenken, zu dessen Ehre dieser Artikel geschrieben ist. Pro«
fessor Holzer ist mir in den letzten Iahren ein treuer Berather ge-
wesen und versprach mir, als ich im vorigen Herbst so betrübt über
den Tod meines langjährigen besten Iugendfreundes, des Geheim-
rathes Heinze, war, in Zukunft noch mehr in allen Einzelheiten
mir zu helfen. Er versprach mir auch bei dem gerbstbesuch in Ulm,
sich bald pensioniren zu lassen und dann seine ganze Zeit der Re-
vision aller Nietzsche-Bände zu widmen. Er wollte ein kleines
Buch schreiben, ungefähr in dem Sinn eines früher veröffentlich«
ten Artikels: „Wie soll man Nietzsches Werke und Briefe heraus«
geben?" Noch mehr erfreute mich der andere Plan Holzers, in
einer besonderen Schrift das Bild des jungen Nietzsche zu zeichnen.
Das Büchlein war in seinem Kopf schon fertig und mit wahrer Be-
geisterung erzählte er mir daraus. Er hatte sich auch dazu von den
verschiedensten Seiten Nachrichten zu verschaffen gesucht. Er wollte
den „ersten Nietzsche" vom Ende der sechziger bis Mitte der sieben-
ziger Iahre schildern, „den Freund Wagners, den Nietzsche, den
„Erwin Rohde schwärmerisch geliebt hat. Den jungen Nietzsche,
„den hoffenden, vertrauenden, der mit einem ungeheuren Glauben
„an seine Ideale und seine Freunde muthig auf die Zukunft los«
„ging, den Kämpfer, der in den ersten siebenziger Iahren im Ge-
„fühl seiner üppigsten Kraft lebt, so, wie er einmal bei einem Be-
„such in Basel einem Freund erschien: feurig, elastisch, selbstbewußt
„wie ein junger Löwe". Der Tod nahm Holzer die Feder aus der
Hand. Wer zeichnet uns nun das Bild des jungen Nietzsche mit so
innigem Verständniß und mit all der philologischen Treue und
Gewissenhaftigkeit, die Ernst Holzer auszeichnete?

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Rußlands Finanzen.
er Staatsbankerot Rußlands wurde nach dem Ausgang des ost-
asiatischen Krieges und den nicht minder schädlichen Straßen-
aufständen und Wirren in der volkswirtbschaftlichen Literatur Deutsch-
lands so laut gepredigt, als handle sichs um verbürgte, unabwendbare
Thatsachen. Bedenkt man, mit welcher im Gesetz begründeten Scheu
im bürgerlichen Leben Ieder über die Vermögenslage eines Anderen
öffentlich zu reden pflegt, so muß man über die laute Verurtheilung
russischer Finanzkraft staunen; selbst wenn man zugiebt, daß die durch
den Krieg bewirkte hohe Verschuldung, die zum Theil noch ganz ver-
altete Bodenbebauung und die Mängel einer fast überall verseuchten
Bureaukratie Grund zu ernsten Bedenken bieten. Und der Bankerot,
die Schädigung der Staatsgläubiger wurde nicht etwa nur von Dilet-
tanten, nach Volksgunst oder Sensation haschenden Dutzendschreibern
geweissagt: sogar ernste, sonst kühle Fachleute unterlagen der suggesti-
ven Gespensterfurcht. Schließlich warnten selbst Männer von Namen
das deutsche Kapitalistenpublikum, dem russischen Reich künftig noch
Kredit zu gewähren. War diese Warnung berechtigt? Ist Rußlands
Finanzkraft und Leistungfähigkeit wirklich so gering, daß ein vorsichti-
ger Kapitalist sich hüten muß, ihm Geld zu borgen? Dieser Frage will
ich auf dem festen Grund authentischer Ziffern die Antwort suchen. Die
Spur der äußeren und inneren Wirrniß ist verwischt und die Staats-
maschine steht, seit die Konstitution nicht mehr angefochten wird, unter
öffentlicher Kontrole. Da ist neue Prüfung des Status also Pflicht.
Während Deutschland mißtrauisch über die Grenze blickte, haben
die Engländer sich bemüht, die Gold- und Silberschätze Sibiriens, die
Kupfer- und Erzlager Turkestans, die Platina- und Edelsteinfelder des
Ural, die Erz- und Steinkohlenminen Kaukasiens, den Bodenreichthum
Südrußlands auszubeuten. Seit Iahren durchforschten britische Kapi-
talisten still, aber eifrig das Reich. Ietzt haben sie gefunden, was sie
suchten; haben lächerlich niedrige Preise gezahlt und können den pri-
vaten und nationalen Wohlstand ihrer Heimath bald nun um Millio-
nen, vielleicht um Milliarden vermehren. Das ist die Folge unserer
scheuen Zurückhaltung. Mit solchen WaffensiegtEngland(undAmerika)
heute noch im Wettkampf um die wirthschaftliche Vormacht.
Unter Berufung auf die Autorität des auch von mir nach Ver-
dienst gewürdigten moskauer Professors Oserow wurde die russische
Reichsbank hart getadelt, weil sie „viele Millionen in geheimen, statu-
tenwidrigen Darlehen fortgegeben habe, um mehr oder minder hoff-
nunglose industrielle Unternehmungen vor dem Zusammenbruch zu
bewahren"; so habe, zum Beispiel, „bis 1902 die notorisch faule Lena-
Goldabbaugesellschaft über zehn Millionen erhalten". Diese Lena-
Werke, die bis ins Iahr 1908 keine Dividende gaben, wurden im Lauf
dieses Iahres von einer englischen Gesellschaft gekauft und hießen seit-
dem „I^sos Sola ?islas «o, I.ta'.". Die mit 500 Rubel Nennwerth aus-

gegebenen Aktien der nach Oserow als „faul" geltenden Gesellschaft
wurden, Stück vor Stück, mit 600 Rubel bezahlt. Ihr Kurs war Ende
September 1909: 1175, Ende Mai 1910: 2700. Für nominal 600 Ru-
bel wurde also das fast Fünffache gezahlt. Und diese ungeheure Preis-
steigerung ist nicht etwa dnrch schwindelhafte Börsenmanöver bewirkt,
denen ein Krach folgen muß, sondern in der Entwickelung der Gesell-
schaft begründet, die schon im ersten Betriebsjahr unter englischer Ver-
waltung 500 Pud (8000 Kilogramm) mehr Gold aus dem Boden
schürfte, als im Iahr vorher ans Licht gebracht worden war. Wie fast
immer und überall bei russischen Unternehmungen, die Iahrzehnte
lang hrach liegen, nicht leben und nicht sterben können, hat es eben
auch hier nur an Geld, sachkundiger Organisation und Thatkraft ge-
fehlt. Weil sie fehlten, kam es nicht zu rationeller Hebung der Boden-
schätze. Das haben die klugen Briten früh erkannt; und sich den Man-
gel mit schlauer Energie nutzbar gemacht. Das oft wiederholte Mühen
moskauer Banken, die Lena-Aktien zu sehr hohem Kurs zurückzukau-
fen, blieb erfolglos. Die Engländer haben Pfundshares (Zehnrubel-
papiere) ausgegeben; und heute findet man in Werkstätten und Ge-
sindestuben Britaniens Aktionäre der Lena-Werke. Ist daraus für
Deutschland nichts zu lernen?

Die viel erörterte Frage, was der russisch-japanische Krieg ge-
kostet habe, kann auch heute noch nicht endgiltig beantwortet werden.
Noch immer sind nicht alle an die Staatskasse gestellten Forderungen
erledigt. Aber der Betrag schrumpft allmählich zusammen. Im Bud-
get für 1909 wurde er auf 17422000, in dem für 1910 nur noch auf
3841000 Rubel beziffert; er hatte sich im Lauf eines Iahres also um
13681000 Rubel vermindert. Heute kann man, trotz den noch zu er-
wartenden Nachträgen, sagen, daß der Krieg jedenfalls nicht mehr als
2Vs Milliarden gekostet hat.

Die Staatsschuld Rußlands, die bis zum ersten Ianuar 1908 mit
einem Bestand von 8710066204 Rubeln ausgewiesen war, zeigt seit-
dem die folgende Entwickelung:

Zunahme im Iahr 1908: 123817987 Rubel
Zunahme im Iahr 1909: 202872242 „
Bestand am ersten Ianuar 1910: 9038756433 „

Die Staatsschuld hat im Lauf zweier Iahre also um 328690229 Rubel
zugenommen. Vergleicht man diese Summe mit den Zunahmen wäh-
rend der Kriegsjahre (1904: > 430378759; 1905: ^- 615405312; 1906:
^' 927681580 Rubel), so fällt die Verminderung ins Auge und lehrt
den Unbefangenen erkennen, daß die russische Staatswirthschaft all-
mählich in normale Bahnen zurückkehrt.

Am ersten November 1907 legte der Finanzminister dem Reichs-
rath und der Reichsduma den Entwurf des Staatshaushaltsetats für
das Iahr 1908 vor. Die Hauptziffern seien hier wiederholt. Ordent-
liche Einnahmen: 2318887000, außerordentliche: 7000000, zusammen
also 2325887000 Rubel; ordentliche Ausgaben: 2317550169, außer-

ordentliche: 197965697, zusammen 2515515866 Rubel. Der Fehlbetrag von 189628866 Rubeln sollte auf dem Kreditweg beschafft werden. Der von Reichsrath und Duma geänderte Entwurf, dessen Fassung vom Kaiser genehmigt wurde, bot dem Blick andere Ziffern. Ordentliche Einnahmen: 2386945498, außerordentliche: 12981200, zusammen 2399926698 Rubel. Ordentliche Ausgaben: 2312251090, außerordentliche: 269152078, zusammen 2581403168 Rubel. Die ordentlichen Einnahmen waren mit einem Ueberschuß von 74694408 Rubeln gegen die Ausgaben des Ordinariums angesetzt. Die Deckung des außerordentlichen Aufwandes ergab nach Ueberweisung des Einnahmenüberschusses und der zu erwartenden außerordentlichen Eingänge (12 981200 Rubel) einen Fehlbetrag von 181476470 Rubeln. Der Erlaß vom neunzehnten Iuni 1908 verfügte die Aufnahme der dritten fünfprozentigen inneren Anleihe im Nennbetrag von 200 Millionen Rubeln.

Der vom Kaiser in Uebereinstimmung mit den beiden gesetzgebenden Körperschaften genehmigte Staatshaushaltsplan für das Iahr 1909 schließt mit den folgenden Hauptziffern ab. Ordentliche Einnahmen: 2458740982, ordentliche Ausgaben: 2449534917, also Einnahmeüberschuß im Ordinarium 9206065 Rubel. Im Extraordinarium sind die Sinnahmen auf 5181200, die Ausgaben auf 145514061 Rubel veranschlagt. Fehlbetrag (Nach Einrechnung des Einnahmenüberschusses): 131126796 Rubel. Im Budget für 1910 hatte die Regirung einen Fehlbetrag von 84215023 Rubeln angenommen; als es von der Volksvertretung revidirt war, schloß es mit einem Ueberschutz von 4723692 Rubeln. Diese Ziffern beweisen unwiderleglich, daß Rußlands Finanzen heute anders zu beurtheilen sind als in der ersten Zeit nach dem Krieg und den Massenunruhen.

Darüber läßt auch der Kursstand der russischen Papiere keinen Zweifel. Die vierprozentige Staatsrente stieg im Laufe eines Iahres um 13 Prozent; und in der selben Zeit hatten fast alle Banken, Versicherunganstalten, Eisenbahngesellschaften sehr beträchtlicheKurssteigerungen zu verzeichnen.

Ueber die russischen Goldvorräthe, die in den Schatzkammern der Reichsbank und in ausländischem Gewahrsam liegen, giebt die folgende (bisher nicht veröffentlichte) Uebersicht Aufschluß. Der Goldbestand im Ausland und in den Renteien betrug:

1183500000 Rubel
1161000000 „
1218600000 ,,
1412000000

Von 1908 bis 1909 also eine Steigerung um 57600000 Rubel; von 1909 bis 1910 sogar eine um 193400000 Rubel.

Interessant und für die gesunde Entwickelung Rußlands charakteristisch ist auch das Wachsthum der aus den russischen Bergwerken an die fiskalischen Goldschmelzlaboratorien im Lauf der letzten vier

Am ersten Ianuar 1907
„
»
1908
»
„
»
1909
„
1910

Iahre gelangten Goldmengen. Auch diese Ziffern sind bisher nicht veröffentlicht worden.

Gewicht des reinen Soldes: Ilmarbcitungwerth:
1906: 2262 Pud 19 Pfund «867000 Rubel
1907: 2288 „02 „ 48408000 „
1908: 2576 „36 „ 54514000
1909: 2974 „12 „ 62928000 „
Zunahme von 1906 auf 1907: 54100« Rubel
„ 1907 „ 1908: 6116000 „
„ 1908 „ 1909: 8414000 „

Die Operationen der Kreditkanzlei, die ausschließlich den Geschäften der Staatskasse gelten, waren in den Iahren 1908 und 1909 beträchtlich eingeschränkt. Das wurde durch die Stabilität der Kurse und durch die für Rußland günstige Handelsbilanz ermöglicht. Im Iahr 1909 verkaufte die Kreditkanzlei überhaupt nichts. Das wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Kurs der berliner Börse für Petersburg im August und September 46,0 als Rubelpreis für 100 Mark und 217,39 als Markpreis für 100 Rubel betrug, also den „Goldpunkt" überstieg und dadurch den Zufluß von Gold aus dem Ausland herbeiführte. Der „Goldpunkt" ist in Berlin für Einfuhr 215,05, für Ausfuhr 216,94.

Die folgende Tabelle zeigt die Schwankungen des russischen Auslandhandels während der letzten elf Iahre (die Zahlen bezeichnen Millionen Rubel):

Iahr	Ausfuhr	Einfuhr	Umsatz	Bilanz	Einfuhrzoll
1899	601,6	594,4	1196.0	7.2	201,9
1900	688,4	572,1	1260,5	116,3	185,5
1901	729,8	532,9	1 262,7	196,9	203,9
1902	825,4	529,1	1354.5	296,3	207,2
1903	949,7	602,6	1552,3	347,1	221,4
im Durchschnitt	759,0	566,2	1325,2	192,8	204,0
1904	955,8	581,8	1537,6	374,0	211.6
1905	1017,9	559.3	1 577,2	458,«	207,2
1906	1001,9	624,4	1 626.3	377,5	228,0
1907	991,5	701,5			

1 693,0
290,9
239,4
1908
938.8
760,4
1699,2
178,4
257,4
im Durchschnitt
981,2
645.5
1 626,7
335,7
228,7
1909
1 366,4
788,4
2 154,8
578,0
249,4
Der gesammte Handelsertrag des Iahres 1909 bezifferte sich auf
2154,8 Millionen Rubel. Ein Vergleich der Durchschnittsziffern aus
den Handelsbilanzen für die Iahre 1904 bis 1909 zeigt für das Iahr
1909 eine Steigerung der Ausfuhr um 39,3, der Einfuhr um 22,1, des

Zollertrages bei der Einfuhr um 9,1 Prozent. Die Handelsbilanz des Iahres 1909 hat die des Vorjahres um mehr als eine halbe Milliarde, also um das Dreifache, überstiegen. Ihre höchste Ziffer erreichten 1909: die Ausfuhr im September und Oktober; die Einfuhr im August und September; die Zolleinnahmen im September und Oktober. An der Ausfuhr des Iahres 1909 waren betheiligt: Lebensmittel im Werth von (in Tausenden von Rubeln) 900326 (gegen 517944 im Iahr 1908 und 559962 im Iahr 1907); Roherzeugnisse im Werth von 416276 (gegen 370719 im Iahr 1908 und 383613 im Iahr 1907); Vieh im Werth von 25044 (gegen 23386 im Iahr 1908 und 227« im Iahr 1907); Industrieprodukte im Werth von 24727 (gegen 26720 im Jahr 1908 und 25205 im Iahr 1907). Die Ausfuhrziffern zeigen gegen die Durchschnittsziffern der Iahre 1904 bis 1908 eine Zunahme um 51,2 Prozent für Lebensmittel, um 22,9 Prozent für Rohprodukte, um 19 Prozent für lebendes Vieh. Dagegen in der Ausfuhr der Industrieprodukte einen Rückgang von 19 Prozent.

Noch ein paar Ziffern aus der Entwickelung der öffentlichen Sparkassen; im Iahr 1868 gab es 64, im Iahr 1908 schon 6792. Der Ueberschuß der Spareinlagen betrug am Ende des Iahres

1906: 1035,0 Millionen Rubel
1907: 1149,2 „ „
1908: 1207,6 „ „

Das Gesammtdefizit der russischen Eisenbahnen (die Rücklagen zur Tilgung der Eisenbahnanleihen und anderer Verpflichtung sind eingerechnet) zeigen die folgenden Ziffern:

Jahr:	Zahl dcr Schienenwerste-	Defizit:
1900	50129	264S111 Rubel
1901	53419	, . 35149842 „
1902	54366	. . 40370024 .,
1903	54825	, , 20561695 „
1904	55959	32586828
'1905	57410	, , 89545226 „
1906	59771	. , 113402774 „
1907	60537	. . 119967249 „

Die Schätzungen der noch nicht ziffernmäßig abgeschlossenen Iahrgänge 1908 und 1909 beziffern das Defizit auf 98000000 und 80000000 Rubel. Im Iahr 1910 dürfte das Defizit, da der Betrieb wesentlich verbessert worden ist und die ungemein günstige Ernte des vorigen Iahres nachwirkt, sich noch verringern.

Das Gesammtbild dieser Zahlen wird, so hoffe ich, auch Zweiflern beweisen, daß ich mich nicht einem ruchlosen Optimismus hingab, als ich die Nothwendigkeit betonte, veraltete Urtheile ruhen zu lassen und Rußlands Wirthschaft und Finanzen mit unbefangenem Auge jetzt noch einmal zu prüfen. Diese Prüfung wird auf fast allen wichtigen Gebieten eine wesentliche Besserung ergeben und erweisen, daß die Unheilspropheten nicht Recht behalten haben.

Sankt Petersburg. Dr. Adrian Polly.

Katanga.

^ ie Entwickelung des Kupferpreises hat Manchen enttäuscht. Seit dem Absturz von dem höchsten Gipfel, feit 1907 ist Kupfer billig geblieben. Man war bescheiden geworden und hielt sich still, wenns nicht hinter den londoner Kassekurs von 60 L zurückging. Der niedrige Preis, hoffte man, wird den Verbrauch steigern. Aber auf dem Kupfer» markt siehts immer noch nicht gut aus; und die letzten Wochen waren besonders schlimm. Die londoner Kupfernotiz senkte sich auf 54Vt ^ und trieb die Erinnerung bis zu fernen Tagen zurück. Als das Se» crstan-Syndikat im Iahr 1889 stürzte, schoß der Kupferpreis von 70 auf 35 ^. Solche Halbirung, nur nicht eine fo schnelle, haben wir feit 1907 wieder erlebt. Damals kletterte der Kurs bis auf 111; heute steht er zwischen 55 und 56. Dabei ist das in der Kupferproduktion ausgedrückte Kapital größer geworden. Schon Adam Smith lehrt, daß ein ständiger Ausgleich zwischen liegendem und umlaufendem Ka« pital besteht. Ienes muß durch dieses alimentirt werden. Diese Er- nährung hängt aber von der Sicherheit ab, daß das ruhende Kapital ein genügendes Einkommen bringt. Wenn von einer Waare zu viel produzirt wird, kann das Anlagekapital nicht mehr in normaler Weise ernährt, muß durch künstliche Mittel ein gewisser Umlauf gesichert wer- den. Das beliebteste Mittel ist die Ermäßigung der Verkaufspreise. Un- fehlbar ist auch dieses Mittel nicht; oft geräth dann der Absatz erst recht ins Stocken. Die Käufer geben sich dem Glauben hin, der gesunkene Preis werde noch tiefer fallen, und warten deshalb mit ihrem Bedars.

In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten lagen Ende Januar 1909 nur 117278, Ende Dezember 172310 Tonnen Kupfer; Ende Ianuar 1910 warens 154765 und jetzt zählt man 178434 Tonnen. Das bedeutet im Vergleich mit dem Stande des vorigen Sommers ein Plus von 46000 Tonnen. Die Ueberproduktion (Das mag ein leid- licher Trost sein) trifft zum allergrößten Theil Amerika. Da, hieß es im Herbst, werde ein großer Kupfertrust geplant. Man sprach von Ver- handlungen zwischen Morgan, Thomas Nyan (dem Präsidenten der Amalgamated Co.), Guggenheim und der Firma Phelps, Dodge H Co., die eine gemeinsame Verkaufsgesellschaft (mit 150 Millionen Dollars Kapital) gründen und so den Kupfermarkt kontroliren wollen. Die neue Gesellschaft sollte Kupfer kaufen, verkaufen und lombardiren. Die Lombardirung von Kupfer gehört zu den Praktiken der amerikanischen Spekulanten. Sie geben in Europa, namentlich in London, große Kupfermengen in Lombard, um den Markt zu „entlasten" und dem Preis „Luft zu schaffen". Als ein Sauerstoffapparat dieser Art sollte auch die neue Kombination wirken. Doch der Plan wurde als Phan- tasterei bezeichnet und man hörte bald nur noch von einem Abkommen, das die Produktion einschränken solle. Früh drängte sich der Zweifel auf, ob die amerikanischenKupferproduzenten sich einer Beschränkung unter- werfen könnten, ohne die Kosten der Produktion ins Uebermaß wachsen

zu lassen. Die Kosten richten sich, zum Theil, nach dem Umfang der Förderung. Wer auf Massenproduktion eingerichtet ist, arbeitet billiger als der Unternehmer mit begrenzter Leistung. Auch in den amerikanischen Kupfergruben kommts also auf die „Masse" an. Und dieser wichtigsten Voraussetzung eines rentablen Betriebes wird sich kein Kupfermann freiwillig berauben. Annähernde Gleichheit der Produktionkosten müßte erreicht sein, ehe von Kontingentirung und Preiskonvention die Rede fein könnte. Mit dem neuen Trust wars also nichts; und der alte Sam Guggenheim warf das Kartenhaus vollends über den Haufen, als er einem Iournalisten, der ihn ausfragte, die lakonische Antwort gab: „NotKinA! ^.bout votKiiiA!" Wirklich hatte sichZ nur um bubbls« und blukks gehandelt. Die Situation des Kupfermarktes ist noch schlechter, als sie vor acht Monaten war: gewachsene Aeberproduktion und gesunkener Kupferpreis. Das Trustgerede sollte nur die ärgsten Sorgen mildern und dem Kupferpreis einen Halt schaffen. Der Rückblick auf diese Trustpläne zeigt aber, daß alle Naturprodukte, die unter amerikanischer Kontrole stehen, die Beziehungen zur wirklichen Welt fast schon verloren haben. Deshalb zittert der Vankee vor der Möglichkeit, den Einfluß auf seine heiligsten Güter (Kupfer, Petroleum, Baumwolle, Weizen) zu verlieren. Die Erdrosselung der Standard Sil Company in Oesterreich ist ein Kinderspiel gegen die Gefahr, unter der das amerikanische Kupfer steht. Ihm erwächst im fernen Süden ein Rival, der schon jetzt alle Eigenschaften eines respektablen Gegners zeigt.

Hart an der Grenze des Goldlandes Rhodesia liegt das Kupferland Katanga. Dieser mit Mineralreichthümern gesegnete Strich zieht sich, im Südosten des Kongostaates, zwischen dem Kongo und dem Tanganjikasee hin, ist also im Osten von Deutsch-Ostafrika, im Süden von Britisch-Rhodesien begrenzt. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde auf Katanga gelenkt, als, nach dem Tod Leopolds des Zweiten, in der belgischen Kammer die eigenartigen Kongogeschäfte des königlichen Spekulanten kritisirt wurden. Der Bericht des Abgeordneten Tibbaut brachte zu öffentlicher Kenntniß, daß in der Provinz Katanga schon seit Iahren die britische Macht dominirt. Leopold konnte seinen Belgiern nicht verzeihen, daß sie über die Behandlung der Eingeborenen anderer Ansicht waren als er; und um die lästigen Debatten loszuwerden, gab er den Engländern den größten Theil der Katangaminen, Die Briten erfreuen sich ausgezeichneter Riechorgane, die auch das tief unter der Erde Ruhende wittern. Bob Williams, ein eben so tüchtiger wie geriebener Unternehmer, wußte schon gegen Ende des vorigen Iahrhunderts, daß die Erzschichten von Rhodesien in Katanga ihre Fortsetzung haben. Um möglichst rasch und geräuschlos die Hand auf den Reichthum zu legen, gründete er die Tanganjika-Gesellschaft zum Bau von Eisenbahnen und zum Erwerb von Bergwerken. Die Williams-Gruppe trat mit der ursprünglich belgischen Katangagesellschaft und dem (später von Leopold eingesetzten) Oomits Lpsoial ciu Xstan^s in Verbindung und erreichte, daß ihr 45 Prozent von den Antheilen

des belgischen Komitees abgetreten wurden. Das Land wurde nach
allen Himmelsrichtungen durch Sachverständige sezirt und man fand
große Erzlager. Für Eisenbahnlinien, die von den Erzstätten nach den
Küstenplätzen führen, wurde gesorgt. Die wichtigste Trace ist die der
Kap-Kairobahn, die bis ins Katangagebiet fertig ist. Außerdem hat
eine von Williams gegründete Eisenbahngesellschaft einen Schienen-
strang gelegt, der die wichtigsten Distrikte des Erzreviers durchschneidet.
Der Einfluß Britaniens nahm mehr und mehr zu. Leopolds Rache
hatte bewirkt, daß sich das Oomits Zpsoisl mit der Tanganjika-Gesell-
schaft zur Union Kliniörs au Laut üswnAs vereinte. Von den 200 vgl)
Stück Aktien des neuen Unternehmens besitzen Williams nnd seine
Anhänger mindestens die Hälfte; mit der sicheren Majorität in der
Gesammtgesellschaft hätten die Engländer Katanga in der Hand: denn
die Union WniSrs hat mehr als 130 Erzlager für die Dauer eines Iahr-
hunderts belegt. Die Kupfergruben des Katangalandes sollen alle
anderen Lager an Ergiebigkeit übertreffen. Das Katangakupfer kann,
wie Sachverständige festgestellt haben, den Weltmarkt auf lange Iahre
allein versorgen. Das wäre noch nicht schlimm, wenn dieses Produkt
theurer wäre als das altbekannte. Aber das südafrikanische Kupfer
kann zu 25 bis 46 L pro Tonne auf den Markt gebracht werden. Der
höchste Preis ist noch um 10 L niedriger als der tiefste londoner Satz
aus den letzten Iahren. Die Amerikaner wären vom Weltmarkt ab-
geschnitten, wenn die Rechnung der Katangaleute sich als richtig er-
wiese. Noch sind wenige Gruben im Betrieb; schon aber können W bis
50LD0 Tonnen herausgebracht werden. Eine neue Last für den Markt.
Die Vankees sind über die Vorgänge im Katangaland natürlich
eben so genau unterrichtet wie die londoner Spekulanten. Diese That-
sache erklärt die Ereignisse, die auf dem Kupfermarkt zu beobachten
waren. Eins der beliebtesten Spielpapiere, die Rio Tinto-Aktie, ver-
lor seit dem Ianuar 32ö Francs am Kurs. Die beiden amerikanischen
Shares, Amalgamated und Anaconda, gingen um 25 und 15 Prozent
zurück. Solche Ziffern verrathen die Unruhe der Spekulation. Die
Amerikaner könnten die Entwerthung ihres Besitzes selbst dann nicht
vermeiden, wenn ihnen ein Bündniß mit Katanga gelänge: denn sie
müßten ihren Preis herabsetzen. Das könnten, ohne Lebensgefahr, nur
die Produzenten thun, die mit geringen Kosten arbeiten. Und auch sie
kämen kaum zu ausreichendem Gewinn, wenn sie gezwungen wären,
bis zn den Katangapreisen herunterzugehen. Die Pankees sind den
Engländern mit gebundenen Händen ausgeliefert. Sie hatten bis jetzt
die Konkurrenz mit fremdem Kupfer noch nicht fürchten gelernt. Die
wenigen reichen Erzgruben sind ihnen nicht gefährlich geworden. In
Katanga tritt zum ersten Mal ein ebenbürtiger Kämpe in die Bahn.
Wie wird der Kampf enden? Das europäische Kapital ist so stark in
amerikanischen Coppershares engagirt, daß es sich für die Nachrichten
aus dem britischen Kupferreich interessiren muß; und die Verbraucher
dürfen sich der Aussicht auf niedrigere Preise freuen. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb S. m. b. tz. in Berlin.

Berlin, den 9. Juli 191«.

Schönebecks.

II.*)

Linionia n^8terica.

^or vierzehn Tagen habe ich hier versucht, das vor und nach der Weihnacht des Jahres 1907 im allensteiner Haus des Majors Gustav von Schoenebeck Geschehene mit dem von der Psychopathologie gelieferten Werkzeug abzutasten und dem Menschensinn zum Verständniß des ihm unverständlich Scheinenden zu helfen. Zu ergründen, wie in dem Artilleriehauptmann Hugo von Goeben der Drang nach Martyrien, dann der Mordplan entstand und wie der Major von Schoenebeck, in dem die Kameraden doch einen Mann von Ehrgefühl sahen, das Treiben seiner Ehefrau dulden konnte. DieserVersuch.dem allesnichtzurSicherung seines Gelingens Nöthige fern zu halten war, mußte ins dunkle Land derSexualpathologie führen. Um neben dem lauten Prahlerdrängen in Märtyrerruhm das stille Martyrium Eines zu zeigen, der seines Rockes und seiner Kinder wegen das Bewußtsein der Geschlechtsschmach und die ihm wohl noch schwerere Last der stumm lächelnden Verachtung trug, war eine Darstellung unvermeidlich, die sich nicht von prüden Aengstcn noch vom cant der Heuchlergewohnheit einschüchtern ließ. («Eine traurige Wahrnehmung," sagt der Preußenmagister Treitschke, «lehrt, daß die sogenannte Oeffentliche Meinung immer viel moralischer ist als die Thaten der einzelnen Menschen. Dcr^urMchuMmMch schämt sich, tausend Dinge,, die er wirklich thut, öffentlich gnszurcchenund zubilligen.Wils dcrgcwöhnlicheMensch,wcnnezun-

^ft" vom fünfundzwanzigsten Iuni 1910.

betheiligt ist, imTugendkosakenthumleistenkann,istunglaublich.")
Wieausderpsychischen^MM
denHysterikererosie inGoeben derWillezurThat erwuchs, mußte
dargestellt werden. Das zu solcherDarstellung nothwendigeThat-
sachenmaterial fand ich in den Berichten über die allensteiner
Kriegs-undSchwurgerichtsverhandlungenundindemGutachten,
das der münchener Psychiater Dr. Albert Freiherr von Schrenck-
Notzing in der Strafsache wider Goeben 1908 erstattet und «auf
den ausgesprochenen Wunsch des Angeklagten der Oeffentlichkcit
übergeben hat". (Am zweiundzwanzigsten Februar 1909 ist es
im Doppelheft 3/4 des vom Professor I)r. Hans Groß herausge-
gebenen «Archivs für Kriminalanthropologie und Kriminalistik"
veröffentlichtworden.) Alle von mir aus der vits 8exualisGoebens
und seiner To angeführten oder angedeuteten Vorgänge waren
aus den Gerichtsberichten und aus diesem Gutachten bekannt; neu
war nur die psychologische Deutung und der Versuch, ohne den
Gerichtsapparat Das zu geben, was die französische Kriminalistik
die Rekonstruktion des Verbrechens nennt. Schrenck-Notzing hat
den angeklagtenHauptmannTage lang imGefängniß beobachtet,
mehrmals gründlich untersucht, Schrift« und Gedächtnißproben
mit ihm gemacht und aus seinem Munde die ausführlichste Beichte
gehört. Ersagt: „MeinGutachten stützt sich auf das Studium der
kriegsgerichtlichen Akten und auf eine mehrtägige eigene Beob-
achtung des Angeklagten im allensteiner Militärgefängniß. Das
Geständniß, die eigenen Angaben des Angeklagten über seinen
Lebenslauf und über die Beziehungen zurFrau von Schoenebeck
sind hier mitverwcrthetworden, da, abgesehen vonihrerUeberein-
stimmung mit klinischen Krankheitbildern und Erfahrungen, kein
Anlaß besteht, ihnen die Glaubhaftigkeit abzusprechen. Nach an-
fänglichem Leugnen hat Goeben ein vollständig in sich geschlosse-
nes und mit dem auf andere Weise erlangten Beweismaterial
lückenlos übereinstimmendes Bild der ganzen Strafhandlung dem
Untersuchungrichter und dem Sachverständigen gegeben. Diese
Schilderung enthält den Angeklagten schwer belastende Einzel-
heiten, die vielleicht auf andere Weise überhaupt nicht zur Kenntniß
des Gerichtes gelangt wären. Dazu kommt das vollständige Feh-
len von Thatzeugen. Aber auch wennGoebens Darstellung nicht
völlig dem wirklichen Ablauf dieses fürchterlichen Dramas ent-
spräche, so würde an derGröße seinerSchuld kaum Etwas geän-

dert. Demnach scheint es berechtigt, auch in Bezug auf die That-
umstcinde die Mittheilungen des Angeklagten gelten zu lassen.
Goeben war gut orientirtüber allgemeine Lebensverhältnisse, ge-
schichtliche, geographische Daten; wußte auch ziemlich genau alle
Fragen über seinen Lebenslauf und über die Einzelheiten der
Strafthat zu beantworten. Dagegen war sein Namensgedächtniß
schlecht. Er konnte weder denNamen seines letzten Burschen noch
die der Unteroffiziere seiner Batterie nennen. Er besaß keine be-
sonderen sprachlichen Kenntnisse.Aufgefordert, las er aus einem
ihm gehörigen Buch (über die Französische Revolution) eine halbe
Sertelautvor und Wardann nicht im Stande, denInhalt desGe-
lesenen annähernd genau wiederzugeben. Die Art der Reproduk-
tion machte einen direkt schülerhaften Eindruck. So weit es sich um
eigene Interessen und die Produkte seiner überaus regen Phan-
tasie handelte, war seinekombinatorischeFähigkeit außergewöhn-
lich gut. Dagegen waren Kritik und Hemmung der sich ihm je nach
der momentanen Gefühlslage aufdrängenden Vorstellungverbin-
dungen mangelhaft; das geordnete systematische Denken fehlte.
DiemitFrauvonSchoenebeckzusammenhängendenVorstellungs-
komplere waren über die Norm vom Gefühl betont, überwerthig
und beherrschten seinen Gedankengang. Trotz allen Aufklärun-
gen über ihren minderwerthigen Charakter, ihre hysterische Lü-
genhaftigkeit drängte sich ihm immer wieder die Meinung auf,
er könne ihr durch seine Aussagen ein Anrecht zugefügt haben.
Seine Willensäußerung war leicht zu beeinflussen; er war von ei-
ner bis zu den höchsten Graden psychischerAbhängigkeit reichenden
Suggestibilität.WaserausMittheilungenderFrauvonSchoene-
beck wiedergab, klang glaubhaft. FürdenKenner des hysterischen
Charakters qualifizirten sich die Einzelheiten dieser Darstellung
als Produkte der zum Dramatisiren geneigten hysterischen Ein-
bildungskraft. Die ganze ihrem Liebhaber gegenüber verfolgte
und von ihm geschilderte Politik ist zu stilecht im Sinne der Hysterie,
als daß Goeben sie hätte erfinden können. Zweifellos glaubte er
den Uebertreibungen der Frau und ließ sich gegen den Ehemann
einnehmen,obwohlihmpersönlichSchoenebecknichtunsympathisch
warund er auch niemals ehelicheStreitigkeiten mitangesehen hatte.
Selbständig wäre er überhaupt nicht auf die Idee gekommen, den
Ehemann für einen Barbaren zu halten, wenn er nicht auch nach
dieser Richtung geistig von derFrau vollständig beherrscht gewesen

wäre. Goeben war, als erblich belasteter Psychopath, ohne seeli-
sches Gleichgewicht. Er war in einem Zustand suggestiver Ab-
hängigkeit von der Geliebten, den man als sexuelle Hörigkeit mit
masochistischem Einschlag qualifiziren mußte. Deshalb war seine
Zurechnungfähigkeit vermindert.DieVerantwortlichkeit war durch
krankhafte Störung der Geistesthä'tigkeit erheblich eingeschränkt;
doch nicht in solchem Grade, daß die freie Willensbestimmung als
ausgeschlossen erachtet werden konnte." Kein Grund, der ihn straf-
frei machte. So hat der einzige namhafte Psychiater geurtheilt, von
dem der des Mordes angeklagte Hauptmann untersucht worden ist.
Für dieses Nrtheil zeugen die Briefe, die Goeben nach der
That schrieb. An den Kriegsgerichtsrath, der die Untersuchung
führte: „Die Liebe zu der unglücklichen Frau hat mich wieder so
übermannt, daß ich Alles bereue, was ich gegensie ausgesagt habe.
Bitte, bitte, schaffen Sie mir Beweise, daß sie mich während der
Zeit, wo ich mit ihr zusammen war, betrogen hat! Bitte, erlösen
Sie mich von derLeidenschaft, wenn Sie können! Ich bin wohl ver-
rückt; ich kann den Gedanken nicht ertragen, ich hätte die Frau ver-
rathen und es wäre am Ende gar nicht nöthig gewesen." An einen
Freund: «Ich bin von einerFrau,die vielleichtwegenihreshyste-
rischen Zustandes gar nicht oder doch nur zum Theil verantwort-
lich gemachtwerden kann, durch dauerndes Anreizen, Klagen und
Lieben in einen Zustand versetzt worden, der wohl nicht mehr als
normal bezeichnet werden kann. Wenigstens begreife ich heute
meine wahnsinnigen Ideen und Gefühle nicht mehr. Ich habe in
diesem Zustand jene Frau für ein reines Heiligthum gehalten und
ihr Alles, Alles geglaubt. Wenn ich heute zurückdenke, so begreife
ich nicht, wie ich habe glauben können. Die Widersprüche waren
so in dieAugenfallend, daß ein einigermaßen vernünftigerMensch
sie merken mußte. Die Frau muß eine Art Suggestion auf mich
ausgeübt haben.Ich habe ohneBedenken, ohne alles innereWider-
streben die größten Verbrechen ausgeführt, die sie vonmir haben
wollte, und fühlte mich sogar glücklich dabei. Ich wußte aus ihrem
eigenen Munde, daß sie ein leichtsinniges Vorleben geführt hatte.
DasAlles hatmich nichtabgehalten, sie bis zumWahnsinnzu lieben
und geradezu abgöttisch zu verehren. So hatsich in mir auch die Idee
festgesetzt, ich müsse diese Frau von ihrem Mann befreien, den sie
nicht aufhörte mir in den widerlichsten Farben zu schildern. So
ist es denn gekommen, das Gräßliche. Meine Absicht, den un-

glücklichen, ahnunglosen Mann im Wald zu stellen, mißlang. Da
habe ich es in seiner Schlafstube gethan. SeinRevolverhatleider
versagt. Warum ich mich nicht selbst daneben gelegt habe? Ich be-
greife es heute nichtmehr. Ich habe mir noch Tage lang eingebildet,
eine gute That gethan zu haben; und die wahnsinnige Sehnsucht
undIdee, dieFraudochnoch einmal meineFrau nennen zu können,
hat mich davon abstehen lassen. Ich war so in ihrer Gewalt, daß
ich Alles, aber auch Alles darüber vergessen habe. Ich hätte Vater-
land, Mutter, Freunde, Alles, Alles lachend im Stich gelassen,
wenn ich dafür diese Frau hätte eintauschen können. Wie ich ja
auch meine eigene Ehre lachend in den Dreck getreten habe. Ich
stehe schaudernd vor all diesen Gemeinheiten (wenn man dieses
milde Wort darauf anwenden darf) und kann mir überhaupt noch
gar nicht zur Vorstellung bringen, daß ich selbst das Alles war.
Man neigt ja wohl dazu, sich selbst zu entschuldigen; und so kann
ich nicht sagen, ob in mir die Keime zu derartigem Verbrecherthum
liegen. Ich.meine, wenn ich offen sein soll, die unglückselige Frau
hat einen hypnotischen Einfluß auf mich gehabt, der mich zu ihrem
willenlosen Werkzeug gemacht hat. Ich kann mir nicht vorstellen,
wie ich solche Dinge aus freien Stücken hätte vollbringen können."
Das (nur aus unkontrolirbaren Zeitungberichten bekannte)
Gutachten des berliner Gerichtsarztes Dr. Strauch scheint dem
Schrenck-Notzings ähnlich. Psychisch, sagt er, sei Goeben durch
Frau von Schoenebeck infizirt worden. «Sie verschaffte sich Ein-
gang durch zwei Pforten: durch seineRitterlichkeitunddurchseine
sexuelle Eigenart. Sie erfüllte Goeben mit Haß gegen ihren Gatten,
um ihn so sicher in ihrem Bann zu haben. Nnd mit der feinen
Witterung einer erotisch Kranken merkte sie bald, daß Goeben
sexuell seltsam veranlagt war. In ihm entstand der Wunsch, die
Frau zu erlösen und zu besitzen. Sie sah in ihm ihren Retter.
Nach psychopathologischer Prüfungmuß ich glauben, daß ihre Kla-
gen erheuchelt waren. Die Beiden haben sich an dem Gedanken
berauscht, von dem Mann loszukommen. Sie haben gewiß auch
allerlei Befreiungpläne erörtert; vielleicht sogar einen Mordplan.
Diese Gedanken und Pläne haben die Frau sexuell erregt. Noch
heute (an einem der letztenTage der gegenFrau vonSchoenebeck
geführten yauptverhandlung) aber bin ich nicht sicher, daß sie ernst-
lich von ihrem Mann befreit sein wollte. Sie hat mit dem Ge-
danken wohl nur gespielt und getändelt." (Schrenck-^Notzing:

„Wahrscheinlich hat die Frau niemals ernsthaft an die Tötung
ihres Gatten gedacht. Es könnte sich entweder um ein Spiel ihrer
hysterischenEinbildungskraftmitVorstellungendesMordens,des
Schrecklichen überhauptgehandelt haben, mitdemZweck, ihren Ge-
liebten zureizen, ihninkonstanteAufregungzuversetzen, ihn eifer-
süchtigzumachen und ihrenWünschengefälligzu erhalten; oderum
Vorboten der nach der Verhaftung ausgebrochenen geistigen Er-
krankung,umVerfolgungideen,dieGoeben als solche nicht zu erken-
nen vermochte und, in mißverständlicherAuffassung ihres ganzen
pathologischenCharakterbildes, ernstnahm." Hieristzu erwähnen,
daßdermünchenerArztnurdenMann.derberlinernurdieFrauge-
sehen hat.) HerrOr.Strauch meint, derHauptmann sei in denTagen,
die den Mordplan reifen und ausführen sahen,in einem Zustand
krankhafter Geistesstörung gewesen, der seine freie Willensbe-
stimmung ausschloß und ihn, nach dem ParagraphenSl des Straf-
gesetzbuches, der Strafverfolgung entzog. «Sein Wahnsinn war
dadurch bewirkt, daß er mit dieser Frau zusammenkam. Sie be-
rauschte sich an seinen Plänen undanseinervasallischenErgeben-
heit. Er nahm die Idee der Befreiung ernst und sie wurde ihm
zur Fixen Idee." Der Inhalt der beiden Gutachten und der Ge-
fängnißbriefe klingt zu einer Symphonie zusammen, die alle an-
deren Auffassungen übertönt. Die Meinung einzelnerAerzte, nicht
die Frau habe den Mann, sondern der Mann die Frau unter-
jocht, mit Geist und Sinnen in seine Willenssphäre gezwungen,
muß dem Betrachter des Thatbestandes unhaltbar scheinen. Nicht
ein einziger für das Nrtheil wesentlicher Punkt ist gefunden wor-
den, von dem aus zu sehen wäre, daß die Frau im Pferch dieses
Manneswillens lebte. Ihr Sexualverlangen war nicht wählerisch,
nicht einmal durch denTrieb an das andere Geschlecht gebunden;
und er (dessen Geschlechtsempfinden, wie Rousseaus unter dem
Schlag der Tante, erwacht war, als die Mutter, im Scherzspiel,
den Knaben einst auf ihrem Rücken reiten ließ) reagirte nur auf
eine bestimmte Reizesart. Ihr ist er ein Männchen wie andere
Männchen; ihm ist sie die einzige Frau, die ihn ein der Natur
nahes Sexualglück erleben ließ. Kann ein im Bezirk der Psycho-
pathologie nicht ganz Fremder zweifeln, wer in diesem Verhältniß
das Herrschaftrecht übte, wer freudig die Knechtspflicht auf sich
nahm? Die suggestive Macht Hysterischer und ihrer Pseuclologia
pkanwstica(so hatProfessor Dr. Anton Delbrück, der inBurghölzli

Schönebecks. II,
Forels Assistent war, den mindestens halb unbewußten Hang ins Wahrheitwidrige getauft) ist eine Thatsache, mit der die Aetiologie längst rechnen gelernt hat. And auf wen wirkte diese kMenca? Eine in AUenstein nicht gestreifte Frage taucht auf.

Was istHysterie? In einerkleinenSchrifthat, vor dreiIahren, Steyerthal darauf geantwortet: „Eine selbständige, einige und untheilbare Krankheit,,die Hysterie', giebt es nicht; nur hysterische Stigmata, einen hysterischen Symptomenkomplex. Diese Symptome sind Ermüdung- und Erschöpfungzeichen." (Krampf, Läh« mung, Einengung des Gesichtsfeldes.) Damit ist noch nicht viel gesagt. Ob es überhaupt «einige und untheilbare Krankheiten" giebt? Der Praktiker zweifelt; sieht bei der Diagnose in jedem Fall dasBil d individuell gefärbt und muß bei der Therapie demGrundsah Schweningers folgen: „DesArztesAufgabe ist nicht, Krankheiten zu heilen, sondern, nnter erkennbaren und veränderlichen Bedingungen ihres Wesens undDaseins erkrankte Menschennach den Möglichkeiten seiner Kunst und ihres Kraftbesitzes zu behandeln." Immerhin zeigt das klinische Bild Hysterischer bestimmte Konturen; nicht so klare wie das Tuberkulöserund Syphilitischer, doch kaum undeutlichere als jede Artder Psychose. In seinem Lehrbuch der Psychiatrie zählt Kraepelin die Hysterie zu den psychogenen Neurosen; er sagt: „Als einigermaßen kennzeichend für alle hysterischen Erkrankungen dürfen wir vielleicht die außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit ansehen, mit welchen sich psychische Zustände in mannichfachen körperlichen Störungen wirksam zeigen. Verstand und Gedächtniß der Hysterischen Pflegen keine auffallenderen Störungen darzubieten. Die Erinnerung ist bei ihnen im Allgemeinen treu, aber nicht selten ungemein einseitig. Wahrnehmung und Deutung werden nicht immer scharf auseinandergehalten. In einzelnen Fällen besteht geradezu ein Hang zu freier Ausschmückung der Vergangenheit, ja, zur Vermischung der Erinnerungen mit vollkommen erfundenen Zügen. Besonders oft begegnet nns die Erdichtung von gefährlichen Angriffen, meist mit geschlechtlicher Färbung; die Kranken bringen sich auch wohl selbst Verletzungen bei und knebeln sich, um dasAbenteuer glaubhafterzumachen. Ich kannte Hysterische, die inverblüffenderWeise verstanden, den Hörer ohne das geringste Besinnen mit den abenteuerlichsten Erfindungen über ihre Vergangenheit zu überschütten und jedemEinwand mit der größten Seelenruhe durch

immer kühnere Ausflüchte zu begegnen. Einzelne Kranke können
sich so in ihre Einbildungen hineinleben, daß sie dadurch in ihrem
Denken und Handeln vollkommen beeinflußt werden, obgleich es
sich nicht um eigentliche Wahnvorstellungen, sondern nur um Ge-
dankenspielereien handelt, die mit Liebe und Leidenschaftlichkeit
ausgesponnen werden. DieKranken sind ungemein erregbar; ihnen
fehlt die Dämpfung, die beim gesunden Menschen allmählich die
raschen und starken Gefühlsschwankungen der Kinderjahre ab»
schwächt. In einzelnen Fällen, aber keineswegs besonders oft,
zeigt sich eine erhöhte geschlechtliche Erregbarkeit, welche die Kran-
ken zuAusschweifungen verführt; nicht so selten besteht geschlecht-
liche Kälte oder völlige Unempfindlichkeit." (Daß die Erkrankung
nicht, wie Platon annahm, von der u?^« ausgeht noch als ein Son-
derleiden des weiblichen Uterus zu betrachten ist, wird schon durch
diese Thatsache bewiesen.) „Oft äußern sie den Wunsch, zu sterben,
sich dasLebenzu nehmen; auch einige einleitende Schritte werden
vielleicht gethan: ein Band um dentzals geschnürt, eine Nadel ver-
schluckt, eine verdächtige Flüssigkeit getrunken;inderNegeliftkeine
große Gefahr dabei, wenn nicht ein unglücklicher Zufall mitspielt.
Meist ist das Bestreben erkennbar, interessantzu erscheinen,sich in
ein besonderes Licht zu stellen, von sich reden zu machen. Ueberall
tritt die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund.Vieletzysterische
berauschen sich, mit dem stillen Anspruch auf besondere Anerken-
nung ihrer manchmal geradezu thörichtenAufopferung.andemGe-
danken, Alles für die Armen hinzugeben, in selbst gewählter Ernie-
drigung den Krankenund Elenden zu dienen. Sie möchten Großes
leisten, eine Thätigkeit haben, der Menschheit nützen. Freilich
bleibts in derNegel bei solchen großen Gedanken oder beieinigen
unzweckmäßig einleitendenSchritten. Auf dem Gebiet desWillens
ist vorAllem die erhöhte Beeinflußbarkeitzu bemerken, diemit der
oft stark hervortretenden launenhaftenEigenwilligkeit nur in schein-
baremWiderspruch steht. Wennsieunbefangensindundsichunbe-
achtet glauben, zeigen die Kranken oft eine große Leistungfähigkeit,
die sofort der alten, Mitleid heischenden Hinfälligkeit weicht und
von ihnen vollständig verleugnet wird, sobald sie auf ihre Krankheit
hingewiesen werden oder sich dem Arzt gegenüber sehen. Ohne
Zweifel werden einzelne Krankheitzeichen (Geschwüre, Fieber,
BlutspeienundAehnliches)vonHysterischenwillkürlichund zweck-
bewußt vorgetäuscht, um ihnen die Theilnahmc des Arztes zu

sichern und ihm eine möglichst schlimme Vorstellung vonderGröße
ihres Leidens beizubringen. Aus dem Nachweis einer absicht-
lichen Täuschung darf man aber nicht auf das Fehlen einerpsych-
ischen Erkrankung schließen. Wie schon der Name (Gebärmutter-
sucht) andeutet, ist die Hysterie so sehr eine Krankheit des weib-
lichen Geschlechtes, daß man sogar zweifelhaft war, ob man über-
haupt das Recht habe, ähnliche Erkrankungen bei Männern mit
der selben Bezeichnung zu belegen. Doch die männliche Hysterie
ist heute, wie wir der Pariser Schule ohne Weiteres zugeben müs-
sen, keine seltene Krankheit mehr.Nnter den von mir beobachteten
Hysterischen waren die Männer mit dreißig Prozent betheiligt.
Schwerlich läßt sich zwischen denNeurosen der beiden Geschlechter
«ine scharfe Trennunglinie ziehen. Die Hysterie ist ein angebore-
ner abnormer Seelenzustand, dessen Eigenthümlichkeit darin liegt,
daß (wie Moebius es ausdrückt) krankhafte Veränderungen des
Körpers .durch Vorstellungen' hervorgerufen werden."
Das hatte, lange vor Moebius, schon Charcot gesagt. Ihm
war di^Hysierie eine Psychose, in deren Opfern durch Vorstellun-
gen abnorme körperliche Vorgänge bewirkt werden; war sie dem
Zustand Hypnotisirter nah, die er künstlich in Hysterie Versetzte
nennen mochte. Was er (und seine Schule der pariser Lslpetriere)
für die Neuropathologie geleistet hat, ist auch Laien bekannt; er
schuf die Grundmauer, auf der Ianet („I^ekt mental 6es listen.
ques"), KraepeUn und Binswanger, Moebius und Vogt, Freud
und Breuer weiterbauen konnten. MitRecht hat ihn deshalb der
karlsruher Privatdozent Di'. Hellpach in seinem Buch „Grund-
linien einer Psychologie der Hysterie" als den Meister gepriesen,
dem die Stellung und klassische Lösung des Problems zu danken
sei. Im Lauf der letzten Jahre haben die von den wiener Aerzten
Freud und Breuer veröffentlichten „Studien über Hysterie" sich
in den Blickpunkt gedrängt. Hier kann ich heute nur wiederholen,
was Kraepelin über sie sagt :„ Nach den Versicherungen der wiener
Aerzte soll die Hysterie durch ganz bestimmte passive sexuelle Er-
lebnisse in der frühsten Kindheit erzeugt werden, die dann in der
Form unbewußter Erinnerungen durch das ganze spätere Leben
hindurch fortspuken und inmannichfacherAmformungzurhysteri-
schen,Abwehrneurose' führen. Man erfährt diese Dinge, indem
man die Kranken in der Hypnose ausfragt. Wir dürfen nicht be-
zweifeln, daß man auf diesem Weg noch ganz andere Dinge

herausbringen könnte. Wenn aber unsere vielgeplagte Seele
durch längst vergessene unliebsame sexuelle Erfahrungen für alle
Zeiten ihr Gleichgewicht verlöre, so dürften wir am Anfang vom
Ende unseres Geschlechtes angekommen sein;die Natur hätte ein
grausames Spiel mit uns getrieben. Freilich sollen all diese Er-
innerungen unschädlich werden, wenn dem kundigen Arzt gelingt,
sie mit Hilfe des .kathartischcn Verfahrens, der fortgesetzten hyp-
notischen Beichte, ans Licht zu ziehen und zu bewußten zu machen."
Das klingt sehr skeptisch; das über die Schreckneurose, die krank-
hafte Uebertreibungsucht der nach reichlicher Unfallrente Trach-
tenden, die Erwartungneurose (der auch manche Fälle psychischer
Impotenz zuzurechnen sind) und über den Erfolg hypnotischerEin-
wirkung Gesagte zeigt aber, daß Kraepelin den Wienern nicht ganz
so fern ist.wie er selbst wohl geglaubt hat.Einerlei.GoebensSexual-
crlebniß mutzte beleuchtet werden: sonst war der Beweis nicht zu
führen, daß auch er lnicht die Frau nur, die er begehrte uud von der
er besessen war) im Wahnland der Hysterie wohnte. In der Kind»
heit ein Geschlechtserlebnitz, das durchs ganze Leben hin fortspukt;
Ermüdungzustände und Gleichgewichtsstörungen; Lahmheit ein-
zelner Glieder, die das Stehen auf dem rechten Fuß fast völlig
hindert und an die Symptome der Astasie-Abasie erinnert; die
kombinatorische Fähigkeit ungewöhnlich stark und die Gefühls-
schwankung seit den Kinderjahren nicht gemindert; Vorstellungen
erwirken im Körper jähe, abnorme Vorgänge; falsche (oder ge-
fälschte) Gedächtnißbilder(Burenkriegsberichte); das prahlerische
Betonen steter Opferbereitschaft und der sichtbare Drang, sich, als
eine ganz besonders geprägte Persönlichkeit, den Nächsten inter-
essantzu machen; heftige Unternehmunglust und, unter dem Zwang
eines einzigen Gedankens, die beinahe läppische Verkennung des
für die Sicherung der Person und ihres Planes Nothwendigen
(Giftkauf in der allensteiner Apotheke; Nichtachtung desKaliber-
uuterschiedes, der doch beweisen mußte, daß Schoenebecknicht von
einer Kugel aus seiner eigenen Pistole gefällt worden war); Eigen-
sinn einer fast schrankenlosen Suggestibilität gepaart; und, nach der
Tragoedie, die Katharsis durch die Beichte, das Erschaudern beim
Nückblick auf die unheimliche Verdoppelung der Persönlichkeit
und der Entschluß zum qualvollen Opfertod, mit dem er so lange nur
spielte. Nach allen Analysen und Deutungen: ein Hysterischer.
WiezweiHysteriker auf einander wirken, einander beeinflussen

und infiziren, hat derLaie niemals, hat kaum derArzt je so deut-
lich wie auf diesem Diptychon gesehen. Das giebt, vordem furcht-
losen Auge des Seelenforschers, dem Schreckbilde denWerth. In
dem Majorshaus ging Alles leidlich, so lange die Frau sich an
gesunden Männern ergötzte, die dem wirr hinstürmenden Gerede
schon an derHauZthür nicht mehr ernsthaftnachdachten. Zur Kata-
strophe kam es erst, als Antonie einen Hysteriker gesättigt und
seinen Willen in den Bann ihres Wahnspieles gezwungen hatte.
Der Prozeß.
Die Pflicht zum Gesellschaftschutz muß Grund und Zweck aller
Strafjustiz bleiben. Als Lombroso (halb genialer Forscher, halb
flüchtig pfuschender Charlatan: und deshalb zu rascher Popula-
risirung eines selbst ersonnenen Gedankens besonders geeignet)
den Begriff des cZelinquente nsio ans Licht brachte und mit seiner
Anthropologenschule die Kriminalisten wieder daran erinnerte,
daß sie Menschen, meistkrankeMcnschen, zu richtenhaben, mußten
ungebundene Geister sich seines Auftretens freuen. Das alteLehr-
gebäude der klassischen Strafrechtsschule war morsch und brüchig
geworden. Daß EinerzubehutsamererIndividualisirungmahnte,
des Handelns Bestimmbarkeit durch körperliche Zustände, Vor-
gänge, Retroaktion zeigte, den Abgrund, derdenRichtervomArzt
trennte, mit schmalem Steg überbrückte und mit grellfarbigenBil-
dern die Schädlichkeit des Mühens erwies, das Wesen des Men-
schen, seiner Schuld, seines Verbrechens aus den Paragraphen
eines gilbendenStrafgesetzbuches zu abstrahiremdasAlleskonnte
nur nützen. Lehrte dürre Juristen erkennen, daß sie von dem ins
Verbrechen langendenMenschenleid, von Perversionen und Psy-
chosen noch nicht genug wußten, wenn sie sich stöhnendmitPrichards
Lehre von der morsl insanity vertraut gemacht hatten. Was dran
gefährlich schien, wurde von deutschen Kriminalisten und, beson-
ders wirksam,vonLombrososLandsmannEnricoFerri,demGrün-
der der Dritten Schule, früh bekämpft. Ferris Kriminalsozio-
logie und mancher Vorschlag der Internationalen Kriminalisten-
Vereinigung wies den Weg in die Klarheit. Doch die Praxis
scheint diesen Wegweiser noch nicht erreicht zu haben; scheint, mit
stolzem Gehumpel, jetzt erst in den Bannkreis des Lombrosismus
gelangt zu sein. Wer in unsere Gerichtssäle blickt, sieht ringsum
die Herrschaft der Aerzte. Die bestimmen, ob ein Angeklagter

verhandlungfähig ist, während der That bewußtlos, unter dem
Zwang unwiderstehlicher Gewalt, nicht im Besitz seiner Willens-
freiheit war (dieser gottähnlichen, schon von Schopenhauer ver-
spottetenWillensfreiheit, an die zwar die Wissenschaft nichtmehr
glaubt, die in der Praxis aber noch heute gespenstisch fortlebt).
DerRichtersinktzum Ezekutivorgan ihres Willens herab. Er muß
sie fragen und ihrerAntwort seinen Spruch anpassen. Darf nicht,
wie Hertz empfahl, sagen: »Zurechnungfähig nenne ich Jeden, in
dessen Intellekt die Idee des Rechtes Eingang gefunden hat und
zu dessen geistigen Besitzthümern die Kenntniß des rechtlich Statt-
haften und Verbotenen gehört." Darf die Prüfung des Intel-
lektstandes und des Rechtsbewußtseins nicht auf eigene Faust wa-
gen. SowillesdieallenBequemenwillkommeneMode. Sie zeugt
zwei Gefahren. Der Baugrund, aufdem dieStrafrechtspflege ruht,
wird mählich so, bis in seine tiefste Schicht, aufgeweicht, daß er ein
fest gefügtes, den Gesellschaftschutz sicherndes Haus nicht mehr
tragenkann. DerHalbirre,Perverse,indenGrenzbezirkenderPsy-
chose Lebende bedroht, nach kurzer Einsperrung in einGefängniß
oder Irrenhaus (dem er, wenn sein Zustand strenge Bewachung
heischt, eine allzu theure Last ist), wieder die Nächsten und Fern-
sten. Zweite Gefahr: Straflosigkeit wird zum Privilegium der
Reichen. Die können sich Sachverständige von Rang und Namen
miethen) und daß deren Gutachten, auch wenn sie den Angeklagten
erst im Gerichtssaal kennen lernten, kaum jemals dem Interesse
desMiethers widerspricht,ist hier, als einKuriosum, oft erwähnt
worden. DerArme muß sich an den zuständigen Gerichtsarzt hal-
ten, der sich selten als einen wehleidigen Helfer erweist; für den
Wohlhabenden zeugt die „Autorität". Nur ein plumper Sinn
wird solcheAerzte greifbarer Bestechlichkeit zeihen. Das hoheHo-
norar (bis zu fünfhundertMark für den Tag hat mans, bei fünf-
wöchigerDauer der Hauptverhandlung, in Berlin schon gebracht),
das sie über den Zeitverlust hinaus entschädigt, und die wirksame
Reklame durch die täglichen Prozeßberichte ermöglicht ihnen und
verpflichtet sie, dieser einenAufgabe sich ganz hinzugeben. Sie sehen
ein Handeln, das unbegreiflich wäre, wenn es nicht durch norm-
widriges Empfinden oder durch krankhafte Störungen des Psych-
ischenGleichgewichteserklärtwerdenkönnte:undihremScharfsinn,
ihrer emsigen Spürkunst gelingt oft, solche Erklärung glaubhaft zu
machen. EinBeispiel soll andeuten, was hier gemeint ist. Eine junge

Schoenebecks. II tz?
Dienstmagd, die nie vermählt war, aber ein Kind hat und mit zwei
kräftigen Burschen in Geschlechtsverkehr steht, erregt dadurch Aer-
gerniß, daß sie sich vor kleinen Schulknaben auf offenem Feld
schamlos entblößt und sie mit zotiger Nede zu unzüchtigem Thun
auffordert. Sie wird angeklagt und, da der Gerichtsarzt keinen
Geistesdefekt an ihr findet, ins Gefängniß geschickt. Trotzdem ihr
tzandeln, als ein nicht etwa von Geschlechtshunger bewirktes, aus
gesundemTrieblebennichtzuerklärenwar. EineDame hätte, durch
das Gutachten namhafter Psychiater, dem Gericht dieUeberzeug-
ung verschafft, daß hier, bei einer fo reichlich Gestillten, nur von
psychogener Neurose die Nede sein könne. Und doch wären schwäch-
liche Luxuskinder durch die schamlose Exhibition schlimmer geschä-
digt worden als dralle Dorfbengel, die derMagd ins Gesicht lach-
ten. Das Gassenvorurtheil, das in dem Sachverständigen den zu
jedem Dienst bereiten Netter des reichen Angeklagten sieht, wird
durch die Thatfache genährt, daß man gegen den Neichen schüch-
terner, vorsichtiger, langsamer prozedirt alsgegendenArmenund
daß schon die Dauer und Art solcher Verhandlung dem beobachten-
den Arzt viel weiter reichende Erkenntnißmöglichkeiten giebt als
der kurze, schroff geführte Alltagsprozeß. Herrschaft des Arztes,
den nur derNeiche bezahlen kann: dabei^erbtöckeNdie Hrund-
mauer der Kriminalsoziologie und die Strafjustiz geräth in Verrus.
^AuH"nl"Allenstein haben die Äerzte souverain geherrscht.
Neber Lebende und Tote. Festgestellt, ob und wann Goeben gei-
stig krank und unzurechnungfähig war und wann die Hysterie (oder
Hysteroepilepsie) der Angeklagten sich in eine diefreie Willensbe-
stimmung ausschließende Psychose gewandelt hat. „Festgestellt":
obwohl gerade dieser Prozeß lehren mußte, wie oft auch ein gläu-
big bestauntes Sachverständniß auf schwanken Moorgrund baut.
Ist Hysterie die Folge eines angeborenen und unveränderlichen
Seelenzustandes, dann befreit sie nicht von der Strafe; ist sie, in
einer der Epilepsie ähnlichen Form, durch eine schnell oder lang-
sam vorschreitende Erkrankung der Hirnrinde bewirkt, dann sichert
sie Straflosigkeit. Wer löst den Zweifel mit unfehlbarem Spruch?
Frau von Schoenebeck ist, von einzelnen Aerzten und von Kolle-
gien, für irr erklärt, in den Bereich absoluter Willensfreiheit zu-
rückgerufen und wieder zu den geistig Kranken gewiesen worden.
Wer schafft uns die Gewißheit, daß die Leiden, von denen sie wäh-
rend der Hauptverhandlung gepeinigt schien (Dutzende vonOhn-

machten, Schreikrämpfe, Fieberpuls, Anaesthesie), nicht von dem
Willen der kysterica, durch dieKraft ihrer Vorstellungen, erwirkt
waren ? Was Charcot, über dengroßen Anfall" ,Ianetund Moe-
biusüberdieNnempfindlichkeitderHysterischengesagthaben,schien
völlig vergessen; nur die Frage nach der Möglichkeit einer Simula-
tion wurde von unermüdlichem Eifer gestellt und, von neidens-
werthemSelbstvertrauen.immerwiederverneint.Schrenck'Notzing
sagt: „ DieHysterische beherrscht das Repertoire der willkürlich her-
vorgerufenen Anfälle und Ohnmachten vollkommen." Kraepelin
erzählt von Hysterischen, die Chylurie und Abszesse vortäuschten,
sich heimlich verwundeten und dieWunden,so lange esihnen nöthig
schien, durch die Einführung vonDraht- und Streichholzstückchen
offen hielten. DelbrückberichtetübereinennochlehrreicherenFall.
Eine Frau wird, nach achtjähriger Verbrecherlaufbahn, die nie
auch nur den Gedanken an eine Geisteskrankheit aufkommen ließ,
von sämmtlichen berliner Gerichtsärzten, Psychiatern, Charite-
ärzten, auch vondenAerzten in Dalldorf, Moabit, Hildesheim für
gemeingefährlich geisteskrank erklärt und ins Irrenhaus gesperrt.
FünfIahre lang gilt sie Allen als unzurechnungfähig. Da lehnt der
zuständige Amtsrichter denAntragab, der die Entmündigung for-
dert, und die Staatsanwaltschaft erhebt die Anklage wegen wider-
rechtlicher Freiheitberaubung. Nun wird die Frau in Hamburg,
Göttingen, Berlin für zurechnungfähig erklärt und dem Straf-
richter zugeführt. Später wird sie, in der Charite, noch einmal beob-
achtet;dasNrtheil lautet: Unheilbare Psychose. Die Gerichtsärzte
widersprechen; und die Frau wird wieder ins Nntersuchungsge-
fängniß geholt. Hatte sie Krämpfe, Delirien, Gedächtnisschwäche
simulirt? Daß Hysterische solche Erscheinungen, auch Neuralgien,
Blutungen, Geschwüre, Fiebertemperatur, nach Willkür erwirken
können, ist seit den Dinstagsdemonstrationen der Lal petriere unbe-
streitbareGewißheit. Vor den allensteinerGeschworenen stand eine
Hysterische,derenersteTriebhandlungnachGoebensThatwar,den
Glaubenanihre „Verrücktheit" überallzu verbreiten; die dann,ehe
die Leiber der beiden durch ihre Schuld getöteten Männer noch
völlig entfleischtwaren, sich einem zweiten Gatten vermählte (einem
Herrn, der seine spottschlechtenReimereien in Rieseninseraten mit
öemHinweis auf „ seineHeirath mit der im Vordergrund des Inter-
esses stehendenFrauvonSchoenebeck" empfahl) und in denTagen
unangefochtener Freiheit recht lustig lebte; die, als ihre Hoffnung

Schönebecks, II,
auf einen Freispruch sank, von Tag zu Tag kränker wurde; vor
keiner Gefahr so angstvoll zu beben schien wie vor der einer Irr-
seinserklärung und alle ihr Nahen beschwor, sie nur nicht in die
Provinzialirrenanstalt Kortau zu bringen, die sie an den hellen
Zwischentagen doch freiwillig aufgesucht hatte, also nicht wie die
Hölle mied; die endlich, vor dem Schlußvortrag des Anklägers,
mit einem Messerchen an ihrer Pulsader herumkratzte und dann
ihren Schwager herbeirief, um sich die für den Selbstmord geeig-
nete Stelle zeigen zu lassen; in einem Hotelzimmer, wo sie sich hen-
ken, aus demFenster stürzen, aus einer mit demFedermesser, der
Hutnadel, derNagelscheere geöffnetenAderverblutenkonnte. Das
Nnisono der Sachverständigen mußte den Laien verblüffen. «And
wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die andern
Seelen." Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.
Die Liste der in diesem Prozeß gemachten Fehler würde
Bände füllen. Daß ergeführt wurde,war dererste; derschlimmste.
Die Staatsanwaltschaft wollte das Verfahren gegen Frau von
Schoenebeck, auch als das Kollegialgutachten derAngeschuldigten
die Willensfreiheit zugesprochen hatte, zum zweiten Mal ein-
stellen : weil es ihr rechtlich unhaltbar schien.AnstiftungzumMord?
DaßGoebengemordet, die vorbedachte That wirklich gethan, nicht
auf den Plan des zeugenlosen Duells zurückgegriffen, nicht, im
Affekt, ganz anders, als er wollte, gehandelt hatte, war nicht er-
wiesen; war, nach demTode der beiden einzigenThatzeugen,nie-
mals bündig zu erweisen. (Goeben hat sich zur Tötung bekannt,
denMord aber hitzig geleugnet.) Anstiftung zumTotschlag? Das
Delikt des Totschlages schließt die Neberlegung aus; das der An-
stiftung bedingt die Absicht auf eine deutlich bestimmte strafbare
Handlung. Wer kann heute beweisen, daßGoebengeradediekon-
krete That gethan hat, zu der ihn die Frau angestiftet hatte? Ist
eine Anstiftung ohne Neberlegung denkbar? Anstiftung mit unbe-
stimmtem Dolus? Darf man einen Fall konstruiren, in dem der
Anstifter mit Neberlegung, der Thäter ohne Neberlegung gehan-
delt hätte? Auch die Beihilfe zum Totschlag ist, dreißig Monate
nach der That, ohne Zeugen schwer zu erweisen. Bleibt Paragraph
139: Wer seine glaubhafte Kenntniß von dem Vorhaben eines
gemeingefährlichen Verbrechens nicht zur rechten Zeit der Behörde
oder der bedrohten Person mittheilt, wird, wenn das Verbrechen
oder ein strafbarer Versuch dazu ausgeführt worden ist, mit Ge-

fängniß bestraft. Glaubhafte Kenntniß? Die holde To würde betheuern, sie sei überzeugt gewesen, daß ihr Liebster mit Mordgedanken und Totschlagsplan nur spiele. And immer nur der tote Hauptmann als Zeuge. Darum den eklen Skandal heraufbeschwören? Jede kriminalpolitische Erwägung verbot den Prozeß. Doch im Landtag und in der Presse entstand ein Stürmchen. And flink mußte nun das Schwert derThemis wieder aus der Scheide. Der IustizministernahmdieGefahraufseineKappe.DerStaatsanwalt mußte dem Befehl gehorchen; blieb aber, weil er die Anklagebegründung selbst zu dünn fand, in der Hauptverhandlung fast völlig passiv (und wird hoffentlich nicht, wie seine kieler Kollegen, alsSündenbock indieWüste geschickt). In diesem ganzenHandel erscheint dieser Erste Staatsanwalt Schweitzer als der Klügste; als der Einzige, der nie um nüchterne Ruhe und richtiges Augenmaß kam. Er hatte dieWeisung, dieWiedereröffnungdesVerfahrenszubcantragen, aber für die Wahrung der heiligsten Güter zu sorgen. „ Verhandeln; doch nichts politisch Aergerliches durchsickern lassen." Zweiter Fehler; ein unverzeihlicher. Zum ersten Mal blieb eine der Anstiftung zum Mord Angeklagte, also mit Todesstrafe Bedrohte, auffreiem Fuß; wurde, trotz einem Vorleben, dessenAnblick die Weiber der Iustinian und Klaudius, die Steinheil und die Tarnawskaja indie Glorie keuscherHeiligenerhöht,mitgalantester Schonung behandelt. Damit sie hübsch artig bleibe. Der Volksaberglaube, der wähnt,inAllenstein sei Fürchterliches „vertuscht" worden, ist thöricht; entstammt aber dem unausrodbaren Gefühl, daß an der Alle in aller Stille paktirt worden war. „Wir wollen keine Namen nennen!" „Hat der Herr Vertheidiger vergessen, daß alle Prozeßbetheiligten übereingekommen waren, dieses zeugenlose Duell Goebens als nicht geschehen zu betrachten?" „Wir wollen doch nichtnoch mehr Existenzen vernichten!" Das gehtnicht. Jeder Deutsche, der weiß, welche Summe von Tüchtigkeit, Intelligenz und Ehrenpflichtbewußtsein imHeer seines Vaterlandes vereint ist, will dieses Heer vor Schimpf und Makel bewahrt sehen. Jeder hätte die Offiziere, die durch die Entschleierung ihres Geschlechtsverkehres mit der Majorsfrau zum Abschied von der Armee gezwungenwordenwären, aufrichtigbedauert. Iederfreus sich,daß ihnen,die schließlich nur einAllenerreichbaresBuhlglück nicht verschmäht haben, dieses Schicksal erspart worden ist. Aber Strafprozesse darf man so nicht führen. In Strafprozessen darf

man die Hoffnung nicht an die Diskretion der Angeklagten klammern. Muß jedes Mittel angewandt werden, das den Weg zur Wahrheitzu weisen verheißt; auch wenn es „ Existenzen" bedroht. Die Taktik Sellos und seiner Gehilfenkonnte inAllenstein nur danach trachten, die GlaubwürdigkeitGoebens, des einzigen gefährlichen Belastungzeugen, zu erschüttern, bis ins Fundament zn zerstören. DiesenVersuch mußten dieAnklägermitwuchtigem Stoß abwehren. Wenn sie erwiesen, daß Frau von Schoenebeck auch anderen Bettgenossen von ihrer Ehequal vorgejammert, ihren Gustav als ein rohes Scheusal geschildert, dieUeberzeugung vorgetäuscht hatte, daß ihr nur die Wahl zwischen gewaltsamer Sprengung der Ehefessel und Selbstmord bleibe, dann war Goebens Glaubwürdigkeit im Hauptpunkt unantastbar. Fünf Dutzend Zeugen waren zu haben; sechs vielleicht. Nicht einer wurde geladen. «Wir wollen doch nicht noch mehr Existenzen vernichten!" Nnd wenn die Geschworenen nach dem Vertheidigeransturm noch den Artilleristen für glaubwürdig hielten und, in dem bestimmten Gefühl, daß die Frau an derThat des Hauptmannes mitschuldig sei, auch ohne zwingenden Beweis auf die erste Schuldfrage eine Antwort gaben, der ein Todesurtheil folgen mußte? Nein: so darf man Strafprozesse nicht führen. Diesen Prozeß verbot juristische, und kriminalpolitische Erwägung. Wurde er dennoch geführt, dann durfte ihn nur das Streben leiten, muthig die Wahrheitzu finden.
ImArtheil über den Vorsitzenden, der die Beweisaufnahme Tage lang ins Anerweisbare verschleppte, sich inKriegserinnerungensonnte und vor seinem „hohenVorgesetzten" (Richtern von Nnabhängigkeitbewußtsein drehte sich derMagen um) die Objektivität seiner Prozeßleitung pries, stimmen alle Sachverständigen überein. Von derMitschuld an dem angerichteten Schadenkommt dieser Geheime Iustizrath, bei all seinem redlichen Eifer, nicht los. Sein Name sei vergessen... Aber ist ein «großer "Prozeß denn in Preußen überhaupt nicht mehr möglich? Ansummen werden (Eulenburg, Werftprozeß,Allenstein)nutzlos verthan; täglich auch, durch kurzsichtige Terminsansetzung, an unnöthige Zeugengebühren vergeudet. Nnd an den Tagen der Hauptaktionen siehts aus, als werde nur noch für die Öffentliche Meinung jndizirt. Die muß „aufgeklärt" und vor «Mißverständnissen" behütet werden. Mit dem geräuschvollsten Eifer da, wo ihrInstinkt verstanden hat, daß ihr jede Möglichkeit des Verständnisses gesperrt werden soll.
« s

Polenpolit«.
AAöeinrich Sienkiewicz hat vor zwei Iahren eine internationale
Umfrage über die Enteignungvorlage veranstaltet und die
Antworten jetzt unter dem Titel ?russe et ?o1oAne (?aris, IZureau
cle l'^.Aerice ?o1onaise 6e presse) veröffentlicht. Das Buch veran-
laßt mich, kurz zu rekapituliren, was ich in verschiedenen Zeiten
über die Polenfrage gesagt habe.
Bismarck hat einen der Gründe, die ihn zu seiner AntiPolen-
campagne bewogen haben, im Iuni 1892 in Wien verrathen. Er
sagte in einer Interview, sein Nachfolger habe den uns mit Ruß-
land verbindenden Draht abgerissen, und bezeichnete als eine der
Ursachen der in Petersburg eingetretenen Verstimmung „die
Wandlung in der polnischen Politik Preußens". Bismarck wählte
seine Maßregeln nach den Bedürfnissen des Augenblickes. Wer
eine fernere Zukunft im Auge hat, wird sich sagen: Entweder
Rußland ist, wie Viele glauben, innerlich morsch; dann haben
wir nicht nöthig, nach seinen Wünschen unsere innere Politik ein-
zurichten. Oder das russische Volk hat die Krast, sich wirtschaft-
lich, technisch, intellektuell und moralisch auf die Höhe der heutigen
Civilisation zu erheben; dann ist es ein gefährlicher, ja, unser
einziger gefährlicher Nachbar. Denn es vermag uns durch Masse
zu erdrücken, es hat die Macht, die auch das verbündete Frankreich
und England nicht haben, uns Provinzen zu entreißen, und es
wird sich stark dazu versucht fühlen, weil es die eisfreien Häfen,
die es im fernsten Osten, am Persischen Golf, am Mittelmeer er-
strebt, in bequemer Nähe, an der Ost- und Nordsee haben kann.
Darum muß es Grundsatz der deutschen Politik werden, die Kon-
solidirung des russischen Staates wenigstens nicht zu fördern und
durch freundliches Verhalten die Westslaven daran zu gewöhnen,
daß sie in den Deutschen die Beschützer vor dem russischen (und
nebenbei auch dem magyarischen) Despotismus sehen. Bismarck
selbst hat einmal einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Als
vor siebenundzwanzig Iahren über die Gründung einer czechi-
schen Universität in Prag verhandelt wurde, theilte der Unter-
richtsminister Conrad einem Vertrauten mit, Bismarck empfehle
die Gründung; er habe geäußert, man müsse den Panslavismus
durch den Slavismus bekämpfen und es den Nationalitäten so an-
genehm wie möglich zu Haus machen, damit sie nicht über die
Grenzen schielen. Gefährlich ist uns der Panslavismus nur, wenn
er von einem mächtigen Staat organisirt wird; und außer Ruß-
land giebt es keinen mächtigen Slavenstaat. Andere Gründe, die

Bismarck bestimmt haben mögen, sind nicht bekannt; Vermuthungen behält man für sich.

Die Hakatisten haben sich nun eine Begründung geschaffen, die in dem einen Wort „Ostmarken" kristallisirt, und mit diesem Schlagwort haben sie die gescheitesten Leute verrückt gemacht. Das Wort ist ein romantischer Anachronismus. Eigentlich vorromantischer, da die Romantik erst in der tzohenstaufenzeit beginnt. In den vorhergehenden, sehr unromantischen Perioden wurde Deutschland von ungarischen, slavischen, normannischen Räubern überschwemmt. Da die Ottonen und Heinriche weder ein stehendes Heer noch unmittelbare Gewalt über die Unterthanen der Herzoge und Grafen hatten und für die Sammlung eines Heeres auf den guten Willen der großen Vasallen angewiesen waren (lange Zeit hindurch waren es fast ausschließlich Mannen der geistlichen Fürsten, auf die sie mit einiger Sicherheit rechnen konnten), da sie zudem mit den Heeren, die sie mühsam auf die Bnne brachten, oft in Italien, in Burgund, in Francien weilten und nur hier und da einmal im Osten ein- und durchgreifen konnten, bestand das einzige Mittel zur Sicherung der Grenzen in der Anlage von Marken. Den Slaven, vorübergehend auch den Dänen, wurde ein Landstrich abgenommen, mit Deutschen besiedelt (von den erwachsenen männlichen Bewohnern schlug man so viele wie möglich tot; nur Schlesien ist später ganz friedlich germanisirt worden) und ein zuverlässiger Mann als Markgraf eingesetzt, der die Ansiedler militärisch organisirte und mit ihnen ganz selbständig die Grenzwacht hielt, die zur Ausdehnung der Markgrafschaft durch Eroberungen benutzt zu werden pflegte. Nach heutigen Grundsätzen hat die Civilbevölkerung der Grenzprovinzen mit der Landesvertheidigung nichts zu schaffen; dafür hat nur die Armee zu sorgen, die mit der heute üblichen und möglichen Schnelligkeit stets an die bedrohten Punkte geschickt wird. Die freundliche und feindliche Gesinnung der Bevölkerung des Kriegsschauplatzes hat für den Fortgang der militärischen Operationen so gut wie nichts zu bedeuten. Ein halbes Iahr lang haben 1870/71 unsere Armeen unter einer fanatisch feindlichen Bevölkerung operirt, aber nicht diese, sondern die Befestigung von Paris, also die moderne Kriegstechnik, hat die Entscheidung aufgehalten. Darum ist das Ost- und Nordmarkengeschwätz, das die Landesvertheidigung im neunzehnten Iahrhundert nach den Verhältnissen des zehnten und elften Iahrhunderts einrichten will, nicht blos tolle Romantik, sondern eine tätliche Beleidigung unserer Generalität; und als vor zwanzig Iahren dieses Geschwätz anfing, habe ich

gesagt, ich würde durch Betheiligung daran dem Staatsanwalt zu
verfallen fürchten. Anzefahr das Selbe hat in der Herrenhaus-
debatte über das Enteignungsgesetz der Generalfeldmarschall Graf
tzaeseler zur Begründung seines ablehnenden Votums gesagt.
Lästig werden kann eine feindlich gesinnte Bevölkerung; wie
mancher brave deutsche Soldat ist in Frankreich Meuchelmördern
zum Opfer gefallen? Ein weiterer Grund für uns, mit den Polen
gute Freundschaft zu halten, weil ja bei einem zukünftigen Krieg
gegen Rußland Russisch-Polen der Kriegsschauplatz sein wird.
Fürchten, daß die Russen in Posen und Westpreußen einbrechen
werden, wäre eine zweite Beleidigung der deutschen Armee.
Aber vielleicht ist diese Polenpolitik gar nicht final, sondern
nur kausal zu erklären? Vielleicht hatten ihre Urheber (denn
mehrere müssen es gewesen sein) gar keinen bestimmten politi-
schen Zweck vor Augen, sondern wollten nur ihrer Erbitterung
über die verrätherischen Umtriebe der Polen Luft machen? Nun:
Preußen-Deutschland hatte einen kleinen und zwei große Krieg:
geführt. In allen dreien hatten die polnischen Soldaten ihre
Schuldigkeit gethan, obgleich die Neigung zum Fraternisiren mit
dem Feind nicht verwunderlich gewesen wäre, denn 1866 standen
ihnen Polen, 1870 die Franzosen gegenüber, die sich immer als
Beschützer des Polenthumes geberdet hatten. Wäre ein Fall von
VerrStherei vorgekommen, so hätte ihn Bismarck angeführt; er
konnte sich dann im Ianuar 1886 seine ganze große Rede, die
nichts Substantielles enthält, sparen. Als dann freilich die Polen
zuerst durch den Kulturkampf, der sie, weil Falk mit der Sprach-
quälerei begann, noch mehr peinigte als die übrigen Katholiken,
hierauf durch die direkt gegen sie gerichteten Gesetze und Maß-
regeln erbittert wurden, mußte sich in ihren Herzen ein tötlicher
Haß gegen den preußischen Staat ansammeln (alle Beweise, die
man für den Deutschenhaß der gemeinen Polen anführt, stammen
aus der Zeit nach dem Kulturkampf; ich habe besonders „die
Polennoth" des ehrlichen Herrn von Massow daraufhin durch-
sucht), mußten sie von diesem Staat loszukommen wünschen. Hätten
sie nun wirklich einen Befreiungskampf unternommen, so mußte
Ieder, der den Wilhelm Teil unö alle Befreiungskämpfe der Welt-
geschichte feiert, mit ihnen sympathisiren. Aber sie haben etwas
so Wahnsinniges nicht unternommen, haben überhaupt nichts ge-
than, was als nachträgliche Rechtfertigung der Polengesetze
ausgelegt werden könnte. Denn ungerechten Ausnahmegesetzen
wenigstens passiven Widerstand zu leisten, verbietet das Gewissen
nicht; und auf Unterdrücker und Peiniger zu schimpfen, ist ein

unveräußerliches Menschenrecht. Aber sagen sie nicht in ihren Blättern, daß sie das Deutsche Reich und den preußischen Staat umstürzen und ein großes Polenreich aufrichten wollen? In der jammervollen Zeit der Hexenprozesse gab es einmal in England einen vernünftigen Richter. Dem wurde eine Frau zugeführt, die selbst glaubte, daß sie eine Hexe sei und fliegen könne. Der Richter fragt: „Also Sie können fliegen?" „Ia." „Nun, da fliegen Sie nur nach Haus; wir haben kein Gesetz, das zu fliegen verböte." In einem preußischen Polenprozeß würde dieser Richter wahrscheinlich den schwärmerischen Iünglingen sagen: „Also Sie wollen mit Ihrem in Rapperswyl deponirten Nationalschatz von zweihunderttausend Mark den preußischen Staat umreißen? Nun, so reißen Sie ihn um. Wir haben kein Gesetz, das unseren Staat umzureißen verböte; ein solches Gesetz wäre nicht weniger geist« reich als etwa eine berliner Polizeiverordnung, die den Gassenjungen verböte, das Königliche Schloß umzureißen."

Gewiß: es hat Slachzizen und katholische Geistliche gegeben, die das Volk gegen Preußen aufzuhetzen versucht haben (ohne jeden Erfolg in der Zeit vor dem Kulturkampf); warum hat man nicht eine Anzahl solcher Burschen aufgehängt oder füsilirt? Ich hätte Bravo gerufen. Kein Haar hat man ihnen gekrümmt. Was hat man gethan, statt prompte Justiz zu üben? Man hat das Volk mit hunderterlei Chicanen geplagt und dadurch erreicht, was die adeligen Hetzer vergebens erstrebt hatten: hat die einfältigen Leute aus gehorsamen preußischen Unterthanen zu Radikal- und Großpolen gemacht; den adeligen Hetzern aber hat man ein paar Hundert Millionen in die leeren Taschen geschüttet, hat ihnen dadurch die Mittel gegeben, den Widerstand gegen die German!sation zu organisiren, Landbanken zu gründen, einen polnischen Gewerbestand, einen Stand polnischer Akademiker zu erziehen, der die Deutschen und die sich als Stützen des Deutschthumes empfehlenden Iuden aus den Städten verdrängt. Innere Kolonisation Ostelbiens ist nicht nur löblich, sondern eine Nothwendigleit. Ob die von der Ansiedelungskommission befolgte Methode richtig ist, erlaube ich mir nicht, zu beurtheilen. Iedenfalls aber war es ein Fehler, sie auf Westpreußen und Posen zu beschränken, und ein noch größerer Fehler, sie mit einem Nationalitätenkampf zu verquicken. Nicht blos die innere Kolonisation an sich, sondern auch die Verdrängung der schlampigen polnischen Landwirthe durch tüchtige Deutsche war ein Vortheil für unsere gesammte Volkswirthschaft (war! Ob Das heute noch gilt, ist die Frage, weil die Polen, von dem harten Kampf um ihre nationale

und persönliche Existenz erzogen, tüchtiger geworden sind). Aber
diese Verdrängung war ja ohne Staatshilfe im besten Gang. Ob-
wohl die übertriebene Industrialisirung Deutschlands seit den
sechziger Iahren den natürlichen Zug nach dem dünnbevölkerten
Osten und aufs Land in den unnatürlichen nach dem dichtbevöl-
kerten Westen und in die Großstädte umgelenkt hatte, blieb der
Zug der Gutsbesitzer nach Posen doch noch so stark, daß, wie der
Landwirthschaftminister bei der Begründung des ersten Ansiede-
lungsgesetzes mittheilte, in der Zeit von 18S0 bis 1885 der pol-
nische Grundbesitz in der Provinz Posen um 193 537 Hektar ab-
genommen hat: der tüchtige Deutsche arbeitete den untüchtigen
Polen hinaus. Und der Erfolg der mit 350 Millionen Steuer-
geldern betriebenen Ansiedlung? Seit 188S sind in den polni-
schen Landestheilen 100 000 Hektar an die Polen verloren worden?
Diesem glänzenden Erfolg der weisen Politik entspricht das
Ergebniß des Kampfes gegen die Sprache. Den Willen der Aus-
rottung des Polenthumes einmal vorausgesetzt, einerlei, wie dieser
Wille begründet werden oder wie unbegründet er sein mag (der
Landwirth, der nicht ohne polnische Arbeiter auskommt und solche
aus Rußland und Galizien bezieht, muß besagten Willen höchst
unvernünftig finden), giebt es doch nur ein Mittel, das Ziel zu
erreichen: man muß die Polen zur Auswanderung zwingen oder
totschlagen. Wagt man aber diese Mittel vergangener Zeiten nicht
anzuwenden, dann muß man allmähliche Absorption der Polen
anstreben. Diese ist oder vielmehr war möglich, war in Schlesien
seit Iahrhunderten, in Posen und Westpreußen seit der preußi-
schen Okkupation im Gange. War möglich und in Gang gekommen,
weil kein feindlicher Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten
den freundschaftlichen Verkehr hinderte, weil in solchem Fall die
Mehrheit immer die Minderheit aufsaugt und weil der Prozeß
dadurch beschleunigt wurde, daß die Mehrheit in der Wirtschaft
und Kultur höher stand und wohlhabender war. Statt diesem
Prozeß seinen ruhigen Lauf zu lassen: was hat man gethan?
Man hat die Leute mit den bekannten Sprachvexationen gequält
und erbittert. Man hat Das in einer Zeit gethan, wo alle win-
zigen, alle längst verschollenen und begrabenen Völkchen sich ihrer
Nationalität erinnern. Wo die Czechen, deren erste Führer erst
mühsam Czechisch lernen mußten, sich eine Literatur geschaffen,
die Slovaken, die Ruthenen sich politisch organisirt haben, die
Kaschuben ihre nationale Auferstehung feiern, die lanAue 6'Oc,
das bretonische Keltisch wiederbelebt wird, der Walliser, der mit
einem Engländer zusammentrifft, sich anstellt, als verstünde er

kein Englisch (Reaktion der Natur gegen die Einstampfung der Nationen in den Völkerbrei durch die moderne Civilisation). In dieser Zeit unternimmt man es, den Polen, die immerhin noch eine Literatur haben (die sie natürlich, wie ihre ganze Kultur, der deutschen gegenüber in lächerlicher Weise überschätzen), ihre Muttersprache zu entreißen. Wenn der Ochs, den man zum Schlachthof führt, die Menschensprache verstünde, würde man sich dadurch den Transport erleichtern, daß man ihm sagte: Wir wollen Dich da drin totschlagen? Das thut man durch die feierliche Kriegserklärung an die Polen, durch den Kampf gegen ihre Sprache und durch die Maßregeln, die den Zweck haben, sie von ihrenl väterlichen Grund und Boden zu vertreiben. And was soll uns die Operation an der Trcz-Zunge nützen? Angenommen, wir hätten durchgesetzt, daß keiner unserer Polen mehr seine Muttersprache versteht: haben wir ihn dadurch uns zum Freunde gemacht? In fünfhundert Iahren werden die Polen die an ihnen vollzogene Operation nicht vergessen und werden ihrer wegen die Deutschen so grimmig hassen, wie die Iren wegen der von England vor Iahrhunderten erduldeten Unbill die Engländer hassen, obwohl sie nur noch Englisch sprechen. (Auch sie fangen erst jetzt wieder allmählich an, sich ihrer keltischen Sprache zu erinnern.) Wenn die Polen Deutsch lernen, so nützt Das nicht uns, sondern ganz allein ihnen selbst. Das wissen sie natürlich, darum haben sie früher gern Deutsch gelernt und sich gefreut, wenn ihre Kinder es in den Schulen lernten. Aber seit man ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet, sagen sie natürlich: Nun gerade nicht! Und wollen vom Deutschen nichts wissen. Sie wären ja nicht Menschen, sondern Hunde, wenn sie anders dächten, fühlten und handelten. Hündisch unterwürfig und gehorsam waren sie früher. Die Wasserpolaken Oberschlesiens waren mit Schulen sehr schlecht versorgt. Tausende von Kindern mußten in dürftiger Klei« dung bei Mite und Unwetter Stunden lang laufen, und behielten die Eltern sie zu Hause, so wurden sie, die Blutarmen, mit Geldbußen bestraft. Hätte man damals diesen Menschen, die, von deutschem Kapital und deutscher Intelligenz geleitet, den Reichthum der oberschlesischen Magnaten geschaffen haben, die Sache durch Vermehrung der Schulen und der Lehrer leichter gemacht, sie hätten ihren Wohlthätern nicht allein die Hände, sondern die Füße geküßt. Ietzt baut man Schulen und stellt Lehrer an, — zum Zweck der Germanisation, und hat dadurch dieses schafgeduloige Völkchen, das dem prügelnden Aufseher zum Dank für gnädige Strafe den Rscksaum zu küssen pflegte und das preußisch war bis

ins Mark der Knochen, in rabiate Großpolen, zum Theil in
Centrumsfeinde (weil das Centrum nicht energisch genug die
Polenpolitik bekämpft) und in Sozialdemokraten verwandelt. Sie
gefallen mir so gar nicht schlecht. Als ich vor dreiundzwanzig
Jahren meine kleine Campagne gegen die große preußische Cam«
pagne begann, fand ich es gerathen, ausdrücklich zu versichern (was
lautere Wahrheit war), daß ich kein Polenfreund und daß mir
polnisches Wesen und polnische Wirtschaft in der Seele zuwider
sei. Ich muß nun gestehen, daß in den letzten beiden Jahrzehnten
mein Widerwille allmählich geschwunden ist. Nach Dem zu urthei»
len, was ich par äist^nce wahrnehme (in persönliche Berührung
mit Polen zu kommen, habe ich keine Gelegenheit), sind die bäuer»
lichen Schlampen, die lüderlichen Herren von Krapülinski und
Waschlappski wirthschastlich, sind unsere Polen aus larmoyanten
Klageweibern allesammt, die Weiber eingerechnet, thatkräftige
Männer, aus hündisch unterwürsigen Sklavenseelen bis zu den
kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden. Alle
Achtung vor der Erziehungskunst der Hakatisten! Was aber die
politische Seite der Sache betrifft, so hat sie Niemand schöner
charakterisirt als (vor vielen Jahren schon, ohne Beziehung auf die
Polenpolitik) ein Witz der Fliegenden Blätter. Ter weise Sokrates
sieht, wie ein Fleischer sich vergebens anstrengt, ein Schwein in
sein ßaus hineinzuzerren, und sagt zu ihm: „Aber, lieber Freund,
Du siehst doch, daß das Schwein immer gerade das Gegentheil von
Dem will, was Du willst; ziehe es also von Deiner yausthür weg,
dann wird es rasch hineinschlüpfen." Wäre die Kriegserklärung
an die Polen und die Polengesetzgebung unterblieben, so würde
den Polenfeinden im Verlauf von zwei, höchstens drei Menschen»
altern der natürliche Lauf der Dinge die Erfüllung ihrer Wünsche
bringen: auch der Nest der verschuldeten und verwahrlosten polni»
schen Adelsgüter würde vollends zu einem niedrigen Preis an
Deutsche übergehen und der steigende Verkehr, der die Einwohner
des Staates durcheinanderrüttelt, würde der polnischen Minder-
heit mehr und mehr den Gebrauch ihrer Sprache abgewöhnen.
Der preußische Staat ist ein wackerer Staat; aber nebeln,
mehreren guten Geistern beseelen ihn etliche böse. Der böseste ist
der Polizeigeist, der es sich zur heiligsten Aufgabe macht, felbst den
trägsten Philister und den stumpfsinnigsten Slaven aufzurütteln,
das Knirschen des ganzen inneren Menschen in ihm hervorzurufen
und ihn mit Wuth und Haß gegen den Staat zu erfüllen. Diefem
Geist ist di: Polencamvagne ein gefundenes Fressen, besonders,
seit die Polen mehr und mehr aus ihren Heimathprovinzen

hinausgedrängt werden, so daß auch im Westen der eifrige Diener
der Ordnung alle Hände, Ohren und Füße voll zu thun hat, auf
die patriotische Ohren beleidigenden Wrcz- und Trcz-Laute Iagd
zu machen. Hat da in Essen ein deutscher Franziskanerpater auf
Wunsch des Bischlofs Polnisch gelernt, um die zahlreichen polni-
schen Arbeiter zu beseelsorgern. Er kündet einen Vortrag für
polnische Iünglinge an; der erschienene Polizist erklärt, Polnisch
dürfe nicht gesprochen werden, und da eine deutsche Erbauung-
rede für Leute, die gar nicht oder nur unvollkommen Deutsch ver-
stehen, keinen Sinn hätte, müssen die nach Seelenspeise hungern-
den jungen Leute ungespeist wieder abziehen. Zum Ersatz werden
sie sich wohl einen Schnaps gekauft haben. Der schöne § 7 des
Versammlungsgesetzes, dieses Iuwel der „liberalen" Blockaera,
bestimmt, daß in Versammlungen der Gebrauch der polnischen
Sprache nur dann gestattet ist, wenn in dem Bezirk die Bevölke-
rung überwiegend polnisch ist. (Wenn Unsinn überhaupt einen
Sinn hätte, würde man im Umgekehrten eher einen Sinn finden
können, denn in einer rein polnischen Gegend hätte eins Ver-
schwörung gegen den preußischen Staat zwar auch nur eine un-
endlich kleine Aussicht auf Erfolg, aber dieses unendlich K.'eine
s^die Mathematik erlaubt, im unendlich Kleinen und Großen
Unterschiede zu machen^ wäre immerhin größer als in einer
rein deutschen Gegend.) Auf der breslauer Katholikenversamm-
lung sollte ein Pfarrer den erschienenen polnischen Arbeitern
einen Vortrag „über Arbeit im Lichte des Glaubens" halten.
Da Breslau eine rein deutsche Stadt ist, war dazu die Genehmi-
gung des Regirungpräsidenten erforderlich. Sie wurde versagt.
Die Hohe Behörde hat den armen Wasserpolacken die Freude,
einen belehrenden und tröstlichen Vortrag in ihrer Muttersprache
zu vernehmen, nicht gegönnt. Als der Kardinal Diegenbrock zum
ersten Mal den polnischen Theil seiner Diözese besuchte und Zeuge
der leidenschaftlichen Aeußerungen der dortigen Frömmigkeit war,
sagte er: Einen Finger ließe ich mir abhacken, wenn ich dadurch
die Fähigkeit erlangte, zu diesem Volk in seiner Sprache zu reden.
Nach der Kölnischen Volkszeitung hat man gemunkelt, der Ober-
präsident Graf Zedlitz sei geneigt gewesen, den polnischen Vortrag
zu bewilligen, habe aber einem Druck von Berlin nachgeben
müssen, und Das habe seinen Entschluß, zurückzutreten (der an
sich durch Alter und persönliche Verhältnisse hinreichend motivirt
erscheint), beschleunigt. Sehr glaublich; ein Mann von dem edlen
Charakter und klaren Verstande des Urhebers des Schulgesetz-
entwurfes von 1892 (gegen den die „Liberalen" tobten, weil er

liberale Bestimmungen enthielt, die auch den Katholiken zu Gut
gekommen sein würden) muß Scham empfinden, wenn er mit seiner
Autorität, ob auch nicht mit seinem Namen, solche Polizeistückchen
decken soll. (Bei dieser Gelegenheit mögen zwei andere Polizei«
stückchen, nicht „nationaler", sondern frommer Art erwähnt
werden. Wegen des Bußtages wurden am siebenzehnten No-
vember zwei Versammlungen verboten: in Soldin eine demo-
kratische Wahlversammlung und in Tegel bei Berlin eine Katho-
likenversammlung, die gegen Behauptungen eines Lokalblattes
protestiren wollte. Gleichzeitig meldete die Kölnische Zeitung, auch
diesmal habe die Eisenbahnverwaltung vierzehn Extrazüge von
Wiesbaden nach Mainz eingelegt für die Tausende, die den Buß-
tag in gewohnter Weise in den Tingeltangeln, Ball- und Konzert-
sälen des an diesem Tage für die Gastwirthe und Vergnügungs-
künstler wirklich goldenen Mainz feiern wollten.) Der unein-
geschränkte Gebrauch der Muttersprache gehört übrigens zu den
Rechten, die den Polen von den Theilmächten feierlich verbürgt
worden sind. Mögen die russischen Polen ihre Rechte durch
blutige Revolutionen verwirkt haben: die preußischen haben nichts
Aehnliches verbrochen. Soll der achtundvierziger Putsch heute
noch Ausnahmemaßregeln begründen, dann müssen solche vor
Allem über Baden verhängt werden; denn dort hatte sich 18W
das ganze Volk erhoben und drei Armeecorps unter Führung
des Prinzen von Preußen waren nöthig, den Aufstand niederzu-
schlagen. Mieroslawskis Bande bestand nur aus Edelleuten, deren
Wirthschastbeamten und etlichen Stadtproletariern. Die Bauern
blieben ruhig. Einer antwortete dem aufwiegelnden Edelmann,
indem er die Narben der in den Zeiten der „Republik Polen"
empfangenen Kantschuhiebe zeigte: „Ich danke, Herr, für Eure
Freundschaft." Ein anderer holte seine zwei Söhne, die sich zur
Desertion hatten verleiten lassen, von den Insurgenten weg und
brachte sie persönlich dem General Colomb zurück. Zum Neber-
fluß hat aber die preußische Regirung feierlich erklärt, daß ihre
Polen die ihnen zugestandenen Rechte nicht verwirkt haben. Nach-
dem 1867 die Provinzen Posen und Preußen in den Nord-
deutschen Bund einbezogen worden waren, erließ der Oberpräsi-
dent von Posen, Horn, eine Proklamation in deutscher und pol-
nischer Sprache gegen die Verleumdung, daß den Polen durch die
Aufnahme in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer
Muttersprache verkümmert werden solle. In mehrfach modifizirten
Wiederholungen betheuert er: „Auch im Norddeutschen Bund
werdet Ihr unbehelligt Polen bleiben, Eure Muttersprache reden,

Eure Sitten üben und die katholische Kirche wird sich des selben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preußischen Paterland genossen hat." Auch der Hakatist bleibt noch ein animsl rationale und fühlt sich darum gedrungen, das Vernunftwidrige vor der Vernunft zu rechtfertigen. Er versucht es neuerdings mit der Unterscheidung zwischen Nationalstaat und Nationalitäten" staat. Im Nationalitätenstaat, hat man bei der Begründung des Z 7 gesagt, dürfe Ieder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, im Nationalstaat nicht, wenigstens nicht öffentlich. Warum? Darum! Aus einem willkürlich konstruirten Begriff leitet man Rechte und Pflichten ab. Nachdem der Hakatist schon Romantiker geworden war, wird er zuletzt auch noch Scholastiker.
Mit solchen Phrasen haben sich die Leutchen in die Stimmung einer kriegführenden Armee hineingeredet. Der Sieg des Deutschthums, schrieb jüngst ein Mitarbeiter der Preußischen Iahrbücher, sei nicht ohne starke Hebung der deutschen Bevölkerungziffer möglich. Was heißt Das: Sieg des Deutschthums? Ausrottung des Polenthums? Dann muß man die Polen totschlagen oder vertreiben. Oder meint man es so, wie es die Protestanten meinen, wenn sie vom Sieg über den Nltramontanismus sprechen? Sie meinen damit, daß die deutschen Katholiken Protestanten werden sollen. Das ist möglich, denn man kann sich von einer Religion zur anderen bekehren. Aber Polen in Deutsche verwandeln, ist so unmöglich wie: aus Katzen Hunde machen. Oder meinen sie es so, wie es die „Liberalen" meinen, wenn sie die ostelbischen Iunker besiegen wollen? Sie meinen damit, daß nicht mehr die Zedlitz und Itzenplitz, sondern die Müller und Schultze Minister, Oberpräsidenten und Feldmarschälle werden sollen. Aber unter diesen Würdenträgern giebt es doch keine Polen: nicht mal Landräthe, nicht mal Bürgermeister können sie werden. Wird ein Pole in den Magistrat oder in den Schulvorstand gewählt, so wird er nicht bestätigt. Was bedarf es noch des Sieges, wenn der Gegner schon lange plattgedrückt auf dem Boden liegt. Liberal sollte man, wenn von einer politischen Partei die Rede ist, nie ohne Anführungzeichen schreiben. Ist aber gar von einer „liberalen" Partei in Oberschlesien die Rede, dann sind doppelte Gänsefüßchen nöthig; denn diese Partei besteht aus Namenskatholiken, Iuden und sämmtlichen Protestanten, die allerfeudalsten und orthodoxesten eingeschlossen. In Kattowitz tobte im selben November, wo es in England ums Oberhaus ging, und mit nicht weniger Lärm der Kampf um die Stadtverordnetenmandate. Auf der katholischen Liste standen zwei Polen und die

ganze hakatistische Presse war außer sich; nichtkatholische Blätter, auch „freisinnige", forderten, daß die Beamten, die für die katho« lische Liste gestimmt hatten, gemaßregelt würden. Daß die zwei polnischen Kandidaten erklärten, sie würden als Stadtverordnete weder den preußischen Staat umstürzen noch ihm Provinzen ent« reißen, nützte ihnen natürlich nichts; und so trugen denn, dank der Einschüchterung der Beamten und der strengen obrigkeitlichen Kontrole, bei der Stichwahl die „liberalen" Kandidaten mit schwacher Mehrheit den Sieg davon. Was dann folgte, ist aus den Parlamenten bekannt. Also die Polen dürfen nicht blos kein Staatsamt bekleiden, sie dürfen auch in keine kommunale Körperschaft gewählt werden; sie sind also wesentlicher staats- bürgerlicher Rechte beraubt. Zu solchem Raub hat natürlich die mit der Mehrheit der Staatsbürger verbündete Regirung die Macht. Aber wenn man die Polen ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt und trotzdem fortfährt, die Geld« und die Blutsteuer und den Gehorsam gegen die Gesetze von ihnen zu fordern, so ist Das ein Verhalten, das mit dem richtigen Namen zu charakterisiren kein deutscher Staatsanwalt erlauben würde. Ich betheilige mich niemals an Wahlen; denn indem man wählt, erklärt man sich für eine Partei, ich aber bekenne mich zu dem Credo des verstorbenen neuseeländischen Ministers Iohn Richard Seddon: „l'kere iZ muck talk c>t men KeiriA R,g,ciicals, (konservatives, Laeialistis anc! I^iberals. I srn rione ot tkese. I arn kumanist. I clesire tc> irnprove tke conclitions c>k tke people, tc> inspire tnerri witn kope, to pro' vicle tor tkeir corntort ancl 5o improve tkerri sociallv, morallv anci prsctically." Ginge ich aber einmal von meiner Praxis ab und hätte die Wahl zwischen einem ehrlichen Polen und einem Phrasenhelden einer anderen Partei, so würde ich unbedenklich dem Polen meine Stimme geben. Denn die Verlogenheit der politischen Drahtzieher und die Suggestibilität der mangelhaft unterrichteten Massen sind (nicht gerade eine Gefahr, denn für einen Koloß von der soliden Konstruktion des preußischen Staates tritt eine Gefahr nicht leicht ein, aber) eine Schädigung des Ge- meinwohles; die Polen dagegen find weder eine Gefahr für den Staat noch schädigt ihre Politik das Gemeinwohl. Die Regirung mag eine nachträgliche formelle Rechtfertigung ihres Verhaltens und Verfahrens in der großpolnischen Agitation und immer auf- rührerischer werdenden Sprache Korsantys sehen, wie die Verbün- beten Regirungen (die badische und die hessische ausgenommen) aus der thörichten und antiquirten Phraseologie der Sozialdemo- kraten das Recht ableiten, die Arbeiterpartei als nicht zur Existenz

berechtigt zu behandeln. Ich lasse auch Das nicht gelten; man
mache meinetwegen Korfanty um einen Kopf kürzer oder erschieße
ihn, lasse aber die übrigen drei Millionen Polen ungeschoren.
Das Streben nach der Wiederherstellung eines unabhängigen
Polenstaates ist natürlich und für die Polen ehrenvoll (Liebe zum
eigenen Volksthum und Freiheitliebe sind doch wohl preiswürdige
Tugenden) und mit der Möglichkeit der Erfüllung des polnischen
Traumes haben wir zu rechnen, weil (meiner Neberzeugung nach)
der Fortbestand des Russenreiches mehr auf einer ladle convenuo
der Diplomaten und auf französischem Gelde als auf der inneren
Kraft des russischen Volkes beruht, weil die Polen den Russen
intellektuell und moralisch, seit einigen Iahrzehnten auch wirth-
schaftlich überlegen sind und weil die Deutschen des Donaustaates
wie die Magyaren die Abtrennung Galiziens sogar gern sehen
würden. Aber die Regenten des künftigen Polenstaates müßten
wahnsinnig sein, wenn sie einen Versuch wagen wollten, der
preußischen Militärmacht die Provinzen Posen und Westpreußen
zu entreißen. Hoffentlich leitet dann unseren Staat nicht ein rede-
gewandter Dilettant, sondern ein wirklicher Staatsmann, der da-
für sorgt, daß die preußischen Polen keine Arsache haben, ihre
Brüder im polnischen Nationalstaat, der sicher kein Musterstaat
sein wird, zu beneiden.
Bei Stadtverordnetenwahlcn in Oberschlesien handelt es sich
in erster Linie um die Schulen; „liberale" Magistrate simultani-
siren und dagegen müssen sich die Katholiken schon deshalb wehren,
weil Simultanisirnng gewöhnlich Protestantisirung bedeutet. Das
Selbe gilt von der Germanisirung, wie die katholischen Blätter von
Zeit zu Zeit durch die Anführung von Thatsachen beweisen. Und
darin liegt nun der Schlüssel zum Mysterium des hakatistischen
Eifers. Anfangs, als, von einigen Interessenten abgesehen, Nie-
mand den Feldzug gegen die Polen verstand, sagte Windthorst,
aus ihm fahre die Wuth heraus, die vom verunglückten Kultur-
kampf her stecken geblieben sei. Daraus erklärt sich auch die Be-
geisterung der „Liberalen" für den „nationalen" Krieg. (So weit
ich sehen kann, macht nur die im Aebrigen heftig antiklerikale und
ferrertolle Frankfurter Zeitung eine Ausnahme, die auch sehr
gute Briefe aus der „Nordmark" bringt.) Früher schwärmten die
„Liberalen" für die Polen, was mir immer fern gelegen hat; jetzt,
wo Ausficht vorhanden ist, durch Entrechtung der Polen den
Katholizismus ein Wenig zu schwächen, thun sie lustig mit.
Das ist eine kleine Ergänzung Dessen, was ich über den
Ferrerrummel geschrieben habe, und zu dieser Ergänzung liefert

auch das Buch von Sienkiewicz ein paar Beiträge. Eduard Dru-
mono, der Chefredakteur der l^ibre Parole, schreibt ihm unter
Anderem: ,,Li je vous eeris, c'est pour vous ieliciter <Z'adorck cle
votre ^en6reuse initiative; c'est pour vcius öparAner ensuite
il'ameres clesillusions. Vous vous trornpe^ cruelleirient c^usncl vous
vous imgAine? o,ue ,cls,ns 1e monäe eritier les represeritants les
plus eminents cle Ig, scierice, cle lg, litergture et cls Ig, presse expri'
ineront uns opiniori <zui serg, Is juFeinent cleliriitik clz Ig, ezn'
sc^ience kumgins^. I^os republiegiris tergient rire cl'eux s'ils se
livrsierit g une mgnikestgtion cle ee Aenre. Iis c>nt Ibisse s'georrl'
plir en Trance cies Attentats plus oclieux <zue eeux clont votre
intortunee ?oIvAne est ls tk6ätre." Den Polen, die MSN aus
ihrem Besitz verdränge, werde Entschädigung gewährt, die aus
ihrem rechtmäßigen Eigenthum mit militärischer Gewalt vertrie-
denen und hilflos auf die Straße geworfenen französischen Kloster-
leute entschädige man nicht. Für Katholiken, denen Gewalt an-
gethan wurde, haben die Männer der Wissenschaft und der Lite-
ratur und die „liberale" Presse weder Gerechtigkeit noch Mit-
gefühl; und Drumond hat Recht, wenn er sagt, die französischen
Republikaner trieben es ärger als die preußische Regirung, die
zum Glück für die Katholiken und die Polen noch nicht von den
„liberalen" Herren Müller und Schultz« gelenkt wird. Ein
Italiener, Enrico Bignami, wirft die Frage auf, woher es kommen
möge, daß die „liberale" Presse alle von Oesterreich und Rußland
an Polen verübten Ungerechtigkeiten, darunter viele erfundene
und übertriebene, brandmarke, von den preußischen aber ganz
schweige. Er hat offenbar die Presse seines Landes im Auge, die
Oesterreich, das übrigens gegen feine Polen eher übertrieben
wohlwollend als ungerecht ist, mit Haß verfolgt, während sie
Preußen freundlich gesinnt ist. Für die deutschen Liberalen ist
der Unterschied in der Haltung gegenüber den Polen und anderen
Unterdrückten schon ausgesprochen. Die Frage Bignamis erinnert
mich daran, daß die Saturday Review vor etwa dreißig Iahren
einmal fragte, woher es wohl kommen möge, daß, sobald irgend-
wo auf dem Erdenrund einem Iuden Unrecht geschieht, sogar die
Diplomatie in Bewegung gesetzt werde, während sich keine Stimme
erhebe und keine Hand rühre, wenn in Rußland Hunderte oder
gar Tausende unirter Katholiken ihrer Religion wegen zu Tode
geknutet werden; diese Tragoedie nikolaischer Zeit würde der Welt
gar nicht bekannt geworden sein, wenn sie nicht im englischen
Parlament erwähnt worden wäre.
Die 252 französischen, italienischen, englischen, skandinavi-

schen, russischen, magyarischen, deutsch-österreichischen (solcher finde
ich nur drei) Antworten lauten fast ausnahmelos unbedingt ver-
urtheilend. Das hat an sich wenig zu bedeuten; aus zwei Grün-
den: weil die meisten Votanten unbekannt sind und weil Preußen-
Deutschland, nicht wegen irgendwelcher Schandthaten, sondern
wegen seiner durch eigene Tüchtigkeit errungenen Machtstellung,
im Ausland gefürchtet und gehaßt wird und man darum gern
jede Gelegenheit ergreift und jeden Vorwand benutzt, ihm EtwaS
ans Zeug zu flicken. Dennoch liegt in dieser einstimmigen Verur-
theilung eine Warnung. Wenn zu der Eifersucht und dem Kon'>
kurrenzneid der Großmächte auch noch die Furcht aller kleine,:
Nationalitäten und die Besorgniß aller Ausländer, die in die
Lage kommen können, sich auf deutschem Gebiet aufhalten zu
müssen, vor schlechter Behandlung hinzutritt, so bedeutet DaL
die Verstärkung der Kriegsgefahr. Alle Nationen stellen ohne
Zweifel Vergleichungen an zwischen der deutschen und der angel-
sächsischen Praxis. In England selbst, in dessen Kolonien, in den
Bereinigten Staaten fühlen sich die Einwanderer aller Natio-
nalitäten Wohl (aller Nationalitäten, nicht aller Rassen; die
schwarzen und die gelben Menschen werden in Nordamerika
drangsalirt); Niemand wird wegen seiner Nationalität und
Sprache belästigt und Polizeichicanen kennt man dort überhaupt
nicht. Wsil Niemand die Einwanderer zwingt, Englisch zu lernen,
thun sie es von selbst, des eigenen Vortheils willen. Von den
aus einem Dutzend Nationalitäten gemischten 76 Millionen Ein-
wohnern der Bereinigten Staaten können nur anderthalb Milli-
onen nicht Englisch sprechen. Klassisch ist das Englisch der ein-
gewanderten Schwaben, Polen, Italiener freilich nicht.

Neisse. Karl Ientsch.

<V4?

Shakespeares Sonette.

hakespeares Sonette sind jetzt zum ersten Mal von einem
Dichter verdeutscht, um ihres dichterischen Eigendaseins
willen, nicht um ihren Begriffs- oder Gefühlsinhalt näher zu
bringen. Stefan George läßt in deutscher Sprache ihren „Seelen-
ton" erklingen, der weder Inhalt noch Form, sondern die leben-
dige Einheit Beider ist. Es liegt nicht in den begreifbaren Worten

und nicht in der berechenbaren Metrik, entzieht sich daher in gleicher Weise dem blofzen Sprachkenner wie dem bloßen Wort« künstler, als welche es nur mit dem Niederschlag der rhythmischen Bewegung zu thun haben. Der Dichter allein, der diese von innen als Werden mitlebt, nicht von außen in ihrem Ergebniß beschaut, kann Ton und Wesen von Versen nachbilden; und seine Nach« bildung muß selbst philologisch getreuer sein als eine nur philologische; denn ihm sind die Worte nicht Einzelzeichen aus einem Mosaik: er sieht ein untheilbares Ganze, in einer Geburt ent« standen und in Worte gegliedert. Er muß aus jedem Wort Sinn, Kraft und Art der übrigen fühlen. Drum ist ihm die genaue Kenntniß des gesummten Sprachmaterials unerläßlicher als dem Philologen, der von Theilen ausgehen und sich mit Theilen be« gnügen darf. Ie mehr Theile Dieser kennt und je geschickter er sie trennen und binden kann, desto besser wird seine lieber« setzung. Hier sind viele Grade möglich. Verschieden davon ist die dichterische Umformung: sie kommt aus der Kenntniß des Ganzen als einer Einheit und aus dem Erlebniß, ihre Treue ist nicht die straffere oder schlaffere Anlehnung an ein starr Gegebenes, sondern Nachlebung des in neuer Seele neu Bewegten. Der Dichter muß sein Urbild nochmals im Zustand des Werdens überraschen. George hat Dies gekonnt, weil er ohne Seitenblick auf einen Geschmack, dem die Sonette geläufig werden sollten, sich dem rhythmischen Erlebniß hingab, nichts suchend als die centrale Seelenbewegung, kraft deren diese Verse geworden sind, keine Daten, keine Spiele, keine Motive, nichts von Dem, was ihnen gemeinsam ist mit anderen, nur Das, was ihnen allein eignet. Das Sachliche erklärt ja die Sonette nicht mehr als die Farbeniuben ein Gemälde. Indem George seiner Amdichtung fern hielt, was die Gesinnung des deutschen Epigonenzeitalters unwillkürlich hineinlas oder willkürlich herauslas, indem er nicht ab« schwächt, was bei Shakespeare drohend und finster steht, indem er krampfhafte Spannungen nicht mit gefälligen Faltenwürfen zudeckt, jähe, wilde Ausbrüche nicht in edel ausladende, innig schwellende Attituden umdeutet, indem er sich den Glauben an Shakespeare als einen Vertreter unseres Verblasen „Guten, Wahren, Schönen" versagt, zeigt er uns die Sonette in einer zu« gleich schreckenden und bezaubernden Fremdheit. Diese Fremd« heit ist nicht Georges Zuthat; sie war nur durch die bisherigen Vermittler verwischt. Worin liegt sie? Nur zum Theil am Stoff, der Verherrlichung männlicher Schönheit durch einen Mann. Dies hätte sich der Glaube an die bürgerliche Achtbarkeit des Dichters

zurechtgelegt. Im Wesen, nicht im Gegenstand der Sonette liegt
ihr Räthsel. George nennt als wichtigsten inneren Grund jener
Fremdheit: „daß unsere Gewohnheit alle Dichtung durchaus
.romantisch' sieht, diese Vierzehnzeiler aber, obwohl oberste Dich«
tung, durchaus unromantisch sind." Im heutigen, von der Ro-
mantik beherrschten Begriff von Dichtung schwingt die Vorstellung
eines dem eigentlichen Sein und Thun gegenübergestellten In«
Halts, man nenne ihn nun Abbild, Ideal oder Problem. Das als
Leben, als Gegenwart Anerkannte will man darstellen, verklären,
verwandeln, fliehen, bekämpfen, mit ihm eins werden und so
weiter. „Klassizismus", „Romantik", „Naturalismus", „Symbo«
lismus", verschiedene Richtungen oder Grade, sind darin eins:
daß ein Seiendes einem Wollen oder Sehen als Gegenstand
dienen soll. Dies seelische Grundverhalten, den Schwerpunkt
außerhalb zu suchen, wurde durch die Romantik weltgiltig mit
rückwirkender Kraft, so daß wir alle Dichtung, auch die Antike,
„romantisch" sehen. Nichtromantischen Geistern aber ist das Dich«
ten selbstverständliche Funktion des Seins, ihre innere Gegen-
wart, von der sie eine äußere nicht trennen. Der Gegensatz Ob«
iekt-Subjekt kommt ins dichterische Bewußtsein erst mit der Ro«
mantik. Auch Dante und Petrarch, die Platoniker, besingen Jen-
seits und Sehnsucht nicht aus Sehnsucht, sondern, weil Dies ihre
Wirklichkeit, ihre Funktion ist. Dantes Paradies ist mehr Gegen-
wart als Ibsens Gesellschaftdramen. Wir aber suchen in der Dich«
tung, statt der unmittelbaren seelischen Wirklichkeiten, ihre Pro«
zektionen in eine äußere von uns gesetzte oder geforderte Welt,
statt der Bildkraft „Phantasie", statt der Bewegung „Stimmung",
statt der Bewegtheit „Gefühl", statt Charakter „Gemüth". Diese
Schlagworte bezeichnen heute etwas Gebrochenes, Gespiegeltes,
Bezogenes. Drum erscheint Leidenschaft heute als Kälte und
Lebensfremdheit, wo sie als Funktion statt als Zustand auftritt.
Man behält sich eine Sphäre des Dumpfen, Unbewußten vor, wo
das Sein zum Gedicht wird. Diesen Prozeß erkennt man nur in
seinen Spiegelungen an und hat nicht die Organe, ihn unmittel-
bar zu fassen. Shakespeare aber giebt ihn in den Sonetten un-
mittelbar. Die wir Alles als Spiegelung sehen, können seine
Dramen, diese innere Welt, noch als losgelöste äußere deuten.
Nm so mehr verwirren die Sonette, sobald man hier Bezugnahme,
Darstellung, Bekenntniß sucht. Nimmt man sie nur als Wirkung
statt als Wesen, als Bilder statt als Bewegung, hält man ihr
Einzelnes fest, statt sie als Ganzes zu ergreifen, so fehlt ihnen
Alles, was für uns erst ein Gedicht ausmacht. Man darf aber

die Flamme nicht mit ihrer Kerze verwechseln. Hier vor Allem
muß man den inneren Ton hören, um das Wesen zu treffen. Hört
man den nicht, so bleibt nichts als eine epigrammatische Malek-
tik, eine Ornamentik der Gefühle, eine Geometrie der Dinge,
welche die ganze Sinnenwelt von den Sternen bis zu den Stäub«
chen als Zierrath benutzt, um etwas Maßloses und Angeheures
mehr zu verhüllen als auszudrücken. Wer die Dinge, wovon die
Sonette reden, als Ausdruck statt als Hülle verstehen will, wird
noch mehr beunruhigt, weil er das Mißverhältniß zwischen Aus«
druck und Auszudrückendem spürt. Aber alles Zähe, Spröde,
Gläserne, Verbogene bewältigt der eine Ton des Ganzen, der mehr
ist als alle Sätze und Sinnbilder: in ihm lebt vernehmlich der
Grund und der Sinn der Sonette: eine weltweite, unergründliche
Leidenschaft. Sie sind keine Gelegenheitgedichte. Vielmehr wird
jeder ihrer Anlässe und Gegenstände gleichgiltig vor der un-
bedingten und, im Tiefsten, gegenstandlosen Erschütterung, in
deren Bannkreis er zufällig geräth. Und diese Leidenschaft tritt
(noch befremdender für uns) nicht als Gefühl, sondern als Ver«
stand auf, zeigt in nackter Helle, was in dieser Helle zu schauen
wir zagen. Den ganzen Abgrund des eigenen Wesens konnte der
klarste und festeste Mensch durchmessen, ohne schwindlig zu werden.
Und wo Andere höchstens mit muthig dumpfen Herzen sich hin«
wagen, wofür ihrem Hirn die Fassungskraft fehlt, da tauchte
Shakespeare mit dem Geist selbst ein und schritt unversengt und
ungeblendet durch die Weißgluth. Er hat die Leidenschaft nicht
mit dem Verstand zerlegt, nein: als Ganzes packte er sie und
machte sie zu Bewußtsein. Sein und Denken waren für ihn keine
Gegensätze, selbst wenn sein ganzes Sein eine einzige Erschütte«
rung war. Das Denken brauchte er nicht als Wehr gegen die
äußerste Erschütterung (wie etwa Goethe) noch löschte ihm die Er«
schütterung das Denken aus (wie Mystikern und Musikern). Er
vereinte die dunkelste Leidenschaft und das hellste Wissen so, daß
sie nur als zwei Attribute der selben Substanz erscheinen. Von
der Wirklichkeit dieses wirklichsten Geistes geben, richtig gelesen,
die Sonette noch unmittelbarer Kunde als sein Drama. Denn
in ihnen redet er mit seiner einen Seele, nicht mit seinen tausend.
Doch die unbedingte, allverschlingende und allumschaffende Be«,
wegung, die wir im Ton der Sonette hören, erkennen wir als'
die selbe, die jenen unermeßlichen Kosmos herausgeformt hat.

Darmstadt. Friedrich Gundolf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian haroen in Berlin. —
Verlag der Zukunft in «erlin, — Druck von Paß S Sarleb S, m. b. g. in Berlin.

Berlin, den 16. Juli 191«.
Residua.
Allensteiner Lehren.
^Aus der Kriminalkommission des Reichstages kommt unerfreu-
liche Kunde. Die Liberalen, heißts, können sich wieder mal
nichtcntschließen, liberal zu sein. Trotzdem ihreAhnen,scitSteins
Zeit, vom Boden des Rechtes die schmackhafteste Nährfrucht ge-
erntet haben. Herr Landgerichtsrath Gröber, der dem Angeschul-
digten stärkeren Rechtsschutz zu schaffen strebt, fühle sich einsam
und hebe, fast schon verzweifelnd, die Hände über denAlamannen-
bart himmelan. Von der Presse darf er Hilfe nicht hoffen. Ein
Abgeordneter, der in öffentlicher Sitzung von Saubengeln ge-
redcthat! Ueberhaupt: ein Centrumsmann! Alle Landwehrleute,
die mit der Stahlfeder pro cieo, reZe et patria kämpfen, wenden sich
mitGrausen von solchemFliegengott. Ihr evangelisches Bewußt-
sein ist, auch wenn sie es erst etliche Jahrzehnte nach den Steck-
kissentagen erworben haben,von mimosigerEmpfindsamkeit; und
im Tiefsten nun zu rauh verletzt, als daß es ihnen gestatten könnte,
für einen Lutherfeind auf die Schanze zu treten. Ganz schön; nur
dürften die Liberalen dann von ihrer nützlichsten Tradition nicht
wanken noch weichen; müßte HerrRechtsanwaltBassermann sich
für die Fortsetzung des von den Waldeck, Gneist, Lasker begon-
nenenWerkes nichtzugutdünkenundseineforensischeErfahrung,
seinen hellen Verstand in der Iustizkommission leuchten lassen.
Strafgesetzbuch und Strafprozeßordnung des DeutschenReiches
sind rascherModernisirung bedürftig: und wer dieZeichen der revo-
'nZeit,die wir erleben, zudeuten weiß, wird bald merken,

wie weit undbisinwelcheWurzelschichtdiedeutscheRechtskrauk-
hcit fortwirkt. Schon vor dreizehn Iahren hatReichsgerichtsrath
Mittelstaedt hier gesagt: »Planlos und willkürlich, wie die Kom-
position unsererStrafgerichte.istdieZuständigkeitderverschiedenen
Ordnungen und derZug derRechtsmittelvon der einenzur anderen
Instanz. Wir stecken eben noch in demNiederschlag der verschie-
denartigenRechtsbildungenundRechtsgedanken,wiesie einstvom
deutschen Partikularismus in Nord und Süd, Ost und West un-
sererGaue gezeitigt worden sind. Aus allerlei Kompromissenzwi-
schen denpopularen und gouvernementalen Postulaten dieser oder
jenerHerkunft ist amEndeDas geworden, was sich zur Zeit deut-
sche Strafgerichtsverfassung nennt." Erhalten ward sie durch die
Macht der Gewohnheit, von der gedankenlose Routine sich nie-
mals freiwillig lossagt; immer wieder gestützt von den krummen
Rücken der Ewig-Gestrigen,die den Satanas selbst nicht so fürchten
wie das Ende bequemer Handwerksgewöhnung. I2 vinculis ratioci'
nantur; heutewiein derAeradeserstenKulturkampfes.Als in der
vomBundesrath berufenen Kommission »angesehener Juristen",
die im Reichskanzleramt tagte, der Antrag, die geheime Vor-
untersuchung durch ein dem englischen Muster nachzubildendes
Verfahren zu ersetzen, von einem Hyperkonservativen mit dem
Schreckbild des allgemeinen Staatsumsturzes bekämpft worden
war, schob Friedberg (der später in Preußen Iustizminister wurde)
dem Staatsanwalt Mittelstaedt einen Zettel hin, auf den er ge-
schrieben hatte: »Alles wiederholtsichnurimLeben! Alswir1846
(ich als junger Assessor) die Verordnung über die Einführung des
öffentlichen mündlichen Strafverfahrens beim Kammergerichtbe-
riethen und die Abschaffung der absolutio ab instantia beschlossen
hatten, forderte mein alter Präsident von Kleist in flagranti seinen
Abschied, weil es ja jetzt mit aller Strafrechtspflege aus sei. Der
König verweigerte ihm den Abschied, Kleist blieb aber bei seinem
Entschluß und lebte dann noch lange Jahre hier als Pensionär.
Bei einer Begegnung im Jahr 1850 fragte er mich: ‚Habe ich nicht
Recht gehabt?" So fest war er überzeugt, daß die Märzrevolution
des Jahres 1848 nicht gekommen wäre, wenn wir 1846 nicht die
absolutio ab instantia abgeschafft hätten!" Noch ist dieser Typus
nicht ausgestorben. Daß die sichtbarsten Exemplare heute nicht
mehr altpreußische Namen tragen, mindertihre Schädlichkeitnicht.

Und wenn Herr Groeber ihnen, die Freisinn nur heucheln, die
Schwabenschultern entgegenstemmt, verdient er deutschen Dank.
^ Wo der Schuh drückt, lehrt die Alltagspraxis deutlicher als
graueTheorie. Die in derReichstagskommission Vereinten sollten
die Berichte über den aUensteiner Prozeß aufmerksam nachlesen:
in einer Nußschale hätten sie da eine Sammlung der Gebrechen
vor dem Auge, an denen Strafgesetz und Prozeßordnung kranken.
Vor den ostpreutzischen Geschworenen stand eine der Anstiftung
zum Mord Beschuldigte. Paragraph 48 des Reichsstrafgesetz-
buches sagt: «Als Anstifter wird bestraft, wer einen Anderen zu
dervonDiesem begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke
oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch desAnsehens
oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oderBeförde-
rung eines Irrthums oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt
hat. Die Strafe des Anstifters ist nach demjenigen Gesetz festzu-
setzen, welches auf die Handlung, zu welcher er wissentlich ange-
stiftet hat,Anwendung findet." FrauvonSchoenebeck mußte zum
Tod verurtheilt werden, wenn ihr die Anstiftung zum Mord nach-
gewiesen ward. Konnte sie ihr aber nachgewiesen werden? Ist
solcher Nachweis, so bündig und lückenlos, wie strenger Rechts-
sinn ihn fordert, je denkbar, so langederAnstifterdemTheilnehmer
gleichgestellt, sein Thun nicht als selbständige Willenshandlung
gewogen wird? Soeben hat die Reberlegung geleugnet; sich nur
derTötung schuldig bekannt. DieUeberlegung.sagtKarlBinding,
der feinste und tapferste Kopf im Reich deutscher Strafrechtslehre,
„bezieht sich nicht wesentlich auf die Mittel zur Tötung (die be-
rechnet auch der Totschläger oft mit großer Genauigkeit), sondern
auf das Gewicht derAbhaltungsgründe. Sie werden erkannt, ge-
wogen und zn leicht befunden. DiessetztdieFähigkeitungetrübter
Verstandesfunktion voraus, deshalbdieAbwesenheit (zwarnicht
jeder Gemüthsbewegung, aber) jeder Erregung, deren Heftigkeit
die Fähigkeit der Abwägung beeinträchtigt." Im Zustand solcher
geistigenBeschaffenheitwar Hugo vonGoeben gewiß nicht, als er in
dasHausdesMajorsschlich;selbstwenner,nachderAnnahmedes
einzigennamhaftenPsychiaters, der ihnuntersuchthat, nicht durch
Geisteszerrüttung des freien Willens beraubt war. In einer
Hauptverhandtung konnte er betonen, daß Wesentliches anders
gewesen war, als ers erwartet hatte. Die Fenster, die er offen

glaubte, waren geschlossen und der Major trat ihm wach und be-
waffnet entgegen. Da war der Nachweis der Neberlegung kaum
denkbar. Ob er auch den Willen zum Mord in sein Bewußtsein
aufgenommen hatte? Manche Jury hätte es dem Mann zuge-
traut, der seinem Liebchen für das Mahl des Majors Gift ver-
schafft hatte und nachts, nach viermaliger Nmkehr, im Bürgerrock
und mit einer Mensurpistole ins SchlafzimmerSchoenebecks ge-
klettert war, dem er die Ehefrau, die Mutterzweier als ehelich an-
erkannten Kinder, abtrotzen wollte. Immerhin blieben Zweifel
möglich. And der Versuch, jetzt noch, sechsundzwanzig Monate
nach Goebens Tod, zu erweisen, daß er mit Neberlegung gehan-
delt habe, zeugt von betrübender Thorheit.Die hätte sich nicht ins
Nnerweisbare vorgewagt, wennTheorie und Praxis die Anstift-
ung als selbständiges Delikt (das des intellektuellen Thatbewir-
kers) gelten ließen. Dann hätte der Richter nur dasThun derAn«
geklagten zu prüfen gehabt, nicht das Eines, der irdischer Gerichts-
barkeit längst entzogen und von dessen Schuldumfang das Schick-
sal der überlebenden Frau doch abhängig war; dann konnte man
einen Fall konstruiren, in dem derAnstifter mitNeberlegung, der
Thäter, im Drang überraschender Nmstände, ohne Neberlegung
gehandelt hatte. Jetzt? Die conviction intime der Geschworenen ist
an keine Paragraphenvorschrift geknotet; ihr Spruch ist, nach der
evangelischen Lehre, Ja oder Nein und braucht nicht begründet
zu werden. Ein nur auf das Sentiment gestütztes Nrtheil hätte
aber nicht viele Ernste befriedigt. Ein Freispruch gar das hitzige
Volksempfinden in Empörung getrieben. Weil die im höchsten
Grad wahrscheinliche Schuld nicht haarscharf nachzuweisen war,
sollte die Frau straflos bleiben,ohne derenMitwissen.Mitschuld
GoebcnsThat undenkbar blieb und diederBeschuldigte nach der
ersten Vernehmung sofort von Nmfang nnd Einzelheiten seiner
Aussage unterrichtet hatte? In jedem wegen des Deliktes derAn-
stiftung eröffneten Verfahren kann der allensteiner Fall sich wie-
derholen; auch da, wo neben dem Anstifter derThäter auf der Sün--
dcrbank sitzt. Intellektualurheberschaft ist nicht mehr so selten wie
in der Zeit derberen Fühlens; Mancher, der selbst die Hemmung
nicht zu überwinden vermag, sucht und findet ein zur That taug-
liches Werkzeug. Iustizkommission und Reichstag dürfen sich an
dem achtundvierzigsten Paragraphen nicht scheu vorÜberdrücken.
Ihre beste Leistung wäre die Erlösung von dem Aktenalben,

der unserem Gerichtswesen Luft und Athem raubt. Mündliches
Verfahren: heißt die Losung; doch dem mündlichen geht das schrift-
liche^ dem öffentlichen das geheime Verfahren voran. Nndeheder
Nichter zur ersten Frage den Mund aufthut, hat er einen Akten-
berg erklettert, Protokole und Schriftsätze verschluckt und «sich eine
Meinung über dieSache gebildet".Wer je genöthigt war, seinen
Namen unter ein Gerichtsprotokol zu setzen, vergißts nicht so bald.
Seine Aussage mag noch so einfach, mag völlig negativ sein: auf
eine beträchtliche Zeitspanne muß er sich gefaßt machen. Was er
in lebendiger Rede rasch vorbringt, wird in den altfränkischen
Pomp der Gerichtssprache gekleidet. „Derselbe"; «Letzterer";
„ einerseits",«andererseits": ohne solche abgegriffeneSpielmarken
gehts selten; auchdarfdieInversionnach und ja nicht fehlen. »Be-
klagter erklärte sich bereit, dem Kläger den Betrag zu zahlen, und
schien Letzterer nicht die Absicht zu haben, denselben zu übervor-
theilen." Das Protokoll muß alles Erdenkliche «berücksichtigen";
sonst wird es dem Amtsrichter oder Assessor zur Ergänzung zu-
rückgegeben und die Schererei hat kein Ende. Ausnahmen kommen
vor (das junge Richtergeschlecht suchtsich aus dem Wust zu heben);
meist aber kostet dasMühen,die wohlüberlegteNuancederAus-
sage aufs gelbe Aktenpapier zubringen, einen harten Kampf. And
inneunvonzehnFällenbleibtderVernehmendeSieger. Ermeints
so gut, quält sich so redlich, die Laienrede in sein geliebtes Juristen-
deutsch zu übertragen, und kennt schließlich den Zweck derNnter-
suchung amBesten. Soll man dem Geplagten, vor dessenThürein
Bäckerdutzend Beschuldigter oder Zeugnißpflichtiger wartet, das
Amtslebennochmehrbittern?Manläßtslaufen,unterschreibt:und
ist für Zeit und Ewigkeit festgelegt. Weh Jedem, der in der Haupt-
Verhandlung um eines Haares Breite von der protokolirtenAus-
sage abweicht! DerPräsident hat dieMten vorm Auge, vergleicht
und findet in der winzigstenAbbiegungGrundzuernstemZweifel
an der Wahrhaftigkeit des Zeugen. Der ist von dem Bewußtsein,
»mit dem Gericht zu thun zu haben", arg eingeschüchtert; wagt
vielleicht inDemuth aber dieAntwort, seit denTagen derVorun-
tersuchung habe er Allerlei erfahren, das ihm die Dinge, die Men-
schen in etwas anderem Licht zeigen mußte. „ Ja, wenn Sie so wet-
terwendig sind! Dann können Sie übermorgen ja wieder eine an-
dere Meinung haben! Hier haben Sie über Thatsachen auszu-
sagen; welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, werden wir schon

allein wissen. Ich muß Sie dringend ermahnen, unter Ihrem Eid
hier bei derWahrheit zu bleiben." Manchem ist aufgefallen, daß
in Allenstein die Aussage einzelner Offiziere wie eine Verherr-
lichung Goebens klang. Sind wir in unserem Heer so weit, daß
ein Mann, der mit derFrau eines Kameraden und Gastfreundes
in Geschlechtsverkehr stand, diesen Kameraden ein Jahr lang
schmählich betrogen und dann tückisch, nach einem Einbruch ins
verschlossene Haus, getötet hat, vonpreußischen Offizieren wie das
Ideal einesMannes gepriesen werden kann? Sowurdegefragt;
und vergessen, daß dieseOffiziereschonimerstenOuartal des Jah-
res 1908vernommen worden waren. Damals wußten sienur,daß
ein stiller, tüchtiger, beliebter Kamerad durch ein schlimmesWeib
nm Ehre nnd Leben gekommen war; sie glaubten, daß ihn nicht
Mordabsicht, sondern der tolle Drang nach einem ungestörten und
zeugenlosenDuellins Majorshaus getrieben habe; und das Mit-
leid mit dem Anglücklichen mußte ihr Artheil über Goebens Cha-
rakter färben. An diese Aussage waren sie fortan gekettet; wenn der
bürgerliche Richter ihnen „Widersprüche" vorhielt, hatten sie mor-
gen einen Fettfleck in der Conduite. Vielleicht hatten sie auf eine
dienstliche Frage auch einmal geantwortet, ihnen sei von unziem-
lichem Verkehr Goebens mitFrau von Schoenebecknichts bekannt
(haltbare Beweise sind in solchem Fall nicht leicht zu erlangen und
zwei Duellen setzt derTapferste sich nur aus, Wenns nicht anders
geht): dann waren sie zwiefach gebunden. Nur solche Amstände
könnten erklären,daß fast alleZeugen behaupteten,von demTreibcn
derMajorsfrau nichts gewußt zu haben. In einem Grenznest, wo
die Garnison ein ummauertesStädtchen bildet, hatKeiner gemerkt,
daß die Frau des Majors vom Stabe ihren Hausschlüssel in der
Runde kreisen ließ, mit dem Taschentuch ihren BuhlenFensterflag-
gensignale gab, im Schlafzimmer ihnen Mahlzeiten servirte, mit
ihnen inKönigsberg nnd inHaffbädern zusammenwohnte, ander
Alle inKattunkleidundKopftuchSexualabenteuer suchte,InBerlin
warsiealsleichterraffbareWaare bekannt; hattedieChristgeschenk-
einkänferinvoreinzelnenStundenbesitzernsogardieNamensmas'
ke gelüftet. InAllenstein: keine Ahnung. Das sind unvermeidliche
Folgen desVoruntersuchungsystems. Muß es so bleiben? Müssen
unsere Richter unter der Schreiblast, der Lesepflicht erlahmen, die
Zeugen an den Rahmen des Gedächtnißbildes genagelt werden,
das freilich frisch ist,oft aber nur dieMängel des flüchtig hinwischen-

denImpressionismus erkennen läßt? Warum bleibt derPapier-
stoß, der um kein entbehrliches Wörtchen und Blättchen zu mehren,
in dennur verknappste Verhörseindruck des Nntersuchungrichters
aufzunehmen wäre, nicht im Bereich der Staatsanwaltschaft und
wird von ihr nur der Kammer vorgelegt, die das Hauptverfahren
zu eröffnen hat? Dann wäre derVorsitzende und derReferent in
der Hauptverhandlung unbefangen; könnte jeder Zeuge frei von
der Leber reden; stünde die Rechtsgarantie des mündlichenVer-
fahrens nicht nur im Buch der Gerichtsordnung; hätten wir kürzere
Prozesse und Richter, die nicht unter der Schreibfron welk, unter
dem steten Gewirbel grauen Aktenstaubes mürrisch geworden sind.
Heute? „Das ist ja ganz neu!" Wie zorniges Staunen kams von
derLippe des allensteinerSchwurgerichtspräsidenten, Wennetwas
noch nicht»Aktenkundiges" vorgebracht wurde. Ganz Neues in die
tzauptverhandlung tragen: unerhört. Da droht dem mühsam gebil-
deten Vorurtheil ja Gefahr. Daß er versuchen müsse, Alles wie ein
ganz Neues zu sehen, hatte der biedere Geheimrath nicht begriffen.
Dieser Vorsitzende ähnelte nicht dem erstenKaiserFerdinand,
von dem Julius Wilhelm Zincgref in seinen »Apophthegmata"
erzählt hat: «Es ware jhm diese Red sehr gemein: DzRecht muß
sein gang haben,und solt dieWelt drüber zu grund gehen?'" Der
allensteinerAllmächtige wollte, in löblicherMenschenliebe, „nicht
noch mehr Existenzen vernichten"; wollte, als guter Bürger, »die
Öffentlichkeit aufklären und vorMißverständniß bewahren".Er
verlas und erörterte Schmähbriefe, die er empfangen hatte.Ließ sich
täglich langwierige Vorträge über den Gesundheitstand und die
NachterlebnissederAngeklagten(derenHotelzimmer er auch selbst
für unzulänglich erklärte) halten, statt solche Expektorationen mit
der Frage abzuschneiden, ob die Frau verhandlungfähig sei oder
nicht. Erlaubte Stabsoffizieren Vorträge und Glaubensbekennt-
nisse, die mit dem Prozeßstoffzwar nichts zu thun hatten, nach seiner
Meinung aber „ aus warmem Herzen kamen". Gewährte, trotz dem
Ausschluß der Öffentlichkeit, einem Petenten Einlaß, weil ihm
»derWunsch, so berühmteVertheidiger zu hören, begreiflich" sei.
Verschwiegnicht geizend, was er im Franzosenkrieg erlebt und an
Kopfschußwunden beobachtet habe. Heischte mit Wort und Wink
Anerkennung seiner Objektivität (die sich, wie alles Moralische,
von selbst verstehen müßte). And schien keine höhere Pflichtzu ken-
nen als die, der Nation und allem auf der Erdfeste Kribbelnden

zu künden, warum er Dies thue und Das unterlasse. Unser Gerichtssystem bürdet dem Vorsitzenden eine Last auf, die der stärkste Mann nicht lange zu tragen vermag. Völliger Zusammenbruch könnte immerhin aber vermieden werden. Daß ein Richter von dem Mann, dessen Mordplan dieVoraussetzungderAnklage und des Hauptverfahrens war, der den Kameraden und Vorgesetzten heuchelnd betrogen und von der erstrebten Ehe offenbar auch Vermögenszuwachs gehofft hatte, Tage lang wie von dem hehrsten der Artushelden sprach, war am Ende nicht nöthig. (Tage lang; allmählich verdüsterte sich auf dem Goebenbildniß der Grundton so, daß selbst des Schwärmers frommer Glaube von Skepsis angenagt ward. Glauben und Taktik haben in diesem Prozeß ja auch die Vertheidiger gewechselt: ihre Mandantin, derenWahrhaftigkeit in den ersten Wochen das Nothlügengespinnst des Hauptmannes zerfetzen sollte, als eine seit Iahren geistig Schwerkranke zärtlich ins Irrenasyl befördert. Nur der Ankläger hat in allen Phasen die nüchterne Ruhe und das richtige Augenmaß bewahrt.) Am die Öffentlichkeit, der, mit seiner Zustimmung, der Saal gesperrt, deren pünktliche Belehrung durch Reporterkunst aber gesichert war, hatte der Präsident sich nicht eine Minute langzukümmern; und dieBekämpfung desMißverstandes anderen Instanzen zu überlassen. SeinePflicht war nur, die Wahrheit zusuchen. Die konnte nicht durch den Nachweis gefunden werden, daß Goeben in den Erzählungen aus seiner Kriegszeit ein Bischen geflunkert habc(DasthutmancherSoldat,derimWesentlichendennochwahrhaftig ist); noch gar durch die Weisung, im Iuni1910Kleider und Strümpfe zu untersuchen, die der Hauptmann imDezemberlW? getragen hat. An Theatereindrücke wird der Betrachter in jedem Schwurgcrichtssaal erinnert. Alle an demProzeßMitwirkenden spielen ein Stück, das der Präsident für denTag derAufführung (Hauptverhandlung) mit ungeschmälertem Regierecht vorbereitet hat; und mühen sich, es so zu spielen, die Effekte so anzubringen, daß ihr zwölfköpfiges Publikum zufrieden ist. Das nur hat ja zu entscheiden; ohne Begründung: wie vor dem Schaugerüst die größere Schaar. »Wir sind hier nicht im Theater!" So ruft, rief oft schon ein wüthender Schwurgerichtspräsident; und verbietet streng dieVerwendung von Operngläsern. Warum? Aussolchen Gläsern, deren Zufallsname längst nicht mehr den Gebrauchszweck begrenzt, blickt man auf einziehende Fürsten, Thronredner,

manövcrirende Truppen und Schiffe, Priester und Flieger, Minister und Generale, Rennpferde und Schwätzer. Und gerade dein ernsten Psychologen ists wichtig, die Affektspiegelung auf derAntlitzfläche des Beschuldigten zu sehen. Wir sind im Theater; das ja nicht immer unernste Aufgaben zu bewältigen hat. Möchten just hier aber nicht merken, daß der Regisseur eitel nach Beifall lechzt und sich in seinem Wahn für den Nabel des Weltalls hält. Das Buch der Aerzte will ich heute nicht noch einmal aufblättern. Nur einen Nachtrag zu dem vor acht Tagen Gesagten verzeichnen.Am zweitenIuli wurde in einemAttest derSachverständigcn gesagt, Schoenebecks Witwe sei „gemeingefährlich geisteskrank", sei „eine Gefahr für ihre Umgebung" und „bedürfe deshalb dringend der Aufnahme in eine geschlossene Anstalt". Dieses Attest bewirkte die vorläufige Einstellung des Verfahrens. Am zwölften Iulimorgen saß die aus der Provinzialirrcnanstalt Kortau nach neuntägigemAufenthalt entlassene Dame incharlottenburger Wohnung ihres zweiten Mannes; nnd wir lasen, daß sie bald in eine Privatheilanstalt übersiedeln werde. Fürs Erste in eine inländische; wennMadameAntoinetteLusthat.kann sie aber mit oderschon vor denSchwalbensüdwärtsziehcn.Mehr als den Verlust ihrer kleinen Kaution hat sie dabei nicht zu fürchten; an die Wiedereröffnung des Verfahrens wird nicht gedacht und die inAllenstein als Sachverständige zugelassenen Herren haben, gegen das Gutachten des berlinerNervenarztes Or.Placzek, erklärt, die Angeklagte sei nicht haftfähig. Vielleicht giebt man ihr nächstens auch noch ihr Geld aus der Gerichtskasse zurück. Nach dem Beschluß vom zweiten Juli ist ihre Ehe mit dem „Satiriker" (der vor der Knüpfung dieses Bandes den Offenbarungeid geleistet hatte) nichtig. Paragraph 1325 desBürgerlichenGesetzbuches sagt: „Eine Ehe ist nichtig, wenn einer der Ehegatten zur Zeit der Eheschließung geschäftsunfähig war oder sich im Zustande der Bewußtlosigkeit oder vorübergehender Geistesstörung befand." Istwenigstens dafür vorgesorgt, daß nichtTheile des Schoenebecks Kindern gebührenden Erbgutes verschleudert werden? Odergilt die vielgeliebte To nur dem Strafrichter, nicht der Civilgerichtsbarkeit als in GeistundWillenGestörte?Daßsiekrankist,wäreauchohnedenMitleidsüberflußschwatzhafterReporterglaublich.Welchereines5?apitalverbrechensAngeklagtevonverzärtelnderLebensgewohnhcit stchtdennalseinGesundervorseinemRichter?DerRobustestemag

überlegen, wie ihm zuMuth wäre, wenn ihm, nach Wochen wäh-
render Qual grausamer Wesensenthäutung, derTod durchs Hen-
kerbeil oder lange Zuchthausstrafe drohte. And im allensteiner
Fall kam zu den hysterischen Stigmaten und zu der Erwartung-
neurose vor demSpruch derIury noch dasBewußtsein, durch die
tiefste Geschlechtsschmach zu waten, die je einem Weibe beschieden
war. Sichert forensische Krankheit vor der Strafe, dann muß der
Staat auf die Ahndung der Verbrechen, die der Ankläger sozial
verwöhnten Leuten zugeschrieben hat, allgemach verzichten. Wie
wäre eine Fabrikarbeiterin, die sich im Ehebett hundert Schlaf-
burschen hingegeben und demLetzten aus dieserSchaar, nach der
Ueb'erzeugung derAnklagebehörde, beider Ermordung ihres Ehe-
mannes geholfen hätte, vor Gericht behandelt, wie wäre gegen sie
verhandelt worden? In der Krankenabtheilung des Nnter-
suchungsgefängnisses hätte sie, der das znr Miethung von Gut-
achtern Nöthigste fehlte, Zeit gehabt, der Frage nachzudenken, ob
nicht das schrecklichste Ende dem endlosen Schrecken vorzuziehen
sei. Frau Antonie sitzt gemächlich in der Hardenbergstraße und
kann sich, Wenns ihr paßt, denAmphibien westlicher Nachtkaffee-
häuser gesellen. BegreiftIhr wirklich nicht, warum derArmenicht
von dem Glauben loszuhaken ist, die gröbste Form der Klassen-
justiz sei im Alltagsgebrauch? «Selon que vou? sere? puissant ou
miserable, les ju^emenk cle cour vou8 renciront Klane «u noir": diese
Verse hat Jean de La Fontaine geschrieben. In derrechtlosenZeit
derLilienkönige.VorFrankreichs Revolution.Seitdem sind Men-
schenrechte, Verfassungen, Gerichtspsychiater erfunden worden.
Kein König ist, kein Kaiser noch in Europa heute so mächtig wie
derRichter in seinem Bereich. (Auch im Schwurgerichtssaal. Wer
weiß denn, ob die zwölf Ostpreußen an Psychoseund Selbstmord-
absicht glaubten oder entschlossen waren, die Schuldfrage zu be-
jahen? Ehe ihr Stichwort fiel, war ihrer Willenssphäre die An-
geklagte entrückt; und sie durften die Neberzeugung, daß diese
Frau, mit und ohne Gutachterschein, gemeingefährlich sei, nicht
zu lautem Ausdruck bringen.) Da Ihr den Richter gottähnlich
wollt, als souverainenHerrnüberEhre,Freiheit,LebenseinerMit-
bürger: beugt ihn niemals unter dieTyrannis der vonWohlhaben-
dengemiethetenAerzte; und gewährt ihmdenRangund den Sold,
der ansolcheAmtshöheheranreicht.Dasmußauchin armen Staa-
ten möglich sein. Wenn der preußischeFinanzministerdenHaus-

Haltsetat seines Iustizkollegen sorgsam prüfte und die Anwaltkam-
merum ein ehrliches Gutachten bäte, würde er schnell erkennen, wie
viel da zu sparen ist. An Schreiberlohnund durch kurzsichtige Ter-
minsansetzung gehäufter Zeugengebühr. Laßteinmalnachrechnen,
welche Versäumnißgelder während eines Jahres in Preußen an
nicht vernommene Zeugen gezahlt werden. Hört! Vor einem deta-
chirten Amtsgericht soll in einer Strafsache verhandelt werden.
Dreißig Zeugen; zwanzig aus Berlin. Der Angeklagte lehnt den
Amtsrichter „ wegen Besorgniß der Befangenheit" ab. Neber das
Ablehnungsgesuch hat (Z 27' StPO) das Landgericht zu ent-
scheiden. Dessen Sitz ist von dem Amtsgerichtsort durch eine halbe
Eisenbahnstunde getrennt; doch der nächste Zug geht erst mittags.
Das würde zu spät. Telephonische Erledigung (das thöricht be-
gründete Gesuch würde sicher rasch abgewiesen) ist nicht gestattet.
Ein Automobil kommen nnd die Zeugen zwei Stunden warten
lassen? Wer bürgt für die Erstattung der wider alleNorm hohen
Fahrtkosten? Lieber zahlt man den Zeugen die Gebühr, schickt sie
nach Haus und ruft sie in der nächsten Woche wieder ins Städt-
chen. Mindestens fünfhundert Mark sind verthan. Nnd solcher
Fall ist nicht etwa selten. FragtinAlt-Moabit die Gerichtsdiener,
wie viele Zeugen täglich pro nikilo bestellt werden und Stunden
lang dünstend die Korridorbänke drücken. Ein Finanzminister vom
Kaliber Mermuths würde Richter und Staatsanwälte besser be-
zahlen und dennoch mit geringerem Aufwand auskommen.
Sparsucht und kriminalpolitische Klugheit müßten oft in den
selbenWillensstrom münden. Fast alle Skandalprozesse der letzten
Jahrzehnte waren unnöthig; gerade die demReichsansehen und
der Reichskasse schädlichsten. Leckert-Lützow, Tausch, Forbach,
Kwilecka, Hohenau, Eulenburg, Hammann, Kiel, Schoenebeck:
Alles theuer und nutzlos; fünfmal Freisprechung; zweimal Ein-
stellung, zweimal gelinde Strafen. Nnd darum Diplomatie, Offi-
ziercorps, Hofgesellschaft, Reichswerftleiter, Polizei, Adel durch
dieSpießruthengassegejagt! Sounklug ist die Nachbarschaft nicht.
Die Wiener sind mit ihrem Hofrichter im Stillen fertig geworden;
auf die Armee ist kein Makel gefallen, die Gerechtigkeit des Schuld-
spruches wird nirgends bezweifelt und die Thatsache, daß Obcr-
lieutenantsundjungeHauptleutegierignacheinemAphrodisiakum
griffen, hat kaum hörbare Heiterkeit erwirkt. Wir nur entgürtcn
auf offenem Markte die Scham und zeigen die Flecke am Reichs-

körper,daß derNeid sich dran freue. Wars nöthig, dem Feind zu
erzählen,daß unser Großer Generalstab Kriegsgeschichten heraus-
giebt, deren Darstellung sich auf unbeglaubigte Zeugnisse stützt?
Daß er Zeugen traut, die, wie er leicht feststellen könnte, am Tag
derBurenschlacht, über die sie aussagen, noch in Europa waren?
Nöthig, die Gewißheit zu schaffen, daß auch im deutschen Heer
unterTausendenhierund da ein Offizier ist, der, weil er, mit leerem
Beutel, feine Fleischwaare nicht kaufen kann, im Ehebruch sein
Nothrecht sieht, sich vom Mann der brünstigen Liebsten abfüttern
läßt und vor dem in seiner Geschlechtsehre gekränkten Kameraden
Honneur macht? Annöthig; wie dieser ganze Prozeß. Herr Be-
seler hat einen breiten Rücken. Nachgerade merken aber selbst
Blinde,daß er nieKriminalistwarundnieKriminalpolitikerwird.
Heuertsensation.
Herr von Bethmann, der die Arnim, Mottle, Radolin so wider
alle Tradition unsanft aus ihrenAemtern gedrängt (und dadurch
den stolzenKreuzwendedichRheinbaben zuraschem Rücktrittsent-
schluß getrieben) hat, müßte wünschen, vor dem fünfundsechzigsten
Haus derWilhelmstraße bald Möbelwagen zu sehen. Nicht nur,
weil ein Iustizminister, der für Liebenberg, Kiel, Allenstein die
Verantwortung trägt, ohne spezifisches Gewichtund reifzurAmor-
tisationist. Noch aus anderem Grund: weil derMinisterpräsident
und Kanzler diesen Stuhl brauchen wird. Sein Virement war
nicht unnützlich. Herr von Schorlemer ist ein erfahrener Fachmann
und konservativer Katholik, der in dem Centrum der Bachem, Erz-
berger, Gröber, Heim die Demokratenpartei bekämpftund imLand-
wirthschaftministerium fürs Erste mal neutralisirt ist. Herr von
Dallwitz steht im Ruf eines glatten, behenden Verwaltungbeam-
ten, der dieWahlmache kennt; daß erHerrn vonHeydebrandver-
schwägert oder vervettert ist, scheint mir kein Anlaß zu nationaler
Trauer. Herr vonKiderlen ist auf so hohem Sitz zwar noch unbe-
währt; hat aber in Bismarcks und Holsteins Schule Muth und
Bluffverachtung gelernt, Temperament und Mutterwitz nicht ver-
kümmert und, bis Phili den allzu Spottlustigen aus der Gunst
tuschelte, mit dem Kaiserzu arbeiten verstanden. Ob Herr Lentze, der
als Dntzendbürgermeister galtund nur durch die selbstherrische Be-
handlung professoraler Gutachten berühmt ward, als Finanzmi-
nistermöglichist.bleibtabzuwarten; seinemLiberalismus frageich

nicht neugieriger nach als der Religion meines Schusters. Von
Lokomotivführern und Chauffeurs, Generalen und Ministern ist
Sachkenntnis kaltes Blut und Entschlußfähigkeitzufordern,nicht
liberale Parteigesinnung. Immerhin: im Ganzen gut. Nur reichts
noch nicht zurSichernng desWahlfnedens, den wir brauchen. Daß
Theobaldus Cunctator aus der Einsiedelei ans Licht treten, die
Scheu vor derPresse abschütteln und.gleich nach dem Hotelbesuch
bei dem Vorgänger, der ihm in solcher Praxis das größte Muster
sein kann,Zeitungmänner undAbgeordnete empfangen will.mag
ihn vor dem Aergsten behüten. (Vielleicht ersucht er dann auch
seinen Kanzleichef, Parteiführern nicht wiederzusagen, er sei froh,
daß derReichstagsschluß ihn von der Pflicht entbürde, mit „diesen
Leuten" zu verhandeln. Oder sucht sich einen Geschmeidigeren, im
Parlament Heimischeren für das wichtige Vermittleramt.) Doch
auch diese Steuerdrehung wird kaum genügen, um sein Schiff vorm
Kentern zu schützen. Noch ist das fraktionelle Gemüth zu wild be-
wegt. Wird,Tag vorTag, das Schwarzblaue vom wolkigen Him-
mel gelogen. Das lustigste Beispiel haben wir, unter Lachkrämpfen,
soeben erlebt. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg hat einen
Brief veröffentlicht, worin er dem Grafen von Schwerin-Lomitz
anzeigt,daß er ausdemAmtdesZweitenVicepräsidentenscheide.
Erinnerst Du Dich noch, lieber Leser, warum dieser Prinz, einst
der unfähigste Kolonialdirektor, den das Reich je hatte, im De-
zember 1909 zum Präsidenten gekürt ward? Weil die National-
liberalen den Platz, der ihnen gebührte, verschmähten und Tak-
tikerpfiffigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu
lootsen. Drum gaben Konservative und Centrumsmänner dem
Vorschußforderer und Schwager des Britenkönigs ihre Stimmen.
Nach zwei Monaten hatte er auch auf diesem Posten den Nach-
weis kläglicher Nnfähigkeit erbracht. Als der tollkühne Königs-
ulan Elard von Oldenburg sich bis zu dem Satz vergalovirt hatte,
auf kaiserlichen Befehl könne jeden Tag ein Lieutenant mit zehn
Mann den,Reichstag schließen, rief der präsidirende Erni ihn
nichtzurOrdnung; auch nichtdenOldenburggenossen, der ins Ge-
tümmel schrie: «Ist denn kein Thierarzt da?" Aber den Abge-
ordneten Ledebour, der den Reichstag durch so unwürdige Ge-
schäftsleitung » besudelt" fand. Nicht eine Stunde länger durfte ein
ernster Pflicht so ungetreuer Präsident auf seinem Platz bleiben.
Doch die Mehrheit, die ihn widerwillig gewählt hatte, schirmte

ihn nun. Am sich dankbar zu zeigen, hat er sie jetzt öffentlich ge-
ohrfeigt. Neben Solchen kannErni nicht länger hausen; dieBor-
romaeusbulle hats den Ergrausenden gelehrt. Nnd der Patriot,
dem die Ruhe seines Baterlandes gewiß den Schlaf raubt, muß
seinen Entschluß im Iuli.fünfMonate vor derReichstagswieder-
kehr, über die deutschen Gaue hinkreischen. Irgendwo las ich, der
MuthzusolcherThat verdiene hoheBewunderung. Vielleicht: der
Muth zu so witzloserParodiedernburgischerKniffe. DaßesLeute
gab, die, statt zu jubeln, weil der höchste Sitz des Reichshauses
nicht mehr solche Nnzulänglichkeitzu tragen hat, die Prinzenepistel,
allzn frei nach Goethes cliorus mMicus, zum „ Ereigniß" stempelten,
zeigt, wie herrlich weit wirs gebrachthaben. DerkleinsteSchreiber
weiß: Erni will, wie Berni, aus einer unhaltbaren Position den
billigen Schein einer Glorie retten; fragt drum den Teufel da-
nach, was dem Reichsfrieden frommt, und hetzt die Lutherischen
gegen die Katholiken. In Britanien und Amerika, Frankreich
und Belgien, in der Schweiz und den Niederlanden, in Skan-
dinavien sogar haben Alle, Regirungen und Parlamente, die
Encyklika still zu den übrigen Kurialakten gelegt. Der Langen-
burger bringts nicht über sein Gewissen, hinfüro einem Reichstag
zu Präsidiren, den diese Bulle am Ende gar nicht aus der Gemüths-
ruhe scheucht; ist dem wahren Geist der Reformation also noch
näher als der Summus tIpi8copu8 der evangelischen Deutschen.
Daß dieses Spielchen auch nur fünf Minuten lang von Mündigen
ernst genommenwerdenkonnte.zeugtvonschlimmerWirrnißallen
politischen Lebens. Da ists mit beschränktem Mannschaftwechsel
und Preßflirt nicht gethan. Der Wahlfriede wird nur gesichert,
wenn in ein paar Ministerien und Reichsämter Vertrauens-
männer der großen Parteien gerufen werden. Bor dem gedeckten
Tisch verstummt der heftigste Streit. Die Stühle der Herren Be-
seler und Sydow, Delbrück und Kraetke wären leicht freizumachen.
Drängt die Zeit nicht endlich selbst den Zauderer zur That? Nie
war dem Deutschen Reich innere Ruhe und Einheit nöthiger als
heute. Der neuste Taktfehler des Auswärtigen Amtes, der den
Kaiser, sechs Wochen nach der Roosevelt-Apotheose, ins Kreuz-
feuer derBankeewuth zerrte, und derAbschluß des Erbvertrages
über China müßten auch Taube lehren, daß eine Schicksalsstunde
die zwistlos gesammelte Kraft deutscher Menschheit herbeiruft.

Die Noth unserer Anleihen/)
abnorm niedrige Kursstand unserer Reichs- und Staats-
anleihen, seine Ursachen und seine Wirkungen stehen im
Mittelpunkt der öffentlichen Erwägungen. Mit etwas mehr Tem-
perament, als Ort und Gegenstand vertragen, hat bei der Etats-
berathung im Herrenhaus einer unserer ersten Bankmänner an
dem herrschenden System der Anleihebegebung Kritik geübt und
aus dem Streit der Meinungen heraus ist dann die Tagesfrage
entstanden, die, wie wir hoffen möchten, nicht eher verschwinden
wird, als bis ihr eine rückhaltlose und alle auf diesem Gebiet be-
rechtigten Interessen befriedigende Antwort geworden ist.
Denn der Kursstand unserer Reichsanleihen und der An-
leihen der Bundesstaaten ist eine Anomalie. Niemand zweifelt an
der Sicherheit dieser Anlagen; Niemand kann daran zweifeln.
Mag man sie auf die Kopfzahl der Bevölkerung oder auf die Ein-
nahmen des Reiches und der Staaten rechnen: unsere Anleihen
können qualitativ den Vergleich mit den doch ungleich höher be-
wertheten unserer westlichen Nachbarn aushalten. Speziell die
preußischen Anleihen sind stärker gesichert als alle anderen; die
Reineinnahmen der Staatseisenbahnen bringen ja allein mehr,
als für die Anleihedeckung nöthig wäre. And Deutschland erspart
in normalen Iahren rund zwei Milliarden.
Ueber die Gründe dieses Mißverhältnisses zwischen Sicher-
heit und Bewerthung ist viel gesprochen und geschrieben worden.
Ohne Zweifel entzieht die mächtig emporgekommene Industrie
Deutschlands, deren dauernde Ausdehnung enorme Mittel festlegt,
dem Anleihemarkt nicht nur eine große Käuferschaar: durch Schaf-
fung von Werthen, die auf den öffentlichen Kapitalmarkt ange-
wiesen sind, macht sie den Anleihen auch Konkurrenz. Aber die er-
freuliche Bevölkerungzunahme unseres Landes wird zu noch weiter

*) Nach den Herren von Rheinbaben und Gwinner, Delbrück und
Witting spricht auch hier ein Fachmann (der sich einstweilen nicht nen-
nen will) über den Nothstand unserer Anleihen; ein Mann, der die
Praxis der Bankleitung durchgemacht hat. Seine Vorschläge scheinen
mir beachtenswerth. Einen von ihm nicht erwähnten Faktor (auf den
Karl Fürstenberg oft hingewiesen hat) darf man freilich nicht vergessen:
die sich besonders in unseren Großstädten immer mehr verbreitende
Neigung, „über die Verhältnisse" zu leben und die Differenz zwischen
Einnahme und Ausgabe durch Gewinne aus der Papierspekulation
auszugleichen. Diese ungesunde Sucht treibt Abertausende vom Markt
der Staatsrenten in die Aktienspekulation. Ist sie unheilbar?

reichender Industrialisirung führen; und von den dazu erforderlichen Mitteln wird das neu entstandene Kapital auch ferner zu einem Theil aufgesogen werden. Einen anderen Theil dieses neuen Kapitals nehmen die in Deutschland emittirten höher verzinslichen ausländischen Rententitel in Anspruch. So weit es sich dabei um direkte Staatsanleihen handelt, denen auch an anderen großen Börsen ein Markt geschaffen ist und deren Gegenwerth nicht in barem Geld, sondern zum Haupttheil in Erzeugnissen unserer Industrie ins Ausland geht, darf man nicht wünschen, daß diese Emissionen aufhören. Denn solche Guthaben an das Ausland sind Sicherheitventile für den Fall nationaler Krisen und sichern der deutschen Industrie oft auch lohnende Beschäftigung.
Einen viel ungewisseren Werth haben die Emissionen von Papieren privater ausländischer Gesellschaften, deren Markt im tzeimathland beschränkt ist und deren Gegenwerth in barem Geld aus dem Land geht. Wenn unsere Emission-Banken die Einfuhr rung solcher Werthe (wie der in jüngster Zeit bevorzugten amerika« nischen und russischen Eisenbahn-Obligationen) enger einschränkten, würden sie die Entwickelung unseres heimischen Kapitalmarktes, insbesondere die des Marktes unserer Anleihen, fördern. Denn gute Werthe dieser Art konkurriren geradezu mit unseren Staatsanleihen; ihr Kurs ist kaum niedriger, der von ihnen gewährte Zinsgenuß kaum höher, ihre Sicherheit aber, auch im allerbesten Fall, unvergleichlich geringer als die unserer Staatsanleihen.
Bewegen sich die Summen solcher Emissionen noch, im Verhältnis; zu denen unserer Staatsanleihen, in immerhin engen Grenzen, so schaffen die großen Anleihe-Emissionen der deutschen Städte und Gemeinden (neben den großen Obligationenausgaben der Hypothekenbanken) den Anleihen des Reiches und der Bundesstaaten auf dem Kapitalmarkt die schwerste Konkurrenz. Die EntWickelung unserer großen und mittleren Städte ist im höchsten Grad erfreulich und wir sind weit von dem Wunsch entfernt, diese Entwickelung möge gehemmt werden. Wohl aber scheint Manchem, in den Städten sei mit der Aufnahme industrieller Betriebe nun des Guten genug oder schon zu viel gethan und höchste Zeit, zu bedenken, daß die Verschönerung des Stadtbildes und die Besserung städtischer Kultur- und Verkehrseinrichtungen nicht weiter gehen dürfe, als die direkte Steuerkraft der Bürger erlaubt. Bei der Prüfung städtischer Anleiheanträge müßte dieAufsichtbehörde auch erwägen, ob der Kapitalmarkt die beantragte Anleihe aufnehmen könne. Das Interesse des Ganzen muß dem der Theile vorgehen.
Die laufenden Emission?« der Hypothekenbanken, der Aktien-

banken wie der öffentlichen, aus staatlichen und provinziellen Mitteln gegründeten Institute, die sich den Ausgabemodus der Aktiendanken angeeignet haben, machen den Reichs- und Staatsanleihen eine um so gefährlichere Konkurrenz, als sie von den Aufgabe« Instituten mit hohen Vergütungen an die verkaufenden Banken und Bankiers abgegeben werden und durch solche Vergütungen den Verkäufer reizen, diese Werthe, deren Sicherheit nicht anzuzweifeln ist, anderen vorzuziehen. Doch sollte man nicht vergessen, daß die deutschen Hypothekenbanken bisher über neun Milliarden hypothekarischer Obligationen ausgegeben haben und daß dieser Betrag sich unaufhaltsam vergrößert.

Viele Institute haben einen Pfandbriefumlauf im Werth von Hunderten von Millionen Mark. In keinem Lande der Welt ist der Grundwerth, durch die Belastung mit Hypotheken, so mobilisirt wie in Deutschland. Ob die Weiterentwickelung in diesem Tempo volkswirthschaftlich wünschenswerth ist, scheint mindestens fraglich. Da die Höhe der Pfandbriefausgabe von dem Betrag des Grundkapitals abhängt, dessen Erhöhung der Bundesrath genehmigen muß, kann, durch die Ablehnung solcher Erhöhunganträge, Remedur geschaffen werden, wenn die Banken nicht selbst im öffent« lichen Interesse die Ausdehnung ihrer Geschäfte weise beschränken. Den Hypothekenbanken bleibt, bei der Erneuerung ihres Laufenden Geschäftes und bei der Befriedigung der normalen Grundkreditbedürfnisse in den Städten, im Rahmen der heutigen Grundkapitalien noch immer reichlicher Raum zu Nutzen bringender Bethätigung. Die Unmöglichkeit, unlimitirte Summen von Obligattonen zu schaffen und zu verkaufen, muß den Entschluß bewirken, die Verkaufsbonifikationen von ihrer heutigen Thurmhöhe auf ein verständiges Maß herabzudrücken. Geschieht Das, so schwindet den verkaufenden Banken und Bankiers jeder Anlaß, diese Werthe den Anleihen des Staates und des Reiches vorzuziehen.

Nachdem bisher dieMöglichkeit erörtert worden ist, den Markt unserer Reichs- und Staatsanleihen ohne Schaden für die Allgemeinheit von konkurrirenden Werthen freier zu machen, muß nun noch geprüft werden, wie dieser Markt erweitert werden könnte. Die Frage, ob und welche Fehler in der Vergangenheit bei der Begebung unserer Anleihen gemacht worden sind, braucht uns nicht aufzuhalten. Wir haben an die Zukunft zu denken. Da wird es nützlich sein, den Vermittlernutzen bei der Begebung von Anleihen nicht zu klein zu bemessen. Auch der Staat soll dem Verkäufer ein Reizmittel bieten. Bei der Feststellung des Ausgabekur« ses müßte man versuchen, die Wünsche des Käuferpublikums mehr

als bisher zu beachten. Die kleine Mehrbelastung, die der Staats«
schatz vielleicht damit auf sich nimmt, wird sich künftig tausendfach
bezahlt machen. Das kaufende Publikum, auch das am Wenigsten
spekulative, will eine Chance für seine Kapitalsanlagen im Kurs«
blatt notirt sehen.
Den Anleihewerthen des Reiches und der Bundesstaatn eine
feste Käuferschicht im Anlage suchenden Publikum zu schaffen und
die Anleihen als Das zu bezeichnen, was sie sind: die bestfun-
dirte, die von Risiko freiste und am Leichtesten wieder zu verwer«
thende Anlage, ist die nationale Pflicht unseres Bankierstandes;
eine Pflicht, der er sich nicht entziehen wird. Aber Reich und Staa«
ten müssen dafür sorgen, daß (durch besondere Erleichterungen und
Begünstigungen des Besitzes) ihre Anleihen auch sinnfällige Vor«
züge vor den anderen mündelsicheren deutschen Werthen erlangen.
Mit den für das Reichsfchuldbuch und das preußische Staatsschuld«
buch eingeführten Erleichterungen ist ein guter Anfang gemacht.
Die Begünstigung der Reichs« und Staatsanleihen bei der Be«
leihung durch die Reichsbank und die Se'ehandlung (Preußische
Staatsbank) würde die Unterbringung der Anleihen wesentlich er-
leichtern. Diese Begünstigung müßte ausschließlich auf die direkten
Reichs« und Staatsanleihen beschränkt sein. Diesen Anleihen wäre
eine weiter gerückte Beleihungsgrenze und ermäßigter Zinsfuß (der
den Wechseldiskont nicht überschreiten dürfte) zuzugestehen.
Von der größten Bedeutung für den Markt der Reichs- und
Staatsanleihen wird die gesetzliche Regelung der Anlagen von
Sparkassen, Landesversicherungskassen, Feuersozietäten und unter
staatlicher Aufsicht stehenden privaten Versicherunganstalten sein.
Die gesetzliche Vorschrift, nach der die Feuersozietäten ein Drittel
des jährlichen Kapitalzuwachses in Reichs« und Staatsanleihen
anlegen müssen, wird finanziell zwar kaum fühlbar, ist immerhin
aber ein Anfang. Die Anlage des weitaus größten Theiles ihrer
Barmittel in Hypotheken immobilisirt diese Institute und bedroht
sie in jeder Stunde politischer oder gar nationaler Krisis mit der
Gefahr der Zahlungunfähigkeit. Gerade in den Zeiten, in denen
die prompte Erfüllung ihrer Verpflichtungen den höchsten Werth
für die Allgemeinheit hat, werden die Sparkassen unfähig zur
Auszahlung sein, wenn sie nicht berechtigt sind, ihren Besitz an
direkten Reichs« und Staatsanleihen von der Reichsbank oder den
staatlich organisirten Hilfkassen beleihen zu lassen und sich so die
zur Befriedigung ihrer Gläubiger nöthigen Mittel zu verschaffen.
Die Gesetz?svorschrift, die einenTheil des neuen Kapitals inReichs«
und Staatsanleihen anzulegen zwingt, wird deshalb nicht nur auf

dem Anleihemarkt Nutzen stiften, sondern auch um ein Beträcht«
liches die Sicherheit und Leistungfähigkeit der hier aufgezählten
Anstalten mehren, deren Bedeutung für unsere Volkswirthschaft
kaum überschätzt werden kann.
Zu erwägen wäre ferner, ob nicht auch die industriellenAktien-
gefellschaften durch Gesetz zur Anlage ihrer ordentlichen Reserve-
fonds in Buch-Schuldverschreibungen des Reiches und der Bun-
desstaaten zu verpflichten seien. Die Scheidung der gesetzlich vor-
geschriebenen Reservefonds aus dem Vermögen der Gesellschaften
wird diese Fonds erst zu Dem machen, was sie sein sollen: zu einer
greifbaren (nicht nur buchmäßigen) Sicherung für den Fall eines
das Grundkapital angreifenden Verlustes.
Mit solchen gesetzlichenEingriffen in dieVerwaltungrechte von
Instituten, die den Bestimmungen des Handelsgesetzbuches unter-
worfen sind, muß eine Aenderung des Paragraphen 261 in diesem
Gesetzbuch verbunden sein. Bei der Formulirung dieses Paragra-
phen, der bestimmt, daß in den Bilanzen der Aktiengesellschaften
börsengängige Werthpapiere zum Kaufpreis, doch nicht höher als
zum Börsenpreis des Bilanztages, bewerthet werden dürfen, wurde
zunächst nur an die Verhältnisse der Aktienbanken gedacht, denen
Werthpapiere Handelsartikel ihres Geschäftsbetriebes sind. Für
sie ist es, im Interesse einer soliden Geschäftsführung, richtig und
wichtig, daß sie in der Iahresbilanz zwar Verluste verzeichnen,
noch nicht realisirte Kursgewinne aber aus der Berechnung lassen.
Wo es sich um Anleihen des Deutschen Reiches und der Bundes-
staaten handelt, die einem bestimmten Kapitalstheil der Aktien-
gesellschaften als dauernde Anlagen dienen sollen, muß ein anderer
Modus gewählt werden. Die Eigenart solcher Anlagen bedingt, daß
die WerthverSnderungen, die in normalen Zeiten nur gering sein
werden, die Bilanzen nicht beeinflussen. Deshalb muß Z 261 YGB
geändert und den Gesellschaften die Pflicht abgenommen werden,
diese Anlagen unter allen Umständen zum Anschaffungpreis in der
Bilanz zu bewerthen.
Ich bilde mir nicht ein, auf alle Mittel hingewiesen zu haben,
die uns zu einer richtigen Bewerthung unserer Reichs- undStaats-
anleihen helfen könnten. Das aber weiß ich: die paar Wege, die ich
zeigte, könnten uns, wenn sie beschritten würden, ohne Anbequem-
lichkeit dem Ziel näher bringen. Und daß wir bald an dieses Ziel
kommen müssen, wird, vor dem traurigen Bilde des Anleihemark-
tes, kein an der nationalen Wohlfahrt Interessirter bestreiten.
IS

Auf Thebens Forum.*)

SiMlaudernd kamen die Vier in angenehmem Schatten an das 'Ende des Säulenganges und sahen plötzlich das Forum im Licht vor sich strahlen. In dieser frühen Stunde war es von einer geräuschvollen Menge belebt. In der Mitte des Platzes, auf einem Sockel, an dem die Musen ausgehauen waren, erhob sich eine eherne Minerva: zur Rechten und zur Linken sah man einen Merkur und einen Apoll aus Bronze, Werke des Hermogenes von Cythera. Ein Neptun mit grünem Bart ragte aus einem Bassin empor. Unter den Füßen des Gottes sprühte ein Delphin Wasser.

Das Forum war auf allen Seiten von Gebäuden umgeben, deren hohe Säulen und Wölbungen römische Architektur zeigten. Dem Säulengang gegenüber, durch den Mela und seine Freunde gekommen waren, begrenzten die Propyläen, von zwei vergoldeten Wagen überragt, den öffentlichen Platz und führten über eine Marmortreppe auf die breite und gerade Straße nach dem Hafen Lechaeon. Auf den zwei Seiten dieser heroischen Thore ragten die bemalten Giebel der Heiligthümer, das Pantheon und der Tempel der Diana von Ephesus. Der Tempel Octavias, der Schwester des Augustus, beherrschte das Forum und sah auf das Meer hinaus.

Die Basilika war nur durch ein dunkles Gäßchen davon getrennt. Sie erhob sich auf zwei übereinanderliegenden Arkaden; beide Reihen wurden durch Pfeiler gestützt, an die sich auf viereckigen Sockeln ruhende dorische Halbsäulen lehnten. Man sah an ihnen den römischen Stil, der seinen Charakter auch allen anderen Gebäuden der Stadt aufdrückte. Von dem ersten Korinth waren nur noch die verkalkten Trümmer eines alten Tempels übrig. Die unteren Arkaden der Basilika waren offen und dienten als Läden für Obst, Gemüse, Oel, Wein und

*) „Auf dem weißen Felsen": so heißt ein neues Buch von Anatole France, das bei Georg Müller in München erscheint. Inhalt? Die Bücher von France muß man lesen; ihren Inhalt anzugeben, ist nicht so ganz einfach, denn dieser Autor hält sich nie an die Schnur. Seine Romane schweifen aus dem engen Stoffkreis stets ins Allgemeine; betasten, beknabbern wichtige Zeitprobleme und wollen auch als Ausdruck eines (mehr freilich in Voltaires als in Kants Sinn) philosophischen Kopfes genommen sein. Man muß sie lesen; liest sie ja auch in den Kulturprovinzen des Erdrundes. Ohne immer zuzustimmen; ohne rechte Freude, wenn der allzu Rationalistische den Mythos des Mädchens von Orleans zerzupft. Stets aber sind im Leser die feinsten Kräfte intcressirt. Auch das neue Werk wird seine Gemeinde finden. Das Fragment, das hier veröffentlicht wird, erinnert.an Frances kleines Meisterwerk „Der Prokurator von Iudaea" (das auch hier zuerst erschien); es lehrt schnell, welches Geistes Kind zu erwarten ist und bis zu welchen Firnen der geistreich Träumende diesmal hinauflangt.

Gebackenes, für Vogelhändler, Juweliere, Buchhändler, Barbiere. Wechsler saßen dort hinter kleinen Tischen, die mit Gold- und Silberstücken bedeckt waren. Aus dem dunklen Inneren dieser Läden drangen Geschrei, Lachen, Rufe, Lärm von Streitigkeiten und starke Düfte. Auf den Marmorstufen, überall, wo der Schatten den Steinfliesen einen bläulichen Thon gab, spielten Müßige Würfel und Knöchelchen, Kläger gingen mit ängstlicher Miene auf und nieder, Matrosen suchten ernsthaft Vergnügungen, denen sie ihr Geld opfern könnten, und Neugierige lasen die Nachrichten aus Rom, die von unbedeutenden Griechen redigirt waren. Diesen Korinthern und Fremden zeigten sich hartnäckig blinde Bettler, enthaarte und geschminkte Iünglinge, Iündhölzchenverkäufer und zu Krüppeln gewordene Seeleute, die das Bild ihres Schiffbruches um den Hals trugen. Vom Dach der Basilika flogen Tauben in Schaaren auf die großen, von der Sonne beschienenen Plätze und pickten Körner aus den Ritzen der warmen Fliesen.

Ein Mädchen von zwölf Iahren, braun und sammetweich wie ein Veilchen aus Zanthe, setzte ihren kleinen Bruder, der noch nicht laufen konnte, auf die Erde, stellte einen schadhaften Napf mit Brei und einen Holzlöffel neben ihn und sagte: „Iß, Komatas, iß und sei still, sonst kommt das rothe Pferd/ Dann lief sie mit einem Obolus in der Hand zu dem Fischhändler, dessen faltiges Gesicht und safranfarbige nackte Brust hinter seinen mit Seegras ausgelegten Körben zu sehen war.

Inzwischen flatterte eine Taube über den kleinen Komatas hin und verwickelte sich mit ihren Krallen in die Haare des Kindes. Und weinend rief er, mit von Schluchzen erstickter Stimme, seine Schwester zu Hilfe: „Ioessa! Ioessa!"

Doch Ioessa hörte ihn nicht. Sie suchte in den Körben des Greises zwischen den Fischen und Muscheln, womit sie die Trockenheit ihres Brotes versüßen könne. Sie wählte weder einen Pfaufisch noch eine Smaride, deren Fleisch zart ist, die aber viel Geld kosten. In ihrem aufgeschürzten Kleide trug sie ein Gericht Seeigel davon.

Und der kleine Komatas, dem die Thränen in den weit offenen Mund liefen, rief unaufhörlich: „Ioessa! Ioessa!"

Der Vogel der Venus entführte den kleinen Komatas nicht in den strahlenden Himmel, gleich dem Adler des Iupiter. Er ließ ihn auf der Erde und nahm im Flug zwischen seinen rosenfarbigen Krallen nur drei verwirrte goldige Haare mit. Und das Kind, die Backen voll glänzender Thränen und mit Staub beschmiert, preßte den Holzlöffel in seine kleinen Fäuste und schluchzte neben seinem umgefallenen Naps.

Annaeus Mela war, von seinen drei Freunden gefolgt, die Stufen der Basilika hinaufgestiegen. Unbeirrt von dem Lärm und der Bewegung der wogenden Menge, belehrte er Cassius über die künftige Erneuerung des Weltalls. „An dem durch die Götter bestimmten Tag werden die gegenwärtigen Dinge, deren Ordnung und Einrichtung wir nun mit unseren Augen sehen, zerstört werden. Die Gestirne werden

zusammenstoßen. Alle Stoffe, die unsere Erde, die Luft und das Wafser
bilden, werden von einer einzigen Flamme verzehrt werden. Und die
menschlichen Seelen werden in dem allgemeinen Verfall unmerklich
mit untergehen und in ihre ursprünglichen Elemente zurückkehren.
Eine ganz neue Welt. ..."
Als Annaeus Mela diese Worte aussprach, stieß er mit dem Fuß
an einen im Schatten ausgestreckten Schläfer. Es war ein Greis, der
die Löcher seines Mantels kunstvoll auf feinem staubigen Körper ver-
einigt hatte. Sein Bettelfack, Sandalen und Stock lagen neben ihm.
Der Bruder des Prokonsuls, der felbst gegen Leute niedrigsten
Standes immer liebenswürdig und wohlwollend war, hätte sich ent-
schuldigt; doch der Mensch ließ ihm keine Zeit dazu.
i.Sieh besser zu, wohin Du deinen Fuß setzest, Tölpel," schrie er
ihn an, „und gieb dem Philosophen Posochares ein Almosen."
„Ich sehe einen Bettelsack und einen Stock", sagte der Nömer
lächelnd. „Einen Philosophen sehe ich noch nicht."
Doch als er Posochares ein Geldstück hinwerfen wollte, hielt ihm
Apollodor die Hand zurück.
„Thu es nicht, Annaeus. Das ist kein Philofoph. Das ist nicht
einmal ein Mensch."
„Ich bin ein Mensch," sagte Mela, „wenn ich ihm Geld gebe, und
er ist einer, wenn er dieses Geld nimmt. Denn von allen Thieren thut
nur der Mensch diese beiden Dinge. Und siehst Du nicht auch, daß ich
mir durch die Gabe dieses Denars die Gewißheit verschaffe, mehr werth
zu fein als er? Dein Meister lehrt, daß Einer, der giebt, besser ist als
Einer, der nimmt."
Posochares nahm das Geldstück. Dann aber stieß er gegen An-
naeus Mela und seine Gefährten grobe Beleidigungen aus, nannte
sie Hochmüthige und Lüstlinge und schickte sie zu den Prostituirten und
Gauklern, die, sich in den Hüften wiegend, an ihnen vorübergingen.
Darauf entblößte er feinen haarigen Körper bis zum Nabel, zog die
Lumpen seines Mantels über sein Gesicht und legte sich wieder in
seiner ganzen Länge aufs Pflaster hin.
„Seid Ihr nicht begierig," fragte Lollius seine Gefährten, „die
Iuden im Prätorium ihre Streitpunkte erörtern zu hören?"
Sie erwiderten ihm, daß sie kein Verlangen danach hätten und
vorzögen, den Prokonsul, der gewiß bald wieder herauskommen würde,
im Säulengang zu erwarten.
„Dann werde ich es auch thun, Freunde", erwiderte Lollius. „Wir
werden nichts Interessantes verlieren."
„Außerdem", fügte er hinzu, „sind die Iuden, die aus Kenchreae
gekommen sind, um die Kläger zu begleiten, nicht alle in der Basilika.
Dort ist einer, meine Freunde; man erkennt ihn an der gebogenen Nase
und dem getheilten Bart. Er bewegt sich wie Pythia."
Und Lollius deutete mit Blick und Finger auf einen ärmlich ge-
kleideten mageren Fremden, der unter dem Säulengang zu einer
spottenden Menge sprach:

„Bewohner von Korinth, Ihr verlaßt Euch mit Unrecht auf Eure
Weisheit, die nur Thorheit ist. Ihr folgt blind den Vorschriften Eurer
Philosophen, die Euch den Tod und nicht das Leben lehren. Ihr be-
folgt das Naturgesetz nicht, und um Euch zu strafen, hat Euch Gott
den widernatürlichen Lastern ausgeliefert."
Ein Matrose, der sich dem Kreis der Neugierigen »äherte, er-
kannte den Mann, denn er hob die Achsel und murmelte: „Das ist
Stephanus, der Iude von Kenchreae, der noch eine außergewöhnliche
Neuigkeit von seinem Aufenthalt in den Wolken mitzutheilen scheint;
in die will er ja aufgestiegen sein. Wenn wirs ihm glauben. . . ."
Und Stephanus lehrte das Volk: „Der Christ ist vom Gesetz und
von den bösen Lüsten befreit. Er ist von der Verdammniß erlöst durch
die Barmherzigkeit Gottes, der seinen einzigen Sohn gesandt hat und
ihn in sündigem Fleisch wohnen ließ, um die Sünde zu zerstören. Ihr
werdet jedoch nur erlöst werden, wenn Ihr das Fleisch tötet und im
Geist lebet. Die Iuden gehorchen dem Gesetz und glauben, durch ihre
Werke gerettet zu werden. Doch der Glaube rettet und nicht das Werk,
Was nützt es ihnen, in der That beschnitten zu sein, wenn ihr Herz
unbeschnitten ist? Bewohner von Korinth, glaubet: und Ihr werdet
in die Familie Abrahams aufgenommen werden."
Die Menge fing an, über diese dunkeln Worte zu lachen und zu
spotten; doch der Iude weissagte weiter, mit hohler Stimme. Er ver-
kündete einen großen Zorn und das zerstörende Feuer, das die Welt
verzehren werde. „Und Dies wird geschehen, während ich noch lebe,
und ich werde es mit meinen Augen sehen. Die Stunde ist gekommen,
vom Schlaf zu erwachen. Die Nacht ist vergangen; der Tag naht. Die
Heiligen im Himmel werden entzückt sein und Alle, so da nicht an den
gekreuzigten Iesus geglaubt haben, werden verderben." Dann verhieß
er die Auferstehung der Leiber und rief Anastasis an, während ihn die
erheiterte Menge verhöhnte.
In diesem Augenblick näherte sich ihm ein Mann mit robusten
Lungen, der Fleischer Milo, Mitglied des Senats von Korinth, der
seit ein paar Minuten den Iuden mit Ungeduld angehört hatte, ihn
nun am Arm zog und rauh schüttelte. „Höre auf, Elender," sagte er
zu ihm, „höre auf, so eitle Worte zu schwätzen. Das sind ja nur Am-
menmärchen und Albernheiten, gut genug, um den Geist der Frauen
zu verführen. Wie kannst Du, im Vertrauen auf Deine Träume, so
viele Dummheiten reden? Alles Schöne verschweigst Du und uur das
Schlechte gefällt Dir. Dabei hast Du selbst nicht mal Vortheil aus
Deinem Haß. Verzichte auf Deine sonderbaren Hirngespinnste, Deine
verderblichen Absichten und dunklen Prophezeiungen: sonst wird ein
Gott Dich zu den Raben schicken, um Dich für Deine Verwünschungen
dieser Stadt und des Reiches zu bestrafen."
Die Bürger zollten den Worten Milos Beifall. „Er hat Recht",
riefen sie. „Diese Syrer haben nur eine Absicht: sie wollen nnser Va-
terland schwächen. Sie sind die Feinde Caesars/ Einzelne griffen nach

Kürbissen und Iohannisbrot in den Auslagen der Obsthändler. Andere hoben Austernschalen auf und warfen sie auf den Apostel, der noch immer prophezeite. Er wurde vom Säulengang heruntergestoßen und ging über das Forum. Unter Hohnlachen, Beleidigungen und Schlägen, mit Koth beschmutzt, blutend und halbnackt, ging er und rief: „Mein Meister hat gesagt, wir seien der Unrath der Welt." Und er frohlockte.

Die Kinder verfolgten ihn auf der Straße, die nach Kenchreae führt, und riefen: „Anastasis! Anastasis!"

Posochares schlief nicht. Kaum hatten sich die Freunde des Prokonsuls entfernt, als er sich auf den Ellbogen erhob. Wenige Schritte von ihm saß die braune Ioessa auf einer Stufe und zermalmte zwischen ihren Zähnen, die so scharf waren wie die einer jungen Hündin, die Schale eines Seeigels. Der Cyniker rief sie und ließ das Geldstück glänzen, das er soeben bekommen hatte. Dann brachte er seine Lumpen wieder in Ordnung, erhob sich, zog seine Sandalen an, nahm Stock und Bettelsack und stieg die Stufen hinab. Ioessa kam zu ihm, nahm ihm den durchlöcherten Sack aus den Händen, hing ihn mit ernster Miene über ihre Schulter, wie wenn sie ihn als Opfergabe für die erhabene Cypria trüge, und folgte ihm.

Apollodor sah sie, wie sie den Weg nach Kenchreae einschlugen, um zu dem Sklavenfriedhof und dem Hinrichtungplatz zu gelangen. Diese Stätten erkannte man schon von Weitem an den Schwärmen von Raben, die über den Kreuzen hin- und herflogen. Der Philosoph und das junge Mädchen wußten dort ein Sandbeerengebüsch, das immer einsam und günstig für die Spiele des Eros war.

Als Apollodor Dies sah, zog er Mela an seiner Toga.

„Sieh," sagte er, „dieser Hund hat kaum Dein Almosen empfangen, so führt er auch schon ein kleines Mädchen fort, um sich mit ihr zu vereinen."

„So habe ich also", erwiderte Mela, „das Geld einem Menschen gegeben, dem es sehr nützlich ward."

Und der kleine Komatas saß auf den heißen Steinplatten, lutschte an seinem Daumen und lachte, als er einen Kiesel in der Sonne blitzen sah.

„Uebrigens", fuhr Mela fort, „mußt Du zugeben, Apollodor, daß die Art, in der Posochares liebt, durchaus nicht ganz unphilosophisch ist. Dieser Hund ist sicherlich weiser als unsere jungen Lüstlinge des Palatin, die unter Wohlgerüchen, Lachen und Weinen lieben, mit Seufzern und heftiger Leidenschaft"

Als er so sprach, erhob sich rauhes Geschrei im Prätorium und betäubte die Ohren der Griechen und der drei Römer.

„Bei Pollux," rief Lollius, „die Streitenden, die Gallio richtet, schreien wie die Lastträger und es kommt mir vor, als wenn mit ihrem Schreien durch die Thören bis zu uns her ein Geruch von Schweiß und Zwiebel dringe." >

„Nichts ist wahrer", sagte Apollodor. „Doch wenn Posochares
ein Philosoph wäre und nicht ein Hund, so würde er, statt der Venus
der Straße zu opfern, das ganze Geschlecht der Frauen fliehen und
sich einem Iüngling anschließen, dessen äußere Schönheit er nur als
Ausdruck einer inneren, edleren Schönheit betrachten dürfte."
„Die Liebe", sprach Mela, „ist eine niedrige Leidenschaft. Sie
stört die Entschlüsse, verhindert die edlen Absichten und zieht die höch-
sten Gedanken zu den niedrigsten Sorgen herab. Ein vernünftiger
Geist kann sie nicht hegen. Wie der Dichter Euripides uns lehrt"
Mela vollendete seine Rede nicht. Unter dem Vorantritt von
Liktoren, die die Menge theilten, schritt der Prokonsul aus der Basilika
und nahte seinen Freunden.
„Ich war nicht lange von Euch getrennt", sagte er. „Die Sache,
die ich richten sollte, war so unwichtig wie möglich und sehr lächerlich.
Als ich in das Prätorium eintrat, fand ich es voll von einer bunt-
scheckigen Menge dieser Iuden, die im Hafen von Kenchreae in schmutzi-
gen Läden Teppiche, Stoffe und kleine goldene und silberne Schmuck-
waaren an die Seeleute verkaufen. Sie erfüllten die Luft mit scharfem
Kreischen und starkem Bocksgeruch. Ich verstand sie nur schwer und
mußte mich anstrengen, um zu begreifen, daß Einer von ihnen, Sosthe-
nes, der sich Obersten der Synagoge nannte, einen anderen, sehr häß-
lichen, krummbeinigen und triefäugigen Iuden mit Namen Paulus
oder Saulus wegen Gottlosigkeit anklagte. Dieser Paulus ist aus Tar-
sus gebürtig und treibt seit einiger Zeit sein Handwerk als Teppich-
weber in Korinth. Er hat sich mit ein paar anderen aus Rom vertrie-
benen Iuden zusammengethan,.um Zeltleinwand und cilicische Kleider
aus Ziegenhaar zu verfertigen. Alle sprachen zu gleicher Zeit und in
sehr schlechtem Griechisch. Ich verstand dennoch, daß dieser Sosthenes
dem Paulus vorwarf, er sei in das Haus gekommen, in dem sich die
Iuden von Korinth jeden Sonnabend zu versammeln pflegen, und
habe dort das Wort ergriffen, um seine Glaubensgenossen zu verführen
und sie zu überreden, ihrem Gott in einer Weise zu dienen, die ihrem
Gesetz widerspricht. Ich wollte nichts mehr davon hören. Und als ich
sie nicht ohne Mühe zum Schweigen gebracht hatte, sagte ich ihnen,
daß ich sie geduldig und mit aller nöthigen Aufmerksamkeit angehört
hätte, wenn sie gekommen wären, um sich bei mir über irgendeine Un-
gerechtigkeit oder Gewaltthat zu beklagen, durch die sie gequält worden
seien. Da es sich* jedoch nur um einen Wortstreit, um eine Meinung-
verschiedenheit über Ausdrücke ihres Gesetzes handle, gehe mich die
Sache nicht an und ich könne nicht Richter sein. Dann verabschiedete
ich sie mit den Worten: Schlichtet Euren Streit unter einander, wie
Ihr wollt."
„Und was haben sie gesagt, Gallio?" fragte Kassius. „Haben sie
sich willig einem so weisen Urtheil unterworfen?"
„Die Art der Tölpel", erwiderte der Prokonsul, „ist nicht, Ge-
schmack an der Weisheit zu finden. Diese Leute haben mein Urtheil

mit lautem Murren aufgenommen. Darum habe ich mich aber, wie
Ihr Euch denken könnt, nicht gekümmert. Ich verließ sie, während sie
unten am Fuß des Tribunals schrien und stritten. Wenn mein Auge
nicht trog, hat der Kläger die meisten Schläge bekommen und wird,
wenn meine Liktoren nicht Ordnung schaffen, auf dem Pflaster liegen
bleiben. Diese Iuden aus dem Hafen sind sehr unwissend; nnd da sie,
wie die meisten Unwissenden, dieWahrheitDessen, was sie glauben, nicht
mit Gründen vertheidigen können, bestehen ihre Disputationen aus
Fußtritten und Faustschlägen. Die Freunde des kleinen häßlichen und
triefäugigen Juden, den sie Paulus nennen, scheinen in dieser Art der
Kontroverse besonders gewandt zu sein. Gute Götter! Sie sielen über
den Obersten der Synagoge her, warfen ihn mit einem Hagel von
Schlägen zu Boden und traten ihn mit Füßen. Uebrigens zweifle ich
nicht, daß die Freunde des Sosthenes, wenn sie die Stärkeren gewesen
wären, den biederen Paulus eben so behandelt hätten, wie die Freunde
des Paulus den Sosthenes behandelt haben."

„Du thatest wohl daran, mein Bruder," sprach Mela, „daß Du
diese elenden Streithammel fortschicktest, ohne einem von ihnen Necht
zu geben." Und er gratulirte ihm zu dem Erfolg.

„Konnte ich anders handeln?" erwiderte Gallio. „Wie hätte ich
zwischen einem Sosthenes und einem Paulus richten sollen, die Beide
gleich stumpfsinnig und überspannt sind? Wenn ich sie mit Verachtung
behandle, so'glaubet nicht, meine Freunde, daß ich es thue, weil sie
schwach und arm sind, weil Sosthenes nach gesalzenem Fisch riecht unt>
weil Paulus sich beim Teppich- und Leinwandweben Finger und Geist
abgenützt hat. Nein. Philemon und Baucis waren auch arm: und doch
der größten Ehren würdig. Die Götter verschmähten nicht, sich an ihren
einfachen Tisch zu setzen. Die Weisheit erhebt den Sklaven über seinen
Herrn. Was sage ich? Ein tugendhafter Sklave steht über den Göttern.
Wenn er ihnen an Weisheit gleichkommt, so übertrifft er sie noch durch
sein edles Streben. Diese Iuden sind nur verächtlich, weil sie roh sind
und weil kein Abglanz der Gottheit an ihnen zu spüren ist."

Bei diesen Worten lächelte Marcus Lollius. „Die Götter", sagte
er, „besuchen in der That wohl kaum die Syrer, die in den Häfen zwi-
schen Fruchthändlern und Lustdirnen leben."

„Selbst die Barbaren", fuhr der Prokonsul fort, „haben einige
Kenntniß von den Göttern. Ohne von den Egyptern zu sprechen, die in
alten Zeiten sehr fromme Menschen waren: auch im seichen Asien sin»
det Ihr kein Volk, das nicht irgendeinen Gott verehrte, sei es nun Iu»
piter, Diana, Vulkan, Iuno oder die Mutter der Aeneaden. Sie geben
diesen Gottheiten seltsame Namen, sonderbare Gestalten und bringen
ihnen manchmal Menschenopfer dar; doch sie erkennen ihre Macht an.
Nur die Iuden wissen nichts von der Vorsehung der Götter. Ich weiß
nicht, ob Paulus, den die Syrer auch Saulus nennen, eben so aber-
gläubig ist wie die anderen und eben so hartnäckig bei seinen Irrthü»
mern beharrt; ich weiß nicht, welche dunkle Vorstellung er sich von den

unsterblichen Göttern macht, und bin, aufrichtig seis gesagt, auch nicht
neugierig, es zu erfahren. Was kann man von Denen lernen, die nichts
wissen? Das hieße, genau genommen, sich in der Unwissenheit unter-
richten. Den verwirrten Reden, mit denen er vor mir seinem Kläger
^ antwortete, glaubte ich zu entnehmen, daß er sich von den Priestern
seiner Nation lossagt, daß er die Religion der Iuden ablehnt und Or-
pheus anbetet; unter einem fremden Namen, den ich nicht behalten
habe. Das glaube ich, weil er mit Verehrung von einem Gott oder
Heros spricht, der in die Unterwelt hinabgestiegen und wieder ^zum
Lichte auferstanden sei, nachdem er zwischen den bleichen Schatten der
Toten umhergeirrt war. Vielleicht betet er den unterirdischen Merkur
an; oder, wohl eher, Adonis. Denn mir ist, als hörte ich ihn nach dem
Beispiel der Frauen von Biblos die Leiden und den Tod eines Gottes
beklagen. Dieser jungen Götter, die sterben und wieder auferstehen,
giebt es in Asien viele. Die syrischen Lustmädchen haben manche aus
dieser Schaar nach Rom gebracht und solche himmlische Iünglinge ge-
fallen den tugendhaften Frauen mehr, als ziemlich ist. Unsere Ma-
tronen schämen sich nicht, im Geheimen ihre Mysterien zu feiern. Meine
so kluge und zurückhaltende Iulia hat mich schon mehrmals gefragt,
was man von ihnen halten solle. ‚Von welcher Art', habe ich ihr un-
willig geantwortet, ‚kann ein Gott sein, der an den heimlichen Huldi-
gungen einer verheiratheten Frau Gefallen findet! Eine Frau darf
keine anderen Freunde haben als die ihres Gatten. Und sind nicht die
Götter unsere ersten Freunde?'"
„Verehrt dieser Mensch aus Tarsus", fragte der Philosoph
Apollodor, „nicht vielmehr Typhon, den die Egypter Seth nennen?
Man sagt, daß ein Gott mit einem Eselskopf in einer bestimmten jüdi-
schen Sekte verehrt wird. Dieser Gott kann nur Typhon sein; und ich
wäre nicht überrascht, wenn die Weiber von Kenchreae einen heimlichen
Verkehr mit dem Unsterblichen unterhielten, der, nach dem Bericht
unseres sanften Marcus, die Kuchenverkäuferin mit himmlischem Urin
benetzte."
„Ich weiß es nicht", erwiderte Gallio. „Man sagt allerdings, daß
manche Syrer sich versammeln, um im Geheimen einen Gort mit einem
Eselskopf anzubeten. Mag sein, daß Paulus zu ihnen gehört. Doch
von welcher Bedeutung ist der Adonis, Merkur, Orpheus oder Typhon
dieses Iuden? Er wird doch stets nur über die Wahrsagerinnen, die
Wucherer und schmutzigen Kaufleute herrschen, die in den Häfen den
Seeleuten ihr Geld abnehmen. Höchstens könnte er noch in den Vor-
orten der großen Städte einen Sklavenhaufen zu sich bekehren."
Marcus Lollius lachte aus vollem Hals. „Seht ihr diesen häß-
lichen Paulus eine Sklavenreligion gründen? Bei Kastor: Das wäre
das allerneuste Wunder! Wenn von ungefähr der Gott der Sklaven
(Iupiter möge diese Ahnung nie Wirklichkeit werden lassen!) den
Olymp erstiege und die Götter des Reiches daraus verjagte: was würde
er dann thun? Wie würde er seine Macht über die erstaunte Welt

brauchen? Ich wäre neugierig, ihn bei der Arbeit zu sehen. Sicher
würde er die Saturnalien über das ganze Iahr ausdehnen. Den Gla-
diatoren würde er eine ehrenvolle Laufbahn eröffnen, die käuflichen
Weiber von Subur in den Tempel der Vesta einführen und vielleicht
aus irgendeinem elenden Marktflecken Syriens die Hauptstadt der
Welt machen.«
Lollius hätte diese Scherze noch lange fortgesetzt, wenn Gallio ihm
nicht ins Wort gefallen wäre. „Marcus, hoffe nicht, so wunderbar
Neues zu erleben", sagte er. „Wenn die Menschen auch großer Thor-
heit fähig sind, könnte ein kleiner jüdischer Teppichweber sie mit seinem
schlechten Griechisch und seinen Erzählungen von einem syrischen Or-
pheus doch nicht verführen. Der Gott der Sklaven würde nur Tumulte
und Bürgerkriege bewirken, die schnell in Blut erstickt wären; und ihn
selbst würden, sammt seinen Anbetern, bald in einem Amphitheater,
unter dem Beifallsklatschen des römischen Volkes, die Zähne wilder
Thiere zerreißen. Lassen wir Paulus und Sosthenes. Ihre Gedanken
könnten uns bei den Forschungen, mit denen wir uns beschäftigten, be-
vor wir in so widriger Weise von ihnen unterbrochen wurden, doch
nicht helfen. Wir bemühten uns, die Zukunft zu ergründen, die die
Götter uns vorbehalten haben. Nicht Euch, theure Freunde, und mir
im Besonderen (denn wir sind bereit, Alles zu erdulden, was kommen
wird), sondern dem Vaterland und dem Menschengeschlecht, derenLiebe
und Barmherzigkeit in uns sind. Dieser jüdische Teppichweber mit den
entzündeten Augenlidern könnte uns (wie Marcus auch darüber den-
ken mag) den Namen des Gottes, der Iupiter entthronen wird, auch
nicht nennen."
Gallio unterbrach seine Rede, um die Liktoren zu verabschieden,
die noch unbeweglich, mit ihren Ruthenbündeln auf den Schultern, vor
ihm standen. „Wir brauchen diese Ruthen und Aexte nicht", sagte er
lächelnd. „Das. Wort ist unsere einzige Waffe. Möge eines Tages
das Weltall keine anderen mehr kennen! Wenn Ihr nicht ermüdet
seid, Freunde, so könnten wir noch zu der Pirene-Quelle gehen. Auf
halbem Weg dorthin steht ein alter Feigenbaum, unter dem, wie man
sagt, die verrathene Medea ihre grausame Rache ersann. Die Korinther
verehren in diesem Baum das Andenken an die eifersüchtige Königin
und hängen Votivtafeln an seinen Stamm: denn Medea hat ihnen nur
Gutes gethan. Der Baum hat Zweige in die Erde gesenkt, die Wurzel
gefaßt haben, und trägt noch dichtes Laubwerk. In seinem Schatten
können wir unter Gesprächen die Stunde des Bades erwarten."
Die Kinder, die müde geworden waren, Stephanus zu verfolgen,
spielten mit Knöchelchen am Wegrand. Der Apostel schritt schnell des
Weges dahin, als er nah am Hinrichtungplatz einen Iudenhaufen traf,
der von Kenchreae kam, um das Urtheil des Prokonsuls in Sachen der
Synagoge zu hören. Diese Freunde des Sosthenes wütheten gegen den
Iuden von Tarsus und dessen Gefährten, die das Gesetz ändern wollten.
Als sie den Mann sahen, der mit dem Aermel seine von Blut geblen-

beten Augen auswischte, glaubten sie, ihn zu erkennen, und Einer
fragte ihn, indem er ihn am Bart zog, ob er nicht Stephanus, der Ge->
fährte des Paulus, sei.
Stephanus erwiderte stolz: „Den sehet Ihr!"
Doch da war er schon zu Boden gerissen und mit Füßen getreten.
Die Iuden hoben Steine auf und riefen: „Er ist ein Gotteslästerer!
Steinigt ihn! Steinigt ihn!"
Zwei der Wüthendsten rissen den von den Römern aufgestellten
Meilenstein aus der Erde und versuchten, ihn auf Stephanus zu schleu-
dern. Die Steine fielen, dumpf aufschlagend, auf die fleischlosen Knochen
des Apostels; doch er rief: „O wonnevolle Wunden! O erquickende
Pein! O süße Qualen! Ich sehe Iesus!"
Nur ein paar Schritte weit davon, unter einem Sandbeerenge-
büsch, beim Murmeln einer Quelle, hielt der Greis Posochares den
glatten Körper Ioessas in seinen Armen. Von dem Lärm gestört, mur-
melte er in das Haar des Mädchens: „Geht fort, Elende, und stört nicht
die Freuden eines Philosophen!"
Gleich danach kam ein Centurio des einsamen Weges, hob Ste-
phanus auf, ließ ihn einen Schluck Wein trinken und gab ihm Lein-
wand, damit er seine Wunden verbinde.
... Während Dieses geschah, saß Gallio mit seinen Freunden un-
ter dem Baum der Medea und sprach: „Wenn Ihr den Nachfolger des
Herrn der Menschen und Götter erkennen wollt, so denkt dem Wort
des Dichters nach: ‚Die Gattin Iupiters wird einen Sohn gebären,
der mächtiger sein wird, als sein Vater war/ Mit diesen Worten ist
nicht die erhabene Iuno gemeint, sondern die Berühmteste der Sterb-
lichen, denen sich der Olympier im Wandel seiner Gestalt und seiner
Liebe vereinte. Mir scheint sicher, daß Herakles über das Weltall herr-
schen wird. Diese Meinung hege ich schon lange; und habe die Gründe
nicht nur den Dichtern, sondern auch den Philosophen entnommen.
Meine Tragoedie „Herakles auf Oeta" schließt mit den Worten, die
ich nun sprechen werde. ‚O Du großer Besieger der Ungeheuer und
Friedensstifter der Welt, sei uns gnädig? Blicke herab auf die Erde,
und wenn ein Ungeheuer in neuer Gestalt die Menschen erschreckt, so
zerschmettere es mit Deinem Blitz. Du wirst den Wetterstrahl besser zu
schleudern wissen als Dein Vater/ Schon diese Rede begrüßt die Stunde,
da Alkmenens Sohn den Weltenthron besteigt. Und ich hoffe Gutes
von seiner Herrschaft. Während seines irdischen Lebens erwies er sich
als einen Langmüthigen, der sich zu hohen Gedanken aufreckte. Er zer-
schmetterte die Ungeheuer. Lenkt sein Arm erst den Blitz, dann wird ein
zweiter Gajus nicht ungestraft das Reich regiren. Die Tugend, die alte
Einfachheit, der Muth, die Unschuld und der Friede werden mit ihm
auf dieser Welt herrschen. Das ist mein Orakel!" Gallio stand auf und
bot seinen Freunden den Abschiedsgruß: „Lebet wohl und liebet mich!"
Paris. , AnatoleFrance.

Elektrobanken.
ie wichtigste Aufgabe des Unternehmers ist, neue Bedürfnisse zu schaffen. Die Industrie kann sich nicht mit den Chancen begnügen, die ihr geboten werden: sie muß auch selbst neue Möglichkeiten suchen. Und weil es nicht leicht ist, die Grenze zu finden, hinter der aus dem Geschäftsmann ein Phantast wird, ist die Kontrolle aller Geldgeschäfte der Industrie schärfer, als die Sache manchmal verträgt. Besonders interessant ist der Anblick, wie die elektrotechnische Industrie die spröde Materie des Betriebskapitals meistert. Die alten Methoden zur Finanzirung des Absatzes verquickten die Fabrikation mit Finanzgeschäften und bürdeten den Gesellschaften, deren Hauptaufgabe die Herstellung von Maschinen und Apparaten, die Anlage von Kraftwerken und die Installation von elektrischen Betrieben war, die Last von Operationen auf, die in den Bereich der Banken gehörten. Namentlich die Schuckertgesellschaft litt, vor ihrer Reorganisation, schwer unter solchem Zwitterdasein. Dann kamen die Trustgesellschaften, die sich die großen Elektrizitätfirmen „hielten", um ihre verzweigten Effektenengagements von dem technischen Bereich zu trennen. Die starken Werthpapierpositionen ergaben sich aus der Nothwendigkeit, mit vielen Unternehmungen in Konnex zu treten, um Abnehmer für Maschinen und elektrischen Strom zu gewinnen. Dazu kam derWunsch, dem regulären Geschäftsertrag ein Surrogat in den Einnahmen aus Dividenden zu schaffen; und schließlich lockte die Möglichkeit, die Effektenbestände mit Gewinn abzustoßen. Bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft hat sich das System erfolgreich entwickelt; und Geheimrath Dr.-Ing. Rathenau wars denn auch, der die letzte Konsequenz aus der Eignung des von ihm beherrschten Gebietes zur Trustbildung gezogen hat. Als vor Iahren zum ersten Mal von einem „Elektrizitätstrust" gesprochen wurde, wußten alle Kenner, daß nur ein Mann fähig sein werde, den Trustgedanken zu verwirklichen: Emil Rathenau. Er ist unter den gewiß nicht spröden Köpfen der Elektro-Manager der Einzige, der alle Möglichkeiten bis ans Ende durchdachte und niemals vor engbrüstigen Bedenken Halt machte, wenn es galt, die Ergebnisse seiner Denkkraft für die Praxis zu nützen,

Rathenau ging von der Ueberzeugung aus, daß die Elektrizität die in allen Theilen der Privatwirtschaft brauchbarste Hilfskraft sei. Sie läßt sich auch die scheinbar kleinsten Dienste auferlegen und vermag alle Rentabilität, im Großbetrieb und im kleinen Haushalt, zu steigern. Hunderte von Millionen Mark entweichen durch die Fabrikschornsteine, weil statt des elektrischen Stromes theure, dabei technisch unvollkommene Maschinen mit Kohlenfeuerung im Betrieb thätig sind. Die Wahl des vollkommensten Betriebsmittels hängt aber nicht immer von Einsicht und gutem Willen ab. Oft fehlt es an Geld, um veraltete Einrichtungen zu beseitigen und neue Anlagen einzurichten. Dieser Zusammenhang brachte Emil Rathenau auf den Gedanken, ein eigenes Institut zu schaffen, das den Gewerbetreibenden, Fabrikanten, Land-

wirthen und Gemeinden die Mittel zum Bau elektrischer Centralen
vorstrecken soll. So entstand, nach Ueberwindung mancher Wider-
stände, die erste Elektro-Treuhandbank. Unter der Firma Elektro«
Treuhand-Aktiengesellschaft wurde sie im November 1908 gegründet.
An der Gründung der mit einem Aktienkapital von 30 Millionen aus-
gestatteten Gesellschaft waren neben der A.E.G. und der Firma Sie-
mens S Halske auch die Siemens-Schuckert-Werke und die Schuckcrt«
gesellschaft in Nürnberg betheiligt. Zweck des Unternehmens ist „die
Beschaffung von Geldmitteln zur Errichtung, Vergrößerung oder Ver-
besserung elektrischer Anlagen, und zwar durch Kreditgewährung gegen
Sicherheiten". Auf Grund der hinterlegten Pfänder werden Obliga-
tionen bis zum dreifachen Betrag des Aktienkapitals ausgegeben. Das
zur Kreditgewährung nothwendige Kapital wird also auf ähnlicheWeise
wie bei den Hypothekenbanken beschafft. Nur sind die Unterlagen der
Schuldverschreibungen verschieden. Der ersten Elektrobank folgte, wie
damals schon vorauszusehen war, wenige Monate später das zweite
Institut; der Concern Felten-Guilleaume-Lahmeyer schuf sich die Treu«
handbank für die elektrische Industrie mit einem Grundkapital von
25 Millionen Mark. Und jetzt hat die dritte Gruppe die Bergmann-
Elektrizität-Unternehmungen-Aktiengesellschaft mit 12 MillionenMark
Aktienkapital gegründet. Als Gegenstand des neuen Unternehmens
wird der Bau und Betrieb von elektrischen Bahnen und von „Ueber«
landcentralen" angegeben. An der Gründung der Gesellschaft ist die
Deutsche Bank betheiligt, die, durch ihre Beziehungen zu Siemens S
Halske, auch der ersten Elektrobank nahsteht. Die Bergmannbank ist
eine Folge des ungewöhnlich raschen Wachsthums der Bergmannge-
sellschaft. Vor Iahr und Tag hätte man sie noch nicht als gleichberech-
tigte Rivalin der großen Concerns anerkannt; und fraglich bleibt, ob
sie sich nicht ein Bischen hastig entwickelt hat. Ein Bedürfniß, das
Rennen der Großen mitzumachen, läßt sich für die Bergmannwerke
kaum nachweisen. Sie haben, im Lauf eines Dezenniums, ihr Aktien-
kapital um mehr als das Zehnfache vergrößert; es betrug im Iahr
1900 erst 2'/? Millionen und ist heute auf 29 Millionen gewachsen. Da«
neben besteht eine Anleiheschuld im Betrag von 10 Millionen. Die
Dividende gab in den letzten drei Iahren je 18 Prozent; also mehr als
die eines anderen Elektrizitätwerkes. Doch scheint für dieses Iahr ein
geringerer Ertrag zu erwarten. War die Bankgründung dennoch
nöthig? Die Elektrifizirung der Vollbahnen kommt viel langsamer
vom Fleck, als die Elektrophantasten sich träumen ließen. Iahr vor
Jahr wurde dieses Steckenpferd der Spekulation neu aufgezäumt; aber
es hat sich noch immer nicht in einen Renner verwandelt. Mit der
Schnellbahn Köln—Düsseldorf ist nun immerhin ein Anfang gemacht.
Noch ist eine nennenswerthe Leistung der Elektrobanken nicht zu
verzeichnen. Erfolge, die ein Urtheil über die Fähigkeiten der eigenar«
tigen Treuhänder ermöglichen, sind noch nicht sichtbar. Die Preise wer-
den unterboten, weil die den Bedarf übersteigende Leistungfähigkeit der
Lieferanten jede Rücksicht bei dem Anwerben von Kunden ausschaltet.

Die eigene Struktur giebt natürlich den Ausschlag. Wer so „gebaut" ist, wie die A.E.G., darf sich nahezu Alles leisten. Emil Rathenau hat weiter gesehen als alle Anderen. Er rüstete nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft; für die Zeit, die einen beträchtlichen Saldo der Leistung gegenüber der Nachfrage bringen mußte. Dann hörte das peinliche Aussuchen der Abnehmer aus. Man mußte nach Allem greifen, was sich bot; und wer mit starken Reserven gepanzert ist, braucht sich nicht von Schwierigkeit hemmen zu lassen. Weil die Ingenieurleistung in der elektrotechnischen Industrie der Technik des Absatzes weit vorauseilte, wars unmöglich, ernsthafte Vereinbarungen über Preis und Markt zu erreichen. Trotz den (ziemlich 'werthlosen) Konventionen bleibts beim freien Konkurrenzkamps. Rathenau veröffentlichte vor ein paar Monaten eine Darstellung der Aufgaben der Elektrizitätindustrie. Wer diese Aufsätze durchgelesen hatte, mußte sich sagen, daß vom Programm der Elektrotechnik noch nicht der kleinere Theil abgespielt ist. Weite Gebiete hat der elektrische Strom noch nicht befruchtet; und doch spricht man von einem Zustand des Ueberangebotes. Die Elektrizität gilt Vielen noch als allzu theure Kraft. Der Landwirth bleibt bei den alten Maschinen, weil er die Kosten des elektrischen Stromes überschätzt; die Straßenbeleuchtung ist in kleinen Gemeinden noch spärlich, weil man die Kosten elektrischer Beleuchtung scheut; in der Großstadt reicht die vills lumiörs meist auch kaum über die Hauptstraßen hinaus. Das Leben wird immer theurer; da sucht man Ausgaben, die als luxuriös gelten, zu vermeiden. Und die Benutzung der Elektrizität hat sich aus dem Bann des Vorurtheils, daß sie ein Luxus sei, noch nicht zu befreien vermocht. Dieses Hinderniß wird nur schwer zu beseitigen sein, da die Elektrotechnik, neben der Rivalität im «igenen Bereich, noch die Konkurrenz der Dampf- und Gasmaschinenindustrie zu berücksichtigen hat. Wenn der Elektrotechniker erklärt: „Die Elektrizität ist jeder anderen Kraft vorzuziehen", so sagt der Rechner: „Die Kraft, deren Verwendung sich am Höchsten rentirt, scheint mir die beste." Und weist dann auf den Mißerfolg mancher Ueberlandcentralen. Für solche Kraftstationen, die Stadt- und Landkreise mit Strom versorgen sollen, wird starke Propaganda gemacht. Die neue Elektrodank der Bergmannwerke soll ja auch dem Bau solcher Centralen dienen. Die Kosten sind nicht gering; und die Rentabilität der Centralen hängt von der Zahl und der Kapazität der Abnehmer ab. Sind gewerbliche Betriebe angeschlossen, so verzinst sich das in den Kraftwer« ken arbeitende Kapital besser als bei einem Ueberwiegen landwirthschaftlicher Konsumenten. Kenner behaupten, daß die Landwirthschaft die schlechteste Kundin der Elektrizität sei. Daran ist gewiß etwas Wah« res; denn gerade die Ueberlandcentralen, die in ländlichen Kreisen angelegt wurden, haben den Erwartungen nicht entsprochen. Der elekirische Strom ist eben auch nur da unbesiegbar, wo er die Kosten der anderen Kraftquellen unterbieten kann.

Emil Rathenau hat zur richtigen Werthung des Kraftwerkes einige Leitsätze gegeben, die andeuten, daß er mit der kritiklosen Errich-

Elektrobanken.
tung von Ueberlandcentralen nicht einverstanden ist. Er sagt: „Das Geheimnis) der Rentabilität elektrischer Anlagen liegt in dem Grad ihrer Ausnutzung. Die in einem Iahr erreichbare Ausnutzung des Werkes läßt sich durch die Größe der Anlage in Pferdekräften oder Kilowatt, multiplizirt mit der Stundenzahl des Iahres, ausdrücken. Die billige Erzeugung der Elektrizität hängt eben so sehr von den niedrigen Preisen der Betriebsmaterialien wie von der Größe der Anlage und des Ausnutzungfaktors (Das heißt: der Zahl der Stünden) ab, in denen die Einrichtungen des Werkes voll ausgenutzt werden." Rathenau meint, daß die Kraftübertragung aus erprobten Elektrizitätwerken dem Bau besonderer Centralen vorzuziehen ist. Dieser Gedanke soll in dem neuen Wegegesetz für die Elektrizität zum Ausdruck kommen. Man will dem elektrischen Strom den Weg ,zu den Stätten, die er versorgen kann, bahnen und den großen Kraftwerken die Möglichkeit schaf» fen, für die Ueberleitung der Elektrizität die schon vorhandenen Träger (Telegraphenstangen, Straßenbahnmasten) zu benutzen. Nicht jede Stadtgemeinde ist zu solchem Entgegenkommen bereit. Man hat eigene Elektrizitätwerke und Gasanstalten, denen die Konkurrenz des Privatunternehmers erspart bleiben soll. Der Fiskus soll natürlich nichts thun, was ihn der Industriefeindschaft verdächtig machen könnte, und wird ermahnt, in der Frage des Stromweges möglichst liberal zu sein. Bei der Vergebung der Wasserkräfte muß Vorsicht walten. Soll der elektrotechnischen Industrie ermöglicht werden, billigen Strom zu liefern, so muß man ihr die Verwerthung der Naturkräfte leicht machen. Bayern will das Walchenseekraftwerk bauen, um zunächst zwei Eisenbahnlinien elektrisch zu betreiben. Die Walchenseecentrale wird eine der größten deutschen Kraftstationen werden. Freilich wird bis zur Vollendung des Werkes manches Iahr vergehen. Die Kosten sind auf 32 Millionen Mark veranschlagt. Diese Summe giebt einen Begriff von den Dimensionen des zur Durchführung ähnlicher Aufgaben erforderlichen Anlagekapitals. Ohne Risiko geht es natürlich nicht; die Frage ist nur, wer die Gefahr leichter auf sich nehmen kann: das Privatkapital oder Staat und Gemeinden. Bei den Elektrobanken geht das Risiko in drei Theile: die Besitzer der Schuldverschreibungen sind mit ihren Titres von der Kreditwürdigkeit der Gesellschaft abhängig, die für ihre Sicherheit garantirt; die Elektrobank ist auf die „Bonität" der ihr verpfändeten Forderungen gestellt; und der Abnehmer ist wiederum von den Leistungen der ihm die Installation oder den Strom liefernden Gesellschaft und weiter von der Rentabilität seiner Anlage abhängig. Man sieht: für die Elektroindustrie ist die Lösung der finanziellen Probleme viel schwieriger als alle technischen Exempel. Ladon.

In den Sätzen über die neue Bergmann-Gründung (die keine Treuhandbank, sondern eine Betriebsgesellschaft ist und deshalb, bei der von fast sicherer Unfruchtbarkeit bedrohten Eigenart ihres Verhältnisses zurMuttergesellschaft, auch beiBergmanns Freunden recht ernste Bedenken erregt) erwähnt Ladon die Thatsache, daß die Deutsche Bank auch an diesem Unternehmen betheiligt ist. An welchem nicht? Schon
s

Georg von Siemens hat, all in seinem liebenswürdigen Cynismus, den Grundsatz ausgesprochen, eine große Bank dürfe sich nicht darauf beschränken, mit einer Industriegruppe zu arbeiten, sondern müsse trachten, mit allen Concerns Geschäfte zu machen. Nach diesem Prinzip konnte die Deutsche Bank für die A.E.G. und für Siemens S Halske „thätig sein"; kann sie jetzt, trotzdem ihr Kloenne am Friedrich-Karl-Ufer im Aufsichtrath sitzt, ihren Koch, den geadelten Musterpapa, zu Bergmann delegiren. Und dieser Porgang hat Schule gemacht. Was der Deutschen Bank erlaubt ist, muß auch der Diskontogesellschaft gestattet sein. Alexander Schoeller findet sein Makedonien, trotzdem es ihm eine Rente von ungefähr zwölfhunderttausend Mark bringt, noch immer zu eng begrenzt und strebt drum ins Weitere. Schlechtes Beispiel verdirbt, namentlich, Wenns viel Geld einträgt, gute Sitte. Alle Bankchefs möchten jetzt auf allen Feuern kochen; und Fürstenberg, der (um bei der Elektrizität zu bleiben) seine ganze Kraft auf die A.E.G. konzentrirt, wirkt schon wie ein weißer Rabe; wie eine Unschuld vom Lande in den Arkadiasälen. Die Anderen sind überall zu haben. Das macht auf den Höhen der Industrie allmählich aber böses Blut. Kein Wunder. Männer wie Rathenau müssen sich schließlich fragen, zu welchem Zweck sie im Aufsichtrath Plätze von Männern belegen lassen, die auch bei der Konkurrenz ihre Stammsitze haben. Kontrole? Unsinn. Daß der Aufsichtrath die viel erfahreneren Direktoren (etwa Herr Dr. Salomonsohn den Geheimrath Rathenau) kontroliren könne und müsse, glauben nur noch die Kinder. Geldbeschaffung? Unnöthig. Die A.E.G. hat, bei einem Geschäftsgang vom stürmischen Tempo dieses Sommers, mehr Geld, als sie braucht; und so viel, wie sie braucht, kann auch eine schwächer fundirte Gesellschaft überall bekommen. Die Aufsichtrathsmitglieder sollen Acquisiteurs großen Stils sein; sollen Geschäfte vermitteln und Aufträge bringen. Von den Regirungen und den Werken, denen sie finanziell verbündet sind. Das ist ihre Aufgabe. Was wird daraus, wenn die selben Banken in den Aufsichträthen der konkurrirenden Industriegesellschaften vertreten sind? Für welche wollen und können sie dann noch wirksam werben? Während die Koch und Schoeller für Bergmann arbeiten, sammeln die Kloenne und Salomonsohn Aufträge für die A.E.G. Die Thorheit, die Unhaltbarkeit dieses Zustandes wird nachgerade nicht nur auf einsamer Höhe empfunden. Schon erlebt man, daß Banken, die im Aufsichtrath einer Gesellschaft einen Vertreter haben, dieser Gesellschaft durch ein anderes, für die konkurrirende Gesellschaft thätiges Verwaltungmitglied die Concerngenossen wegzuschnappen versuchen. Das kann auf die Dauer nicht geduldet werden. Ein Sommerthema für die Herren Handelsredakteure. Wenn die mächtigen Industriekapitäne sehen, daß die Banken, die sie durch die Gewährung eines Auffichtrathssitzes an ihr Interesse gekettet glaubten, rechts oder links Segen dieses Interesse arbeiten^ müssen sie eines Tages vor der Frage stehen, ob die Aufsichtrathsform noch zeitgemäß ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in «erlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. ß. in Berlin.

Berlin, den 23. Juli 191«.

Die Weiße Frau.

neunzehnten Juli waren hundertIahre seit dem Tag der-
DD gangen, der in Hohenzieritz Preußens Königin Luise sterben
sah. Von allen im Zollenhaus aufgewachsenen, ins Zollernhaus
aufgenommenen Frauen die einzige, die im Gedächtniß des Volkes
fortlebt. In dankbarem; denn sie hat sich in der Zeit trostloser
Preußenschande höchst königlich bewährt. Von ihresWesensArt
wissen wir nicht viel. Die Legende hat sie, der das Anglück des
Landes das bitterste Herzleid schuf, dem WahrheitsuchendenAuge
auf die Glorienhöhe der Heiligen entrückt. Nicht einmal das am
größten und schwersten Tag ihres Lebens Geschehene ist deutlich
erkennbar. Wir glauben, behaupten zu dürfen, daß der Gedanke,
die Königin zu persönlicher Verhandlung mit Napoleon nach Tilsit
kommen zu lassen, aus dem immer ein Bischen umnebelten Hirn
des Marschalls Adolf Friedrich Grafen von Kalckreuth stammte.
Glaubens, weil wir nicht annehmen möchten, Friedrich Wilhelm
sei selbst derVaterderHoffnunggewesen, seine schöneFrauwerde
dem als Aventurier der Liebe verrufenen Korsen mehr abschmei-
cheln, als dem Zaren Alexander, dem FreiherrnvonHardenberg
und dem Grafen Gol'tz gelungen war. Dem lüderlich tapferen Kalk-
reuth, dernoch in denSoldatenvorstellungen des achtzehntenIahr-
hunderts lebte und meinte, die Abkehr der Frau Fortuna werde
Preußen nicht mehr als „einpaarKatholischeKirchen"kosten, war
solcherPlan auch zuzutrauen.DochderKönighatihn zum seinenge-
macht und die FrauzurAusführung überredet. (Ohne sein Wollen

ganz zu Klößen. Aber der Nothruf: „Alles in wahrer Verzweif-
lung!" bleibt derdrängendsteAppell, der sich erdenken ließ.) Leicht
ist ihrs nicht geworden; nach derAnkunft inTilsit schrieb sie in ihr
Tagebuch: «Was mich dieser Schritt kostet, weißmein Gottallein;
denn wenn ich Napoleon nicht geradezu hasse, so betrachte ich ihn
doch als Den, welcher denKönig und die ganze Nation elend ge-
machthat. Ich bewundere seinen Geist; aber seinen augenscheinlich
falschen, höhnischen Charakter kann ich nicht ertragen. Gegen ihn
höflich und artig zu sein, wird mir höchst schwer werden; doch ich
bin ja schon gewohnt, Opfer zu bringen." Was sie aus ihrem Ver-
kehr mit dem Franzosenkaiser erzählt hat, ist in diesen Tagen oft
wiederholt worden, ^uäiaturetaltera pars. Dem Condottiere aus
Ajaccio, der auch im Purpur nie Ehrfurcht vor der Legitimität ge-
lernt hat.war sie eine derFestung des Damenrechtes entlaufene po-
litisirendeFrau, deren schlanke Fingerchen an den verschiedensten
Stellen der Leitungdrähte zu spüren waren. Nur der Wirkung
ihresLiebreizeshattePreußen zudanken, daßGossudarAlexander
ihm ein gnädig Verbündeter blieb. Ihre Schönheit, die Anmuth
ihres Geistes war seitdem einFaktor, den alle Diplomaten inihre
Rechnung stellten. Wer Chaptals Erinnerungen gelesen hat, kann
sich vorstellen, wie Bonaparte über solche Frau dachte. (Angefähr
wie Hagen von Tronje und Otto von Bismarcküber Weiber, die mit
frevler Hand ins Männergewerbe greifen.) Im Boniteur ließ erste
schelten; ließ dieFrausogarschmähen.NunkommtsieausMemel;
zu dem Sieger von Jena, dem BezwingerDanzigs, dem zwischen
Rhein und Pregel Allmächtigen. Heute, schreibterandieallerga-
lanten Listen kundige Iosephine,» solldie schöne Königin von Preu-
ßenbeimirspeisen."Erhat,weilerselbstdasneutraleTilsttnichtver-
lassen will, ihr einen Vertreter, zur Begrüßung in Picktupönen, ent-
gegengeschickt. Am Fünf ist sie in Tilsit (mit den Hofdamen Grä-
finnen Voß und Tauentzien, derenAnzug, nach demBericht eines
Franzosen, Ki8ait mal aux ^eux). Alexander begrüßt die in leichte
Sommertoilette von weißer, mit Silberfäden durchstickter Crepe
Gekleidete mit ernsterem Blick als je zuvor. «Hier gehts gar nicht
gut. Ansere letzte Hoffnung ruht auf Ihnen. Ihre Geschicklichkeit
mulj den Preußenstaat retten." And König und Kaiser, Minister
und Generale bestürmen sie mit Rathschlag und Ermuthigung,
bis sie stöhnt: „Ach, schweigen Sie jetzt, bitte, damit ich zur Ruhe

kommen und meineGedankenfammelnkann."HöchsteZeit. Schon
naht das Ungeheuer; mit großem Gefolge^ zu Pferde, eine kurze
Beitgerte in der Hand. Die deutet auf den Oberstock des Häus-
chens. „Die Königin ist oben?" (DennIhr,Majestäten und Ex-
cellenzen, dürft Euch nicht etwa einbilden, daß ich zu Euch komme.)
Das enge Treppchen hinaus. Als Luise ihr Bedauern über die
schlechte Hausgelegenheit ausspricht: „Welche Mühe könnte man
scheuen, um an solches Ziel zu gelangen!" Er möchte im Salonton
artigen Geplauders bleiben; und knirscht, da sie von Preußens
Unglück undvondemIammer zu reden anfängt, den allzu blindes
Vertrauen auf die Fortdauer fritzischen Kriegsglückes über das
Adlerland gebracht habe. Er möchte ausbiegen. „Ein entzücken-
der Anzug! Italienische Gaze oderOrientcrepe?" Vergebens: sie
hält ihn. „Wollen wir in so feierlicher Stunde von Putztand spre-
chen?" Noch bäumt er sich unter dem Zaum; muß aber in den
Weg ihres Willens einschwenken. (Sein Aerger klingt in dem
Brief nach, in dem er fagt, Luise sei sentimental und pathetisch ge-
worden, „daß man glauben konnte, die Duchesnois in einer Tra-
goedie zu hören".) Verspricht ihr, wohlwollend zu erwägen, was
er in Westfalen, Nordpreußen, Magdeburg für sie thun könne.
Und hätte mehr versprochen, wenn Friedrich Wilhelm, der stets
Unzeitgemäße, nicht das Gespräch gestört hätte. Der König, sagt
Napoleon zu Alexander, „kamgeradezu rechterZeit; eineViertel-
swnde später: und ich hätte ihrAllesversprochen,was sie wollte".
BeiTisch (Berthier hat sie an den Ehrenplatz zwischen den beiden
Kaisern geführt) fragt er sie: „Warum haben Sie nicht inWeimar
die Ereignisse abgewartet? Ums tzaar hätten meine Husaren Sie
erwischt." Er weidet sich an demBewußtsein, daß er ihr, trotz dem
Vorurtheil, nicht mißfällt. (Nicht ohne Grund: wir wissen, daß
sie in seinenZügendieSpurstarkenGeisteslebens fand und sagte,
er ähnele dem Bild römischer Caesaren.) Nach Tisch versuchen
Beide das alte Spiel noch einmal. Sie will reizen, entzücken, mit
Frauenwaffen den Wilden zähmen; er sucht aus dem politischen
Gespräch flink ins Flachland der Galanterie zu entschlüpfen, ist
ungemein artig, überhäuft Luise mit Komplimenten und reicht
ihr, die um die Nückgabe Magdeburgs gebeten hat, eine in lieb-
licher Nöthe erblühte Nose. Er muß gut gespielt haben. Als sie
wieder in ihrem Häuschen sitzt, erzählt sie den Hofdamen hastig

von ihrem Erfolg; will, Wenns nöthig ist, länger inTilsit bleiben;
hofft aber, das irgend Mögliche sei schon erreicht. I.«ve's labour's
lost. Anter der Maske des entzückt Girrenden ist der Korse eiskalt
geblieben. Talleyrand soll kommen. Mit den Preußen, ohne an
irgendeinem Punkt nachzugeben, rasch nun ein Ende machen. An
Iofephine schreibt er: „Die Königin von Preußen ist wirklich rei-
zend und, im Verkehr mit mir, sehr kokett. AberDu brauchst nicht
eifersüchtig zu werden: all Ihre Künste gleiten von mir ab wie
Wasser von Wachstuch. Hier den Galanten zu spielen, würde
mir allzu theuer."Am siebenten Iuliabend soll Luise noch einmal
beim Kaiser speisen. Schon hat sie sich, in Picktupönen, prächtig
geschmückt, den jungenLeib inRoth und Gold gekleidet, dasHaupt
mit einem Musselinturban gekrönt: da kommt vom König ein Brief,
der wie Hagelschauer die Saat ihres Hoffens vernichtet. Napo-
leon hat zu ihm gesagt: »Ich willMagdeburg behalten, um schnell,
wenns mir paßt, in Berlin einrücken zu können. Ich willdie Ohn-
macht Preußens, damit es Frankreich fortan nicht mehr schaden
könne. Begreifen Sie denn noch immer nicht, daßSiegarnichtin
der Lage sind, mit mir zu unterhandeln?" Zu Goltz: „DerKönig
soll froh sein, wenn er seine Krone rettet; ich lasse sie ihm nur, um
dem Zaren gefällig zu sein. Was ichzurKönigingesagthabe, reicht
nicht über das Gebiet der Höflichkeitphrasen hinaus." Und Tal-
leyrand drängt; der Kaiser will heimreisen; in zwei Tagen muß
der Vertrag unterschrieben sein. Darf Luise das Diner im letzten
Augenblickabsagen? Unmöglich. MitzitterndenNervenund ver-
weinten Augen sitzt sie neben dem nun erst innig Gehaßten. Der
ist noch artiger als gestern; nochmehrzugalantemSpaßgestimmt.
»Preußens Königin trägt einen Turban? Doch nicht etwa, um sich
beimKaiservonRußland beliebt zu machen, der gegen dieTürken
Krieg führt?" Luise muß, mit bebender Lippe, auf diesenTon ein-
gehen. »Vielleicht wollte ich mich beiIhremRustan beliebtmachen."
Und sie hebt das Auge zu dem Mameluken, Hessen Bronzekopf
über die Lehne des Kaisersessels hinragt. Dieser Abend wird ihr
zum Martyrium. Jedes Wort mehrt ihren Gram. Als Mural
sich um sie bemüht und sie fragt, ob sie inMemel auch Bücher lese»
in denen die Thaten moderner Zeit verzeichnet sind, kann sie den
Seufzer nicht unterdrücken: „Daß ich in dieser Zeit leben muß,
ist schlimm genug!" Als der Kaiser sie an dieThür geleitet: «Wie

ists möglich, daß inder Stunde, da ich das Glück hatte, den Helden
des Jahrhunderts so nah zu sehen, dieserMann mir nicht die Ge-
legenheitgönnte, ihm zu sagen, daß er mich fürs Leben verpflichtet
Habe?" So erzähltsNapoleon; und behauptet Memorial äeSamte.
Helene), er habe, mit ernster Miene, geantwortet: „BeklagenSie
mich, Madame, den sein Unstern zu solchem Handeln zwingt."
^Alexanders Ohr hörtste grollen; undzuDuroc,derihramnächsten
Tag den Scheidegruß desImperatoxs bringt, spricht sie: «Solche
Täuschung schien mir bis gestern undenkbar." Siewarihres Sie-
mes so sicher gewesen .. . Auch in der französischen Darstellung
des fruchtlosen Zweitagewerkes fällt auf die Frau kein Schatten.
Heute wirds uns leicht, gerechtzu sein und einzuräumen, daß
Bonaparte ein Tropf gewesen wäre, wenn eine schöne Frau ver-
mocht hätte, ihn vomZiel seines Wollens abzudrängen; und daß
dieser ganze leidigeVersuch, aufSkythensinne mit demGeschlechts-
reizeinergekröntenFrau zuWirken, den Preußenkönig noch weni-
ger ehrt als den verfettenden Imperator. Der Zeit schwererNoth
aber war Luise die gefolterte Märtyrerin, die von Satanas ge-
foppte Heilige. Schien oder war sies? Unsere Hand kann ihres
Wesens Kleid heute nicht mehr haschen. War sie, nach demWort
des alyrischen Mommsen, „die schöne Königsrose, die vom Thron
ihren Zauber und ihren Duft über das ganze Land warf" und
deren vorzeitiges Welken »die Erbitterung gegen den kaiserlichen
VerunglimpferdeutscherFrauentugend"zunationalerWuth auf-
flammen ließ? Oder müssen wir dem Freiherrn vom Stein glau-
ben, daß dernahe Blick auch auf dem lichten Gewand dieserHolden
dunkle Flecken fand? Sie hatte Stein gehalten, gewarnt, hinter
des Königs Rücken mit ihm korrespondirtund ihren Freund Alex-
ander beschworen, in Erfurt die höllische Majestät zur Schonung
Steins zu bestimmen. (»Erhalten Sie uns den Freiherrn! Wenn
Napoleon ihn, wie es scheint, uns läßt, bin ich ruhig und fast ge-
tröstet.") Bald danach nennt Stein sie kalt und zweideutig. Sie
will mit ihreMMannenach Petersburgreisen. Steinwiderspricht.
Zu dem Zaren, der seinen Bund mit Napoleon in Erfurt erneut
hat? In einer Zeit, wo Preußen, wo besonders Masuren jeden
Pfennig braucht und der Hof das gute Beispiel sparsamen Haus-
haltes geben muß? Der Uebermüthige, denkt sie, fühlt sich nach
HardenbergsAechtung unentbehrlich und gönntmir, nach alldem

Leid dieser drei Iahre, nicht den zerstreuenden Huldigungprunk,
den Alexander anbietet. War dieser Mann, der ohne Ermächti-
gung die Nation aufzuwühlen begann (weil er sie auf den unver-
meidlichen Entscheidungskampf vorbereiten wollte), nicht wirklich,
wie der Flügeladjutant Major von Iagow in einer Denkschrift
gesagt hatte, ein Verbrecher an der Majestät des Königs? Sucht
er, für den einDohna-Wundlacken und andere ostpreußischeAde-
lige Unterschriften zu einem Immediatgesuch an den König sam-
meln, sich am Ende gar durch ein Plebiszit in Unabsetzbarkeit zu
schmuggeln? Die Königin läßt ihn fallen. Knüpft, ohne daß ers
ahnt, Fädchen, an denen Hardenberg sich zurücktasten kann. Und
nun haben die Köckritz, Altenstein, Nagler, Nichthofen, Iagow,
Eulenburg-Wicker, Stutterheim und andere Steinfeinde freien
Spielraum. Am vierundzwanzigsten November 1808 wurde der
einzige starke Staatsmann, den Preußen hatte, aus dem könig-
lichen Dienst entlassen. General Vork rief: »Ein unsinniger Kopf
ist zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eige-
nen Gift selbst auflösen." Doch die besten Geister der Nation em-
pfanden, was demLand verloren war; empfanden auch, daß ihm
dieser Verlust erspart geblieben wäre, wenn die Königin, die seit
den tilsiter Tagen über ihren Mann so viel vermochte, den dem Hof
lästigen, dem Land unersetzlichen Minister nicht geopfert hätte.
Wie war diese Frau ? Legenden und Anekdoten wirken kein le-
bendiges Menschenkleid. Den Zeitgenossen war Luise das Ideal
einer Königin; war freilich auch Friedrich Wilhelm der Dritte fast
das Ideal eines Königs. In einem allzu früh vergessenen Buch
schwärmt ein Dichter von Beiden. Ein anderer Hardenberg: Fried-
rich Leopold, der sich Novalis nannte (und starb, als Luise erst
vierzig Monate die Preußenkrone trug). Aus diesem Buch, das
lange vor Iena entstand, die Königin also nicht in der Martyr-
glorie sah, will ich hier, statt tausendmal beschnüffelter Geschichten,
ein paar Bruchstücke anführen. „Ein wahrhaftes Königspaar ist
für den ganzen Menschen, was eine Konstitution für den bloßen
Verstand ist. Man kann sich für eine Konstitution nur wie für einen
Buchstaben interessiren. Was ist ein Gesetz, wenn es nicht derAus-
druck des Willens einer geliebten, achtungwerthen Person ist?
Meinethalben mag jetzt derBuchstabe an derZeit sein. Es istkein
großes Lob für die Zeit, daß sie so weit von der Natur entfernt, so

sinnlos für Familienleben, so abgeneigt der schönsten poetischen
Gesellschaftform ist. Wie würden unsere Kosmopoliten erstaunen,
wenn ihnen die Zeit des Ewigen Friedens erschiene und sie die
höchste, gebildetste Menschheit in monarchischer Form erblickten?
Zerstäubt wird dann der papierne Kitt sein, der jetzt die Menschen
zusammenkleistert, und der Geist wird die Gespenster, die statt seiner
in Buchstaben erschienen und von Federn und Pressen zerstückelt
ausgingen, verscheuchen und alle Menschen wie ein Paar Lieben-
der zusammenschmelzen. Was sind Orden?Irrwische oderStern-
schnuppen. Ein Ordensband sollte eine Milchstraße sein; gewöhn-
lich ist es einRegenbogen, eine Einfassung desNngewitters. Ein
Brief, einBild derKönigin: Das wären Orden,Auszeichnungen
der höchsten Art, Auszeichnungen, die zu den ausgezeichnetsten
Thaten entzündeten. Auch verdienstvolle Hausfrauen solltensolche
Ehrenzeichen bekommen. Die Königin hatzwar keinen politischen,
aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Vorzüglich
kommt ihr die Erziehung ihres Geschlechtes, die Aufsicht über die
Kinder des erstenAlters,über die Sitten im Haus, die Verpfleg-
ung der Hausarmen und Kranken, besonders der von ihrem Ge-
schlecht, die geschmackvolle Verzierung des Hauses, die Anord-
nung der Familienfeste und die Einrichtung des Hoflebens von
Rechtes wegen zu. Sie sollte ihre eigene Kanzlei haben und ihr
Mannwäre ihrersterMinister,mitdemsieAllesüberlegte. Sollte
der Königin nicht beim Eintritt in eine Stadt schaudern, wo die
tiefste Herabwürdigung ihres Geschlechtes ein öffentliches Ge-
werbe ist? Die härtesten Strafen wären für diese echten Seelen-
verkäufer nicht zu hart. Die gepriesene Sicherheit, die dadurch be-
absichtigt wird, ist eine sonderbare Begünstigung der Brutalität.
Wem steht das Schutzrecht des beleidigten Geschlechtes mehr zu
als derKönigin? IhrBeispiel wird unendlich viel wirken.Die glück-
lichen Ehen werden immer häufiger und die Häuslichkeit wird
mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des
weiblichen Anzuges sein. Der Anzug ist gewiß ein sehr richtiger
Ethometer. Er hatleider inBerlinimmer auf einem sehr niedrigen
Punkt gestanden; oft unter Null. Was könnte nicht die Gesell-
schaft derKönigin auf die jungenWeiberundMädchen inBerlin
wirken? Es wäre ein sehr gefährliches Symptom des neupreußi-
schen Staates, wenn man zu stumpffür die wohlthätigen Einflüsse

des Königs und der Königin wäre, wenn es an Sinn für dieses
klassische Menschenpaar gebräche. Das muß sich in Kurzem offen-
baren. Wirken diese Genien nichts, so ist die vollkommene Auf-
lösung der modernenWelt gewiß. DerHofist eigentlich das große
Muster einer Haushaltung. Wie mächtig könnte nicht eine Hof-
reform wirken! Der König soll nicht frugal wie ein Landmann
oder ein begüterter Privatmann sein; aber es giebt auch eine kö-
nigliche Frugalität: und diese scheint der König zu kennen. Der
Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau
ist die Feder des Hauswesens. So die Königin die Feder des
Hofes. Ein frivoles Hauswesen ist meistens die Schuld der Frau.
Daß die Königin antifrivol ist, weiß Jeder. Daher begreife ich
nicht, daß sie das Hofleben, wie es ist, ertragen kann. Auch ihrem
Geschmack, der so innig eins mit ihrem Herzen ist, muß die fade
Monotonie dieses Lebens unerträglich auffallen... Jede gebildete
Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in
ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne,
kräftige Erinnerung an das Urbild, das sich Iedezu erreichen vor-
gesetzt hätte! Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakter-
zug neupreußischer Frauen; ihr Nationalzug. Ein liebenswür-
diges Wesen unter tausendfachen Gestalten. Die Gruppe von
Schadow (die Doppelstatue, die Luise und ihre Lieblingschwester
Friderike darstellt und im berliner Schloß zu sehen ist) sollte die
guteGesellschaft in Berlin zu erhalten suchen; eine Loge der sittlichen
Grazie stiften und sie in dem Versammlungsaal aufstellen. Der
König und die Königin beschützen die Monarchie mehr als zwei-
hunderttausend Mann. In unseren Zeiten haben sich wahre Wun-
der der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein
Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche
Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wenn die Taube
Gesellschafterin und Liebling desAdlers wird, so ist die Goldene
Zeit in der Nähe oder gar schon da, wenn auch noch nicht öffent-
lich anerkannt. Wer den Ewigen Frieden jetzt sehen und liebge-
winnen will, Der reise nach Berlin und sehe die Königin. Was
^ch mir vorAllem wünschte? Eine geistvolle Darstellung der Kin-
der- und Jugendjahre der Königin. Gewiß im eigentlichsten Sinn
weibliche Lehrjahre. Mir kommt (Goethes) Natalie wie das zu-
fällige Portrait der Königin vor. Ideale Müssensich gleichen."
Kleist hat, in der frommen Wuth seines Geniepatriotismus

Hundertmal aufkeuchend, Luisens Leid miterlebt (und das Ver-
hältniß Thusneldens zum Legaten Ventidius so gemalt, wie er
das seiner Königin zu dem Imperator gewünscht hatte). SeinAuge
sah, «wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungenSchul-
tern herrlich hast getragen, wie von des Kriegs zerrissnem Schlach-
tenwagen selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt, wie,
4rotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt, Du stets der Hoff-
nung Jahn' uns vorgetragen". Ihm schien ihr Haupt von Strah-
len stets umschimmert; war sie »der Stern, der voller Pracht erst
flimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht". Doch die
Prosa des sanfteren Novalis, der nur das junge Glück der Kö-
nigin schaute, klingt fast noch zärtlicher als Kleistens Strophen.
An seinerWirkung aufmusischeundamusischeGemüthererkennen
wir den Reiz dieser Frau. Eine Heilige? Luise war zu geschickt,
ihrer suggestiven Kraft zu bewußt, zu willig zur List, als daß ihr
in den^cla Sanctorum ein Platz gebührte. War, mitder Seele, auf
deren Altar Alexander Pawlowitsch thronte, auch nicht im All-
tagssinn das Ideal der deutschen Hausfrau. Und der andächtigste
Leser ihrerBriefe und Tagebücher wird nicht finden, daß ihre Brust
<nach Kleistens Wort) ihr Leid still verschloß; immer wieder sind
da die „Opfer" verzeichnet, die sie gebracht habe, bringen müsse,
zu bringen bereit sei. Aber eine Dutzendseele war diese einzige
populäreZollernfürstinnicht.EinmuthigesHerzund einpolitisches
Hirn in schöner, inneren Wesensglanz widerstrahlender Hülle:
Das ward selten gesehen. Elisabeth und Katharina waren stärker,
genialischer, kühner; doch, mit entbundenen Sinnen und zerfetztem
Schleier, nicht so hold wie diese im Staatsrath noch Weibliche.Ich
gehe von dem Grundsatz aus, daß der Mensch, der sich dem Gedan-
ken überläßt, Preußen sei doch verloren, einMensch ist, derzugar
keinen größeren Vorkehrungen taugt. Dieser Mensch wird, statt
große Maßregeln zu ergreifen, nur kleine oder halbe im Gange
bringen und so den graben Weg auf Preußens Untergang ein-
schlagen, stattsich Dem entgegenzustellen. EinwahrerStaatsdiener
muß von dem großen und einzig wahren Gesichtspunkte ausgehen,
daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß; daß
der Nation Alles daran liege, unter dem Szepter eines tugend-
haften Königs vereinigt zu bleiben; daß, um diesen Vorzug und
d.eses Glück zu genießen, sie gewiß bereit sei, große Opferzu brin-
gen. Dieser Gedanke also, dem König das gesammte Volk und dem

gesummten Volk seinen rechtmäßigen König zu erhalten, dieser Gedanke also ist es, der die Seele aller Staatsmänner anfeuern und der einzig und allein denLeitfaden ihrerHandlungen ausmachen muß. Dann werden sie sich aus den kleinlichen Rücksichten herauswinden können und den Gemüthern den Muth einflößen, große Opfer zu bringen und zu tragen, um große Vortheile zu sichern."
Im letzten Lebensquartal hat Luise (an das Ministerium, das Schlesienkleinmüthig seiner Noth überlassen wollte) diese Sätze geschrieben. «Bedeutend" wird sie nicht Jeder nennen. Jeder das Bild derFrau, die sozu sprechen, nur zu denken wagte, in Ehrfurcht grüßen. Als sie unruhvoll in Picktupönen saß, wurde in Tilsit der Vertrag unterzeichnet, der ihrem Friedrich Wilhelm nur Brandenburg.Pommern, Preußen und Schlesien ließ. Blücher,Scharnhorst, Gneisenau, dann, unter ihres Wilhelms tapferer Leitung, Bismarck, Moltke, Roon haben Preußens Schmach gesühnt. Luisens Hoffnung, aus der flüggen Adlerbrut werde der Rächer erwachsen, ward Wirklichkeit, als die Hygiene der Noth Fritzens Land zum Schwersten gekräftigt hatte. Die sechzigste Wiederkehr ihres Todestages brachte aus Paris die Kriegserklärung.
Könnte Preußen heute vor Luisens Auge bestehen? Trotz Macht und Reichthum: Nein. Der königliche Kopf der Strelitzerin fände diePolitik dieses Preußenstaates zu schlaff, sähe in seinem steten Streben nach »guten Beziehungen" ein Symptom ängstlicher Schwachheit. Hielt Scham etwa die sonst so Festlüsternen von lauterFeier dieses Centennartages zurück? Vor dem mahnenden Bilde der muthigen Frau ist dem Preußen, als müsse er mit Schillers vergilischemAeneas seufzen: „O Königin, Du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl!" Reißet die von Blut und Thränen feuchtenLappen nicht von Vernarbendem; besinnet nur die frischenWunden,die,in denTagen sakralerLuisenfeiern, dem Heimathstolz des Preußen, des Deutschen geschlagen wurden. Ein Baron, dem der Zufall, nicht Blutsverwandtschaft, den altpreußischen Ehrennamen Schoen gab, einHerr, der Schritt vorSchrittderFranzosenforderunggewichenistundvorEuropens lächelndem Blick französischen gegen deutschen Anspruch vertreten hat, zieht, unter dem Jubel der Boulevardpresse, als Botschafter des Deutschen Reiches nach Paris. Wir könnens nicht hindern; können nur mit gedoppelterWachsamkeit auf das Thun und Unterlassen dieses Begnadeten achten, der niemals ein Vertrauens-

mann der Nation war noch werden kann. Der Deutsche Kaiser
dankt, in einem Anerkennungschreiben von üblicher Kurialform,
Herrn Madriz für die Meldung seiner Wahlzum Präsidenten der
Republik Nicaragua. Ein paar englische Zeitungmacher schlagen
Lärm. Ietztgerade, während des Konfliktes derVereinigten Staa-
ten mit Nicaragua, sputet Deutschland sich mit der Anerkennung
des neuenStaatshauptesund wirbtmitWorten überschwingender
Freundschaft um dieses Präsidenten Gunst. Weil es die Bürger
derVereinigten Staaten ärgern, seine Mißachtung derMonroe-
doktrin deutlich zeigen und im Karibisch en Meer, nah bei Kuba und
Panama, eine Kohlenstation erlisten will. Die Antwort mußte wie
ein eisigerStrahlüber denKanal,denAtlantic prasseln (denn der
Lärm hatteinAmerikaeinmißtöniges Echo geweckt). „Deutschland
hat, wie England und Frankreich, den Präsidenten Madriz an-
erkannt ; inder Form, die ihm richtig schien. Am amerikanisch e Kon-
flikte kümmern wir uns nicht; und blicken aufdieNnverschämtheit
anglo-amerikanischerKritik mit der gleichmüthigenRuhe desStar-
ken. Der ungehörig dreiste Ton kann uns nur lehren, daß wir den
Vereinigten Staaten allzu vielFreundlichkeiterwiesenhaben.Um
Freundschaft oder Liebe winseln wir nirgends. Kohlenstationen
zu erwerben, ist unser Recht, wie jeder anderen Großmacht; ist»
wenn der theure Aufwand für unsere Flotte nicht müßig verthan
sein soll, nachgerade sogar unsere nationale Pflicht. Wann und
wo wir solche Stationen suchen wollen, ist unsereSache; erstwenn
wir die Absicht aussprächen, würde ein Einspruch Derer möglich,
die dazu das Recht und, was noch wichtiger ist, die Macht zu ha-
ben glauben." Wer so würdigeTonart erwartet hatte,wurde ent-
täuscht. Hörte ein Gestammel, das Deutschland entschuldigen sollte
und den Deutschen Kaiser Tage lang im Kreuzfeuer der Pankee-
wuth ließ. „Wir? Die friedfertigsten Leute derWelt! Wirwollen
kein Menschenkind ärgern und das Streben nach atlantischen
Kohlenstationen ist uns sofern wie der Nicaragua-See derKuri-
schen Nehrung. Glaubt doch, bitte, endlich, daß wir kein Wässer-
chen trüben!" Am nächsten Tag spricht HerrAsqmth, derBriten-
premier, vor den Commons über die deutsche Flotte. Spricht, wie
er nach dem Abschluß des Erbvertrages über China sprechen muß;
Sir Charles Hardinge und Sir Arthur Nicolson haben nicht so
emsig und still mit Russen und Japanern gearbeitet, um sich jetzt?
durch zu frühe Aufscheuchung deutscher Lammesgeduld, denErfolg

langen Mühens verkümmern zu lassen.Ietzt ists wieder Zeit, den
Kanalvetterzu streicheln. Zu thun,als sei nicht der mindeste Zwei-
fel möglich, ob Italien in einem Seekrieg nebenDeutschland fech-
ten werde, und als könne die Entscheidung erst fallen, wenn Oester-
reichs Dreadnoughts fertig sind. Im Jahr 1914 wird der Drei-
bund(die Iswolskij,Pichon,SanGiuliano lasen denSatz gewißmit
fröhlich zwinkerndem Auge) zwar nur eine Dreadnought weni-
ger haben alsGroßbritanien; aber in beiden Lagern lebt längst ja
die innigste Sehnsucht nach friedlicherVerständigung. Sprenkel für
die Drosseln. Erstens könnte Italien nie in einem Kriege gegen
England mitfechten; zweitens hätte Britanien Frankreich, Ruß-
land, Japan an seiner Seite. Kein wacher Brite würde träg bis
zu dem Tag hocken, der einer feindlichen Koalition fast die selbe
Seegewalt sichern müßte wie seinem Vaterland. Sprintes to catcli
v««6c«cks. Bei uns wird es wie das herrlichste Ehrengeschenk
aufgenommen. Offizielle und Offiziöse sind von der Freundlichkeit
des großen Vetters im Innersten gerührt, Hymnen schallen durchs
Land und abgehalfterte „Diplomaten" jubiliren überBritaniens
Willen zum Frieden. And noch immer ists nicht genug. Munter
wird schon, wievonMöglichem,vonderAbsichtgeschwatzt,Wilhelm
dem Zweiten den nächsten Nobelpreis zu gewähren; LuisensAr-
cnkel die zweihunderttausend Schwedenkronen, die Alfred Nobel
dem um die Verbreitung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit,
um die Schmälerung der Heereszifffer und die Weltbrüderlichkeit
verdientesten Mann bestimmt hat. Daß der schwedische Chemiker
die Zinsen seines durch dieFabrikation von Dynamit, gelatinirter
Schießbaumwolleundrauchlosem Pulver rasch erworbenen Rie-
senvermögens in denDienst der Friedenspropaganda stellte, war
ein guter Witz. Ein böserEduardsAnregung, diesenPreis einst sei-
nemNeffenzu geben.AlsdieFranzosen,nachAlgesiras,nochimmer
mit der Möglichkeit deutscher Kriegserklärung rechneten, sprach
der heitere King: «Nicht dran zu denken. Der Kaiser führt keinen
Krieg. Wer noch zweifelt, mag dafür sorgen, daß Wilhelm den
Nobelpreis erhält: dann darf und kann er keinen Krieg führen. -
Damals wurde der Witz belacht. Leben jetzt wirklich irgendwo
deutsche Menschen, die meinen, ein Deutscher Kaiser werde sich
dem Spruch des norwegischen Stortings unterstellen? Werde sich
und seine Landsleute entwaffnen, als Kriegsherr und Großadmi-
ral sich im Haag demüthig majorisiren lassen, damit die liebe Nach-

barschaft ihr Gewebe ohne Sorge und Kriegsfurcht hübsch in der
Stille weiterspinnen könne? Habe, als er das Schwert in der
Scheide ließ, um Bewunderung gebuhlt und eitel nach einer Prä»
mie gelangt? Was draußen getuschelt wird, braucht in unserem
Ohr nicht zu haften. Da heißt es: „MerktIhr denn nicht, mit wel-
chem Eifer er sich just in diesem Sommer um die Skandinaven be-
müht? Ueberall langerAufenthalt und ungewöhnlich reger Ver-
kehr mit den Spitzen und Stützen der Gesellschaft. Auf einem tzügel
am Sognefjord läßt er dem Sagahelden Fridthiof ein Denkmal er-
richten. Das muß denNorwegern und, als Tegners Landsleuten,
denSchwedenschmeicheln.SpürtIhrdieAbsicht?Eingermanischer
Coriolan wirbt umdiesüßenStimmenderzumStortingAbgeord-
neten." Lasset sie wispern! Der im Fsensang geborene Norweger
Fridthiof, der die Schwäher bestritt und seinem Schwert tzörda»
land unterwarf, sieht nicht aus wie die Passy, Noosevelt, Björn-
son und andere Oelzweigschwenker. Ihn kann ein Kaiser ehren,
dessen Gewitterkopf lächeln dürfte, wenn er sich pacili5te et timiäe
nennenhörte. So dummenUnfug sollten Deutschenichtmitmachen.
Ein Deutscher Kaiser, der dem Stifter des fünften Nobelpreises
gefiele, also bereit wäre, sich vor internationalem Kanzlistenurtheil
zu ducken, für Entwaffnung und Chiliastenbrüderlichkeit einzu-
treten, hätte heimlich schon abgedankt und müßte vor dem Bilde
der mirower Ahnfrau erblassen. Der gekrönte Empfänger dieses
Preises wäre ein entmachteterMann, der für eingehandelte Na-
senstüber nur im Haag Trost suchen könnte. Darum in jedem Iahr
aus deutschem VolksvermögenzwölfhundertMillionen Mark zur
Stählung der Wehrkraft? Dem Deutschen ist Kampf beschieden.
Nicht um dasNecht aufNeichsdehnungnur: um den erworbenen
Besitzstand wird er zu kämpfen haben, fobald die von ihmUeber-
flügelten ihn schwächer glauben oder als Entkräftete zur Wahl
des letzten Mittels gezwungen werden. Sorgt, Ieder in seinem
Bereich, daß in solcher Stunde der Preußengeist, der Deutsch-
lands Staatskleid wirkte, vor Luisens Auge bestehen kann.
Ob diese Stunde nah oder fern ist, vermag kein Gewissenhafter
heute zu sagen. Nur ein Blinder oder Fahrlässiger aber zu leug-
nen, daß dieMaschen desNetzes, das unsereBewegungfähigkeit
lähmen soll, wieder, unter dem milden Iuliusmond, enger geknüpft
worden sind.NußlandundIapanhabeneinenVertraggeschlossen.
der (schon nach dem veröffentlichtenWortlautdarfmansbehaup-

ten) ein Schutz« und Trutzbündniß besiegelt. Die Worte sind vor-
sichtig gewählt; so behutsam, daß man Herrn Iswolskij, den die
Russen als den Stifter dieses Bündnisses feiern, nicht für den Re-
daktordes Vertrages haltenkann. SirArthurNicolsongönntdem
neusten arbiter eleZantiarum gewiß den Lorber. Hardinges Nach-
folger im londonerAuswärtigenAmt hat schonalsBotschafter an
Alfonsens Hof (wo er, während derAlgesiraskrisis, klug seine Prä-
destination für den Petersburger Posten erwies) vonTardieu das
Lob eingeheimst, daß er seine wichtigste, werthvollste Arbeit ge-
räuschlos leiste. Er wollte einen Pertrag, in dem viel von der Wah-
rung des Status quo und der Handelsfreiheit, wenig von China und
einem ostasiatischen Syndikat die Rede sei und der deshalb nicht als
Sommersensation ausgeschrien werden könne. In London, Tokio
undParis hielten dieDisziplinirten sich an dieLosung: NichtsAuf-
regendes; eigentlich nur die konzinnere Bestätigung des 19(17 Ver-
einbarten. DieRussenzäumtendieZungenichtsostraff. DerGort-
schakowepigone, der ihrinternationales Geschäft leitet, wollte, nach
mancher Schlappe,seinRühmchen in die Scheuer bergen; diePresse
nicht auf die Freude verzichten, Berlinern und Wienern endlich
wieder was vorzufuchteln. Thut nichts. Auch ohne den Mosko-
witerrückfall inZuchtlosigkeithätten die der Milch frommerDenk-
art entwöhnten Politiker verstanden, was hinterdemknappen Pa-
ragraphengerüst stecke; ä bon'entenäeur salut. Daß solcher Ver-
trag, wenn Deutschland bei der Politik der Saumsäligkeit (und
der vollen Hose) blieb, kommen müsse, war seit drei Iahren vor-
auszusehen. Im Juli 1907, nach der Unterzeichnung des franko-
japanischen Vertrages, stand im«Lkuo": „DerVaterdiesesVer-
trages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands en'
tente coräiale mitFrankreich; seine nächsteFrucht wird derVierbund
sein, der England, Frankreich, Rußland und Japan vereint. Dann
schwindet den Chinesen die Möglichkeit, aus der Eifersucht der un-
einigenGroßmächteVortheilzuziehen und diePolitikderHemmung
und Fallstricklegung fortzusetzen: sie haben dann nicht mit einer
vereinzelten, durch die Rücksicht aufRivalen gelähmtenMacht zu
thun, sondern mit vier einigen und mächtigen Nationen. "DieAn-
nahme, Rußlands drängendes Sehnen habe den neuen Vertrag
geschaffen, läßt sich nicht halten. Dem Mikado und den Genro
mußte mehr daran liegen als dem Zaren und der Duma. Rußland
noch einmal besiegen und nach Sibirien zurückwerfen? Andenkbar,

seit das anglo-russischeAbkommenEreigniß ist. Japan war in un-
bequemer Lage. Von China heftiger noch gehaßt als je ein Volk
rothborstiger Barbaren; von den Koreanern auf jeder Fußbreite
des Halbinselbodens mit demFanatismus der Verzweiflung be-
kämpft; das Festland und die Inseln im Westbezirk des Stillen
Ozeans gesperrt, in Kalifornien und Kanada der gelben Mensch-
heit die Thür verriegelt; schlechte Finanzen, denen amerikanische
Bankiers nurnoch bei Lynchgefahr aufhelfen könnten; undderTag
absehbar.andem England denBund lockernwerde. Was blieb zu
thun? Herr Louis Aubert, der zwei gute Bücher über Japan ge-
schrieben hat, antwortete vor zwei Iahren: »Japan muß weiter-
rüsten und sich den europäischen Mächten nähern, von denen es
nichts zu fürchten und Geldhilfe zu hoffen hat; imBund mitEng-
land, Frankreich, Rußland kann es den Vereinigten Staaten,
Deutschland und China trotzen und zunächst einmal Zeit gewin-
nen/ Das wurde versucht; und zugleich eine (hierschonimFrüh-
jahr 1909 signalisirte) Verständigung mit denTürken erstrebt, der
die Wirkung aufRussen und Briten nicht fehlen konnte. EinIapa-
nischerBotschafterin Konstantinopel: Dassichert denAnspruch auf
die in den Kapitulationen verheißenenRechte,aufdenwichtigeren
Titel des Musulmanenprotektors inAsien; ließeAlles, wasinder
Diaspora des Islams, vom Nil bis an den Ganges, lebt, in erwa-
chender Hoffnung auf Japans Sonnenaufgang blicken. In China
wohnen zwanzig, inBritisch-Indien fastsiebenzigMillionenMo-
hammedaner. Solche Bundesgenossenschaft ist nicht zu verachten.
I>Iunc animis opus, nunc pecwre kirmo! Trotzdem die Staats-
kassen leer waren, ließ Japan in Hast neue Kriegsschiffe bauen.
Gegen Rußland? Annöthig. Gegen England? Spaßvögel
haben das Lied gepfiffen. Doch bis zu dem Gedanken an einen
Krieg, in dem der Anion Jack neben dem Sternenbanner wehen
und noch der ohnmächtig scheinende Feind dem Reich des Tenno
gefährlich würde, langt selbst japanische Größensucht nicht. Sol-
cher Krieg, in dessen Blutstrom Russen, Chinesen, Kanadier und
Australer sogar ihre Rache kühlen könnten, wäre Selbstmord; in
den nur unausweichlicher Nothstand nüchterne Reisesser triebe.
Nur gegen Amerika kann und will Japan seine Seewehr stärken;
und auch diesen Kampf nur wagen, wenn Albion nicht ins Fein-
deslager abschwenkt. Wie ist diese Gewißheit zu erwirken? Durch
ein haltbares Bündniß mit Rußland. And hier mündet in den

östlichen ein westlicher Wunsch. Die britische Staatsmannskunst
hat, nach kurzem Zögern, erkannt, daß von Deutschland ein fester
Assekuranzpakt nicht zu erreichen ist. Also blieb keine Wahl. Noch
im Lenz (Asquiths Barristerrede verrieth es nur feinen Ohren>
hat man im Foreign Office gehofft, eine friedliche Flottenkon-
tingentirung durchsetzen und das nicht nur den Kolonien verhaßte
Iapanerbündniß abschütteln zu können. Die gelben Männlein
waren, nach den mandschurischen Siegen und der schlimmen Ports-
mouther Enttäuschung, allzu mobil geworden; wurden in Mekka
undAfghanistan,KabulundKalkutta,KonstantinopelundTeheran
gesichtet; und erzwingen morgen vielleicht die Pflicht zur Option
gegen die Vereinigten Staaten, die dem Inselimperium Kanada
rauben würde. VonAmerika scheint in Güte noch nichts zu hoffen.
In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hat Britanien sich
so gehorsam derVankeeforderung gefügt, daß die Kanadier schon
zu murren anfingen. Vergebens. Bryce hat, trotz seinemHistorio-
graphenruhm,alsBotschafter in Washington nicht mehrvermocht
als sein Vorgänger Sir MortimerDurand. DerVerwandtenhader
zwischen nervös gestikulirender Jugend und reizlos steifem Alter
will noch nicht weichen. Da bleibt keine Wahl. Eineweltgeschicht-
licheStunde naht: dieEröffnung der Panamakanalschiffahrt, die
denVereinigtenStaatengestattet,aufzweiMeerenzuoperiren.In
Egypten und Indien gährts; und das neue Blaubuch über Tibet
lehrt, wie schwierig Englands Verhältniß zu China geworden
ist, das alle Verträge mißachtet und allen Britenfeinden in Asien
stützenden Rückhalt zubieten versucht. Keine Wahl. GrafHayashi,
der die Londoner kennt, kann lachen; und den Abstand von der
Zeit ermessen, da' er, sub auspiciis Fritzens von Holstein und des
deutschen Geschäftsträgers Eckardstein, zwischen London und
Tokio die ersten Drähte anknotete. Eduard hat vorausgesagt, daß
man auf das Hauptwerk seines kurzen Königslebens, den Russen
undFranzoscnköderndenanglo-japanischenBund,nichtverzichten
lönne, ohne das Weltreich in Lebensgefahr zu zerren. Während
cZ, Korea verdaut, brauchtIapan nicht nach Indochina, dem Phi-
lippinen-Archipel und dem Kap Londonderry zu schielen. Ruß-
land wird in Asien entlastet; kann in Europa wieder lauter mit-
reden und die Französische Republik von dem ärgernden Gefühl
lösen, daß ihr Bundesgenosse seinen Kraftrest ostwärts verpufft.

Britamen hat in den Asiatengewässern nunIapanjimMittelmccr
Frankreich als Seevigilanten und kann seine ganze Flotten-
macht in Aermelkänal und Nordsee konzentriren. Auch, wenn es
den japanischen Agenten denWeg nach Stanrbnl ebnet, den miß-
trauisch zauderndenIslam wieder an sich ketten. Die dreihundert
Millionen Chinesen sollendasFürchten schon lernen. Werweiß?
Am Ende lockt dieser Concern, der stärkste, den unser Planet je
sah, auch die Amerikaner, die auf Chinas Markt mithandelnmöch-
ten, und die Oesterreicher, die zu kostspieligem Dreadnoughtbau
nicht allzu große Lust haben und ruhig bis nach Saloniki spaziren
dürften,wenn dem fest an dieFlanke desBritenleun gebundenen
ReusseNreich endlich derPontuskäfig geöffnetwürde. Dannblicbe
Deutschland in der Kälte allein; wäre, trotz allen »prinzipiell"
offenenThüren, vomOstasiatcnmarkt ausgeschlossen und inEuropa
durch die the'uer bezahlte „Versöhnung" Frankreichs gelähmt. An-
genehm ist das Bündniß mit Farbigen nicht; ab er nöthig und nütz-
lich. And schließlich war der weise Kulturagent Lafcadio Hearn
vielleicht im Recht, als er sprach: «So lange wir nur auf einer
Halbkugel der Erde leben, entstehen uns nur halbe Gedanken/
Vor Monaten wurde hier der Alarmruf Jakobs Schiff er-
wähnt, des sonst so schweigsamen newyorker Bankiers, der den
Japanern Geld verschafft und Jahre lang mit ihrenHäuptern in-
tim verkehrt hatte.Daß erplötzlich so laut vor schwarzem Anschlag
der Gelben warnte, ließ eine Wendung ostasiatischen Wollens
ahnen. Haben unsere Botschafter nichts gemerkt? Dem gescheiten
Freiherrn von Mumm, dem erfahrenen Grafen Pourtales ists
kaum zuzutrauen; eher schon dem beiLondon residirenden Herrn,
der immer zu spät aufgestanden ist. Einerlei. Mit der Offiziosen-
betheuerung, das neueAbkommen müsse uns, weil es im Fernen
Osten denFrieden sichere, die Herzgrube wohlig wärmen, sind wir
diesmal nicht abzuspeisen. Wir kennen die Weise, den Text, den
Verfasser. Wissen, warum gerade jetzt für Onkel Sam der Nica-
raguakanal ausgebaggert und in Westminster die Friedensschal-
mei geblasen war. poscimur. In Luisens weißem Sterbekleid spukt
Frau Berchta durchs leere Spreeschloß. Und fragt, im Germanen-
ton derzürnenden Hel.die modisch verstucktenMauernund Decken-
gewölbe, ob entartete Wikingererben thatlos warten wollen, bis
sie der Fluch trifft, Unwiederbringliches vertrödelt zu haben.

Wider das Schulelend.

SRn seinem Werk „Große Männer" hat Wilhelm Ostwald der deutschen Mittelschule ein Vorpostengefecht geliefert; mit dem Nothruf: „Wider das Schulelend" eröffnet er die Schlacht auf der ganzen Linie. Nach seiner Meinung ist unsere Schule nicht etwa nur der Verbesserung bedürftig, sondern im innersten Kern krank. Ein Beweis dafür sei die Unlust, mit der unsere Söhne und Töchter die Schule besuchen, und die Erleichterung, die sie bei deren Verlassen empfinden, während doch Interesse und Freude am Unterricht die Angelpunkte jeder gesunden Pädagogik sein müßten. Auch die leider nicht seltenen Schülerselbstmorde schreibt er aufs Schuldkonto der Schule, die doch gewiß nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist.

Bei seinen Bemühungen, den Ursachen dieser traurigen Erscheinungen nachzuspüren, kommt Ostward zu dem Ergebniß, daß es im deutschen allgemeinen Bildungwesen nur zwei Anstalten giebt, die völlig gesund sind und ihren Weg um die ganze Welt gemacht haben oder machen werden: der Kindergarten und die Universität; also Anfang und Ende. Warum ist nun hier Alles vortrefflich und auf dem ganzen langen Wege zwischen dem ersten und dem letzten Stadium Alles faul? Der Verfasser findet den Grund darin, daß Kindergarten und Universität sich völlig frei und ohne jede Bevormundung entwickeln konnten, während in der Schule jeder Schritt durch Lehrpläne und Reglements vorgeschrieben ist. Im Kindergarten und auf der Hochschule hat die Persönlichkeit des Lehrers (oder der Lehrerin) freien und weiten Spielraum; auf der Schule aber ist sie überall beengt. Und doch ist die Persönlichkeit des Lehrers das werthvollste Material, mit dem die Schule arbeitet. Aber „mit der Schule darf nicht experimentirt werden". Das hört man oft. Dagegen lehnt sich Ostwalds naturwissenschaftliches Empfinden auf. Wie könne denn ein Fortschritt anders erzielt werden als durch Experimentiren? Gerade die Freiheit zu allen Experimenten über die beste Unterrichtsmethode sei ein Hauptfaktor für die Erfolge der elementarsten und der höchsten Bildunganstalten. So allein sei auch zu verstehen, daß ohne jede Beeinflussung, in ganz freier EntWickelung, sich auf unseren Hochschulen für das selbe Fach im Wesentlichen die selbe Unterrichtsmethode herausgebildet und eingebürgert hat. Ganz schön; aber ist es denn wahr, daß mit der Schule nicht experimentirt wird? Ist nicht jeder neue Lehrplan ein Experiment? Das preußische Gymnasium hat solche neuen Lehrpläne 1882,1892,1901 erhalten,

also in jedem zehnten Jahr. So viel Zeit muß man doch zur Durchführung eines so schwierigen Experimentes gewähren. Und die Einrichtung von Mädchengymnasien, die Zulassung von Mädchen zu den Knabengymnasien, die Gründung der Oberrealschulen und Neformgymnasien: sind Das keine Experimente?

Der Hauptvorstoß des Verfassers gilt nun dem Ueberwiegen des sprachlichen Unterrichtes in den Lehrplänen der Mittelschule. In seinem Feuereifer spricht er dem sprachlichen Unterricht jeden Bildungwerth ab. „Die Sprache ist eben so wenig ein Bildung» mittel wie die Eisenbahn, sondern ein Verkehrsmittel." Man be» greift diesen Satz vielleicht im Munde des Mannes, der das Heil in einer einzigen Weltsprache erblickt; zustimmen werden ihm hierin wohl nur Wenige. Die Sprache ist der Ausdruck der Volksseele und unsere großen Sprachbildner Luther, Lessing, Goethe, Schiller haben uns ein kostbares Erbe hinterlassen, dessen idealen Werth wir wahrlich nicht zu hoch einschätzen können.

Aber eine andere Frage ist, ob der sprachliche Unterricht an unseren Schulen qualitativ und quantitativ richtig eingetheilt ist. Da mögen Ostwalds Vorwürfe bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein. Der Bildungwerth von Genusregeln und unregelmäßigen Verben darf wohl bezweifelt werden, Hier wird mit dem Einprägen eines werthlosen Gedächtnißstoffes eine kostbare Zeit verschwendet, die auf andere Weise viel nützlicher zu verwenden wäre. Weniger „auswendig lernen"; mehr Anleitung zu selbständiger Denkarbeit!

Ostwald kämpft besonders heftig gegen die alten Sprachen. Ein Blick auf die preußischen Lehrpläne vom Jahr 1901 zeigt hier wirklich ein erschreckendes Mißverhältnis In den beiden Tertien des humanistischen Gymnasiums fallen von 30 Wochenstunden auf Lateinisch 8, auf Griechisch 6, auf beide zusammen also fast die Hälfte der ganzen Unterrichtszeit. Das Französische, die einzige neuere Fremdsprache, muß sich mit 2 Wochenstunden begnügen, Mathematik mit 3, Naturwissenschaft mit 2 Stunden. So kann es nicht bleiben. Man muß das Lateinische noch viel mehr einschränken und das Griechische (so weh es thut) als obligatorischen Gegenstand der allgemeinen Vorbildung in absehbarer Zeit ganz fallen lassen. Philologen und Theologen müssen sich die nothwendigen Kenntnisse in dieser Sprache, wie das übrige geistige Nüstzeug, dessen sie für ihre besonderen Zwecke bedürfen, entweder in wahlfreiem Unterricht auf der Schule oder auf der Universität verschaffen. Daß Dies möglich ist, kann doch in einer Zeit nicht bezweifelt werden, die den Abiturienten des Nealgymnasiums und

der Oberrealschule zu allen Fakultäten zuläßt. Aber die Einführung in den Geist des klassischen Alterthums? Schiller hat seine Begeisterung für Homer zuerst aus der vossischen Uebersetzung geschöpft; und wer ein Halbdutzend griechischer Tragoedien in Wilamowitzens Ueberfetzung gelesen hat, kennt den Geist dieser Dichtung doch wohl besser als Einer, der das Original einer einzigen mühsäliss durchackern mußte und am Schluß nach all der Sprachqualerei langst den Anfang vergessen hat.

Ostwald will kein Versenken in den Geist des klassischen Alterthumes. Wie könne uns ein Zeitalter als Ideal gelten, dessen Kultur sich auf die Sklaverei gründete und das die Arbeit, als des freien Mannes unwürdig, gering schätzte? Gewiß: die Sklaverei des Alterthumes kann nicht unser Ideal sein; es wäre auch gar zu traurig, wenn die Menschheit in den zwei Iahrtausenden, die seitdem verstrichen sind, nicht um eine ansehnliche Strecke vorwärts gekommen wäre. Aber ist darum das geistige Erbtheil, das uns die Griechen durch ihre Dichter, ihre Philosophen und ihre Bildhauer hinterlassen haben, weniger kostbar? And können wir nicht aus der eisernen Staatsraison der Römer, so wenig sie uns persönlich sympathisch sein mögen, noch heute Wichtiges lernen? Iedes Zeitalter ist die nothwendige Folge der vergangenen Zeiten; und ohne Kenntniß der Vergangenheit giebt es auch kein volles Verständniß der Gegenwart.

Um seine Verurtheilung unserer Schule zu begründen, weist Ostwald auf die Lebensschicksale hervorragender Männer, die geistige Führer der Menschheit geworden sind. Nach seiner Behauptung haben fast alle einen Konflikt mit der humanistischen Mittelschule durchgemacht. Daß diese Annahme übertrieben ist, wäre leicht zu erweisen. Immerhin trifft der Satz eine nicht geringe Zahl von Fällen; besonders oft gilt er für Männer, die später Naturforscher wurden. So war Liebig, der schon während seiner Gymnasialzeit von dem damals als grotesk betrachteten Ge« danken beherrscht wurde, sich der Chemie zu widmen, ein widerwilliger und deshalb auch schlechter Schüler. Heute würde sich dieser Konflikt in einfachster Weise dadurch lösen, daß er vom Gymnasium zur Oberrealschule überginge, in der wahrscheinlich seine hervorragende Begabung sogleich das richtige Feld der Bethätigung auch innerhalb des Schulrahmens fände. ',

Ostwald erinnert auch daran, daß di? meisten großen Männer in der Iugend frühreif waren. „Liebig war mit 21 Iahren Professor, William Thomson, der spätere Lord Kelvin, mit 22; Liebig wurde über 70, Thomson 89 Iihre alt. Wäre Liebig in unserer

Zeit geboren worden, hätte er mit 21 Iahren kaum den Doktor«
grad zu erwerben vermocht und hätte noch vier Iahre warten
müssen, um sich überhaupt habilitiren zu können." Ganz richtig;
aber man darf wohl fragen, ob es Liebig geschadet hätte, wenn er
einige Iahre später Professor geworden wäre. Einen gewissen
Mangel in seiner allgemeinen Bildung hat er selbst empfunden
und die Lücken seines Wissens auf Gebieten, die der Naturwissen-
schaft ferner lagen, erst allmählich ausgeglichen. Man kann doch
nicht im Ernst daran denken, unsere Schuleinrichtungen nur den
Ausnahmeschülern, den künftigen Genies auf den Leib zu schnei-
den. Daß sie der Entwickelung außergewöhnlicher Anlagen kein
Hinderniß bereiten, dürfte man freilich verlangen.'.

Nach Ostwalds Meinung wäre schon viel gewonnen, wenn die
Mittelschule nicht neun, sondern höchstens sechs Lehrjahre um«
fassen würde. Dann könnten fleißige und begabte Schüler mit
fünfzehn Iahren auf die Hochschule kommen. Man braucht diese
Folgerung nur zu erwägen, um sich (es wird erlaubt sein, hier
einen Ausdruck Ostwalds zu gebrauchen) von ihrer vollkommenen
Sinnlosigkeit zu überzeugen. Knaben gehören nicht auf die Hoch-
schule, da sie weder die Einsicht noch die Festigkeit des Charakters
besitzen, die für den richtigen Gebrauch der akademischen Freiheit
nothwendige Vorbedingungen sind.

In der Neberzeugung, daß die letzten Schuljahre heran-
wachsenden Iünglingen weder die Kost noch die Behandlung
bieten, nach denen ihre der Selbständigkeit entgegenwachsende
Kraft verlangt, muß ich Ostwald zustimmen. Auch ist der plötzliche,
unvermittelte Uebergang von der Gebundenheit der Schule zur
Freiheit des akademischen Lebens eine gefährliche Klippe, an der
schon mancher von Haus aus brave Iunge gescheitert ist. Hier aber
scheint mir das Heilmittel nah zu liegen. Man gestalte den Unter-
richt in der Anter- und Oberprima so, daß der Nebergang zur aka-
demischen, Freiheit allmählich vorbereitet wird; und zwar sowohl
auf wissenschaftlichem wie auf ethischem Gebiet. Wo besondere
Neigung und Begabung für eine gewisse Geistesrichtung vor-
handen ist, da gebe man die Möglichkeit, dieser ein höheres Maß
von Kraft und Zeit zu widmen, als dem Durchschnitt der Klasse ent-
spricht; natürlich muß Dies durch eine entsprechende Entlastung
auf anderen Gebieten ausgeglichen werdend) Auch das Verhält-

*) Einen ähnlichen Gedanken hat Professor Paul von der mün-
chener Universität in einer Rektoratsrede ausgesprochen. Auch hat
man seit kurzer Zeit in einzelnen Anstalten solche Versuche gemacht, so

niß zwischen Lehrern und Schülern muß allmählich freiere Formen
annehmen: Vertrauen gegen Vertrauen muß hier die Losung
sein. Fort mit den Entschuldigungzetteln für versäumte Unter»
richtsstunden, die eines heranwachsenden jungen Mannes un»
würdig sind! Man appellire an sein Ehrgefühl; und dieser Appell
wird nur ganz selten getäuscht werden.

Am Schluß spricht östwald den Wunsch aus, daß eine Neu»
gestaltung des Unterrichtes auch für ein mehr persönliches Ver-
hältniß zwischen Lehrer und Schüler sorgen möge. Wer möchte
ihm hierin nicht beistimmen? Er klagt, daß der jetzige Unterricht,
schon in Folge der überfüllten Klassen, zu sehr Massen» (oder, wie
er sich ausdrückt, Namsch») Arbeit ist, und fordert, daß er durch
Einzelarbeit ersetzt werde. Das Ideal scheint ihm erreicht, wenn
jeder Schüler sich der Führung eines selbstgewählten Lehrers an»
vertraut. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart
im Naume stoßen sich die Sachen! Wie er richtig sagt, „giebt es
glücklicher Weise auch unter den jetzigen kümmerlichen Verhält»
nissen einzelne sieghafte Lehrerpersönlichkeiten, die ein solches
Verhältniß (das der gegenseitigen Freude und Freundschaft) mit
ihren Schülern entwickeln können". Eine bessere pädagogische
Ausbildung der Lehrer müßte diese Eigenschaften zu entwickeln
und sorgsam zu Pflegen suchen. Das wäre eine dankbare Auf»
gabe für die Universität, die einen nach dem Lehramt Strebenden
nicht zum Philologen, sondern zum Lehrer erziehen sollte. Ueber
die UnVollkommenheiten der menschlichen Natur und der mensch»
lichen Verhältnisse wird man freilich niemals ganz fortkommen.
Jedenfalls aber wird man Ostwald Necht geben, wenn er verlangt,
daß die Schule nicht Durchschnitts» und Schablonenmenschen er»
ziehe, sondern Einzelmenschen, die auf ihrem eigenen Gebiet be-
sonders Tüchtiges leisten. Im Sinn dieser Auffassung verlangt
er auch die Beseitigung des Abiturientenexamens. Wir können
nur hoffen, daß dieser alte Zopf bald abgeschnitten wird.

Ostwalds temperamentvolle Schrift bringt viele gute Ge-
danken und fruchtbare Anregungen; aber auch Allerlei, das zu leb»
haftem Widerspruch herausfordert. Daß dieser Widerspruch ver»
nehmbar werde, ist dringend zu wünschen. Nur aus Nede und
Gegenrede kann, der Schule und damit der Jugend zum Heil, die
reine Wahrheit hervorgehen.

Braunschweig. Professor Dr. Nichard Meyer.

in dem unter der Leitung des Dr. Prinzhorn stehenden Lyceum in Han»
nover. Aber es handelt sich bisher nur um ganz vereinzelte Ver»
suche; immerhin auch wieder um ein „Lxperimentiren mit der Schule".

5«

Rembrandt.*)

s war so etwa gegen die Hälfte des vorigen Iahrhunderts, daß ich nach Amsterdam ging, um mich unter der Leitung des damals sehr renommirten Portraitmalers Krusemann zum Maler auszubilden. Bald erhielt ich Zutritt in das Atelier meines Meisters und sah mit Bewunderung die Portraits von vornehmen Personen Amsterdams, an denen er gerade arbeitete. Die Rosafarbe der Gesichter und die feine Behandlung der Stoffe, die sich manchmal vor einem Hintergrund mit dunkelrothem Sammet abhoben, gefielen mir sehr. Als ich den Wunsch ausdrückte, einige dieser Portraits kopiren zu dürfen, wurde mir Dies von meinem Lehrmeister rundweg abgeschlagen. „Wenn Du kopiren willst/ antwortete er, „dann gehe nach dem Museum im Treppenhaus." Ich wagte nicht, einzugestehen, daß Dies eine große Enttäuschung für mich war. Ich war so grasgrün aus der Provinz gekommen und die alten Meister waren für mich noch ein Geheimniß; ich konnte in den alten Gemälden, in dieser dunklen Leinwand die Schönheit nicht entdecken, die von Allen gerühmt wurde. Für mich waren die Ausstellungen in ‚Arti' viel schöner und ich bewunderte besonders Pienemann, Gallait, Corot und Kukuk. Ich war nicht rückständiger als die Anderen; aber mir fehlte Studium und Uebung, ohne die man das Fremdartige und so ungemein Künstlerische der holländischen Meister nicht begreifen kann, und ich behaupte heute noch, das) man, mag man noch so intellektuell sein, diese großen Alten nicht genießen kann, wenn man sie nicht viel und oft gesehen und sich in ihre Kunst eingelebt hat. Es dauerte lange, ehs ich den Muth hatte, mich mit Farbe und Pinsel nach dem Heiligthum zu begeben; doch nachdem ich eine Weile viel nach der Natur gemalt, viele Nacktstudien und noch mehr Stilleben gemacht hatte, ging mir ein Licht aus. Ich begriff, daß nicht die gefällige, zarte Behandlung des Stoffes das zu Erstrebende sei, sondern daß ich zuerst auf das Relief der Gegenstände, auf die Haltung der Figuren in ihrem Verhältnis^ zu Licht und Schatten, ihre Ge-Herden und Bewegungen zu achten habe. Mit dieser Ueberzeugung ging ich in das Treppenhaus. Hier wurde mir allmählich klar, worin die Schönheit und Wahrheit dieser bewundernswerthen alten Meister eigentlich bestand; ich merkte, daß ihre so einfachen Vorwürfe durch ihre Behandlung reich und vielsagend wurden. Sie waren Genien, ohne es selbst zu wissen, und die sie umgebende Welt wußte es damals auch nicht. (Nachdem Israels es zuerst mit einem kleinen Gemälde von Ge-

*) Diese persönlichen Impressionen hat der holländische Meister in dem wunderhübschen, leider nicht genug gekannten Almanach von „Kunst und Künstler" veröffentlicht, der bei Bruno Cassirer erschien. Da kein Kunsthistoriker, kein Kritiker zu geben vermag, was ein Landsmann und starker Zunftgenosse an individuellem Rembrandtgefühl bietet, wirddiesefeineSkizzeauch heute noch vielen Lesern willkommen sein.

rard Dou und dann mit einem Kopf von Van der Helst versucht hatte, ohne davon befriedigt zu sein, wandte er sich zu einem der Köpfe auf Rembrandts Bild der Staalmeesters.)

Der Mann in der Ecke links mit seinem spitz zulaufenden Hut und seinen grauen Haaren hatte es mir angethan. Ich fühlte, daß hier Etwas sei, dessen Schönheit ich wiedergeben konnte, sah aber bald, daß die Behandlung ganz anders sein mußte als bei meinen bisherigen Versuchen; doch das Verlangen, dieses Neue und Breite zu erreichen, zog mich so an, daß ich beschloß, es zu wagen. Wie diese Kopie geworden ist, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß sie Iahre lang in meinem kleinen Malerkämmerlein gehangen hat. So trachtete ich, das Kolorit und die Behandlung des großen Künstlers zu erfassen, bis endlich die Schönheiten der „Nachtwache" und der „Staalmeesters" mich so beherrschten, daß mich überhaupt nichts mehr anzog, was nicht die Hand des großen Rembrandt geschaffen hatte. In seinen Werken sah ich Etwas, das ich bei den Anderen nicht fühlte: es war seine Freiheit und Ungezwungenheit, die ich bewunderte und die auf der Zeichenakademie und im Atelier meines Lehrmeisters verpönt waren.

Hatte ich nun eine Weile Rembrandts Gemälde von allen Seiten betrachtet, dann ging ich in den unteren Stock des Treppenhauses, in die „Prentenkamer". Hier waren Rembrandts Radirungen in ausge« zeichnetem Zustande zu sehen. Oft und immer sehr lange saß ich da, um mich in diese zweihundertvierzig Kunstwerke zu vertiefen; manchmal mahnte mich der Konservator zur Vorsicht, wenn ich die Blätter allzu eifrig umschlug, um sie einander zu vergleichen. Ich war erstaunt, daß der Künstler, der die ruhmreiche Nachtwache und die breiten Staalmeesters mit Farben geschaffen hatte, hier als ein ausgezeichneter Stecher erschien, also nicht nur mit der Kraft und der Leichtigkeit eines echten Pinselführers ausgestattet war, sondern Alles beherrschte, was die Nadel auf dem harten, glänzenden Kupfer hervorzubringen vermochte. Es war aber nicht diese außergewöhnliche Kunstfertigkeit, die mich so an die Radirungen fesselte; noch viel mehr wurde ich durch die erfinderische Vielseitigkeit der Vorstellungen, durch die wundervollen Beleuchtungen und die kindlich naiven Manieren, die er seinen Gestalten zu geben wußte, getroffen. Die biblischen Szenen werden in alt-amsterdamischer Weise dargestellt; aber welche Kunstfertigkeit bei der Vertheilung von Licht und Schatten und welche Phantasie in der Komposition! So wunderbar originell, so vollendet im Ausdruck war hier Alles, daß andere Bilder dagegen, mochten sie noch so kunstreich bearbeitet sein, die Schule und die Akademie verriethen. Hier waren herrliche Portraits, auffallend schöne Köpfe, oft von ihm selbst oder seinen Freunden. Aber wenn man das kleine Bild seiner Mutter gesehen hat, muß man die Mappe einen Augenblick zuschlagen und sich die Augen trocknen. Schöneres und mit solchem Gefühl Gestochenes giebt es nicht: die mütterliche Milde, das Wohlwollen und die Innigkcit des alten Frauchens blickt uns aus jedem Strich, aus jedem Häk-

chen der Nadel entgegen; jede Linie hat etwas zu bedeuten, kein Punkt«
chen hätte weggelassen werden können. Und dieses lebensvolle Portrait
hat.der vierundzwanzigjährige Nembrandt geschaffen! Ich schlage die
Mappe wieder auf und sehe die reich bearbeiteten Bettler. Das sind
Typen, nach denen er damals nur zu greifen hatte und die er so gern
und so oft darstellte; man sollte sie eigentlich gar nicht arm nennen:
so warm; so farbig hat sie der Meister ausgestattet. Dann kamen die
Landschaften an die Neihe, die merkwürdigen Nacktstudien. Hier war
ein ganzer Kosmos. Wenn ich dann, nachdem ich eine solche Mappe
durchblättert hatte, wieder in die Stadt zurückkehrte, war mir, «ls ob
ich allerlei Gestalten begegnete, die denen Nembrandts glichen. Vom
Treppenhaus nach der Hoogstraat, dann durch die Sint Anthoniebree»
straat und endlich in der Ioodenbreestraat, wo ich damals, ein paar
Schritte von dem Haus entfernt, in dem Nembrandt so viele Iahre
lang geschaffen hat, wohnte: überall sah ich da wieder die malerische
Menge, dieses geräuschvolle Leben, diese warmen jüdischen Gesichter
mit ihren eisgrauen Bärten, die Frauen mit ihren fuchsrothen Haaren,
die Karren voll von Fischen und Früchten und allerlei Waaren.
Ueberall Nembrandt!

Es giebt aber noch eine dritte Aeußerung von Nembrandts Talent: seine Zeichnungen. Für einen jungen Maler, der nach Mitteln
sucht, um seine Gedanken auszusprechen, waren diese Zeichnungen eben
so räthselhaft wie ermuthigend. Da sie nicht so deutlich waren wie die
Nadirungen, dauerte es einige Zeit, ehe ich mich mit ihnen befreunden
konnte; aber als ich begriffen hatte (was ich heute noch glaube), daß
der Meister diese Zeichnungen nicht gemacht hatte, um sie mit zierlichen
Linien zu umgeben und sie dann dem Publikum vorzuführen, da fühlte
ich ihre wahre Tragweite. Meist warens Gefühlsäußerungen, mit
denen'er seinem phantasiereichen Gemüth zu Hilfe kommen wollte. Ohne
jedes Nachdenken auf das Papier geworfen, aber von einer Hand, die
bei jedem Zucken und bei jeder Erregung Meisterstücke schus. Oberflächlich betrachtet, werden diese Zeichnungen durch allerlei Tintenflecke
und harte dicke Striche, die wild und wunderlich durcheinander gingen,
entstellt: betrachtet man sie aber gut, dann scheint Alles wohlberechnet
und gefühlt.

So sah ich also diesen Nembrandt als den Mann, der mit seinem
Pinsel, seiner Feder oder dem Grabstichel Alles darzustellen und vor
die Phantasie zu zaubern vermochte. Vom Himmel und von der Erde,
von den Helden der Geschichte und von den alltäglichen Menschen, von
einem Stückchen des Thurms der Westerkirche wußte er eine schöne
Zeichnung zu machen; Löwen und Elephanten wurden in der seltsamsten Weise wiedergegeben. Besonders seine nackten Frauengestalten
sind deshalb so merkwürdig, weil bis jetzt kein Maler gewagt hatte, sie
so darzustellen, wie sie im Atelier vor ihm standen. Nembrandt, bezaubert durch das Licht und die Gluth der Fleischfarbe, zauderte keinen
Augenblick, sie so zu malen, wie er sie sah. Ls war keine Venus, keine

Iuno oder Diana; es war die Waschfrau seines Nachbars, die er entkleidete und in der Herrlichkeit ihres Fleisches wiedergab. Und seine Handschrift allein (ich meine die Manier, mit der er seine Schnörkel und Striche hinwarf) war, an sich schon ein genußreicher Anblick, von dem man sich nur schwer trennen konnte. Und das Alles that er mit einer Leichtfertigkeit, mit einer Ausgelassenheit und mit einer Sicherheit, die den Gedanken an mühsames Studium, an irgendeine Anstrengung gar nicht aufkommen ließ.

Und wie denke ich jetzt über den Meister, nachdem so viele Iahrzehnte verstrichen sind? Wohlan denn, Leser: betrachte mit mir die gewaltigste Aeußerung von Rembrandts großartiger Malkunst, seine „Nachtwache".

Schon beim ersten Anblick werden wir sofort durch breite Bewegungen von Schatten und Licht getroffen, die wie Farbentöne durch die enorme Fläche der Leinwand singen. Dann kommen plötzlich zwei Männer auf uns zu, die aus der Gruppe nach vorn treten; der Eine ganz dunkel, der Andere ganz hell gekleidet. Das ist Rembrandt! Er wagt, schreiendes Licht gegen Dunkel zu stellen. Und um diesen Gegensatz von großen Linien harmonisch zu machen, ersinnt er Etwas: der linke Arm des dunklen Mannes ist ausgestreckt, als ob er mit der vorgehaltenen Hand Etwas behaupten will, und so wirft er mit seiner Hand einen großen sonnigen Schlagschatten auf seinen weißen Kameraden. Das Genie weiß sich zu helfen, wo gewöhnliche Menschen keinen Rath mehr wissen. Diese Männer sind offenbar mit einander im Gespräch; man sieht: sie sind die Anführer des ganzen Trupps. Da stand er jetzt, der große Meister, als Alles auf di.e Leinwand gebracht war, was darauf kommen mußte, — aber er schüttelte das Haupt. Nach seiner Meinung traten diese beiden Männer noch nicht so, wie sie sollten, in den Vordergrund. Dann nahm er noch einmal seine 'große Palette, seinen breitesten Pinsel tauchte er noch einmal tief in den Farbentopf: und die zwei vordersten Gestalten wurden noch einmal mit kräftigen Strichen behandelt. Hier mehr Tiefe, dort noch mehr Licht. So versuchte er Alles, um Dem, was in den Vordergrund zu kommen hatte, noch ein kräftigeres Relief zu geben. Und dann sah er, daß es gut war; und so ließ er es dann auch stehen. Vielleicht war die Ähnlichkeit seiner Auftraggeber etwas weniger sprechend, auch beklagte man sich bei ihm über Mangel an Ausführlichkeit; aber für ihn war die Hauptsache, daß die Figuren lebten und daß sie sich bewegten. Wie herrlich ist ihm Dies gelungen! Von den Federn ihrer Hüte an bis zu den Sohlen ihrer Schuhe, die beinahe den Rand des Gemäldes erreichen, ist Alles, als ob man es mit der Hand prüfen könnte. D« Köpfe sind voll Energie und Charakter, ihre Kleidung ist auf den Leib gegossen, der stählerne Halsberg, die Schärpe, die Stiefel des hellen Mannes sind von wunderbarer Malkraft; der dunkle mit dem rothen Wehrgehäng, mit dem Handschuh und dem Stock ist von einer Erfindungsgabe, die nur deshalb nicht auffällt, weil Alles so richtig, ein-

fach und natürlich ist. Ich kenne keine Darstellung, welche die Pracht
und das Malerische jener Zeiten so stark ausdrückt wie die zwei Män-
ner, die auf diesem Riesengemälde einherschreiten.
Wenden wir uns nun zu der rechten Seite, um den schwitzenden
Trommler zu betrachten. Ein scheinbar pockennarbiges Gesicht unter
dem Schatten eines verschlissenen Hutes, die echte Falstaff-Figur, die
dicke Trunkenboldnase, der fettige Mund: Alles zeugt von der male-
rischen Bravour, die den Wagemuth des Meisters so besonders charak-
terisirt; man sehe nur, wie der Mann drauflostrommelt; als ob er
jedem Beschauer sagen wolle, daß er eine der prächtigsten Figuren des
berühmten Meisters sei, den man Rembrandt nennt. Ich begreife sehr
gut, daß beim Anblick dieses Mannes, wie er vor uns webt und lebt,
der beschränkte, quasi gelehrte und dumm-gewissenhafte Gerard de Lai-
resse in seinem großen Buch über die Malkunst (in dem Rembrandt
der größte Farbenklekser genannt wird) ausrief: „Bei Rembrandt
läuft die Farbe wie Dreck aufs Paneel!" Genialität und philisterhaftes
Knotenthum sind und bleiben geschworene Feinde.
Wenden wir uns jetzt nach der linken Seite des Gemäldes. Hier
steht der durchgeistigte Landsknecht, ganz in Roth gekleidet. Ein Maler
mit dem Hell- und Brauntalent brauchte nicht bang zu sein, einen
Menschen von Kopf zu Fuß roth zu malen: er wußte, daß das Spiel
von Hell und Dunkel ihm helfen würde. So liegt denn auch hier das
Roth zum Theil im Schatten einer herrlichen Nuance und vereinigt
sich trefflich mit Ken gräulich grauen Tönen der übrigen Figuren. Auch
dieser rothe Mann ist in der eben beschriebenen Weise mit dem Pinsel
behandelt worden; betrachtet man ihn gut, dann neigt man in den
Glauben, Rembrandt habe diesen hervortretenden Mann mit einem
vollen Pinselstrich von oben bis zu den Füßen hingeworfen. Wie fest
ist die Behandlung der Hand, die das Gewehr ladet, wie forsch die
Striche auf seinem rothen Hut, auf dem rothen Wams; wie kräftig,
lebhaft, beweglich und reich steht er da!
In diesem wunderbaren Gemälde stoßen wir jeden Augenblick auf
etwas Interessantes. Sprechend ist der Hellebardier, der vom Rande
links rückwärts blickt, dann der Mann, der hinter dem Weißen sein
Gewehr untersucht, und ganz herrlich wirkt der lachende, von dunklem
Hintergrund sich abhebende Iunge mit seinem grauen Hut. Der Kopf
des Mannes, der mit seinem Arm auf Etwas zeigt, ist auch wieder von
besonderer Farbe und Malweise; selbst der graue Pfeiler, gegen den
sich der Kopf mit dem Helm abhebt, wirkt trefflich zum Gesammtein-
druck mit. Aber hier ist noch etwas Wunderbares: das fremdartige
Mädchen, das sich zwischen all diesen Männern bewegt. Viele Kritiker
und Kunsthistoriker haben sich den Kopf zerbrochen, um zu erfassen,
was Dies eigentlich zu bedeuten habe, und gefragt, ob die Figur über-
haupt hierher gehöre. Hätte Rembrandt sie gehört, denn würde er
lächelnd geantwortet haben: „Seht Ihr denn nicht, daß ich dieses lieb-
liche Kind hier brauchte, um gegen all die nach unten laufenden Linien

und dunklen Farben einen Kontrast zu schaffen?" Der Mann mit der Fahne im Hintexgrund, der weglaufende Hund: Alles unterstützt und hilft einander in Farben, Linien und Effekt. Auf diesem Gemälde verrät!) noch die winzigste Stelle ein ungemeines Malertalent. Hier gilt die Behauptung: Schneide nur ein kleines Stück aus einem Gemälde heraus und ich will Dir sagen, ob der Maler ein Künstler ist.

Änd nun die „Staalmeesters".

, , Hier schallt uns eine ganz andere Musik entgegen als aus den Tönen der „Nachtwache". Still und vornehm ist Alles; hier herrscht allein die hohe Auffassung des menschlichen Antlitzes. Sie sitzen hier, diese altholländischen Männer, und beratschlagen, ihre Geschäftsbücher vor sich auf dem Tisch. Rembrandt hat uns ihre Köpfe mit so viel Leben verdeutlicht, daß sie im Laufe der Zeiten alte Bekannte geworden sind. Ia, alte Bekannte, die schon einige Hundert Iahre gelebt haben, ehe wir da waren. Wie lange schon kenne ich diesen Mann an der linken Seite mit seiner Hand auf dem Lehnstuhl, mit den grauen, feinen Haaren, die unter seinem hohen, spitzigen Hut von seiner breiten gerunzelten Stirn hervorquellen. Hier giebt die Farbe, sowohl im Licht wie im. Schatten, ein Durcheinander von Fleischtönen, Zwischentönen von Grün und Roth, Grau und Gelb; hier ist eine Kunstleistung erreicht, vor der Einem der Verstand stillstehen könnte. Das Relief, das Hervorspringen aus dem Hintergrund ergreift uns wunderbar. Aber auch welches Modell! Wie sieht uns der Mann mit dem einfachen Blick aus den tiefen Augenhöhlen an: ein Unikum, wie es Rembrandt selbst niemals übertroffen hat. Auch alle anderen Köpfe, besonders der Mann, der sich nach vorn beugt, dieser wunderbar natürliche Zunftmeister, der vor dem Buch sitzt, und sein neben ihm sitzender Nachbar, bis zum fünften Kaufmann an der rechten Seite mit dem Diener hinter sich: Alles ist Männlichkeit, Reichthum und Leben. Der Hintergrund ist wieder eine Schöpfung, wie sie nur Rembrandts feines Gefühl für Linien hervorzubringen wußte. Die Wand und das Getäfel umgeben diese Komposition, als ob sichs von selbst verstünde und als ob es auch in einer Wirklichkeit so gewesen wäre. Und doch wird dieser geniale Kunstgriff noch durch die Herrlichkeit in dem warmen Kolorit des rothen Tischtuchs übertroffen, das dem ganzen Gemälde einen tieferen, dunkleren Ton verleiht. Ob über dieses Gemälde nach seiner Vollendung von den Zeitgenossen viel gesprochen und geschrieben worden ist, weiß ich nicht; aber uns sind diese Männerköpfe das Höchste, was die Malkunst erreichen kann. In Madrid, wo mich die Gemälde von Velazquez bezauberten, machte ich mit Bekannten einen Spazirgang durch die Straßen und über die Plätze der Stadt; an einem Gebäude sahen wir einen großen, vielfarbigen Anschlagzettel, auf dem vermerkt war, daß hier eine Ausstellung von Bildern moderner spanischer Künstler war. Neugierig traten wir ein und sahen viel Schönes und Gutes; aber plötzlich standen wir, wie aus Spanien weggeblasen, vor drei Köpfen aus den Staalmeesters, die ein spanischer Maler in Amster-

dam kopirt hatte. War es Chauvinismus, war es Ueberzeugung?
Diese Kopien redeten zu uns aus einem Geist größerer Einfachheit, großartigerer Auffassung der Natur und der Menschenwürde als Alles, was wir im Prado bewundert hatten. Ia, dieses Gemälde erschlägt sogar die altholländischen Kunstbrüder: der tüchtige Van der Helst wird neben ihm oberflächlich, der prächtige Frans Hals skizzenhaft und durchsichtig; denn so viel Genialität, so viel Relief bei solcher Natürlichkeit der Haltung und Geberden wird nicht mehr gefunden. Und der Mann, der dieses Wunderwerk schuf, war damals ein armer Burger, der in einem dunklen Winkel der Stadt Amsterdam wohnte.
Rembrandt steht in unseren Tagen im Zsnith seines Ruhmes.
Gold hat neben seinen Meisterstücken keinen Werth mehr; um das Unbedeutendste davon zu besitzen, opfert man Hände voll Gold, man durchreist nach ihm die Welt und die Kritik, die sich lange Iahre hören ließ, ist jetzt verstummt. Merkwürdig ist, daß keine der allgemein anerkannten Größen der Malkunst im Lauf der Zeiten der Gegenstand so vieler Kritik gewesen ist wie das Werk Rembrandts. Und dennoch, was man auch über die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung und die Uebertriebenheit des dunklen Hintergrundes gesagt hat, bleibt die „Nachtwache" noch stets, wie die Engländer sie nennen, das Wunder der Welt. Schon als Rembrandt lebte, gab es Leute genug, die ihm übel nahmen, daß er nicht bei der Antike und bei den Italienern in die Schule gegangen war und daß er die Natur so malte, wie er sie wirklich zu sehen glaubte. Uns dünkt Dies befremdend; aber es ist wahr. Schon während der letzten Lebensjahre Rembrandts war man mit den alten holländischen Begriffen in Kunst und Literatur nicht mehr zufrieden; und jetzt noch lese ich mit Widerwillen, wie man die Namen latinisirte und in holländischen poetischen Werken über griechische Götter und mythologische Figuren sprach, die zu unserem holländischen Himmel so schlecht passen. Aber zum Glück hat sich Rembrandt stark genug gefühlt, um unbeirrt seinen eigenen Weg zu gehen, und die Zeit liegt hinter uns, in der man von den kunstgefährlichen Theorien sprach, die seinen Gemälden anhaften sollten. Das ist vorbei. Heute fühlen und wissen wir, daß die vermeintlichen Schwächen und Uebertreibungen aus der Eigenart eines außerordentlichen Menschen stammten, und wir möchten sie nicht entbehren, weil wir dann befürchten müßten, ein unvollständiges Bild der Persönlichkeit vor uns zu haben, von der jede Lebensäußerung unser Interesse erregt.
Ich schließe Aber (wie so manches Mädchen an den Liebsten schreibt) ich höre nur mit der Feder auf, nicht mit dem Herzen. Ich denke an das Portrait von „Ian Six", dieses seltene Iuwel, ich denke an den Louvre, an Cassel, an Braunschweig und an manches Andere. Genug. Ich wollte in diesen Zeilen dem Leser nur sagen, wie ich mir Rembrandt stets vorgestellt habe: als das Ideal des Künstlers, frei und genial in Allem, was er that, eine Gestalt, in der sich die Größe unseres alten niederländischen Gemeinwesens spiegelt.
Amsterdam. Ioseph Israels.

Aktienwillkür.
aß die Kieler Woche auch dem Aktiensport einen Sieg brachte, ist
wenig bemerkt, aber von den Betroffenen angenehm empfunden
worden. Im kieler Hotel Continental kams zum Endspurt im Rennen
zwischen Stamm- und Vorzugsaktionären der Howaldtwerke, die in den
Bann einer Majorität von unbeschränktem Machtbewußtsein gerathen
waren. Die Howaldtwerke hatten mit gewissen Schwierigkeiten in der
Erhaltung des Gleichgewichtes zu kämpfen. Eine Millionenforderung
an die russische Marine mußte, als ein untilgbarer Schönheitfehler,
durch fünf Bilanzen geschleppt werden. Vor Iahr und Tag versuchte
die Gesellschaft eine Sanirung: sie gab drei Millionen Mark Vorzug-
aktien aus. Diese Transaktion schuf eine neue Macht. Eine Tochter-
gesellschaft der bekannten schweizerischen Firma Brown Boveri öd Co.
übernahm die mit doppeltem Stimmrecht ausgestatteten Prioritäten
und degradirte damit die Stammaktionäre, die nur fünftausend Stim-
men hatten. Die Gruppe der Majorität, zu der auch die Deutsche Bank,
als Kreditgeberin der Howaldtwerke, gehört, hatte ein mehrfach be-
gründetes Interesse an der kieler Werft. Die Besitzerin der Vorzug-
aktien, die Gesellschaft „Turbinia", sah in den Howaldtwerken einen
wichtigen Abnehmer und wollte ihn ganz in ihre Hände bekommen.
So wurde den Stammaktien Fehde angesagt. Die Kriegserklärung er-
schien in der Gestalt eines Reorganisationplanes; der Minderheit
wurde zugemuthet, sich mit einer Zusammenlegung ihrer Aktien von
5:2 einverstanden zu erklären. Dafür sollte sie zum Bezug der neu:n
Vorzugaktien berechtigt werden. Die Mehrheit wollte kein materielles
Opfer bringen. Um dieser artigen Zumuthung nachzuhelfen, wurde
mit Konkurs oder Liquidation gedroht. Von der Deutschen Bank neben-
bei noch mit der Entziehung des Kredites. Zuerst war bestritten wor-
den, daß den Werken Geld fehle; die Dringlichkeit, mit der die Reor-
ganisation empfohlen wurde, war also merkwürdig. Die Minorität
blieb standhaft. Sie lehnte die Bewilligung neuen Geldes nicht grund-
sätzlich ab, verlangte aber, daß die Transaktion in einer Form durch-
geführt werde, die sie für immer vor der Gefahr neuer Majorisirung
schütze. Am Tag der Entscheidung standen die Gegner einander zu-
nächst in schroffer Unversöhnlichkeit gegenüber. Da brachte, wie es oft
im Augenblick höchster Spannung geschieht, ein Zufall die Lösung. Ein
Vertreter der Majorität, der im Aufsichtrath der Gesellschaft saß, ließ
sich in der Erregung ein paar unvorsichtige Worte über die Bilanzen
der Howaldtwerke entschlüpfen. Ein Führer der Gegenpartei nagelte
den Redner sofort fest und drohte mit einem Regreßprozeß. Nun
konnte man verhandeln und die Verständigung vorbereiten, die mit der
endgiltigen Preisgabe von 1^ Millionen durch die Majorität besiegelt
wurde. So theuer war wohl selten ein unbedachtes Wort. Die Minder-
heit hatte gesiegt: und nun wich plötzlich auch der Wolkenschleier, der
vorher die Zukunft so düster erscheinen ließ. Ietzt gabs eine Fülle von

Aufträgen und ansehnliche Dividendenchancen. Vor der Entscheidung war davon nicht die Rede gewesen; da schien der Himmel umdüstert. Daß durch zähe Konsequenz und genaue Kenntniß der Verhältnisse eine Gruppe von Aktionären sich durchgesetzt hat, ist erfreulich; schlimm aber, daß nur ein Zufall, nicht die rückhaltlose Kritik allein, der besseren Sache zum Sieg verhals. So gering sind die Garantien, die das geschriebene Aktienrecht gegen Willkür bietet. Neu ist diese Entdeckung gewiß nicht; sie drängt sich dem Blick immer wieder aus. Die Beseitigung des Uebels ist deshalb so schwierig, weil die „Facilitäten", die der Mtie anhaften, alle möglichen Spielarten zeigen: heute treiben sie die Majorität in Uebermuth und morgen locken sie die Minderheit oder die Verwaltung in bedenkliche Maßregeln. Der Normalfall ist durch das natürliche Uebergewicht der Mehrzahl gegeben. Aber nicht jede Minorität, die das letzte Wort behält, hat Recht; in der Schwäche liegt noch keine ausreichende Rechtfertigung. Das Angebot der Gewerkschaft Konstantin auf eine Zeche der Bochumer Bergwerkgesellschaft wurde von einer Minorität abgelehnt, obwohl die bochumer Verwaltung für die Annahme eingetreten war. Ueber die Details des Geschäftes sprach ich hier schon. Die Bochumer Bergwerkgesellschaft hat eine zwanzigjährige, durch keine Dividende belastete Vergangenheit hinter sich. Und die Zukunft birgt kaum freundlichere Möglichkeiten, da die bochumer Gesellschaft, die eine Reine Zeche betreibt, zum Stiefkind des Schicksals ausersehen scheint. Das Anerbieten von Konstantin verhieß eine sichere Rente von 3Vs Prozent; und trotzdem lehnte es die Generalversammlung mit der gesetzlich vorgeschriedenen Mindestzahl von Stimmen ab. Die Opponenten glaubten, man könne von Konstantin einen höheren Preis erreichen; obwohl die Gewerkschaft erklärt hatte, daß sie um keinen Pfennig über ihr Gebot hinausgehen werde. Ob hinter den Coulissen Etwas vorgegangen war? Iedenfalls wirkte, nachdem die Fusion der beiden Zechen die Börse Wochen lang beschäftigt hatte, der Schluß wie eine beabsichtigte Verhöhnung. Und die schwächere Gruppe der Aktionäre hat die volle Perantwortung für das Schicksal der Gesellschaft zu tragen. Unerklärlich ist, daß der Diskontogesellschaft, die zu der Bochumerin die selben Beziehungen hat wie zur Dortmunder Union, nicht gelang, die Transaktion zu sichern. Die Leute der Großbank sind doch sonst in den Künsten der Regie nicht schlecht beschlagen. Wir haben aber mehr als einmal erlebt, daß gerade sie in der Beurtheilung der ihnen affiliirten Gefellschaften irren. Irren wollten? Das darf man natürlich nicht sagen. Iüngst ärgerte sich die Börse an der Otavigesellschaft. Die Dividende, hatte man gedacht, wird nicht hinter den 11 Prozent des vorigen Iahres zurückbleiben. Anfragen bei der Diskontogesellschaft brachten keine Gewißheit, ließen aber auch nicht den leisesten Verdacht einer Verschlechterung zu. In der letzten Iuniwoche war die Außerordentliche Generalversammlung, die über die Rückzahlung auf die Antheile und die (nach der Uebernahme der Bahn durch das Reich nothwendig

gewordenen) Statutenänderungen zu beschließen hatte. Da erklärte der
Vorsitzende, die Dividende werde wahrscheinlich 1 bis 1V2 Prozent nie-
driger sein als im Iahr 1909. Das Geschäftsjahr der Gesellschaft schließ«
mit dem März; und drei Monate nach dem Bilanztag war bei der
Diskvntogesellschaft noch nichts Sicheres über die Dividende zu erfahren
Wohl aber waren vorher Otaviantheile von hamburger „Kennern"
verkauft worden. Sonderbare Vorahnungen, die immer das Richtige
treffen! Die Leute, die das Glück haben, zu den Tingeweihten zu ge-
hören, können sich auf Kosten des bloßen Stimmviehs alle üblen Er-
fahrungen ersparen. Die Verkäufer der Otavipapiere wußten natür-
lich von dem zu erwartenden Dividendenrückgang; aber die ,>bethei-
ligte" Bank war ahnunglos und die Mitwelt gelangte erst in den Be-
sitz des Geheimnisses, als die bevorzugte Klasse sich erleichtert hatte.
Solche Erfahrungen fördern die Achtung vor der „Aktientvahrheit".
Doch giebt es auch Gesellschaften, die eine krankhafte Sehnsucht
nach der Oeffentlichkeit haben. Ihnen ist nicht wohl, wenn sie nicht in
der Diskussion sind. Denn aus Nachrichten ergeben sich Berichtigun-
gen; und aus Berichtigungen kann man leicht wieder neue Nachrichten
machen. Die Kyffhäuserhütte in Artern war bis ins Iahr 1995 eine
bescheidene Provinzialin mit 400000 Mark Aktienkapital. Die Divi-
denden kletterten in die Höhe und erreichten mit 60 Prozent den Gipfel.
Nun kam die Hybris, die den Wunsch gebar, die Aktien mit derBlüthe
der Kultur zusammenzubringen. Das Kapital wurde auf die für Berlin
vorgeschriebene Million erhöht und durch die Dresdener Bank zu
312V2 in die berliner Börse eingeführt. Das erste Iahr schloß mit einem
Dividendenrutsch von 20 auf 13. Dann kam ein Iahr ohne Dividende.
In den letzten zwei Iahren ging es wieder aufwärts. Anfang Mai
1910 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals (um 1 Million) auf
2Vs Millionen beschlossen. In der Generalversammlung sagte die Di-
rektion, daß die Mehrumsätze in den ersten vier Monaten recht be-
trächtlich gewesen, die Aussichten ins neue Iahr also gut seien. Nach
dieser Erklärung kletterte der Kurs langsam in die Höhe. Ohne be-
sonderen Elan; man hatte, selbst bei strenger Kritik, keinen Anlaß, die
Bewegung als „Kurstreiberei" zu bezeichnen. Die Direktion der Kyff-
häuserhütte scheint aber von ungemein feinem Sittlichkeitgefühl erfüllt
zu sein; denn sie richtete an ein Mitglied ihres Aufsichtrathes einen
Brief, der sagte, die Bewegung in den Aktien der Gesellschaft sei mit
den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklang und die Verwaltung
müsse, wenn die „Kurstreiberei" weitergehe, eine offizielle Warnung
vor zu hoch steigenden Hoffnungen erlassen. Zwischen dem Datum die-
ses Briefes und dem Tag der Generalversammlung lag ein Zeitraum
von sechs Wochen. Wer trug die Schuld an der „Kurstreiberei" (wenn
wirklich von einer gesprochen werden konnte)? Die Verwaltung. Wer
warnt vor zu kühnen Hoffnungen? Die Verwaltung. Und der Brief an
das Aufsichtrathsmitglied sollte natürlich nicht verborgen bleiben.
Die Aktie müßte, nach der Begriffsbestimmung des Strafgesetz-

Search in this volume

Search in this text Find

Die Zukunft.
gewordenen) Statutenänderungen zu beschließen hatte. Da erklärte der
Vorsitzende, die Dividende werde wahrscheinlich 1 bis 1V2 Prozent nie-
driger sein als im Iahr 1909. Das Geschäftsjahr der Gesellschaft schließ«
mit dem März; und drei Monate nach dem Bilanztag war bei der
Diskvntogesellschaft noch nichts Sicheres über die Dividende zu erfahren
Wohl aber waren vorher Otaviantheile von hamburger „Kennern"
verkauft worden. Sonderbare Vorahnungen, die immer das Richtige
treffen! Die Leute, die das Glück haben, zu den Tingeweihten zu ge-
hören, können sich auf Kosten des bloßen Stimmviehs alle üblen Er-
fahrungen ersparen. Die Verkäufer der Otavipapiere wußten natür-
lich von dem zu erwartenden Dividendenrückgang; aber die ‚>bethei-
ligte" Bank war ahnunglos und die Mitwelt gelangte erst in den Be-
sitz des Geheimnisses, als die bevorzugte Klasse sich erleichtert hatte.
Solche Erfahrungen fördern die Achtung vor der „Aktientvahrheit".
Doch giebt es auch Gesellschaften, die eine krankhafte Sehnsucht
nach der Oeffentlichkeit haben. Ihnen ist nicht wohl, wenn sie nicht in
der Diskussion sind. Denn aus Nachrichten ergeben sich Berichtigun-
gen; und aus Berichtigungen kann man leicht wieder neue Nachrichten
machen. Die Kyffhäuserhütte in Artern war bis ins Iahr 1995 eine
bescheidene Provinzialin mit 400000 Mark Aktienkapital. Die Divi-
denden kletterten in die Höhe und erreichten mit 60 Prozent den Gipfel.
Nun kam die Hybris, die den Wunsch gebar, die Aktien mit derBlüthe
der Kultur zusammenzubringen. Das Kapital wurde auf die für Berlin
vorgeschriebene Million erhöht und durch die Dresdener Bank zu
312V2 in die berliner Börse eingeführt. Das erste Iahr schloß mit einem
Dividendenrutsch von 20 auf 13. Dann kam ein Iahr ohne Dividende.
In den letzten zwei Iahren ging es wieder aufwärts. Anfang Mai
1910 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals (um 1 Million) auf
2Vs Millionen beschlossen. In der Generalversammlung sagte die Di-
rektion, daß die Mehrumsätze in den ersten vier Monaten recht be-
trächtlich gewesen, die Aussichten ins neue Iahr also gut seien. Nach
dieser Erklärung kletterte der Kurs langsam in die Höhe. Ohne be-
sonderen Elan; man hatte, selbst bei strenger Kritik, keinen Anlaß, die
Bewegung als „Kurstreiberei" zu bezeichnen. Die Direktion der Kyff-
häuserhütte scheint aber von ungemein feinem Sittlichkeitgefühl erfüllt
zu sein; denn sie richtete an ein Mitglied ihres Aufsichtrathes einen
Brief, der sagte, die Bewegung in den Aktien der Gesellschaft sei mit
den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklang und die Verwaltung
müsse, wenn die „Kurstreiberei" weitergehe, eine offizielle Warnung
vor zu hoch steigenden Hoffnungen erlassen. Zwischen dem Datum die-
ses Briefes und dem Tag der Generalversammlung lag ein Zeitraum
von sechs Wochen. Wer trug die Schuld an der „Kurstreiberei" (wenn
wirklich von einer gesprochen werden konnte)? Die Verwaltung. Wer
warnt vor zu kühnen Hoffnungen? Die Verwaltung. Und der Brief an
das Aufsichtrathsmitglied sollte natürlich nicht verborgen bleiben.
Die Aktie müßte, nach der Begriffsbestimmung des Strafgesetz-

buches, unter die Bezeichnung „gefährliches Werkzeug" fallen. Die
Körperverletzungen, die dieses Werkzeug bewirkt, sind meist schwere,
nicht selten solche mit tätlichem Ausgang. Manchmal freilich steht
Einer von den Toten wieder aus. Ein Wiedergeborener dieser Art
scheint Adolf C. Eberbach zu sein, dem die Kommerz« nnd Diskonto«
bank einst den Rest gab. Er ist jetzt Mitinhaber des Excelsiorhotels und
führt einen Prozeß gegen die Kommerzbank, die ihm den Schaden er-
setzen soll. Er behauptet, die Bank habe ohne Berechtigung die ihr von
Gberbach ins Depot gegebenen Aktien des Kaiserhofes verkauft und
dadurch seinen Bankerot herbeigeführt. Für die Kommerzbank ist es
nicht angenehm, in einen langwierigen Prozeß verwickelt zu werden,
dessen einzelne Phasen die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigen. So be-
steht die Möglichkeit eines Ausgleiches. Daß die Bank die Episode
Eberbach vergessen möchte, zeigt ein Vorgang, der sich neulich im Be-
reich des Admiralsgartenbades abspielte. Die Kommerzbank präsen-
tirte drei ihrer Herren für den Aufsichtrath der Gesellschaft, um, ohne
die Gefahr des Widerspruches, das Schicksal des Unternehmens be-
stimmen zu können. Das heißt: Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft
soll liquidirt werden. Damit wäre das Ziel erreicht, dem auch Eber-
bach zustrebte. Die vorgeschlagenen Wahlen zum Aufsichtrath wurden
genehmigt. Der letzte Akt des Dramas steht also fest; und man darf
sich nun auf das Sarhrspiel freuen. Daß in diesem Nachspiel Eberbach
«ne Rolle haben wird, ist ziemlich sicher. Die scheinbar tollsten Pläne
finden, wenn sie von der Sensation zur nüchternen Rechnungsache her-
abgedrückt sind, schließlich den ihnen nöthigen Boden in der Wirklich-
keit. Die Aktie, mit ihrer Anpassungfähigkeit und beträchtlichen Pro-
duktivität, verführt leicht zu Extratouren in die Vierte Dimension.
Sie hat aber auch die Kraft der Selbstheilung in sich und kann den
Rahmen, in dem sie gedeihen möchte, je nach dem Bedürfniß weiten und
verengen. Sie ärgert oft; doch man hat noch nichts Besseres, Ladon.
MW^erehrter Herr Harden, der Katholik, der in einer Zuschrift c>n Sie
☐einige Einwendungen gegen meinen Borroinaeusartikel macht,
verdient eine Antwort. Er versichert, daß er sich keiner Heuchelei be-
wußt sei, wenn er als gläubiger Katholik „auf gutem Fuß mit seinen
Mitmenschen anderer Konfession lebt". Das glaube ich ihm gern; die
AnVereinbarkeit der praktisch geübten Verträglichkeit mit der vom Dog-
ma geforderten grundsätzlichen Intoleranz wird eben nur bei schärfe-
rem Nachdenken klar, das nicht Iedermanns Sache ist. In gutem Glau-
ben eignet er sich auch die alte Ausflucht der Vertheidiger der Unfehl-
EncyMsches.

barkeitlehre an: die Unfehlbarkeit sei bei der Borromaeus-Encyklika nicht engagirt, weil der Papst ja nur unfehlbar sei, wenn er in Sachen des Glaubens und der Sitten sx oatKsSi'Z, eine Entscheidung ausspreche. Den Russen sagt man nach (obs wahr ist, weiß ich nicht), daß sie ihrem Popen, wenn sie ihn durchprügeln wollen, vorher den geistlichen Rock ausziehen; dem Rocke gilt, neben den Heiligenbildern, ihre Ehrfurcht, nicht dem Manne. Der Komo suropssus jedoch ist kein Fetischanbeter. Er glaubt nicht, daß die OatKsckra ?stri durch den Mund des auf ihr Sitzenden göttliche Orakel verkünde. Nur mit der Person des Papstes hat er zu thun, nicht mit einem Möbel von Holz oder Marmor. Er glaubt entweder, daß der Mensch Pius X. das Werkzeug des Heiligen Geistes zur Belehrung der Christenheit sei, oder er glaubt es nicht. Glaubt ers, so hält er jedes die Religion betreffende Wort, das aus des Papstes Munde kommt, für lautere Wahrheit; und er suspendirt sein Urtheil nicht, bis die Theologen ausgemacht haben werden, ob der Ausspruch eine Entscheidung sx catksärs, sei. Das Urtheil der Theologen ist ja auch gar nicht maßgebend, denn nicht ihnen, sondern dem Papste spricht das Dogma die Unfehlbarkeit zu; nur der Papst selbst also wäre befugt, zu entscheiden, ob der streitige Ausspruch ein Kathedralspruch war; und bejahte er die Frage, so müßten die Theologen dann wieder von vorn anfangen, darüber zu streiten, ob diese letzte Entscheidung eine Kathedralentscheidung sei. Eine solche, meint Ihr zorniger Briefschreiber, komme hier schon darum nicht in Betracht, weil ja der Papst nur die Personen der Reformatoren be- und verurtheile. Nein. In der Encyklika heißt es: Diese stolzen und widerspenstigen Menschen „nannten den rebellischen Wirrwar und die Verkehrung des Glaubens und der Sitten Erneuerung, sich selbst aber Wiederhersteller der alten Kirchenzucht. In Wahrheit aber waren sie Verderber". Die Frage, ol> die von Luther, Zwingli und Calvin geschaffenen Einrichtungen eine Perbesserung oder eine Verderbniß der Kirche bedeuten, scheint mir denn doch eine so eminent religiöse, den Glauben und die Sitten betreffende zu sein, daß daneben die Bedeutung der meisten dogmatischen Definitionen, die in Rom gefunden werden, zusammenschrumpft. Das Citat aus der Encyklika ist der Schrift entnommen: „Der Heilige Karl Borromaeus und das Rundschreiben Pius des Zehnten. Zur Aufklärung des katholischen Volkes von Clericus Rhenanus." (Mainz, Kirchheim S Co.) Der Verfasser hat sich durch mein Lob der Borromaensbiographie von Hepp veranlaßt gesehen, sie abzudrucken; dem Abdruck hat er Betrachtungen über den Sturm, den die Encyklika entfesselt hat, voran- und nachgeschickt und in diese Betrachtungen einzelne Stellen des päpstlichen Rundschreibens eingeflochten, darunter auch die über die Reformation. Die Brochure athmet Friedensliebe; daß sie die verhängnißvolle Stelle als harmlos zu charakterisiren versucht und die Katholische Kirche mit der Hierarchie identifizirt, versteht sich bei der Nechtgläubigkeit des Verfassers von selbst.

Neissc. Karl Ientsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzaroen in Berlin, — Verlag der Zukunft i» «erlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m. b, tz, in Verli».

Berlin, den 3«. Juli 191«.

Die Iungfernschule.

farrer Hofinger, der in der bamberger Höheren Mädchen-
schuleReligionlehrte.hatnochnichtsechzehnjährigenSchüle-
rinnen das Aufsatzthema gestellt: »EinMädchen, das seine Ge-
schlechtsunschuld verloren hat, ist durch brieflichen Zuspruch vom
Selbstmordplan abzubringen." Ein geärgerter Vater oder Vor-
mund hat das Thema ans Licht gezogen. Und in Alldeutschland
entstand darob ein sittsames Gelärm. Zwar konnte die feinste
Schnuppernase dem Priester, der seiner Klasse dieseAufgabe zu-
gemuthet hatte, nichts Nnheiliges anriechen. Des Pfarrers Leben
war flecklos und er hatte in der Schule nie ein keuschen Ohren un-
leidliches Wort gesprochen. Doch die günstige Gelegenheit durfte
nicht versäumt werden. «Diese Pfaffen! Da habtIhrsie inLebens-
größe. Nichts Anderes im Sinn als die Verdummung derMän-
ner und die Verderbung derWeiber. Ganz natürlich. Sie wollen
herrschen; und könnens am Besten, wenn sie über blödem Rind-
vieh und Ewig-Länfischem in ihrer Kuttenpracht thronen. Daß sie
nun aber gar, im hellen Licht des zwanzigsten Jahrhunderts, im
SonnensäkulumZeppelinsundDernburgs,wagen dürfen,unsere
Kinder zu vergiften, zeigt, wie herrlich weit wirs, im Zeichen des
schwarzblauen Blockes, gebracht haben." So ungefähr war die
Tonart. Wie lange noch hörtsiederDeutschegeduldig? ElfIahre
vor seinem Tod sprach Goethe, der sich Jahrzehnte lang als „de-
cidirtenNichtchristen" gefühlt hatte: „Je tüchtiger wirProtestanten
in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die

Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen So oder So im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wirAlle nach und nach aus einem Chriftenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum derGesinnung undThatkommen." DieVersöhnung alten Glaubens mit neuem ist nicht Ereigniß geworden. Das Christenthum der Gesinnung und That die Rarität geblieben, die es 1832 war. Wollen wir aber heute noch leugnen, daß dieKultur den Päpsten und ihrer KleriseiAnersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke gewesen? Als sei der Cölibat, die Erfindung feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Porwand zur Stillung lüsterner Gier? Jeder Jesuit ein Schleicher und Wicht? Roms Priesterschaft, weil von Tausenden da und dort Einer in schwerem Erleben gestrauchelt ist, nur des Sportes oder des Hasses Werth? IstDas die «edle Entwickelung, in der wir Protestanten voranschreiten?" Widriger Zank ists; fruchtloses Mühen, das uns nicht um Fußbreite vorwärts bringt. Das schwarze Heer kämpft, ohne Nach Gelderwerb und trägem Behagen zu gieren, auf seine besondere Weise doch für das Heil der Nächsten und Fernsten. Auch wer denRömerglauben nicht mitglaubt, dürfte ihm nicht Achtung versagen. Lasset drum die Pfaffenfreßsucht aus dem Spiel. Im Bayerischen Landtag wurde der Kultusminister wegen des «unerhörten Borganges" von dem Abgeordneten Müller (der imReichstag Meiningen, in BayernHof vertritt) interpellirt. Er tadelte den Mißgriff des Pfarrers; sagte dann aber: »Herr Dr. Müller hat eigentlich keinen rechten Grund, die Sache zu beanstanden; mit seinen Parteigenossen ist er ja für die weitestgehende sexuelle Aufklärung." Auf diese witzige und wirksame Abwehr kam die Antwort: „ Ich lehne es namens meiner politischenFreunde mit aller Schärfe ab, uns für die ekelhafte Phantasie eines solchen sogenannten

Religionlehrers verantwortlich machen zu lassen. Das ist keine
sexuelle Aufklärung. Das ist einfach eine sexuelle Beschmutzung des
jungfräulichen Gemüthes." Werso redet, ist heute in Deutschland
lauten Beifalls sicher. Wenn Herr Müller über die »Phantasie"
des Pfarrers Etwas wußte, hatte er die Anstandspflicht, es zu
sagen; wenn er nichts weiß und den wehrlosen Mann dennoch,
im Panzer des unantastbaren Abgeordneten, verdächtigt, ist er
ein Mensch, dem Anstand und Pflichtgefuhl fehlt. Vor vierMo-
naten hat Professor Naecke, der Leiter einer staatlichen Anstalt,
hier über sexuelle Aufklärung gesprochen. DiealsArztgesammelte
Erfahrung hat ihn zu dem Postulat geführt: »Mit der sexuellen
Aufklärung kann man bis etwa zum zwölften Jahr warten; aber
nicht länger." Er räth, die Mädchen schon vor dem Eintritt der
ersten Periode aufzuklären, damit nervöse nichtzu sehr erschrecken.
„Die Sache der Mutter und der Schule ist es, die Mädchen vor
unüberlegten Liebschaften und vor den Praktiken der Männer-
welt zu warnen und die Gefahren desTanzsaales und ähnlicher
Orte zu schildern. Die größte Gefahr derAnkenntniß liegt bei er-
wachsenenMädchen natürlich in der großen Leichtigkeit einer Ver-
führung mit oder ohne Folgen. Das Mädchen weißnicht, um was
es sich handelt, und läßt sich, wenn es den Mann liebt und wenn
gar die Sinne und Gedanken durch Tanz und Alkohol gereizt sind,
leicht zu einem Fehltritt verleiten. In den Schullesebüchern müßte
man auch sexuelle Dinge kurz berühren und namentlich die Ge-
fahren der Geschlechtskrankheiten und der Schwangerschaft skiz-
ziren, um das Berantwortlichkeitgefühl zu heben. Man muß die
kindliche Neugier befriedigen, ohne Lüsternheit zu erzeugen, muß
streben, der Sache den rechten Ernst entgegenbringen zu lassen
und zu weiterem Nachdenken über Menschheitprobleme anzu-
regen." So spricht der Arzt. Er will Zwölfjährige über das Ge-
schlechtsleben, dessen Organe und Krankheiten aufklären. Selbst
Einer, der den Duft der Dinge nicht gern so früh zerflattern sähe,
wird diesen Arzt nicht schelten. Dem Priester aber, der fünzehn-
jährigenMädchen denErnst des Geschlechtsproblemes aufzwingt,
darf jederDutzendmüller eine »ekelhaftePhantasie" und schmutzige
Absicht nachsagen. Wird durch die Vorstellung, ein verführtes
Mädchen sehe nur im Selbstmord noch die Möglichkeit einer Ret-
tung aus zerstörtem Leben, etwa Lüsternheit erzeugt? Der Wille
zurNachfolge auf einen Weg, der in so bittere Qual, insolcheVer-

zweiflung führt? Nicht sehr wahrscheinlich, wird Manchen dün-
ken. Doch der Erzbischof von Bamberg hat den Pfarrer Hofinger
dem Lehramt enthoben und in ein unterfränkisches Dorf versetzt.
And die Centrumsmänner sogar, die den Pfarrer aus Erbarmen
vertheidigt haben, finden ihn eines argen Taktfehlers schuldig.
Ist ers wirklich? Hat der Mann so harten Tadel verdient?
Dann kehren wir in die Gedankenwelt des sechzehntenIahr-
hunderts zurück und sind auch da dem Dogmengebäude Roms
näher als der Trutzfestung des Protestantismus. Ein kaum noch
den Fachgelehrten und Sammlern bekanntes Buch mags hier be-
weisen. DerTitel ist lang: ^Illvre 6e I'institution äe Is temme ekre8'
tienne, wnt en 8on enknce que msriaZe et viäuite, aussi äe I'office ctu
mar^. I^IaAuere8 comp«se^ en Istin par)eban l.c>xs Vives et nouvelle'
ment traäuict? en lanZue tran^oise par Pierre cle dkanZx, e8eu^er.»
Das Vorwort schließt mit den Sätzen: „Mein Buch widme ich
Dir, die Du Jungfrau, Eheweib, Witib, Himmelsbraut warest und
in jedem Stand so weislich und tugendsam Dich selbst beherrscht
hast, daßDuallenAnderenVorbildund Mustersein kannst. Wohl
weiß ich, daß Du lieber die Tugend als Dich selbst preisen hörst:
doch das Lob der Tugend ehrt insbesondere auch Den, der in ihr
gewohnethat. Deine Töchter, Maria, werden meine Mahnungen
lesen; Alle, die Dir an Sittenreine ähnlich werden und lernen
oder fortfahren wollen, ein gutes Leben zu führen." Die Mutter
soll das Kind nähren; kann sies nicht, so ist höchste Vorsicht ge-
boten. „Quintilian räth, auf das Gerede der Ammen zu achten;
ist es lasterhaft, so ist die Spur schwer aus dem Herzen derKinder
wegzuwischen. Auch an einem Topf, sagt man, haftet lange ja der
Ruch des ersten schlechten Saftes, der ihn genäßt hat. FürMäd-
chen ist die Gefahr, sich anhäßliche oder eitleDinge zu gewöhnen,
noch viel größer als für Knaben: ihrSinnistjaweich, auch bleiben
sie ins Haus gebannt und legen deshalb Fehler, die ihrer zarten
Jugend eingeprägt wurden, nicht leicht ab.Drum sagt derHeilige
Hieronymus, man müsse sich vor leichtsinnigen, schwatzhaften oder
gar lüderlichen Ammen hüten."Alle erregenden, indezenten,wil-
denSpielemußdaskleineMädchenmeiden;niedarf ein unreines
Wort ihr Ohr ans Gemeine gewöhnen. And die Heranwachsende
soll nie mit Knaben oder Jünglingen allein sein: damit sie nicht
die Gewohnheit lerne, sich mit Männern zu ergötzen. »Schädlich
wie die Pest ist die Meinung Derer, die wünschen, daß die Mäd-

chen wissen, was gut und was bös ist, und die ihre einbildnerischen
Kräfte erregen, weil sie (so meinen Iene) dann eher die Tugend
wählen und das Laster meiden werden. Daß es aber besser ist,
nichts vom Bösen zu wissen, lehrt das Beispiel unserer Ureltern,
die, nicht zufrieden mit dem Guten, was Gott sie gelehrt hatte, in
der Sucht nach Erkenntniß desBösen dieFrucht vom Baume des
Lebens brachen. "Was soll das Mädchen lernen? „Ich kann Die
nicht loben, die Affenliebe treibt, ihrenKindern alle Arbeit zu er-
sparen; sie wähnen, damit das körperliche Wohl der Kinder zu
mehren, und mindern es doch nur. Müßiggang verleitet zu aller»
leiLastern; gerade den Mädchen ist leichte Arbeit gut und bewahrt
sie vor schlimmem Uebel. Das Mädchen soll beten und die Zehn
Gebote kennen lernen, bevormans tanzenund singen lehrt; auch ist
es zum Nähen, Spinnen und zu jeglicher leichten Hausarbeit anzu-
halten und ihm üppige Speise zu weigern: dann erwacht seine Neu-
giernicht. Lesen ist gut und ich kann dazu rathen; doch die vom Lesen
Gelangweilte darf nicht bis gen Abend die Hände in den Schoß
legen. Die Edlen Noms schätzten unter allen vornehmen Damen
Lucretia am Höchsten, weilste öfter als alle anderen bei häuslicher
Arbeit gefehen ward. Eine Mädchenhand, die in der Küche das
Fleisch bereitet hat, dünkt mich sauberer als eine^die sichdem Tän-
zer entgegenstreckt oder gar Karten und Würfel hält." Gute Bü-
cher sind nützlich. „Wer die alte Zeit durchforscht, wird selten eine
gebildete Frau von unzüchtigem Wandel finden, hundert aber,
die nichts gelernt haben und durch die Bereitschaft, leichtfertiger
Nede zu lauschen, ins Verderben geriethen. Cornelia, die Mutter
derGracchen und selbst ein Muster der Keuschheit, gab ihrenKin-
dern, was an Wissen und Bildung des Geistes erreichbar war.
Der weise Kanzler Thomas Morus wollte.daß seine Töchter nicht
nur rein, sondern auch gebildet seien: weil nur tüchtige Kenntniß
ihnen ermögliche, standhaft auf dem Pfad der Tugend zu behar-
ren. Pallas Athene und die Mufen duldeten in ihrem Dienst nur
der Wissenschaft zugewandte Iungfrauen. Das Herz, das Weis-
heit zu erwerben strebt, wird alle Liederlichkeit hassen und sich den
leichtsinnigenund wollüstigen Gedankenverschließen.inderenBc-
reich die ausgelassenen, dem Tanz und wilden Spiel ergebenen
Mädchen leben. Nie, sagt Plutarch, wird der mit ernstem Stu-
dium beschäftigte Geist eines Weibes nach Tanzvergnügen trach-
ten. Freilich muß dieses Studium echter Weisheit dienen; muß

seinZwcck stets bleiben,ein gutes,strengkatholischesLebenzuleh-
ren. Beredsamkeit ist derFrau nicht so wichtig wie Wahrhaftigkeit
und Keuschheit. Will sie, um sich, ohne Müßiggang, zu erholen,
einmal schreiben, so dürfens nicht häßliche Lieder und schmutzige
Verse sein, sondern Stücke aus der Heiligen Schrift, Sprüche from-
mer Philosophen oder löbliche Geschichten, die das Mcnschenherz
läutern. Im Kreis kluger Männer soll die Frau schweigen und
sich so unsichtbar wie möglich machen; um zu lernen, muß sie, mit
schamhaft gesenktem Blick, lauschen. Wenn sie Etwas nicht ver-
steht, mag sie zu Haus dann den Eheherrn fragen. Die Christin
darf nur lesen, was zu Gottesfurcht erzieht. Liest sie Geschichten
von Liebe und Schlachten, saugt sie aus der Erzählung von den
verliebten Händeln Anderer das Gift der Wollust, so wäre ihr
besser, sie hätte nie lesen gelernt. Annützliche oder gar schlüpfrige
Bücher sollteNiemand inseinemHaus dulden.LancelotvomSee,
derRomanderRose,Tristan,Fierabras,Merlin,Florimond,Me-
lusine, die höchst widerwärtigen Facetten des Poggio: solche und
ähnliche vonmüßigen, unsauberen, lasterhaftenMenschen verfaßte
Büchersind zu verpönen.Welcher Nutzen, welche Freude kann aus
so tollenundwirrenLügensprießen?MädchenundFrauen müssen
die Nähe solcherBücher ängstlicher scheuen als denBiß derSchlan-
gen und Skorpione; das Gift, das diesem Papier anklebt, tötet
ihre Sittsamkeit und darf drum die Hand Einer,die in Züchten leben
will,niemals berühren.Eine rechteChristin liest nur frommeSchrif-
ten; erbaut sich an Sonn- und Feiertagen, auch wohl am Alltag,
wenn sie mit der Hausarbeit fertig ist, an dem Werk heiliger, ernster
Männer und läßt von ihnen den Geist himmelwärts wenden.
Kein unreinerWunsch darf sie je streifen. Was nützt der sauberste
Leib, wenn das Herz befleckt ist und nach Männerliebe lechzt? Nicht
in der Christenheit nur: auch bei Denen, die ohne Glauben und
Gesetz sind, stand Jungfräulichkeit immer hoch in Ehren. Nur
Jungfrauen durften im römischen Tempel der Vesta dienen; und
wurden, ihrer Keuschheit wegen, von Königen und Senatoren ehr-
fürchtig behandelt. Der Mann muß viele Tugenden erstreben;
Klugheit, Beredsamkeit, Gedächtniß, Gerechtigkeit, Kraft, Groß-
muth, Freigiebigkeit, Lebenskunst und Regentenschlauheit: das
Alles braucht er, wenn er sich auch um das Gemeinwesenkümmern
will. Einer Frau ist nichts nöthig als der sichere Besitz ihres
keuschen Schatzes; verliert sie den, so kann kein Gewinn ihn er-

setzen. Ihn zu bewahren, muß die Hauptaufgabe ihres Lebens sem
und bleiben; und er kann ihr wider ihren Willen nicht geraubt
werden. Schönheit, Reichthum, Beredsamkeit, Wissen und Rang:
Alles kann das Weib entbehren, wenn es sich keusch hält. Am
Das zu können, muß die Jungfrau sich annüchternes und mäßiges
Leben gewöhnen. Ihre Nahrung sei leicht, verdaulich, ungewürzt,
ohne allzu leckere Zuthat. ManchesMädchen, das an feine Fleisch-
speise gewöhnt war, hat sie, als die Mittel zu rechtlichem Erwerb
fehlten, draußen gesucht und dabei ihre Nnschuld verloren. Reines
Wasser sei ihr Getränk; und wenn sies mit Wein mischt, darf der
Rebensaft nur die Verdauung des Fleisches erleichtern, niemals
aber das Blut erhitzen. Für ein junges Mädchen ist Gemüse die
bekömmlichste Nahrung. Fleisch soll sie selten essen und Wein nur
trinken, wenn sie sich unpäßlich fühlt. Kaltes Wasser ziemt ihrer
reinen Jugend. Sie darf auch nicht zu lange schlafen; nicht länger
auf den Kissen ruhen, als zur Erholung ihres Körpers nöthig ist.
Noch je sich aufputzen und schminken. Für wen denn? Thut sies
zueigenemVergnügen, so iststhörichte Eitelkeit; will sie Jesus da-
mit gefallen, so ists Tollheit; sucht sie die Blicke der Männer auf
sich zu ziehen, so ist sie auf schlechtem Weg. Nur eine jämmerliche
Närrin wird durch Schminke Männer anlocken; wie soll sie dann
noch gefallen, wenn die Schminke abgewischt, durch Schweiß oder
andere Feuchtigkeit verdorben ist und die verunstaltete Haut die
Betrachter zu höhnischemLachen reizt? MitFarbe kann man sich
rothe Backen, Korallenlippen, schwarze Brauen und Wimpern und
einen schneeweißen Busen anpinseln. Das aber ist dann nur das
Werk der Lüge und Heuchelei und sollWünsche wecken, die einem
schamhaften Weib das schlimmste Aergerniß sind. Gott hat den
Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. Was rein ist, gehört
Gott; das Nachgepfuschte demTeufel. Gott hat auch nicht gewollt,
daß man zarten Kindern die Ohrläppchen durchbohre, um in die
so entstandenenLöcherspäterRinge.Steine oder Perlen zu hängen.
Hüte Dich auch, Jungfrau, vor künstlich erzeugtem Wohlgeruch!
Denn er ist Vorbote und Verkünder schamlosen Lebens. Ein reines,
anmuthiges Mädchen ist imDuftihresWesens gut aufgehoben."
In diesem TonundTempo gehtsweiter. NachdenIungfern
kommen die Ehefrauen, dann die Witwen in die Lehre. Was sie
denken und thun, erstreben und meiden sollen, wird ihnen gesagt;
von öffentlichem und häuslichem Betragen, Zä'rtlichkeitundEiit-

haltsamkeit, ehelicher undmütterlicherPflicht.Putzund Eifersucht
geredet. Und schließlich den Männern, Freiern.Verlobten, kinder-
losen Gatten, Vätern und Witwern, die lange Liste der Gewissens-
pflichten vorgelesen. Zu seiner Tochter Marguerite spricht tzerr
Pierre de Changy: „Dieses Buch habe ich aus dem Lateinischen
in unsere Sprache übertragen, auf daß Du Dir feine Lehren ein-
prägest und so Deine Tugend und guten Nuf mehrest, nicht nur in
demheirathfähigenAlter, in das Du jetzt gelangt bist, sondernauch
später, auf welcher Lebensstufe und in welchem Stande Du auch
seiest: Dir selbst und Allen, die Du zu unterweifen hast, zu Nutzen
und Frommen." Das Buch (eine ziemlich freie Bearbeitung des
Werkes von Vives) ist 1ZH2erschienen und trägt die Geistesspur sei-
nerIeit. Agrippa d'Aubigne.derprotestantischeStaatsmannund
Moralist, herunter tzeinrichvonNavarraStatthalterundAdmiral
war und sich durch das Edikt von Nantes nicht aus feinem Glauben
schrecken ließ, hat noch ein Halbjahrhundert danach seinen Töchtern
ähnliche Lehre gegeben. „DemFräuIeindesMittelstandesist,wie
ich wahrgenommen habe.Wissen und Gelehrsamkeit immer unnütz-
lich. Die nicht vom Glück Begünstigten pflegen es zu mißbrauchen,
die Glücklichen die fruchtlose Arbeit bald aufzugeben, weil, nach
dem Sprichwort, die Nachtigal zu singen aufhört, wenn sie Iunge
hat. Wo der Geist sich auf allzu hohe Gipfel hebt, da versteigt auch
das Herz sich leicht in tzochmuth; dann wird alle tzausarbeit in
ärmlicher Enge bald verachtet, der Ehemann, der nicht so viel ge-
lernt hat, über die Achsel angesehen und innere Uneinigkeit zer-
stört die Ehe."Als Mädchenerzieher stimmen Katholik und Pro-
testant überein. Lest die Heilige Schrift, sagt Changy, lest Sankt
Hieronymus und Seneca: alles Andere istEuch schädlich. Beide
hätten sicher das Wort Menanders gelobt: »Wer Weibern den
Eingang in die Literatur öffnet, thuMnrecht; er häuft neues Gift
auf die Vipernzunge." Solche Weisheit stammt aus dem stolzen
Bewußtsein männischerUeberlegenheit, das, seit es die Fessel des
Matriarchates abgestreift hat, die Frau verachtet; und läßt sich,
wiemanches Blatt der Geschichte beweist, allen Formen des Iung-
frauenkultes vereinen. Da im alten Nom (Tacitus erzählts) ein
Todesurtheil an einer Iungfrau nicht vollstreckt werden durfte,
mußte der tzenker der Tochter Sejans Gewalt anthun, ehe er sie
würgte. War das Weib, als Geschlechtswesen, im Neich derCae-
saren etwa geachtet? Nicht höher als in der frühen, asiatisch gefärb-

tenGlaubensvorstellungderIudenundChristen.DieFraugehört,
nach demNeuntenGebot, zurHabedes Mannes, hat, alsGattung-
objekt, höchstens ein einziges Recht,das auf Befruchtung, und muß,
als Verderberin, ins Dunkel gepfercht werden. Auch das Recht auf
Nachkommenschaft wird ihr erst wieder zuerkannt, als der from-
me Traum von der irdischen Vernichtung der Menschheit aus-
geträumt ist. Das Weib, spricht noch Paulus, darf niemals erzie-
hen und lehren; zu gehorchen hat es und schweigend zu dienen.
Die Kirchenväter entluden ihres Leibes Fastennoth in schrillen
Fluch. Den Augustinus und Origenes war selbst die Ehe ja nur
ein Mittel zur Stillung der Sinnenlust; und Tertullians Hun-
gerheulte auf: „ In Trauergewanden müßtest Du,Weib, inLumpen
stets einhergehen, mit Zähren bitterster Reue im Auge, dieweil
Du dem Menschengeschlecht nur Anheil gebracht hast. Du bist,
Weib, die Pforte zur Hölle. "Bossuet und Schopenhauer, Joseph,
de Maistre und Nietzsche, Tolstoi und Strindberg haben die Kir-
chenväterweisheit in sich aufgenommen und Europen zu der „un-
geheuren Vernunft des alten Asiens" zu bekehren versucht. Nnd
die vom mönchischen Geist Abgewandten, Luther,Moliere,Goethe,
Byron, das Junge Deutschland, Schleiermacher, die Sand, sind
mit ihrer fröhlichen Predigt von der Emanzipation des Fleisches
immer wieder vonden Zeloten überschrien worden. Der gute Mon-
taigne selbst, der heiterste Weise, zeigt sich in diesem Bezirk als
Asiatensprossen. Er wehrt den Frauen, von Ehre zu reden, wo es
sich uni einfache Pflichterfüllung handle; traut ihnen allerlei ge-
heime, nur durch die Furcht gezügelte Lüste zu und erinnert sie an
das ovidische Wort, nach dem die nur aus Angst Keusche schon
unkeusch geworden ist. Warum, fragt er, »wollendie Weiberiner-
borgtemGlanz leuchten und mitSchminke und künstlichemWohlge-
ruch um Männergunst werben? Nm in Liebe und Achtung ehrlich zu
leben, haben sie von der Natur genug mitbekommen; nur zu wecken
brauchten sie ihre Fähigkeiten, nur ein Bischen zu stärken. Wenn
ich sie mit Rhetorik und Logik, mit Rechtsgelehrsamkeit und an-
derem ihnen unnützlichenTandbeschäftigtsehe, kommt mir jedes-
mal der Gedanke, daß die Männer, die ihnen dazu riethen, es in
derAbsicht thaten, sie zuknechten. WilldieFrau durchausBücher
lesen, so mag sie an geschwätziger, im Versteckspiel schwelgender
Poetenkunst ein ihrem Wesen zugängliches Vergnügen finden.
Auch historische Werke können sie manchmal Nützliches lehren;.

und die Philosophen, die vom menschlichen Leben handeln, können ihr zeigen, wie die Bedingungen unseres Daseins, wie unsere Männerlaunen zu beurtheilen sind, wie einVerrath des Mannes und ein Gelüsten der Frau abzuwehren, die Lebensfreude zu verlängern, eines Dieners Nnzuverlässigkeit und eines Eheherrn Rauheit, die Last derIahre und dieKümmernißderVerrunzelung zu ertragen ist. Mehr Wissenschaft ist ihnen nicht nöthig; mehr würde ich ihnen in keinem Fall je gewähren." Dieser Gerechte hat immerhin erkannt, wie schwer dem Weib die Pflicht wird, der Männerforderungzu genügen und dem Verführer zu widerstehen. «Ich weiß nicht, ob die Heldenthaten Caesars und Alexanders höher zu preisen sind als der Entschluß eines schönenjungenMädchens, in unsererWelt schlechter Beispiele und tausendfacher Versuchung sich rein zu halten. Nichtthun ist hier eine That, die mehr Dornen ins Fleisch preßt als das aktivste Handeln. EinPanzer läßt sich leichterdurchsLebentragenalsIungfräulichkeit;siezuwahren, ist das edelste aller Gelübde, weils von allen das schwerste ist. viaboli virtus in lumbis est, sagtHieronymus." Weil er derNatur nicht gar so kirchenväterlich mißtraut, sieht er auch keinen Grund, dem Frauenauge den hüllenlosen Mannesleib zu entziehen. Die Spartanerinnen, ruft er, waren sittsamer als unsere Frauen: und sahen dennoch täglich die Männer derStadt nackt imGymnasion und achteten selbst nicht ängstlich darauf, ihre Blöße völligzu decken; ihre Tugend schützte sie, nach Platons Wort, besser als das dichteste Gewebe. Montaigne führt uns also ein gutes Streckenstück westwärts. Doch selbst ihm noch ist das Mädchen die ViraZo, das aus der Rippe desMannes gemachteWesen, das, in eng abgegrenztem Revier,ohne gefährdendeWeltkenntniß demManne zu dienen hat. Der große Skeptiker Michel Montaigne ist 1592 gestorben.

Im Kometenjahr 1910 aber bäumt sich Alldeutschland wider den Römergeist, der noch nicht sechzehnjährigen Mädchen zumuthet, über den Verlust der Jungfernschaft zu reden und reden zuhören, ssomani contra Homano8: so könnte das Rubrum dieser im Gerichtsbezirk Oeffentlicher Meinung anhängigen Sache lauten. DieRömerin der augustischen Zeit ließ ihrenTöchtern mit festenBinden dieBrüsteabschnüren;fandjedesüppiginFleischesfülleprangende Mädchen einem Faustkämpfer allzu ähnlich und nur das einer schmächtigenBinse gleichende des Gatten aus edlemHaus Werth. Sie erlaubte dcnReifenden,mitBlumenundBällen,Muscheln und

Nüssen, Knöcheln und Puppen zu spielen und den Lippen einer altenWärterinMärchen abzulauschen; hieltsie aberinvölligerNn-kenntnißallermenschlichenZustände,Triebe,Zusammenhängeund verstopfte selbst dasOhr derfrüh(oft schon im dreizehnten Lebens-jahr) Verlobten noch gegen alles den Kinderfrieden störende Welt-geräusch. Kleider und Zaumzeug, sagt Seneca, Sklaven undThiere darfIeder inNuhe prüfen, ehe er sie erwirbt; nur die Jungfrauen entzieht man dem prüfenden Blick und der Erwerber merkt dann zu spät, daß er ein dummes Gänschen oder wüthiges Truthühn-chen, ein Mädel mit krummem Rücken oder schlecht riechendem Athem heimgeführt hat. Aus der Kinderstube gings geschwind in die Ehe; gestern wurden Puppen und Spielzeug den die Kindheit schirmenden Göttern geweiht und heute band die Mutter der Braut das viereckige feuerrothe Hochzeitstuch ums Haupt. Ahnunglos sollte die Magd in die Ehe treten: und nach der ersten Nacht dann Hausverwalterin sein, Herrin sogar über das von ihr eingebrachte Vermögen. Sind wir nicht weiter? Wähnen auch wir noch, Un-wissenheit sichere die beste Bereitschaft zur Ehepflicht und jede Er-kenntniß natürlicher Funktion, jede Entschleierung des aufrecht schreitendenZweizinkenthieres müsse der innerenMagdschaft ge-fährlich werden? Dann ist Pfarrer Hofinger moderner als wir. Schade, daß wir die Aufsätze seiner Schülerinnen nicht lesen durften. Gewiß hatte frommer Eifer die Feder geführt; war, da die Adressaten des Briefes sich in der Qual eines Selbstmordpla-nes wand, an das sanfte Heilandswort aus dem Iohannisevan-gelium erinnert worden.Ob Eine der Bambergerinnen den verwe-genen Willen zum ersten Steinwurf hatte? Die hätte der Lehrer wohl ernstlich getadelt. Seine Absicht war offenbar: Tröster und Warner zu werden. „Denkst Du, Schwester, verzeihliche Sünde sei durch unverzeihliche zu sühnen? Die Abschüttelung der Lebens-last entrücke Dich, auch der Gerichtsbarkeit des in Ewigkeit All-mächtigen? LäuternsollstDu Dich, nicht mit frevler Hand Dich aus dem Sonnenbezirk jäten. Jesus und seine jungfräuliche Mutter sind willig, von aller SündenschuldDich zu lösen; doch solcheGnade wird Dem nur, der muthig entschlossen ist, gegen alle Anfechtung sich zu wahren. Kann Dein Schoß, trotz seinem Ungehorsam vor göttlichem Gebot, nicht gesegnet sein und neue heilige Pflicht ihm entkeimen?" Solches sollte das übermannte Mägdlein aus der Verzweiflung reißen. (Aus Goethes höchster, reinlichster Zelle

tönts: „Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu Dir kommen. In die Schwachheit hingerafft, sind sie schwer zu retten; wer zerreißt aus eignerKraft der Gelüste Ketten? Wie entgleitet schnell der Fuß schiefem, glat-temBoden? Wen bethört nichtBlick undGruß? Schmeichelhafter Odem?") Und das Schreckbild der una poenitentium sollte die Mädchenschaar lehren, denBrandderSinneimQuell einfältigen Glaubenszu kühlen und wachsam grobe und feine Verführung, wie Vest und Feuer, zu meiden. War dieses Beginnen unrein? Trotz dem Ietermüller wird kein Nedlicher die Frage bejahen. Nur eben Mancher meinen, an die Bedeutung des Hymens dürfe, an die Möglichkeit unerlaubter Entjungferung in der Schule niemals ge-mahnt werden. Zwar sind wir in der hüllenlosen Behandlung der Sexualien über die schämige Empfindsamkeit der vonAberglauben und Kirchenzucht gebundenen Zeiten so weit hinausgelangt, daß Antisthenes und seine auf dem kynosargischen Kampfspielplatz ver-sammelten Iünger mit uns zufrieden sein müßten; zwar wird der Kynikersatz, der alles Natürliche für schandlos erklärt, inunseren Schauhäusern,wo man.nach schwülenVerführungszenen,Männer undWeiber im selbenBett vereint sieht,und in den Kinderaugen erreichbaren Zeitungen ohne schränkende Bedingung anerkannt; wird in der Gesellschaft, auch in der nicht nur nach der Steuerstufe besteu, von ehrbaren Frauen über Sexualfragen mit einem uner-schrockenen Freimuth gesprochen, der früher kaum denkbar war; ängstetIeden.der nicht in bewußte Blindheit geflohen ist, das Ge-wimmel dertzalbjungfern, die nur die Schutzmarke der Virginität noch zu verlieren haben. Doch ins Schulgehäus darf von der Geschlechtswalstatt kein Windhauch wehen. Nur als Weib, sprach Ioseph de Maistre, kann das Weib über Seinesgleichen hinaus-wachsen; wenn es demManne nachahmt, wirds zumAffen. Wie aber wird das in Heim und Schulhaus von aller Wirklichkeit ab-geriegelte Mädchen zum Weib? Wie, wo, wann lernt es sich in seine Bestimmung einpassen, die ja nicht ist, Maschinenschreibenn, Buchhalterin, Falzerin, Germanistin oder Möbelzeichnerin zu sein, sondern, den Gattungdrang des Mannes zu stillen und eines KindesMutterzuwerden? tzütet die Lämmlein: bleibtnoch immer die tzirtenlosung. Für Unwissenheit werden die höchsten Preise gezahlt. Eine, die nicht wenigstens den Schein derAhnunglosigkeit

bis an die Schwelle des Brautgemaches rettet, wird es nie betreten.
Waare, die der Sonne ausgesetzt war, findet keinen Käufer.
Aber die Lämmlein blöken aus spöttisch gefälteltenMäulchen
himmelan und finden den angstvollenHirtengarputzig. Schon im
kurzen Meid kichern die Schulmädchen über den blinden und tau»
ben Eifer, der ihre Geschlechtsvorstellung ins Warmhaus der
Storchmär einzutreten hofft. Belauscht sie auf der Straße, im
Schlagsahnenkränzchen: sie wissen; fast Alles. Eine geschwätzige
Elster hat das Lied zu pfeifen angefangen und die Verschmitzten
haben sich nach den ersten Noten dann tastend weitergefühlt. Ir-
gendwo ist inihremGesichtskreis wohl auch „ Etwas passirt". Käthe
trifft hinter derSchuleTag vorTag heimlich einen dickenBengel,
dem einBierzipfel aus der Westentasche hängt. Lina stand hinter
der Gardine, als ihrer Schwester das Blut in die Stirn schoß, weil
der Bräutigam ihre Ohrmuschel geküßt hatte. Ernestine hat beim
Morgenkaffee, während die Eltern noch schliefen, von einem Lust-
mord gelesen. Marie Luise hat gemerkt, daß Mademoiselle.mit der
sie das Zimmer theilt, ihr von Zeit zu Zeit ein Leiden verberge,
das morgens und abends zu seltsamer tzantirung zwingt. Und
die lange Lene, die schon ein Stahlmieder tragen muß, wispert gar
von zärtlicher Annäherung des Klavierlehrers. Schauerts den
Neinen? Dünkt ihn die Vorstellung, der rothbeinige Herr Adebar
hole die Kinder aus einem von Sumpfkröten umquakten Teich
und beiße, um den Tag seiner Einkehr zum Fest zu wandeln, die
Mama ins Bein, heiliger, ehrwürdiger als die Erkenntniß, daß
in dem von Vaters zärtlicher Liebe befruchteten Mutterschoß ein
Geschwister erwuchs? Hält er die Elternpflicht, dem Kind Monate
lang durchsichtige Lügen vorzuspinnen, für eine, deren Erfüllung
den Hausfrieden fördert? Meint er im Ernst, nur die thörichteste
Täuschung über diePhysik der Geschlechtsliebe erwirke dasWer-
den einer der Gattung nützlichen Metaphysik? Was sich zieme,
mag er von edlen Frauen erfragen. Die werden antworten, daß
in den Lenztagen des aus der Wurzel ins Gezweig steigenden
Saftes sacht sich die Blüthe bildet, auch wenn kein Südwind frem-
den Samen in die Scholle fegte. Und hat er ihnen erst gesagt, wo-
vor er die Mädchenzunft bewahren will, so schütteln sie lächelnd
am Ende das Haupt. Vor grausam schmeichelnder Wahrheit, die
des Geschlechtsräthsels Schlüssel hinreicht. Eine aus Evas Blut?
Kein Mann erkannte die Frau je wie ein Weib das andere. Und

noch von den feinstenFrauen gilt derSatz.den Balzac auf die Front
seines Ehebuches schrieb: „Der boshafteste Mann wird von den
Frauen nie so schlecht sprechen, wie sie selbst von einander denken."
FastSechzehnjährige sollen nicht wissen, womit derMann sie be-
glücken, womit verderben kann? Die Mädchen lachen Euch aus.
In mancher Schule, manchem Internat ist durch unzeitge-
mäße Aufsatzthemata und unzarte Vorschrift gesündigt worden.
Protestantischen Schülerinnen braucht man, auch dicht vor der
Maturität, nicht den Vergleich zwischen Schillers Johanna und
Hebbels Judith aufzuzwingen noch zuzumuthen, daß sie, um die
verschiedene Behandlung des Amphytrionstoffes durch Plautus,
Moliere und Kleist zu beschreiben, die jungen Sinne in Hellsicht
peitschen. Der Phantasieborn kann katholischen Iüngferchen ver-
giftet werden, wenn die Lehrerin oder der Anstaltleiter ihnen
vorschreibt, wie lang ihrNachthemd und dessenAermel sein müsse,
daß ihrAuge nie im Spiegel den nackten Hals begucken, ihre Hand
nie unter die wärmende Bettdecke schlüpfen dürfe. Ausbündige
Thorheit aber wäre das Verbot, beinahe Vollreifen Mädchen von
Geschlechtsunschuld undVerführungfährniß zusprechen.Ie ernster
ihrBlick sich auf den Brennpunkt der Gattung heftet, desto schwe-
rer wirds lüderlichem Getuschel, ihr Ohr gegen die Nothsignale
nahenderIungferngefahr zu täuben. Unsere Schule verschließtsich
aller Wirklichkeit; möchte alle Leben zeugenden und drum fröh-
lichen Kräfte mit vernagelten Brettern und Stachelzäunen von
ihrem Bereich wegscheuchen. Dieses kurzsichtige Trachten hat sie
selbst so unfroh gemacht; hat bewirkt, daß die junge Menschheit,
der jeder Erwerb neuen Wissens doch aller Freuden höchste ist,
die Wissensspenderin hassen lernte und die Schulstunde wie eine
Fron, nicht wie ein Fest, heranwacht. Kann nicht jeder Tag, an
dem vor frischen, nach Erkenntniß dürstenden Augen von einem
Theilchen des Weltbildes der Schleier gezogen wird, Lehrern
und Schülern wieder zum Feiertag werden? Reißt die Pforten
auf, denen Ihr allzu lange scheu vorüberschlichet. Oeffnet dem
breiten Lichtstrom das dumpfe Gemäuer, dem die Grundfragen,
das Sehnen und Zweifeln derMenschenwesenheit auf dieDauer
doch nicht fernzuhaltensind. MeidetmehrnochalsläßlichenFehl-
tritt die Heuchelschmach, die alles sittliche Empfinden unaufhalt-
sam zerbeizt. Und weicht endlich aus dem Aberglauben, das
Lämmlein müsse sich verlaufen, wenn es die Weidegefahr kennt.

Arrhenius.*)

m neunzehnten Februar 1859 wurde Svante August Arrhenius auf Schloß Wyk in der Nähe von Upsala geboren. Sein Vater war dort als Verwalter von Wyk und des daneben belegenen Universitätbesitzes thätig. Er stammte aus einer alten landwirtschaftlichen Familie, die in Smaland (Südschweden) ansässig gewesen war; daher war auch seine Mutter Karolina (geborene Thumberg) gebürtig. Aus dem Namen des Familienhofes Arena, welcher ein Flußufer bedeutet, ist der Familienname durch die einst gebräuchliche Latinisirung entstanden. Bald nach der Geburt seines Sohnes siedelte Vater Arrhenius nach Upsala über, wo ihm die gesammte Verwaltung des Grundbesitzes der Universität übertragen worden war, so daß der Sohn die Schulen der alten Universitätstadt besuchen konnte. Er erwies sich hier als sehr früh entwickelt, so daß er als der Iüngste und einer der Besten seines Iahrganges sie 1876 verlassen konnte; insbesondere hatte er sich in Mathematik, Physik und Biologie ausgezeichnet. Eben so schnelle Forlschritte machte er auf der Universität Upsala, die er im Herbst 1876 bezogen hatte, so daß er bereits nach drei Semestern (1878) sein Kandidatenexamen ablegen konnte. Er studirte zunächst unter Cleve Chemie, beschäftigte sich aber gleichzeitig eisrig mit Mathematik und wendete sich von 1881 ab der Physik als Hauptfach zu. Da das Physikalische Institut in Upsala damals ,,zu eng" für ihn war, ging er nach dem nahen Stockholm, wo ihn Edlund freundlich aufnahm und erheblich förderte, und erwarb in schneller Folge die Grade eines Licentiaten und Doktors der Physik. Hierfür dienten die bei Edlund ausgeführten Untersuchungen über das Abklingen der galvanischen Polarisation und die „Untersuchungen über die galvanische Leitfähigkeit der Elektrolyte". Er war damals fünfundzwanzig Iahre alt. Die „Chemische Theorie der Elektrolyte" erschien im selben Iahre.

Ich werde in meinem ganzen Leben den Tag nicht vergessen, an dem ich zum ersten Male den Namen Arrhenius kennen lernte. Ich hatte damals, im Iuni 1884, an einem Tage gleichzeitig ein böses Zahngeschwür, eine niedliche Tochter und eine Abhandlung von Svante Arrhenius unter dem Titel „ötuäss sur K ooncwOtidilits äss ölsotrol^ts»" bekommen. Das war zu viel, um auf einmal damit fertig zu werden. Am Ehesten ging es mit dem Zahngeschwür; und auch das Töchterchen bewirkte keine weiteren Schwierigkeiten, da es Mutter und Kind so' gut ging, wie man es den Umständen nach erwarten konnte, und meine Rolle als Vater erst in späteren Entwickelungstadien ernsthaft zu werden brauchte. Aber die Abhandlung machte mir Kopfschmerzen und' schlaflose Stunden in der Nacht. Was darin stand, war so abweichend

*) Aus dem Werk „Die Forderung des Tages", das in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheint und den Geheimrath. Ostwald auf jedem Gebildeten zugänglichen Gebiete zeigt.

von dem Gewöhnlichen und Bekannten, daß ich zunächst geneigt war, das Ganze für Unsinn zu halten. Dann aber entdeckte ich einige Berechnungen des offenbar noch sehr jungen Verfassers (dessen Erstlingwerk es war), wo er in Bezug auf die Affinitätgrößen der Säuren zu Ergebnissen gelangt, die vollkommen mit den Daten übereinstimmten^ Hie ich auf ganz anderem Wege gefunden hatte. Und schließlich mußte ich mich nach eingehendem Studium überzeugen, daß durch diesen jungen Mann das große Problem der chemischen Verwandtschaft zwischen Säuren und Basen, dem ich ungefähr mein ganzes Leben zu widmen gedachte und von dem ich bisher in angestrengter Arbeit erst wenige Punkte aufgeklärt hatte, in viel umfassenderer und folgenreicherer Weise als von mir angegriffen und auch zum Theil schon gelöst worden war.

Man wird sich leicht vorstellen können, was für ein Durcheinander von Gefühlen eine solche Erkenntniß in einem jungen Forscher erwecken muß, der seine Zukunft erst zu machen hat nnd sich plötzlich «uf dem Felde, das er sich so recht einsam und abseits ausgesucht hatte, einem höchst energischen Mitarbeiter gegenüber sieht. Dazu kam, daß das Werk offenbare Schwächen enthielt, man also noch annehmen Zonnte, die richtigen Ergebnisse seien nur zufällig so ausgefallen. Nun: einige Tage Studium und Nachdenken überzeugten mich schließlich, daß die Sache ernst zu nehmen war.

Neben den anfechtbaren Auffassungen enthielt sie so viele und so tiefgehende neue Gedanken, daß ich mich von ihrer fundamentalen Wichtigkeit bald überzeugen konnte. Insbesondere die Ansicht, daß die früher von mir bestimmten spezifischen Affinitätkoeffizienten der Säuren und Basen in erster Annäherung der elektrischen Leitfähigkeit proportional sein müßten, konnte einer sehr viel gründlicheren Prüfung unterzogen werden, als der Verfasser jener Schrift auf Grund des vorliegenden, äußerst spärlichen Materials vermocht hatte. So geschwind wie möglich wurde mit den damals noch sehr dürftigen Mitteln des rigaer Laboratoriums ein Apparat zur Messung der elektrolytischen Leitfähigkeit nach Kohlrausch zusammengebaut. Da eine Bestellung aus Deutschland eine Verzögerung um vier bis sechs Wochen bedeutet hätte, borgte ich mir von dem rigaer Telegraphenamt einen Siemensschen Widerstandskasten, den ich, so weit es erforderlich war, kopirte, und baute mir das erste Exemplar jener einfachen Ausführungform des Leitfähigkeitapparates, die seitdem in unzähligen Wiederholungen mit (langsam ansteigenden Verbesserungen in der Bequemlichkeit des Gebrauches) für ähnliche Zwecke benutzt worden ist. Schon nach wenigen Tagen (die Ferien hatten inzwischen glücklicher Weise begonnen) konnte ich eine ausgiebige Bestätigung des Gesetzes von Arrhenius erhalten und beeilte mich, dies wichtige Ergebniß in einer kurzen Notiz durch das Iournal für praktische Chemie mitzutheilen, wo ich auf die große Wichtigkeit jener Arbeit hinwies.

Die Ferien wurden verwendet, um den merkwürdigen jungen

Mann in Upsala, wo er als Privatdozent habilitirt war, aufzusuchen, und die gegenseitige Erkennung gelang dadurch, daß Arrhenius mit meiner Abhandlung in der erhobenen Rechten den einfahrenden Zug im Bahnhof erwartete.'

Es würde zu weit führen, wenn ich schildern wollte, wie aus jener Begegnung eine Freundschaft sich entwickelt hat, die während einer langen Reihe von Iahren gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Kampfes nur immer fester geworden ist, die niemals auch nur die geringste Trübung erfahren hat und die ich als einen der werthvollsten Vestandtheile meines eigenen Lebens bezeichnen muß. Erwähnen will ich nur, daß der neue Freund im nächsten Iahr nach Riga kam, um dort mit mir zusammen die Bearbeitung des ungeheuren neuen Gebietes zu beginnen, wobei ich die Art seiner Arbeit genauer kennen lernte; später konnte ich dieses Studium seiner Psyche in Leipzig fort« setzen. Hierbei war es nun merkwürdig, zu beobachten, daß er nicht etwa, wie ich gewohnt war, Stufe um Stufe einen Punkt nach dem anderen in dem vorliegenden Problem durch eine entsprechende experi« mentelle Untersuchung aufzuklären unternahm. Er zog vielmehr vor, einen ganzen Tatsachenkomplex auf einmal ins Auge zu fassen und an ihm so lange herumzudenken, bis er ihn allseitig in Ordnung gebracht hatte. Man konnte gelegentlich auf eine Viertelstunde genau beobachten, wie er ein solches Problem vornahm und in konzentrirtester Denkarbeit auflöste. Vielleicht waren auch hier Vorbereitungstadien, etwa unbewußte, vorausgegangen. Aber die Hauptsache wurde doch sichtlich in sehr kurzer Zeit ausgeführt.

Für Arrhenius' äußeres Schicksal war diese Reise nicht ganz ohne Bedeutung. Er hatte seine Habilitation an der Universität Upsala be« trieben, war dabei aber auf Schwierigkeiten gestoßen, da man die von ihm vertretenen wissenschaftlichen Ansichten als sehr heterodox ansah und die Universität sich zu kompromittiren fürchtete, wenn sie einem solchen wilden Manne offizielle Unterkunft gewährte. Da mein Name schon bekannt geworden war (durch eine Anzahl von Arbeiten auf jenem Gebiete, das damals so einsam lag, daß jeder Einzelne bemerkt wurde, der sich dahin begab und dort arbeitete) und ich meine Meinung über die fragliche Leistung öffentlich in unzweideutigster Weise festgelegt hatte, so entstand dadurch für jene Vorsichtigen nicht nur eine Entlastung der eigenen Verantwortlichkeit, sondern vielleicht sogar Etwas wie die entgegengesetzte Besorgniß, einen Tadel über die Hemmung eines jugendlichen Genies zn provoziren. Iedenfalls wurde nun der Habilitation kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt; sehr viel später aber schrieb mir Arrhenius: „Ohne Deinen damaligen Besuch wäre es nicht gegangen." Wie fremdartig die neuen Gedanken des jungen Physikers auf die führenden Chemiker jener Zeit wirkten, er« wies sich noch vielfach in den nächsten Iahren, zumal nachdem noch die Theorie der Dissoziation dazugekommen war, von der damals erst die Keime bestanden. Mir ist noch die Szene im Chemischen Labor«-

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Mann in Upsala, wo er als Privatdozent habilitirt war, aufzusuchen, und die gegenseitige Erkennung gelang dadurch, daß Arrhenius mit meiner Abhandlung in der erhobenen Rechten den einfahrenden Zug im Bahnhof erwartete.'

Es würde zu weit führen, wenn ich schildern wollte, wie aus jener Begegnung eine Freundschaft sich entwickelt hat, die während einer langen Reihe von Iahren gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Kampfes nur immer fester geworden ist, die niemals auch nur die geringste Trübung erfahren hat und die ich als einen der werthvollsten Vestandtheile meines eigenen Lebens bezeichnen muß. Erwähnen will ich nur, daß der neue Freund im nächsten Iahr nach Riga kam, um dort mit mir zusammen die Bearbeitung des ungeheuren neuen Gebietes zu beginnen, wobei ich die Art seiner Arbeit genauer kennen lernte; später konnte ich dieses Studium seiner Psyche in Leipzig fortsetzen. Hierbei war es nun merkwürdig, zu beobachten, daß er nicht etwa, wie ich gewohnt war, Stufe um Stufe einen Punkt nach dem anderen in dem vorliegenden Problem durch eine entsprechende experimentelle Untersuchung aufzuklären unternahm. Er zog vielmehr vor, einen ganzen Tatsachenkomplex auf einmal ins Auge zu fassen und an ihm so lange herumzudenken, bis er ihn allseitig in Ordnung gebracht hatte. Man konnte gelegentlich auf eine Viertelstunde genau beobachten, wie er ein solches Problem vornahm und in konzentrirtester Denkarbeit auflöste. Vielleicht waren auch hier Vorbereitungstadien, etwa unbewußte, vorausgegangen. Aber die Hauptsache wurde doch sichtlich in sehr kurzer Zeit ausgeführt.

Für Arrhenius' äußeres Schicksal war diese Reise nicht ganz ohne Bedeutung. Er hatte seine Habilitation an der Universität Upsala betrieben, war dabei aber auf Schwierigkeiten gestoßen, da man die von ihm vertretenen wissenschaftlichen Ansichten als sehr heterodox ansah und die Universität sich zu kompromittiren fürchtete, wenn sie einem solchen wilden Manne offizielle Unterkunft gewährte. Da mein Name schon bekannt geworden war (durch eine Anzahl von Arbeiten auf jenem Gebiete, das damals so einsam lag, daß jeder Einzelne bemerkt wurde, der sich dahin begab und dort arbeitete) und ich meine Meinung über die fragliche Leistung öffentlich in unzweideutigster Weise festgelegt hatte, so entstand dadurch für jene Vorsichtigen nicht nur eine Entlastung der eigenen Verantwortlichkeit, sondern vielleicht sogar Etwas wie die entgegengesetzte Besorgniß, einen Tadel über die Hemmung eines jugendlichen Genies zn provoziren. Iedenfalls wurde nun der Habilitation kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt; sehr viel später aber schrieb mir Arrhenius: „Ohne Deinen damaligen Besuch wäre es nicht gegangen." Wie fremdartig die neuen Gedanken des jungen Physikers auf die führenden Chemiker jener Zeit wirkten, erwies sich noch vielfach in den nächsten Iahren, zumal nachdem noch die Theorie der Dissoziation dazugekommen war, von der damals erst die Keime bestanden. Mir ist noch die Szene im Chemischen Labor«-

torium zu Uysala vor Augen, wo der Chef, selbst ein hochbedeutender Chemiker, mich entsetzt fragte, indem er auf ein Becherglas mit einer wässerigen Lösung hinzeigte: „Und Sie glauben auch, daß dort die Natriumatome nur so herumschwimmen?" Und als ich bejahte, fiel auf mich ein schneller Blick, der einen aufrichtigen Zweifel an meiner chemischen Vernünftigkeit zum unbewußten Ausdruck brachte. Das hinderte den verehrten älteren Kollegen nicht, uns Beide mit echt schwebischer Gastfreundschaft zu empfangen und später das Seine zu thun, um die Schwierigkeiten der Habilitation beseitigen zu helfen.

In langen Gesprächen schmiedeten wir damals wissenschaftliche Pläne, um das neue Feld so schnell und erfolgreich wie möglich zu beackern. Da mir von dem Verwaltungrath des rigaschen Polytechnikums, an dem ich damals lehrte, in dankenswerthester Weise ausreichende Mittel für experimentelle Arbeiten zur Verfügung gestellt worden waren, so einigten wir uns bald, daß Arrhenius seine Forschungen in Riga fortsetzen solle. Wir trafen uns einige Wochen später in Deutschland auf der Naturforscherversammlung in Magdeburg und beabsichtigten, gemeinsam nach Riga zu reisen. Da wurde Arrhenius durch die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters plötzlich heimgerufen. Die Sorge erwies sich nur als zu begründet, denn der Tod trat im Frühling 1885 ein. Nachdem fast ein Iahr durch die hieraus entstandenen Familiensorgen verbraucht worden war, konnte Arrhenius endlich den Plan, nach Riga zu kommen, ausführen, wo ich inzwischen ihm in neuerbauten Räumen ein bequemes und zweckgemäßes Arbeiten sichern konnte. Am Anfang des Iahres 1886 traf er ein, nachdem er durch die Vermittelung seines treuen Lehrers Edlund ein ausgiebiges Reisestipendium von der Schwedischen Akademie erhalten hatte. Und nun begannen Zeiten gemeinsamer Arbeit, deren Reiz und Gehalt nur in der Iugend erlebt werden kann.

Wir unternahmen nicht zusammen die selbe Arbeit, sondern Ieder von uns ging seinen Weg (der dem des Anderen allerdings nah genug lag). Wir theilten das genügend große Zimmer meines Privatlaboratoriums und konnten dort ausreichend sowohl experimentiren wie diskutiren. Neutralsalzwirkungen, innere Reibung, elektrischeLeitfähigkeit usw. waren im Gange. Auch verkehrte Arrhenius viel in meinem Haus und in dem meiner Angehörigen und schon damals kam seine ungewöhnliche Fähigkeit, sich überall durch sein sonniges Wesen Freunde zu gewinnen, glänzend zur Geltung. Winter, Frühling und Sommer wurden bis zur Erschöpfung durchgearbeitet. Dann trennten wir uns vorläufig; er setzte seine Reise nach Süddeutschland fort und ich ging nach Rügen, um mich zu erholen.

Die wissenschaftlichenWanderjahreführtenArrhenius nach Würzburg zu Kohlrausch, nach Graz zu Boltzmann, nach Amsterdam zu Van't Hoff und dann wieder zu mir zurück, der ich inzwischen (Herbst 1887) nach Leipzig übergesiedelt war. Während dieser Zeit (Anfang 1887) entstand der Gedanke der elektrolytischen Dissoziation, der die in

der Doktordissertation begonnene Ideenreihe zum erfolgreichen Abschlich brachte und unter Arrhenius' vielen Leistungen wohl als die bedeutendste'und erfolgreichste angesehen werden mufz. Zuerst wurde sie der Oeffentlichkeit in einem Brief an Oliver Lodge, den Vorsitzenden des damals von der LritisK ^,ssooisti«u ernannten Llsetrol^sis O«m' mittse, den Dieser abdrucken ließ, bekannt; gegen Ende des selben Iahres erfolgte die Veröffentlichung der ausführlichen Arbeit in der Zeitschrift für physikalische Chemie, deren ersten Band sie ziert.*)

Die Veröffentlichung der Theorie der elektrolytischen Dissoziation fiel in eine günstige Zeit. Die Aufmerksamkeit war von mehreren Seiten, insbesondere durch das Meßverfahren von Kohlrausch, auf die Erscheinungen der elektrolytischen Leitung gelenkt worden; auch begann Van't Hoffs Theorie des osmotischen Druckes, die kurz vorher publizirt worden war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken. In dieser Theorie war damals der irrationale Koeffizient i in der Gleichung pv — iR? noch stehen geblieben, dessen Deutung Schwierigkeiten gemacht hatte. Während seiner Arbeiten bei Van't Hoff in Amsterdam erkannte Arrhenius, wie durch die Auffassung dieses Koeffizienten als eines Dissoziation-Koeffizienten die vorhandenen Schwierigkeiten beseitigt werden können, denn das i trat nur bei Elektrolyten auf und war dort stets größer als Eins. Der Nachweis mit der Hilfe der von Arrhenius ergänzten und zum Theil auch berichtigten Gefrierpunktserniedrigungen von Raoult, dessen Molekulargewichtsbestimmungen an Lösungen eben damals auch dem präparativen Chemiker ein weitreichendes Mittel der Forschung in die Hand gegeben hatte, daß sich unter Annahme einer Dissoziation in Ionen sowohl das i wie die Gefrierpunktsanomalie der elektrolytischen Lösungen erklären und auf einander beziehen läßt, bildet den Hauptinhalt der grundlegenden Abhandlung von 1867; außerdem enthielt sie noch den Hinweis auf die allgemeine additive Beschaffenheit der Eigenschaften solcher Lösungen.

*) Hier ist vielleicht der Ort, einen Irrthum zu berichtigen, der sich in die geschichtliche Darstellung dieser Verhältnisse eingeschlichen hat. Auf Grund der in meiner Magisterdissertation zehn Iahre früher aufgestellten These: „Das Wasser zersetzt alle Salze", haben wohlwollende Beurteiler mich als Vorgänger in der Entdeckung der elektrolytischen Dissoziation-Theorie bezeichnen wollen. Ich darf diesen Ruhm leider nicht in Anspruch nehmen, denn wenn mir aus den damals von mir studirten Eigenschaften der Salzlösungen auch die allgemeine Nothwendigkeit jenes Satzes klar geworden war, so war ich doch außer Stande gewesen, das Postulat zu einer Theorie zu gestalten, wie es Arrhenius gethan hat. Auch war während unserer gemeinsamen Arbeit in Riga von der elektrolytischen Dissoziation noch nicht die Rede gewesen; dieser Gedanke ist Arrhenius, wenn ich nicht irre, erst während seines Aufenthaltes in Würzburg gekommen. Dies ergiebt sich auch aus den Daten: 1886 im Spätsommer verließ er Riga, während die erste Mittheilung der Theorie im Frühling 1887 erfolgte.

Rechnet man hierzu noch die Anfang 1887 erfolgte Gründung der Zeitschrift für physikalische Chemie und die Erneuerung des Physikalisch-Chemischen Instituts in Leipzig unter jugendfrischer Leitung, so erkennt man eine ganze Reihe günstiger Bedingungen, die zusammenwirkten und die Durchsetzung der neuen Ideen mit einer für eine so grundstürzende Sache höchst erstaunlichen Geschwindigkeit ermöglichten. Natürlich hat es an Widerständen nicht gefehlt, die, wie immer in solchen Fällen, von den älteren Herren in der Wissenschaft, und Denen, die sich ihnen eng anzuschließen gewöhnt waren, ausgingen. Aber sie traten nur selten an die Oeffentlichkeit und ließen sich überwinden oder ertragen. Auch fehlte es nicht an Anerkennungen und Erfolgen.

Als wichtigster Faktor für den Erfolg muß allerdings die beispiellose Fruchtbarkeit des neuen Gedankens angesehen werden. In fast athemraubender Fülle erschienen in den nächsten Iahren die Arbeiten, in denen neue Seiten des Grundgedankens fruchtbar gemacht und zur zahlenmäßigen Aufklärung altbekannter aber unbegriffen gebliebener Erscheinungen verwendet wurden. Die Anwendung des Massenwirkungsgesetzes auf die Gleichgewichte der Ionen brachte zunächst das „Verdünnungsgesetz", welches das Verhalten der Elektrolyte bei der Verdünnung darstellt. In höchst feinsinniger und fruchtbarer Weise hat dann alsbald Arrhenius in seiner Theorie der isohydrischen Lösungen das Problem des chemischen Gleichgewichtes der Elektrolyte durchgearbeitet. Anwendungen auf die Theorie der galvanischen Kette, der analytischen Reaktionen, der Löslichkeit der Gase und noch viele andere folgten schnell auf einander; und kaum war, vielleicht von einem mißgünstigen Gegner, ein Problem gestellt, so fand es auch seine Lösung.

Für Arrhenius war Dies äußerlich wie innerlich eine höchst wichtige Thatsache. Aeußerlich insofern, als der große Erfolg ihm erleichterte, seine Lebensstellung so zu finden und zu gestalten, wie sie seinen wissenschaftlichen und persönlichen Bedürfnissen entprach. Innerlich insofern, als ihm der größte Theil der verzehrenden Kämpfe erspart blieb, die sonst ein Entdecker zu ertragen hat, der zahllose altehrwürdige Anschauungen angreifen muß und dadurch zunächst das unwillige Erstaunen und weiterhin die aktive Gegenwirkung Derer zu ertragen hat, die sich bisher in diesen Anschauungen wohlgefühlt und sie als unerschütterliche Ergebnisse der Wissenschaft ihren Hörern und Lesern vorgetragen hatten, Hierdurch wurde ihm möglich, den größten Theil seiner Energien aus den außerordentlichen Anstrengungen einer solchen jugendlichen Meisterleistung zu retten und sie für merkwürdige und vielseitige Forschungen auf anderen Gebieten aufzusparen.

Als erster äußerer Erfolg kam nach kaum zurückgelegten Wanderjahren, während deren Arrhenius sogar zeitweilig Assistent am leipziger Physikalisch-Chemischen Institut gewesen war, im Iahr 1891 eine Berufung nach Gießen. Arrhenius nahm sie nicht an und brachte Liebigs Universität dadurch um den Ruhm, innerhalb eines Iahrhunderts zweimal einen führenden Mann der Chemischen Wissenschaft

den Ihrigen nennen zu dürfen. In der selben Zeit wurde nämlich Ar-
rhenius an der vor kurzem gegründeten stockholmer Hochschule die Stel-"
lung eines Lehrers der Physik angetragen, die er der Thätigkeit im
Ausland vorzog. Allerdings entstanden noch einmal Schwierigkeiten,
als die Lehrerstelle später mit den inzwischen beschafften Mitteln in
eine Ordentliche Professur umgewandelt werden sollte. Denn bei der
Bewerbung traten andere Kandidaten in den Vordergrund, die nicht
ohne Verdienste waren, wenn sich auch ihre Leistungen nicht mit denen
von Arrhenius vergleichen ließen, und erst unter der Beeinflussung
durch ausländische Freunde und Forscher, die seinem Arbeitgebiet nah
standen und die Bedeutung seiner Entdeckungen daher lebhafter em-
pfanden als die wissenschaftlich Fernen, wurde schließlich die Wahl auf
Arrhenius gelenkt.

An der Hochschule entfaltete Arrhenius alsbald eine sehr lebhafte
organisatorische Thätigkeit, die so sehr von dem schnell erworbenen
Vertrauen seiner Kollegen getragen war, daß er 1897 zum Rektor ge-
wählt und nach Ablauf der zweijährigen Amtsperiode noch zweimal
mit dem selben Amt betraut wurde, bis er endlich weitere Wieder-
wahlen im Interesse seiner wissenschaftlichen Arbeiten ablehnen mußte.

Um gleich Arrhenius' äußere Lebensschicksale zu Ende zu erzäh-
len, sei erwähnt, daß Althoff, damals der eigentliche Leiter des preußi-
schen wissenschaftlichen Unterrichtswesens, Arrhenius 19S5 den Antrag
machte, als Akademiker nach Berlin überzusiedeln. Dies war der An-
laß, der bewirkte, daß Arrhenius von der Verwaltung der Nobel-Stif-
tung zum Direktor des Physikalischen Institutes dieser Stiftung be-
rufen wurde. Als Solcher hat er, nachdem inzwischen noch das eigene
Gebäude dieses Institutes nebst Amtswohnung nach seinen Angaben
erbaut worden ist, eine äußere Stellung erreicht, die in persönlicher
wie wissenschaftlicher Beziehung nichts Wesentliches mehr zu wünschen
übrig läßt und seinem Land wie der ganzen Welt die Sicherheit giebt,
daß diese einzigartige Energie nicht vergeudet wird, wie es früher sehr
oft zu geschehen pflegte, sondern ihre Leistungen mit dem bestmöglichen
Güteverhältniß ausführen kann.

Wir verließen die wissenschaftliche Arbeit des dreißigjährigen
Forschers an der Stelle, wo sich der Grundgedanke der elektrolytischen
Dissoziation der Hauptsache nach durchgesetzt hatte und ein schnell wach-
sender Kreis jugendlich begeisterter Mitarbeiter das Herrschaftgebiet
des neuen Gedankens fast von Tag zu Tag erweiterte. Unter solchen
Umständen gewinnt eine wissenschaftliche Idee sehr bald ein eigenes
Leben und man macht sich von der unmittelbaren väterlichen Gewalt
ihres Erzeugers unabhängig. Von Zeit zu Zeit mußte er ihr noch den
Weg gegen Angriffe vereinter Forscher freimachen oder solchen, die sich
nicht die Mühe genommen hatten, in den Sinn der neuen Auffassung
einzudringen, auf die rechte Spur helfen; aber es war doch im Ganzen
mehr eine vergnügliche Thätigkeit als ein verdrießlicher Kamps. Als
Beispiel aus dieser Periode kann die Versammlung der LritisK ^,sso'

Mtiou genannt werden, die im Iahr 1890 in Leeds stattfand und auf
der die Theorie der Lösungen verhandelt wurde. Es bestand von früher
her ein Komitee dafür, in dem gewisse heimische Ansichten ganz im
Vordergrund standen, und Arrhenius, Van't Hoff und ich wurden ein-
geladen, an den bevorstehenden Diskussionen teilzunehmen. Ich glaube,
unseren Gastfreunden nicht Unrecht zu thun, wenn ich annehme, daß
diese Einladung zunächst in der wohlwollenden Absicht erfolgt war,
uns gründlich davon zu überzeugen; daß wir auf dem Holzweg seien,
und uns nach erfolgter Belehrung mit der Hoffnung auf baldige Besse-
rung zu entlassen. Auch kamen in den ersten Tagen nur unsere Geg-
ner zum Wort und an dem darauffolgenden Sonntag sah es aus, als
wären wir bereits wissenschaftlich totgemacht. Als dann aber, nachdem
inzwischen die persönliche Rede und Gegenrede mit regstem Eifer be-
trieben worden war, am Montag die Vertreter der modernen Ansichten
zu Gehör kamen, wendete sich das Blatt sehr bald und wir durften in
Frieden und nicht ohne Triumph die Gastfreunde verlassen. Sehr
werthvolle Sekundantendienste erwies uns William Ramsay, dessen
außerordentliche Begabung damals nur Wenigen bekannt war, der
aber, wie seitdem immer, durch seine Persönlichkeit unmittelbar wirkte.
Man darf behaupten, daß die sehr schnelle Aufnahme, welche die neuen
chemischen Ansichten trotz manchem zähen Widerstand bei unseren sonst
gegen Fremdes so konservativen Vettern fanden, auf diese persönlichen
Bethätigungen zurückzuführen ist. Die französischen Chemiker sind
damals dem Beispiel ihrer englischen Fachgenossen nicht gefolgt und
haben, statt die Angelegenheit in mündlicher Verhandlung zu klären,
sie einfach abgelehnt. So ist es denn auch gekommen, daß sie auf dem
Gebiet dieser Forschungen im Rückstand blieben und bis heute den
Porsprung der Deutschen und Engländer noch nicht eingeholt haben.
Im Iahr 1895 veröffentlichte Arrhenius mit Ekholm eine Arbeit
über den Einfluß des Mondes auf den elektrischen Zustand der Erde,
im folgenden Iahr eine Abhandlung über den Einfluß des Kohlen-
säuregehaltes der Luft auf die Temperatur der Erde. 1898 erscheint,
auch mit Ekholms Hilfe, „Ueber den Einfluß des Mondes auf die Po-
larlichter und die Gewitter" und „Ueber die nahezu sechsundzwanzig-
tägige Periode der Polarlichter uud der Gewitter" und die merkwür-
dige, von ihm allein gezeichnete Studie „Die Einwirkung kosmischer
Einflüsse auf die physiologischen Verhältnisse", die von den Forschern
der letzten Iahre, die sich mit den periodischen Erscheinungen beim
Menschen beschäftigt haben, ganz übersehen scheint. Dann folgen Ab-
handlungen über die Ursache des Nordlichtes, über Physik des Vul-
kanismus und andere aus ähnlichen Gebieten; 1905 überrascht er die
wissenschaftliche Welt mit seinem zweibändigen Lehrbuch der kosmischen
Physik. Die Wirkung, die dieses Werk auf die Fachleute übte, war der
zunächst durch die Dissoziation-Theorie geschaffenen sehr ähnlich. Man
war bereit, die Originalität und Freiheit der vielen neuen Gedanken
zuzugeben, die Arrhenius' Fragen nach der Beschaffenheit und der

Entstehung der Weltkörper stellen und beantworten ließen, konnte sich aber noch nicht entschließen, sie als richtig anzuerkennen. Ich bin in keiner Weise befähigt oder berechtigt, ein sachliches Urlheil über diese Dinge zu fällen. Aber aus allgemeinen Gründen möchte ich vermüthen, daß im Lauf der Zeit immer mehr von Dem, was Arrhenius dargelegt hat, durchdringen und als erwiesen gelten wird. .'

In seinem „Werden der Welten" finden wir die allgemeinsten Ansichten, zu denen er bei der Prüfung der Entstehungsgeschichte der Erde und der anderen Weltkörper gelangt ist, in anschaulichster und lebendigster Weise dargestellt. Dieses Werk wird vermuthlich das bleiben, aus dem sich die weiteren Kreise der Wissenschaftgenossen und der an der Wissenschaft Interessirten ihre Anschauungen von dem wissenschaftlichen Habitus unsers Forschers bilden werden, und man wird wohl sagen dürfen, daß dieses Bild ziemlich richtig sein wird. Die hervortretendsten Züge in Arrhenius' ganzer wissenschaftlicher Laufbahn, die Unabhängigkeit, die erstaunliche Freiheit des Denkens und die Fähigkeit, weit auseinanderliegende Thatsachen unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu erschauen, verbunden mit der auszeichnenden Einfachheit und umfassenden Beschaffenheit der Ergebnisse, die den Meister ersten Ranges kennzeichnet, sind hier deutlich erkennbar.

Noch ein anderes Gebiet von größter Wichtigkeit hat Arrhenius in dieser späteren Periode seiner Arbeit betreten: das der Serumtherapie und der verwandten Erscheinungen. Während der geniale Experimentator Ehrlich für die Deutung der von ihm entdeckten eben so wichtigen wie mannichfachen Erscheinungen keine anderen Denkmittel zur Verfügung hatte als die schematischen Bilder der Strukturchemie, die sich bekanntlich überall unzulänglich erwiesen hat, um für quantitative Abstufungen einen Ausdruck zu bilden, zeigte Arrhenius, daß es sich hier um unvollkommene Bindungen und von der Konzentration abhängige Gleichgewichte handelt, welche eine große Aehnlichkeit mit denen besitzen, die zwischen schwachen Säuren und Basen bestehen.

Trotz der außerordentlichen Spezialisirung der Wissenschaft begnügen sich heute die führenden Forscher nur noch selten damit, ein einziges, eng begrenztes Gebiet zu bearbeiten, ja, auch nur sich im Rahmen einer einzigen der traditionellen Wissenschaftabteilungen zu halten, wie sie durch das Bestehen entsprechender Lehrstühle an den Universitäten gekennzeichnet sind. Die großen synthetischen Faktoren der Wissenschaft sind wieder in den Vordergrund getreten: und so sehen wir Arrhenius in gleichem Maße schöpferisch und nene Bahnen öffnend in der Chemie und in der Meteorologie, in der Astronomie und in der Medizin sich bethätigen. Die Kosmologie hat ihn zu geschichtlichen Studien veranlaßt und auch dem unwiderstehlichen Drang nach naturphilosophischer (oder sagen wir unverfänglicher: wissenschaftstheoretischer) Allgemeinbetrachtung, der unsere Zeit in dieser Richtung vor Allem kennzeichnet, hat er sich hingegeben. So bestätigt er uns den Satz, daß die frühzeitige Durchsetzung des großen Neuen, das der

führende Geist der Welt gebracht hat, daß die bald eintretende Beziehung zu begeisterten Schülern und Mitarbeitern, welche einen,Theil der Durchführungarbeit auf ihre Schultern nehmen und vor allen Dingen durch ihre sympathische Umgebung den schöpferischen Organismus während seiner angestrengtesten Periode vor vorzeitiger Erschöpfung behüten helfen, daß alle diese äußeren und inneren Er« leichterungen des „großen Werkes" wirklich auch dahin wirken, dessen gefährliche Rückwirkungen auf den erzeugenden Organismus zu vermindern und ihm die zu weiteren Schöpfungen erforderliche Energie zu erhalten. Der ausgedehnte internationale Kreis von Freunden und Schülern, der sich zu Arrhenius' Iubelfeier um ihn versammelte, legt ein Zeugniß dafür ab, wie sehr es unserem Freunde gegeben war, auch von Angesicht zu Angesicht zu wirken und überall dort, wo er geweilt hat, die lebhafteste Erinnerung zu hinterlassen.

Und damit kommen wir auf eine andere Seite von Arrhenius' Persönlichkeit, in der er sich auch als Vorläufer einer neuen Zeit bethätigt. Er ist durchaus ein internationaler Gelehrter, ein Forscher, der persönlich eben so heimisch in Deutschland und England, in Amerika und Frankreich, in Rußland und Holland ist wie in seinem Vaterland. Von Arrhenius habe ich vor zwanzig und mehr Iahren zuerst gelernt, wie man in der fremden Sprache einen großen Theil der Grammatik (die ja ohnehin nur eine Angewohnheit und meist sogar eine schlechte ist) durch Muth ersetzen kann und auf solche Weise sichere Wirkungen erzielt. Seine Lebensführung erinnert an die großen internationalen Gelehrten des sechzehnten Iahrhunderts und seine außerordentliche Fähigkeit, sich in fröhlicher Geselligkeit die neuen Kreise nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen zu gewinnen, bewirkt, daß überall die Augen aufleuchten und die Gesichter sich verklären, wenn sein Name später wieder einmal genannt wird.

So sehen wir ein Forscherleben vor uns, das in seltenem Maße auch von persönlichem Glück erfüllt war und ist. An mancherlei persönlichem Leid hat es nicht gefehlt. Aber er hat es mit der heiteren Frische zu überwinden gewußt, die den Grundzug seines Wesens bildet, und die riesigen Mengen geistiger Energie, die ihn zu seinen Forschungen und Entdeckungen befähigt haben, haben sich auch segenreich bethätigt, wo es sich um die Ueberwindung von Krankheit und Kummer handelte. Und wenn wir ihn jetzt auf der Höhe des Lebens begrüßen, wo ihn die höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen unserer Zeit als einen ihrer Besten kenntlich machen, wo seine äußeren und wissenschaftlichen Verhältnisse ihm nach allen Richtungen Das gewähren, wonach das Herz des Forschers verlangen mag, so wissen wir, daß es kaum je einen Entdecker gegeben hat, dem Iedermann, mag er auch nur einmal mit ihm in Berührung gekommen sein, das wohlverdiente Glück so von Herzen gönnt.

Großbothen. Professor Dr. Wilhelm O st w ald.

Anzeigen.

Sie ZVeltwanöerer. Romandichtung in drei Büchern. Wilhelm Baenschs Verlag in Dresden. 7 Mark.

Als ich in dieser Zeitschrift die Entstehungsgeschichte meines Romans „Die Hügelmühle" erzählte, mußte ich damit bis zu meinen Iugendjahren zurückgehen. Aus einer Notiz zu meiner Romandichtung „Der Weltwanderer" ist zu ersehen, daß diese Arbeit fast neun Iahre zurückreicht. Warum ich Dies hervorhebe? Gewiß nicht zur Anempfehlung; denn oft ist das am Schnellsten Gemachte das Beste. Wohl aber zur Selbstvertheidigung. Wenn man nämlich im Iuni einen Roman von großem Umfang (für unsere kurzathmigen Zeiten) erscheinen läßt und im November einen anderen von noch größerem Volumen, dann bedarf es vielleicht einer Rechtfertigung. Füge ich nun aber hinzu, daß mein drittletztes Buch „Das Weib des Vollendeten" zwölf Iahre vor seinem Erscheinen entworfen wurde, dann wird man mir wohl zugeben, daß es mit meiner Vielschreiberei nicht so schlimm ist, wie es aussieht. Und zur Empfehlung des Werkes? Ich wüßte nichts. Wenn ich sagen würde, daß ich es für das reichste meiner Dichtung halte, so könnte Das eine diskreditirende Wirkung üben. Denn es ist ein Dogma, daß Dichter kein Urtheil über ihre eigenen Werke haben und sogar ihre schwächsten Kinder am Meisten lieben. Das will ich also nicht gesagt haben. Wäre es möglich, die Handlung auf einer halben Seite wiederzugeben, so könnte Das vielleicht als Empfehlung dienen. Es ist nicht möglich. Hier kann nur gesagt werden, daß diese Handlung auf der Wiedergeburtlehre aufgebaut ist: die selben Personen (dem inneren Charakter nach) treten im Alterthum und in der Gegenwart auf; in den dreißiger Iahren des vorigen Iahrhunderts, da ich einen Freund Lord Byrons zu meinem Helden erkoren habe. Dies ist nun allerdings nichts Neues. Vielmehr scheint mir in der englischen Literatur dieses jungen Iahrhunderts der Wiedergeburtroman in der Modeströmung zu sein. Dabei ist mir aufgefallen, daß keiner von den mir bekannten (alle später als mein Entwurf) in Indien spielt, sondern daß Egypten, wo der Gedanke nie vorherrschend war, das bevorzugte Land ist. Daß bei mir das Problem in seinen echten heimathlichen Boden eingepflanzt ist, mag mit ein Grund sein, warum seine Durchführung tiefer und ernster ausgefallen ist als sonstwo; in einem gewissen Sinn darf man also sagen, daß dieser Gedanke, einer der wenigen Grundgedanken der Menschheit und einer, der eine ganze Reihe der hellsten und schärfsten deutschen Geister andauernd beschäftigt hat, hier zum ersten Mal wirklich künstlerisch gestaltet worden ist, nachdem sonst mehr nur damit gespielt worden war. Damit ist ja über den eigentlich dichterischen Werth noch nichts gesagt. Darüber kann ich ja auch, nach dem erwähnten Dogma, nichts Glaubwürdiges sagen. Der Leser muß sich eben selbst sein Urtheil bilden. Ich schließe mit dem Pan?atantram-Waidspruch, den ich auf die Rückseite meiner offen stehenden indischen Prachtthür

gesetzt habe (eines Theils des reichen Schmuckes, der mein Buch ziert): „Wird sie wohl in die Hand eines braven Mannes gelangen? Wird sie ihn wohl erfreuen? Wird sie wohl fehlerfrei sein? Also härmt sich ja ein Dichter über eine Erzählung ab, sobald sie zur Welt gekommen ist, als wenn es eine Tochter wäre."

Dresden. Karl Gjellerup.

«

K. Z' 2lowalen>skij: wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. Psychiatrische Studien aus der Geschichte. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau O. Gmelin.

Das Buch enthält die Biographien zweier russischen Kaiser, Peters des Dritten und Pauls des Ersten, wie sie bisher, vom psychiatrischen Standpunkt aus, noch niemals veröffentlicht worden sind. Der bekannte russische Psychiater Kowalewskij hat hier auch den Lebenslauf des geisteskranken Königs Ludwig von Bayern von seinem Standpunkt aus so ausführlich und anschaulich dargestellt, daß auch diese Biagraphie als eine bedeutende wissenschaftliche Arbeit bezeichnet werden kann. Die psychiatrischen Studien über Nebukadnezar und Saul und deren Geisteskrankheiten sind nicht minder lesenswerth.

München. Wilhelm Henckel.

Marie Hoff: Drei Jahre im weiberzuchthaus. — Neun Monate in Untersuchunghast. Heinrich Minden in Dresden. Jeder Band kostet 3 Mark.

Der Band „Drei Iahre im Weiberzuchthaus" ist schnell in sechstausend Exemplaren verbreitet worden. Außer zahlreichen Literaturkritikern nahmen auch angesehene Iuristen das Wort, um die Schrift als sachlich und dankenswerth anzuerkennen. Ein sehr bekannter Staatsanwalt unterzog sich der Mühe, die Akten der Strafthat Marie Hoffs nachzuprüfen und einen mehrspaltigen Artikel zu veröffentlichen, der mit Worten ungewöhnlich warmen Lobes für Marie Hoff schließt. Karl Ientsch wünschte dem kleinen Werk dreihunderttausend Käufer. Marie Hoff ist ein Pseudonym. Warum die Verfasserin ein solches gewählt hat, erklärt sie in dem Vorwort; und sagt dann: „Sollte indessen Iemand aus irgendeinem Grunde Interesse daran haben, sich eingehender zu orientiren, so wird die Verlagshandlung auf Wunsch die Güte haben, die nöthige Auskunft zu geben. Ich selbst aber werde jedem Anfragenden gern Rede und Antwort stehen." Viele Briefe liefen danach bei mir ein. Ich sandte sie an die Verfasserin, erhielt sie aber mit der Bitte, sie selbst zu lesen, zurück. Dabei fand ich mehrmals den Wunsch ausgesprochen, Marie Hoff möge auch ihre Erfahrungen aus der Untersuchunghaft veröffentlichen. Diesen Anregungen verdankt das zweite Buch, „Neun Monate in Untersuchunghaft", sein Entstehen. Auch dieser Band hat viel Beifall gefunden. Marie Hoff ist ruhig und

sachlich. Daß sie als vorurtheillose Beobachterin uns die Geheimnisse enthüllt, die sich hinter den Mauern der Zuchthäuser und Untersuch« ungsgefängnisse verbergen, müssen wir ihr danken; denn so lange ein Gebiet für die Allgemeinheit in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt, sind wirksame Reformen kaum zu erhoffen. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß Marie Hoff mit ihren starken, fesselnden Büchern für die elendesten der Menschen viel gethan hat.

Dresden. Heinrich Minden.

Kunst und Künstler von gestern und heute. K. Konegen in Wien. 6 Mark.

Die vorliegenden Aufsätze über Bildende Kunst, vornehmlich Malerei, sind zwar bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden, entbehren aber nicht des Zusammenhanges. Sie erscheinen hier so angeordnet, daß sie ein ziemlich vollständiges und klares Bild von der Entwickelung der Bildenden Kunst in den letzten dreißig Iahren geben, einer Epoche, die der Verfasser als selbst ausübender Maler in eigener Person mit- und durchgelebt hat. Nach einigen allgemeinen Essays, die das Verhältniß der Kunst zum Staat, zur Religion, zur Wissenschaft und Technik behandeln, werden die verschiedenen Methoden und Manieren besprochen, die seit etwa dreißig Iahren einander ablösen; sie werden aus dem kulturellen und geistigen Milieu ihrer Zeit erklärt; und von einer Reihe besonders repräsentativer Künstler, denen je ein Aufsatz gewidmet ist, wird im Einzelnen exemplifizirt, was früher im Allgemeinen besprochen worden ist. Auch die Vorgänger der modernen und modernsten Richtungen, Rembrandt, El Greco, Goya, werden in ihren Beziehungen zu der Kunst von heute in besonderen Essays behandelt; eben so eine Reihe von künstlerischen Ereignissen der letzten Iahre, die Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen gegeben haben. Der Zweck dieses Buches ist, dem gebildeten Laien, der Interesse und Empfindung für künstlerische Eindrücke hat, der aber in unserer von Parteiungen zerklüfteten, von Reklame- und Geschäftswesen vergifteten Zeit von vielen Seiten irr gemacht wird, einen Begriff von fachmännischer Beurtheilung der Kunstwerke und Künstler zu geben. Ich suche klar zu machen, daß nicht ein beliebiger, subjektiver Eindruck allein, und sei er noch so stark, nicht die durch ein Kunstwerk angeregten Gedankenreihen, auch nicht die äußerlichen Merkmale einer bestimmten Manier ausschlaggebend für den Kunstwerth eines Werkes sind, sondern daß ein Urtheil darüber vor Allem auf technischem Verständniß beruhen muß; daß zwischen, historischen, evolutionistischen, psychologisch-dokumentarischen, merkantilen und rein künstlerischen Werthen ein deutlicher Unterschied besteht. Diese Art, über Kunstwerke zu sprechen, hat mir manchmal den Vorwurf der Beckmesserei eingebracht. Trotzdem halte ich sie für die einzige, die auf den gebildeten Laien und oft selbst auf den Fachmann erziehlich und nutzbringend zu wirken vermag.

Wien. A. F. Selig mann.

Josef Strunz.

„Wir Menschen treffen einander, tauschen
ein Wort, einen Blick: still ists dann wieder
und dunkel." Longfellow.

?ie Nachrichten über Staubs Besinden sind leider sehr trau»
rig. Der Zustand scheint hoffnunglos. Ich selber bin ein
unverwüstlicher Optimist und klammere mich noch an jeden Stroh»
Halm. Sein Verlust ist in gewissem Sinn ein unersetzlicher." Sechs
Jahre nur sind vergangen, seit (im September 1904) Josef Stranz
diese Zeilen schrieb. Er, der bestimmt war, Staubs Lebenswerk
fortzuführen. Fortzuführen und es um die klangvollsten Noten
seiner eigenstarken Art zu erweitern, zu bereichern, zu beleben.
Was immer Stranz als Nachfolger Staubs für die Juristen» und
Handelswelt bedeutet hat: in mancher Hinsicht raubte ihn dieses
Erbe, das unglaubliche Hingabe, unglaubliche Entsagung forderte,
sich selbst, nahm ihm die Zeit, sich in seinem persönlichsten juristisch»
sozial-menschlichen Sein auszuleben. „Streng juristischer Kram hat
keine begeisternde Macht über mich." Freilich: wer konnte ahnen,
daß dies Leben so kurz sein werde?

„Ich selber bin ein unverwüstlicher Optimist." Noch in der
Nacht vor dem Ende glaubte er sich gerettet: „Die grauen Gestal»
ten sind dagewesen, aber wir haben sie besiegt."

Beglücken, mit vollen Händen ausstreuen: Das war Dein
Lebensquell, Du großerVerschwender. Sonder Wägen und Messen,
wie Dein Schenken, floß Deine reiche Dankbarkeit. Noch Dein
Tank war Geschenk, das den Empfänger adelte. Nichts erschien Dir
klein, weil Du das Einzelne stets im Lichte des Ganzen, in all
seinen Zusammenhängen, seiner Gewordenheit und seinen Ent»
Wickelungmöglichkeiten sahest und es die Anderen, Du kindlich»
ganzer Demokrat, so sehen lehren wolltest.

An den Sprossen des Aufstieges zu hämmern, an den großen
Lebenstempeln innen und außen zu bauen: Das war die Quint»
essenz Deiner Sehnsucht.

Du mußtest fort, als ein Frühling und Sommer von uner»
hörter Blüthen» und Blumenpracht hereinbrach. Du, der die Kütz»
chen der Weiden, die stolzen Kastanienkerzen, das Birkengehänge,
den Nothdorn, den Flieder, die dunklen Nosen so zärtlich geliebt
und umworben hast. Wer je, Ihr Baumgruppen und Nosen in
Charlottenhof, fah Euch mit hellerem Jubel? Wer je, Ihr grün
umsponnenen Schlößchen und Terrassen, ist Euch treuer und ge»
nußfroher zugepilgert?

Du mußtest fort auf dem Höhenweg. Noch war das Stärkste,
das Du zu geben hattest, ungegeben. Der Gipfel, dem Du sicheren
Fußes zustrebtest, blieb unerreicht.
Ein im feinsten Sinn unmoderner Mensch ohne jede unedle
Betriebsamkeit. Ein Mensch, der die humanistische Bildung in
vollen Zügen eingesogen, dessen Wesenheit die Antike mitgeprägt
hatte. Ein Mensch mit antiken Begriffen von Freundschaft: Orest
und Pylades; von stiller Ritterlichkeit gegen Mann und Weib,
Freund und Feind. Eine im feinsten Sinn einfache Natur, die
der Anderen Winkelzüge nie begriffen hat.
„Reise nach Sizilien, Griechenland und der Türkei im Früh-
jahr 1903. (Tagebuch.), Einen Lebenswunsch galt es erfüllen.
‚Das Land der Griechen mit der Seele suchend.' Die Seelenvor-
bereitung, die ich seit den Tagen der Iugend gerade für diese Reise
erfahren habe, kam mir zu Gute. Der schönste Himmel Griechen-
lands wölbte sich über der Akropolis, die Sonne Homers beleuch-
tete sie, als mir gegönnt war, sie das erste Mal zu sehen und die
Stufen zu den Propyläen zu ersteigen. In tiefster, wolkenloser
Bläue spannte sich der Himmel wie ein leuchtender Baldachin über
dem athenischen Burgberg, aller Akropolen schönste und heiligste.
Ein Eindruck war es, der überwältigte. Iener Eindrücke einer, die
sparsam vertheilt sind. Bis in alle Nerven wird man getroffen. Ein
Vibriren, ein Schwingen der Seele, ein tzinausschweben über sich,
über die Schranken der Endlichkeit. Seit die Religion mir schweigt,
sprechen höchste Kunstwerke mir diese eindringliche Sprache. Sie
hatten hier keinen trüb-melancholischen, des Lebens Leid wider-
spiegelnden Zug: ihr Grundton war freudig-erhebend, des Lebens
Schwere war durch die fchönheitvollen Schöpfungen derKunst über-
Wunden. ‚Freude, schöner Götterfunken': von ihr flog ein Strahl
in meine Brust. Nichts von der Freude des flachen Optimisten, von
jener göttlichen vielmehr, die als letztes Ziel irdischen Strebens,
alsSieg und Versöhnung aller Lebensqual winkt (von dem Titanen
Beethoven im letzten Satz der Neunten Symphonie verkörpert)."
„Meine Persönlichkeit ist, wie sie geworden, nur geworden
durch die Begeisterung für jene alte Welt und ihre Kultur. Helle-
nismus und Humanismus; die Begeisterung für ein Volk, die sich
ausweitet zur Liebe für die Menschheit."
„Liebe für dieMenschheit!" Liebe zuAllem, was sie gewollt, ge-
schaffen, gestrebt: zu ihrer Musik, ihrer Kunst, ihrem Geistes- und
Sinnenglück, ihrem Handeln, Schauen und Genießen. Wer hat den
Greisen, den Alten und Leidenden gelauscht, ihnen den Teppich der

Ehrfurcht gebreitet wie Du? Wer hat wie Du die Kinder geliebt?
Wer gleich Dir die Strebenden gestützt und gestählt, sie in den
Stunden ihres bittersten Schmerzes, ihres leidenschaftlichsten Ver-
zagens getröstet, „wie Einen eine Mutter tröstet"?
Solcher Weichheit einte sich die Härte, der Trotz, die unbeug-
sam gewappnete Einsamkeit des Kämpfers. Sollte ich, ruft Stranz,
im Protest gegen den Wechselprotest, diesem sprühenden Waffen-
gang gegen Formalismus und wirthschaftliche Kraftvergeudung,
„sollte ich Einzelkämpfer (unter den Notaren) bleiben: der end-
liche Sieg der Sache erscheint gewiß und, was mich selbst angeht:
Ietzt schweigt sein Mund. Die guten, klugen, muthigen Augen
sind geschlossen. Wir streuen Lorber, Reseden, weiße Rosen auf ein
Grab. Wir pflanzen Trauerweiden auf ein Grab. And unsere
Thräne verschleiert die sommerliche Welt. tzeleneSimon.
ie Zechenbesitzer-Versammlung hat am fünfundzwanzigsten Mai
1910 eine Kommission von vierunddreißig Mitgliedern gewählt,
die einen neuen Syndikatsvertrag vorbereiten oder den mit dem Iahr
1915 ablaufenden ändern soll. Zu dieser Kommission gehören auch die
Vertreter sämmtlicher Hüttenzechen; natürlich: denn die Frage der
Hüttenzechen fordert in dem neuen Vertrag eine neue Antwort.
Als der erste Vertrag, im Februar 1893, zu Stande kam, gab es
nur wenige Koks verbrauchende Eisenwerke mit eigenen Zechen; näm-
lich: Bochumer Verein, Deutscher Kaiser (Thyssen), Gutehoffnung-
hütte, Krupp und Union. Der Selbstverbrauch der Zechen, also die
im eigentlichen Zechenbetrieb selbst verbrauchten Kohlen für die Dampf-
kessel, Briquettefabriken und Bergleute, waren nach dem Vertrag von
der Umlage, die zwischen 6 und 9 Prozent des vom Syndikate erzielten
Verkaufspreises schwankt, befreit. Die Gerichte gingen in allen In-
stanzen über diese allgemeine Auffassung der Vertragschließer (in
einem Prozeß, den ein Hüttenzechenbesitzer nach Iahren gegen das
Das Kohlensyndikat/)

*) Von ein emBergwerksdirektor, der glaubt, daß durch die Nennung
der Autornamen diese schwierige Diskussion noch mehr erschwert würde.

Kohlensyndikat führte) hinaus und erklärten, daß auch der Verbrauch aller anderen Werke unter den Selbstverbrauch falle, also auch der Koks für die Hochöfen. Diese neue, durch die Gerichte hineininterpretirte Auslegung des Selbstverbrauches machte (nicht gerade zum Nutzen des Syndikatsgedankens) Schule: denn nun kamen die Tage der Fusionen. Zechen gliederten sich Hütten, Hütten sich Zechen an. So entstanden als neue Hüttenzechen Deutsch-Luxemburg, Gelsenkirchener B.A.G., Georg-Marien-Hütte, Hoesch, Mansfeldsche Kupferschiefer bauende Gewerkschaft, Minister Achenbach und Rheinische Stahlwerke. Die Reinen Zechen, die keine Hüttenwerke besaßen, wurden nun, gegen die ursprüngliche Auffassung des Selbstverbrauchparagraphen, doppelt geschädigt: durch die verlorene Umlage und durch den verlore" nen Absatz, besonders in Koks, der von Reinen Zechen nur noch an Reine Hüttenwerke geliefert werden konnte. Aber auch in diesen Absatz an Reine Hüttenwerke mußten sich die Reinen Zechen mit den Hüttenzechen noch in Zeiten der Baisse auf dem Roheisenmarkt theilen, weil die Hüttenzechen dann wieder einen Theil ihrer Kokserzeugung zum Absatz anmeldeten. Durch Uebereinkunft gelang es zwar, diesen Theil wenigstens zu kontingentiren; doch kann man nicht behaupten, daß damit die Unzufriedenheit und Zurücksetzung der Reinen Zechen hinter die Hüttenzechen beseitigt wurde. Heute haben die Hüttenzechen vom Syndikat den größten Vortheil; und sie würden ohne Weiteres einer Verlängerung des laufenden Syndikatsvertrag.es zustimmen. Dazu triebe sie schon der Wunsch, den Reinen Hüttenwerken den Kokspreis hoch zu halten.

Die Reinen Zechen streben in den früheren Zustand zurück. Scheitert dieses Streben an dem Verhalten der Hüttenzechen, dann müssen sie suchen, sich bestehende Reine Hütten anzugliedern oder neue Hütten zu gründen, um Absatz für ihren Koks zu haben. Da es sich um sehr kapitalkräftige Gesellschaften handelt, würde das Gründen neuer Hochofenwerke, wofür der neue Kanal ausgezeichnete Anlagegebiete schafft, keine Schwierigkeit bieten. Um Das zu hindern und sich so neue Wettbewerber im Erzbezug und im Absatz von Roheisen und Fertigerzeugnissen fern zu halten, muß ein Ausgleich gefunden werden.

Von den Hüttenzechen wäre nur die Gewerkschaft Deutscher Kaiser (Thyssen) vielleicht für die einfach: Vertragsverlängerung zu haben. Thyssen hat großen Koksbedarf, den ihm seine Zechen allein nicht decken können. Seinen Wunsch, ihm für den ungedeckten Theil beste Koks-Marken zuzuweisen, soll das Syndikat nicht immer zu erfüllen vermocht haben; auch glaubt er, daß seine vorzügliche Kohlenverladung, direkt vom Förderwagen ab Zeche in das Rheinschiff, im Syndikat nicht zu voller Geltung komme. Ueber beide Wünsche, Zutheilung geeigneter Koksmarken und bessere Anrechnung des Fracht- und Verladung-Vorsprunges, wird sich reden lassen. Bei der Erörterung des zweiten Punktes könnte noch einmal geprüft werden, ob es sich empfiehlt, Frankopreise einzuführen, wie sie, zum Beispiel, in der Kalkindustrie,

in der Ziegel- und Kalkkohlenvereinigung und der Theerprodukten-Vereinigung bestehen.

Mehr Schwierigkeiten bieten die Outsider, zu denen bekanntlich der Fiskus gehört. 1903 lieferten sie 869 384 Tonnen oder 1,33 Pro« zent der Förderung im Oberbergamtsbezirk Dortmund (mit Einschluß Rheinpreußens); 1909 schon 4167015 Tonnen oder 4,9 Prozent. Wahrscheinlich wird dieser Prozentsatz im Lauf der kommenden Syndikatsjahre noch beträchtlich steigen; und diese Steigerung bildet eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den Syndikatsgedanken. Unser hochverdienter Führer, Herr Geheimrath Kirdorf, richtete deshalb in der Generalversammlung des Bergbaulichen Vereins warnende Worte an die Anwesenden (zum Bergbauverein gehören fast alle Zechen, auch der größte Theil der Outsider). Er sagte: „Der Stärke dürfen wir uns freuen; aber vergessen Sie nicht, daß die Stärke auf der Einigkeit beruht. In dem Moment, wo Sie diese Einigkeit verlassen, werden Sie sehen, wie die Stärke zur Schwäche wird. Ich habe vor Kurzem an dieser Stelle warnende Worte an Die gerichtet, die die Einigkeit Heute noch wahrhalten und hoffentlich weiter wahrhalten werden. Heute habe ich Gelegenheit, diese Worte auch an Die zu richten, die dieser Einig« keit sich bisher nicht angeschlossen haben, und daher auch an den hohen Vertreter unserer Bergbehörde. Ich habe an schlechte Zeiten erinnert. Und sie werden wiederkehren, wenn uns nicht gelingt, das Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat auf erneuter, verbesserter Grundlage zu verlängern. Wir hatten Zeiten: da war von der Stärke des nieder« rheinisch«westfälischen Kohlenbergbaues noch keine Rede. Da war dieser Kohlenbergbau die dienende Magd sämmtlicher anderen Industrien. Das war eine Zeit, wo an den Thören der Hüttenwerke angeschlagen stand: ‚Der Eintritt ist den Kohlen- und Schmierölreisenden untersagt/ Solche Worte müssen sich die Herren außerhalb des Kohlensyndikats hinter die Ohren schreiben. Wer heute sich schlau und weise dünkt, weil er außerhalb des Kohlensyndikats steht, erkennt die Macht der Einigkeit nicht. Aber glauben Sie mir: Wenn der Verband nicht mehr besteht, wird Keiner ausgeschlossen von den Folgen, die dann eintreten. Und an die hochverehrten Herren Vertreter unserer Gemeinden, in denen wir Hausen, richte ich die Mahnung, in unserem Interesse zu wirken. Der Verfall des Kohlensyndikates führt zum wirthschaftlichen Ruin des ganzen industriellen Westens. Möge die Stärke unserer niederrheinisch-westfälischen Kohlenindustrie uns erhalten bleiben, indem die Einigkeit bestehen bleibt. Ein Glückauf der Einigkeit im niederrheinisch-westfälischen Kohlenbergbau!"

Scheitert der Versuch, das Syndikat zu erneuern, an dem Mangel an Solidaritätgefühl bei einem Theil der Zechenbesitzer, dann treten wir allerdings in eine traurige Periode wirthschaftlichen Niederganges, die auch durch vorübergehende Haussejahre nicht gebessert werden kann. Das Kohlensyndikat ist ja seit seinem Bestehen von rechts und links angefeindet worden; es war Gegenstand lebhafter Angriffe in der Presse

und in den Parlamenten und nur wenige Parlamentarier hatten den
Muth, es zu vertheidigen. Erst die „Kontradiktorischen Verhandlungen
im Reichsamt des Innern" brachten einen langsamen Umschwung der
Oeffentlichen Meinung; die zahlreichen Irrthümer und falschen Angaben über Einrichtungen, Zweck und Ziel des Kohlensynditates wurden nun allmählich berichtigt. Daß sich das Kohlensyndikat in den
Iahren seines Bestehens von dem Grundsatz leiten ließ, die Schwankungen von Hausse und Baisse zu mildern und, statt seine Macht zur
Erzielung hoher Gewinne auszunützen, sich mit mittleren, industriellen
Werken angemessenen zu begnügen, erweist die Berechnung des Nationalökonomen Or. Iüngst in seinem Werk „Arbeitlohn und Unternehmergetvinn im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbau". Herr Dr.
Iüngst nimmt die Iahre 1886 bis 1906. Von 1886 bis ans Ende des
Iahres 1892 gab es kein Syndikat. In der syndikatlosen Zeit betrug
die Ausbeute im Oberbergamtsbezirk Dortmund durchschnittlich 1,07
Mark pro Tonne, in der Syndikatsperiode 1,03 Mark pro Tonne. In
der ersten Periode war die niedrigste Ausbeute 0,45 Mark pro Tonne,
die höchste 2,11 Mark pro Tonne im Konjunkturjahr 1890. In der
zweiten Periode war die niedrigste Ausbeute 0,49 Mark pro Tonne,
die höchste nur 1,33 Mark pro Tonne im Konjunkturjahr 1901. Bei
diesen mittleren Ueberschüssen konnte die, Kohlenindustrie ihren Arbeitern stetige gute Löhne zahlen. Im freien Wettbewerb wird, wie
der Kohlenpreis, der Arbeitlohn wieder den großen, verderblichen
Schwankungen nach oben und unten ausgesetzt sein. Ieder Arbeiterfreund muß deshalb ein Syndikatsfreund sein. Aber auch der Kohlenverbraucher wird lieber mit einem stabilen mittleren Kohlenpreis rechnen als mit schwankenden. Die von einsichtiger Sachkenntniß geleitete
Presse hat sich auch längst überzeugt, daß das Syndikat im Allgemeinen seine Macht in maßvoller Weise angewandt hat und darin vorbildlich für andere Kartelle geworden ist. Die von der Sensationsucht
beherrschte Presse sagt natürlich nur, was der großen Masse angenehm
in die Ohren klingt; sie schimpft auf die hohen Kohlenpreise, Schutzzölle, Arbeitnachweis und Aehnliches. Damit wird Oeffentliche Meinung gemacht. Die macht wieder die Wahlen zum Parlament und
dieses dann die Gesetze, welche die Axt an den blühenden Baum unserer Industrie legen.

So wurde auch vom Parlament der Fiskus gedrängt, dem Kohlensyndikate Konkurrenz zu machen; Bergwerke im Ruhrrevier zu erwerben und neue anzulegen. Die privaten Zechenbesitzer sahen das
Sindringen des Staates in die private westfälische Montanindustrie
gar nicht so ungern. Die bergpolizeilichen Vorschriften sind aus einem
heftchen inzwischen zu einem Band angewachsen. Mit der Paragraphenzahl wächst auch die Verantwortung der Beamten, von denen viele
die Ansicht vertreten, daß Theorie und Praxis nicht in dem richtigen
Verhältniß bei der Berathung dieser Vorschriften vertreten waren.
Mancher meint deshalb, es könnte nicht schaden, wenn auch der Fiskus

die ganze Schwere dieser Vorschriften am Leib seiner Bergwerke spüre
und so gewissermaßen eine natürliche Bremse für etwa geplante wei«
tere Vorschriften bilde. Soll der Fiskus nach einem von allerhöchster
Stelle gefallenen Wort „Musteranstalten" (wohl in Bezug auf soziale
Fürsorge) haben, dann muß er stetige gute Löhne zahlen; muß er auch
das in die westfälischen Gruben gesteckte Geld seiner Steuerzahler, auch
derer, die kein Interesse an billiger inländischer Kohle haben, sondern
Holz, Torf, Braunkohle, ausländische Kohle verbrauchen oder Natur«
kräfte ausnutzen, in angemessener Höhe zu verzinsen suchen. Bedenkt
man nun weiter, daß auch die Selbstkosten bei den größeren Teufen und
wachsenden öffentlichen Lasten sich unaufhaltsam erhöhen, so kann man
eine unter das Mittelmaß reichende Preisstellung beim Absatz fiska«
lischer Kohle wohl als ausgeschlossen betrachten. Ist Das aber richtig,
dann giebt es auch keinen Grund für den Fiskus, dem Kohlensyndikat,
das ja immer auf der mittleren Preislinie geblieben ist nnd bleiben
wird, nicht beizutreten. Der Fiskus hat vielmehr ein starkes Interesse
daran, zur Erneuerung des Syndikates mitzuwirken und mit seinen
westfälischen Zechen einzutreten (wie er ja auch Mitglied und Mit«
gründer des Kalisyndikats ist). Als das Kohlensyndikat gegründet
wurde, war Freiherr von Rheinbaben Präsident der düsseldorfer Re-
girung. Er kannte aus eigener Anschauung die Verhältnisse der rhei«
nisch-westfälischen Industrie, wußte, wo der Schuh drücke, und er wars,
der damals mit aller Energie für die Gründung des Syndikates ein-
trat. Sicherlich im Interesse von Staat und Volk. Ietzt ist er Ober«
Präsident der Rheinprovinz und wird bei der. Centralstelle gewiß sein
Ansehen dafür einsetzen, daß die fiskalischen Zechen ins Syndikat kom-
men. Denn hier handelt es sich darum, eine blühende Industrie, in der
heute vierhunderttausend Bergleute ihr Brot finden, zu erhalten.
Scheitert das Syndikat am Widerstand der Outsider, dann arbei«
tet nicht nur der fiskalische Bergetat mit Zuschüssen und Verlusten,
sondern haben auch Gemeinde, Kreis, Provinz und Staat mit erheb-
lichen Steuerausfällen zu rechnen. Das Sinken der Löhne kann dann
kein Gesetz der Welt aufhalten: denn der Kohlenbergbau hat kein Mo«
nopol, wie das Kali. Das Ruhrbecken liegt an der Westgrenze und
hat scharfen Wettbewerb von inländischer Braunkohle und von Eng-
land, Belgien, Frankreich, neuerdings auch von Holland auszuhalten.
Belgien und Frankreich haben nach den Reichslanden durch die Kanäle,
die noch unter französischer Regirung geschaffen wurden, viel billigere
Frachten als das Ruhrrevier, das auf den Ausbau der Kanäle noch
warten muß. Die Erkenntniß dieses Mangels hat freilich unseren
Eisenbahnfiskus nicht gehindert, durch falsche Tarifpolitik die Ausfuhr
noch mehr zu erschweren. Tritt der Bergfiskus ins Kohlensyndikat, so
darf die rheinisch-westfälische Montanindustrie von ihm die nachdrück-
liche Empfehlung einer gesunden Tarifpolitik wohl sicher erwarten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maztmilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S. m. b. h, in Berlin.

Berlin, den «. August 191«.
<<>>
DK^io aus Prusa, dem Beredsamkeit den Beinamen des Chry-
sostomus eintrug und deramHofeVespasians.Nervasund
Trajans eine ähnliche Stellung hatte wie achtzehnhundert Jahre
später Joseph Maria von Radowitz am Hofe Friedrich Wilhelms
des Vierten, hat denKaisern zugerufen, nützlicheralsAugenund
Ohren, Zunge und Hände seien ihnen zuverlässige Freunde. Weil
sie durch die Sinne solcher Männer alles ihnen Nöthige sehen
und hören, mit deren Zunge reden, mit derenHand handeln, also
an vielen Orten zugleich sein, in einer Stunde hundert Vorschläge
anhörenundprüfenund dieseAbiquitätdemReichsgeschäftdienst-
bar machen können. Treue Freunde zu finden, sei freilich schwer;
einem Caesar immerhin leichter als anderen Menschen: denn er
kann wie kein Anderer belohnen. „Wer hat höhere Würden und
wichtigereStaatsstellungenzu vergeben?Wer braucht eine größere
Beamtenschaar und kann, inKrieg und Frieden, mehr Menschen
auf Posten rufen, wo Ehre zu holen ist? Wer vermag so hellen
Glanz, so üppige Tafelfreuden und dem nach Geld Gierenden so
beträchtlicheSummen zu bieten? DerCaesar ist so reich und somäch-
tig, daß seine Gäste und Günstlinge gar nicht daran denken dürfen,
eines Tages die Gaben des Herrn zn erwidern." Diese Paraе-
nese könnte den Glauben wecken, der römische Imperator sei ein
freundloserManngewesenundhabe,wiedermarmorneTrajanus,
einsam auf dünnerSäule gethront.Daß solcherGlaubeirrenwürde,
hat Friedlaenders gute „ Sittengeschichte Roms" uns gelehrt. Die
i«

Kaiser hatten nicht nur convictores, Philosophen, Gelehrte, Künstler und Possenreißer, die mit ihnen lebten und, wenn sie dafür bezahlt wurden, auch die ReisendesAllerhöchstenHerrnmitmachen mußten. Feine Köpfe waren darunter; besonders feine am Hof Augusts (der Jahre lang nicht verwinden konnte, daß Horaz, trotz dem Aufgebot aller Lockmittel, sich nicht zum convicwr küren ließ). AuchTiberius, der viel mehr gelernt hatte als andere Potentaten, konnte ohne die«^ßttu^i'ausHellaskaumlebenundwarfroh,wenn er sie durchs Reich mitschleppen durfte. Er brauchte die Illusion zwanglosen Verkehres, freute sich, wenn er zeigen konnte, daß er in den Bezirken griechischerHeldensage heimischer sei als irgendein Hofphilologe, und gerieth, als festgestellt war, daß Seleucus sich vor Tisch auf die Fragen des Kaisers vorzubereiten pflege, in so grimmen Zorn, daß er den Sünder zuerst aus seiner Nähe verbannte und dann in den Tod trieb. Trajan hatte sogar auf Spazirfahrten den Klugredner Dio oft neben sich. And Nero, den der Artistenstab beineuem Versgeklimper unterstützen mußte, wälzte sich in fast wollüstigem Behagen auf seinem Pfühl, wenn ihm gelungen war, die steifen Weisheitlehrer wie Kampfhähne gegen einander zu hetzen. Diese Armen glitten dann sacht in die Rolle des Hofnarren hinab und wurden schlechter behandelt als der Schusterssohn Vatinius, der den kaiserlichen Dilettanten so lange mit hündischer List umwedelte, bis er von Nero denHofbuhlen, Weibern und Männern, an Vermögen und Macht gleichgestellt war. Zum Corpskommandanten hats keiner dieser Witzbolde, Spaßmacher und Salonzauberer gebracht; doch einer ist, der bucklige, grotesk häßliche Julius Pälignus, unter Claudius Statthalter in Kappadokien geworden. Dieser bunte Schwarm wurde nicht zu den eigentlichen Freunden des Kaisers gezählt. Die saßen unter Augustus, Tiberius, Alexander Severus im Staatsrath und bildeten auch inZeiten,wo es diese Institution nicht gab, ein Komitee (das dann natürlich eben so gehaßt wurde wie unter demerstenKarlStuartdasInterior<I!«unciI,dasderbequemeKönig der Rathsversammlung der höchsten Beamten vorzog). Männer von hohem Rang, die Konsuln gewesen waren oder werden konnten, Senatoren und Ritter, die nicht mit sich spaßen ließen und, wieIuvenal erzählt, recht erstaunt dreinblickten,alsDomitiansie, die er in allerHast nachAlba gesprengt hatte, nach der bestenBe-

rcitung der Seefische fragte. Meist gings in den Konsilien und
Konsistorien ernsthafter zu und die Freunde durften sich nicht mit
der Beantwortung der Frage begnügen, wie sie den Herrn amu-
siren, durch Anekdoten, Gauklerkunststückchen oderFopperei eines
Tischgenossen entwölken könnten. Jeder wußte, daß sie (unter
Augustus Männer wie Cocceius Nerva, Maecenas, Agrippa,
unter Claudius Galba, unter Nero Seneca und Lucanus) für
dieEntschlüsse desRegirenden mitverantwortlichwaren: unddie-
scsBewußtsein scheuchte dieTrägsten aus derHöflingsruhe. Ta-
citus sagt, fast mitDiosWorten, derBesitz treuerFreunde sei für
den Kaiser das höchste Gut; und berichtet, daß beim Ausbruch des
Partherkrieges in Rom geflüstert wurde, an derWahl des Feld-
herrn werde manerkennen.obKaiserNeroredlicheFreundehabe.
Sind sie unredlich oder dumm, so leidet der Staat mehr, als er
durch den schlechtesten Kaiser leiden könnte; weil, nach demWort
des Marius Maximus, gegen viele Schlechte ein Guter nichts
vermöge, viele Gute und Kluge aber einen Schlechten unschädlich
machen können. And dieser Meinung haben gewissenhafte und
menschenverständigeHerrscherzugestimmt.TrajanundAntoninus
Pius hörten, sogar vor der Entscheidung über die Nachfolge im
Imperatorenamt, ihre Freunde; und Marcus Aurelius sprach,
als er denWillen der Optimalen erkundet hatte, in weiserBcschei-
dung: «So vielen Männern solchen Schlages mich zu fügen, ist
vernünftiger, als von ihnen blinde Nnterwerfung zu fordern."
DieFreundschaft des Kaisers Wurde selbst von den Sprossen
der edelsten Geschlechter eifrig gesucht: sie gab ja mehrMacht als
ein ansehnliches Staatsamt. Niemand, läßt Epiktet Einen sagen,
wird sich erdreisten, mich anzutasten, so lange ich zu den Freunden
des Kaisers gehöre; und derjüngere Plinius rühmtsich, gegen die
imStaatMächtigsten„und sogar gegen die Freunde des Kaisers"
einen Prozeß geführt zu haben. Verwandte und Iugendgespielcn,
Statthalter und Stadtpräfekten, Senatoren und Getreideverwal-
ter hatten den erstenAnspruch auf solchen Gunstsitz; doch wurden
auch andere begabte oder beliebte Männer und Jünglinge her-
angezogen. Im Lauf der Zeit, erzählt Friedlaender, «wurde die
Benennung Freund ein vom persönlichen Verhältniß unabhän-
giger, mit gewissen hohen Aemtern unzertrennlich verbundener
Titel. In einem Reskript der Severus und Caracalla vom Jahr
>«»

201 wird den Bmgern einer Stadt in Mösien eine gewisse Im-
munität bestätigt, eben so allen künftig unter die Bürger Auf-
genommenen, doch nur dann, ,wenn Unser Freund, der jewei-
lige Konsularlegat, erklärt hat, sie seien des Bürgerrechtes wür-
dig.' Aber schon in der ersten Zeit Marc Aurels haben viel-
leicht alle Konsularlegaten den Titel .Freund des Kaisers'geführt.
Eine (163 bis 165 gesetzte) Inschrift meldet, daß die beiden re-
girenden Kaiser eine Straße bei Abila wiederhergestellt haben
.durch Julius Berus, prätorischen Legaten in Syrien und ihren
Freund'. Selbst die Prokuratoren von Provinzen scheinen auf die-
sen Titel Anspruch gehabt zu haben." Die in Rom heimischen
Freunde kommen morgens in den Palast, werden dann, je nach
dem Grad ihrer Intimität mit dem Kaiser, ganz früh oder etwas
später (prima et 8ecunäa sämissio) empfangen und fast täglich zur
Tafel geladen. Als Marc Aurel ihnen den Zwang gemeinsamer
Mahlzeit ersparenwollte und auch Hofleuten, die einmal abgesagt
hatten, die Huld erhielt, hieß es, er sondere sich hochmüthig von
den Freunden ab und wolle dadurch zeigen, daß er aus anderem
Stoff sei als die gemeine Menschheit. Wenn der Kaiser auf die
Reise ging, wählte er aus der Schaar der Freunde sich die Be-
gleiter und der in die cokors amicorum Gerufene hatte der Ein-
ladung wie einem Befehl zu folgen. Er wohnte beim Kaiser oder
wurde, als dessen Gast, nach seinem Rang einquartirt und ver-
lor den Anspruch auf solche Ghrenwohnung erst, wenn er, wie Be-
spasian während Neros glanzvoller Reise durch Griechenland, die
Gunst des Herrn verscherzt hatte. Dicht neben dem Zelt des Kaisers
war für ihre Zusammenkunft ein Platz reservirt: da hatten sie sich
in der Stunde des Morgenempfanges einzufinden und die Auf-
träge Caesars zu erwarten. AnBeschlüssen auf den Gebieten der
Verwaltung und Rechtspflege mitzuwirken, über Land und Leute
Auskunft zu geben oder, im Krieg, Strategie und Taktik des Tages
zu erörtern. Neber schlechte Behandlung hatten sie selten zu kla-
gen. Tiberius schmauste bei ihren Opfermahlen mit, half den in
Gerichtshändel verstrickten, besuchte die erkrankten Freunde und
scheute sich nicht, einem von ihnen sogar die Leichenrede zu halten.
NerosagtesichgernbeiFreundenzu Tisch an; heischte dann freilich
den üppigsten Luxus und fand nur natürlich, daß ein so Geehrter
für denRosenschmuck des Speisezimmers, nach Suetons Bericht,

vier Millionen Sesterzcn ausgegeben hatte, tzadrian, unter dem
die amici besonders weich gebettetwaren, zürnte nicht einmal, als
ein erkrankter Freund dem kaiserlichen Besucher schroff die Thür
sperrte. Und Antoninus Pius nahm von einem Freunde die
frechste Antwort hin, die ein Kaiser je gehört hat; er wollte wissen,
ob die PorphyrsäulenimPalast des Valerius tzomullus nicht etwa
aus den kaiserlichen Porphyrbrüchen am Nothen Meer stammten,
und lächelte uur, da derFreund derFrage ausbog und demIm-
pcrator rieth, in fremden Häusern fortan taub und stumm zu sein.
Immerhin sind solche Fälle duldsamer Herablassung wohl Aus-
nahmen geblieben; sonst hätte Plinius dieThatsache. daßTrajan
seinen Willen vor dem eines Freundes beugte, nicht wie uner-
hörte Kunde erwähnt und Sueton nicht dem Vespasian nachge-
rühmt, er habe von den Freunden das offenste, muthigste Wort
hingenommen. Der in Ungnade gefallene Freund mußte den Hof
meiden und sich glücklich preisen, wenn er das nackte Leben davon»
tischen Präfektur emporgeklettert war, aus der Gunst desAugustus
verdrängt wurde, fiel derganzeAnhangvonihmab, derSenatbe-
schloß, ihn zu verbannen und seine Güter einzuziehen, und der Ver-
zweifelnde endeteselbstseinLeben.SextusVistiliusöffnetesich.weil
Tiberius ihn aus dem Freundesrecht gestoßen hatte, die Adern,
ließ sich dann verbinden und löste den Verband, als sein Gesuch um
Wiederaufnahme in die Gnade abgelehnt worden war. Doch der
Anblick all des Leides, das die aus der Sonne Gewiesenen zu er-
dulden hatten, hemmte das Gedräng der Hofgänger nicht. Die
Hoffnung, in die Gunst zu gelangen und sich da, wenigstens ein
Weilchen, zu halten, überkreischte alle Bedenken. Epiktet erzählt
eine heute noch lehrreiche Geschichte. EinAlternder.derGetreide-
präfekt gewesen, dann verbannt worden war, kehrt nach Nom zu-
rück und erklärt, er werde, welcher Köder ihn auch locken solle, den
Lebensrest in amtloser Nuhe verbringen. Noms Luft, spottet Epik-
tet, wird Dich schnell umstimmen. Niemals, lautet die Antwort,
kann Solches geschehen; wenn ich je wieder am Hof zu sehen bin,
magst Du mich einen schlechten Kerl nennen. Da kommt ein kaiser-
liches Handschreiben: und alleVorsätze sind.alle Gelübde schnell
vergessen; derwieder in den Palast Zugelassene lächelt selig unter
der Last neuer Aemter und Würden. Nur die stärksten Geister

widerstanden der Lockung; schwache trugen die schmählichste Demüthigung lieber als den Verzicht auf den Freundesrang. And
an Demüthigung und Beschwerde hats auch unter guten Kaisern
selten gefehlt. »Galen erzählt, daß die Höflinge Marc Aurels
(nach der Sitte der Stoischen Schule, zu der sich der Kaiser bekannte) das Haar kurz geschoren trugen; an dem in jeder Hinsicht
verschiedenen Hof des Lucius Berus, der über diese Haartracht
spottete (man sehe damit aus wie die Mimenspieler) wurde es lang
getragen. Selbst der Schlaf, sagt Epiktet, ist den Freunden nicht
gegönnt; dieNachricht, daß derKaiserschonwacht,schon erscheint,
weckt sie; und dann folgen Aufregungen und Sorgen einander.
Sind sie nicht zuTisch geladen, so machts ihnenKummer; sind sie
geladen, so speisen sie wieSklaven bei ihremHerrn undmüssenin
jeder Minute darauf achten, daß sie nichtsThörichtes sagen oder
thun. Was fürchtensie? Die Peitsche, wie Sklaven? Nein:sohochgestellte Männer müssen fürchten, gleich den Kopf zu verlieren,
Trauern, mahnt Epiktet, sollte Jeder, der ein Freund des Kaisers
genannt wird/' Seneca erzählt, ein Höfling habe die Frage, wie
ihm möglich geworden sei, am Kaiserhof alt zu werden, mit dem
Satz beantwortet: Ich habe es erreicht, weil ich fürjede Kränkung
zu danken vermochte. NndIulianus rühmte den Kaiser Konstantius, weil dieser Herrscher keinem Freund Aebles angethan habe.
Im Morgengrau, viel früher als am Hof der Lilienkönige
selbst die Amtspflicht des Porle'Loton und der Nachtstuhlinspektoren, begann derDienst derFreunde. Bespasian ließ sie oft schon
holen, während er noch im Bett lag, plauderte ein Weilchen mit
ihnen und zog sich vor ihren Augen an. Die tausend Prätorianer,
die (in derToga, dem Friedenskleid) imPalast dieWache hatten,
wußten, wen sie, als einen Verdächtigen oder Fremden, aufhalten,
befragen, durchsuchen, wen ungehindert zum Kaiser lassen mußten.
Der Herr begrüßt die Intimsten mit einem Kuß. (Durch diese Sitte
wurde, als Tiberius regirte, unter den vornehmen Männern ein
ansteckender Gesichtsausschlag verbreitet und Tiberius entschloß
sich, die alltäglichenCeremonialküsse abzuschaffen, die wohlAlexander, mit anderen Bräuchen des Perserhofes, aus dem Orient
eingeführt hatte.) Caligula ließ sich wie einen Gott anbeten, den
mit Perlen bestickten Goldstoff des linken Pantoffels küssen und
erzwang sogar von Greisen die Proskynesis. Er küßte (nach Dios
Bericht) nur selten einen Edlen; den meisten streckte er die Hand

oder denFuß zumKuß hin.Machte er, in guterLaune, eineAus-
nahme, so war derBegnadete überselig und vergaß, daß derIm-
perator seinen Mund fast täglich auf die Schmatzlippen schäbiger
Pantomimen drücke. Schon die Gewährung einer Einzelaudienz
war ein ungewöhnliches, ringsum beneidetes Gunstzeichen. Wer
den Kaiser allein sah, konnte über das Wollen des Allerhöchsten
falsche Kunde herumtragen; deshalb wars Regel, die ganze Ko-
horte derFreunde zu empfangen. Sie aß an des Kaisers Tisch. Vor,
während und nach der Mahlzeit wurden dann die Reichsgeschäfte
besprochen, Bitten vorgebracht und Beschlüsse erwogen. Das war
nicht möglich, wenn sichs um convivia publica handelte, bei denen
wahre Heerhaufen (unter Claudius oft sechshundert Männer)
um diePrunktafeln lagen; da mußten Redner und Mimen, Tänzer
und Narren für die Unterhaltung sorgen. Auch zu solchem Mahl
geladen zu sein, galt freilich als eine hohen Preises werthe Ehre;
Sueton erzähltvon einem reichenProvinzialen,derzweihundert-
tausend Sesterzen für die Einladung gezahlt habe. Doch wichtige
Dinge waren nur „imkleinenKreis" zu erörtern; und jeden in die-
sen cerele Zugelassenen umleuchtete der Nimbus eines Berathers
derMajestät.Nngeheuer weite undhoheRäume.derenvergoldete
Decke Marmorsäulen tragen; auf Citrustischen mit Elphenbeinfü-
ßenGoldstofftücher, goldenes Geschirr, kristallene oder murrhini-
scheTrinkgefäße;derwimmelndeDienertroßinweißen,mitGoldfä-
den durchsticktenTuniken;Caesarnnd seine Gäste inderToga;vor
ihnen, in rascher Folge, was der dem Römerzngängliche Erdkreis
an Leckerbissen zu bieten vermag. Wie Schlemmerlustbarkeit siehts
aus: und ist oft doch eine Staatsrathssitzung, in der den Lebens-
fragen des Reiches dieAntwortgesuchtwird; ist die große Stunde,
die Hochkonjunkturzeit der Freunde. Da erst dürfen sie, wenn der
Wein die Zunge gelockert hat,freimüthig reden, auf den Mißgriff,
dieAntauglichkeit eines Beamten hinweisen und vor neuem Fehl
warnen; jedesWörtchen wird von der aufhorchenden Tafelrunde
belauscht und der Redliche braucht, vor so vielen Ohrenzeugen,
nicht die Nachrede zu fürchten, er habe persönlichen Vortheil er-
strebt und seine Sache, nicht die des Reiches, vor dem Imperator
geführt. Die Kosten? Ein von früh bis spät der cokoi'8 smicorum
offener Hof, dessen Häupter nur selten auf blendenden Glanz ver-
zichten mochten, konnte nicht billig sein. Die Geldfrage hatte kaum
nennenswerthes Gewicht. Noch im Britenreich haben bis zur

Revolution die Könige ungefähr ja verbraucht, was ihnen paßte; sie sackelten die Staatseinkünfte und dieRente der Krongüter ein und Niemand wehrte ihnen, der Landesvertheidigung und Verwaltung die Summen abzuknausern, die ihnenzurWahrungköniglicher Hauswürde nöthig schienen. Eine feste Civilliste und ernsthafte Haushaltskontrole hat das Parlament erst in den Tagen Wilhelms des Vierten durchgesetzt. Eduard der Siebente hatte im Jahr (mit seinen Privateinnahmen) kaum mehr als fünfzehn Millionen Mark; seine Freunde (John Fisher, Esher, Cassel und der unterdemSpitznamendesBlauenAffen weltbekannte Portugiese) kosteten ihn sicher nichtviel, aber er mußte eine noch größere Schaar von Verwandten und Hofwürdenträgern ernähren als je ein Caesar Roms. And Der durfte behaupten, daß alles für die Freunde Ausgegebene im Staatsinteresse verwendet worden war. Epiktetos, der Stoiker aus Hierapolis, scheint den Freunden derKaiserkeinen nützlichen Einfluß zugetraut zu haben. Der Sohn eines Sklaven, von neronischer Laune früh herumgestoßen, vonDomitian ins Exil geschickt, früh auch in diePflichtzu bescheidenerEntsagung und in denGlauben gewöhnt, daß derMensch vomNächsten so wenig wie vom Fernstenzu hoffen habe: allzu natürlich, daß Dieser sich nicht einbilden wollte, auf Gipfelhöhen sei uneigennütziges Wesen zu finden. Doch das uralte Sehnen, den Herrscher, auch wenn er nicht just regirt, auch in den Stunden unbebürdeter Geselligkeit von zuverlässigen, redlichen, klugen Freunden umringt und vor widrigen Dünsten, vor Schmeichlern, Geschichtenträgern, Volksverleumdernbewahrtzusehen,ist nie und nirgends, aufdem Weg durch die Jahrhunderte, völlig verschüttet worden. „Die mevhitischen Dünste der moralischen Welt verhalten sich anders als ihreNamensvettern in derNatur. Jene steigen gern in die Höhe; diese bleiben amBoden hängen. Für die Höhenbewohner ist kein besseres Mittel dagegen als Blumen und Sonnenschein. Beides hat sich nur selten aufHöhenzusammengetroffen. Es war keinWunder, wenn die Bergspitzen meist nur auf dieThäler herabdonnerten und die Fluren verwüsteten. Böse Wolken zogen sich um sie her und verbargen ihnen die Abkunft vom Lande; dann erschien ihnen die Ebene nur wie ein dunklerAbgrund,überwelchensiedie Wolken zu tragen schienen, oder wie ein empörtes Meer, da doch nichts eigentlich gegen sie empört war und sie allmählich abstumpfte und herunterwusch als die anhänglich scheinenden Wolken. Kein

Staat ist mehr alsFabrik verwaltet worden als Preußen seit dem
Tod Friedrich Wilhelms des Ersten.So nöthig vielleicht eine solche
maschinistische Verwaltung zur physischen Gesundheit, Stärkung
und Gewandtheit des Staates sein mag, so geht er doch, wenn er nur
auf dieseArt behandeltwird.imWesentlichen darüber zu Grunde.
Ein König muß, wie ein Vater, keine Vorliebe zeigen. Er sollte
nicht nur militärische Gesellschafter und Adjutanten haben. Wa-
rum nicht auch civilistische? Wenn er sich in seinen militärischen
Adjutanten fähige Generale bildet: warum will er sich nicht auf
ähnlicheWeise fähige Präsidenten und Minister bilden? Bei ihm
laufen alle Fäden der Regirung zusammen. Nur von dort aus
läßt sich das ganze Triebwerkdes Staates überblicken. Hier allein
würde jener eingeschränkte Geist verschwinden, jener Pedantis-
mus der Geschäftsmänner, der sie auf ihre Bemühungen einen
einzigen, auf ihre Vorschläge einen infalliblen Werth legen läßt.
Der König sollte noch mehr militärische und civilistische Adjutanten
haben. Wie Jene die höchste militärische Schule, so bilden Diese
die höchste praktisch-politische Akademie im Staat. Eine Stelle in
einer der beidenSchulen wäre schon Auszeichnung und Anfeuer-
ung genug. Für denKönig würde diese abwechselnde Gesellschaft
der trefflichsten jungen Männer seines Landes höchst angenehm
und vortheilhaft sein. Einem König sollte nichts mehr am Herzen
liegen als das Streben, so vielseitig, so unterrichtet, orientirt und
von Vorurtheil frei, so vollständiger Mensch zu sein und zu blei-
ben wie möglich. Keiner hat mehr Mittel, sich auf eine leichte Art
diesen höchsten Stil der Menschheit anzueignen, als ein König.
Durch Nmgang und Fortlernen kann er sich immer jung erhalten.
Wie bequem könnte er sich die Bekanntschaft mitdenwissenschaft-
lichen Fortschritten der Menschheit machen! Die vom Sammel-
eifer derinseine Nähe Gezogenen eingeholten Berichte gäben ihm
die Möglichkeit, seinen Staat unter anderen Staaten, seine Nation
in derMenschheit und sich selbstimGroßen zu übersehen und sich
zu einem königlichenMenschen zu bilden. DerMühe einer unge-
heuren Lecture überhoben, genösse er die Früchte der europäi-
schen Studien im Extrakt und sähe, nach fleißigem Neberdenkcn
dieses geläuterten Stoffes, bald neue mächtige Kräfte seines Gei-
stes hervorbrechen und sich, in einem reineren Element, auf der
Höhe des Zeitalters. Wie divinatorisch würde sein Blick, wie ge-
schärft seinllrtheil, wie erhaben seine Gesinnung werden!" Fried-

rich Leopold von Hardenberg-Novalis, der unsere Aestheten zu lehren vermöchte, daß man die Blaue Blume suchen und finden und sich dennoch politisches.patriotischesEmpfinden erhalten kann, hat diese Sätze geschrieben. Ein Halbjahrhundert danach kämpften im Preußenland tapfere Männer aus allen Parteilagern gegen die Kamarilla, das Geheimkammerchen, in dem der Volksglaube unredliche und blinde Freunde des Königs vereint wähnte, und Johann Iacoby rief dem viertenFriedrich Wilhelm ins schon verwüstete Antlitz, sein Nnglück sei, wie der meisten Potentaten, daß er die Wahrheit nicht hören wolle. Das alte Leid; das alte Lied. Der phrygische Stoiker und der jüdische Arzt begegnen einander im Dickicht des Mißtrauens gegen die Wahrhaftigkeit der Königischen. Aus denWelten der Christenbibel, des anglischenPuritanismus und des kelto-gallischen Iakobinismus strömt ihnen, aus der blind hassenden Zeitgenossenschaft der Strafford und Polignac, Manteuffel und Gerlach allerlei Gefolge zu: und immer wieder summt und dröhnt die Klage des treuen Mannes durchs Land, den am Sterbebett eines Monarchen Herder einst, der ostpreußisch humane Menschheitmagister, vor dem Ohr des edlen Cid stöhnen ließ: »Ach, der Könige hartes Schicksal, daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet, dann nur ihnen Wahrheit spricht!"
Aechzt auch dasDeutscheReich heute noch unter so lähmendem Fluch? Draußen wirds behauptet. Immer wieder erzählt, Wilhelm den Friedlichen umgittere eine nach Kriegslorber lüsterne Hofpartei; hindere ihn, das Licht der Wahrheit zu schauen, der Nation die ihrem Bedürfniß genügende Freiheit zu gewähren und sich mit den Westmächten zu verständigen; stütze jetzt Herrn von Tirpitz, denGegner derFlottenkontingentirung, und sei schuldan dem Haß, der wider Deutschland, als den Friedensstörer, ringsum wühle. And drinnen hört man ähnliche Weise; leis ward sie in der Presse, laut in Privatgesprächen während der letzten Wochen vernehmbar. Der Kaiser, heißts, war fast einen Monat lang von dem zum Rath Berufenen getrennt und auf den Verkehr mit unverantwortlicher Gefolgschaft angewiesen. Was mag sie ihm ins Ohr geraunt haben? Gewiß nicht, daß seinem Thron die Hauptgefahr vondem maßlosen Anspruch des Grundadels und dcrihmverbündetenKlerisei drohe und,um das Reich vor ernstem, rasch fortwucherndem Schaden zu bewahren, liberaler regirt werden müsse; daß Deutschland demFeind und demFreund alsHort derReaktion

gelte und nach der Lösung aus diesem Bann lechze. Nein: daß unter
einem schlaffen Regiment die Sozialdemokratie wieder zu Kraft
undAthem gekommen sei, schon den fünfzigsten Mann im Reichs-
tag habe und getrost auf die Verdoppelung dieser Mandatzahl
rechnen dürfe, wenn den zuchtlosen Geist Süddeutschlands, der
im karlsruher Landtag zu schrillem, aller Staatsautorität gefähr-
lichem Ausdruck gelangt ist, der straffe Preußenzügel nicht schnell
in den weislich gebahnten Weg der Reichsraison zurückzwinge.
Daß weder im nationalen noch im internationalen Geschäft der
gekrönte Chef sich nachgiebig zeigen und nicht um eines Stroh-
halmes Breite deutsches Herrschaftrecht kürzen solle. Drum sei Herr
vonTirpitz zu halten, Herr von Kiderlen, als derAnglophilie Ver-
dächtiger, mit vorsichtiger Reserve zu behandeln. Kehrt Wilhelm
aus solcherGeistesdiät heim.dannist ermit dem während seinerAb-
wesenheit Geleisteten unzufrieden und ahntnicht, daß die Freunde
ihn die vaterländische EntWickelung in einem nur ihrem Kasten-
interesse günstigen Truglicht sehen ließen. Namen werden nicht ge-
nannt; in der Kaiserlegende haben die Freunde aber, die Reisege-
fährten, bieOhrenbläser Hauptrollen von der undankbarstenSorte.
In derWirklichkeit? Ein paar Hofgenerale, die stets bemüht sein
müssen, in omnibus die Willensmeinung Serenissimi mitzumeinen;
ein paar harmlose Dutzendmaler, die nach nützlicher Inspiration
langen undjedem ins Politische abbiegenden Gespräch in stummer
Ekstase lauschen; ein übers Durchschnittsmaß kluger Oberhofmar-
schall, dessen Gesichtsfeld nicht von Scheuklappen verengt wird und
der mit ernstem Eifer zu erforschen strebt, was dem Reich frommen
könne; manchmal ein importirter Professor, der mit putziger Be-
triebsamkeit aus allen Iournalwinkeln ein Häuflein zusammen-
fegt, aus dem Kehricht dann, wie pythische Vetteln aus Kaffeesatz,
weissagtund,ohnejedenSinnfürdas meiner bestimmten Stunde
Mögliche und Nothwendige, ohne den Takt, der politische Taktik
zum Erfolg zu führen vermag.dochmitdem täppischen Dünkeldes
indieReichsgemeinschaftZugelassenen.denNrteutonenundWolf-
gang Menzel rectivivum zu mimen sucht; öfter gescheite Kaufleute,
die, sobald die Blendkraft höfischen Glanzes gemindert ist, ihres
Herzens Schrein nicht mehr mit dichtem Gewebe verhängen. Mit
dem Märchen, diese bunte, uneinige Schaar leite heimlich das
Reichsgeschäft, sind nur politisch Anmündige abzuspeisen; Er-
wachsene nicht mehrzu schrecken. Die Erinnerung anVergangenes

hateineunseremAnschen,desReichsunddesKaisers,höchstschäd-
liche Legende weitergesponnen. Einst war es möglich, Herrn von
Kiderlen aus der Gunstfeste wegzuwispern, weil dieser Schwabe,
wie an Augusts Hof der AlexandrinerTimagenes, von der Sehne
seines Witzes manchen (dem Spielköcher entnommenen) Pfeil bis
in die Sonnennähe geschickt hatte. Doch die Zeit der Adoranten,
der Hymnen und Episteln Philippi ist unwiederbringlich dahin.
Timagenes mußte, da sein allzu keckerWitz, der selbst Octavianus
Augustus und Frau Livia Drusillanicht schonte, ihn von derHöhe
gestürzt hatte, für die Jahre des Lebensrestes bei Asinius Pollio
unterkriechen. HerrAlfredvonKiderlen-Waechter konnte, als die
philippische Anschwärzung nicht mehr wirkte, noch vor der Sech-
zigerschwelle den in seinem Amtsbereich höchsten Sitz erklettern.
„Der Herr ist mir nicht gerade angenehm; meine Sympathie und
Antipathie muß aber schweigen, wenn er von Verantwortlichen
und Zuverlässigen als der für die Leitung des Staatssekretariates
Tüchtigste bezeichnet wird." So vernünftig hab, im Sinn konstitu-
tioneller Geschmacksbeschränkung, Wilhelm diesmal gesprochen;
und wir dürfen hoffen, daß kein Getuschel ihn je wieder bestimmen
wird, dem Mann zu mißtrauen, der ihm in Petersburg, Stock-
holm und Kopenhagen und später auf minder ruhiger Fahrt ein
lieber Begleiter war und der contre vent et msree des kaiserlichen
Willens am Steuer bald erlahmen müßte. Nicht ganz leicht würde
den vor derKämmerchengefahrWarnendenjetztwohlderBeweis,
daß dem Kaiser konservative öfter als liberale Staatslehre emp-
fohlen werde. Jede Regirung, sprach Thiers, muß konservativ
sein; unter einer Regirung, die es nicht wäre, könnte keine Ge-
sellschaft gedeihen; auch unsere Republik wird konservativ sein
oder zu leben aufhören. Wundert die Einfalt sich, weil ein Kai ^
Neberkommenes nicht leichten Herzens verzetteln läßt? Muß ein
Klientenklüngel deshalb das Ohr des Höchsten getäubt haben?
Nur ein dem Reichsgedanken innig Verlobter, mitLeib und
Seele ans Reichsinteresse Gebundener, niemals ein sujet mixte,
kann dem Kaiser in ehrlicher Freundschaft zugethan sein. Sollte
solcher Mann heute unnützlicher scheinen als in der Zeit des pru-
sischen Höflings? Lasset ihn, ehe Ihr die Lippe rümpft, reden;
und lauschet. „Geben Sie dem Deutschen die Freude am Vater-
ländischenWesenwieder!Diefehltihm;nichtGedankenfreiheitund
Wahlrechtszuwachs. Sicherists kindisch, imAergerüberdieNnzu-

länglichkeit derNegirenden für eine Partei zu stimmen, deren (freilich unausführbares und drum nicht abschreckendes) Programm dem Reich und dem Wohlstand seiner Bürger Vernichtung androht. Doch hat nichtdasmächtigste Ingenium derDeutscheimusgesprochen, daß Völker nie ganz reif werden und der Gesetzgeber, derRegent mehr als dasVolk deshalb die Volkheit beachten müsse? Wer deren Sehnen stillt, wohnt wohlgeborgen in ihrem Herzen. Wie Nebelschwaden beim ersten Strahl der steigenden Sonne, wird das über deutschem Land liegende Gewölk zerflattern und thalwärts sinken, wenn der Wink unbeirrbaren Willens endlich derNationwieder einlohnendes Zielzeigt.EndlichlDas Zieldeutscher Menschenwar nie die Entmachtung Regirender; den Staatsfeinden haben sie stets nur geholfen, wenn gehäufter Anmuth sich austoben wollte und sie in sich die Kraft fühlten, vor der Stunde ernster Gefahr mit allen Schädlingen fertig zu werden. Nicht zum erstenMal, Herr Kaiser, erleben Sies. Ein Wille, ein Weg: und kein der Selbstachtung Bedürftiger bückt sich fortan nach der abgegriffenen Scheidemünze des Schlagwortschatzes. Eben wird, Müßigen dieZeit zu vertreiben, erzählt, wie es vor vierzig Iahren zum Krieg und zur Reichsgründung kam. Holde Mär aus der Gartenlaube deutscher Gemächlichkeit: wie derFrömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Mit dem selben Recht könnte man auf dem Eidsvoldsplatz und der Langen Linie den Leuten vorplärren, die normannischen Wikinger seien, unter Svend Gabelbart und Knut, ausgezogen, um die Bereiter derBricciusnachtausdemBornfeinsterSittlichkeitzu tränken. Wikingisch (aufDeutsch: kriegerisch) war von 1864 bis 70 auch unsere Politik; waren die in ihremDienst angewandtenMittel, die der nationale Zweck heiligen mußte. Stand Georg Klapka, KossuthsSchwertaufdemFeldvonIsassegh.beiNeissenichtimpreußischenDienst?Ist ein deutscherMonarch,demin derHeimathnun ein Denkmal ragt,nicht auf goldenerBrücke in denBezirk des Reichsgedankensgeschritten,denervorherverfluchthatte?WardRechtund Moraletwaso säuberlich und behutsam erwogenwievondemOnkel, derTante derKinderfibel?Allzu frühwurde vergessen.wie manche s Fürstenhaus, das sich heute eitel mit demokratischer Möblirung brüstet, damals auf das Werden eines neuen Rheinbundes hoffte und nur durch die Preußenfurcht von dem zärtlichen Drang nach Paris abgebracht wurde.SchärfensollmandasdeutscheGedächt-

niß; nicht mit Töchteralbumsmär einlullen. Wikingerstaaten sind
nur mit Wikingerwaffen zu halten, zu weiten. And die Mächte,
aus derenFlanken der Reichsleib geschnitten ward, sind noch le-
bendig oder haben starken Verwandten ihren Rechtsanspruch,
ihren Durst nach Rache vererbt. Zwanzig Jahre lang durften, muß-
ten die mit der Festigung der Reichsfundamente Beschäftigten sich
mit dem Wachsthum des deutschenAnsehens begnügen. Zwanzig
Jahre dann mit lächelnderAnerkennung ihres friedlichen Sinnes?
Der nützt den Rivalen, nicht uns; und die Gewißheit, daß keine
Kränkung uns je treiben wird, unsere beste, noch von Keinem er-
reichte Industrie und Technik als ultima ratio anzuwenden, würde
das Reich in Lebensgefahr schleifen. Was schlichtemMenschenver-
stand täglich einleuchtet, kann der Majestät nicht verborgen blei-
ben: daß noch länger Versäumtes nie mehr einzuholen wäre. Wir
könnenunsnichtfürimmermitdertrübenBettlerfreudebescheiden,
Zwangslagen entschlüpft zu sein und in der Wand des Kessels,
in dem wir schmoren sollen, einLöchlein zu finden, das noch einen
Luftzug durchläßt. Haben das Recht und die Kraft, nach thatlosem
Zaudern wieder aktiv zu werden. Nicht auf einer Insel Atopia,
versteht sich. Die Hoffnung, Nordamerika gegen England zuwaff-
nen oder garmitChinesenundVankees(dieunsinderFeuerlinie
allein lassen würden) den westöstlichen Vierbund zu zerreißen,
wäre ein eben so schädlichesWahngebild wie derGlaube,derIslam
(der, langsam noch und keuchend, den gestern aufgelesenenMode-
tand abzuthun beginnt) könne uns aus dem Gedräng helfen. Zwei
Möglichkeiten bietet uns Fortuna; auf gleichen Schalen? Ihr Tir-'
Pitz (dessen Rücktritt vor dem Ablauf seines Flottengesetzes den
Britenhochmuth wecken, dieVerständigung also erschweren würde)
meint, noch sei dieStunde zu würdiger Schlichtung desNordsce-
haders nicht gekommen. Wir, sagt er, haben die Neberlegenheit
unseres Schiffsgeschützes und können die englischen Gefechtsein-
heiten mit einem Metallregen überschütten, dessen Wucht und
Treffsicherheit untermNnionIack auch einneuerNelsonnichtaus
dem Kanonenschlund zaubern könnte. Die Dreadnoughts (nach
Fisher siehts jetzt Wilson) werden, ehe die älteren Typs der Ar-
mada ins Feuer kommen, die Seeschlacht entscheiden: und unsere
Nassau-Klasse ist leistungfähiger als die Super-Dreadnought, die
zu tief eintaucht, nichtschnellgenug fährt und ihrer Steuerung nicht

unterallenUmständensicherist.Das weiß drüben derAdmiralstab;
auch, welcherWiderhall in Egypten und Indien der Kunde von der.
kleinsten Anfangsschlappe Britaniens antworten würde. Daher
die Wuth;nnd der nach Verständigung drängende Eifer. Gerade
deshalb aber müssen wir durchhalten; dürfen nicht ein Panzer-
thürmchen von unserem Plan abknickern.Auch eintzaar wirft seinen
Schatten; und wenn unsere reaäine55 irgendwo eine Lücke zeigt, ge-
währt England uns nicht, was wir fordern müssen. So siehts der
eigensinnige Fachmann. Der Politiker fragt, ob man Britanien in
neue Vermögensopfer scheuchen, die Spannung dadurch mehren
und warten solle, bis die letzte List Geängsteter eine Koalition zu-
sammengeballthat,die,morgenvielleichtaufVictorEmanuelsAn-
Geschoßmaß aufzuzwingen versucht. Lägen beide Möglichkeiten
wirklich auf gleichenSchalen: würde an derentscheidendenStelle
dann dieNervenruhejedenBluff überdauern? Schon durch diese
Zuversicht würde derAIb von derBrust deutscherMenschheit gelöst.
Erbärmlicher als ein unentschlossen zwischen zwei Empfindungen
Schwebender ist eine Nation, die nicht weiß, was sie will, kaum
noch kräftig zu wollen wagt. Majestätischer Glaube an die Neichs-
kraft entwölkt uns den Himmel, entbindet den Willen zur That."
So könnte der auf seinen Sold nicht angewiesene Offizier spre-
chen, demMontaignedasHofamtdesWahrheitkündersvorbehal-
ten wollte, auf daß nicht durch Vielrednerei die Ehrfurcht geschmä-
lert werde. Was einst Privileg sein sollte, istheutedasNechtjedes
Mannes. Völker undFürsten haben sich längst ja über Verträge
geeinigt; und wenn die Fiktion der Verfassungschranke den König
auch andie verantwortlichenBerather weist, ruft überall der Volk-
heitwunsch doch immer wieder dieFreien herbei, die aufrecht dem
tzöchsteunahen und im Sonnengestäub nicht blinzeln lernen.Nei-
denswerth ist ihr Glück nicht: auch wenn sie ohne Wank stehen,
benagt sie von unten her der Nattenzahn der Verleumdung. Der
Kaiser von Oesterreich mag Abgeordnete in seine Hofburg laden,
der Kaifer von Iapan den Nach der alten Staatsmänner hören: im
DeutschenNeich taucht, sobald ein Nnbeamteter zwei Stündchen
Spukts noch inDeutschland? CaesarAugustus kehrt nicht zurück.

Deutschland in Brüssel.*)

eutschland giebt auf der brüsseler Weltausstellung einen Rechenschaftbericht. Die Völker sollen sehen, wie das aus England über Belgien in unsere Lande gekommene Pfund gepflegt, wie damit gewuchert wurde. Doch war es nicht Eitelkeit, die Deutschland trieb, die Bilanz Dessen, was man die moderne Bewegung, die Reformation auf dem Gebiete der Architektur, des Kunstgewerbes und der Edclindustrien heißt, offen darzulegen. Deutschland möchte wieder theilnehmen an dem Entwickelungprozeß der Künste; es möchte das Seine thun für die Konsolidirung des neuen, des kommenden, des europäischen Stiles. Der preußische Spartaner soll aus dem Bewußtsein der an alter Kultur tragenden Nationen gestrichen werden; Deutschland, die jüngste Großmacht, will, als eine Facette seines Friedenswerkes, den Völkern das in Erfüllung begriffene Programm einer jungen Kultur vorlegen. Kultur wächst aus moralischen Qualitäten und strebt mit elastischer Kraft zur schönen Form. In Deutschland ist der Wille zur Kultur erwacht und nicht eher soll Ruhe werden, als bis den neuen Daseinsbedingungen unseres Zeitalters eine neue Formenwelt geschaffen wurde. Das Haus, die Wohnung, das Möbel, das Geräth, die Kleider, der Schmuck, die Straße, der Garten, der Park, das Spiel und der Tanz, das Theater und der Gottesdienst: das Alles soll, von innen heraus, durch einen einheitlichen Rhythmus beseelt, zu einem Dokument des neuen Deutschlands werden. Gesinnung und Wille lassen sich nicht anders darstellen als durch Thaten. So wird der Beurtheiler, der an das Herz der Dinge dringen will, auf die geistigen Schwingungen hinter der Materialisation hören müssen. Das ists, was wir wünschten. Daß die Völker aus dieser Vorführung von

*) „Deutschlands Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellung zu Brüssel 1910": so heißt ein Werk, das in diesen Tagen bei Iulius Hoffmann in Stuttgart erscheint; und dem man (ossus rsrissi' mus) nachsagen kann, daß es „ein Bedürfniß befriedigt". Denn klein ist die Zahl der Deutschen, die sich das Luxusvergnügen einer Reise nach Brüssel leisten können; groß die Zahl Derer, die nicht nur in der Zeitung lesen möchten, was Deutschland (und besonders sein Kunstgewerbe) aus dieser Ausstellung dem prüfenden Auge geboten hat. Dieses Werk (aus dessen Text hier ein Bruchstück veröffentlicht wird) belehrt sie darüber. Belehrt durch den Augenschein. Die Bilderfülle ist von sicherem Geschmack gewählt und die Ausstattung erfüllt jeden gerechten Wunsch. Schlußeindruck: Deutschland kann sich auf dieser Weltausstellung sehen lassen; und Hoffmanns Bildwerk kanns auch. Der Text, denke ich, lobt sich, in seiner klugen Sachlichkeit, selbst Darf ich hier einen Irrthum berichtigen? Die deutsche Ausgabe des Romans „Auf dem weißen Felsen" von Anatole France ist nicht bei Georg Müller, sondern bei R. Piper S Co. in München erschienen.

wenigen Proben neudeutscher Architektur und Raumkunst, neudeutschen Geräthebaues und Kunstgewerbes erkennen: welches Streben zu einer höheren Menschlichkeit bei uns erwachte, mit wie viel logischer Konsequenz und mit welchem organisatorischen Eifer um solches Ziel gerungen wird.

Man darf nun heute bereits sagen, daß Deutschlands Absichten auf ein bereitwilliges Verstehen trafen. Die belgischen und französischen Kritiker haben, wenn sie auch nicht mit Allem, was wir zeigen, zufrieden sein können, doch dem Prinzip und dem Wesen nach klar erkannt und ausgesprochen: daß Deutschland vorwärts marschirt, daß es dabei ist, eine letzte Konsequenz aus der europäischen Sehnsucht nach einem Stil des zwanzigsten Iahrhunderts zu ziehen. Die fremden (uns geistig doch verwandten) Kritiker loben das Temperament der deutschen Bewegung und sind besonders erstaunt über die Vielfältigkeit, mit der das einige Wollen von den verschiedenen Centren der deutschen Lande realisirt wird. Diese Vielfältigkeit ist in der That ein werthvoller Vortheil unserer brüsseler Revue. Hierfür nur einige Typen: Emanuel von Seidl zeigt die bodenfeste münchener Art, Bruno Paul das elegante Berlin, Peter Behrens giebt der eisernen Energie des Industrialismus einen klingenden Ausdruck, Kreis kündet das dunkelblütige Pathos des Gedankenmenschen.

Wenn wir jetzt einige der besonders charakteristischen Architekturen und Geräthe kurz umschreiben, so müssen wir uns zuvor darüber klar sein, daß nicht Alles, was als Symptom wohl wichtig und werthvoll ist, zugleich und unbedingt den schärfsten Forderungen der Qualität und des abgeklärten Geschmackes entspricht. Es wäre blinder Chauvinismus, sollte die klassische Reife aller ausgestellten Objekte behauptet werden. Uns liegt auch gar nichts daran, diese Werke unserer Künstler als absolute, unantastbare Errungenschaften laut zu preisen; wohl aber legen wir allen Nachdruck auf die eine, nicht leicht zu bestreitende Thatsache: daß alle hier gezeigte Arbeit, auch die etwa in einer Einzelheit zurückbleibende und unzulängliche, trotz Alledem den fundamentalen Prinzipien der modernen Bewegung dienen will, der Qualität und dem Geschmack. Und noch eine Bemerkung muß vorangeschickt werden. Für die Adepten, die alle Grade der Entwickelung mitgemacht haben, die die Ausstellungen von Darmstadt, Saint Louis, Dresden und München, diese bestimmenden Etapen unserer Stilwerdung, studirten, giebt es in Brüssel nur wenig Neues zu sehen. Desto besser! Dann ist das hier Gezeigte doch immerhin schon ein Bild unseres Niveaus.

Das, was die deutschen Hallen von denen der anderen Nationen scheidet, ist die einheitliche, sich zur Gruppe schließende Form. Emanuel von Seidl hat die mannichfachen Gebäude nicht neben einander gestellt; er hat sie in einen architektonischen Zusammenhang und unter ein künstlerisches Thema gebracht. Wir sehen eine Stadt der grauschwarzen Dächer; wir grüßen weiße Mauern und aufstrebende Gie-

bel. Der rustikale Eindruck, der uns zunächst überrascht, wird durch geschickte Steigerung an den wichtigsten Stellen monumental angespannt. Das Centrum des Organismus bildet das zur Repräsentation bestimmte Gebäude. Es hebt sich hoch empor und regulirt so die übrigen, ein Wenig in die Erde sinkenden Hausreihen. Die schwarzen Säulen des rund sich vorwölbenden Portikus sind ein pathetischer Accent in der süddeutschen Pastorale. Eine feine Belustigung bekam der Eingang zur kunstgewerblichen Abtheilung: kecke Plastiken von Wackerle. Durch einen Thorbogen mit dem Deutschen Haus verbunden, steht das Weinrestaurant als ein vornehmer Landsitz. Eine münchener Gemächlichkeit und eine gesunde Stimmung zeigt das etwas abseits liegende, doch im Zusammenhang bleibende Bierhaus.

Hinter den Fassaden der Seidl-Gruppe dehnen sich Hallenanlagen von kaum erwarteter Größe und Höhe. Ihnen allen gemeinsam ist die Tendenz, das Ingenieurwerk, die schlichte Rechnung, zur Reinheit einer architektonischen Form zu steigern. Das Problem wird offenbar, wenn man hört, daß Peter Behrens, der Schöpfer der genial erdachten Turbinenfabrik der AEG (ein Modell steht in der Ingenieurhalle), dreien dieser Konstruktionen den Rhythmus bestimmte. Am äußersten rechten Flügel treffen wir die gegen den Garten offene Eisenbahnhalle. Sie ist in Holz konstruirt. Der flache, dreifach durch Oberlichtbänder getheilte Bogen des Daches vermittelt eine ausgezeichnete Raumvorstellung. Man fühlt die Schwungkraft der Räder und empfindet dann zwiefach den pikanten Kontrast des braunen Holzes und der gleißenden Lokomotiven zu dem breiten grünen Läufer, der den Fußboden bedeckt. Mit einem größeren Aufwand dekorativer Effekte arbeitet Behrens an der Ingenieurhalle; während er für die eiserne Halle der elektrischen Maschinen sich restlos damit bescheidet, Ausdeuter und Entbinder der im Konstruktiven immanenten Schönheit zu sein. Zwei weitere Maschinenhallen hat Dülfer aus der Nothwendigkeit zum formalen Ausdruck gesteigert. Deren eine, die größte der deutschen Sektion, zeigt neben der linearen Bändigung und der edlen Vitalisirung des Eisens eine wohlthuende Farbenstimmung. Die Wände sind ockerfarbig, aufgetheilt durch ein Liniensystem in schwachem, doch satten Blau; dem metallenen Gerüst giebt ein lichtes Blaugran eine überraschende Leichtigkeit. Die in den Abmessungen gleichfalls sehr bedeutende Industriehalle wurde von Otto Walter entworfen und von Feuerhahn mit plastischen Motiven versehen. Dem Architekten, der übrigens für die gesammte deutsche Abtheilung, auch für die Innenräume, die überaus schwierige Bauleitung durchführte, ist es gelungen, den einzelnen Ständen einen festen, die optische Wirrniß bannenden Rahmen zu schaffen.

Eine Leistung von schöner Freiheit und straffer Rechnung ist der Grundriß, den Bruno Paul für die den Künsten reservirten Räume ersann. Sieht man ihn auf dem Papier, so empfindet man ihn als ein geistreich gegliedertes Ornament; schreitet man durch die über ihm er-

bauten Zimmer, Säle und Gänge, so erlebt man seine Wohnlichkeit, feine orientirende Klarheit und seinen vornehmen Anstand. Diese Tugenden lassen sich auch an den von Paul entworfenen repräsentativen Innenräumen rühmen. Der große, runde Ehrensaal, dessen straffe Pfeilergliederung dem schmetternden Gelb der Wandfüllungen einen klingenden Rahmen giebt, umfängt uns mit einer schmeichelnden, leicht hingeworfenen Eleganz, die sich dann in der Anlage der Unterrichtsabtheilung zu einer kristallisirten Wohlgefälligkeit steigert. Was hier Paul mit geringen Mitteln, durch straffe Achsenführung und betonte Centrirung, durch zur halben Höhe steigende Einbauten und das fest aufsitzende Oktogon und nicht zuletzt durch die das architektonische Prinzip begleitende Liniensprache an Wänden, Pfeilern und Fußboden, erreicht hat, gehört zu den Ueberraschungen, die selbst der Eingeweihte erlebt. Auch die für weibliche Handarbeiten bestimmte Rotunde hat eine sehr reizvolle, ins Kokette spielende Ausstattung erhalten. Die eigentlichen Innenräume sind in verschiedenen Gruppen zusammengefaßt. Wir treffen zunächst den Typus einer vornehmen Wohnung. Das Herrenzimmer entwarf Peter Birkenholz; süddeutscher Barock, modern abgeklärt. Die violetten Bezüge (merzerisirte Baumwolle) zu dem Mahagoni geben eine warme Stimmung. Den Gesellschaftsalon, nebenan, komponirte Troost. Wir sind überrascht durch den Reichthum an dekorativen Effekten. Besonders die kräftige, elegante Schnitzerei (von Wackerle) scheint anzukünden, daß das Möbel aus dem Primitiven, aus der einst nothwendigen Sachlichkeit, zum kapriziöseren Sinnenleben sich zu entwickeln beginnt. Denen, die der Meinung sind, daß alles Möbel der Zukunft immer mehr die Neutralität der männlichen Kleidung bekommen wird, dürfte dieser Raum einige Verwirrung bereiten. Er hat aber jedenfalls ein starkes Pathos, das auch in den Bezügen, schwarz mit greller, farbiger Stickerei, anklingt. Das Boudoir von Vogeler lacht weiß und freundlich. Ein Wenig Lavendel, ein Wenig müde Rosen. Desto stärker, straffer und männlicher hat Kreis seinen Speisesaal organisirt. Antike und barocke Elemente wurden auf die knappeste Formel konzentrirt. Ein heißes Temperament schlägt aus dem dunklen Rothbraun der Hölzer. Der mächtige Tisch macht die architektonische Festigkeit des Raumes doppelt fühlbar. Wir kommen jetzt zu dem marmornen Bad, das Paul Thiersch im Geist der Schule Pauls mit feinem Verständniß für reichen Komfort zeichnete. Das Frühstückszimmer von Läuger scheint dieMorgensonne eingefangen zu haben; aus dem ungeheizten Holz strömt frische Helligkeit und der Duft des jungen Waldes. Die farbigen Keramiken dünken uns Sommerblumen. Elisabeth von Baczko fand eine neutrale, hygienisch einwandfreie Lösung des Kinderzimmers. Schultze-Naumburg nutzt großväterliche Erinnerungen für das Arrangement eines auf die Kargheit des Spätbiedermeiers abgestimmten Schlafzimmers, während Richard Alexander Schröder leise verklingende Rokokomotive mit neuem Blut zu einer reichen Symphonie steigert. Dies

Ankleidezimmer mit seinen Möbeln aus roth leuchtendem Holz, mit den goldenen Accenten und den blumigen Einlagen, mit den Rosenguirlanden und Puttenspielen an den Wänden und der Blüthenglorie, die über dem Teppich schwebt, ist zwar ein Wagniß, doch ein ästhetischer Gewinn.

Die zweite Serie der Innenräume umfaßt die Zimmer einer einfachen Wohnung. Wir sollen Möbel für den gutsituirten Bürger zu sehen bekommen. Diese Aufgabe erfüllt mit anmuthiger Geberde das Speisezimmer von Karl Bertsch. Alle Absichtlichkeit, jeder falsche Purismus ist vermieden. Die Formen der einzelnen Stücke haben eine elegante Behäbigkeit; das grau polirte Ahornholz wird ihnen zum sachlichen Schmuck. Das Grün der Lederbezüge steht voll und warm in dieser kühlen Reinlichkeit. Der selben Gesinnungart gehört das Arbeitzimmer von Niemeyer an. Es schöpft seine Harmonie aus brauner Eiche und einem dem Holz extrahirten Violet, das den Vorhängen überwiesen wurde. Dazu gesellt sich als feiner Zwischenton das Schwarzgrau des Schmiedeeisens. (Deckenleuchter und Heizkörperverkleidung sind technisch hervorragende Arbeiten.) Zwei weitere Zimmer dieser Abtheilung entwarf Riemerschmid; sie zeigen in neuer Variation des Meisters feinen Instinkt für Wohnlichkeit und bürgerliche Würde.

Bevor wir an die Räume eines Sanatoriums gelangen, machen wir in dem sogenannten kleinen Silbersaal, eigentlich einem Gartenpavillon, kurze Rast. Der von feinen Geistern durchspielte Raum wurde von Bruno Paul entworfen und von Karl Walser gemalt. Die zarten Dichtungen des Pinsels, grau und rosa, Spalierwerk, fallende Blätter und müde, hingehauchte Landschaften, geben mit den nachgedunkelten Möbeln, dieser kompakten Zerbrechlichkeit, eine seltsame Musik.

Die Gruppe der Sanatoriumsräume besteht aus einem Operationsaal, einem Arzt- und einem Wartezimmer. Die beiden Zimmer, die von Heidrich entworfen wurden, gesellen der äußersten Sachlichkeit eine dem aseptischen Verfahren gehorsame Sauberkeit. Der Empfangsraum ist in weißem Ahorn ausgeführt; alle Formen sind möglichst knapp und präzis und wirken gerade darum voll und architektonisch. Im nußbaumenen Wartezimmer sind die Kissen der Sitzmöbel abnehmbar. Mit diesem medizinischen Mobiliar bewährt Heidrich wiederum seine erfreuliche Begabung für das Praktische und in Schlichtheit Sympathische,

Eine andere Welt ist es, in die wir gerathen, wenn wir jetzt zu den Klubräumen hinübergehen. Das erste der Appartements, ein Rauchzimmer von Paul Dobert, bleibt noch in den Grenzen des Alltages. Doch will auch dies schon ein Ausdruck für das Behagen des feinen Müßigganges sein. Zu dem braunen Paneel steht die blau-goldene Decke warm und apart. Das nun folgende Speisezimmer von Albin Müller wird von heller Festlichkeit durchströmt. Die Wände sind bis zu zwei Dritteln der Höhe weiß getäfelt. Ein grüner, durch ein System von schwarzen Linien zum Architekturglied werdender Teppich läßt die mächtigen eingebauten Wandschränke noch straffer erscheinen. Fran-

zosen bewundern diese Zimmer, meinen «der zugleich: man sehe weiße'
Kürassiere. Um einige Grade tiefer gestimmt ist das Zimmer von Veil.
Man spürt das Erbe von Peter Behrens. Man sieht aber zugleich
eine selbständige Phantasie. Auf dem grauen, durch Epheuranken be-
lustigten Teppich, zwischen hellbraun bespannten Wänden, stehen zwei
Fauteuils, wie gemauert. Der Tisch wirkt als Centrum. In eine Wolke
sakralen Ernstes hüllt uns das Musikzimmer von Billing. Die Fran-
zosen sagen: O'sst 6ur. Hier nämlich liegt der psychologische Punkt,
an dem das deutsche Pathos scheitern müßte, wollte es nach dem Ge-
fallen der Romanen trachten. Doch was kümmert den Künstler die
Möglichkeit des Exportes? Billing begehrte, die Musik seiner Seele zu
projiziren; daß sie feierlich und schwer ist, liegt am Takte des Blutes.
Die letzte Serie umfaßt offizielle Innenräume. Das Pressezimmer
von Peter Behrens macht den Beginn. Grünlich durchleuchtete Birke
strahlt hell von den Wänden und von der Decke. Die weiß lackirten
Möbel zeigen römischen Geist, modern gebändigt. Die blauen Leder-
sessel scheinen ein königliches Geschlecht zu erwarten. Etwas alltäg-
licher und mehr zur Benutzung einladend machte Peter Behrens den
anschließenden Raum der Zeitschriften. Bei den Leseecken steigt dsr
strenge Prediger der Linie gutmüthig herab bis zur Gemüthlichkeit.
Hoffackers Rathzimmer arbeitet mit großem Aufwand, um dem Luxus-
bedürfniß modern interessirter Stadtväter zu genügen. Das Trau-
zimmer von Högg verleugnet nicht den Geist der nordischen Mystik; ein
feierliches Gemach, doch bürgerlich und lyrisch zugleich. Fest, wie aus
westfälischer Erde gewachsen,, aus Eiche gezimmert, steht das Zimmer
des Bielefelders Thiele. Durch lebendige Schnitzerei und Lederbezüge
von modern verblichener Farbe bekommt es feinen ästhetischen Accent.
Man spürt die geschmackliche Erziehung der modernen Kunstgewerbe-
schule, von der die in den Vitrinen untergebrachten Dinge ein treff-
liches Zeugniß ablegen. Den letzten Raum dieser Flucht bildet das von
Walter entworfene, gut brauchbare, mit Schnitzwerk verzierte Zimmer
des Präsidenten. Den Rundgang zu beenden, huschen wir dann noch in
den Gartenpavillon, auf dessen Wände E. R. Weiß aus Grazie und
Skepsis zwittrige Bilder gemalt hat. Diese und die Malerei von Wal-
ser wollen als erste Versuche zur Neubelebung der Wandmalerei be-
urtheilt sein.
Draußen, abseits von dem deutschen Komplex, stehen zwei Häuser
von Georg Metzendors. Arbeiterhäuser. Aesthetische Dokumente unserer
sozialen Ethik. Gerade diese in Schlichtheit schönen Heimstätten werden
helfen, uns den Respekt der Völker zu erwerben.
Von dem spezifischen Kunstgewerbe, von der Keramik, dem Me-
tallgeräth und dem Schmuck, von der Textilkunst, der Typographie und
dem Buchgewerbe kann hier nicht im Einzelnen gesprochen werden.
Manche gute Leistung erfreut das Auge. Für das Buchgewerbe sind
große und schöne Räume hergegeben worden. Wir bekommen einen
guten Ueberblick über die Leistungen der mannichfachen, zusammen-

strebenden Faktoren. Die Buchgewerbe-Künstler haben sich in einem kleinen, nett hergerichteten Raum eingefunden. Leider hat die Textilindustrie sich beinahe völlig zurückgehalten. Bis auf wenige Möbel und Wandstoffe, eine größere Ausstellung von Spitzen und etliche Vitrinen mit Handarbeiten ist nichts zu finden. Das ist um so bedauerlicher, als wir sehr wohl eine gute und interessante Produktion aufweisen könnten; es ist doppelt bedauerlich, da England eine Textilausstellung von hervorragender Qualität und scheinbar unvergänglicher Schönheit nach Brüssel geschickt hat. Textilkunst und Mode: Das sind die beiden Gebiete, von denen Deutschland dem Forum der Völker nichts zu berichten weiß. Und doch ahnen Eingeweihte, daß Deutschland dabei ist, dem souverainen Beherrscher der Damenkleidung, dem Frankreich der Paquin, einen friedlichen Wettstreit anzubieten.

Einen besonderen Hinweis verlangen einige Stände in der Industrieabtheilung. Die meisten deutschen Aussteller, auch die, deren Waaren an sich nicht das Geringste mit Kunst «der Kunstgewerbe zu thun haben, waren doch den Gesetzen der Sachlichkeit und des guten Geschmackes gehorsam. Den Kontrast spürt, wer durch die Hallen der anderen Völker (England ausgenommen) wandert. Die Deutschen verschmähen es, aus eisernen Röhren Triumphbögen zu bauen, und sie mißbrauchen nicht kupferne Kessel für architektonische Effekte. In dieser Allgemeingiltigkeit der Ideen, Tendenzen und Ziele, die in der Architektur und den übrigen Künsten ihren konzentrirten Ausdruck empfangen, die aber, wenn sie Kulturfaktoren werden sollen, alle Produktionkreise durchdringen müssen, liegt vielleicht die eigentliche und prinzipielle Bedeutung unserer brüsseler Ausstellung. Ietzt kann man eben nicht mehr sagen, daß die deutsche Industrie billig und schlecht sei; jetzt kann man uns nicht mehr die Masfenfabrikanten von Schund und Geschmacklosigkeiten nennen. Die Industrie als solche, die Fabrikanten, die Kaufleute, die normalen Produktionfaktoren, haben sich in den Dienst der Qualität und der sachlichen Schönheit gestellt.

Fragen wir nun, ob unsere Selbstzufriedenheit groß sein dürfe, ob der Lorber uns Sicherheit und Rast brachte, so antworten wir: Möchten uns alle guten Geister vor dem Stillstand bewahren! Ietzt eigentlich beginnt erst die Arbeit. Ietzt, da wir gezeigt haben, daß die Prinzipien schöner Qualitätwaare von uns erfüllt werden können, jetzt, da wir offenbaren konnten, daß wir reich sind an produktiven Kräften, jetzt, da das Fundament gelegt wurde, beginnt die rastlose Durcharbeitung aller Einzelgebiete. Mag es auch paradox klingen, so soll es doch gesagt sein: Wir wollen Alles vergessen und ausstreichen, was wir bisher an Leistungen und Erfolgen gewannen. Wir wollen nur die Gesinnung und den Willen bewahren. Und wollen so, allen Aufgaben des Tages gehorsam, den geringsten Forderungen Erfüllung geben. Aus solchem Vollbringen des Kleinen wächst! dann, bei zäher Ausdauer, gewiß: der neue deutsche Stil, den die Welt willkommen heißen wird.

Wilmersdors. RobertBreuer.

Peter Klöckner.
eshalb ich gerade Herrn Klöckner herausgreife? Weil wir da an
einem Zeitgenossen sehen und verfolgen können, wie ein deut-
scher Industriekapitän heranwächst und wie ein moderner Montan-
Concern entsteht. In einem Jahrzehnt ist der Concern Klöckner aus-
gebaut und nach außen abgeschlossen; jetzt aber kann man noch in die
einzelnen Theile sehen und ihr Zusammenwachsen verfolgen. Hier wird
also ein Beitrag zur montanindustriellen Anatomie und Physiologie,
aber auch zur industriellen Psychologie gegeben werden. Selbständige
private Unternehmer haben wir in der jüngeren Generation der Mon-
tanindustrie jcrnur noch selten. Hugo Stinnes und Peter Klöckner sind
die markantesten Erscheinungen darunter.
Fast unbekannt ist, daß Peter Klöckner und Hugo Stinnes zu
gleicher Zeit im Haus Spaeter waren. Interessantere Gegensätze lassen
sich gar nicht denken; schon in der äußeren Erscheinung. Klöckner hoch
gewachsen, kräftig, mit dunklem Schnurrbart, von blühender Gesund-
heit. Hugo Stinnes von kleiner Figur, das schmale, blasse Gesicht von
einem braunen Pollbart eingefaßt. Klöckner ist ein echter Sohn des
Rheins; von Geburt Koblenzer und mit gutem Humor ausgestattet.
Stinnes ist verschlossen und verträumt, beinahe Asket und von fast
scheuer Zurückhaltung. Klöckner liebt Geselligkeit, wenn er Zeit dazu
hat. Beide sind technisch gebildete Kaufleute; Beide Männer von Rück-
grat; Beide erfüllt von rastlosem, ehrgeizigem Schaffensdrang. Was
die großen Industriellen in Bewegung hält, ist ja nicht nur die Lust
am Geldverdienen; das Geld ist ihnen Mittel zum Zweck und der Zweck
ist: neue Werke zu schaffen und bestehende Werke groß zu machen.
Beide sink auch Männer, auf die wir zu blicken haben, wenn wir die
künftige Entwickelung der Montanindustrie mit Verständniß verfolgen
wollen. Die Frage nach der Gestaltung dieser Industrie hängt mit der
Trustidee zusammen. Steuert unsere Montanindustrie dem Trust zu?
Diese Frage taucht immer wieder aus.
Das Gerede von dem Trust stammt aus der Zeit der Hibernia-
fache. Allerdings trugen sich mächtige Leute damals im Revier mit
allerlei Fusionplänen. Aber wen ging Das an? Können die Montan-
industriellen mit ihrem Eigenthum nicht machen, was sie wollen? Aber
wenn bei uns Iemand mit seinem Pfund zu wuchern beginnt, wenn
er Kopf und Kapital mit mehr Erfolg als andere Leute arbeiten läßt,
kommt gleich die berühmte „Allgemeinheit" und legt sich ihm in den
Weg. Die Montanpolitik der preußischen Regirung war gar von allen
guten Geistern verlassen. Was ihr an Verstand fehlte, hatte sie an
Nervosität zu viel. Zwar sind uns die Amerikaner als Muster hinge-
stellt worden; aber wenn ein preußischer Handelsminister Etwas von
Trust hört, fährt ihm Zittern ins Gebein. Unserer Kaliindustrie wäre
all der Iammer des letzten Iahres erspart geblieben, wenn man den
Einigungtendenzen freien Lauf gelassen hätte. Wie lächerlich die Trust-

furcht war, erkennen wir, wenn wir jetzt ruhig ins Iahr 1904 zurück-
blicken. Was man damals unter Trustbildung verstand, ist, trotz Hi-
bernia, weiter gediehen. Einige Werke haben sich zusammengethan;
die Tarifpolitik, die Steuer« und Sozialpolitik der Regirung zwingt
die Werke geradezu, nach größeren Einheiten zu streben, um auf diese
Weise die Selbstkosten zu verringern. Wem ist denn nun aber ein
Schade dadurch geschehen, daß sich der Phoenix mit Hoerde und Nord-
stern zusammengethan hat? Welches öffentliche Interesse ist dadurch
verletzt worden, daß sich Gelsenkirchen mit Rothe Erde und Schalke ver-
einigt hat? Welches Staatsinteresse ist dadurch beeinträchtigt worden,
daß Herr Stinnes seinem Deutsch-Lux noch einige Zechen angegliedert
hat? Schaden haben die preußischen Steuerzahler gehabt, denn sie
müssen sich für die theuer erworbenen Hibernia-Aktien mit einer Ver-
zinsung von etwa 3 Prozent begnügen.
Gewiß; Herr Thyssen wollte den Trust schon vor fünf Iahren. Es
hätte unserer Eisenindustrie auch gar nicht geschadet, wenn so, wie das
Statut des ersten Stahlverbandes wollte, in bestimmten Revieren die
Werke ihre Produktion auf einander abgestimmt hätten; manches
Nebeneinander der Fabrikation wäre dann vermieden worden. Herr
Thyßen erwartet noch heute das Heil von einem Trust. Hoe,sch hat mit
der Angliederung des Limburger Hüttenvereins gezeigt, wie man sich
in der Verarbeitung seines Materials ausdehnen kann, ohne neu zu
bauen. Hätten wir im Preußischen Handelsministerium einen kalt-
blütigen Mann gehabt, er hätte die Angstmeier ausgelacht. Was ist
denn ein Trust? Der Trust verlangt, daß die Werke, die in ihm auf-
gehen, ihre Individualität abstreifen und Theile einer einheitlichen
Organisation werden. Nun: werden die Krupp, Haniel, De Wendel,
Stumm, Roechling, Baare und wie sie sonst heißen mögen, werden die
Familien, die, wie Spaeters und Klöckners, persönlich an ihren Wer-
ken hängen, in einem Trust aufgehen wollen? Werden Laura und
Kattowitz einem Trust ihre Selbständigkeit und Ueberlieferung opfern?
Man braucht diese Fragen nur zu stellen, um sich über die Unmög-
lichkeit eines deutschen Montantrusts sofort klar zu werden. Herr
Moeller war in Amerika gewesen, wußte also mit den Trusts Bescheid.
Er stammte aus Westfalen, kannte also die Tradition besser, als Manche
annahmen. Aber die Regirungskrankheit unserer Zeit, die Nervosität,
und die Vorstellung von einer Renaissance der Staatsallgewalt hatten
auch ihn gepackt.
Zwar haben wir noch heute einzelne Leute, die mit auffallender
Beharrlichkeit den Trust predigen. Wie weit dabei persönliche Stim-
mungen und Verstimmungen mitspielen, will ich nicht untersuchen.
Aber die Unzufriedenheit einzelner Mitglieder mit dem Stahlverband
kann doch nicht als ausreichender Grund für die Bildung eines großen
deutschen Montantrusts angesehen werden. Einzelne Mitglieder haben
Ursache, mit dem Stahlverband unzufrieden zu sein, denn man hat
ihnen eine zu geringe Quote zugemessen; aber dieser Schade läßt sich

bei der nächsten Verlängerung repariren. Die Direktion der Westfälischen Stahlwerke hat besonders hart über den Verband geurtheilt; müßte aber zugeben, daß sie bei ihrem Modernisirungstreben doch das Augenmaß für deutsche Verhältnisse verloren hat. Im Uebrigen werden die Mitglieder, vor die Frage gestellt, ob sie den Verband fallen lassen sollen, vor ihrer Antwort keinen Augenblick zaudern. Erinnert man sich denn nicht mehr des Seufzers der Erleichterung in unserer Eisenindustrie, als der Stahlverband nach der Periode der Schleuder-Verkäufe auch den Export in die Hand nahm? Der nächste Stahlverband wird voraussichtlich etwas anders aussehen als der jetzige. Aber einen Verband mit einem jährlichen Umsatz von etwa einer halben Milliarde Mark löst man nicht mit rascher Hand. Männer, die den „Stahlhof" gebaut haben, wollten auch nicht nur einen Verband auf ein Iahrzehnt.

Außerdem haben sich die Chancen für einen großen Trust aus anderen Gründen in den letzten fünf Iahren verändert. Die Bankwelt denkt kühler über Fusionen; Mancher will jetzt gar nicht dabei gewesen sein. Man hat auch schlechte Erfahrungen bei Fusionen gemacht; der Nordstern lag dem Phoenix Iahre lang schwer auf den Abschreibungen. Wo ist der Bankdirektor, der bei uns einen Milliardentrust finanziren möchte? Und ist etwa die Regirung jetzt weniger nervös nnd weniger trustscheu? Die Zahl der Trustanhänger im Revier ist noch kleiner geworden. Kirdorf und Beukenberg haben ihren eigenen Trust. Stinnes ginge wahrscheinlich nur in einen, dessen Leitung er in der Hand hätte. Man fürchtet von einem Trust aber auch eine Herunterdrückung der Intelligenz und Unternehmunglust; Dinge, die wir doch möglichst erhalten sollten.

Die Entwickelung weist immer deutlicher auf die Bildung etwa eines Dutzends großer Concerns oder gemischter Betriebe, die sich meist an einzelne Familien oder Namen knüpfen. Dem gemischten Betrieb gehört die Zukunft: darüber ist man in großen und kleinen Werken klar. Das Prinzip des gemischten Betriebes begegnet uns in unserer ganzen Industrie. Wenn sich die Bamag mit Didier zusammenschloß, so ist Das eine Art gemischten Betriebes. Als sich Felten L Guilleaume mit Lahmeyer zusammenthaten, entstand ein gemischter Betrieb. Gemischte Betriebe finden wir in der Brauindustrie, wenn sich eine Brauerei eine eigene Mälzerei baut; noch gemischter wird der Betrieb hier manchmal dadurch, daß eine Brauerei auch für Niederlagen und Abnehmer sorgt. Gemischte Betriebe entstehen, wenn Holzzellstoff-Fabriken eigene Papierfabriken bauen oder wenn sich ein Baugeschäft eigene Ziegeleien oder Cementfabriken zulegt. Zinkwerke werden zu gemischten Betrieben, wenn sie sich eigene Erze sichern oder Kohlenwerke bauen, wie es gerade in neuster Zeit mehrfach geschehen ist: ich erinnere an das Vorgehen der Stolberger Zinkhütte und des Märkisch-Westfälischen Bergwerkvereins.

In erster Linie freilich kommen Eisen und Kohle in Betracht,

wenn man von reinen und gemischten Werken spricht. Es giebt verschiedene Ausgangspunkte für die Entstehung eines gemischten Betriebes; es giebt auch verschiedene Abstufungen in der großen Klasse gemischter Betriebe. Der Grund für die Entstehung liegt fast immer in dem Bestreben, von den Rohmaterialmärkten, ihrem Druck und ihren Schwankungen unabhängig zu werden. Der Phoenix kaufte Hoerde, weil er in Halbzeug unabhängig werden wollte und weil er vom Stahlverband nicht genügend versorgt wurde. Er kaufte den Nordstern, weil er eigene Kohlen haben wollte. Viele Eisenwerke haben aus dem selben Grunde Zechen erworben. Thyssen hat auf der Zeche „Deutscher Kaiser" auch erst Stahl- und Walzwerk und dann Hochöfen gebaut. Hüsten hat eigene Hochöfen gebaut, um sein Roheisen selbst herzustellen. Hagen-Guß errichtet ein eigenes Stahlwerk. Buderus hat Gießereien angelegt, um sein Roheisen selbst verarbeiten zu können.
Ganz so einfach ist der Uebergang vom reinen zum gemischten Betriebe freilich nicht. Manche Gesellschaft hat schwere Opfer zu bringen gehabt und ihren Aktionären harte Enttäuschungen bereitet. Welche Transaktionen und technische Anstrengungen waren erforderlich, bis Deutsch-Lux marschirte! Die Charlottenhütte ist heute ein kleines Musterwerk, ein gemischtesWerk in Taschenformat; aber welche Schmerzen waren zu überstehen, seit es, eins der ersten im Siegerland, den kühnen Schritt zum gemischten Betrieb wagte! Der Georg-Marien-Verein krankt noch heute an seinen Versuchen, ein gemischtes Werk werden zu wollen. Die Hüstener Gewerkschaft mußte nach der Erbauung des Hochofenwerkes sanirt werden. Die Bismarckhütte muß den Uebergang zum gemischten Betrieb mit großen Dividendeneinbußen erkämpfen. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk gehört zu den wenigen Ausnahmen, wo es einem Werk gelungen ist, den Uebergang zu einem modernen Betrieb zu vollziehen, ohne dabei in Schwierigkeiten zu gerathen. Das großartigste Beispiel der Entwickelung zum gemischten Betrieb sahen wir in Gelsenkirchen.
Der älteste gemischte Betrieb dieser Art ist eigentlich Krupp, der zuerst eine Zeche gekauft hat. Dann kamen die Dortmunder Union, der Bochumer Verein, die Gutehoffnung-Hütte. Aber erst seit dem Iahr 1899 begann in weiterem Umfang die Angliederung von Zechen an große Hüttenwerke. Die Bewegung dauerte bis 1901. In dieser Zeit erwarben Zechen: Schalker Verein, Hoesch, Differdingen, Kneuttingen, Rheinische Stahlwerke, De Wendel, Stumm, Georg-Marien-Verein, wieder Krupp und Dortmunder Union.
Die Verlängerung des Kohlensyndikats 1903, insbesondere die dabei gefundene Lösung des Hüttenzechenproblems gab zu dieser Bewegung einen neuen Anstoß. Bei der Verlängerung des Kohlensyndikats handelte es sich ja darum, auch die Hüttenzechen hereinzubekommen. Man fragte Herrn Thyssen, ob er denn nicht mitmachen wolle. Gewiß, erwiderte er, wenn die Haniels auch mitmachen; denn er wollte ja nicht die Auflösung des Syndikats. Man gewann denn auch sämmtliche

Hüttenzechen, aber zu einem hohen Preis. Man mußte ihnen, außer
einer respektablen Betheiligung, auch noch den umlagefreien Hütten-
selbstverbrauch zugestehen. Die Folgen dieser Konzessionen zeigten sich
bald. Schon 1904 spürtens die Reinen Zechen. Sie mußten die schweren
Lasten der Einschränkung tragen und konnten ihre Leistungfähigkeit
nicht voll ausnutzen. Die Hüttenzechen dagegen blühten und gediehen
bei der vollen Nahrung. Wachsender Unmuth der Reinen Zechen. Alle
Geschäftsberichte hallten davon wieder. Viele sahen das Kohlensyndikat
schon erschüttert.
Auch Kirdorf erkannte, daß Etwas geschehen müsse; und so tl)at
er mit Kühnheit und Energie für Gelsenkirchen den Schritt zum ge-
mischten Betrieb. Für Gelsenkirchen konnte er die Qualität als Hütten-
zeche nicht verlangen; er hätte die Tradition Gelsenkirchens aufgeben
und das Werk seines Lebens in Schalke aufgehen lassen müssen. Aber
er sicherte seiner Gelsenkirchener Gesellschaft durch die Vereinigung mit
Schalke und Rothe Erde doch auf alle Fälle konsumkräftige Abnehmer.
Aber auch diese beiden Werke können doch nur einen Theil der Kohlen-
und Koks-Produktion von Gelsenkirchen aufnehmen. Das Prinzip des
gemischten, in sich geschlossenen, seine Rohstoffe selbst verarbeitenden
Werkes muß aber ganz durchgeführt werden. Gelsenkirchen muß auch
in seiner neuen Gestalt seinen alten Vorsprung behaupten. Als Kir-
dorf das Kohlensyndikat zusammengebracht hatte, schritt er weiter in
der Konzentration: Gelsenkirchen mußte an der Spitze bleiben. Das
selbe Schauspiel sehen wir jetzt wiederholt. So schritt Gelsenkirchen im
Iahr 1909 zu der kolossalen Expansion, für die nicht weniger als 60
Millionen Mark neuer Mittel vorgesehen sind. Nun kann kommen,
was will: Gelsenkirchen hat Abnehmer für seine Kohlen; und dieser
Uebergang zum gemischten Betrieb ist ohne Erschütterungen möglich
geworden. In der Entschlossenheit, mit der Kirdorf am Abend seines
Lebens Gelsenkirchen noch in völlig neue Bahnen führt, in der Energie,
mit der er das Problem anpackte, liegt Größe; so handeln nur Männer
von überlegenem Geist und unerschrockener Thatkraft.
Die Feuerprobe hat der gemischte Betrieb, haben die großen Con-
cerns im letzten Geschäftsjahr bestanden. Ich darf hier als bekannt vor-
aussetzen, daß diese Concerns zum Erstaunen der Welt auch aus dem
bösen Iahr 1908/09 mit guten, zum Theil mit glänzenden Abschlüssen
hervorgegangen sind. In den Kreis dieser Concerns ist nun Klöckner
mehr und mehr eingerückt.
Peter Klöckner hat als Kaufmann begonnen. Vertreter des Lo-
thringisch-Luxemburgischen Roheisen-Syndikats war er zuerst; weiter
nichts. Als Vertreter dieses Syndikats ist er 1894 auch in den Aufsicht-
rath des Hasper Eisen- und Stahlwerks eingetreten. Da hat er sich die
Sporen verdient. Klöckner als Kaufmann und Haenel als Techniker
haben das Hasper Werk rasch vorwärts gebracht. Im Hause Spaeter
war Klöckner Iahre lang still thätig. Dann erhielt er als Theilhaber
der Firma eine selbständige Stellung in Duisburg. Hier kam er in

engste Fühlung mit der mächtig vorwärts strebenden niederrheinischen Industrie und mit ihren Führern Thyssen, Burgers und Mathias Stinnes. Zusammen mit Thyssen und Burgers gründete er 1899 die Immobilien-Gesellschaft Vulkan in Krefeld und gleich darauf das Krefelder Stahlwerk. Die Spaeters hatten aber auch eine Bank: die Mittelrheinische Bank in Koblenz; eine Gründung des alten Herrn Spaeter. Ein kleines Bänkchen, das seit einem Vierteljahrhundert schlecht und recht der Industrie und der Landivirthschaft gedient hatte. Klöckner wies der Bank den Weg in das aufstrebende Industriegebiet. Ende 1900 schuf sich die Bank eine Niederlassung in Duisburg, inter Erhöhung ihres Kapitals auf 5M Millionen Mark.

Schon war auch Schaafhausen auf die Gruppe aufmerksam geworden und im April 1903 wurden Spaeter und Klöckner in den Aufsichtrath des Bankvereins gewählt. Gleich danach wurde zwischen Schaafhausen und der Mittelrheinischen Bank eine Interessengemeinschaft bewirkt. Schaafhausen verstand, nachdem Klöckner in den Aufsichtrath gewählt worden war, die Kraft des neuen Mannes in Bewegung zu setzen. Man übertrug ihm die Heilung von zwei kranken industriellen Kindern der Bank; schickte ihn in die Verwaltung des Lothringer Hüttenvereins und der Maschinenfabrik De Fries.

Ende 1994 beginnt wieder eine besonders lebhafte Periode für Klöckner. Sie dauert ungefähr zwei Iahre, bis Ende 1996. In dieser Zeit schied Klöckner aus der Firma Spaeter. Er gründete mit seinem Bruder die Eisenhandelsfirma Klöckner L Co. in Duisburg und trat in die Verwaltung vieler Gesellschaften, so der Sieg-Rheinischen Hütte, der Düsseldorfer Eisen- und Draht-Industrie, der Isselburger Hütte, des Schwelmer Eisenwerkes, der Gasmotorenfabrik Deutz und zweier Kohlengesellschaften; der Internationalen Kohlen-Bergwerks-Gesellschaft und der Hermann G. m. b. H.

Klöckners neuster Erfolg ist seine Wahl zum Stellvertretenden Vorsitzenden im Lothringer Hüttenverein. Wer hat noch vor einem halben Iahr Etwas von diesem Hüttenverein gewußt? Außerhalb des Reviers nur ein kleiner Kreis Montanindustrieller. Heute kennt ihn Ieder. Der Lothringer Hüttenverein entstand im November 1897 aus der Erzfeldergesellschaft Aumetz und der Hochofengesellschaft Friede (1^ ?six) in Kneuttingen, die beide eben errichtet worden waren. Aumetz, eine Familiengründung der Rautenstrauchs, hatte zwei Erzgruben, Aumetz und Friede, deren zweite am Weitesten vorgeschritten war. Die Hochofenanlage in Kneuttingen bestand aus zwei Hochöfen; der dritte Ofen war im Bau. Das Aktienkapital der kombinirten GesellschaftHauts Fourneaux Lorrains Aumetz-La Vaix betrug 12 Millionen Francs.

Die Konjunktur ging hoch: deshalb beschloß die Verwaltung, sofort ein großes Stahl- und Walzwerk zu erbauen. Zum Verkauf von Stahl schloß man mit Rombach und Differdingen eine Verkaufsgemeinschaft. In Lothringen hatte man von Anfang an amerikanische Begriffe von der Stahlindustrie; drum wurde das neue Stahl- und Walzwerk

in Kneuttingen so groß angelegt, daß man eventuell die Erzeugung von acht Hochöfen verarbeiten könnte, während das Werk doch nur drei Hochöfen hatte. Schwierigkeiten in der Kohlenbeschaffung führten dazu, daß schon im Ianuar 1900 das Werk die Kohlenzeche General kaufte. Damals fingen die Eisenwerke an, Zechen zu kaufen. Eben hatte Krupp die Zeche Hannibal erworben und Leo Hanau die Vereinigung Differdingen-Dannenbaum, den Vorläufer von Deutsch-Lux, zu Stande gebracht. Leo Hanau war es auch, der die Zeche General an Kneuttingen verkaufte und in den Verwaltungrath dieser Gesellschaft trat. Leo Hanau war damals ein großer Mann, Führer einer mächtigen Montanpartei und an der Börse ein Hauptkerl; ein originaler Kopf, wie vorher Grillo. Die früher belgische Lothringer Gesellschaft wurde nun allmählich verdeutscht; Schaafhausen trat in das Konsortium. In Folge dieser raschen Ausdehnung hatte die Gesellschaft 1900 schon 20 Millionen Francs Aktien und 10 Millionen Francs Obligo tionen. Die Krisis, die im Frühjahr 1900 so scharf und unvermittelt ausbrach, gab auch der Lothringer Gesellschaft den Knacks. Das Werk hatte großartige Abschlüsse in den Büchern, aber durch die Krisis waren die Spezifikationen wie weggeblasen. Die riesigen Anlagen waren halb beendet und die andere Hälfte war nur ungenügend beschäftigt. Ietzt zeigte sich, wie falsch es gewesen war, daß man Stahl- und Walzwerk in so großen Dimensionen angelegt hatte. Viele Millionen waren festgelegt, die nichts brachten, und die Gesellschaft hatte kein Geld. Schon im Iahre 1901 wurde ein Arrangement mit den Banken getroffen.
Aber die Zeiten verschlechterten sich, wider Erwarten, so, daß im Sommer 1901 noch ernstere Sanirungmaßregeln nothwendig wurden. Das Kapital wurde von 20 auf 4 Millionen Francs herabgesetzt und dann auf 26 Millionen Francs erhöht; außerdem wurden neue Obligationen geschaffen. Die Banken übernahmen die neuen Emissionen und bekamen eine Vertretung in der Verwaltung. Die Gesellschaft hatte jetzt Betriebsmittel; sie konnte ihre Bankschuld, die schon mehr als 18Millionen betrug, tilgen und die Anlagewerthe zeitgemäß einstellen; auch konnte das Walzwerk ausgebaut werden. Der Roheisenhunger des Stahl- und Walzwerks wurde einigermaßen dadurch gestillt, daß man von dem benachbarten Werk Fentsch, das im Februar 1902 seinen ersten Hochofen in Betrieb gesetzt hatte, Roheisen kaufte, das man gleich flüssig in das Stahlwerk bringen konnte, wie es nachher Rombach mit dem Roheisen der Moselhütte machte. Dank seiner günstigen Lage konnte das Werk in der schlechten Zeit über die Hälfte seiner Produktion.exportiren, freilich zu sehr niedrigen Preisen.
Das Mißverhältnis; zwischen der Roheisenproduktion und dem Arbeithunger des Stahl- und Walzwerks zehrte weiter an der Gesellschaft. Schaaffhausen wußte sich keinen Rath mehr. Kneuttingen galt, trotz der scharfen Sanirung, für bankerot. Da wandte sich Geheimrath Schroeder an Klöckner, der ja eben in den Aufsichtrath von Schaaffhausen getreten war und schon von Haspe her einen guten Ruf besaß.

Klöckner hatte rasch erkannt, daß das Werk an seinen Selbstkosten zu Grunde gehen müsse; er sah aber auch, wie da zu helfen sei. Die Generalversammlung vom siebenundzwanzigsten November 1903 genehmigte einen neuen Sanirungplan. Dann wurde zunächst versucht, dem Roheisenmangel des Werkes abzuhelfen. Man erwarb die Mehrheit der Aktien von Fentsch. Das Aktienkapital wurde von 26 auf 23,4 Millionen herabgesetzt und um 12,1 Millionen wieder erhöht, wovon 2,66 Millionen den Aktionären von Fentsch zum Umtausch angeboten wurden. Ietzt folgten Iahre zäher, mühsamer Arbeit, die aber durch die immer besser werdenden Resultate reichlich belohnt wurde. Kneuttingen konnte bald dazu übergehen, zwei neue Hochöfen auf der Hütte Friede' und nachher auch auf der Fentscher Hütte zu errichten. Die Versorgung mit Erz wurde durch die Erwerbung von vier Fünfteln des Aktienkapitals der Socists Anonyme de Murville auf Menschenalter gesichert. Klöckner hat es bei diesen Verhandlungen nicht immer leicht gehabt; denn für die Banken, die dem Werke bereits große Kredite zur Verfügung gestellt hatten, war es oft sehr schwer, dem Optimismus Klöckners zu folgen. Hier war es der Schaaffhausensche Bankverein, der immer wieder hals. Ihm ist auch zu verdanken, daß es Kneuttingen, trotz den großen Schulden, gelungen ist, die werthvolle französische Konzession zu erwerben. Im letzten Iahr hat Kneuttingen seine Schuld bei Schaafhausen durch die Ausgabe einer neuen Anleihe von 11000000 Francs abgetragen und sich auch in den Finanzen unabhängig gemacht.
Will man als Laie dem Laien einen Begriff von dem kneuttinger Werk geben, dann kann man die Ausdrücke gar nicht stark genug wählen; so riesenhaft sind alle Anlagen. Der terrassenförmige Aufbau mag dazu beitragen, den Eindruck des Ganzen so überwältigend zu gestalten. Sind alle acht Hochöfen umgebaut, dann kommt das Werk auf eine jährliche Leistungfähigkeit von 600000 Tonnen Roheisen. Zur Ersparung von Kohlen ist die weitestgehende Ausnutzung der Hochofengase in Verbindung mit Elektrizität vorgesehen; über 40000 ?8. stehen an Betriebskräften zur Verfügung. Wie in Haspe bereits geschehen ist, so soll auch in Kneuttingen das Stahlwerksgebläse mit Gas angetrieben werden. Die Transporteinrichtungen sind auf die höchste Stufe der Vollendung gebracht worden. Durch diesen Ausbau wurde in erster Linie eine sehr beträchtliche Verringerung der Selbstkosten erreicht. Der Betriebsüberschuß ist in den letzten sechs Iahren von 2,47 auf 9,83 Millionen Mark gestiegen. Die Abschreibungen sind in der selben Zeit von 1,2 auf 3,29 Millionen erhöht worden. Während für 1903/04 20,85 Millionen Francs Aktien leer ausgingen, konnte für 1906/07 auf 28,4 Millionen Francs Aktien eine Dividende von 12 Prozent ausgeschüttet werden. In den beiden letzten Iahren ist das Erträgniß natürlich etwas zurückgegangen, aber man kam immer noch auf 7 Prozent Dividende. Das Werk hat seine Lebensfähigkeit also auch in Krisenzeiten bewährt, obwohl es einen großen Theil seines

Bedarfes an Kohlen nnd Koks kaufen muß. Freilich hebt der letzte Bericht selbst hervor, daß sich auch die günstige Eindeckung des Bedarfes an Rohmaterialien Vortheilhaft bemerkbar gemacht habe.
Die zweite That Klöckners ist der Ausbau des Hasper Eisen- und Stahlwerkes. Dieses Werk übernahm 1894 mit einem Kapital von 173S000 Mark die in Zahlungschwierigkeit geratene Firma Hasper Eisen- und Stahlwerk Krieger S Co. Klöckner saß von Anfang an im Aufsichtrath. Das erste Geschäftsjahr ergab noch eine Unterbilanz. Dann aber gings rasch vorwärts. Die Produktion wurde gesteigert und die Betriebsanlagen gründlich verbessert. Die Folge war eine ansehnliche Verringerung der Selbstkosten. Schon für 1896/97 konnte, nach Tilgung der Unterbilanz und großen Abschreibungen, eine Dividende von 10 Prozent gezahlt werden, trotzdem das Werk wegen seiner geographisch nicht bevorzugten Lage hohe Frachten zu überwinden hatte und sein Roheisen noch kaufen mußte. Zehn Iahre nach der Gründung war das Werk völlig modernisirt; in Rohstahl war die Produktion verdoppelt und in Walzfabrikaten mehr als verdreifacht; für neue Anlagen waren 5,24 Millionen aufgewendet, für Abschreibungen 3,2 Millionen und für Reserven 746 000 Mark zurückgestellt worden.
Die Schaffung des Stahlverbandes brachte dem Werke eine Betheiligung, die um 40000 Tonnen hinter seiner Leistungfähigkeit zurückblieb. Diese Nachtheile suchte man durch Verfeinerung der Produktion und durch die Erbauung eines großen modernen Hochofenwerkes auszugleichen. Das Hochofenwerk half insbesondere die Vortheile der direkten Verarbeitung des flüssigen Roheisens und der Verwendung der Hochofengase ausnützen.
Einige technische Angaben über das Werk werden wohl noch interessiren. Beim Hochofenwerke ist die Zufahrt für Erze und Koks mit einem großen Kostenaufwand in rationellster Weise neu angelegt worden. Selbstverständlich sind Schrägaufzüge vorhanden, aber mit getrennter Erz- und Koksbeschickung. Eine ganz eigenartige Anlage ist die Briquettirung des Gichtstaubs; ohne fremden Zusatz wird er mit Gichtschlamm zu Erzbriquettes verarbeitet, die einen Metallgehalt von etwa 38 Prozent haben. Das ist ein Musterbeispiel für die Art, wie man auf einem modernen Hüttenwerk auch die letzten Abfälle vortheilhaft verwerthet. In größtem Umfang ist die Ausnutzung der Hochofengase durchgeführt. Heute steht das Werk in dem elektrischen Antriebe der Walzenstraßen an erster Stelle im Revier, obwohl auch die anderen Werke auf diesem Gebiet nicht unthätig waren. Da das Werk viel Qualitätmaterial herstellt, braucht es nur kleine Konverter und kein Blockwalzwerk. Charakteristisch für das Werk ist das Gießen kleiner Blöcke, die dann auch in einer Wärme gewalzt werden können. Spezialitäten des Werkes sind: weiches Nieteisen, Schraubeneisen und Preßmuttereisen, das früher aus Schweißeisen fabrizirt wurde. Haspe hat auch vor den anderen Werken Stabeisen für Betonzwecke hergestellt.
Eine dritte Leistung Klöckners ist die Sanirung der Düsseldorfer

Eisen» und Stahl»Industrie. Die Gesellschaft wurde 1873 gegründet
und übernahm Werke aus dem Besitz der Familie Von Gahlen. Ur-
sprünglich ein Draht» und Stiftewerk, machte es sich gegen Ende der
siebenziger Iahre durch Erbauung eines Martinwerkes in Nohmaterial
unabhängig. Trotzdem wurde es von den Schwankungen der Konjunk»
tur hin und her gerissen. Da es auch viel für den Export arbeitete, hatte
es auf dem Weltmarkt mit der steigenden Konkurrenz der Amerikaner
und Belgier zu kämpfen. Durch die Krisis, die im Frühjahr 1900 ein-
setzte, bekam die Gesellschaft einen Stoß, von dem sie sich zunächst nicht
mehr erholte; insbesondere gehörte sie zu den unglücklichen Unter»
nehmungen, die beim Beginn des Niederganges noch große Noh»
Materialbeschlüsse zu hohen Preisen laufen hatten und widerwillig
abnehmen mußten. Die Gesellschaft wurde fanirt, stand aber gleich da»
nach wieder am Nande des Abgrundes. Auch technisch war das Werk
ins Hintertreffen gerathen. Die Verbände, an denen es eine gute Stütze
gehabt hatte, sielen auseinander und die Aktien sielen bis auf 58. Da
wurde im November 1905 Klöckner in den Aufsichtrat gewählt. Sofort
begann eine technische und sinanzielle Neorganisation. Die Zusammen-
legung der Aktien war nicht schwer; aber damit war erst halbe Arbeit
gethan. Auch neue Mittel mußten beschafft werden, um das Werk
leistungfähig zu machen. Von einem Appell an das Kapital war nichts
zu hoffen. Die Gefellschaft mußte sich selbst zu helfen suchen; 1050 000
Mark mußten aufgebracht werden. Klöckner stellte sie zur Verfügung.
Nun konnte der Ausbau des Werkes beginnen. Die alten An-
lagen wurden verbessert und erweitert, neue gebaut: zur Steigerung
der Produktion und zur Verringerung der Selbstkosten. Das Iahr
1906/07 brachte bereits eine Dividende von 6 Prozent (nachdem die
letzten sechs Iahre dividendenlos geblieben waren). Wieder einmal
hatte Klöckner unter einem günstigen Stern gearbeitet; wieder gerieth
er in eine aufsteigende Konjunktur. Die Verbände für Draht und Stifte
kamen wieder zusammen; selbst für Stabeisen brachte mans zu einer
Konvention. Aber das Werk hat sich jetzt auch in Krisenzeiten bewährt;
denn es gab in dem schlechten Iahr 1908/09 noch 6 Prozent Dividende.
Während Kneuttingen und Haspe im Wesentlichen als ausgebaut
gelten können, dürfte „Düsseldorf" der Mittelpunkt nicht nur größerer
Neuanlagen, fondern wahrscheinlich auch anderer Transaktionen wer-
den. Ueber die Einzelheiten dieser Pläne hüllt sich die Verwaltung in
Schweigen; sie ist aber im Stillen dabei, das Werk in Drahtverfeine»
rungen vorwärts zu bringen. Her Kurs ist heute 160, nachdem die
Aktien wieder an die Börse gebracht worden sind.
Noch älter als Düsseldorfer Eisen und Draht ist der Vergische
Gruben» und Hüttenverein, auch Hochdahl genannt, Hochdahl gehört
zu den ältesten deutschen Eisenwerken; die Gesellschaft wurde im Iahr
1855 gegründet. Es ist ein reines Hochofenwerk mit zwei Hochöfen. Die
reinen Hochofenwerke haben einst gute Zeiten gesehen; denn sie lieferten
den Stahlwerken einen Theil ihres Noheisens. Wir haben ja auch bei

Kneuttingen gesehen, wie das Werk beträchtliche Mengen Roheisen
für sein Stahl- und Walzwerk kaufte. Als die Stahlwerke sich mit so
vielen eigenen Hochöfen ausrüsteten, daß sie ihr Roheisen selbst her-
stellen konnten, gings den reinen Hochofenwerken schlecht; sie verloren
ja ihre Abnehmer. Weitblickende und entschlossene Gesellschaften bau«
ten sich nun selbst Stahl- und Walzwerke oder verschmolzen sich mit
solchen Werken. Als Klöckner im November 1904, damals Vorsitzender
von Haspe, in den Aufsichtrath von Hochdahl gewählt wurde, glaubte
man auch vielfach, daß nun beide Werke mit einander verschmolzen
würden; aber sie liegen für eine Fusion doch etwas zu weit ausein-
ander. Zunächst gings ja auch ohne Fusion. Hochdahl steigerte seine
Produktion; gegen 19M/05 wurde sie fast verdoppelt und damit eine
fühlbare Verringerung der Selbstkosten erreicht. Zweimal konnten
6 Prozent Dividende gezahlt werden, trotzdem das Roheisensyndikat
schlecht geleitet war. Selbst 1908/09 wurde noch ein kleiner Gewinn
erzielt; in diesem bösen Iahr, wo die großen Werke das Roheisensyn-
dikat zusammenbrechen ließen. Auch Hochdahl steht jetzt völlig unter
dem Einfluß Klöckners.
Zu einem modernen Montan-Concern gehört aber auch die Fa-
brikation von Maschinen und von feinen Fertigerzeugnissen verschie-
denster Art^ Thyssen hat es sich 20 Millionen Mark kosten lassen, um
in der Fabrikation von Gasmaschinen mit einem Schlag neben eine
erprobte Konkurrenz zu rücken. Deutsch-Lux hat unter Stinues die
mülheimer Abtheilung in Maschinen und sonstigen Fertigfabrikaten
weiter entwickelt. Die Firma Krupp ist in der Verarbeitung oes Ma-
terials bis zur höchstvollendeten Maschine, zum Kriegsschiff, gegangen.
Auch die Gruppe Haniel steht in der Maschinenfabrikation voran. In
dem Concern Klöckner wird die Maschinenfabrikation und die feine
Fertigfabrikation durch die Isselburger Hütte dargestellt.
Diese Hütte ist eins der ältesten deutschen Eisenwerke. Sie liegt
an der holländischen Grenze und arbeitet auch mit holländischem Ka-
pital. Sie baut Bergwerksmaschinen; dort wurde die erste große unter-
irdische Wasserhaltung gebaut; die größte in Deutschland aufgestellte
elektrisch angetriebene Wasserhaltung stammt aus Isselburg. Eine
Spezialität des Werkes sind gußeiserne Fenster. Außerdem liefert sie
noch seltenere Spezialitäten, wie eiserne Briefkasten, Haushaltungs-
geschirre, Badewannen, Stalleinrichtungen. Die Gesellschaft hat stets
rentirt. Auch dieses Werk hat in den letzten Iahren starke Vergröße-
rungen und Verbesserungen vorgenommen und gilt als erstes für
Bergwerks-Fördermaschinen.
Im Krefelder Stahlwerk wird nur Qualitätstahl angefertigt, aus
schwedischem Holzkohlen-Roheisen. Krefeld liefert für die deutsche Ma-
rine, für Automobilfabriken, für Gußstahlkugelwerke. Dort werden
auch die Zieheisen angefertigt, die in den Drahtziehereien benutzt wer-
den; ferner Magnete, wie sie, zum Beispiel die Automobilindustrie
braucht. Krefeld hat auch die ersten Ansätze zu einer Waffenabtheilung;

es fabrizirt Panzerplattenthüren, die in Festungen verwendet werden. Perdient hat der Concern an dem Werk noch nichts; vielmehr waren bedeutende Opfer nöthig, um es auf die heutige Höhe zu bringen. Da handelt sichs um eine langsichtige Spekulation, wie bei der Vulkan-Gesellschaft, die nun mit ihm vereinigt ist. In den Vulkan hat das Konsortium Thyssen, Klöckner, Burgers große Terrainkomplexe eingebracht, die es, in Erwartung einer weiteren industriellen Entwickelung der Stadt, erworben hatte.

Wir finden also in dem Concern Klöckner Eisen in seinen mannichfachsten Formen; aber er ist fast völlig Eisenconcern, während die übrigen großen Montangruppen zum Theil auch über Kohlenschätze gebieten. Klöckner wird keine Lust haben, in der Kohlenversorgung dauernd abhängig zu bleiben. Der Lothringer Hüttenverein und Haspe werden sich wohl bald um eigene Zechen bemühen. Für Haspe, das nur Koks braucht, wäre die Frage der Kohlenversorgung allerdings anders zu lösen als für Kneuttingen. Wohlfeil sind solche Erwerbungen freilich nicht. Aber Klöckner sitzt selbst in der Verwaltung von zwei heranwachsenden großen Kohlenwerken, nämlich der Internationalen Kohlen-Bergwerks-Gesellschaft und der Hermann-Gesellschaft. Beide Zechen wurden im Iahr 1906 gegründet; die eine im äußersten Südwesten, die andere im äußersten Nordosten; beide durch denSchaaffhausenschen Bankverein, auf Feldern, die noch Raky vereinigt hatte. In dem selben Iahr gegründet, haben sich Beide doch sehr verschieden entwickelt. Die Internationale ist jetzt erst zum Schachtabteufen gekommen, während die Hermann-Gesellschaft, vom Glück in ganz besonderer Weise begünstigt, bereits angefangen hat, zu liefern. Ob Absicht oder Zufall: Thatsache ist, daß vier Aufsichtrathsmitglieder von Hermann, die Herren Klöckner, Konsul Rautenstrauch, Bankier Ohligschlaeger und Rechtsanwalt Mayer, auch in der Verwaltung des Lothringer Hüttenvereins sitzen. Da können leicht Fusionpläne auftauchen.

So baut sich vor unseren Augen ein neuer großer Montanconcern aus. Manche Ansätze sind noch weiter zu führen und zwischen den einzelnen Theilen sind noch engere Verbindungen zu schaffen. Die einzelnen Theile werden selbständig bestehen bleiben, aber sie werden auf einander abgestimmt werden. Die Einheit der Werke beruht in Klöckners Person, ähnlich wie in denen Thyssens. Dessen Größe begann in Mülheim und in der Zeche Deutscher Kaiser. Thyssen hat dann im Lauf der Zeit neue Werkseinhsiten geschaffen; aber alle sind für sich bestehen geblieben, unter einander durch die Persönlichkeit des Meisters verbunden. Klöckners Finanzirungmethoden haben mit denen Thyssens Aehnlichkeit. Beide haben eine Weile stark mit Kredit gearbeitet. Wie Thyssen, will auch Klöckner nicht Geld häufen, sondern verwendet das Erworbene stets für seine Werke. Klöckner ist heute sechsundvierzig Iahre alt, steht also im reifsten Mannesalter. Die Industrie wird noch viel von ihm hören. Or, Georg Tischert.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zulunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarlcb S, m, b g, in Berlin.

Berlin, den 13. August 131«.

Gespenster.

zM neunundzwanzigsten Juni 1868 hatte Pius der Neunte
die römischen Bischöfe des Erdrundes zum Konzil eingela-
den. Die Bulle, die aus derOikumene nachRom rief, war auf den
meisten Staatshöhen zunächst fast unbeachtet geblieben.ImLauf
desWinters überzeugtIgnazDöllinger den bayerischenMinister-
präsidenten Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, daß
der bedrohte Staat sich früh zurAbwehr rüsten müsse. Der soeben
fürLebenszeit in denReichsrath berufene Stiftspropst von Sankt
Kajetan verfaßt das Rundschreiben, das Hohenlohe unterzeichnet
und am neunten April 1869 an die Bayerischen Gesandtschaften
verschickt. »Die Frage nach der Unfehlbarkeit des Papstes reicht
weit über das rein religiöse Gebiet hinaus und ist hochpolitischer
Natur, da hiermit auch die Gewalt der Päpste über alle Fürsten
und Völker, auch die getrennten, in weltlichen Dingen entschieden
und zum Glaubenssatz erhoben wäre."Bayerns Gesandte sollen
die Regirungen, bei denen sie beglaubigt find, fragen, ob ihnen
nicht eine gemeinsame Verwahrung gegen solche Beschlüsse nöthig
scheine, „die einseitig, ohne Zuziehung der Vertreter derStaats-
gewalt,ohnejedevorhergehendeMittheilung,überstaatskirchliche
Fragen oder Gegenstände gemischter Natur von dem Konzilium
gefaßt werden möchten." (Hohenlohe sprach und schrieb in dieser
Zeit nur, was ihm Döllinger soufflirte und diktirte.) Graf Bray
bringt aus Wien den ersten Korb heim. Beust verwirft den Pro-
testgedanken. Die bloße, noch nicht begründbare Vermuthung einer

Gefahr könne im diplomatischen Verkehr nicht zu einer Abwehr
treiben; erstwenn dasOekumenischeKonzil sich »wirklichanschicke,
in die Rechtssphäre der Staatsgewalt überzugreifen", könne man
Kollektivschritte erwägen. Döllinger wüthet. «Nachher Ansicht des
Herrn von Beust wäre zu besorgen, daß ein zeitiges Hervortreten
der Regirungen eher ermuthigend auf die ultramontane Partei
wirken und sie inRom zu entschlossenem Fortschreiten aufder be-
tretenen Bahnbestimmenmöchte.Dagegenistaberzuerinnern,daß
die Römische Kurie sich seit Jahrhunderten durch das Motiv der
Furcht leiten läßt und alsbald zurückzuweichen oder einzuhalten
pflegt, wo sie auf energischen Widerstand stößt, ganz besonders
dann, wenn dieser Widerstand ein kombinirter mehrerer Mächte
wäre." Vergebens. Auch Bismarck hat sich einstweilen nicht ge-
rührt; hat, als der ruhlose Ehrgeiz Harrys von Arnim,der Preußen
im Vatikan vertritt, einen frühen Eingriff empfahl, geantwortet,
Preußenwerde gelassen abwarten, was das Konzil beschließe.Drei
Wochen danach schreibt er an Arnim, die «Kundgebung der Re-
girung, Uebergriffe nicht dulden zu wollen, kann, als heilsame
Mahnung und Warnung, auch im Voraus nützen"; denn in Rom
solle offenbar «über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche
mit dem Anspruch verhandelt werden, bindende Normen aufzu-
stellen, ohne den bei diesen Dingen interessirten Staat als gleich-
berechtigtenFaktor zurBerathung zu ziehen". Da der österreich-
ische Kanzler aber für gemeinsames Handeln nicht zu haben ist,
müsse die Sache ruhen; «selbständig vorzugehen, sehe ich nicht als
unseren Beruf an, und wenn die katholischen Regirungen nicht
vorgehen wollen, so bleibt für uns nichts Anderes übrig, als dem
den deutschen Episkopat beseelenden Geist zu vertrauen und ihn
durch die Versicherung zu stärken, daß, so lange und so weit er selbst
es wolle, er auf uns rechnen könne". Am zwölften Juni bespricht
ermitHohenlohe(deralsVicepräsidentdesNorddeutschenReichs-
tages in Berlin ist) und mit dem Württemberger Varnbüler die
römischen Pläne. Schon als er Arnims Vorschlag, Oratores ins
Konzil zu schicken, ablehnte, hat er die Absicht angedeutet, in Ge-
meinschaft mit den süddeutschen Regirungen «Einwirkungen auf
die Kurie zu versuchen, welche ihr die Gewißheit geben würden,
daß sie bei etwa beabsichtigtenAusschreitungen einem entschiede-
nen Widerstand der deutschen Regirungen begegnen werde". Im

Garten des Kanzlerhauses wird er deutlicher. Bayern soll «einen
Reisenden von Distinktion" nach Nom schicken, der dort nur als
offiziös Bevollmächtigter auftreten dürfe, als Kreditiv aber die
Note der deutschenNegirungen vorlegen müsse. Dieser Gesandte,
heißts in Abekens Promemoria, „ würde nicht im Namen Bayerns
allein, sondern im Namen aller deutschenNegirungenzusprechen
haben, deren Betheiligung an diesem Schritt durch besondere
Schreiben zu konstatiren sei". Ludwig der Zweite hat Zweifel; in
einem Warginalreskript sagt er: „DieAbordnung einesAgenten
ohne Kreditiv, jedoch mit derBestimmung, im Namen sämmtlicher
deutschenNegirungen zu sprechen, scheint mir gegenüber derbis-
herigen Ablehnung gemeinschaftlichen Handelns und der ver-
schiedenen Stellung der Negirungen nicht recht ausführbar."
Doch dürfe derMinisterpräsident, wenns ihn nothwendig dünke,
spezialisirte Vorschläge machen. Im August hat Hohenlohe den
für die heikle Mission tauglichen Mann noch nicht gefunden. Die
Hauptsätze aus Bismarcks Antwort auf diese (schon recht müde
klingende) Mittheilung: „In Nom giebt es eine Partei, welche
mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen undpolitischenFrie-
den Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Ueberzeu-
gung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen her-
vorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden, anknüpfend
an die Erfahrungen von 1848 und auf die psychologische Wahr-
heit fußend, daß die leidende Menschheit die Anlehnung an die
Kirche eifriger sucht als die irdisch befriedigte. Der Papst indessen
sollangesichts desWiderstandes, dersichinDeutschlandankündet,
bedenklicher und dem Einfluß jener Partei weniger zugänglich
geworden few." Im September konferirt Döllinger intzerrnsheim
mit dem Bischof Dupanloup von Orleans und dem Lord Acton;
und schreibt dann an Hohenlohe, er wisse nun von Dupanloup,
„daß die Zahl der Bischöfe, die den römisch-jefuitischen Plänen
entgegentreten wollen, doch bedeutend größer ist, als ich zu hoffen
wagte; er meint aber, die deutschen Bischöfe werden berufen fein,
den Ausschlag zu geben". Gustav Hohenlohe, der Kardinal und
Iesuitenhasser, möchte den Bruder Chlodwig ins Feuer Hetzen.
Warnt ihn vorDupanloup und schildertdasganzerömischeTrei-
ben als eineIntriguenkomoedie der Väter Iesu, denen er „falsche
Moral" und „Gottlosigkeit" vorwirft. „Pius der Neunte muß

vollständig isolirt bleiben; deshalb hetzen sie ihn auf gegen alle Regirungen, damit er, allen Regirungen verfeindet, nie mehr auf einen grünen Zweig komme.Vielleicht besinnt sich der Heilige Vater noch.Doch zweifle ich daran. BeiallemRespektfürdasOberhaupt der Kirche wird mein Gehorsam auf eine harte Probe gestellt." Weil Gustav mit Herrn von Sigmund nicht zufrieden ist, schickt Chlodwig den Mißliebigen nach Holland und ersetzt ihn inRom durch den Grafen Taufflirchen. Am elften November erscheint Dupanloups»l,ettre au clerge 6e8onäiocesereiativement a la äetini' ti«n 6e I'intÄllibilite au proeliain concile". Dreizehn Tage danach wird in Bayern ein neuerLandtaggewähltund Chlodwig (dersich eben erst gerühmt hatte, alle nicht von den Jesuiten beherrschten Katholiken für sich zu haben) von der Partei, die er ultromontan nennt, so hart aufs Haupt geschlagen, daß er seine Entlassung er-bittet. Er bleibt, weils der König wünscht; wird aber durch die Mißtrauensvota, die im Reichsrath Freiherr von Thüngen, in der Kammer der Abgeordneten Edmund Jörg begründet und die mit starkerMehrheit angenommen werden, zumRücktrittgezwun-gen. Am siebenten März 1870 wird ihm der Abschied gewährt. Vorher hatte Herzog Karl Theodor in Bayern „dieNothwendig-keit der Wiederherstellung eines ganz Deutschland umfassenden nationalen Bandes" betont und der Jesuit Perrone das 8ckema cie ecclesia Lkristi veröffentlicht, das den päpstlichen Anspruch auf das Oberhirtenamt, auf die Herrschaft über Fürsten und Völker erneute. National oder ultramontan? So lautete nun die Frage.

Am Tag vor Hohenlohes Entlassung war dem Konzil der Artikel vorgelegt worden, der den Papst für unfehlbar erklärte (und für dessenBerathung dieMehrheit bald danach Hie Priori-tätforderte). Bruder Gustav stöhnt: «Stupiditätund Fanatismus reichen sich die Hand, tanzen die Tarantella und machen dazu eine Katzenmusik, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Der Bischof von Mainz (Ketteler), fürchte ich, führt die deutsche Minorität in einen Chausseegraben; er besticht die Herren durch sein Schimpfen gegen Rom und so weiter, aber hinter dem Rücken agitirt er gegen sie und die gutenHerren glauben ihmaufsWort." Derbayerische Plan ist versickert, seit Chlodwig in schmale Minderheit gedrängt ward; und den einzelnen Diplomaten, die dem Kardinal-Staats-sekretär dieBcdenken ihrcrRegirungen andeuteten, hatAntonelli

höflich geantwortet, das Oekumenische Konzil sei völlig frei, keiner
Einwirkung zugänglich, derPapstselbstwissenicht,wasdortbera-
then und beschlossenwerde, und begreife deshalb nicht.wie draußen
jetzt Bedenken entstehen konnten. In Berlin aber donnerts schon
leise. Augusta kann nicht fassen, daß Olivier und die Oeffentliche
Meinung Frankreichs Männer vom SchlageMontalemberts und
Dupanloupsnichtunterstützen.DerKönigwiederholtgläubig,was
ihm Arnim berichtet hat. Bennigsen und Löwe schelten dieUltra-
montanen, die man mit allen Staatskräften bekämpfen müsse.
Chlodwig erklärtIedem, ders hören will,seit derEncyklikaGregors
des Sechzehnten, in der die Forderung gesetzlich verbürgter Ge-
wissensfreiheit als dieFrucht absurden Irrglaubens und Wahn-
sinns bezeichnet werde, und seit der Dezemberencyklika aus dem
Jahr 1864, die bestritten habe, daß der Papst je die modernen
Gedanken, den Liberalismus und Fortschritt billigen könne, sei
er, ein demRömerbekenntnißtreuerMann, der Kirche entfremdet.
Bismarck stöhnt und schimpftnicht. „Wir geben keinerlei Befürch-
tungen Raum, weil wir die Gewißheit haben, auf dem Felde der
Gesetzgebung, unterstützt von der Macht der Öffentlichen Mei-
nung und dem ausgebildeten staatlichen Bewußtsein der Nation,
die Mittel zu finden, um jede Krisis zu überwinden und die geg-
nerischen Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, welchessich mit
unserem Staatsleben verträgt ." So spricht er; und hört ohne Wank
dieBerichteausRom. Da haben,seit dem achten Dezembertag, die
Konzilskongregationen fleißig gearbeitet. Das Konzil währtzehn
Monate,hatabernurvieröffentlicheSitzungen;inderviertenwird,
am achtzehntenIuli 1870, die Unfehlbarkeit des Papstes mit 533
gegen 2 Stimmen angenommen. Wer nicht zustimmen wollte (im
Konzil waren anfangs 764 Stimmen vertreten), hat sich der Pflicht
entzogen. Gustav Hohenlohe schreibt: «Die Bischöfe der Mino-
ritätsind gestern abgereist oder reisen heute und haben einen Pro-
test eingesandt. Ich bin nicht ganz wohl und gehe auch nicht in die
Sitzung." Fortan ist der Papst, wie Laynez, Bellarmin und an-
dere kluge Schüler des großen Ignatius längst forderten, auch ohne
Zustimmung von KonzilundKircheunfehlbar(«ex8e8ennnautem
ex consensu eccle5iae"). Zwei Monate danach aber, durch den
Einmarsch der Savoyertruvpen in Rom, der weltlichen Herrschaft
beraubt. Das Konzil tagte noch, alsdiemeistendeutschenBischöfe

in Fulda erklärten, das neue Glaubensgesetz sei als die Bestätigung alten Zustandsrechtes hinzunehmen. Auch Bischof Hefele vonNottenburg, auf den Döllinger gehofft hatte, unterwarf sich in löblicherDemuthdem Dogma, dem nur das tzäufleinderAltkatholiken Fehde schwor. BismarckstandgegenFrankreichimFeldund hatte die Möglichkeit deutscher Einung zu besinnen. Zeigte sich den Nömern aber freundlich und sagte dem Kardinal Bonnechose, wenn man auch Protestanten nicht zumuthen dürfe, für den Papst in die Schlacht zu ziehen, fo hoffe er dennoch, dem Statthalter Petri wieder zu Macht helfen zu können. DieInfallibilität schreckt ihn nicht; daß sie den preußisch-deutschen Kirchenstreit bewirkt habe, leugnet er bis an'sein Lebensende. „Wenn ich mich konfessionell oder doktrinär in diesen Streit hätte hineinziehen lassen, dann verdiente ich nicht das Vertrauen meiner Landsleute in der doch gewiß von konfessionellen Ansichten nothwendig freien Stellung, in der ich bin. Ich habe die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils als dogmatische Frage innerhalb der Katholischen Kirche angesehen, mit der wir uns abzufinden haben würden, wenn sie sich irgendwie in Fragen der inneren Politik bei uns übersetzte und darstellte." Optima liäe sprach ers noch 1887. In seinem Buch erwähnt er, daß er in versailler Gesprächen mit den Kardinalen Bonnechose und Ledochowski verheißen habe, für die territorialen Interessen des Papstes einzutreten, wenn Pius auf die französische Geistlichkeit „im Sinne des Friedensschlusses" einwirken wolle; ohne dieses Zugeständniß könne er die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei, die sein Eintreten für die Nückgabe Noms an den Papst empören würde, nicht auf sich nehmen. DasVaticanum, meint er, hätte ihn nicht ernstlich gestört. «Ich bin in konfessioneller Beziehung jeder Zeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Nothwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in dem selben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der Katholischen Kirche in einemweltlichenStaat ist aber dadurch erschwert, daß diekatho» lische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus benAnspruch auf Betheiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen einepolitischeInstitution ist und aufihreMitarbeiter die eigene

Ueberzeugung überträgt,daß ihreFreiheit in ihrerHerrschaftbesteht unddaßdieKircheüberall,wosienichtherrscht,berechtigtist,überdiokletianische Verfolgung zuklagen". Er meinte, erweisen zu können, daß am pariser Hof „jesuitische Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, der dem KaiserNapoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, so daß eine halbe Stunde dort der Friede fest beschlossen war und dieser Beschluß durch Einflüsse umgeworfen wurde, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipienunbestreitbar ist" .And gerieth in Hitze, wenn behauptet ward, ohne Infallibilität hätte es keinen „ Kulturkampf" gegeben. Ihm wars ein Kampf, „der Jahrtausende alt ist, der in seinen Analogien bis vor die christliche Zeitrechnung zurückreicht: der Kampf zwischen Priester- und Königthum, der im Mittelalter das DeutscheReich zersetzt und seine Spaltungen erzeugt hat; der Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulls mit seinen Sehern lag, derihn dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen hinderte; der Machtstreit, derim Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beil eines französischen Eroberers auf dem Schafot starb und daß dieser französische Eroberer im Bündniß mit dem damaligen Papst stand."In der selbenRede, öer dieser Satz entnommen ist, hat er aber angedeutet, welchen Eindruck ihm dieThatsache hinterlassen habe, „daß derAusbruch des französischen Eroberungskrieges mit derPublikationdervatikanischen Beschlüsse koinzidirte". Ohne die durch diese Beschlüsse geschaffene Volksstimmung wäre derKampfnichtjust in der ersten Jugend des Reiches entstanden, nicht von beiden Heerhaufen mit so leidenschaftlicher Grausamkeit ausgefochten worden.

Neunzehn Tage nach dem deutschen Sieg bei Sedan waren dieTruppen des Italerkönigs inRomeingezogenund amzweiten Oktober hatten die Bürger des Kirchenstaates sich für den Anschluß an das Königreich Italien erklärt. Antonellis Frage, ob Preußen sich in Florenz dafür einsetzen wolle, daß der Papst ungehindert abreisen könne, hatBismarck deutlich bejaht; doch (in dem Erlaß an den Gesandten GrafenBrassier) den Satz hinzugefügt: „Seine Majestät der König hält den Norddeutschen Bund nicht für berufenzu unaufgeforderter Einmischung in die politischen Verhältnisse anderer Länder, glaubt aber, den norddeutschen Katholiken

gegenüber zur Betheiligung an der Fürsorge für die Würde und
Unabhängigkeit des Oberhauptes der Katholischen Kirche ver-
pflichtet zu sein." Den Satz, der zuerst Hoffnung geweckt und, als
sie trog,schlimme Enttäuschung geschaffenhat. DemdeutschenEpi-
skopat war vorgeworfen worden, er habe, da er die neue Lehre, die
Frucht der Konzilsbeschlüsse, hinnahm, „schmählich vor Rom ka-
pitulirt". Und doch hatte selbst Kardinal Hohenlohe an den Bru-
der Chlodwig geschrieben: „Ich habe, was die Infallibilität be-
trifft, immer daran festgehalten, was man mir in der Schule von
San Apollinare schon vor zweiundzwanzig Iahren gesagt hat:
?apsm ex catkecirs loquentem e8se lMIIibilem." Und an Monsig-
nore Cenni, den Privatsekretär des Papstes: „Die ganze Welt
weiß, daß ich an die Unfehlbarkeit des Papstes stets glaubte,
heute glaube und, mit Gottes Hilfe, immer glauben werde." (Er
berief sich später auf die Thatsache, daß er Cenni nicht beauftragt
habe, diese Worte dem Papst mitzutheilen, und wimmerte: „Da ich
doch auch einmal Rechenschaft vor Gott abzulegen habe, möchte
ich dabei nicht in eine unangenehme Lage kommen.") Chlodwig,
der nicht verwinden kann, daß er gerade vor der Kriegsglorie ge-
stürzt worden ist, sucht in Berlin Augusta aus „ihrer guten Mei-
nung vom Katholizismus "zu scheuchen und schreibt in sein Tage-
buch: „Es scheint, daß Ketteler ein durchaus falsches Spielgespielt
hat. Wenn man die sittliche Verkommenheit, den vollständigen
Mangel ehrenhafter Gesinnung bei den Bischöfen betrachtet, so
schaudert man über den Einfluß, den das jesuitische Element in
der Katholischen Kirche auf die menschliche Natur ausübt." Der
ewig Blinde sah die Zeit kommen, „wo die durch das Vatikanische
Konzil verkündete Unfehlbarkeit des Papstes als Häresie erklärt
werden wird". Bismarck erniedertesichwederinSchimpfereinoch
in Illusion. Ihn hatten die Polen geärgert. („Der Beginn des
Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine
polnische Seite.") Er wollte im Kultusministerium die Katholische
Abtheilung aufheben, derenChef, HerrKrätzig, Privatbeamter des
FürstenhausesRadziwillgewesen war und, unterderFuchtelBo-
guslawsRadziwill,deramHofundals StadtverordneterAnhang
hatte, „wie ein radziwillscher Leibeigener" handle und schlimmer
als ein Nuntius des Papstes wirke. Er fand, daß „im Allge-
meinen die katholische Geistlichkeit, auch deutscher Zunge, die Be-

strebungen des polnischenAdels, das alte Polen in seinen früheren
Grenzen wiederherzustellen, begünstigt, mit Wohlwollen behan-
delt und, so weit es ohne Verletzung der Strafgesetze geschehen
kann, gefördert hat. Wir müssen wenigstens die Keime Dessen,
was Staatsgefährliches sich daraus entwickeln kann, zu hindern
suchen, so viel in unserer Macht liegt und so weit die parlamen-
tarischen Mehrheiten, ohne die wir Gesetze eben nicht erreichen
können, uns dazu helfen/ Nun ärgerte ihn, der mit August und
Peter Reichensperger gern verkehrte und Ketteler zum Fürst-
Primas von Deutschland ausersehen hatte, die welfische Führung
der Centrumsfraktion, die nach dem Friedensschluß mit beträcht-
licher Truppenzahl ins Abgeordnetenhaus und in denReichstag
einrückte. Nicht die Gründung dieser Fraktion (wenn er sie, »eine
rein konfessionelle Fraktion auf politischem Gebiet", später auch
»eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen" genannt hat). Die
war ja nicht neu. Schon nach den Erlassen der MinifterRaumer
und Westfalen, die das Wirken der katholischen Missionen ein-
engten und der Staatsbehörde das Recht gaben, die Erlaubnitz,
inRomTheologie zu studiren, den Katholiken zu weigern, hatten
sich, am dreißigsten November 1852, dreiundsechzig Abgeordnete
im berliner Landtag zu einer Katholischen Fraktion vereint, deren
Satzungen vomOber-RegirungrathHeinrichOsterrath entworfen
worden waren und die für die Wahrung völliger Parität und für
die Erhaltung der konfessionellen Volksschule eintrat. Die Frak-
tion erklärte, »der konfessionelle Parteiname solle nur ein Paroli
auf gewisse ministerielle Erlasse sein"; sie werde die Rechte aller
Bürger, nichtnur derKatholiken, wahren. Und nannte sich seit1859,
auf Mallinckrodts Vorschlag und prinzlichen Wunsch, »Centrum
(KatholischeFraktion)". Auch diese Erinnerung an die alteFirma
wurde bald unbequem; und am dreizehntenDezember 1870 im ber-
liner Gasthaus Englischer Hof für das dem Reich anzupassende
Gebild der Name »Centrum (Verfassungpartei)" gewählt. In
dem von Savigny, Windthorst, Mallinckrodt, Reichensperger,
Probst, Freytag und demFürstenKarlzuLoewensteinunterschrie-
benen Programm wird der Katholizismus gar nicht erwähnt;
wird nur für alle Reichsangehörigen religiöse Freiheit und für
alle Glaubensgemeinschaften Schutz gegen Eingriffe der Gesetz-
gebung verlangt.Iedem Protestanten, der diesesZiel billigte, stand

die Thür offen. Mallinckrodt sprach: „Wir sind nicht nur keine konfessionell gebildete Fraktion, sondern wir wollen es auch nicht sein; wir sind es prinzipiell nicht nach unserem Programm, wir sind es thatsächlich nicht, insofern als wir bekanntlich im Reichs« tag auch protestantische Mitglieder haben." Ketteler schrieb: „Der Vorwurf, das Centrum sei eine exklusiv katholische Partei, ist gänzlich unbegründet und eine boshafte, intolerante Erfindung unserer Gegner. Ich kann der Hoffnung nicht entsagen, daß, wenn erst der Schutt, den man aufgehäuft hat, um die Centrumsfraktion in ihren Bestrebungen zu verdächtigen, gelichtet sein wird und eine wahre Beurtheilung sich Bahn bricht, noch viele gläubige und rechtlich denkende Protestantensich ihr anschließenwerden. Dadurch könnte aber die Centrumsfraktion von großer Bedeutung für Deutschlands Zukunft werden, wenn sich auf demGrunde der beiden Prinzipien (wonach Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit die allein wahren Grundlagen des Staates sind und den Einzelstaaten möglichste Selbstständigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung verbleiben muß) die Männer, Katholiken wie Protestanten, friedlich vereinigten, welche in der Trennung des DeutschenReiches vom Boden des Christenthums den Keim des Verderbens erkennen und welche zugleich, so lange wir nun einmal im Glaubengctrennt sind, für das friedliche Zusammenleben im gemeinsamen Vaterland eine feste, rechtliche Grundlage suchen." ^emmissejuvabit. Doch an der Spitze der Centrumspartei stand ein Welfe, der zweimal Minister Georgs des Fünften von Hannover gewesen war. AnddieserLudwigWindthorst forderte schon in der erstenAdreßdebatte des Deutschen Reichstages eine Reichsintervention gegen den Savoyeranspruch auf Rom. Durfte ers nicht? Noch in Versailles hatte Wilhelm zu den (von einem Schorlemer geführten) Maltesern gesagt: „Ich sehe in der Okkupation Roms einen Gewaltakt und eine Anmaßung Italiens und werde nach Beendung des Krieges mit anderen Fürsten Schritte dagegen in Betracht ziehen." Diese Stimmung war geschwunden, seit die Kurie sich geweigert hatte, dem französischen Klerus die Nothwendigkeit schnellen Friedensschlusses einzuschärfen; undnunbliebs bei dem bescheiden stolzen Satz der Thronrede vom einundzwanzigsten März L871: „Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Anabhängigkeit aller andercnVölker.derschwachenwie der starken."

Keine Intervention. Keine Bereitschaft zur Annahme des Centrumsantrages, der zwei für die Katholische Kirche wichtige Verfassungartikel aus der preußischen in die deutsche Grundrechtsurkunde übertragen will. Laskers Adreßentwurf findet eine Mehr« heit. Die Köpfe werden heiß und ringsum riechts nach Pulver. Bismarck spürt einen neuen Widerstand, dessen starke Organisation ihm bis an den Damenhof hinaufzureichen scheint und der drum gefährlicher werden kann als, seit Vincke verschwunden war, jede Attaque derFortschrittspartei. Er fühlt bei alten Freunden vom Schlage Kleist-Netzow, die nicht fassen wollen, daß ein Deutsches Neich nicht nach altpreußischem Schema zu regiren ist, rasch aufwucherndes Mißtrauen, bei strebsamenTalenten (Harry Arnim und Nobert Goltz) den hitzigen Wunsch, ihn endlich aus derSonne zu drängen, und fürchtet, Noonfelbst,derTreuste, könne ihm in die Iunkerpartei entgleiten, die nicht ohne leises Mißbehagenden Kniephoferim Fürstenrang sieht. Aengstet ihn Verdächtigung? Daß er die ungemein kostbare Dose, die Victor Emanuel ihm zugedacht hatund derenWerth Freiherr Pergler vonPerglas, Centrumsfreund und BayernsVertreterimBundesrath, in einem Gespräch mit dem Botschafter Grafen Launay kennen lernt, nicht annehmen will, um »Anknüpfungpunkte für Verdächtigungen zu vermeiden", lehrt feineStimmung ahnen. Schon vorhermerkt er, längst, daß jeder Schritt, jede Geberde von argwöhnischer Spähsucht belauert wird. Läßt denn der Neid ihn, das alte Germanenlaster, niemals zu Nuhe kommen? Wie das Gespenst einer Vergangenheit, deren Spuk er aus der deutschen Welt weggebannt zu haben hoffte, stehtplötzlich, nach dem gewaltigsten dreier Kriegserfolge, nun der kleine Westfale aus Ostercappeln vor ihm. Ein Welfe: seit den Tagen Heinrichs des Stolzen dem Waiblinger der Todfeind. Mit dem Centrum, dessen erstes Neichswahlp'rö-Hramm Peter Neichensperger in Bachems Kölnischer Volkszeitung veröffentlicht hatte, konnte Bismarcksich, trotz der Forderung, die Militärlast zu mindern und die Zeit aktiven Dienstes einzuschränken, schließlich verständigen. Doch vor der polnisch-welfischen Verbrüderung übermannt ihn der caucdemar äez caalitionz, über -den später Peter Schuwalow spottete. Dombrowskis Legion, die zuerst das Marschlied „Noch ist Polen nicht verloren" sang, hat sich demGeneralBonaparte, dieWelfenliga seinem Neffen Louis Napoleon angeboten. Soll in Ost und West dem jungen Neich Le-

bensgefahr erwachsen? Noch hofft der KanzleraufRom. Erwahrt
dem der Territorialmacht beraubten Papst jede Ehre, die dem
Souverain des Kirchenstaates zukam, und meidet denFehler der
Briten, die den großen Korsen, seit er, auf der Fahrt nach Sankt
Helena, anBord des»Northumberland" gestiegen war,nur noch
als einen gefangenen General behandelten. Nach den ersten Le-
bensregungen des Centrums schreibt er an den Grafen Tauff-
kirchen: «Erwähnen Sie, ohne Initiative zu nehmen, w gelegent-
lichen Gesprächen, daß die wenig taktvolle Art, in der die unge-
schickt konstituirte Katholische Reichstagsfraktion ihr aggressives
Vorgehengegendas neue Reich in Szenegesetzthat, der antipäpst-
lichen Bewegung die Sympathien auch solcher Kreise zuführt,
denen solche früher fremd waren". Antonelli antwortet, daß er
dieses Vorgehen »als taktlos und unzeitgemäß mißbillige Und be-
klage", und Pius nennt es, im Gespräch mit dem Grafen Kai-
noky, »inopportun und unpraktisch." In einem Brief an Ketteler
bestreitet der Kardinal-Staatssekretär dann aber, daß er an dem
Handeln des Centrums mehr getadelt habe als das »verfrühte"
Eintreten für die weltlichenInteressen des Papstes. Bismarck, der
die Thatsache des Kurialtadels nicht verschwiegen hat, sieht sich
falschen Zeugnisses geziehen und wählt ohne Zaudern eine andere
Tonart. Ich fürchte, heißts in dem nächsten Erlaß an Tauffkir-
chen höhnisch, »das^ Kardinal Antonelli nicht überall die selbe
Sprache spricht.sondern es mit keiner Partei verderben möchte; unb
wenn, wie Eure Hochgeboren bemerken, im Vatikan ein anderer
Einfluß mächtigerist als der seine, so sind wir durch alle seine Er-
klärungen und persönlichen Ansichten in nichts gebessert. Die-
ser; Einfluß wirkt überall dahin, die Autorität der Regirung,
zu untergraben. Das Bündnitz der schwarzen mit der rothen Par-
tei, welches KardinalAntonelli mißbilligt, hat sich an vielen Punk-
ten als eine vollendete Thatsache gezeigt. Diese aggressive Ten-
denz der die Kirche beherrschenden Partei nöthigt unszurAbwehr^
in welcher wir unsere eigene Vertheidigung suchen, die wir aber^
mit allem Ernst, mit den uns zu Gebot stehenden Mitteln durch-
führen müssen." An dem selben dreißigsten Iunitag, an dem die-
ser Erlaß nach Rom abgeht, ersucht das Staatsministerium de»
König, im preußischen Kultusministerium die konfessionell abge-
grenztenAbtheilungen durch eine Abtheilung für geistlicheAnge-
legenheiten zu ersetzen. Rom hat versagt: nun darf die von der

Volksstimmung gebotene, durch den bonner und braunsberger
Dogmenstreit beschleunigte Gelegenheit nicht versäumt werden.
Das Centrum will die Kluft, die dreiIahrhunderte lang das alte
Reich gespalten hat, im neuen Reich, dessen protestantische Spitze
und einheitliche Kraft es fürchtet, vertiefen. Das wird die Parole.
Am zehnten Dezember 1871 ist der (von Bayern beantragte)
.Kanzelparagraph" insReichsstrafgesetzbuchaufgenommenwor-
den;und bedroht seitdem den Geistlichen, der in Ausübung seines
Berufes Staatsangelegenheiten meiner den öffentlichen Frieden
gefährdendenWeise erörtert, mit Gefängniß oder Festunghaft bis
zu zwei Iahren. Am zwölften Januar 1872 erbittet der Kultus-
minister Heinrich von Mühler seine Entlassung (die Fortschritts-
partei erfährtsdurcheinenZettel.aufdemsteht; „DasLogisAnter
den Linden Ä ist frei. Friede seiner Asche!") und wird acht Tage
danach durch den GeheimenIustizrathAdalbert Falk ersetzt. Der
hatte, als altliberaler Vertreter des Wahlkreises Lyck-Oletzko-
Iohannisburg (deffenRückfallandieNationalliberalenüber Ge-
bühr beredet wurde), zu den Gegnern der Heeresorganisation ge-
hörtund erschien demKönig erst annehmbar, als Aegidy, der Preß-
dezernent, einen Artikel gefunden hatte, der Falk als Einen, der
diese Anneereform jetzt vertheidige, heftig angriff. Roon ruft:
»DiegroßeFalkenjagd haibegonnen!" Andnoch imIanuarknallt
der erste Schuß. Am Dreißigsten klagt Bismarck im Abgeordneten-
haus über die welfische Führung der Centrumsfraktion; noch in
artigerRede. Als Windthorst am achten Februar aber die offiziöse
Presse einem Düngerwagen verglichen und dem Ministerpräsi-
denten vorgeworfen hat, er opfere den christlich-monarchischen
Staatsgedanken und verlege, als Bekenner des Majoritätrechtes,
den Schwerpunkt der Staatsgewalt ins Parlament, speit der weiße
Vulkan Feuer und überschüttet, am nächsten Mittag, das Haupt
des Welfen mit einem Lavaschauer. Förderer der Parlaments-
regirung? Der Zweck solchesWortes konnte nur sein, denFürsten
der königlichen Gunst zu entwurzeln. Diesem König mußte schnell
deshalb bewiesen werden, was er von dem Welfenminister und
dessen Gefolgschaft zu erwarten habe. »Es kommt vor, daß die
bitterstenFeinde einer bestimmten Monarchie sich unterderMaske
der Sympathie an den Monarchen drängen und ihm einenRath
aufzudrängen suchen, der der Monarchie im höchsten Grade ge-
fährlich ist." WindthorstsAntwort ist würdig und ernst, stolz und

bescheiden. Dem Haus Hannover wird er bis ins Grab ehrerbie-
tige Treue wahren, aber auch die seit 66 auferlegte Anterthanen-
pflicht stets nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen. Die un-
begründete Verdächtigung, einAbgeordneter hege dem Reich und
der preußischen Königsmacht feindliche Pläne, müsse zu einem
Terrorismus führen, der das freie Wort unterdrückt. »Ichwürde
unter diesem Drucknichterliegen. Aber es istdoch etwas inderpar-
lamentarischen Geschichte noch nichtDagewesenes,daß ein Mann
von dieser Bedeutung beinahe eine Stunde verwendet hat, um
mich persönlich anzugreifen." Mallinckrodt nennt den Abgeord-
neten für Meppen eine annektirte Perle, die vom Centrum in die
richtige Fassung gebracht werden konnte. And Bismarck mußein-
räumen, daß sein Zweifel, ob Windthorst noch der Welfenhoff-
nung anhange, „vollständig und zu seiner Befriedigung gehoben
sei." Aber er hatte nun die Antipathie. Der Mann (der selbst zu
erzählen Pflegte, nach seiner Geburt habe die Nachbarschaft ge-
flüstert, Windthorsts Junge sei wasserköpfig) mißfiel ihm. Statt
den staatsmännisch klügsten und taktisch pfiffigstenParlamentarier
durch artige, dem Menschenfischer im Koller leicht erreichbare Ver-
kehrsform persönlich zu verpflichten, bekämpfte erihn als denVater
aller Aebel. Suchte ihm1872 mit dem beim Domherrn von Kozmian
in Posen konfiszirtenBrief, 187Ä mitKullmannsBekenntniß zm
Centrumspolitik einen Makel anzuheften. And stülpte den Pelion
auf den Ossa,um den winzigen Sohn des Widukindlandes zu be-
graben. So war Otto Bismarck: mit Haut undHaar dem horazischen
Mnu8 irritabile vatum zugehörig und vonVorurtheil und altem Groll
so schwer wie je ein genial geborener Künstler zu lösen. Damals
obendrein so reizbar, daß erden ungefährlichen, ihm aber als Cen-
tvumsfreund verdächtigen Baron Perglas, der sich bei einer Cour
im Schloß in die Reihen des Diplomatischen Corps, nicht, als von
Bayern Bevollmächtigter, der Bundesrathsmitglieder gestellt
hatte, imWeißenSaal mit Vorwürfen überfielund dem Erblassew-
den schließlich auf Französisch zurief, mit fremden Diplomaten
dürfe er nur in der Diplomatensprache verkehren. Spät erst, als
der Kulturkampf (Virchow hatte, in einem Wahlaufruf der Fort-
schrittspartei, das 1858von Lassalle geprägte Wort in Amlauf ge-
bracht) ertraglos geblieben war, erkannte Bismarck den Irrthum.
Die Antipathie gegenWindthorst war ungemindert (» Er hustet auf
päpstlicheWeisungen und haßt den Papst, weil Der, ohne ihnzu fra>

gen, mitPreußenverhandelthat; er ist nichts als ein schlauer, eigen-
süchtigerAdvokat": imSeptennatsjahr sprach ers zu Hohenlohe);
wurdenur sorglicherverhüllt. Aber von dem „juristischen Fangap-
parat für widerstrebende Priester" hielt er nichts mehr; wollte für
'Falks Maigesetze nicht verantwortlich sein („DerMißgriff wurde
mir klar an dem Bild ehrlicher, aberungeschickterpreußischer Gen-
darmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und
leichtfüßigenPriestern durchHinterthüren undSchlafzimmer nach-
setzten"); und nahm vom Centrum den Zolltarif, Franckensteins
Finanzreform und die wichtigsten Stücke der Sozialpolitik dank-
bar an. Alles, was liberal heißen wollte, heultein hellerWuthauf.
Bennigsen tadelte mürrisch den Rückfall in schwärzeste Reaktion;
Bamberger konstatirte, daß der Kanzler ins Lager des Centrums
übergegangen sei; Beseler nannte die Finanzpolitik derRegirung
unvernünftig, unchristlich, kulturwidrig. Drei Minister,Falk, Frie-
denthal, Hobrecht, räumtenden Sitz; zweiReichstagspräsidenten,
Forckenbeckund Stauffenberg, schieden unwirsch aus dem Ehren-
amt und das deutsche Parlament tagte fortan unter konservativ-
klerikaler Leitung. Windthorst aber sprach: »Niemand darf nun'
noch behaupten, daß wirReichsfeinde sind und keinen Patriotis-
mus haben. Das Reich war in Noth und wir haben, als seine
wahren Freunde, ihm und den Bundesstaaten herausgeholfen."
... Alles wiederholt sich nur imLeben. Seit ein paar Iahren,
rief Bismarck im Mai 1881 den Liberalen zu, werden in Ihren
Blättern unsere Zustände in den düstersten Farben gemalt; hören
dieLeser täglich, dieReaktionjederArtsei imAuzug. Könntenicht
Herr vonBethmann-Hollweg heute so reden? Nicht, wie der erste
KanzlerzuBennigsen/zudemAbgeordnetenBassermann sprechen:
»Zwischen denHerren, die Ihrer Führung folgen, und denen, die
sich rechts an Sie schließen, scheint mir eine Verschmelzung! eher
möglich als mit den links von Ihnen sitzenden, deren äußerster
linker Flügel überhaupt im Ende garnicht abzusehen ist?" „Wenn
die Nationalliberale Fraktion die Anlehnung nach links fester
nimmt, ist von ihrem rechten Flügel bis in die Sozialdemokratie
hinein die Kontinuität der gegenseitigen Beziehungen nicht aus-
geschlossen, sondern sie gehört dann zu meinenBefürchtungen für
die Zukunft. Nnd deshalb möchte ich den Führer der National-
liberalen in der vollen Herzlichkeit bitten: Laß nicht vom Linkeck'Dich
umgarnen!" Diese Warnung würde, WortvorWort, jetzt wieder

passen. Denn wieder wird das Centrum als Reichsfeind'und Hort
der Reaktion verschrien und zu seiner Schwächung und Aechtung
jedes erlangbare Mittel empfohlen. ImMärz 1901 fuhrWilhelm
der Zweite in die Alte Iakobstraße, um über den Zustand des er-
krankten Centrumsführers ausführlichen Bericht zu hören; muß-
ten Schloß- und Thorwachen vor dem Sarg, in dem Windthorsts
Greisenleib ruhte, das Gewehr Präsentiren und die Schutzleute
dem Trauerzug durchsBrandenburgerThor denWeg weisen, der
sich sonstnurdensouverainenHäusernAngehörigen öffnet; wurde
von den Liberalsten der Liberalen, vonRichters und Barths Man-
nen, Windthorsts Wirken als eines Reichsförderers gepriesen.
Im Dezember 1906 rief Fürst Bülow, der für das Wachsthum
der Centrumsmacht mehr gethan hatte als je vor ihm, jemals bis
heute ein deutscher Minister, in persönlicher Fährniß zur Hatz
aufSchwarzwild. Verschmitzte und dummeDemagogenhabenihm
nachgeahmt und die deutsche Stimmung ist, auchinderOberschicht,
ungefähr wieder, wie sie nach dem Zusammenbruch des Kirchen-
staates war. Wer dagegen zu sprechen wagt, gilt als Dunkel-
mann oder Iesuitendiener. Ist die Borromaeus-Encyklika (die
dein Centrum höchst unwillkommen war) so bedeutsamwieSylla-
bus und Nnfehlbarkeitlehre? Mußte Kettelers Prophezeiung nicht
Wahrheit werden, da die Liberalen noch einmal in ohnmächtigem
Grimm thatlos der Reichsnoth zusahen? Glaubt ein Wacher,
das Centrum, dessen Zustimmung die deutsche Flotte gebaut hat,
trachte noch jetzt nach der Zertrümmerung des Reiches und wolle
dem Papst die Führung der Fürsten und Völker zurückgeben?
hat anno 1910 das Reich noch Polen und Welfen, Elsässer und
Lothringer zu fürchten? Sind die Katholiken, wie Windthorst er-
sehnte, in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Technik vornan?
Wird durch die Weitung des Glaubensspaltes Deutschland ge-
stärkt odergeschwächt?WennderGeistlichkeit, in höflichster Ruhe,
die bona temporalia entzogen und die Schulen gesperrt würden,
könnte, nach einem Menschenalter stillerArbeit.der letzte Rest des
Römererbes vom deutschen Boden verschwinden. Neuer Kampf
brächte noch kargeren Ertrag als der alte; und nur Tröpfe bereiten
dem Gegner den Sieg. Pius der Zehnte telephonirt, Automobile
sausen durch die vatikanischen Gärten und über der Kuppel der
Petcrskirche schwebt, himmelhoch, ein Aeroplan. Ein Bischen
Geduld! Brüllender Spukglaube hatstets nurMemmen gezüchtet.

Der Flieger.
, ie "Lrde, »
weiß gebrannt von der Sonne, ^
hat sich in. handbreiten Rissen aufgethan,
wie um mit schwarzen Munden
Pein auszustöhnen.
Die Väche sind tot,
die Vrunnen geben die Limer leer herauf,
die Ströme stehen schmal in ihren Rieselsteinen,
Die Menschen
haben die Fenster der Häuser zugedeckt,
die Pferde bleiben stehn vor ihren Karren,
die Hunde liegen auf kaltem Stein
und hören den Vettler nicht,
der im Flur über sie wegtritt.
An den Väumen hängen die Vlätter
Nein, weiß.
Lin wind kommt,
aber er ist heiß wie Feuerathem,
Ich aber
setze mich mit breiten Schenkeln,
fest unten die Schuhe am "Lisen,
auf den Sitz meiner Maschine,
Lin Griff,
die Schraube singt,
die Räder drehen sich,
laufen über das Gras;
nnd plötzlich:
heb' ich mich über das Gras,
über den Zaun,
über ein Dach,
sehe in das Viereck des Schornsteins,
viele Dächer unter mir,
Straßen unter mir,
ein Rirchthurm neben, unter mir,
die ganze Stadt
mit ihren Olätzen, Gärten Nrücken,
dem schwarzen Vand des Flusses, ,
den weißen Strahlen der Bandstraße
unter mir, Alles unter mir,
Euer Rauch, Menschen, erreicht mich nicht mehr,
Lure Spatzen, "Lure Tauben erkenn' ich nicht mehr.
Und schon:
Der Wald unter mir, Wälder,

Die Zukunft.
Der Berg, Berge,
Wälder, Borge, Städte, Flüsse,
die Welt,
Unter mir. Alles unter mir.
Hinauf, hinauf
drehen sich meine Kreise,
Die Schraube singt,
Jetzt: Ihr seid da,
mit vorgereckten Röpsen, ^
Falken, Dohlen, Sperber,
Ihr Linsamen der Luft,
Ihr überirdischen — Brüder!
Und auch Ihr schon unter mir,
Langsam da unten
ein Zug eiserner Wagen auf brennenden Schienen,
wie klein Sure Welt, Menschen!
Menschlein!
So weit Lure Zuge laufen:
Lure Welt hat Grenzen,
Nur hier das Unendliche
ist ohne Grenzen,
Tage könnte ich fliegen,
Jahre, Jahrtausende —
und immer das Blau um mich.
Die Schraube singt.
Und jetzt: der helle Wind ist da,
grüßt mich, singt mit.
Ich lasse die linke Hand los,
ziehe die Mütze,
die Du'umsonst von mir willst. Wind,
bis an die Augen herab,
Line weiße Wolke über mir.
In Dich hinein muß ich,
Schwester Du mir, auch Du, ,
gewichtlos, ungehemmt,
in der Sonne strahlend auch Du,
Schon: bin ich in Dir.
Du empfängst mich nicht freundlich,
umfängst mich mit weißer Rälte,
hauchst mich mit nassem Athem an,
daß Tropfen
sich an die Haare meines Rocks anhängen.
So denn hinaus aus Dir,
über Dich!
Aber Du nimmst kein Lnde,

Der Flieger.
Du färbst Dich schwarz;
und immer kein Lnde,
trotz Areis und Rreis.
Die Schraube singt
und so fällt auch mir der Muth nicht
zur Erde hinab,
bleibt hei mir, zieht mit mir zur Hölze,
ob die Sonne nicht wieder
mit einem ersten Licht sich zeigt,
<Lin Blitz jetzt!
Doch schon bin ich darüber,
auch über Dich, Blktz,
Unten Denen die Furcht,
ich: schon schwebe ich wieder
in goldener Sonne,
durchwärmt,
und die Schraube singt,
Ich thu' den Rock auf, das Hemd,
bade die nackte Brust im Blau,
Die Haut meiner Brust erstrahlt
— von äugen, von innen?
Ich trage einen goldenen Panzer
um hie starken Rippen,
der mich nicht einschnürt,
der bei jedem seligen Athemzuz
mit aufgeht,
>Lin mutwilliger Griff jetzt ans Lisen:
ich läge unten, breitgeschlagcn, blutig.
So: Herr bin ich über mich selbst,
Leben .und Tod allein in meiner Hand,
Denn auch Du, m.'in Lisen,
mordest mich nicht.
Du fingst und hebst Dich,
hebst Dich und singst,
freust Dich wie ich
und bist stark,
von treuen Händen gefügt.
Ich streichele Dich,
so weit ich mit der Hand Dich anrühren
Nur Ihr, Ihr weißen Tücher,
die Ihr auch mitsingt,
auch Luch mithebt,
die ich auch lieb habe,
die ein Leib mit mir sind,
zu Luch allein kann ich nicht,

"Luch nicht streicheln,
hoch, hoch in dem Vlau.
Doch endlich: die Sonne
verläßt mich,
geht hinunter, Mr Tiefe, verstrahlt,
Auch ich muß hinunter.
Hinunter.
Traurig kreisen die Rreise nach unten.
Die Schraube singt
und ich fluche ihr.
wiesen, Wege, Häuser
sind wieder da,
Ich rieche "Luren Rauch Menschen, wieder,
Die Räder laufen im Sand,
die Maschine steht, schweigt,
Menschen kommen und grüßen,
Sie sind mir fremd,
fremd ihre Gesichter,
fremd ihre Sprache,
Ich komme aus einer andern Welt,
Ich trete auf Luren Voden
und der Voden ist mir verhaßt.
Jetzt muß ich kriechen wie Ihr,
mit eng sich vorstellenden Füßen,
sehe umsonst hinaus.
Aber nur die Nacht
schlaf' ich bei "Luch.
Morgen wieder:
hinauf, in die weite, ins Vlau!
Linmal — ich weiß es —
kehre ich nicht zurück,
Linmal bleibe ich oben,
drehe meine Kreise
hinauf, immer hinaus,
die Schraube singt,
ich lande mit erstaunten Rädern endlich
auf eines fremden Sternes <Lrdc,
tächt! Ich weiß:
eines Tages lass' ich Luch in diesen Traum
erfüllt hineinsehn.
Sterne über mir:
nicht lang' mehr über mir,
bald bei "Luch!
Wilhelm Schmidtbonn.

Ovita.*)

ewitterregen und Sturm hatten die drückende Schwüle der vorangehenden Tage vertrieben. Flammende Blitze waren über den Himmel und herab zur Erde gezuckt. Furchtbar hatte der Donner gegrollt. Unaufhaltsam waren strömende Wasser herniedergebraust und hatten weithin das in düsteres Grau gehüllte Land überschwemmt.

Ietzt strahlte der Himmel wieder. Aus den Morgennebeln war herr« lich die Sonne aufgestiegen und ihre Strahlen flutheten über das zerrissene Gestein der gewaltigen Felsmassen, die in zackigen Linien den Horizont begrenzten. Wie in golden flimmerndes Licht gebadet, schimmerte das Gewirr der übereinander gethürmten Steinblöcke; da und dort leuchtete ein phantastisch geformter Kegel, röthlich, purpurn. In den Schluchten und tief eingegrabenen Steinfurchen glänzten, noch von Feuchtigkeit überzogen, die Blätter der Aloes. Unten auf den vorgelagerten Hügeln standen weißblühend die Dornbüsche. In den Thalern, nah dex Riviere, hingen die Zweige der Akazienbäume schwer herunter; Regentropfen glitzerten noch in dem grünen Blättergeäst. Rauschend sandte der durch den Regen in einen Fluß verwandelte Omuramba seine letzten, leis brandenden Fluthen dem Meer zu.

Ukanya, an dem linksseitigen Ufer entlangschreitend, blickte versonnen auf die wogenden Wasser. Vorbei war der Krieg der Hereros! Ermordet, erschlagen lagen viele der Weißen. Christen und Heiden waren über die Vertrauensseligen hergefallen. Tod ihnen, die das Volk unterdrücken, Tod ihnen, die der Ahnen Gräber zerstören! Nieder mit den Weißen, nieder mit den deutschen Männern! Schlau sind die Hereros und verstehen, zu täuschen, schlau sind die Schwarzen und haben der Weißen Schwäche erkannt.

Aber nicht so schwach, wie die Hereros gemeint, waren die Weißen gewesen. Nicht alle Deutschen hatten der schlauen Herero Worte für bare Münze genommen. Gerüstet war der Oberlieutenant den Feinden entgegengetreten, sausende Kugeln hatten die Heranstürmenden empfangen. Umsonst; so heiß auch der Kampf getobt: die Feste von Otjosondu war nicht gefallen.

Ein grimmiges Zucken ging über des Häuptlings Gesicht. Nicht gefallen die Feste! Noch wehte die Fahne hoch über den Mauern, kündend der Weißen Sieg, kündend, daß die Hereros zurückgeschlagen, in die Berge geflüchtet waren.

*) Das Schlußkapitel eines lesenswerthen Buches, in dem eine deutsche Frau das in der Zeit des Hererokrieges Erlebte schildert; eine Frau, die sich über dem deutsch fühlenden Herzen das Auge nicht blenden ließ und das fremde Rassewesen ernsthaft und mild zu verstehen trachtet. Das Buch heißt „Ovita" (Krieg) und ist bei Karl Reißner in Dresden erschienen. Der Rückblick zeigt Art und Tempo der Darstellung.

Furchtbar kämpfend, die Toten rächend, waren die Deutschen den Hereros gefolgt. „Nieder mit den Schwarzen! Hurra!" Vergebens hatten sich die Hereros gewehrt. Vergebens waren sie gegen die Feinde angestürmt. In hastiger Flucht, in Angst und Grauen, unter Zurück« lassung der Toten, hatte das Volk der Ahnen fliehen müssen. Rast hielt es jetzt; kurze Rast, denn schon begann ein neuer Krieg: der Rache-krieg der Deutschen.

Ukanya holte tief Athem. Tief neigte er den Kops. Horch! Sprachen da nicht die Wasser? Murmelten da nicht die ebbenden Fluthen? Verrath! Hatte er recht gehört? Hatte er der leise rauschenden Wasser Stimmen vernommen? Verrath! Wild ballte er die Fäuste, flammend blitzten seine Augen. „Verflucht die Verräther! Möge der Ahn sie erwürgen, mögen Gespenster über die Erde wandeln, den Verräthern nachjagen, ihnen Wahnsinn und Tod bringen!"

Zitternd hatten Ukanyas Lippen den Fluch gemurmelt. Zitternd verharrte er noch eine Weile regunglos. Dann wandte er sich langsam von dem Fluß ab.

Von dumpfem Grauen erfüllt, schritt Ukanya weiter, dem Oberhäuptlingszelt zu. Unter dem Schutz einiger mächtiger Kameldornbäume war es aufgeschlagen. Ringsum auf den welligen Ebenen, bis hin zu den Füßen der Berge, dehnte sich das Lager des Hererovolkes. In ordnunglosem Durcheinander standen zahlreiche Ochsenwagen mit aufgespannten, zerrissenen Sonnensegeln herum. Matratzen, Betten und Kissen, Waschschüsseln und Kochtöpfe, allerlei Hausgeräth war über den feuchten Erdboden verstreut. Zwischen Termitenhaufen und dichten Dornbüschen, halbverdeckt von hohem Gras, waren Sofas und Stühle aufgestellt. Kinder, mit von Schmutz starrenden Beinen, die noch eben in den stehenden Regenpfützen herumstrampelnd sich ergötzt hatten, sprangen über die Sitzmöbel, rissen die Bezüge herunter, schnitten sich Lappen, um deren Besitz eine wüste Balgerei begann. Frauen in heidnischer Tracht hockten auf dem Boden, durchwühlten geöffnete Blechkoffer und Kisten, behingen sich mit Schmuckstückchen, steckten silberne Gabeln und Messer in ihre Straußeneiergürtel, kreischten und zankten sich. Andere stolzirten, zartfarbige Schleppröcke, die schlapp an ihren Körpern hingen, durch den Schmutz ziehend, umher. Hier hatte sich eine Gruppe von Weibern gebildet, die, heftig gestikulirend, Blumen- und Federhüte probirten. Dort saßen Männer auf Tischen und Kisten; einige in Heidentracht, nur einen Stehkragen um den braunen Hals gebunden, andere in Beinkleidern und Iacken, schwarze Hüte auf den Köpfen. Und qualmende Pfeifen, Bier- und Schnapsflaschen machten die Runde. Gekochte Fleischkeulen wanderten von Mund zu Mund. Ieder wollte abbeißen, Ieder wollte das Meiste haben. Gierige Hände griffen in Kakesdosen, gierige Lippen schlürften an Konservenbüchsen , ,

„Platz!" Berittene Schwarze in deutschen Uniformen sprengten daher. „Was treiben die Weißen? Sind sie wieder lebendig gewor-

den? Läuft der Mister Dirks mit zerschlagenem Schädel in Otjosondu umher?" Iohlend versucht eine Bande Betrunkener, den Reitern in die Zügel zu greifen. Hui! Ein sausender Peitschenknall; noch einer. Die Gezüchtigten fielen taumelnd zur Erde, wälzten sich und sprangen wieder in die Höhe. „Soll das Volk nicht wissen, was seiner harrt? Geht nicht das Volk in den Kampf? Wer hat den Bäcker ermordet? Wer?" Eine drohende Faust ballte sich. Staub wirbelte hoch.
„Aus dem Weg, Lumpenpack! Vorwärts, marsch!"
Weiter galopirten die Reiter. Andere sprengten daher; aus allen Richtungen kamen sie. Und Boten eilten keuchend durch den Busch.
„Tot, tot viele Weiße!"
„Alle?"
Trotz der jetzt glühend herniederbrennenden Sonne hielt eine Schaar Weiber mit einem wie der Blitz dahinschießenden Boten Schritt.
„Tot alle Weißen im Norden!" Von Mund zu Mund pflanzte sich der gestammelte Ruf fort.
^ „Tot, tot!" Wie zum Tanz bildeten fünf, zehn Männer einen Kreis. Lautes Trampeln ertönte, gröhlende Stimmen erklangen. „Tot ist der weiße Mann! Der weiße Mann ist tot!"
Ein derber Iunge in dunklen Beinkleidern, um die nackten, von Fett triefenden Schultern ein Leopardenfell geworfen, kniete nieder, hob die Hände zum Himmel empor. Ah! Mit einem markerschütternden Schrei warf er sich hintenüber: „So ist der Doktor gestorben! Der Doktor ist tot!"
Andere griffen nach den Waffen, duckten und reckten sich wie kampfbereit, stürmten vor, wichen zurück: „Marsch, marsch! Zu Befehl, Herr Lieutenant! Hurra!"
So haben die Hereros um die Feste von Otjosondu gekämpft. Mädchen in heidnischer Tracht, die glimmende Pfeife im Mund, Christen, Männer und Frauen, stimmten in das Gekreisch ein. Dazwischen erschallte die Totenklage. Mütter jammerten um ihre von den deutschen Kugeln getroffenen Kinder. Daß der Ahn die Tapferen räche, daß er die Deutschen verfolge und töte!
Zeternd tobte ein Weib: „Wo ist Mukuru? Sieht Mukuru nicht unsere Noth? Bringt Mukuru nicht Hilfe? Warum hat Mukuru des Uribs Kugel nicht in das Herz des Oberlieutenants gebohrt?"
„Unser Vater führt Krieg!" Gellend schrien ein paar Heiden auf; drohend wandten sie sich gegen die Christen: „Warum habt Ihr den Muhonge nicht ermordet? Warum habt Ihr ihn fortlaufen lassen?"
Schreckhaft funkelnde Augen richteten sich auf das Zelt des Oberhäuptlings. Lauschte der Größte der Hereros nicht mehr auf des Ahnen Stimme, ging er nicht mehr zu des Ahnen Grab, ihn um Rath zu fragen? Hörte er nur auf die Stimme des Muhonge, folgte er dem Befehl des Muhonge? Böse war der Muhonge, ein weißer Zauberer; schlecht berieth er das Volk.
Eine heftige Erregung erfüllte das Lager, Stark berauscht 5on

dem ungewohnten Alkoholgenuß, drohten die Heiden den Christen mit den Kirris. „Ihr seid schuld, daß den Hereros kein Sieg geworden. Ihr habt den Ahn verrathen, ihr habt des Ahnen Befehl nicht befolgt! Tötet die Missionare! Tötet die weißen Missionare!"
Christen und Heiden riefen einander Schmähworte zu; rauhe Stimmen schrien durcheinander, wüthender Lärm tobte hier und dort. Nur in der Nähe des Oberhäuptlingszeltes herrschte Stille. Flüsternd unterhielt sich das Gefolge des Mächtigsten der Hereros. Leise tuschelnd nur wagten die in deutsche Uniformen gekleideten Krieger von ihren Ruhoesthaten zu erzählen und des Hererovolkes schlechte Lage zu besprechen. Ietzt verstummten plötzlich alle Stimmen. Ukanya war herangekommen. Langsam schlug er die Leinwandflügel des Zelts auseinander und trat ein.
Der Oberhäuptling saß in der Paradeuniform eines Schutztruppenhauptmanns mit vorwärts geneigtem Kopf und geschlossenen Augen auf einem rothen Peluchesessel. Er schien zu schlafen; schlaff hing seine Rechte, deren Finger einen glimmenden Cigarrenstummel hielten, über die Armlehne herunter. Sein Athem dünstete einen widerlichen Alkoholgeruch aus.
Schweigend betrachtete Ukanya den Mächtigsten der Hereros. Ein Ausdruck tiefster Verachtung hatte sich über seine Züge gebreitet. Schlafen konnte Der, in dessen Händen das Wohl des Volkes ruhte! An der Weißen Gift, an Schnaps, berauschte er sich. Weiße Männer beschützte er vor der Rache des Ahnen; traute ihnen und befolgte ihren Rath; that nach ihrem Geheiß, handelte nach ihrem Willen
„Mächtiger Herr!" Ukanya war dicht an den Schlafenden herangetreten. Widerwillig, mit harter Stimme, hatte er das Wort hervorgestoßen. Schlaftrunken blinzelte der Oberhäuptling mit den Augen, gähnend reckte er seine Glieder.
„Was ists, das Dich zu mir führt, Ukanya?" fragte er, endlich sich ermannend.
„Ich komme, Dich zu fragen, warum Du gegen den Willen des Volkes einen Brief an die Weißen geschrieben hast."
„Einen Brief an die Weißen?"
Ukanya nickte grimmig mit dem Kops. „Glaubst Du, ich weiß nicht, was geschieht, auch wenn es meine Augen nicht sehen und meine Ohren nicht hören? Glaubst Du, ich weiß nicht, daß der junge Muhonge Dir gerathen hat, einen Brief an die Weißen zu schreiben nnd um Frieden zu betteln? Und Du hast geschrieben, daß Du nur den Krieg begonnen, weil die Weißen nach Deinem Leben getrachtet, weil die weißen Händler Deine und Deines Volkes Heerden geraubt hatten. Und dann hast Du geschrieben, daß nicht Du den Krieg begonnen hast, sondern die Weißen, Das hast Du geschrieben."
Der Oberhäuptling hatte sich von dem Lehnsessel erhoben. Sein Gesicht wurde grünlich fahl. „Woher weißt Du"
„Ich weiß es!" unterbrach Ukanya barsch. „Noch ehe der Grillen

Gezirp verstummt war, noch ehe der Morgenwind in den Zweigen des
Omumborombongabaumes, der uns der Urahnen Sinnbild ist, flu»
sterte, hast Du Kamusese mit einem Brief zu den Weißen geschickt. Und
jetzt werden die Weißen Deinen Brief haben und werden lachen. Und
sie werden sich Deines Briefes freuen, weil er ihnen ein Zeichen sein
wird, daß Du den Krieg nicht im Herzen trägst. Dein Herz zittert in
Furcht und Dein Krieg ist kein Krieg der Ahnen. Das aber werden die
Feinde der Ahnen fühlen; und auch, daß es Dir und Deinem Volk
schlecht" geht. Denn sie wissen, daß die Hereros gut lügen, wenn es
ihnen gut geht. Du aber hast schlecht gelogen!"
Der Oberhäuptling trat einen Schritt zurück. Die Schlaffheit
seiner Glieder ließ ihn taumeln. „Warum sollte ich schlecht gelogen
haben?" fragte er mit lallender Zunge.
„Warum?!" Ukanyas Augen funkelten. „Du winselst in Deinem
Brief wie ein altes Weib. Du machst aus unserem Krieg einen Krieg
der Weißen, Aber Du schreibst nicht also, um Deine Feinde zu täu»
schen; Du sprichst nicht vom Frieden, weil Du den Krieg willst. Du
lügst; aber Deine Lügen sind keines stolzen Herero Lügen. Deine Lügen
werden Dich verrathen; denn nicht so dumm, wie Du wohl glaubst, sind
die Weißen. Sie werden sich sagen, daß Dein Herz schwach ist, sie wer»
den merken, daß es Deine Stimme und nicht die Deines Volkes ist, die
aus Deinem Brief zu ihnen spricht. Und sie werden wissen, daß Du
mit Deinem Volke nicht mehr einig bist und daß es nicht der Ahn war,
der Dich berathen hat; denn nur kluge Lügen empsiehlt der Ahn."
Die Nede des Heiden packte den Oberhäuptling; aber er trachtete,
seine Erregung hinter einem spöttischen Lächeln zu verbergen. „Laß
die Weißen denken, was sie wollen!" rief er und hob die Achseln.
„Du weißt nicht, was Du sprichst, Ombara! Du weißt nicht, daß
Dein Brief den Weißen Deine ganze Schwäche kündet und daß Deine
Schwäche ihren Muth erweckt. Ietzt werden sie über die Berge kom»
men und Dich suchen; und wenn sie Dich sinden, werden sie Dich ver-
nichten. Aber nicht nur Dich werden sie vernichten: auch Dein Volk.
Und die Ahnen werden Dir nicht helfen, denn Du hast ihren Nath
verschmäht."
„Ich bin ein Christ!"
„Das bist Du!" Zitternd hatte es Ukanya hervorgestoßen. „Ein
Christ bist Du!" wiederholte er keuchend. „Du, der Du Kleider trägst,
Schnaps trinkst, der Ahnen Land, der Ahnen Vieh verkauft hast, Du
bist ein Christ!"
Tiefste Verachtung sprühte aus dem Auge des alten Heiden. Aber
er bezwang sich und fuhr ruhigeren Tones fort: „Wohl ist auch zu
mir einmal der alte Muhonge gekommen und hat gesprochen: .Werde
ein Christ, Ukanya! Der Gott der Christen ist gut; Du wirst ihn prei-
sen und loben und zu ihm beten. Und wenn Du Gutes thust, wird er
Dich belohnen!' Da aber habe ich den alten Muhonge gefragt: ,Was
ist es, das Ihr Christen gut nennt?' Und als er mir Antwort gegeben

hatte, sagte ich ihm: ‚Was Ihr Christen gut nennt, Das nennt der Hcrero dumm! Denn schlau zu lügen, den Schwächeren zu überlisten: also ist des echten Herero Art. Also haben es unsere Ahnen gethan; und also will auch ich es thun!' Da ist der alte Muhonge traurig fortgegangen. Ich aber bin ein Heide geblieben und habe die Ahnen weiter befragt. Und die Ahnen sind nachts aus ihrem Schlaf erwacht und haben mir zugerufen: Nimm Rache an den Weißen, die unser Volk verderben! Töte alle weißen Männer, vernichte sie, auf daß unser Land wieder unser wird, auf daß unsere Heerden nicht länger fremdes Eigenthum bleiben, auf daß unser Volk wieder nach dem Willen seiner Ahnen lebt! Und ich habe gethan, wie die Ahnen befahlen."

Er trat jetzt dicht an den Oberhäuptling heran und bohrte seine haßerfüllten Blicke in Ombaras Augen. „Und Du, der Sohn des stolzen Kamaherero? Ist es also, daß auch Dein Ahn, Dein Mukuru, Der, den Ihr Christen Euren Gott nennt, Dir befohlen hat, die Weißen zu töten? Ist es also?"

Entsetzt fuhr der Mächtige zusammen; ein heftiges Beben durchschauerte seinen schlaffen Körper.

Um den Mund des Alten aber zuckte ein halb höhnisches, halb schmerzliches Lächeln. „Der Gott, der Dein Gott ist, verachtet die Lüge und verbietet den Mord. Du aber, Sohn des Kamaherero, hast gelogen und hast gemordet. Und wie Du gethan, haben viele Christen gethan. Darum sage ich und mit mir sagen es die Toten in ihren Gräbern: Ihr seid Verräther! Der Ahnen Land habt Ihr verrathen, verrathen Eurer Ahnen Glauben und verrathen Euren neuen Gott. Und warum habt Ihr es gethan? Nicht zufrieden waret Ihr mit Dem, was die Väter Euch hinterlassen, nicht länger wolltet Ihr die Thiere hüten, die Eurer Väter Stolz gewesen, nicht wolltet Ihr Euch nähren, wie Eure Väter sich genährt. Und da geschah es, daß Ihr das Schurzfell und den Riemen mit den Kleidern der Weißen vertauschtet; und Eure Frauen thaten wie Ihr. Sie thaten noch mehr; denn während Ihr Euch an der Weißen Gift, an Schnaps, berauschtet, gingen sie zu den Feinden und verriethen Euch und trugen dann Kinder unter ihren Herzen, die nicht Eures Blutes waren. Und Du sahest das Alles und gebotest nicht Einhalt; denn Du konntest nicht Einhalt gebieten, da Du thatest wie sie. Nun aber frage ich Dich: Warum thatest Dn also? Und nun antworte ich: Du thatest also, weil Dich des Volkes Elend nicht kümmerte, weil Deiner Ahnen Land und Deiner Ahnen Vieh Deinem Herzen ferner stand als Schnaps und Kleider. Aber als Du dann sahest, daß die Weißen Dir Alles nehmen und nichts geben wollten, da packte Dich die Angst, denn Du fühltest schon Deine Junge trocken werden und Deinen Leib vor Hunger einfallen. Und Du riefest: .Mordet alle Weißen, damit ich ihre Habe an mich nehmen kann!' Und Du vergaßest, daß Du ein Christ bist und nicht morden noch lügen sollst!" Mit zorniger Geberde wandte sich der Heide von dem Oberhäuptling ab.

Am Zeltausgang stieß er auf Urib.
„Die Weißen kommen! Die Weißen nahen! Alle Weiße, viele
Weiße! Weiße in Uniformen, Weiße mit offener Brust.*) Weiße mit
Gewehren, Weiße mit Kanonen"
Und aus dem Lager hallte Uribs Ruf tausendfach wieder. „Die
Weißen kommen"
Verstummt war plötzlich der Sang der Kinder: „Ich bin ein
Herero und mein ist dies Land!"
„Die Weißen kommen "Wie eine Welle schlug es über dem
Lager zusammen. Ein Getümmel entstand. Krieger griffen zu ihren
Waffen und stürmten fort. Heulende Weiber drängten herzu. Kinder
brüllten. „Die Weißen, die Weißen!"
Ukanya hob die Hände. Starr ruhten seine Augen auf dem Ober-
Häuptling.
„Der Fluch der Ahnen ist über Dich und Dein Volk gekommen.
'Untergehen werden die Hereros. Den Omuramba werden die Weißen
überschreiten! Fliehen wirst Du, Sohn des Kamaherero, fliehen wird
Dein Volk und die Gespenster werden Dich in die Omaheke treiben, wo
Dir und Deinem Volk das Ende nahen wird. Warum hast Du einen
Krieg begonnen, wenn Du den Ahnen nicht mehr traust?"
Schweigend verließ der Heide das Zelt. Schweigend schwang er
sich auf das für ihn bereitstehende Pferd und sprengte davon. Die
Sonne stand im Zenith. Fern grollte das Donnern der Kanonen.
Siegreich nahten die Deutschen.
Orla Holm.

Goldschutzpolitik,

AsMntcr den mannichfachen Aufgaben eines Centralnoteninstitutes
im Dienste der Umlaufsregulirung, des Währungschutzes und
des Staatskredites ist die Vertheidigung des Goldbestandes eine der
wichtigsten. Denn ein großer Goldschatz bleibt als finanzielle Kriegs-
reserve auch für Den erstrebenswerth, der die Stabilität der Währung
nicht direkt vom Goldbestand abhängig sieht. In den Goldwährung-
ländern schwankt der Kurs fremder Wechsel um die „Goldpunkte". Das
Wesen der reinen Goldwährung verlangt eben, daß die Centralnoten-
institute, als Hüter der Währung, stets bereit seien, auf Verlangen

*) Matrosen.

Gold zum Zweck der Zahlungleistung an das Ausland zur Verfügung
zu stellen und wiederum „effektives" Gold auf Grund der Ausprägung-
relation gegen Währungmünzen und Noten in Tausch zu nehmen. Der
die Ausprägungrelation zwischen den vollwichtigen Währungmünzen
ausdrückende Kurs kann als der ideelle Goldpunkt bezeichnet werden.
Nach der Theorie müßte, wenn der fremdeWechselkurs über den ideellen
Goldpunkt hinausgeht, sofort Gold zu Exportzwecken von der Central-
notenbank abgefordert werden und, wenn er unter diesem Punkt bleibt,
fremdes Gold der Bank zufließen. Durch die Versendung- und Ver-
sicherungspesen und durch den Zinsentgang während der Dauer des
Goldtransportes wird der ideelle Goldpunkt wesentlich (nach oben oder
unten) verrückt und so das Schwanken der Devisenkurse innerhalb
dieser Grenze ermöglicht. Eine weitere Abweichung des praktischen
vom ideellen Goldpunkt wird durch die Goldprämien- und Goldpreis-
politik der Centralbanken bewirkt.
Die Bank von Frankreich pflegt, wenns ihr nöthig scheint, Gold
nur gegen Zahlung eines Aufgeldes bis zu 1 Prozent herzugeben und
sonst mit silbernen Fünffrancstücken zu zahlen. Dadurch wird der Gold-
export aus Frankreich erst bei einem höheren Devisenkurs rentabel, als
ihn die Bankmethode voller Goldzahlung fordern würde. Neben dieser
Prämienpolitik ist die Goldpreispolitik zu erwähnen. Unsere Reichs-
bank und die Bank von England geben, um ihren Goldschatz zu wahren,
zu Exportzwecken oft abgenützte Goldstücke aus, die der Exporteur nach
dem Nominalwerth bezahlen muß, das Ausland aber nur nach dem
Gewicht werthet. Beide Methoden bewirken, daß der Goldexport erst
bei höheren Devisenkursen einträglich wird und die Centralnotenbanken
innerhalb der so künstlich erweiterten Schwankungzonen vor Goldent-
ziehungen geschützt sind.
So lange die auf solche Weise fixirten Goldpunkte nicht erreicht
werden, finden die internationalen Zahlungverpflichtungen ohne die
Vermittelung effektiven Goldes ihren Ausgleich. Die fälligen Zahlun-
gen werden regulär nicht durch die Hin- und Hersendung von Gold be-
sorgt, sondern durch den An- und Verkauf von Forderungen an das
Ausland „glattgestellt". Die nöthigen Transaktionen vollziehen sich auf
den Devisenmärkten der einzelnen Börsenplätze durch Vermittelung der
mit Devisen handelnden Banken und Bankiers. Die größeren Banken
halten übrigens immer beträchtliche Engagements in fremder Valuta
im Devisenportefeuille oder als Guthaben bei ihren ausländischen
Korrespondenten und können so, je nach dem Kundenauftrag, stets
fremde Währung abgeben und aufnehmen, ohne in jedem Fall sofort
Deckung auf dem Devisenmarkt suchen zu müssen.
Goldprämien- und Goldpreispolitik soll die Goldbestände ver-
theidigen. Wirksamer ist die unmittelbare Einwirkung auf die De-
visenkurse. Eine Diskonterhöhung der Centralnotenbank zieht fremdes
Kapital, das natürlich in einheimischer Valuta eingebracht werden
muß, ins Land und senkt den Kurs der fremden Wechsel. Ein anderes

Mittel ist das Halten größerer Devisenbestände im Centralnoteninstitut
und, bei steigenden Wechselkursen, die Abgabe fremder Valuta auf dem
offenen Markt. Dieses Mittel wird von der Oesterreichisch-Ungarischen
Bank mit großem Erfolg angewandt und ihrem Muster hat unsere
Reichsbank unter der Leitung des Herrn Havenstein nachgeeifert.
Die direkt auf die Aufrechterhaltung der Währungparität gerich-
tete, mit Diskonterhöhung und Devisenabgaben arbeitende Politik, die
erst in weiterer Folge den Barschatz hütet, ist grundsätzlich von der
Goldprämien- und Goldpreispolitik unterschieden. Denn die zuletzt
genannten Methoden hindern den natürlichen Ausgleich einer sich in
hohen Devisenkursen ausdrückenden Passivität der internationalen
Zahlungbilanz durch Goldversand und treiben die fremden Devisen-
kurse noch höher hinaus. Hierdurch wird der internationale Zahlung«
verkehr gestört. Aber auch die Devisenparität ist manchmal nur mit
großen Opfern zu sichern. Die diesem Zweck dienenden Diskonter-
höhungen des Centralnoteninstitutes vertheuern den Kredit im Inland
(nicht nur für die auf die Notenbank angewiesenen Kreditsucher, son-
dern auch für einen großen Theil der anderswo akkreditirten Schuldner,
denen die Aenderung der Bankrate neue Zinsbedingungen auferlegt).
Bei der Regulirung der internationalen Wechselkurse durch die
Devisenpolitik wird die Schädigung breiter Geschäftskreise vermieden.
Indem die Centralnotenbank bei sinkenden Wechselkursen Devisen an-
kauft und sie bei steigender Tendenz vor Erreichung des Goldpunktes
abgibt, hindert sie Goldexporte, ohne sich dadurch zu belasten und der
Volkst»irthschaft zu schaden. Warum also wird die Vertheidigung des
Goldschatzes nicht der Devisenpolitik allein überlassen? Leider hat auch
sie die Fehler ihrer Vorzüge. Die Schwankungen der Devisenkurse
sind, schematisch angesehen, die Folge von Schwankungen der inter-
nationalen Zahlungbilanz; Aktivität wird ein Sinken, Passivität ein
Steigen des Kurses bewirken. Hier greift nun die Devisenpolitik der
Centralnotenbank ein; hier ergänzt sie mit bester Wirkung die private
Devisenarbitrage, die billig zu kaufen, theuer zu verkaufen strebt. Gleicht
sich die Zahlungbilanz von einer längeren Wirthschaftperiode zur an-
deren aus, so ist Alles in schönster Ordnung. Die Reichsbank hat (wie
die privaten Arbitrageure) ihren bei sinkenden Kursen gehäuften De-
visenvorrath mit Nutzen verkauft, dabei für die Stabilirung der inter-
nationalen Wechselkurse gesorgt und Goldentziehungen verhindert.
Anders sieht die Sache aus, wenn die Zahlungbilanz sich in einem
längeren Zeitraum nicht ausgleicht. Im Fall einer längeren Aktivität
sähe die Centralbank bald ihr Devisenportefeuille anschwellen und
könnte leicht in die Gefahr empfindlicher Verluste kommen. Bei dau-
ernder Passivität der Zahlungbilanz (an diesen Fall muß man in
Deutschland zunächst denken) bestimmt der Vorrath an fremden Wech-
seln den Rahmen der Devisenpolitik; und dieser Vorrath muß schnell
erschöpft sein, wenn die Centralbank auf Diskonterhöhung verzichtet.
Wer die Frage nach der besten Goldschutzmethode beantworten

will, muß sich der bankpolitischen Erörterungen aus der Krisenzeit
des Iahres 1907 erinnern. Prämien- und Goldpreispolitik wurden
da von inländischen Händlern und Produzenten empfohlen; bekämpft
wurden sie von den Vertretern der internationalen Finanz, die unter
allen Umständen die Diskreditirung der Reichswährung vermeiden
wollten. Zuzugeben ist ja, daß Deutschland, dessen blühende Industrie
zum Theil noch auf ausländisches Kapital angewiesen ist, die Ab-
sicht, seine ausländischen Gläubiger nicht mehr in Gold zu bezahlen,
nicht aussprechen darf, sondern immer zum Goldausgleich seines Pas-
sivsaldos (innerhalb der durch die milde Anwendung der Goldpreis-
politik gezogenen Grenzen) bereit sein muß. Aber nur im Verkehr mit
seinen Gläubigern oder mit Staaten, die das Goldwährungprinzip
nicht schroff durchbrechen. Das hat Amerika gethan; gegen jede Volks-
wirthschaftliche Regel wurde oft genug bei sinkenden Wechselkursen, die
auf eine Verschuldung Amerikas an Europa hindeuteten, Gold in die
Neue Welt hinüberschafft. Als die Amerikaner ein Goldagio ein-
führten, zogen sie Europas Gold hinüber; und diese Goldzuflüsse
hatten mit der Zahlungbilanz und den Wechselkursen nicht das Ge-
ringste zu thun. Die Goldsendungen bildeten in der Zahlungbilanz
Amerikas nicht nur keine Ausgleichsposten, sondern einen neuen Pas-
sivposten, der durch Rimessen an den alten Welttheil gedeckt werden
mußte. Daher das weitere Sinken des Dollarkurses auf dem euro-
päischen Festland und das Steigen in England. Das Abwehrmittel der
Diskonterhöhung erwies sich als unzulänglich. Dreimal mußte die
Bank von England und die Reichsbank, die den heftigsten Ansturm
auszuhalten hatten, die Diskontschraube anziehen; erst der Satz von
7 Prozent in England und 7> z Prozent in Deutschland brachte (auch
nur unter kräftigster Unterstützung durch die pariser und wiener Cen-
tralbanken) den Goldabfluß zum Stehen. Daß sich damals Reichsbank
und Bank von England nicht in dem Entschluß zusammenfanden, den
Amerikanern das Gold zu weigern, daß deutsche und englische Kauf-
leute die Kosten des heillos verwirrten Zahlungsystems der Union zu
tragen hatten, ist wohl nur durch eine beklagenswerthe Furcht vor der
Oeffentlichen Meinung zu erklären. So lange die Vereinigten Staaten
nicht zu einer durchgreifenden Centralisirung ihres Geldsystems vor-
schreiten, bilden die heftigen amerikanischen Geldkrisen Quellen steter
Beunruhigung für die europäischen Geldmärkte. Diese Quellen müssen
verschüttet werden, Iede dazu wirksame Methode soll willkommen sein.
Zum Ausgleich der periodischen Schwankungen im Kurs fremder
Wechsel ist die intensive und stetige Anwendung der Devisenpolitik zu
empfehlen. Die Diskontpolitik ist zur Regulirung der Zahlungbilanz
unentbehrlich. Nicht minder nothwendig unter Umständen aber eine
energische Goldpreis- und Prämienpolitik, die vor schädlicher Ent-
werthung der Währung schützt. Franz Weil.

Niederdeutsche Bank.
dem Tode der Leipziger Bank sind zehn Iahre vergangen. Das
Dezennium eines beispiellosen ökonomischen Fortschrittes, der
zu besonders sichtbarem Ausdruck auf dem Gebiet der Banken kam,
wo die Krafteentralen in Thätigkeit sind. Die Trümmer der Leipziger
Bank bilden einen Grenzwall, der zwei Epochen der Bankengeschichte
scheidet. Die „neuste Zeit" setzte mit der Iahrhundertwende ein, nach-
dem Alterthum, Mittelalter und Neuzeit erledigt waren. Die Banken
traten als Großmächte auf den Plan. Sie unterwarfen sich die schwäche-
ren Volksgenossen und griffen der Industrie in die Zügel. Der Begriff
„Großbank" wandelte sich zum politischen Programm und Alles, was
Provinz hieß, war zu einem Leben niederen Ranges verurtheilt. Doch
bald regte sich der Stolz der Provinzialen; das geduckte Selbstbewußt-
sein bäumte sich. Man wollte zeigen, daß auch fern von Berlin Ge-
schäfte zu machen seien; freilich: Geschäfte mit hohem Risiko. Das Ge-
spenst der Trebertrocknung-Gesellschaft ging um und manche Provinz-
bank zeigte die ersten Merkmale gefährlicher Infektion. Wir dürfen
vor den Zusammenbrüchen kleiner Banken nicht vergessen, daß sie auf
dem von den großen Bankvulkanen beherrschten Boden Ereigniß wur-
den. Marienburg, Bonn, Paderborn, Solingen, Ronsdorf, Dortmund:
immer die selbe Geschichte. Und jedesmal wird, nach solchem Provinz-
krach, das Selbe gesagt und geschrieben. Wirkung? Null.
Bei der Niederdeutschen Bank in Dortmund hats lange gedauert;
sie konnte früher sterben. Im Bezirk des Niederrheins war sie isolirt;
die anderen Banken verschmähten ihr Accept' Ob die Zurückhaltung
nur von der Vorsicht diktirt war? Die Niederdeutsche Bank führte
ihren Ursprung auf ein Bankgeschäft zurück, das ein in Dortmund zu
Reichthum gelangter Unternehmer, Dernekamp, errichtet hatte. In
Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn, dem jetzt verhafteten Iulius
Ohm, machte er die „Bankkommandite Ohm, Hernekamp S Co." auf,
die sich später in die Niederdeutsche Bank verwandelte. Das Institut
ist nie in besonders guter „Meinung" gewesen. Die Börse liebte es
nicht und wurde auch nicht freundlicher, als im Herbst 1908 die Ber-
liner Handelsgesellschaft die Aktien der Niederdeutschen in Berlin ein-
führte. Das rasche Wachsthum des dortmunder Institutes (das Ak-
tienkapital wurde sehr schnell von 3 auf 12 Millionen gebracht) im-
ponirte der Börse nicht. Sie nahm die Dortmunder nicht ernst und
verspottete den überlauten Direktor Iulius Ohm mit der Coupletfrage:
„Haben Sie nicht den kleinen Ohm gesehn?" Der „kleine Ohm" ist
eine Nummer für sich. Mit eiserner Stirn vertheidigte er seine Bank
gegen die immer lauter gellenden Rufe von nahendem Unheil. Er
drohte mit Prozessen und Staatsanwälten; sprach von böswilliger
Verleumdung durch einen enttäuschten Fixer und bot Iedem 20000
Mark, der erweisen könne, daß die Niederdeutsche Bank auch nur mit
einem einzigen Börsenpapier zur Exekution gebracht worden sei. Vor
solchem Ausdruck moralischer Entrüstung schwieg für Minuten selbst

der lauteste Zweifel. So wurde der Todeskampf lang. Nachdem in den ersten Iulitagen Ohms Formel: „Die Niederdeutsche Bank braucht kein fremdes Geld" auf das Zugeständniß abgeschwächt worden war, von berliner Großbanken werde eine Intervention vorbereitet, wurde die Nothstandsaktion (unter der Führung der Reichsbank) bekannt. Vorher hatte Ohm die Treuhandgesellschaft zur Prüfung der Bücher aufgefordert. Diese Untersuchung ging aber nicht so glatt, wie der Direktion und dem Aufsichtrath wünschenswerth erschien. Deshalb wurde plötzlich gemeldet, alle Bücher und Unterlagen seien von einem berliner Revisor geprüft und „bei sehr vorsichtiger Bewerthung" sei festgestellt worden, daß der größere Theil des Aktienkapitals unangetastet sei; also keine Gefahr für die Gläubiger. Drei Tage später war der Konkurs eröffnet und der Direktor und persönlich haftende Gesellschafter Iulius Ohm ins Untersuchungsgefängniß abgeführt. Nun gabs kein Halten mehr. Das Aktienkapital gilt als völlig verloren; und von den Verbindlichkeiten im Gesammtbetrag von 50 Millionen werden, im günstigsten Fall, 40 Prozent erwartet. Das wäre ein Gesammtverlust von rund vierzig Millionen. Gewiß keine Bagatelle.

Die Aktionäre verlieren 12 Millionen Mark. Viele kleine Leute sind darunter, denen die Aktien mit allen Künsten der Ueberredung aufgeschwatzt wurden. Daß sie sich täuschen ließen, ist begreiflich; die Niederdeutsche Bank hatte ja immer Dividende gegeben. Wie oft sie durch falsche Bilanzen ermöglicht wurde, wird sich zeigen. In der letzten Bilanz rühmte die Bank sich, 13 Millionen Mark Depositengelder zu haben. Den Leuten, die diese Depots gaben, wird es besonders schlimm ergehen.' Zu den Kreditoren des Institutes gehören die Reichsbank und die Berliner Handelsgesellschaft. Die Reichsbank mit einem Wechselengagement von 1,26 Millionen, das gedeckt sein soll. Der Handelsgesellschaft schuldet die Niederdeutsche etwa 7,80 Millionen. Die Handelsgesellschaft sagt, daß 6,20 Millionen durch verkäufliche Effekten „reichlich gedeckt" seien. Bei dem Engagement aus Wechseltransaktionen werde der Verlust im ungünstigsten Fall 1,60 Millionen nicht übersteigen. Wie wars möglich, daß so angesehene Institute über ihren dortmunder Debitor weniger wußten als die Banken des Niederrheins? Vielleicht kannten sie seine Schwächen nicht minder genau, hofften aber, er werde über den Berg kommen. Bei der Reichsbank wurde durch die Haftung der Giranten auf den Wechseln das Risiko gemildert. Und man läßt eine Bank mit 12 Millionen Mark Aktienkapital nicht ohne äußerste Noth vor die Hunde gehen; weil man, um der eigenen Ruhe willen, jeden Run vermieden sehen möchte. Diese Erwägung mag mitgewirkt haben. Die Konkurrenz der leistungfähigen Banken wird immer gefährlicher; und das Verhältniß von Betriebskapital und Rente soll doch so bleiben, daß es sich dem Blick Neugieriger präsentiren kann. Hat dann eine Bank mal Pech, so fällt die ganze Meute über sie her. Ein Räthselstückchen ist allerdings noch nicht gelöst. Wie konnte gerade der vorsichtigeHerrFürstenbergso irren? Doch vielleicht ist des Räthsels Lösung gar nicht so schwer. Die

katholische Atmosphäre der Bank, die Thatsache, daß sie von Bischöfe«
protegirt, von Centrumsmännern bevorzugt wurde, wird Herrn Für-
stenberg nicht geblendet haben. Wohl aber ist denkbar, daß im Laufen«
den Geschäft mit den vielen Affiliirten der Niederdeutschen Bank dieBe-
lastung der Handelsgesellschaft schwerer werden konnte, als ihre Leiter
wollten und merkten. Da ist ein Fehler gemacht worden; und daß ge-
rade Herr Fürstenberg, der geschworene Feind des Depositenkassen-
wesens, nicht früh genug einsah, wie hier mit dem Prestige seines Na-
mens der gefährlichste Theil dieser Käuferfangart gefördert wurde, mag
den klugen und (mit Recht) stolzen Mann kränken. Aber im Aufsicht-
rath der Niederdeutschen saßen Iuristen, hochbetitelte, die stets versicher-
ten, Alles sei in bester Ordnung; Herr Ohm prunkte im Automobil-
klub mit den vornehmsten Beziehungen; und daß der Solideste ein
Opfer des Betruges werden kann, zeigt das Beispiel der Reichsbank.
Welches Kindlein glaubt denn, man könne große Bankinstitute leiten,
ohne je einen Fehler zu machen? Haben Bleichröder, Hansemann, Sie-
mens keine gemacht? Sind der verhätschelten Deutschen Bank nicht
alljährlich Fehler nachzuweisen? Wenn sie zu vermeiden wären, würde
die Arbeit des Bankdirektors allzu bequem. Die Berliner Handelsge-
sellschaft ist mit stillen und stillsten Reserven so vollgestopft und hat seit
Neujahr so gute Geschäfte gemacht, daß ihr eine Unachtsamkeit nicht
ernstlich schaden kann. Und immer darf man nicht Sonnenschein fordern.
Die Niederdeutsche Bank hat sich längst zu viel zugemuthet; da
wurde finanzirt und gegründet, als seien die Mittel unerschöpflich.
Was gerade vor die Flinte kommt: Banken, Brauereien, Maschinen-
fabriken, Gummi-, Marmor- und Granitwerke, Rhedereien, Terrain-
unternehmen. Das Reich wird zu einem vielgliedrigen Bundesstaat;
aber es zieht aus seinen Angehörigen nur indirekte Vortheile, wäh-
rend es ihnen selbst direkte Unterstützung gewähren muß. Die Bank
braucht solche Engagements, um an den Emissionen und am Verkauf
der Aktien zu verdienen und sich die Möglichkeit des Wechselkredites
zu schaffen. Die Tochtergesellschaft zieht einen Wechsel auf die Bank,
die ihr Accept daraufsetzt. Dann wird das Papier diskontirt; und der
Erlös des Verkaufes fließt oft nicht in die Kassen des Wechselausstel-
lers, sondern in die Reservoirs der Bank. Solche Schiebungen sind
nicht selten; aber schließlich bleibt das Engagement doch am Finanz-
institut hängen. Das hat auch für die Unterbringung der verschieden-
artigen Aktien zu sorgen. Daraus entwickeln sich allerlei Finanzge-
schäfte und am Ende vollzieht sich der ganze Betrieb nur noch inner-
halb des Concerns und eine Uebersicht ist kaum noch möglich. Dann
wird eben nur noch „geschoben"; und die Qualität aller Geschäfte hängt
von der Lebenskraft des Centralorgans, der Bank, ab. Bei der Nieder-
deutschen Bank erzeugte das „Trustphantom" unerlaubte Beziehungen
der einzelnen Verwaltungmitglieder zum Gesammtconcern. Ohm schul-
det seiner Bank mehr als eine halbe Million. Dabei verdienten die
persönlich haftenden Gesellschafter je 150000 Mark im Iahr. Mit
solchem Einkommen könnte man in Dortmund doch auskommen.

Daß die Niederdeutsche Bank darauf angewiesen war, Geschäfte
5 Wut prix zu inachen, zeigt die Verbindung mit Herrn August Thyssen
junior. Ihm wurde auf seinem Besitz in Rüdersdorf ein hypothekari-
sches Darlehen von einer Million Mark gewährt. Er bekam diese
Summe aber nicht bar, sondern in Aktien und Aceepten der Nieder«
deutschen Bank. Auf ähnlicher Basis pflegen „Kavalierwechsel" zu ge-
deihen; nur werden da, statt der Werthpapiere, Oelgemälde, Pferde,
Lampencylinder oder Nachtgeschirre „in Zahlung gegeben". Und der
Aussichtrath hat natürlich nichts gemerkt. Wie immer. Den Herren,
von denen noch Etwas zu holen ist, wird der Mangel an Achtsamkeit
diesmal wohl aber kostspielig werden. Die Anderen haben nichts zu
fürchten. Regreßansprüche sind nur gut, wenn Die, bei denen sie gel-
tend gemacht werden, Vermögen haben. Diese Fragen sind oft genug
erörtert worden. Läßt sich die Existenz der Mittelbanken heute noch
fest verankern? Einer schlug ein Bündniß der Outsider (mit gegenseiti-
ger Haftung für die Sicherheit der Depositengelder) vor. Was würde
damit gebessert? Die Unfallversicherung kann Unfälle nicht hindern
und der neue Bankenconcern könnte die Möglichkeit schiefer Geschäfte
und schmerzhafter Verluste nicht beseitigen. Die Versicherung auf Ge-
genseitigkeit aber ginge schon beim zweiten oder dritten Mal in die
Brüche. Einem, der die Versicherungsgesellschaft zu oft in Anspruch
nimmt, kündigt sie den Vertrag. Auch lassen sich nur solche Elemente,
die den selben Weg gehen, organisiren. So ists bei den kleinern Ban-
ken nicht, wie das Beispiel der Niederdeutschen und ihr Verhältniß
zur Konkurrenz des engeren Bezirkes lehrt. Soll man die Verwaltung
von Depositengeldern von bestimmten, strengen Maßregeln abhängig
machen? Man könnte verlangen, daß der vierte Theil oder die Hälfte
der Einlagen sichergestellt werde. Aber das Risiko für die andere Hälfte
bliebe bestehen und würde am Ende noch vergrößert; denn die Banken
müßten für. die Entziehung eines Theils der fremden Gelder einen
Ausgleich suchen und kämen bald wohl dazu, noch riskantere Geschäfte
zu machen. Iedes Praeventivmittel kann von der starken Gruppe, der
Hs.uts Lsnqus, verdaut werden; in der schwächeren Gruppe bewirkt es
leicht unangenehme „Nebenerscheinungen". Die Bankenquete hat sich
ja mit den Problemen des Depositengeschäftes ungemein ausführlich
beschäftigt, aber nur ein Kinderspielzeug empfohlen: die Zweimonat-
bilanzen. Als ob es besondere Schwierigkeiten machte, sechsmal im
Iahr die Bilanz zu frisiren! Die Niederdeutsche Bank hätte nach jedem
zweiten Monat die selbe undurchsichtige Aufstellung gezeigt, mit der
sie sonst am Schluß des Iahres auswartete. Die Bilanzvorschriften
können verbessert, die genaue Angabe der Garantieverpflichtungen
kann gefordert werden; nie aber wird es möglich sein, die Existenzbe-
dingungen schwacher Banken zu verbessern, ohne in den Organismus
der Großbanken einzugreifen. Und ein so gewagtes Experiment kann,
in Deutschlands heutiger Lage, nur Einer empfehlen, der findet, daß
wir dabei nicht mehr zu verlieren als zu gewinnen haben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher 'Xedalt uri Maximilian tzarden in Berlin, —
Verlag der Zukunft i» Berlik, - Druck von Paß S Sarleb S m, b, ß, in Berlin.

aiser Ferdinand von Oesterreich hat Metternichs Sturz nur
Wv> um einHalbjahr überlebt. Nach der wiener Mairevolte war
er nach Innsbruck, nach dem Oktoberaufstand, dessen Opfer der
Kriegsminister Latour wurde, aus der unterwühlten Hauptstadt
ins stille Olmütz geflohen. Radetzkys Sieg bei Custozza, der dem
Kaiserreich die Lombardei zurückgewann, hatte den gutmüthigen
Schwächling ermuthigt, aus Tirol, nach dreimonatigerAbwesen-
heit, in die Hofburg heimzukehren. Bald aber häuften sich wieder
die Hiobsposten.Windisch-Graetz hatte in Prag mit Schwert und
Feuer die Fügung in alte Ordnung erzwungen; doch in derAsche,
den rauchenden Trümmern glomm der Funke fort und über Sla-
vcnrümpfe reckten gekrampfte Finger sich zum Racheschwur him-
melan. In Ungarn hatten Zrinyis Enkel sich, die gedrückten Kro-
aten, unter ihrem BanusIellacic gegen denNebermuth derMa-
gyaren erhoben; der Erzherzog Palatinus Stephan war aus dem
Land gescheucht, dervomwienerHof aufgelösteReichstagversam-
melt geblieben und Ludwig Kossuth herrschte, als Präsident des
Landesvcrthe^digungausschusses.wie ein König hinter derLeitha.
Kaum hatten die Truppen, die Iellacic, zur Stärkung seinerMacht,
nach Ungarn rief, Wien verlassen: da prasselte das Feuer wieder
auf; und war nun nicht so rasch wie im März noch zu löschen. Der
Reichsrath, der als constitusnte gedacht war, wurde vertagt und
für die Novembermitte nach Kremsier berufen. Windisch-Graetz
sollte wieder helfen; zuerst Wien, dann Budapest zur Ordnung
bringen.FürstFelixSchwarzenbergbildete,mitStadionundBach,

ein neues Ministerium (in das später auch Schmerling eintrat). Trotz allem Mühen wollte aber nicht Ruhe werden. Schon weissagte Mancher leis den Zerfall des Habsburgerreiches. Da hatte ein Weib den Muth zu schwerem Entschluß. Friderike Dorothea Sophie, die dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich vermählte Tochter des ersten Bayernkönigs Maximilian Joseph, hatte erkannt, daß weder der schwachsinnige Kaiser Ferdinand noch, als der nächsteAgnat, ihr braverMann fähig sei,Oesterreich aus der Wirrniß zu retten. Die kluge, starke und ehrgeizige Frau hat mit der Stachelpeitsche ihres Wortes beide Männer zur Abdankung getrieben und ihrem ältesten Sohn, dem achtzehnjährigen Franz Joseph, am zweiten Dezember 1848 die Krone gesichert. Aus Olmutz schrieb Graf Prokesch von Osten, der in Athen Oesterreichs Gesandter gewesen war, am dritten März 1849 an seine Frau: «Die Erinnerung an dieHaltung der Kaiserin (Anna) in denTagen des gewaltigen Entschlusses umgiebt sie mit der Glorie einer Heiligen. Sie trat fest für die Abdankung auf, ‚Der Kaiser hat Schmach erlitten, erkann nichtmehr Kaiser bleiben': dieses Thema focht sie aus und hatte dabei die vornehmste Haltung, eine kaiserliche Würde, eine strahlende Schönheit. Die viel verkannte Erzherzogin Sophie mit ihrem gehobenen Herzen und sicheren Verstand führtedenThronwechseldurch. Die Monarchie istihrgrotzen Dank schuldig. Sie weicht von ihrer heutigen Stellung neben ihrem Sohn nicht; und sie hat vollkommen Recht darin. Nnter den ordentlichen Leuten ist nur eine Stimme über sie. Alles achtet ihren Verstand, ihren Charakter und Muth. Der Banus (Iellacic) hat wirklich großartige Momente gehabt. Sein größter war vielleicht der, als er, mit Ehren und Lob überhäuft, Innsbruck verließ und zwei Tage darauf in den Zeitungen seine Erklärung zum Hochverräther las, die dem Kaiser (Ferdinand) abgerungen worden war." Das war einmal. Ueber den neuen Hof schreibt Prokesch: «Ich wartete dem Kaiser auf und wurde zur Tafel geladen. Bei Tisch machte die Erzherzogin Sophie die Honneurs.Der Kaiser sitzt zwischen Vater und Mutter (Franz Karl und Sophie), neben Dieser Fürst Felix (Schwarzenberg); die jüngeren Erzherzoge sitzen nach. Die ganze Haltung ist militärisch, aber ohne Zwang. Das Fünftel- und Tinterlwesen derHöfe ist weggeblasen und die Würde und Kraft ist in den Ernst der ganzen Haltung gelegt. Ich bin überzeugt, daß dieser Hof auf Jedermann einen

Zauber ausübt. Alles jung, Alles ernst; die Bedeutung derZeit
in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges, ver-
trauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen ge-
nannt. So schwer auch unsere Lage ist: ich hoffe das Beste. Der
Glaube an dasneueOesterreichmußaußenerst festgestellt werden.
Oben ist es hell; aber der Zopf ist noch in allen Bureaux. Ein
neues Geschlecht muß heranwachsen." Drei Jahre danach (Preu-
ßens Schwachheit hatte dem jungen Franz Joseph inOlmütz seit-
dem fröhlichere Tage bereitet; die inKremsier bewilligteVerfassung
war aufgehoben, Angarn durch russische Hilfe gebändigt, Felix
Schwarzenberg gestorben und durch Buol ersetzt) sah den Kaiser
der Mann, der im frankfurter Bundestag Prokeschs stärkster und
rücksichtlosester Gegner werden sollte. Im Mai 1852 ließ Fried-
rich Wilhelm Herrn von Bismarck aus Frankfurt nach Potsdam
kommen und sagte ihm huldvoll, er sei bestimmt, inWien, auf der
Hohen Schule derDiplomatie, wo er zu nützlicher Fortsetzung seiner
Studien die beste Gelegenheit finde, fortan Preußen zu vertreten.
In dem (vom König selbst geschriebenen) Einführungbrief stehen
die Sätze: „ Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Ritter-
geschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken
seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden
bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zu-
stände unseres platten Landes verdanken wir seinem furchtlosen
und energischenMühenindenbösenTagenderjüngstverflossenen
Jahre. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Eure Ma-
jestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen
seines ritterlich-freien Gehorsams und seiner Nnversöhnlichkeit
gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von Vielen
verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und
treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen, sym-
pathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungweise,
meines Willens und (ich setze hinzu) meiner Liebe zu Oesterreich
und zuEurerMajestät nach Wien. Herr von Bismarck kommt aus
Frankfurt, wo Das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten
mit Entzücken die Differenzen Oesterreichs und Preußens nennen,
jeder Zeit feinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt
hat, und er hat diese Dinge und das Treiben daselbstmit scharfem
und richtigem Blick betrachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf
gerichtete Frage Eurer Majestät und Ihrer Minister so zu be-

antworten,als hätte ich sie selbst an ihngerichtet." Bismarckfand
in Wien das »einsilbige" Ministerium Buol-Bach-Bruck; erst in
Budapest denKaiser. Am dreiundzwanzigstenIuniabend schrieb
er an die Frau: „Ich habe heute viel Uniform getragen, in feier-
licher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kre-
ditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm
erhalten. Zwanzigjähriges Feuer, mit besonnener Ruhe gepaart.
Er kann sehr gewinnend sein: Das habe ich gesehen. Ob er es
immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls
ist er für dieses Land gerade, was es braucht; und mehr als Das
für die Ruhe derNachbarn, wenn ihm Gott nicht ein friedliebend
Herz giebt. "ZweiTagedanach an Leopold von Gerlach: „Derjunge
Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck
gemacht: zwanzigjähriges Feuer,mit derWürde undBesonnenheit
reifenAlters gepaart; ein schönes Auge, besonders,wenn er lebhaft
wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich
beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine
Jahre etwaszu ernst finden.DieNngarn sind begeistert von dem na«
tionalenAccent.mit dem erihreSprache redet.undvon derEleganz,
mit der er reitet." In Stuttgart versuchtspäterKönigWilhelm der
Erste von Württemberg, den Preußen gegen Franz Joseph einzu-
nehmen. „ Der König ließ mich gleich nach meiner Ankunft rufen. Er
war sehr bitter gegen Oesterreich. Er hält nicht nur Buol, sondern
auch den jungenKaiser für einen Mann von sehr engem Gesichts-
kreis, dessen Erziehung durch Bombelles eine jesuitisch oberfläch-
liche gewesensei; er habe unglaublich wenig gelernt und der Man-
gel an positivem Wissen mache ihn von fremdem Artheil abhängig.
Er habe sich früher niemals rechtschaffen ausgetobt und seit seiner
Verheirathung (mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern) lebe
er nur dem Vergnügen und scheue die Geschäfte. Aber wenn er
bei Alledem nur ein Mann von einigen Geistesgaben wäre, so
könnteBuolimmerhinnichtsoverkehrtmitOesterreichwirthschaften>
wie er es jetzt thue. Dabei sei der Dienstherr von Bach und Bruck
so wenig wahrheitliebend, daß seinNachbarinBayern, der lange
von ihm dupirt worden sei, jetzt erklärt habe, er werde ihm nie
wieder ein Wort glauben. Der König sagte, mit Oesterreich sei nur
zu verkehren, wenn es im Unglück stecke; im Glück sei es treulos.
Das Nnglück werde nicht ausbleiben: und dann werde'Deutsch-
land einig sein; ehernicht."DiesesboshafteUrtheildesgekröntcp,

Herrn Bruders und Vetters hat inBismarcks majestätischemMen-
schenverstand nicht lange nachgewirkt. Der Greis gedachte des
Kaisers, gegen den er Krieg geführt hatte, in freundlichster Ehr-
erbietung und sagte, wenn er der Genesis seines Reiches nach-
gesonnen hatte, manchmal, Sophie habe, als sie ihrem Aeltesten
so früh auf den Thron half, Oesterreichs Großmachtleben gerettet.
Die drei Koburger, die in Europa laut damals äe omni re
scibili et quibusäam aliis mitredeten, waren im Artheil über den
jungen Kaiser nicht einig. Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha,
der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Jo-
sephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinenTaktund
sein Talent fürMilitärwissenschaft und Sprachen und nannte ihn
einen vielversprechenden Mann. »Entschieden liegt in ihm ein or-
ganisatorisches Talent, das durch eine rasche Auffassungsgabe
und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der
junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und wäre ihm ge-
stattet worden, imübrigen Ausland und besonders in Deutschland
mit eigenenAugenzusehen undsichzu unterrichten,erwürdeschon
jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervortreten. Ich war er-
staunt über die Präzision und Sachkenntnisz, mit der er jeden Ge-
genstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut. In allen ritterlichen
Hebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen
Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und ruhige Betrachtung der
Dinge scheint sich in ihm mit Entschiedenheit und Festigkeit in der
Ausführung zu verbinden. So frisch und frei er aber in die Dis-
kussion einzutreten pflegte, so bestimmt schien er sich gewisse Gren-
zen gesetzt zu haben, über die hinaus er persönlich nicht leicht
gehen mochte. In Bezug auf alle Details pflegt er auf die Mini-
ster zu verweisen. Ich bestärkte mich im Verkehr mit ihm immer
mehr in der Neberzeugung, daß er ein hervorragendes Regenten-
talentbesitze und eine große BedeutungfürdenaltenHabsburger-
staat erlangen werde." Leopold, der erste Belgierkönig, schrieb an
seine Nichte Victoria: „Den jungen Kaiser habe ich gern. Wenn
es dieAmstände gestatten,zeigt er eine liebenswürdige Heiterkeit
und der warme Blick seiner blauen Augen zeugt von Gemüthund
von Muth. Er ist schlank, graziös und hat sehr gute Manieren;
gleich weit von linkischerSchüchternheitwie von großspurigem We-
sen. Er ist einfach und braucht nicht auf seine Autorität zu pochen,
um A"e im Zaum zu halten. Man merkt sofort, daß er der Herr ist

und die Herrschergabe hat, die sich nicht erlernen oder erkünsteln
läßt. Er kannsicher,wo es nöthig ist, streng sein und aus seiner gan-
zenArt, sich zu geben, spricht furchtlose Tapferkeit. " Unfreundlicher
urtheilt Ernsts Bruder Albe^d^r^WM^WD^ „ Viel kann man
ja nichtvon einem Herrtt^rwarten,dendicIesuitcnerL0Acnhaben.
Die halten die Menschennatur edlerGefühle und Gedanken nicht
für fähig, setzen immer die unlautersten Motive voraus und sehen
in ihren Mitmenschen nur das Schlechte." Der gassenläufigeIe-
suitenhaß, der vonWesen und Zweck des Weltordens nichts ahnt
und nichts ahnen will, hatte dieses Urtheil diktirt. „Ueber den
Kaiser von Oesterreich und dessen Politik sprach er überaus un-
günstig" : schreibt, nach einem Tischgespräch mit dem Prinzen Al-
bert, Chlodwig Hohenlohe in sein Tagebuch. Und lernt selbst,
der ewig Blinde, ewig Unwahrhaftige, Franz Joseph nie richtig
sehen. Nach dem Galadiner zu Ehren des preußischen Generals
von Werder, der die Thronbesteigung Wilhelms des Ersten in
der Hofburg notifizirt hat, spricht der Kaiser ein paar Minuten
mit dem Schillingsfürsten. Der geht heim und notirt: «Bei der
freundlichen und natürlichen Art des Kaisers, zu sprechen, be-
dauerte ich innerlich, daß er diese Gabe seinenUnterthanen gegen-
über so wenig zu brauchen versteht. Es ist ihm nicht möglich,
sich durch herablassendes Wesen populär zu machen, was bei
einem kindlichen Volk, wie die Oesterreicher sind, von großer Be-
deutung wäre. Beim Bürgerball erschien der Hof gerade, als wir
ankamen. Der Empfang war lautlos. Man merkte im Publikum
die absichtliche Gleichgiltigkeit und eineArtUnzufriedenheit. Der
Kaiser blieb lange da, stand aber immer oben auf der Galerie und
sprach mit dem Bürgermeister, statt im Saal herumzugehen und
mit den Bürgern zu reden, wie König Ludwig und König Max
(von Bayern) es, zu ihrem großen Vortheil, thun." Ein Jahr
später in Frankfurt, wo FranzIoseph dem Fürstentag Präsidiren
soll: „Um Sechs kam der Kaiser in einer offenen zweisitzigen Ka-
lesche. Da man geglaubt hatte, er werde mit großem Gefolge, mit
achtPferden kommen, so erkannte ihnNiemand und er fuhr ohne
Hurra vorbei. NurFrauvonBethmann auf unserem Balkon warf
einigeBouquets hinunter, die aber.glücklicherWeise für denKaiser,
nicht in den Wagen fielen." Immer der leise Wunsch, beweisen
zu können, daß FranzIoseph sein Regentengeschäft nicht verstehe
und dem Volk ein gleichgiltiger, unfreundlich betrachteter Fremd-

ling sei. Bis zu derStunde,daer,inIschl,ausdesKaisersMund
über Bismarck das Artheil hört: »Es ist traurig, wie ein solcher
Mann so tief sinken kann"; und über Caprivi: „ Gott gebe,daß dieser
Mann noch lange auf seinem Posten bleibe!" Artheile, die als
Ausdruck habsburgischer Hoffnung leicht begreiflich sind.
„Generös ist er": dieses Wort Iuliens von Benedek sagt
über den Kaiser nicht so viel wie die Lobreden der Vettern und
Diener; sagt vielleicht aber mehr. DLZ Verhältnis zuLgdwig voii
Benedek Mt MLebenManzIosephs ein düsteres Kapitel. Wer
sollte Oesterreichs Heer gegenPreußen führen? Feldzeugmeister
Benedek hatte diesen Krieg längst gefürchtet; hatte schon 1856zum
ingelfinger Kraft zu Hohenlohe gesagt, er würde darin das größte
Anglück fürOesterreich sehen. DessenArmee schien ihmfürsolchen
Kampf nicht gerüstet. „Alte, schwache oder bequeme Komman-
dirende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind
absolut vom Uebel und ich kann am Ende meiner Soldatenlauf-
bahn nur lebhaft wünschen und sogar bis zur Sekkatur wieder-
holen, unser Allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst
Mitleid und Nachsicht seines edlen Herzens überwinden und in
den höheren Chargen seiner Armee gründlich aufräumen. Die
besten Armeen brauchen, besonders in Zeiten wie jetzt, eiserne,
aber gelenke Hände in allen höherenKommanden." Die Reform
kam nicht; und das Heer, dessen Führern er so mißtraute, sollte
Benedek nun gegen den starken Feind führen. Nicht im italischen
Krieg, für den er vorbereitet war,sondern im deutschenFeldherr,
Hort nndHoffnung sein; in ihm fast völligunbekanntem Gelände.
Ihm ging es, sagt der preußische General von Schlichtung, „wie
einem Lootsen, der sein Leben lang kleineren Fahrzeugen mit un-
übertrefflicherGeschicklichkeit und Lokalkenntniß in seinerHeimath-
bucht sicher über alle Antiefen hinweg und an allen Klippen vorbei-
geholfen hat und nun plötzlich ein Schlachtschiff erster Größe in wei-
ten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll, die er bis dahin
nie gekannt." Warum ward er erkürt? Weil Erzherzog Albrecht,
der andere Kandidat, seit seinem Kommando im wiener Straßen-
kampf unpopulär, auch in Angarn von seiner Statthalterthätig-
keit her unbeliebt war; weil seine Ernennung zum Oberfeldherrn
des böhmischen Krieges in der Menge den Glauben genährt hätte,
der bürgerliche Feldzeugmeister werde dem Prinzen, der Sohn
des oedenburgerArztes dem habsburgischen Erzherzog geopfert;

und weil, wie im Ministerium Belcredi Graf Moritz Esterhazv
nicht ohneGrundimmerwiederbetonte,derDynastiedieMöglich«
keit erspartwerdensollte, daß esspäter heiße, ein Sohn des Hauses
Habsburg-Lothringen habe Oesterreichs Mannschaft ins Unglück
geführt. Benedek hat sich gegen dieAebernahme desAmtes, dem
er sich nicht gewachsen fand, mit zäher Beharrlichkeit gesträubt;
und erst nachgegeben, alsFranzIoseph(HerrOr,yeinrichFried-
jung erzählts in seinem gutenBuch »Benedeks nachgelassene Pa-
piere") ihm durch den Generaladjutanten Grafen Crenneville
sagen ließ: da die Öffentliche Meinung die Bestallung eines an-
deren Feldherrn mißbilligen und für einen Personalfehlcr des
Kaisers erklären würde, müsse er, wenn Benedek bei seinerWeige-
rung bleibe und der Krieg schlecht ende, vomThron steigen. Drei
Abdankungen in achtzehn Iahren: Das hätte die Dynastie kaum
überlebt. Der Feldzeugmeister antwortete, er sei bereit, seine bür-
gerliche und soldatische Ehre dem Wunsch des Kaisers zu opfern.
„Nach solcher Eröffnung hätte ich ein schlcchterKcrl sein müssen,
wenn ich das Kommando nicht angenommen hätte." Doch den
angebotenen Marschallsstab lehnte er ab; den, sprach er, muß ich
erst auf dem Schlachtfeld erw^I^u. Als er dann oestegt wm dcn
war,' lies; »Zerschmettert, wie ein ver-
brauchtes Schwert",machtloslagnunderMann,denMoltke einen
tapferen und umsichtigen Führer von großem Verdienst nannte.
Er hatte gewußt,was ihm bevorstehe. «Wie hätten wir gegen die
Preußen aufkommen können! Das sind studirteLeute und wir ha-
ben wenig gelernt. "So sprach er; und wußte, warum erderAnter-
suchungskommission in Wiener-Neustadt ausführliche Rechtferti-
gung weigere. Sollte er etwa Crennevilles Worte wiederholen und
vor Kameraden und Auditoren aussprechen, daß ihm das Feld-
herrnamt „unter Anrufung seiner Nnterthanen-und Soldaten-
treue aufgedrungen" worden war? «Mich kann Niemand de-
müthigen; und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor
der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe ... Nach
allem bisher Geschehenen bleibt mir, imEinklang mit meinerGe-
sinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für
den Kaiser, nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und See-
lenruhe das Verdammungurtheil der schriftstellerischen und re-
dcndenWelt schweigend hinzunehmen. Will Niemand anklagen,
will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, nichts reden

zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung." In diesem Entschluß hat er fest beharrt. Auch als das gegen ihn eingeleitete VerfahrenzwaraufkaiserlichenBefehl eingestellten deramtlichenWienerZeitungzugleich aberverkündetwordenwar.Benedeksmilitärischer Ruf sei vor Mit- und Nachwelt vernichtet und der höchste Kriegsherr habe dem Feldzeugmeister sein Vertrauen entzogen. Erst aus seinem Testament sprach derGroll: «Daß die österreichische Regirung, mein (am neunzehntenNovember1866 dem Erzherzog Albrecht gegebenes) Versprechen, zu schweigen, inHänden habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, publiziren ließ, daß dieser nicht zu qualifizirende Regkungartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, vom Feldmarschallieutenant Baron John, vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht und Anderen korrigirt und ausgefeilt und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regirung publizirt wurde: Das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe es schweigend hingenommen; und nun trage ich seit nahezu sieben Jahren mein hartes Soldatenschicksal mit Philosophie und Selbstverleugnung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll habe und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mirselber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im Reinen; nur habe ich dabei all meine Soldaten-Poesie eingebüßt. Ich will möglichst einfach und ohne alle militärischenAbzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab soll ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden, ohne jeglichePhrase. "Der treueDienerwar,wieWilhelm vonWürttemberggesagthätte.dupirtworden. Erzherzog Albrecht hatte mit Lobsprüchenum das Vertrauen des überwundenen Mannes (» dem in Italien gewiß auch der Lorber von Custozza geblüht hätte") geworben, ihn in Graz besucht und, drei Monate nach dem prager Tag derFriedensstiftung, Benedeks VersprechennachWien heimgebracht, »auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mitmirinsGrabzunehmen". Der «Feldzeugmeister inPension" hat seinWort gehalten: an keinem Versuch zurRettung seines Soldatenrufes auch nur mittelbar je mitgewirkt und keine Memoiren hinterlassen, obwohl er, der nachdem jähen Sturz noch fast fünfzehn Jahre lebte, Muße genug dazu gehabt hätte.

Mein Versprechen, schrieb er ins Testament, »war vielleicht vor-
eilig, vielleicht sogar dumm, aber der bezeichnendste Ausdruck
meines Soldatencharakters". Daß man ihn, den Sieger von San
Martins, nach diesem Versprechen ohne eine letzte Audienz vom
Angesicht des Kriegsherrn verbannen und als Sündenbock in die
Wüste jagen werde, hatte er nicht erwartet. Nie hat er diese Ent-
täuschung verwunden. Als dann gar die amtliche Kriegsdarstcll-
ung des Generalstabes ihn hart, ohne Zubilligung mildernder
Nmstände,verurtheilt hatte, bestimmte er, daß manihnim Bürger-
rock bestatte, und verbat jeden militärischen Leichenkondukt. Der
preußische Generalstab, sprach er mit finsterem Lächeln, wird mich
rechtfertigen; ich brauche mich nicht selbst zu vertheidigen. Der
Gedanke, daß in Graz ein Grollender sitze, der sich, nach allzu
schlechterBehandlung, von dem Novemberpakt lösen könnte, war
dem Kaiser unbehaglich. Ihm war, dem Einunddreißigjährigen
schon, gelungen, den von Ferdinands undankbarem Stumpfsinn
schmählich geopferten Fürsten Klemens Metternich ohne anderen
Aufwand als den huldvoller Worte zu versöhnen. Konnte solcher
Versuch nichtnocheinmalgelingen?ZuerstmußteAlbrecht,derSohn
des Helden vonAspern, wieder insFeuer. Mußte demFeldzeug-
meister, dem ein spitzbübischerDiener dieOrden gestohlen hatte, das
bei Novara erworbene Kommandeurkreuz des Theresienordens
und andere Dienstehrenzeichen schicken und ihn im Begleitbrief als
tapferen Soldaten, treuenWaffenbruder und aufmanchem ruhm-
vollen Schlachtfeld bewährten Freund anreden. Dann, als nur
kühle Ehrerbietung gedankt hatte, aus Gdow.wo Benedek im Fe-
bruar 1846 Sieger im Kampf gegen die galizischen Insurgenten
geblieben war, als „alter Kriegsgefährte, dankbarer Waffenbru-
der und treuer Freund" ihm einen Brief schreiben, der inLauten
überschwingendenGefühlesdieErinnerungandiesen erstenFüh-
rererfolg des Oberstlieutenants Benedek auffrischte. Noch einmal
blieb die Werbermühe unbelohnt. Beim Lesen des Briefes, der
ihn als den Wiederhersteller österreichischer Waffenehre feierte,
mochte der Pensionist denken, daß dieser Lobredner vier Jahre vor-
her an demAechtungartikel mitgewirkt hatte. Franz Joseph merkte,
daß ers mit stärkeren Künsten Probiren müsse. Im Juli 1873 be-
fahl er dem fünfzehnjährigen Kronprinzen Rudolf, in Graz den
Feldzeugmeister zu besuchen. Der war nicht zuHaus; wollte, trotz,
dem Drängen seiner Frau, Rudolfs Brief nicht beantworten, ließ.

sich aber von dem Generalmajor Latour, dem Militärgouverneur
des Kronprinzen, umstimmen und dankte »für die mir erwiesene
höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen
weiß." Bat auch Latour.dem Kaiser »für die edle ArtundWeise,wie
ersich meiner erinnertzu danken. Friede ? Benedek hat sein Te sta-
rnent, das drei Wochen vor Rudolfs Brief geschrieben worden
war, nicht geändert. „Bin ein abgeschlossener Mann, der keine
äußere Ehre braucht, und meine eigene innerste Ehre halte ich für
unbefleckt; erkenne diesfalls keinen irdischen Richter." Versöhnt
war er nicht; nur aufs Neue verpflichtet. AlsderdeutscheKanzler
der Witwe des vom Kehlkopfkrebs Getöteten in herzlichenWor-
ten sein Beileid ausgedrückt hatte, schrieb sie an ihren Neffen:
»BismarcksBrief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige
von hoherHand,der mir zu Gemüth ging; hingegen dieTelegramme
vom Kaiser und von den Erzherzogen mich sehr kühl ließen. Als
1873 der Kaiser als Versöhnungapostel den Kronprinzen insHaus
schickte.warBenedekbereits durch sieben Jahre so schwer getroffen,
daß erAlles ablehnte und bat, man möge ihm die mühsam errun-
gene Ruhe nicht stören. Nnser oberster Herr, generös wie immer,
hatte jetzt wenigstens die Güte, fragen zu lassen, ob ich nichts von
ihm wolle. Generös ist er. Ich dankte ergebenst; brauche nichts."
Qenereux: Julie von Benedek wollte dem Kaiser wohl weder
ein großes Herz noch eine offeneHand nachrühmen; nur ein auch
in Stunden der Schwachheitund Wirrniß nobles Empfinden, das
den Schein unwürdigen, unfürstlichen Handelns scheut. Kleinlich
ist Franz Joseph nie gewesen; im Haus nicht noch je im Staats-
rath.ErhatseinerwittelsbachischinsSchrankenloseschwärmenden
Frau jede noch mögliche Freiheit gelassen, den als Hochverrät her
verurtheilten undinettigie gehenkten GrafenIuliusAndrassyzum
Ministerpräsidenten gemacht, von Schwarzenberg bis aufAehren-
thal allen Inhabern des internationalen Geschäftes denNimbus
selbständigen Handelns gegönnt, den Sohn Ludwigs Kossuth,
trotz schriller Rede gegen altes Habsburgerrecht, in die Hofburg
geladen; und kein häßliches, dummes Winkelgeraun hat den Greis
gehindert, einerSpielerin.andercndrallerNatürlichkeitersich gern
labte, vor Aller Blicken die Freundestreue zu wahren. Auch das
Verhältniß zuBenedek, das ihn, seine Stärke und seinen unbeug-
samen Willen zur Staatsraison, so deutlich erkennen lehrt, wollte
er aus dem Schein kleinlichen Haders heben. Am die Dynastie

nicht mit dem niederziehenden Gewicht der Verantwortlichkeit für
einen unglücklichen Krieg zu belasten, hat er dem Widerstrebenden
das Kommando aufgedrungen. Darf er die Thatsache ans Licht
sickern lassen?DieUnheilsgefahr, die ermeidenwollte, würde ge-
doppelt. „Der Kaiser hat den General, der sich selbst für untaug-
lich zu diesemAmt hielt, zum Feldherrn erkoren und so die Nieder-
lage verschuldet, durch die unsere deutsche Hoffnung geknickt ward ":
ob im Herbst 1866 tzabsburg fest genug stand, um solchen Volks-
spruch überdauern zu können, wird heute Keiner ermessen. Franz
Ioseph war seiner Sache nicht sicher; und hatte von den Streitern
Iesu, den Vätern der kalksburger Pädagogen, gelernt, daß ein
löblicher Zweck jedes Mittel heilige und daß der an wichtigem
Wert mitarbeitende Diener sich, nach dem Wort des großen Ig-
natius von Loyola, von demWink des Oberen leiten und behan-
deln lassen müsse, als ob er ein willenloser Leichnam sei. (Dahlie
^m Gemeinwohl jedes Privatinteresse, Glück und Mre HAE
zelncn oHne (Farmen opfern und, wie in Jerusalem einst der
Hohepriester, lieber einen Anschuldigen schlachten als Ki^ Ge->
^MMMd..iMU wollen^M den,gon5titutioneH^Mi^u
den Massenhaß zugezogen.) Das Ziel ward erreicht, die Dynastie
von allzu hartemVmwurlverschont; undBenedek mochte sich mit
seinem Schicksal abfinden. Doch Bombelles und feine Gehilfen
hatten dem Iüngling wohl auch von Aquaviva erzählt, der, als
dritterNachfolger Ignatii, alleObrigkeit gemahnt hat, dieWillens-
kraft von Milde bedienen zu lassen. Als die tzausgefahr über-
standen ist, soll dem gestern Geächteten wieder der Gnadenborn
fließen. Macchiavelli hätte sich solcher Negententugend gefreut.
Bismarck, der Menschenverkenner, hat den Kaiser von Oester-
reich „eine ehrliche Natur "genannt undbehauptet, nurBuols per-
sönliche Nancune habedenjungentzerrnindasnach der russischen
Hilfeleistung bei Vilagos („ einem Dienst, wie kaum je einMonarch
seinem Nachbarstaat gethan")undankbaretzandelngegenNikolai
Pawlowilsch gehetzt. Das war einer der vielen'Irrthümer, in die
der große Sachdenker auf dem Personalgebiet fiel. FranzIoseph
wollte die Nussenmacht nicht in denBalkanvordringen lassen, lebte
in dem festen Glauben an Metternichs Satz, die Türkei sei für
Ocsterreich diesichersteGrenze, „sichereralsdasMeer",und nahm
nur deshalb, aus eigenemWillensrecht, Orlows Anerbieten, die
Schutzherrschaft über die zu schaffenden Balkanstaaten zwischen

Nußland undOesterreich zu theilen, alseinvondeminOlmützund
Warschau mitNikolaiVereinbartenabweichendes,zumVorwand,
die zugesagte Neutralität nun zu weigern. DerZar hatte ihm fünf
Iahre vorher Ungarn gerettet und nicht die winzigste Entschädi-
gung verlangt. Doch persönliches Gefühl durfte nichtin das Spiel
hineinreden, auf dem ein Neichsinteresse stand. Ehrlichkeit, Dank»
barkeit: das GepäcksolcherBürgertugenden kann der Staatsleiter
nicht auf jeden Marsch mitschleppen. Nichtiger als Bismarck hat
Alexander von tzübner.Oesterreichs Vertreter in Paris.denKaiser
beurtheilt. „Uebertriebene Gewissensbisse", schrieb er ins Tage-
buch, „werden ihn nicht hindern, seinen Völkern gegenüber seine
Pflichtzuthun." tzaben ihn nie gehindert. (DasverdientLob,nicht
etwa Tadel; ein gemüthvolles Männchen, das ängstlich stets er-
wägt, obs auch jedem Anspruch philistrischer Familienmoral gcnü-
ge,taugtnichtaufdenhöchstenSitz,wowiderskrupelloseFeindschaft
die Zukunft einerVolkheit zu sichernist.) Wer in diesem Kaiser eine
redliche Seele ohneArg und Monarchentalentsieht, irrt als ein al-
les GeschehenenUnkundiger. Aus dem reichen Erbschatz habsbur-
gischer Verschlagenheit hatFranzens Enkel ein ansehnliches Legat
empfangen. Zeugte nicht schon die Kunst, mit der er vor dem Krim-
krieg zwischen Ost und West lavirte, von angeborener Schlauheit?
Nicht die pfiffige Pfychologie.die ihn im August1863 den Preußen-
könig für denPIandesFrankfurterFürstentages einfangen ließ?Er
hatteWilhelminGasteinbesuchtund,währendBismarck,derGeg-
ncr des zurStärkung derösterreichischenMacht überDeutschland
ersonnenen Planes, unter den Tannen derSchwarzenbergischen
Anlagen, mit derNhrin dertzand.andächtig einerMeisenfütterung
zufah, denKönig bei dem altenParlamentshaß gepackt.Prinz Kraft
zu Hohenlohe-Ingelfingen, der als Flügeladjutant beim König
Dienst that.sagt in seinenMemoirendarüber: „Die ganzeBesprech»
ung trug den Charakter der vorläufigenBehandlung einer unbe»
stimmtenIdee.derenAusführung noch in weiterFerne liege. Im
Widerspruch mit diesem Stand derDingewaraber.daßderKaiser
nach demAbschied unserem König laut vor allem Publikumzurief:
‚AlfoaufWiederseheninFrankfurt!'DasManöverwarberechnet;
es sollte dasGerücht verbreiten.daß sich beideMonarchen bestimm-
tes Nendezvous in Frankfurt gegeben hatten." Bismarck mußte
noch in Baden-Baden Stunden lang die stärksten Argumente ins
Feld führenund endlich gar den Entschluß zurVemission andeuten,

um die Absage zu erreichen; und dachte, als er nachMitternacht, „ in
Folge der nervösen Spannung derSituation krankhaft erschöpft",
heimging: «Wenn ich mich an der tiefen Schlucht der Ache weni-
ger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König
früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnun-
gen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein an-
derer gewesen." So ganz persönliche Erfolge waren im Leben
Franz Josephs nicht selten. Noch derGreis, flüsterts amHof, er-
röthet, wenn ihn, den Monarchen oder den Chef des Hauses Habs-
burg-Lothringen, die Pflicht zwingt, Nnwahres über die Lippe zu
lassen. Nie aber hat er ihr gefehlt. Keiner Pflicht je mit Bewußt-
sein. Er repräsentirt,wo es nöthig ist, kommt, Wenns nicht anders
geht, täglich aus dem stillenSchönbrunn in dieHofburg, redet,in
sämmtlichen Sprachen der im Reichsrath vertretenen Königreiche
und Länder, in der ofener Burg auch Magyarisch und Kroatisch.mit
Ministern und Abgeordneten, Offizieren und Schranzen, Indu-
striellen und Händlern und erledigt trotzdem noch mit prompter
Gewissenhaftigkeit alle Eingänge. Im Manöver wohnt und schläft
er noch jetzt wie jeder General; hat er noch im vorigen Herbst die
Bitte des Thronfolgers, mit ihm und dem Deutschen Kaiser in
Ruhe zu dejeuniren, vom Sattel aus mit dem Satz abgewehrt:
„Eine Semmel und einGlasWein: so bin ichs im Manöver ge-
wöhnt; und dazu brauche ich nicht erst vom Pferd zu steigen." In
des Ungemachs harter Schule hat er Entsagung gelernt und weiß
auf Privatwünsche ohne Gramund Grollzuverzichten. Nichtnur,
wenn Czechen und Magyaren ihm das Leben sauer machen, auf
einen Theil der ischlerFerien. SeitIahrzehnten auch, weil er die
Savoyer nicht kränken will, auf den persönlichen Verkehr mit den
Päpsten. Gewiß hat ihn manchmal der Wunsch gestreift, statt der
Kinder seines Bruders Karl Ludwig die Deszendenz seiner Lieb-
lingtochter Marie Valerie zur Erbfolge zu berufen. Doch da er
die Absicht auf solche Aenderung des Hausgesetzes einmal, als
FranzFerdinands StiefmutterMaria Theresia ihn mit der Frage
überraschte, bestritten hat, ist er auf den heimlichen Herzenswunsch
nie wieder zurückgekommen. Erträgt die nicht immer bequeme In-
gerenz des (oft noch hitzigen) Thronfolgers ins Staatsgeschäft
mit geduldig lächelnder Güte. And bleibt stets doch der Herr.
Lächelnkann er; auchschweigen; nach langwierigem Zaudern
und Wägen sogar wollen. Möglich,daßindiesemschlanken,heute

'noch straffen Leib der konstruktive Geist nicht übers Mittelmaß
wuchs. Dem läßt sich, wie das Talent zur Bühnenregie, vollwich-
tige Regentengabe vereinen. Solche Gabe muß dem Mann ge-
worden sein, der in jedem Nothfall den Muth zu schroffer oder
verschmitzter Rücksichtlosigkeit fand und Nahen (nicht: Nächsten)
und Fernen doch als das Urbild liebenswürdiger Harmlosigkeit
galt. Während er die Krone trug, wurde Oesterreich aus Deutsch-
land und aus Italien gedrängtund fast schon von der ältestenWur-
zel seiner Hausmacht gerissen; wurden ganze Ministerschaaren,
oft ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet. Auf
staatliches häufte sich familiäres Unglück. Elisabeth und Rudolf,
Johann Orth und der schöne Otto, Luise und Leopold von Tos-
kana: bald schienjederMondschlimmer Erinnerung trächtig.Des
Kaisers im tiefsten Grund kühle Seele stand allen Stürmen. Erließ
den Schmerz nicht Herrn über sich werden, lächelte, schwieg; und
bewies, auch im eigenenHaus,den Zweiflern, daß derAlternde das
Wollennochnicht verlernt habe. „ Wennman altwird und hat so viel
versucht und es will in der Welt nie zurO rdnung kommen, muß man
es endlich wohlgenug haben." Goethes Egmont sagts von Philipp.
Franz Joseph hats nie genug gehabt: und da er nun rüstig ins
neunte Lebensjahrzehnt schreitet, sieht es fast aus, als solle im
Habsburgerreich noch Ordnung werden. Ungarn gebändigtund in
die Ausgleichswünsche Deals und Andrassys zurückgeworfen; die
Monarchie eineumworbene Balkangroßmacht; derKrieg,der den
Thronfolger ins Feld geführt hätte, mit allen Ehren vermieden;
und die Hitze des böhmisch-mährischen Kampfes im Schwinden.
Wars in Olmütz, Kremsier, Königgraetz zu ahnen? Der stille, be-
scheiden scheinende, im Wesenskleid vornehme alte Herr, der nie
durch Talente, nie durch Taktmangel auffiel und sich durch Mäßig-
keit und durch die pünktliche Kleinarbeit eines Diurnisten jung er-
hielt, kann noch immer lächeln; froher als imIugendlenz. Greise
Könige werden.wennnichtdie Wuchtihrer Persönlichkeit ringsum
etwa Haß zeugt.von denVölkern stets zärtlich geliebt.Diesem kränzt
einmüthige Liebe mit nieermattendem Eifer das firne Haupt. Und
er wird, wenn er auf sein Erleben zurückschaut, gewiß bereit sein,
zu sprechen, wie, ohne Furcht vor Banalität und Wiederholung,
so oft, der wiener Spöttelsucht zur Wonne, nach Festen und nütz-
licherer Parade: «Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut."
V5

Romantik und Klassizismus.

^^us der Gegenwart zugewandten Betrachtungen und Forde"
EM rungen einiger Vorträge, die ich an den Universitäten Utrecht und Leiden hielt, hat sich eine Kontroverse über das Verhältniß von Klassizismus und Romantik entwickelt, die so viele dem Denken der Gegenwart zugewandte Probleme enthält, daß es sich auch für die Leser, deren Interessen im Uebrigen nicht vorwiegend historischen Dingen gelten, lohnen wird, ihr einen Augenblick zu folgen.

Ich hatte in einem Artikel der Frankfurter Zeitung gesagt, der Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantik sei ein konträrer; es sei heute ein Leichtes, die Synthese dieser konträren Gegensätze zu vollziehen. Derjenige, der diese Synthese in seinem Leben, wenn auch vom klassizistischen Standpunkt aus, zuerst fast ganz modern, vollzogen habe, sei Goethe gewesen. Darauf hat in der selben Zeitung der Heidelberger Ernst Traumann geantwortet. Erstens: in dem Gegensatze von Klassizismus und Romantik werde, wer sich auf eine höhere Warte zu stellen vermöge, leicht zwei Grundströmungen erkennen, die die ganze deutsche Kultur (wie schließlich jede andere) durchfluthen, eine verstandesmäßige und eine gefühlsmäßige; diese laufe über die Mystik und den Vis« tismus in die Romantik aus und sei naturgemäß religiös, jene aber komme vom Humanismus, der rationalistischen Philosophie und der Aufklärung her und endige in unserer klassischen Literatur. Diese Richtungen berührten sich aber hier und da, wie ja Verstand und Gefühl nicht zu trennen seien; in Herders Universalismus seien sie verschmolzen. Zweitens aber citirt Traumann von Goethe eine Erklärung vom sechzehnten Dezember 1829 auf eine Bemerkung Eckermanns über den zweiten Akt des zweiten Faust« theils: „So werden Sie auch finden, daß schon immer in diesen früheren Akten des Klassische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden." Und dieser Stelle setzt Traumann sachlich erklärend hinzu: „Diese Ausgleichung stellt, wie bekannt, die Vermählung der griechischen Heroine mit dem deutschen Helden und mehr noch die Geburt

des Euphorion symbolisch dar. In der Gestalt Byrons sind beide
Elemente, das Klassische und das Romantische, verschmolzen."
Könnte ich mich mit diesen Auseinandersetzungen nicht be-
gnügen? Sie erfreuen mich, zumal aus gegnerischem Munde, als
bündige Beweise für meine eben skizzirte Behauptung, mag auch
Traumann später wieder von dem „fundamentalen Unterschied"
und den „diametralen Gegensätzen" sprechen, die zwischen Klassi-
zismus und Romantik bestünden.

Die Kontroverse, so weit sie sich auf meine beiden spezifizirten
Behauptungen (die Frage vom konträren Gegensatz und die
Stellung Goethes) bezieht, können wir damit ruhig begraben;
sie ist erledigt. Aber ein Anderes in den Aussagen Traumanns,
der damit wohl einen gewissen Kreis heidelberger (um nicht zu
sagen: altheidelberger) Denkens vertritt, ist so charakteristisch, daß
es voller Beleuchtung bedarf. Nach ihm sind Klassizismus und
Romantik Endstationen zweier Grundströmungen, einer ver-
standesmäßigen, deren Vorstufen'Humanismus, rationalistische
Philosophie und Aufklärung gewesen seien, und einer gefühls«
mäßigen, mit Mystik und Pietismus als Vorläufern. Ist Das
nun wirklich Alles, was Iemand, „der sich auf eine höhere Warte
zu stellen vermag", zur historischen Stellung und Charakteristik
der beiden großen Erscheinungen zu sagen vermag? Haben sich
denn wirklich etwa mit ihnen die „verständesmäßige" und die
„gefühlsmäßige" Richtung erschöpft, so daß sie heute überhaupt
nicht mehr in Frage kämen? Nnd sind solche Richtungen nicht
, auch schon vor Mystik und Humanismus vorhanden gewesen?
Diese Fragen werden merkwürdiger Weise von Traumann selbst
schon in einigen vorübergehenden Worten ganz richtig beant-
wortet: diese „Grundströmungen" durchzögen die „ganze deutsche
Kultur, wie schließlich jede andere". Wenn es aber so ist: wie
können sie dann in irgendeiner Weise geeignet sein, so spezifische
Erscheinungen wie Klassizismus und Romantik im Besonderen
zu kennzeichnen oder gar zu erklären?

Die Flachheit der Auffassung Traumanns ist offenbar; und
nur Das ist noch an ihr von Interesse, zu veranschaulichen, wie
sie trotzdem möglich geworden ist. Dies Geschäft führt in die Ge-
schichte der Wissenschaften während der letzten Menschenalter und
in Momente ihrer gegenwärtigen Entwickelung. Zu Anschau-
ungen von der Art Traumanns kommt nur Einer, der geringe
Theile geschichtlichen Verlaufes übersieht. Ihm erscheint, in dem
begrenzteren Kreise seines Horizontes, Alles, was auftaucht, neu
und gleichsam nur den von ihm gekannten Perioden eigen: so-

gar so simple Gegensätze wie die von Verstand und Gefühl. Dazu kommt ein Zweites. Ein Philosoph von etwas weiteren Gesichtspunkten wird geneigt sein, von dem engeren Gebiete seiner Disziplin aus die deutsche Entwickelung des vierzehnten bis achtzehnten Iahrhunderts unter dem Verlauf von Mystik-Pietismus-Romantik und Humanismus'rationalistische Philosophie-Aufklärung zu betrachten. Und er wird dann leicht in die Versuchung gerathen, von diesen, dem engeren Gebiet feiner Disziplin angehörigen Kategorien den Verlauf des ganzen geschichtlichen Lebens dieser Zeiten, namentlich auch der der Philosophie eng verwandten Phantasiethätigkeit, als bestimmt zu betrachten.

Die Anschauungweise Traumanns ist damit der Ausdruck einer Zeit in der Geschichte der Geisteswissenschaften, während der Einzelarbeit bis zur Mikrologie und Dem entsprechend, bei dem universitären Betrieb der Wissenschaften in Deutschland, geistige Begrenzung des einzelnen Arbeiters auf das Gebiet seiner Disziplin das Feld beherrschten.

Nun weiß man, dasz diese Zeit seit mehr als einem Iahrzehnt im Schwinden ist. Neber das stetige Aufhäufen von Thatsachen in den Einzeldisziplinen und die damit gegebene Begrenzung des Gesichtskreises hinaus hat sich das Bedürfniß der Synthese geregt; neben derArbeitstheilungist, wie inverwandterWeise in der wirthschaftlichen Entwickelung, das Bedürfniß verstärkter Arbeitvereinigung hervorgetreten. In den historischen Disziplinen hat Dies natürlich die Anschauung großer historischer Verläufe, etwa ganzer nationaler Geschichten, nicht nur vom Standpunkte einer einzigen Periode und nicht nur aus dem Gesichtswinkel einer Entwickelungsparte, wie der Philosophie oder der Literatur, her bedeutet: das Streben nach Dem, was man heute Kulturgeschichte nennt, nach einer Gesammtbetrachtung und wissenschaftlichen Gesammtbewältigung des historischen Lebens ist aufgetreten; und über das Postulat von Nationalgeschichten in diesem Sinne ist als letzte Forderung die einer neuen Art wirklicher Universalgeschichte lebendig geworden.

VomStandpunkt dieserForderungen aus, derenNothwendigkeit heute Niemand mehr bestreitet, hat sich dann aber natürlich auch eine Umbildung aller bestehenden historischen Vorstellungen als nothwendig ergeb:n. Die Forderung einer Gesammtauffassung alles jeweiligen Geschehens in einer gegebenen geschichtlichen Gemeinschaft, zum Beispiel: in einer Nation, mußte dazu führen, das Substrat all dieses Geschehens zur Grundlage der geschichtlichen Forschung zu machen; als dieses Substrat ergab sich das

gesammte Seelenleben. So wurde die neue Geschichtwissenschaft psychologisch: und als letzter Prozeß aller geschichtlichen Entwickelung innerhalb großer menschlicher Gemeinschaften erschien die von Kulturstufe zu Kulturstufe zunehmende Differenzirung und damit auch Individualisirung des Seelenlebens sowohl des Einzelnen wie der Gemeinschaft.

Natürlich wurden von diesem Standpunkte aus auch für die deutsche Entwickelung und also auch für die historische Stellung von Klassizismus und Romantik ganz neue Auffassungen und Kategorien gewonnen: nicht aus einer beliebigen Kombination im Grunde statisch gedachter Elemente, wie Gefühl und Verstand, sondern aus dem lebendigen dynamischen Aufquellen von seelischen Erscheinungen, die in Folge zunehmender psychischer Differenzirung eben jetzt erst und niemals vorher, wie auch niemals in späteren Zeiten, ins Bewußtsein traten, wurden sie als historische Erscheinungen betrachtet. Und da ergab sich denn eine Signatur, deren Einzelheiten man in meiner Deutschen Geschichte nachlesen mag, da ihre Ausbreitung in diesem kurzen Artikel nicht möglich sein würde. Und nur Das mag hier noch erwähnt werden, da Traumann schon davon gesprochen hat, daß der damit sich ergebende Standpunkt vielfach sich dem Wilhelm Scherers vergleichen mag; aus bewegenden Gründen: Scherer ist in den siebenziger und achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts einer der wenigen Gelehrten der Literaturgeschichte von großem Blick und tiefem Athem gewesen; vor Allem aber kannte er auch das Mittelalter; und aus dem damit gewonnenen weiteren Ausblick schon mußten ihm so statische und enge Konstruktionen wie die Traumanns unmöglich sein.

Sehr natürlich aber, daß Herrn Traumann die Anschauungwelt, die aus der neuen wissenschaftlichen Betätigung hervorgeht, als „verworren" erscheint. „Verworren": Das ist der Lieblingausdruck gewisser Kreise für ein moderneres Denken, das nicht in den ausgefahrenen Gleisen ihres eigenen Denkens verläuft. „Verworrenheit" in diesem Sinn bedeutet objektiv nur, daß sich diese Kreise in den Gebieten dieses neuen, überall aufquellenden Forschunglebens nicht mehr zurechtfinden.

Leipzig. Professor vr. Karl Lamprecht.

An Gustav Mahler.*)
ARch bin von den Merkern keiner, mit meiner Kenntniß der Sonatenform stehts schlecht und so muß ich (Dies gilt in deutschen Landen ja für ausgemacht) über Musik schweigen; reden dürfen da Die nur, dies gelernt haben, nach dem Büchl, bis sie Alles wissen und gar nichts mehr verstehen. Also nichts über Mahlers Musik, in der den Nrstimmen des Chaos immer plötzlich ein böhMischer Musikant ins Wort fällt und mystische Sehnsucht auf einen unkatholischen Perstand stößt. Was sie mir ist, wie sie mich in dunklen Stunden erhellt, in verzagenden ermuthigt, in ausgeleerten wieder erneut hat, was ich ihr an Kraft und Trost und Lust verschuldet bin, Dies bleibe bei mir im tiefsten Fach meiner Dankbarkeit bewahrt.
Aber was Mahler in der Geschichte des deutschen Theaters ist: darüber darf ich mitreden, weil ich da zu Denen gehöre, die dafür „angestellt" sind; so kann man mirs nicht wehren.
In der Geschichte des deutschen Theaters ist Mahler etwas ganz Einziges, das kein Beispiel hat. Mahler hat versucht, ein großes Theater unbedingt künstlerisch zu leiten. Manche haben sich Das gewünscht; und auch, „so weit es geht", immer wieder künstlerischen Sinn einwirken lassen. Mahler hat gar nicht ge» fragt, ob es gehe. Das tief Unkünstlerische, was im ganzen Wesen des heutigen Theaters liegt, hat er überhaupt nicht erkannt, nie begriffen, Iahre lang nicht einmal gewußt. Nur so hat er es bezwingen können. Nur dieser grenzenlosen Unschuld eines ganz weltblinden, allein durch seinen heiligen Wahn gelenkten Menschen hat es glücken können, Iahre lang das Kaiserlich Königliche Hofoperntheater in Wien zu leiten, als wären wir in Athen zur großen tragischen Zeit. Es war der Versuch eines Verrückten, der der eigenen inneren Entrücktheit zutraut, nun auch sein Werk aus der Welt zu rücken, aus allen Bedingungen des gemeinen Daseins weg. In Wien. Am Ende hat sich ja natürlich dann das Gemeine

*) Das erste Blatt aus einer Mahler gewidmeten Sammelpublikation, die, unter Mitwirkung der Herren Richard Strauß und Schillings, Hofmannsthal und Schnitzler, der Damen Bahr-Mildenburg und Gutheil-Schoder und anderer Künstler, Gelehrten, Bühnenleiter, bei R. Piper S Co. in München erscheinen und mit der Lichtdruckreproduktion einer noch unbekannten Mahlerbüste von Rodin geschmückt sein wird. Die Absicht der zum Werk Vereinten war, offen für Mablers Persönlichkeit und Kunstleistung zu zeugen.

doch wieder hergestellt und wir sind aus Athen zurückgekehrt. Nie
gelingts dem Geist, der Wirklichkeit Gewalt anzuthun und sich für
sie zu setzen; sie bleibt am Ende doch stärker und er wird nach einiger
Zeit stets nach Sankt Helena eingeschifft.
Das heutige deutsche Theater ist aus dem kleinen Hoftheater
entstanden. Das tzofthetaer dient zur höfischen Geselligkeit. Da
der Hof nicht fähig ist, sich aus Eigenem zu unterhalten, läßt er sich
was vormachen: schöne Beine, schöne Stimmen, um Augen und
Ohren zu beschäftigen, oder irgendwas, das durch Seltenheit die
Neugier reizt. Da Dies aber Geld kostet, läßt er, ums zu erschwin-
gen, auch das zahlende Bürgerthum zu. Das kommt aber nur,
wenns auf seine Kosten kommt. Man muß ihm was bieten, und da
es, zu jener Zeit, noch jung ist und einen tüchtigen Lebensernst hat,
ist es mit jenen Trillern der Zehen und der Kehlen nicht zufrieden;
es will mehr für sein Geld: entweder sich selbst in seinem täglichen
Zustand, in Lust und Leid von allen Tagen, oder ein großes Schick-
sal, an das es seine stillen Hoffnungen und alle geheimen Wünsche
hängen kann, will es im Spiegel sehen. Damit sind gleich die
zwei Bedingungen gegeben, denen das deutsche Theater unterthan
bleibt. Es bleibt der höfischen Lustbarkeit und, um diese zu decken
(daß der Fürst sein Theater auch dem „Volk" öffnet, ist eine Finanz-
Maßregel), dem inneren Sinn des aufstrebenden Bürgerthums er-
geben. Ie mehr aber dieses Bürgerthum nun emporkommt, desto
mehr wird es zum Affen der höfischen Welt, kehrt sich von seinem
eigenen Sinn ab und nimmt selbst das Bedürfniß höfischer Lust-
barkeit an. Nun drängen aber wieder Neue nach, die noch nicht so
weit sind, sondern noch jenen Lebensernst haben. Durch sie wird
das Bürgerthum, das schon angekommen ist, an sich selbst erinnert,
daran, wie es einst war, schämt sich und glaubt sich verpflichtet, zu
heucheln, als ob es noch immer so wäre; und so entsteht die dritte
Bedingung des heutigen deutschen Theaters: der Bildungschwin-
del. Durch diese drei Dinge zusammen, die höfische Lustbarkeit, das
bürgerlicheBedürfniß nach etnemAusdruck des bürgerlichen Lebens
und der bürgerlichen Ideen und den Bildungschwindel, wird das
deutsche Theater noch heute bestimmt. And die Größe der großen
Theaterleute hat sich immer nur in der Begabung, diese drei Dinge
richtig zu dosiren, gezeigt. Goethe, in seiner gelassenen Art, die
Wirklichkeit hinzunehmen, hat in Weimar nichts Anderes versucht.
Auch Laube nicht. And die kleinen Laubes von heute schon gar nicht.
Am nun aber diese drei Dinge zu besorgen, die das heutige
Theater ausmachen, gehört noch Etwas. Dazu gehören die Voll-
strecker der Lustbarkeit, der bürgerlichen Darstellung und des Bil-

dungschwindels, nämlich die Bediensteten des Theaters: Sänger, Schauspieler, Tänzer, Musiker, Dichter. Diese Bediensteten des Theaters bilden eine Klasse für sich, abseits vom wirklichen Leben der Nation. Es sind Nebenmenschen von besonderer Art, denn sie werden nur zum Luxus der Anderen gehalten; an der Wirklichkeit nehmen sie nicht Theil, sie werden nicht eingelassen; nur am Rand des bürgerlichen Lebens halten sie sich auf, darin den Courtisanen ähnlich. Man hat sich allmählich entschlossen, sie Das nicht fühlen zu lassen; aber Dies ist nur eine soziale Schwäche und ändert nichts daran, daß ihr Geschäft der Schein ist, was ihnen eine Entfernung vom täglichen Leben auferlegt, die sie nothwendig zu Deklassirten macht. Da ihnen die Wirklichkeit fehlt, müssen sie sich sonst irgendwie das Leben, das ihnen versagt ist, ersetzen: und so kommen sie darauf, es auf der Bühne zu suchen. Aus der Art ihres Dienstes ergiebt es sich für die Bediensteten des Theaters, auf das Leben mit der Nation zu verzichten, sich von allen sozialen Gliederungen zu lösen und auf dem einzigen Platz, der ihnen bleibt, auf der Bühne sich ein Leben einzurichten, ihr eigenes, ihr ganz persönliches, ihr ganz unsoziales, seinen ganz besonderen Gesetzen gehorchendes Leben, und dadurch, ohne daß sie Das eigentlich wollen, ein Beispiel zu geben, daß auch noch ein anderes Leben möglich ist als das in der Sozietät, ein Leben der noch nicht sozial gebrochenen und sozial gebundenen Kräfte, ein Leben, in dem der Mensch noch kein politisches Thier ist, so zu sagen: vor der Erfindung der Sozietät. Dies bleibt lange Zeit ein Berufsgeheimniß der theatralischen Be« diensteten. Nun aber begiebt es sich, daß dem Bürgerthum nicht gelingt, seine eigenen Intelligenzen in der bürgerlichen Ordnung unterzubringen, und in seiner Mitte die Zahl der Enttäuschten zunimmt, denen das Leben in der bürgerlichen Form nicht genügt und die der Traum eines höheren, eines heroischen, eines den ganzen Menschen wagenden Lebens quält. Von diesen Enttäuschten und Traumverwegenen des Bürgerthums gehen Manche ins Proletariat, das sich anschickt, die bürgerliche Welt zu zerbrechen, um eine menschliche dafür zu bringen. Andere von diesen Eni« täuschten und Traumverwegenen (friedlicher oder vielleicht auch nur, um einstweilen eine Zuflucht zu finden) erinnern sich des Beispiels, das die theatralischen Bediensteten geben, und glauben in der Kunst jenes Leben des ganzen Menschen zu finden, das ihnen in den Reduktionen der bürgerlichen Weltordnung versagt geölieben ist. Ihren Zug führt Beethoven an, Wagner folgt, neben ihm der junge Nietzsche. Sie haben den Deutschen die Hoffnung eingegeben, es sei möglich, das großen Menschen innewohnende

Selbstandigen.
Leben, das in der bürgerlichen Welt ein Verbrechen wäre, weil es
sie zerbräche, seitwärts von der Sozietät in der Kunst zu erfüllen.
Eigentlich ist Das freilich nur ein höchst dubioser Versuch, den
heroischen Menschen in die bürgerliche Welt einzufügen. Er hat
es auch sonst, von Immermann bis zur Freien Bühne und bis auf
Brahm, wann immer er gewagt wurde, kaum über ein stilles Sonn-
tagsvergnügen hinaus gebracht. Mahler allein hat die höllische
Kraft gehabt, in dem Kaiserlich Königlichen Hoftheater zu Wien
den Entwurf eines heroischen Lebens auszuführen. Das war an
jenen Abenden seines Tristan, seiner Walküre, seines Fidelis, die
unvergeßlich bleiben. Als Vorzeichen, wessen die Menschheit fähig
wäre.
Wien war vielleicht doch nicht der richtige Boden. Zwar hat
Beethoven in Wien gelebt. Aber auch ohne Erfolg. Ein Zeit-
genosse hat ihn ermahnt, nach der Eroika, doch nicht „so wilde
Phantasien" zu schreiben, und ihm gerathen,' sich künftig mehr an
„den Stil Eberls" zu halten. Dieser Eberl war ein geschätzter
Pianist und hatte durch sein freundliches Wesen die Sympathien
für sich. Bei dieser Geschmacksrichtung ist Wien geblieben; es zieht
noch immer überall die Eberls vor.
Uebrigens ists ganz in Ordnung, wie sich Wien gegen Mahler
verhalten hat, denn, um des Aristoteles Wort über Plato zu ge-
brauchen: ,jZhn auch nur zu loben^t^den. Schlechten nicht er-
laubt."
Wien. Hermann Bahr.
G
Selbstanzeigen.
ZVelthuinor, in fünf Bänden. Herausgegeben von Roda Roda
und Theodor Etzel. Verlag von Schuster S Loeffler in Berlin.
Erster Band: Das lachende Deutschland.
An einem wunderschönen Sommernachmittog wars, vor zwei
Iahren, in Reit bei Kitzbühel in Tirol. Theodor Etzel lag im Gras
und träumte lautlos; ich lag im Gras und träumte laut. Mein Lieb-
lingthema: wie unnütz doch wir Künstler und Schriftsteller im Grunde
seien. Ein Statistiker hat herausgebracht, daß man in Schwabing und
Dachau von hundert Bildern achtzig übermalt und erst die achtzehn-
mal bemalte Leinwand verkauft; auf sechundvierzig mit Dramen ge-
füllte Tischladen kommt erst ein öffentlicher Durchfall; erst das tau-
sendachte Lied wird gesungen. Und die Herren Dichter? Viel, viel
, mehr, als ich und Du lesen können, wird gedruckt; was Du liest, hat

Dir der Zufall aus dem Meer des Ueberflüssigen herausgefischt und in die Hand gespielt. Alte, gute Bücher (und nicht minder neue) bleiben unbekannter, als man denkt. Diesen Betrachtungen entsprang ein Gedanke: man sollte eine Bücherei des Lesenswerthen anlegen. Die Veden im Auszug; die schönsten Stellen der Bibel; die halbe Ilias und die ganze Odyssee; die Antigone; einen verteutschten Aristophanes; von den Römern nur Horaz und Petronius, Beide durchgesiebt; aus dem Mittelalter das Nibelungenlied und Walther. Und so weiter: einen eingedampften Don Quijote, vier Bände Goethe, einen Band Schiller, bis herauf zu den Neueren und Neusten; zwei-, dreihundert Bücher Weltpoesie, die Ieder lesen müßte. Dann war ich über meinen unsinnigen Grundriß gestolpert und lag da und schwieg. Theodor Etzel aber redete fort auf seine Art; bedächtig, eindringlich und zuletzt zwingend. Vor Iahren schon hatte er sich vorgenommen, Proben des Humors und der Satire aller Zeiten und Völker zu sammeln; vielleicht den Humor und die Satire des Erdballs schlechtweg. Und Theodor Etzel kramte in seinen Papieren und fand eine feiste Schrift: Das war die Disposition. Mir rauchte der Kopf, als ich sie las. Noch mehr rauchte der Kopf dem Verleger. Wie? Alle diese Bücher auszuziehen: Das sollte einem Menschen gelingen oder zweien? Hunderte und Aberhunderte von Dichtern unter einen Hut zu bringen? Der erste Mensch, der bekehrt werden mußte, war ich, der zweite unser Verleger. Dann luden wir Deutschlands jüngste Hümore zum Picknick: und sie waren gleich mit von der Partie. Ihre Verse, Szenen und Geschichten stehen in diesem Buch. So schnell strömten die Gäste herbei, daß Mancher, der sich mit seinen Gaben nicht beeilte, sehr gegen unseren Willen die Tafel schon besetzt fand. Er mag nun einstweilen mitnaschen von Wildpret und Fisch und Wein der Anderen, bis der Zeiten Gunst uns erlaubt, auch sein Ränzel zu öffnen und des Ränzels Inhalt neuen Gästen aufzutragen. Für diesmal: Lieber Leser, betrachte das Menu, das wir Dir da serviren, und freue Dich! Ein wahres Hochzeitessen. Leckereien aus berühmten Küchen, Wein aus großen Fässern. Manche Marke, ich weiß, wirst Du vermissen: Wedekind vor Allen und Hermann Bahr. Sie werden zu Dir sprechen; in einem kommenden Band. Ich aber blättere stolz in dem ersten Buch, das vom greisen Wilhelm Raabe an alle fröhlichen Zeitgenossen vereint. Das ist Theodors, meines unermüdlichen Freundes, Verdienst.

München. Roda Roda.

Gedichte. Deutschherrenverlag in Königsberg.

Sternenblume.

Duftlos und blaß, des Herbstes spätes Kind,
fand ich im tiefen Schatten Deine Blüthe,
im tiefen Schatten; nie traf Dich das Licht,
das alle Deine Schwestern heiß durchglühte.

Als noch die Sonne hoch am Himmel stand,
träumtest Du erst im Keim den Lebenstraum.
Es war für Dich in all der bunten Schaar
noch nicht die Stunde, nicht der rechte Raum.
Nun alles Leben längst des Spieles müde,
erhebst Du mühsam Deinen schlanken Stiel.
Es ist so wenig Ueberschwang in dieser Stunde,
doch von geheimem Trost und Schönheit viel.

Königsberg. Hertha Federmann.

Stnrm und Ssnne. Gedichte.

Ich habe meinem neuen Gedichtband das folgende Bekenntniß vorangestellt:

Als ich noch alt war, ging ich taub und blind
Nur himmelan gradaus nach einem Ziele.
Nun, da ich jung ward, jung, wie Kinder sind,
Voll Uebermuth und Glück am bunten Spiele,
Nun tanz' ich auf und ab und wo ich mag
Und steh' und lausche in den farbigen Tag;
Nun, da ich jung ward, laß' ich tausend Wege gelten,
Nun leb' ich tausendfach in tausend goldnen Welten.

Leonore Frei.

«

Das ?«rp«tuuiu Älodile. Leipzig, bei Ernst Rowohlt.

Der alte Herr sprang in seinem Laboratorium auf einen kleinen Tisch, räusperte sich heftig und sagte: „Meine Herren, jetzt werde ich mal eine Rede reden. Ich bin ja kein geübter Redner. Aber ich hoffe doch, daß ich mich Ihnen verständlich machen kann. Ich behaupte, daß die Europäer und besonders die Deutschen ihren berühmten Männern der Wissenschaft allzu viel Hochachtung entgegenbringen; allzu viel! Wenn Einer eine halbwegs vernünftige Ansicht geäußert oder etwas Imposantes erfunden hat, wird er gleich eine .Autorität'. Die Unberühmten sagen sich: Der Mann hat mal was Vernünftiges vorgebracht, also wird Alles, was er sonst noch sagt, wahrscheinlich auch sehr vernünftig sein. Das ist bequem, nicht wahr, meine Herren? Nun wollen wir gleich auf den Kern der Sache kommen. Ein herrliches Beispiel wird Ihnen das Gesagte vortrefflich illustriren. Das große Gesetz von der Erhaltung der Energie hat ja bekanntlich Robert Mayer im Iahr 1849 sehr klar formulirt. Und er schloß an diese höchst moderne.Gesetzgebung' die Bemerkung, daß ein ?srpstu«m Aobile nicht möglich sei. Und sechzig Iahre lang beteten Das alle Wissenschaftler ganz gemüthlich nach, ohne sich die Mühe zu geben, die Sache noch mal zu untersuchen. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie wollen wir hier gar nicht anzweifeln; daß aber aus diesem Gesetz die Unmög-

lichkcit eines Lastmotors hervorgeht, wollen wir doch ganz energisch bestreiten. Robert Mayer hat sich bekanntlich auch drei lange Iahre hindurch mit dem ?erpewu!n Nobils beschäftigt. Als er einsah, daß er selbst das Problem nicht lösen könne, sagte er feierlich: Wenn ichs nicht kann, dann gehts nicht; denn geistreicher als ich selbst kann doch Niemand sein. So (oder so ähnlich) entstand sein sehr vortreffliches Buch über die Erhaltung der Energie. Welche Weisheit aber verzapfte der große Robert dabei? Doch nur diese: geht eine Last herunter, so muß sie wohl wieder hinaufgehoben werden^ also kann sie nicht perpetuirlich wirken, wenn sie heruntergeht. Es ist aber doch möglich, daß eine Last ein System von Rädern in Bewegung setzt, ohne daß diese Last sich dem Erdboden nähert. Warum soll Das denn nicht möglich sein? Was man heute nicht gefunden, kann man doch wohl morgen noch finden. Außerdem: jedes Mühlrad in eisfreiem Fluß, der niemals austrocknet, ist ein ?srpstuum Nobils. Bei diesem arrangirt allerdings die Verdunstung des Wassers das Wiederhinaufheben der Last. Aber dieses Wiederhinaufheben wird von der Sonne perpetuirlich besorgt. Ich glaube, die Herren Physiker können sich noch nicht bei ihren kosmischen Betrachtungen mit ihrer Phantasie außerhalb der Erdathmosphäre hinstellen und von dort aus die sehr merkwürdige perpetuirliche Anziehungarbeit der Erde beobachten. Diese Anziehungarbeit in perpetuirliche Bewegung umzusetzen, mag ja nicht so ganz leicht sein: für unmöglich dürfen wirs aber nicht halten. Diese Umsetzung von Anziehungarbeit in Bewegung wird von dem Prinzip der Erhaltung der Energie gar nicht berührt. Tote Kraft giebts allerdings auf dieser Erde nicht. Ieder ruhende Gegenstand drückt; und leistet damit Arbeit. Die Physik mag eine sehr schwierige.Sache sein. Das berechtigt aber Keinen, dummes Zeug auf dem Gebiete dieser herrlichen Wissenschaft zu behaupten und zu glauben. Außerdem erkläre ich Ihnen, daß ich noch keinen Techniker kennen gelernt habe, der nicht im Geheimen ein ?srpstuum Nobile zu erfinden versucht hatte/ Der alte Herr stieg vom Tisch runter und trank drei Cognacs, ohne sich hinzusetzen. Da sagte ich: „Sehr geehrter Herr Laboratoriumsdirektor, ich bin durchaus Ihrer Ansicht und ich habe mich auch zwei Iahre und ein halbes hindurch bemüht, einen trasportablen Lastmotor, der nur durch Auflage eines Gewichtes perpetuirlich funktionirt, zu erfinden. Ich glaube, daß mirs gelungen ist. Iedenfalls habe ich ein Buch darüber geschrieben, das, unter dem Titel „Das ?erpstuuin UoKils", mit sechsundzwanzig Zeichnungen bei Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen und für eine Mark und fünfzig Pfennige im Buchhandel käuflich zu erwerben ist."

„Das ist ja ganz famos!" sagte der Direktor; „ich gratulire Ihnen!"'

„Ich gratulire mir auch!" sagte ich freundlich.

Wilmersdors. Paul Scheerbart.

ältesten Diener der berliner Börse konnten sich nicht erinnern,
daß je das Glöcklein nicht pünktlich um drei Uhr das Ende des
täglichen Kampfes ums Geld eingeläutet habe. In der vorigen Woche
scheints geschehen zu sein. Man hörte keinen Laut, blieb in den Hei-
ligen Hallen und die Börse war, in der ssison morts, nicht „totzukrie-
gen". Nach Drei noch kletterten die Kurse in die Höhe. Die Bewegung
ging vom Bergwerkaktienmarkt aus. Was man noch vor Beginn der
Schulferien nicht für möglich hielt, war Ereigniß geworden: eine
Hausse in Montanpapieren. Nach dem letzten Quartalausweis der
Laurahütte, nach Kirdorfs Rede in der Generalversammlung von Gel-
senkirchen, nach all den schlechten Marktberichten gabs plötzlich ein
Volksfest im Phoenixpark. Wenn zwei Feiertage einander folgen, ent-
steht oft irgendwo ein Eisenbahnunglück, damit der ausgehungerte Zei-
tungleser am dritten Tag seineFrühstückssensation habe. Diesmal brachte
die Ferienzeit einen Haufen erregender Meldungen. Niederdeutsche
Bank, Goldberger S Pollak, Elektrobank-Lahmeyer, Kapitalserhöhung
bei der AEG und den Hohenlohewerken, Deutsch-Lux—Dortmunder
Union. Die Niederdeutsche verdarb wenig; und Deutsch-Lux hob die
Stimmung auf Gipfelhöhe. Die Fusion selbst konnte nicht als Glanz-
leistung wirken. Der erfahrene Börsenmann kennt ja die Konsequenzen
allzu behender Papierfabrikation. Aber die Möglichkeiten, die sich
aus der Transaktion ergeben! Der Spekulant lebt von Kombinatio-
nen. Thatsachen muß schließlich auch er kritisiren. Aber wo sichs um
das liebe Kombiniren handelt, läßt er seine Phantasie hemmunglos
arbeiten. Wenn die Wonne diesmal nur lange dauert!

Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft bekommt ein
Aktienkapital von hundert Millionen. Das ist das Faktum, um das
sich die Gedanken und Wünsche der Spekulanten drehen. Zuerst klang
die Ziffer allzu dernburgisch. Auch bliebsauf der Höhe still. Herr Hugo
Stinnes läßt nicht gern was durchsickern; er tritt meist mit fertigen
Sachen auf den Plan. So wars bei Luise Tiefbau, bei Saar und Mo-
sel; auch jetzt bei der unio prolium. Die Deutsch-Luxemburgische Berg-
werkgesellschaft besteht unter diesem Namen noch nicht zehn Iahre.
Nach der Epoche Disferdingen-Dannenbaum betrug das Aktienkapital
24, nach der kurz darauf erfolgenden Sanirung noch 20 Millionen.
Dann gings schnell aufwärts. 24 Millionen (1905), 42 (1908), 50
(1909), 63'/? (1910); und noch im selben Iahr des Heils 100 Millionen,
Aufgenommen wurden: Friedlicher Nachbar, Wilhelmshütte, Luise
Tiefbau, Saar- und Mosel-Bergwerkgesellschaft, Dortmunder Union.
Deutsch-Luxemburg selbst war nie in solchem Zustand, daß die Renta-
bilität unzweifelhaft schien. Manche Gesellschaft ist im Glauben des
Publikums so fest verankert, daß ihr schlechte Dividenden nichts an-
haben können; manche aber auch so labil, daß selbst gute Dividenden
ihr nicht das Vertrauen sichern. Zu dieser Gruppe gehört Deutsch-Lur.
Von einem großen Finanzmann hieß es einst: „Zweierlei kann er

nicht ablegen: Rechnung und Parvenumanieren." Mit der Rechnung hats bei Deutsch-Lux nie gehapert; aber die Manieren erinnern immer noch an den Ursprung. Die Gesellschaft ist zu rasch emporgekommen; und die Genossinnen, die sie dann ihrem Reich einverleibte, waren auch nicht gerade vornehmer Herkunft. Technisch und dem Ergebniß ihrer Produktion nach sind die einzelnen Glieder gewiß recht leistungfähig. Aber die Finanz hatte ihnen den Charakter verdorben und so brachten sie eine „Vergangenheit" mit in die Ehe. Beispiele: das dortmunder Steinkohlenbergwerk Luise Tiefbau und die Saar- und Mosel-Bergwerkgesellschaft. Die Dortmunder Union hat eine besonders lange Passionzeit hinter sich. Nach allerlei Wirrung hat sie wieder Dividende gegeben und man durfte hoffen, daß die Zukunft nach und nach die Schulden der Vergangenheit tilgen werde. Die technischen Einrichtungen der Union waren stets besser als ihr finanzieller Aufbau und sollen heute musterhaft sein. Dadurch ist leider noch nicht ein guter Ertrag verbürgt. Deutsch-Luxemburg will sich durch die Uebernahme der Union stärken, um bei der Entscheidung über das Kohlensyndikat und den Stahlwerkverband recht laut mitreden zu können. Davon steht in der offiziellen Erklärung natürlich nichts; sie sagt überhaupt nichts über die Motive des neuen Aktiengeschäftes. Da man die wahren Gründe doch nie erfährt, mags hingehen. Deutsch-Luxemburg produzirt rund 3 Millionen Tonnen, die Union etwa 1 Million. Das giebt also eine Steigerung um 33 Prozent. Im Kohlensyndikat würde sich Luxemburgs Betheiligung von 2,70 Millionen Tonnen Kohlen und 620 000 Tonnen Koks auf 3,10 Millionen und 720000 Tonnen erhöhen; beim Stahlwerkverband brächte die Fusion mit Dortmund ein Plus von mehr als 100 Prozent für Rohstahl. Deutsch-Lux steigt also wieder um ein paar Sprossen höher und braucht sich vor den beiden größten Kanonen, Gelsenkirchen und Phoenix, nicht mehr zu verstecken. Der Wunsch, den Anderen näherzukommen, ist bei solchen Transaktionen wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Er ist vielleicht nur einmal in den Lichtkreis des Bewußtseins gedrungen und später nicht mehr gespürt worden; aber im Anfang war der Wunsch und dann erst kamen die Kombinationen und Dispositionen. In unserem Fall haben wir außerdem mit der Persönlichkeit des Herrn Hugo Stinnes zu thun, über dessen Qualitäten heute nichts mehr gesagt zu werden braucht. Auch nichts, da,ß dieser ungewöhnliche Mann, als kluger Rechner, stets weiß, wo er bleibt. Von Dem, was er an Aktien besaß, ging gewiß mancher Posten bei den verschiedenen Fusionen im Exempel auf; daß wenigstens Einer dabei ein gutes Geschäft gemacht hat, ist eine tröstliche Thatsache. Einem Mann von dieser Willenskraft ist übrigens zuzutrauen, daß er um jeden Preis die Spitze der Montanpyramide erreichen und nicht nur primus intsr psrss sein möchte. Doch die höchste Schätzung der Person erspart dem Kritiker nicht die Frage nach den Vorbedingungen der Ertragsfähigkeit. Deutsch-Lux vermehrt sein Arbeitkapital um 36,5 Millionen. Das am dreißigsten Iuni dieses Iahres beendete Geschäftsjahr ergiebt auf 50 Millionen eine Dividende

von 11 Prozent. Am Ende des nächsten Iahres hat das doppelte Kapi»
tal Dividende zu fordern; müssen also, wenns bei 11 Prozent bleibt,
11 Millionen für die Dividende aufgebracht werden. Das will verdient
sein. Von dem neuen Kapital werden 22,20 Millionen für den Erwerb
ber Dortmunder Union verwendet. Der Modus des Aktienumtausches
ist für die Aktionäre der Union nicht ungünstig, wenn Deutsch-Luxem»
burg die jetzt erhoffte Nente bringt. Die Union hat im Iahr 1909/10
eine Million mehr verdient als im vorangegangenen Jahr und man
darf mit der Möglichkeit einer weiteren Ertragssteigerung rechnen. Im
Hohen Nath der Diskontogesellschaft, die noch immer einen Posten
Unionaktien besitzt, ist gewiß Alles so sorgsam erwogen worden, daß
der einfache Aktionäre annehmen muß, der Tausch beraube ihn keiner
reifenden Frucht. Deutsch-Luxemburg hat sich von dem neuen Kapital
vier Millionen für den Ankauf von Bergwerken (Gewerkschaften Kai-
ser Friedrich und Tremonia) vorbehalten und will 10,30 Millionen
„zur Abstoßung von Verbindlichkeiten übernommener Gesellschaften
und zur Verstärkung der Betriebsmittel" verwenden. Zu beachten ist,
daß die „Verstärkung der Betriebsmittel" schon wieder nothwendig er-
scheint, nachdem erst im April (also vor vier Monaten), bei der Ver-
einigung mit Saar» und Mosel, die Betriebsmittel durch 3V2 Millio-
nen Mark verstärkt wurden und im Oktober 1909 8 Millionen Mark
(neue Aktien) dem selben Zweck gedient hatten. Die Summen, die der
Gesellschaft aus diesen Geschäften zuflössen, gingen natürlich über die
angeführten Nominalbeträge hinaus, da auf die Aktien ein nicht un-
erhebliches Agio gezahlt wurde. Die zuletzt erwähnten 10,30 Millio-
nen werden von dem Bankenkonsortium zum Kurs von 160 übernom-
men und den Aktionären zu 170 angeboten. Die Gesellschaft bekommt
also zunächst 16V2 Millionen. Außerdem erhält sie drei Viertel des
über 5 Prozent hinausgehenden Konsortiengewinnes, im Ganzen also
ungefähr 17 Millionen. Bei der Versorgung mit neuen Betriebsmit-
teln wird, wie man sieht, nicht geknausert. Und daß die Vermehrung
des eigenen Kapitals die Sehnsucht nach neuem Geld nicht auf längere
Zeit stillt, lehrt nicht in Amerika nur die Erfahrung.

Die Börse hielt die neue Transaktion nicht für ein Ende; eher
für einen Anfang. Man kramte in alten Erinnerungen und bügelte
Halbvergessenes aus. Harpen (das bisher alle spekulativen Hoffnungen
enttäuscht hat) stand wieder im Mittelpunkt des Fusiongeredes; dann
sprach man von Nombach, den Nheinischen Stahlwerken, Oelsenkirchen.
Die Phantasie wollte die Gelegenheit zu neuem „Nummel" nicht ver-
säumen. Dabei rostete alte Liebe. Noch vor wenigen Wochen redete
der Montanspekulant nur von den Aussichten der Lauraaktie. Jetzt
war sie vergessen, obwohl die Veröffentlichung des Iahresabschlusses
nah ist. Die Aktien sind untergebracht: also hat die Sache für die Spe-
kulation keinen Neiz mehr. Die braucht neue Papiere; und fragt nicht
lange, ob die Zukunft eines Unternehmens dadurch besser wird, daß
man ihm allerlei kraftlose, kränkelnde Glieder einverleibt. Ladon.

ehr geehrte Herren! Auf Ihre Frage kann ich nur kurz ant-
Worten, Das entspricht wohl auch Ihrem Wunsch. Herr Dern-
burg scheint mir ein Mann von beträchtlichen Fähigkeiten, deren
einer Sache nützliche Auswirkung aber durch das Fehlen nothwen-
diger Hemmungen und zuverlässiger Charakterfestigkeit gehindert
wird. Als der in seiner Stellung unhaltbar gewordene, von den
namhaftesten feinerBerussgenossen alsSchädling betrachteteDirek-
tor der Bank für Handel und Industrie zum Kolonialdirektor er-
nannt worden war, durfte man erwarten, daß er den veraltet
bureaukratischen durch einen modern kaufmännischen Geschäfts-
betrieb ersetzen werde. Er hats nicht gethan. Wer mit der Kolo-
nialbehörde zu thun hat, klagt über das Anmaß bureaukratischer
Umständlichkeit, das dort zu bewältigen sei. Dieser Zustand war
nicht durch die zum Theil sehr tüchtigen Dezernenten verschuldet,
sondern durch den Chef. (Der auf jedem Posten noch gezeigt hat,
daß er von Zeit zu Zeit zwar seine Arbeitkraft zu ungemeiner
Leistung zu spornen, stiller und stetiger Alltagsarbeit aber sich nicht
hinzugeben vermag.) Ferner durfte man erwarten, daß der Kauf-
mann, der sich zu einer radikal-liberalen Partei gezählt hatte, die
Gewöhnung an bürgerliche Schlichtheit im Amt bewahren werde.
HerrDernburg ließ sich für seine Afrikareise eineUniform mit Gold-
flitterepaulettes machen und stolzirte unter einer (für diese Reise
ersonnenen) Staatssekretärflagge durch Afrika. Das sind Aeußer-
lichkeiten? Vielleicht auch nicht. Aber reden wir von „Innerlich-
keiten"? Das Blenderbedürfniß des Herrn Dernburg hat eine Ver-
tiefung der konfessionellen Gegensätze bewirkt, die dem Reich, so
fürchte ich, noch schlimmen Schaden bringen, es auch in seiner inter-
nationalen Handlungfähigkeit schwächen wird.
Während des dernburgischen Staatssekre.^ariates sind in
Deutsch«Südwes!afrisaDiamzn!en gesunden worden. IstDasDern-
burgs Verdienst? Wären sie unter Stübel oder Hohenlohe nicht
gefunden worden? Der Regieplan (über dessen Nützlichkeit die
Meinungen ja noch weit auseinandergehen) und die Ausführung-
bestimmungen stammen nicht aus dem Hirn des Herrn Dernburg,
sondern von seinen Berathern aus dem Kreis der Großbanken.
Coming, sunt ocliose.
Während dieser Zeit ist auch Etwas wie eine „Stimmung" für
die Kolonien entstanden. Eine national nützliche, im ernsten Sinn
patriotische Stimmung, die zu Opfern bereit macht? Nein. Eine
nach spekulativen Gewinnen auS Kolonialpapieren lüsterne Stim-

mung. Deren Folge, nach allgemeiner Voraussicht, ein an die
Zeiten Laws und des Südseeschwindels erinnernder, der kolonia-
len Sache schädlicher Kolonialkrach sein wird. In der Mache einer
solchen Stimmung seheich nicht ein Verdienst, sondern eine Sünde,
HerrDernburg hat einer großen Zahl verdienstvoller Offiziere und
Beamten die Freude an kolonialer Arbeit verdorben. Er hat sich,
in Ost- und West-Afrika, bei den deutschen Ansiedlern so verhaßt
gemacht wie im loyalen und leicht regirbaren deutschen Volk nie
vorher ein hochgestellter Beamter. Wenn er länger im Amt ge-
blieben wäre, hätten wir zuerst eine Massenflucht aus dem Kolo-
nialdienst, dann bald den Anschluß unserer westlichen Ansiedler an
den Südwestafrikanischen Staatenbund ergebt. „Wenn der Mann
weiter wirthschaftet, verlieren wir Deutsch-Südwest": dieses an
hoher Stelle gefallene Wort entspricht der Befürchtung, die viele
Landkenner hegten.
Herr Dernburg hat das Reich in dem Abkommen mit Belgien
(ungünstige Grenzfeststellung, Verzicht auf die Insel Kwijwi) ge-
schädigt. Er hat, in der Budgetkommission des Reichstages, dem
er eine Neberfülle objektiv unrichtiger Angaben und Ziffern vor-
getragen hatte, aus dem Mund eines konservativen Abgeordneten
das Wort hinnehmen müssen: „Wir können Ihnen nichts mehr
glauben, Herr Staatssekretär!" Er hat einen den Reichsfinanzen
höchst schädlichen Vertrag (der sich hoffentlich noch als anfechtbar
erweisen wird) geschlossen; einen Vertrag, gegen dessen schlimme
Nachwirkungen frühere Irrthümer der Kolonialdirektoren (Tip-
pelskirch und Aehnliches) harmlos erscheinen; und hat sich nicht ge-
scheut, diesen mit seinen Folgen so weit reichenden Vertrag, den,
wie er genau wußte, die Reichstagsmehrheit nicht billigen würde,
einen Tag vor der Einreichung seines Abschiedgesuches, ohne Ver-
ständigung mit Reichsschatzamt oderBundesrath, zu unterzeichnen.
Das ist in der Geschichte deutscher Verwaltung wohl ohne Beispiel.
Ich sehe in diesem Amtsleben keine rühmenswerthe Leistung.
Durch gute Beziehungen zu Finanz« und Preßprovinzen läßt sich
für' eine Weile eine Blendung des Publikums erwirken. Kommt
die rauhe Wahrheit dann ans Licht, so ist der Schuldige fort und
sagt (oder läßt sagen), die Unfähigkeit der Nachfolger sei an allem
Unheil schuld; so lange der „große Mann" im Amt saß, sei doch
Alles gut gegangen. Dieses nette Spielchen ist ja auch in der Ge-
schichte der Bank für Handel und Industrie versucht worden.
In vorzüglicher Hochachtung Harden.
Dieser Brief (den ich hier abdrucke, weil Stücke daraus in vielen
Zeitungen veröffentlicht worden sind und der Sinn dadurch manchmal

entstellt worden ist) war geschrieben worden, weil die Leiter der Kolonialen Rundschau auch von mir „eine Meinungsäußerung über den ersten Staatssekretär des Reichskolonialamtes" erbeten hatten. Das Iuliheft dieser Monatschrift, in dem er erschien, ist lesenswerth. Nicht nur, weil Herr Friedrich Dernburg darin vom „Werdegang" und Wesen seines Sohnes ein Bild giebt, das alles je in familiärer Schönpinselei Geleistete weit übertrifft und allen Kennern der Person cineViertelstunde unvergeßlicher Lustigkeit bereitet hat; auch, weil es lehrreich ist, zu sehen, mit welcher Unkenntniß von Menschen und Verhältnissen in namhaften Männern sich der Wahn verbinden kann,' in politicis zu öffentlichem Urtheil berufen zu sein. Alle Briefschreiber loben den Herrn Bernhard Dernburg. Danach müßte man glauben, ich sei ungerecht, böswillig, urtheile wohl gar aus persönlicher Verstimmung. Nun kenne ich aber unter den Vielen, die ich über den Staatssekretär reden hörte, nicht Drei, die ihn auch nur um die winzigste Nuance günstiger beurtheilen als ich; und ein gutes Dutzend, dessen Urtheil, hier und in Afrika, viel härter lautet. Da der Mann eine Weile von der Oeffentlichen Meinung gehätschelt wurde, findet mans bequemer, zu schweigen oder das Urtheil, wo es weithin hörbar wird, zu färben. Wer will sich denn „exponiren" und „gegen den Strom schwimmen"? Dieser Mangel an Aufrichtigkeit ist ein (nicht zum ersten Mal wahrnehmbares) Symptom, das den Betrachter deutschen Lebens betrüben muß. Wenn Herr Dernburg wirklich so geschätzt würde, wie man nach den gedruckten Urtheilen annehmen mußte, käme es auf meine Stimme nicht an. So ists aber nicht. Beamte und Offiziere, Politiker und Bankiers sehen den Mann, wie ich ihn sehe. Nur deshalb war das Lobgetute so komisch; so traurig. Einer will nicht zugeben, daß auch dieser Kaufmann, wie vor ihm der aus ganz anderem Stoff gefügte Herr Moeller, die Hoffnung enttäuscht habe. „Wenn wirs selbst sagen, nimmt man nie wieder Einen aus unserer Reihe und die Bureaukratie ist obenauf," Der Andere hälts für kluge Taktik, zu thun, als sei Herr Dernburg ein Opfer seiner allzu liberalen Gesinnung geworden. „Gute Gelegenheit, den Schwarzblauen Eins auf den Kopf zu geben." Diese Mächlerei ist langweilig und dumm; und der Versuch, einen Pfiffikus, den die Briten, auf ihrer Heimathinsel und in Afrika, schnell durchschaut haben (wofür ergötzliche und beschämende Beispiele anzuführen wären), als deutschen Nationalhelden zu frisiren, muß draußen unser Ansehen schmälern. Als Herr Dernburg ins Amt kam, waren Konservative und Centrum viel mächtiger, als sie heute sind; er hat, mehr als einmal, nachdrücklich betont, daß er sich um die innere Politik nicht kümmere, sondern sein Kolonialgeschäft als Reichskaufmann treibe; und er ist nicht gefallen, weil er Herrn von Bethmann (der selbst ein Kaufmannssproß und sanft nationalliberaler Mann ist) zu liberal, sondern, weil er nachgerade unhaltbar geworden war und Herr Mermuth ihn nicht mit beträchtlichen Reichsfinanzinteressen nach Belieben und Laune weiter wirthschaften lassen wollte. Auch nicht durfte: denn

ein Zustand, in dem der Kolonialsekretär, ohne sich mit dem Kollegen
vom Reichsschatzamt zu verständigen, finanziell gewichtige Verträge
schließt, kann nur schädlich wirken. (Hier muß, der Ordnung wegen,
übrigens erwähnt werden, daß die Behauptung falsch ist, der Kaiser
habe nur ungern dem Drängen des Kanzlers nachgegeben und Herrn
Dernburg den Abschied bewilligt. Wenn Einer wünschte, den Mann
zu halten, dessen Sturz von Unkundigen oder Unehrlichen als eine re-
solute Abkehr von der „Blockpolitik" gedeutet werden konnte, so wars
der Kanzler. Dem über das Empfinden der deutschen Ansiedler, Offi-
ziere und Beamten richtig informirten Kaiser behagte das Gebühren
des Herrn, der von „unseren braven Truppen da unten" zu schwadro-
niren pflegte und dessen Politik nur das expansiveTrachten derAfrikan-
der, nicht das deutsche Interesse förderte, längst nicht mehr; und er hat
in den knappen Minuten der in Kiel erbetenen Abschiedsaudienz seine
Stimmung nicht gehehlt.) Gegen meine Darstellung ist gesagt worden,
Herr Dernburg sei, als Fürst Bülow ihn fürs Kolonialamt kürte, in
der Darmstädter Bank nicht unhaltbar gewesen. Daß ers war, wäre
leicht zu erweisen. Er konnte nicht bleiben (die Bank krankt heute noch
an den Folgen seiner Leitung) und unterhandelte, um sich eine neue
Thätigkeit zu schaffen, damals bereits mit Amerikanern, Die Zweifler
sollten nachlesen, was nach der schlimmen darmstädter Bilanz über
Herrn Dernburg gedruckt worden ist; und die Gegner des seltsamen
Heros nicht zwingen, die Kritiken dernburgischer Leistung noch einmal
ins Licht zu rücken. Wenn der Herr sich als Kaufmann so herrlich be-
währt hätte, wie die Lobrede kündet: warum versuchen die Granden
des Handels und der Industrie jetzt nicht, ihren Unternehmungen seine
Kraft zu sichern? Keiner hats versucht. Alle wissen, daß ein von diesem
Skrupellosen, dessen Hirn in der wichtigsten Stunde die Hemmung
fehlt, geleitetes Institut nach kurzem boom („Rummel", sagt der Ber-
liner) im Lebenssitz bedroht wäre. Deshalb hat, trotz allem Gewink mit
dem Köder, Keiner noch angebissen. Zweiter Einwand: Kwijwi; die
Sache sei nicht so arg. Wirklich? In Deutsch-Ostafrika hält man die
im Kiwusee liegende, an Menschen, Wäldern, Vieh reiche Insel Kwijwi
für ungemein wichtig; meint man, ein Vertrag mit einer uns so un-
günstigen Grenzregulirung sei schon vor zehn Iahren von Belgien zu
haben gewesen. „Um zu erreichen, was Herr Dernburg erreicht hat,
wäre der langwierige und schädliche Streit nicht nöthig gewesen. Der
schlaue Sultan Msinga von Ruanda, der sich der deutschen Oberhoheit
nur so lange fügt, wie ers zu müssen glaubt, wird nach diesem Beweis
deutscherNachgiebigkeit kaum noch imZaum zu halten sein." So schreibt
ein Erfahrener mir von drüben. Und der Heldenwahn mag die Frage
beantworten, warum das mächtige Deutsche Reich in den Verhandlun-
gen über die Grenze zwischen Kongostaat und Deutsch-Ostafrika nicht
die Erhaltung seines Besitzstandes im Kiwusee durchsetzen konnte und
sich von dem kleinen Belgien zurückdrängen lassen mußte. Solche
Schwächezeichen sind in Afrika noch gefährlicher als in Europa. Drit-

ter Einwand: Die Diamantenregie ist ein geniales Werk, das seinen Meister lobt. Nicht Herrn Dernburg also: denn Dem ist der Plan fertig servirt worden. Ob die Erfinder und Konstruktoren des Planes jetzt, seit die Absatzschwierigkeit und die Geschäftspolitik der Debeers-Company sie in enge Klemme bringt, noch von der Vollkommenheit ihrer Schöpfung überzeugt sind, wird sich bald zeigen. Allen, die sich über die Diamantenpolitik Seiner Excellenz aus einer gründlichen Darstellung orientiren wollen, sei die vom Abgeordneten Erzberger veröffentlichte Brochure „Millionengeschenke" empfohlen; sie lehrt auch erkennen, welche Rolle Herr Dernburg, mit seinen Versicherungen und Rückzügen, in der Reichstagskommission gespielt hat. Nachdem er am fünfundzwanzigsten Ianuar dem Freiherrn von Hertling erklärt hatte, er werde, ohne sich um die Stimmung der Kommission zu kümmern, den Vertrag mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestasrika, mit dem man „durchaus zufrieden" sein könne, noch am selben Abend abschließen, mußte er (dem vorgeworfen worden war. er habe versucht, den Abgeordneten Sand in die Augen zu streuen) am nächsten Tag im Plenum sagen: „Ich will gern anerkennen, daß die Anregungen und Bemängelungen, die in der Budgetkommission gegenüber dem Vertrag laut geworden sind, mich, trotz der mir ressortmäßig zweifellos zustehenden Möglichkeit, diesen Vertrag zum Abschluß zu bringen, auch ohne dieser Stimmung Rechnung zu tragen, doch veranlaßt haben, diesen Vertrag in der gegenwärtigen Form jedenfalls zur Zeit nicht abzuschließen." Die M. d. R. mußten also den großen Kaufmann fast gewaltsam hindern, einen Geschäftsvertrag abzuschließen, der demReich noch geringeren Vortheil gebracht hätte als der später, unmittelbar vor der Einreichung des Abschiedsgesuches, von dem Staatssekretär aus eigenem Ressortrecht unterzeichnete (der im Reichstag nie eine Mehrheit finden konnte). Das ist nur ein Beispiel. Der Mann war nicht länger haltbar. Und Kaufleute dürften, im Interesse ihres Standes, von dem für die Reichsgeschäftsleitung noch Manches zu hoffen' ist, nicht den Glauben fortwuchern lassen, daß sie Herrn Dernburg, den sie doch in der Nähe gesehen hatten, je für den zu öffentlicher Repräsentation kaufmännischen Geistes Geeigneten hielten. Heldenverehrung ist eine schöne Sache; sollte sich ihre Objekte aber mit einiger Sorgsamkeit aussuchen. Den Mustersoldaten Estorff (der den Deutschen Südwestafrikas gewiß als Gouverneur höchst willkommen wäre) ohne Sang und Klang ziehen lassen und Herrn Dernburg (der, mit seinen Titeln, Orden, Brillanten und Doktorhüten interessanterHerkunft, jetzt gar noch über Undank klagt) Altäre bauen: Das geht nicht. Wollt Ihr ihn, dem sich nicht einmal die Diskontogesellschaft anvertrauen mag, etwa als Kanzler haben? Ein hoch Thronender hat, als ihm erzählt wurde, die Andeutung dieser Möglichkeit habe ein Bankier mit der Versicherung beantwortet, dann werde er auswandern, lächelnd gerufen: „Ich auch!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimtlian harden tn Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S. m. b. H. in Berlin.

Berlin, den 27. August 191«.
Tschernagora.
AWikola Petrowitsch Njegos, der neunundsechzigjährige Fürst
von Montenegro, will vom achtundzwanzigsten Augusttag
an König heißen. (Vielleicht hat er, als Verfasser der Dramen
«Die Balkanzariza" und «Der Arnaut",just diesen Tag gewählt,
damit sein Königthum zugleich mit dem Kollegen Johann Wolf-
gangGoethedenGeburtstagfeire.)IwanTschernojewitsch,der im
Lande des Schwarzen Berges, zwischen Skutari und Kattaro, ge-
gen Ende des fünfzehntenIahrhunderts das Kloster Cetinje grün-
dete, konnte nicht ahnen, daß auf dieser Stätte einst ein christlicher
König imKonak thronen werde.KeinKönigseines Stammes frei-
lich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von den Venezia-
nern unterstützten Tschernojewitsch sind, nach einem Bruderzwist,
der Iwans Sohn Georg aus Cetinje jagte, ausgestorben und ihr
letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, SkenderbegTscherno-
jewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statthalter des Sultans
verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herrschaftrecht eine ge-
wisse Kontinuität zu wahren, nicht ganz ertraglos. Iwans Kloster
war noch unter dem Halbmond, als Sitz des Wladika und seiner
bischöflichen Macht, die Citadelle des Schwarzen Berges; ward,
wenn die Türken es durch Feuerzerstört hatten, jedesmal wieder-
aufgebaut und ist heute noch, als Gruft des GroßwojwodenMirko
und der Bischöfe Peter undDanilo, den Montenegrinern heilig.
Der russische Peter, den die Europäer den Großen nennen, hat

die strategische und die nationale Bedeutung des Berglandes früh erkannt. Während Karl der Zwölfte von Schweden um Türkenhilfe wider Rußland warb, die Hohe Pforte durch einen Fetwa des Scheich ulIslam dem Zarenreich den Krieg erklären ließ und Peter, beinahe so beredtwie später die über strocities klagenden Briten, die europäischen Großmächte zurBefreiung der christlichen Griechen, Serben,Bulgaren,Walachen aufrief,mußteseinBoteMiloradowitsch den Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen, worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der dieRechtgläubigen aus derTürkennoth erlösen solle.und rechne auf den Beistand aller je von den Osmanen geknechteten Christen. „WennIhr handelt, wie diePflichtEuch gebietet, wird Mohammeds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt." Zum erstenMal hörten die unter derTürkenherrschaft lebenden Christen solcheWorte; zum erstenMal meldete Rußland sich als den legitimen Erben der Palaeologen von Byzanz. (1710; in zweiIahrhunderten hats denAnspruchnichtdurchzusetzen vermocht.) Wladika Danilo aus dem Haus der Njegos ließ sich durch Peters wuchtigeWorte zurTschernagorzenvesper hinreißen und begann, mit seinem Menschenhäuflein, denKrieg gegen die Türkei. Peter war am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein mußte, als der (mit russischem Gold bestochene) Großwesir ihm in Falczin einen erträglichen Friedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber saß ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilisirten Erlaß, die Tschernagorzen seien nur dem Zaren zuTreue, Gehorsam und Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte und den Wladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ, kams nicht zu schroffem Konflikt. AlsdievonPetcraufgestachelten Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf venctisches Gebiet geflohen waren, hatten nicht sie die Folgen zu tragen, sondern die Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihrMorea, trieb sie aus den letzten Kandiotcnburgcn, wurde aber, nachdem Oesterreich eingegriffen hatte, durch die Siege des Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1718 zumFricdcn von Passarowitz genöthigt.in dem Venedig zwarMorcaendgiltigaufgabunddenSüdostenderHerzegowina räumte, KaiserKarl derSechste aber Nordserbien, die

Kleine Walachei, das teniesvarer Banat und einen Theil von
Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zumerstenMal
intervenirte England mit derMahnung, den Besitzstand derTür-
kei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß von Nimirow,
wo, 1737,Rußland schon dieSuzerainetät über die von derTür-
kei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der
Sultan nicht gewähren und Kaiser Karl nicht wünschen. Der war,
als DeuIscherKaiser, zwar Rußland verbündet, gönnte denMos-
kowitern aber nicht so rasche Erweiterung ihrer südosteuropäischen
Machtsphäre und zwang sie, durch denhastigenAbschluß desBel-
graderFriedensvertrages, auf alleseroberteGebietzu verzichten,
Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern
zu halten. Nnter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte
einen »Frieden auf ewige Zeit". Schon damals schrieb ein hell-
sichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der
Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten
zu danken, denen die musulmanische Wirthschaft weniger unbe-
quem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerb-
schaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über
Mußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt, daß sie die
Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und
die kleine Theokratie am Schwarzen Berg nicht zu beachten brauch-
te. Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katha-
rina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainard-
sche verlor Abdul Hamid der Erste die Krim und die Bukowina,
erlangte Rußland.mit drei Seefestungen, das Recht auf freieFahrt
im Schwarzen Meer Und durch den Bosporus. „Ehe noch zehn
Jahre verstrichen sind",schrieb 1784derPreußischeGesandteDiez
<ms Konstantinopel,» wird die Türkei verschwunden, wird ihr euro-
päischerBesitzvonRußland Verschlungensein." So weit langte im
ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der
nächste Krieg und derFriede vonIassy ihr nur den winzigen Vor-
theil einer den Türken unbequemen Grenzregulirung im Norden.
Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die
Wuth über das Treiben des Statthalters Kara Mahmud Pascha
Boschatly, der vonSkutari, seiner Provinz, aus immer wieder in
montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das
Bergland wichtige Festungen besetzen ließ, trieb sie zum Versuch

bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa ge-
schlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Petcr
Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Berg-
land, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan
über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.
Seitdem hat die Familie Njegos-Petrowitsch in Montenegro
regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast
unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten allerFamilien-
häupter auf ein Ziel gerichtet: auf einen Hafen am Meer. Der streit-
bare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen
Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die
Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den
Oesterreichem räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika
Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von
MontenegroundHerrnderBrda. Das paßte der Pforte nicht; und
als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten,
wurde Omer Pascha mit sechstausend Mann ins Bergland ge-
schickt, um Ordnung zu schaffen und die Widerspenstigen zu züch-
tigen. Alle Südslaven zeterten laut gegen die Knebelung Monte-
negros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des
Christenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie sein Handel in'
Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt
wurde? Franz Joseph ließ durch den Feldmarschall-Lieutenant
Grafen Leiningen in, Konstantinopel ein Ultimatum überreichen,
das (außer anderen Zugeständnissen) dieAbberufung Omers for-
derte und der Pforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nicht nach
dem Ablauf des fünften^Tages erfüllt seien, werde ein österreich-
isches Heer inBosnien einmarschiren. DieserDruck wirkte. Ehenoch
Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen.
Dessen Heer hätte zu völligerAnterwerfung derTschernagora ge-
nügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten,
Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettetund von na-
hem Türkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Jahre
nach Leiningens Erfolg forderte, auf dem Pariser Kongreß, der den
Krimkrieg endensollte,dertürkischeDelegirtevondenMächten die
Anerkennung derThatsache, daß Montenegro zumOsmanenreich
gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die
Tschernagora sei ein freies Land, dem von Rechtes wegen die Her«

zegowina und die Hälfte vonAlbanien zugesprochen werden müßte.
Oesterreich konnte in dieser Schicksalsstunde für seinen Schützling
nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürsten-
thümer zu räumen. Im vorigen Herbst hatte GrafBuol-Schauen-
stein, Schwarzenbergs Nachfolger, zuBeustLesagt: «Die Donau-
fürstenthümer haben wir in der Tasche!" Wurde dann »vor Zorn
feuerroth undstieg wie eineRakete indieHöhe", als inParis,am
siebenundzwanzigsten'März 1856, Alexander Walewski, der als
FrankreichsVertreter demKongreß vorsaß.ihn fragte.wannOester-
reich seine Truppen aus denFürstenthümern zurückziehen werde.
Daß der Rückzug erst nach der Ratifikation des Friedensvertra-
ges beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war für
Montenegro nichts Rechtes zu erreichen; das Vergland mußte sich
selbst helfen. Half zunächst den bosnischen und herzegowzischen
Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türken-
tyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei
Grahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abb ul Medschid
eine Grenzregulirungzugestehen und eine (nicht sehr beträchtliche)
Vergrößerung der Tschernagora bewilligen mußte.Danilo hatfür
sein armes Land noch allerlei Nützliches gethan: die Steuerpflicht
und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch einge-
führt, die Blutrache undanderenBarbarenbrauch ausgerodet, die
Staatsverwaltung und die Heeresorganisation dem gewandelten
Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölftenAugust 1860 inKat-
taro von einem Landsmann tötlich verwundet worden und am
nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Neffe Nikola, der noch
nicht neunzehnjährige Sohn des tapferen Wojwoden Mirko Pe-
trowitsch, den Fürstenthron. Der neue Herr, den das Volk zärt-
IichNikiza(Nikoläuschen)nannte,durfteinRuhe reifen; brauchte
sich im ersten Regirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen.
Noch warimSüdostenEuropas alle Entwickelung von dem Zweifel
gelähmt, denIohannWilhelmZinkeisen in die Frage gefaßt hatte:
«Werden die Mächte des Westens oder wird der Koloß des Nor-
dens sich der Geschicke und derZukunft desOsmanischenReiches
bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten
Jahrhunderts." Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Groß-
mächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Jahres 1869
heischt Montenegro an der Albanergrenze zweiWeideplätze.Die

Türkei sperrtsie durcheinen Militärkordon; giebt aber dem austro-
russischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geld-
zahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Jahr zu irgendeinem
Geplänkel. Als in Konstantinopel dannAbdulAziz und elfTage
danach zwei seiner Minister ermordet worden waren, flackert auf
dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert
das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken.
Midhat Pascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt der Türkei
dreist den Krieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärk-
tes Heer unter das Kommando des russischen Generals Tscherna-
jew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bos-
nien und den Sandschak Novibazar, Montenegro soll Albanien
und die Herzegowina „beruhigen ".Schon istNikola von denHer-
zegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje be-
lagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen
Nebermacht er zurAmkehr gezwungen ward, bei Wrbitza-Wuci-
dol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt das Glück nicht; und als
Tschernajew bei Deligrad geschlagen ist, müssen die verbündeten
Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat
sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem
Wachsthum russischerMachttreibtEngland,mitnoch zäherer Kraft
als bisher sich für die Integrität der Türkei einzusetzen. Layard,
der das Inselreich am Goldenen Horn vertritt, schreibt: »Nicht aus
Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur
Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen wir das Osmanen-
reich ungeschmälert erhalten. DieTürkei stemmt sich den ehrgeizigen
OrientplänenRußlands entgegenund derSultanist,alsHauptdes
Islams, für Britanien, das Millionen mohammedanischerAnter-
thanen hat, ein nützlicher, vielleicht einunentbehrlicherBundesge-
nosse." Lord Derby, der diese Note empfängt, stimmt derMeinung
des Botschafters zu. Rußland muß sich in Europa also einen Helfer
suchen.WelcheGroßmachthatGrund.mitderanglo-türkischenPo-
litikunzufriedenzu sein?Oesterreich-Nngarn,das ausDeutschland
gedrängt ist und sich, wie nach Beust auch Andrassy erkannt hat, nur
imOrientschadlos halten kann. Am achtenIuli 1876 beginnen die
Kaiser Alexander der Zweite und Franz Joseph in Reichstadt die
Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Januar
1877 führen. („Diese Konvention", sagtBismarck, »nicht derBer-

liner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an Bosnien und der Herzegowina und haiden Russen währendihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.") Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschlagen. Als Lord Derby zu bremsen versucht, antwortet Gortschakow: «DerWunsch, dieTürkei unabhängig und unangetastet zu erhalten, ist nur erfüllbar, wenn sie dieGebotederMenschlichkeitachtetund das Gefühl der christlichen VölkerEuropas nicht länger verletzt.Da die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen Christen zu schützen, muß Europa dafür sorgen, daß derFriedensvertrag vom Jahr 1856 gewissenhaft ausgeführt wird." Eine neue Schlachtordnung also; und ein neuer Sultan. Das Scheinregiment Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses Irren wird Abdul Hamid der Zweite Kaiser undKhalif. Der erste Novembertag bringt den Serben und Tschernagorzen den ersehnten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte, die in Albanien undderHerzegowinaerobertenGrenzdistrikteden Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu gewähren. Das von Abo ul Hamid, aufMidhats Rath, einberufene Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte will sich dem Londoner Protokol noch gar dem russischenZusatz, der schleunigen Friedensschluß mit Montenegro heischt, nicht fügen: am vierundzwanzigsten April 1877 rücken russische Truppen in die Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von Cetinje nach Podgorizza abgedrängt und Nikolas Heer erobert Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden bis an die Mündung des Lim in die bosnische Drina, in derHerzegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerseite bis nach Skutari erstrecken. Dabei bleibts nicht. Im Berliner Vertrag vom dreizehnten Juli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zuwachs beschränkt, aber als unabhängiges Fürstenthum anerkannt und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland vonGusinje undPlawa, das Küstengebiet von Antivari. Ist endlich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Spizza nebst der Küstenkontrole an Oesterreich; aber der alte Herzenswunsch der

Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten desIahres 1879 muß
sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und
Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen,
in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtetMonte-
negro auf diefeBergbezirke und erhält dafür denbiszurBojana-
mündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt
Dulcigno, deren Nebergabe Derwisch Pascha mit einer osman-
ischen Kerntruppe von denAlbanern erzwingt.DerKhalif ist,das
geistliche Oberhaupt aller an Mohammed Glaubenden, genöthigt,
selbst den Widerstand ihmunterthanerGläubigengegenneueGe-
bietsforderung christlicher Slaven zu brechen und den so gesäu-
berten islamischen Boden den Christen abzutreten. Amsiebenund-
zwanzigstenNovember 1880ziehen dieTschernagorzen in die ihnen
von den Türken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann
Venedig und seit drei Jahrhunderten der Sultan-Khalif geherrscht
hatte, funkelt über dem rothen Feld, in dem Montenegros Doppel-
adler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das gol-
dene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.
Nikizas. Der ist jetztneununddreißigIahre alt.sitzt vierLustren
lang auf dem Fürstenthron: wird aber von den Landsleuten noch
immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns
sicher aus derArmuth und Enge; kann der Tschernagora, der die
Venezianer den lateinischen Namen gaben, eines Tages noch wer-
den, was im vierzehnten Jahrhundert Stephan Duschan, der Zar
aller Serben und Griechen, der südslavischenHoffnung war. Hat
nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student
der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen,
die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Auf-
stand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unter-
stützt hatte, vonOmersAebermacht aber gezwungen worden war,
vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu
bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den
Entschluß ermöglicht, seinHeer und sichselbstunterdenOberbefehl
Michaels Obrenowitsch.des kühnenFürsten von Serbien,zu stellen
und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone
Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkischer Zwing-
burgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari
und Dulcigno das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen

seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. And in
Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des
HausesObrenowitsch überstrahlt. FürzwanzigIahre.eineimVöl-
kerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht
viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbenein-
nng, von der seine Jugend träumte? Der Südslavenlegende wird
der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins
Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; und Nikola weiß
sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu
betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht die Viertelmillion er-
reicht, ein Heer von fünfzigtausend felddienstfähigen Leuten: damit
ist derAnspruch auf haltbarenHeldenruhmheute nicht leichtzuer-
kämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegenMukhtar und Su-
leiman Pascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eine Fami-
lienerinnerung. War sein Großohm nicht, der zweite Peter Petro-
witsch Njegos, als Nationaldichter berühmt? Er hat die Berge und
das Freiheitsehnen, denMuth und Stammesstolz der tschernagor-
zischenSerben besungen; in Drama und Volkslied sich, einBischof
der Orthodoxen Kirche.versucht.DiesemVorbild strebtNikola nach.
Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk
hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der
Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine
wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Er wagts; sein Lied grüßt
das Meer, über dessen Bucht endlich nun die weiß gekreuzte rothe
Standarte im Morgenwind flattert, grüßt das Gebirg, über dessen
Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem
Lande dieNationalhymne und dasNationaldrama.Held undSän-
ger. Ein Balkan-Björnson; und ein gekrönter, der nichtzu fürchten
braucht, durch dasSchauspiel geschäftlicherTüchtigkeitseinen Nim-
bus zu schmälern. Wenn er seine ^ausmacht mehrt, dient er ja nur
dem Vaterland. Ists etwa nicht hohen Lobes Werth, daß er das fest
verriegelte HerzAlexanders desDritten erobert, der ihn laurseinen
besten(nicht,wie allzuwörtliche, denSinn entstellende Uebersetzung
behauptet, seinen »einzigen") Freund nennt? Nicht ungemein
schlau, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren Bewunderer
Rußlands giebt, seit MilanObrenowitschsichdemOesterreich An-
drassys zugewandt hat?Die slavische Vormacht schien unüberwind-
lich undAlexanderderZarvonEuropa.AufMilan,dengeistreichen

Lüdrian, ist für die Erledigung nüchterner Geschäfte nicht zu rechnen. Nikola lernt ihn allmählich hassen; freut sich des Eheskandals im KelgraderKonak.desHaderszwischenVaterundSohnund hofft, als Alexander mit seiner Draga der Dynastie das Grab schaufelt, zur Rettung aus gefährlicher Wirrniß berufen zu werden. Der selbe Mann, der gesagt hat, er sei, wenn die Einung der Serbenstaaten dadurch beschleunigt werde, bereit, zu Gunsten Michaels Obrenowitsch auf das Regentenrecht zu verzichten, trachtet jetzt nach der Doppelkrone der Obrenowitsch und Njegos; und gilt, noch immer, im Südslavenbereich als der neue Duschan, den der Gott aller Rechtgläubigen für das große Werk derSerbensammlung auserwählt habe. Mit bedächtiger Kaufmannsklugheit hat der fürstliche Barde seinem Gott das Wunder zu erleichtern, der Vorsehung die günstige Konjunktur zu schaffen versucht. Milena, die Tochter des verarmten Wojwoden Wukotitsch, hat ihm zehn Kinder geboren. Solcher Segen muß dem Vater, dem Vaterland Zinsen. Prinzessin Zorka wird dem serbischen Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch, Miliza demrussischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch,StanademHerzogGeorgvonLeuchtenberg,Helene gar dem italischen Kronprinzen Victor Emanuel vermählt; Prinz Mirko holt sich aus demHaus Obrenowitsch die Ehegefährtin und nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzloser Gattung mit der Strelitzerin Jutta bescheiden. Nikola hat starke Trümpfe in seinem Spiel: Rußland, die Slavenstimmung, Italiens Beistand. Wird ihm einst die NachfolgeAlexandersObrenowitsch angeboten» dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine? Hier war in Nikolas Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich-Ungarn hatte mit der Omladina,den serbischenIugendvereinen, die in dem Fürsten der Tschernagora den Messias sahen, zu viel Aerger erlebt, um wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und Belgrad herrsche und dieAttraktion des großserbischen Gedankens noch mehre. Auf dem Westbalkan, also in Oesterreichs nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebener Fürst, an Albaniens Grenze der zwiefach gekrönte Schwiegervater eines Königs von Italien: weder in Wien noch in Budapest durfte mans dulden. Die panse» bische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft wäre gestärkt, Ita-^ liensDrang nachAlbanien begünstigt, dieAnnezion derinReichstadt und Berlin dem Kaiser Franz Joseph zugesagten Balkan-

provinzenumeinBeträchtlicheserschwertworden. ObGoluchowski den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuenKönig küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten SohnMirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.

Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte bald neue Enttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den SchwarzenBerg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Jungen; «Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übersGebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubel, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblur dampfte, inHundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit,der Erlösung von fremdem Joch: in der Wirklichkeit wurde er, seit die Japaner den Petersburger Patron aufs Haupt schlugen, schwach und ängstlich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slavenfeinde zu schmuggeln und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur AynexionBosniens und der Herzegowina ausnützte, für die Serbensache nicht einmal so viel wie Georg KarageorgewitschunddieHohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälterDutzendverse; ein Baumeister,derLuftschlösser ohne feste Grundmauer vors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greisender, dem vor derIugend graut." So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser.

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.72 1910.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086267

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086267?urlappend=%3Bseq=291

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 05:48 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

provinzenumeinBeträchtlicheserschwertworden. ObGoluchowski den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuenKönig küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten SohnMirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.
Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte bald neue Enttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den SchwarzenBerg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Jungen; «Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übersGebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubel, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblur dampfte, inHundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit,der Erlösung von fremdem Joch: in der Wirklichkeit wurde er, seit die Japaner den Petersburger Patron aufs Haupt schlugen, schwach und ängstlich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slavenfeinde zu schmuggeln und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur Aynexion Bosniens und der Herzegowina ausnützte, für die Serbensache nicht einmal so viel wie Georg KarageorgewitschunddieHohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälterDutzendverse; ein Baumeister,derLuftschlösser ohne feste Grundmauer vors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greisender, dem vor derIugend graut." So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser.

- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, seit die radikale Sprudel-
jugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig
geworden; und einSouverain, derNationalbardeundOberleiter
des Rcgirungblattes QIas OnoZorca ist, vermag für seinen Ruhm
Mancherlei zu thun. UnterNikolas Regirung ist die Anabhängig-
keitMontenegros von den Großmächten besiegelt, sind dem Berg-
fürstenthum zweiHäfen gewährt worden. NurLügner können be-
haupten, die bosnische Krisis habe den Tschernagorzen keinen Er-
trag gebracht. Antivari undDulcigno gehörenihnenerstjetztganz:
im neunundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages ward
die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei
in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegs-
schiffe zu halten. Genügts uoch nicht? Aus Iwans Klosterdorf
wird morgen die Residenzstadt eines christlichen Königreiches.
Dem Volk wird der Firniß nicht nützen. Die Tschernagorzen
sind arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um
ihr Leben zu fristen, und in Schaaren, sobald sich eine Gelegenheit
bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Neue Welt
entlaufen. Die Steuerfron wird im Königreich nicht geringer wer-
den. Nikola aber mag sich imGlanze spiegeln. Wersagtnunnoch,
DanilosNeffe habein fünfzigjährigerHerrschaftnichtsGreifbares
erlangt? Schwiegervater der Könige von Italien und Serbien,
OheimdesZaren, dessen Geisterglauben Miliza klug nährt, in der
Hofburg fast nun so gut angeschrieben wie in Zarskoje Selo; und
das Wichtigste: morgen selbst von Gottes Gnaden ein Zar. Wie
Karol, Peter, Ferdinand. Warum hat Nikola nicht früher nach dem
Königstitel gestrebt? Weil ihm, dem Urtypus des ehrgeizigen,
machthungrigen Balkanpolitikers,an derRangerhöhung ohne Ge-
bietszuwachs nichts lag? Ersiejetztnurwünscht, umseinemSohn
Mirko den Weg auf den Thron derObrenowitsch zu bahnen, der
die Enkel des Schwarzen Georg nicht lange mehr tragen wird?
Vielleicht. Die Ehe des ErbprinzenDanilomitdernorddeutschen,
im Bergland verlästerten Prinzessin ist fruchtlos geblieben und
Danilo selbst wird, als ein unthätiger Schwächling, vom Miß-
trauen umlauert. Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen
kräftigen Knaben gezeugt und sich in jederFährniß zu dem groß-
scrbischen Gedanken bekannt hat, ist der Liebling derNation, dem
sie zutraut, er werde für ihre heilige Sache nicht nur mit Zunge

undFeder fechten. Zielt das Auge des altenFalken soweit?Hofft
er, dem Jungen könne, als von Europa anerkanntem König, gelin-
gen, was dem noch vom Türkenjoch bedrohten Halbvasallen ver-
sagt blieb? Dann unterschätzt er die Hellsicht Franz Ferdinands
und Lexas von Aehrenlhal. So lange in Oesterreich-Angarn der
Wille zurWahrungseinerBalkanposition lebt,kann es einGroß-
serbien, gar ein den über die Adria schielenden Italienern ver-
schwägertes.nicht dulden. Seine Serben undKroaten wären nach
der Geburt eines solchen Reiches nicht mehr zu halten. Die wie-
ner Politik muß die Schwächung der serbischen Stoßgewalt wün-
schen. Drum hat sie SeinerHoheit dem Fürsten Nikola ihrenNa-
stitsch, den Helden des agramer Prozesses, geliehen, dessen Wühl-
arbeit am Schwarzen Berg die Kluft zwischenAlter und Jugend,
Absolutismus und Rechtsanspruch weitete. Drum begünstigt sie
jetzt Montenegros Aufstieg. Zwei serbische Königreiche sind ihr
bequemer, als eins ihr war. Wenn die Omladina nicht weiß, ob
das Heil aus Belgrad oder aus Cetinje kommen werde, zersplit-
tert sacht ihre Werbekraft. Für alles Uebrige sorgt die Eifersucht
der Häuser Karageorgewitfch und Njegos schon selbst. Hat der
Dichter der „Balkanzariza" Sinn für Humor? Am der Brut in
Strahlenglanz zu helfen und die Einheit aller Serben vorzuberei-
ten, stülpt er die Königskrone aufs greise Haupt. Graf Aehrenthal
stimmt lachelnd zu: um dem Serbenwahn die Zukunft zu sperren.
Nikolas stämmige Majestät hat viel erlebt. Der junge Fürst
sah Oesterreich aus Deutschland in den Orient, der alte Rußland
aus Ostasien nach Europa zurückkehren. DasZarenreich.sagtHerr
Rene Pinon, der über Orientprobleme gute Bücher geschrieben
hat, muß und wird jetzt in Osteuropa wieder die Rolle des Christen-
schützers übernehmen. Der Herr des Schwarzen Berges scheints
zu glauben. Trotz den schlimmen Enttäuschungen der letzten Jahre
redet erwieindenTagenAlexandersdesDritten;nenntdenHerr-
gottunddenGossudarallerReussen fromm,diemächtigenSchützer
derBalkanvölker". Vor dem Ohr Ferdinands vonBulgarien, der
ein Europäer und ein Koburger ist und die Eindrücke seines letz-
ten Besuches am Hof Nikolais nicht flink verharken läßt. «Ruß-
land? Wir müssen uns, lieber Herr Bruder und Vetter, vor schäd-
lichen Atavismen hüten. In einemvon denbrauchbarenTruppen
entblößten Rußland wäre Holstein-Gottorp nicht für sechs Mo-

nate gegen Lebensgefahr assekurirt. Die pariser Republikaner, die ihrem eigenen, von Politik und Zuchtscheu bis auf die Höhe und bis indieTiefe desorganisirtenHeer längst nicht mehr trauen, mögen sich stellen, als sei ihre Zuversicht auf Rußlands Schlagkraft wiedergekehrt. Wir wissen ja, wies gemacht wird. Nikolai Mexandrowitsch hatdieAbschlachtungIswolskijs verweigert,,um nicht einen zweiten Fall Delcasse zu schaffen'; dem petit'maitre der Diplomatie aber eingeschärft, die Zunge besserzuzügeln und gleich nach der Abberufung des Grafen Bechtold mit Oesterreich ins Reine zu kommen. Denn meine alte Soldatenheimath ist, im Bund mitDeutschland und unter der Leitung des StrategenConrad von Hoetzendorff, höllisch stark. Damit müssen wir fürs Erste rechnen. Als wirBeide einander in Petersburg kennen lernten, sah es dort andersaus. Heute? Die Russen helfenmirnicht nach Makedonien und Ihrem lieben Schwiegersohn morgen nicht über die Adria. Balkanbund? Nicht ganz so leicht zu haben, wie der gute Milan träumte; doch immerhineher erreichbar als eine wirksame russische Aktion gegen die Pforte. Solche Neberraschung wird auch in London nicht gewünscht. Nicolson,der nun, unter derFirmaAsquith H Grey, das internationale Geschäft führt, kennt seine Leute an der Newa und weiß, daß nur ein schwaches Rußland den Briten aufrichtig befreundet sein kann. Nur keine Illusion! Wenn die Türken nicht, um ihr rasch gesunkenes Prestige zu heben, selbst irgendwo, vielleicht gegen den ungekrönten Kollegen Venizelos, losschlagen, kommts noch nicht zu einer Entscheidung. WirAlle spielen nur für dieGalerie; sind wie Nestroys Schuster, derjederAndrohung unbarmherziger Gewalt die Betheuerung folgen läßt, er werde keinen Streit anfangen. So lange Britanien und Deutschland um die Türkenintimität würfeln, ist für uns da nichts zu gewinnen; kann nur ein Tropf ansehnlichen Einsatz wagen. Wer siegen wird? Der das Meiste zu bieten hat. And wenn England nicht von allen guten Geistern verlassen ist, muß es,mit seinenindischen und egyptischen, finanziellen und militärischen Sorgen, um jeden Preis die Khalifengunst kaufen. Oder: sich mit Berlin verständigen, seinen Besitzstand, aufAnderer Kosten, dort garantiren lassen und durch diesen Historienerfolg der Partei, die ihn heimbringt, für einen langen Zeitraum die Herrschaft sichern. Wird «s? I'nat is tke question. Daß Sie, lieber Herr Bruder, die Antwort nun als König abwartenkönnen, istIhremMirkosicher einTrost."

Der englische Liberalismus.
dieser Zeit, wo der Liberalismus seinen Theil an der Macht verlangt und stets auf England, das klassische Vorbild, hinweist, lohnt es sich, einmal kurz zu überblicken, was die Liberalen in England, wenn sie am Ruder waren, für das Ansehen des Landes geleistet haben. Dabei müssen wir uns auf den Standpunkt des englischen Patrioten stellen.

Die Liberale Partei', die sich im Lauf des neunzehnten Iahrhunderts vom Whigthum zum Radikalismus entwickelt hat, stützt sich auf die Weltanschauung des Individualismus, der die großen Gemeinschaften und Gruppen in Einzelpersönlichkeiten zu atomisiren sucht. Ihm handelt sichs nicht mehr um das meerbeherrschende England, um das Landinteresse, um die Kirche, um die Kultur, sondern um das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl. Diese Zahl aber setzt sich zusammen aus meist im Einzelnen höchst unbeträchtlichen Tommys, Bills und Iohns. Die Enge des Gesichtskreises bestimmt die liberale Weltanschauung; während sie im Innern die großen Traditionen des Landes langsam zersetzt und die Gesellschaft vulgarisirt, hat sie sich in der äußeren Politik aus Mangel an Verständniß für nationale Gedanken als wenig geschickt erwiesen. Für uns Deutsche war solche Schwäche liberaler englischer Ministerien oft von Segen; der Engländer aber muß sagen, daß jedesmal, wenn in England die Liberalen lange am Ruder waren, das Ansehen des Landes und sein Einfluß auf die Weltpolitik rasch gesunken sind. Ich will nur ein paar Beispiele anführen.

Als der erste Zar Nikolaus England die Theilung der Türkei vorschlug, versäumte es vielleicht mit gutem Grund diese Gelegenheit; daß aber liberale Minister Rußlands Machtgelüste vor dem Parlament denunzirten, war eine Indiskretion ersten Ranges, die sich unfehlbar rächen mußte. Wollte man nun einmal die Integrität der Türkei, dann war Festigkeit gegen Rußland Hauptbedingung. Das Fehlen solcher Festigkeit im Koalition-Ministerium Aberdeen, dessen Seele Lord Iohn Russell, der Kämpe des Liberalismus, war, hat bekanntlich den Krimkrieg heraufbeschworen. Nach dem Pariser Frieden trat die Orientalische Frage in eine neue Phase: die Türkei wurde in das Konzert der Mächte aufgenommen, ihre Integrität, als Riegel gegen russische Ausdehnung nach Asien, wurde nun zu dem Kernpunkt englischer Orientpolitik, wie sie später auf dem Berliner Kongreß triumphirte und nach der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina noch einmal schüchtern versucht wurde (in diesem Fall allerdings nicht gegen das in-

zwischen durch Iapan geschwächte Rußland). Der Gewinn des Krimkrieges war, daß das Schwarze Meer für neutral erklärt wurde und keiner russischen Flotte als Aufenthalt dienen durfte. Aber die Schwäche des liberalen England ermuthigte die Russen schon ein halbes Menschenalter danach, die Revision des Friedensvertrages zu fordern. Gegen den schärfsten Protest der Konservativen öffnete die LlacK Lea Oontererico der Russenflotte wieder das Schwarze Meer. Dies, behauptete Gladstone, sei für England nie ein wesentlicher Faktor gewesen; dabei vergaß er, daß er leichtfertig den Preis hingab, für den im Krimkrieg englisches Blut geflossen war. Mit dem selben Recht könnten wir heute die Reichslande an Fransreich zurückgeben, weil diese Provinzen uns stets ziemlich gleichgiltig gewesen seien. Erst das starke konservative Kabinet Beaconsfields, das während des russisch-türkischen Krieges regirte, fand für Iahrzehnte dem Orientproblem eine England günstige Lösung. Beaconsfield zwang auf dem Berliner Kongreß die Russen zum Verzicht auf den Frieden von San Stefano, der die Türkei zum Vasallen Rußlands erniedrigt und das Slaventhum durch die Schaffung Großbulgariens zur Vorherrschaft auf dem Balkan erhoben hätte. Die Meerengen wurden wieder geschlossen. Ohne den Ruhm Preußens zu schmälern, können wir ruhig zugeben: Der Krieg von 1864 wäre uns schwerer, wenn nicht unmöglich geworden, wenn das liberale Ministerium Russell damals Dänemark nicht im Stich gelassen hätte. Das that es, trotz dem festen Versprechen, die dänische Frage im Augenblick preußischer Invasion zu einer internationalen zu machen.

Das Räthsel, wie das kleine Inselland Iahrhunderte lang die Weltherrschaft bewahren konnte, während andere Kolonialreiche, Holland, Spanien, Frankreich, nach kurzer Blüthe in Schwäche oder gar Ohnmacht verfielen, ist nicht schwer zu lösen. Eine geradlinige konservative Politik hat das europäische Gleichgewicht vor gefährlicher Schwankung behütet und dafür gesorgt, daß England nicht durch eine kontinentale Uebermacht von Indien abgeschnitten, werden könne. England half dem jungen Preußen Friedrichs des Großen gegen seine Feinde und ließ es fallen, als die Entwickelungmöglichkeiten dieses kleinen Staates offenbar wurden. Wie richtig diese Politik für England war, beweist die deutsche Geschichte und die Rivalität, die heute zwischen uns und dem Inselland besteht. Daß England nicht den schüchternsten Versuch machte, nach Sedan in den Gang der europäischen Ereignisse einzugreifen, war Eladstones Schuld. Dessen radikale Abenteurerpolitik hatte das Land im Innern so geschwächt, das es nicht vermochte, Rußland

die Oeffnung der Meerengen zu wehren. Gladstone mußte Odo
Russell als Bevollmächtigten nach Versailles schicken und ließ Bis-
marck mittheilen, England sehe in der russischen Forderung den
cssn» belli, Rußland gab nicht nach und Gladstone erklärte, der
Bevollmächtigte habe die Grenzen seines Auftrages überschritten.
Eine so kompromittirte Macht konnte, zu unserem Glück, in der
Zeit des Frankfurter Friedens nicht mitreden.
Der Fehler d:r liberalen Politik Englands war stets, daz sie,
wie Beaconsfield nach seiner letzten Demission im Haus der Lords
sagte, von polemischen, statt von politischen Gesichtspunkten aus-
ging. Weil Louis Napoleon die für England vielleicht vortreff-
lichen Einrichtungen der Preßfreiheit und des Parlamentarismus
in dem desorganisirten Frankreich schädlich fand, wurde er in dem
liberalen englischen Parlament ein blutiger Despot gescholten: in
einer Zeit, wo England wünschen mußte, im Orient mit Frank-
reich zusammenzugehen. Die Lieblingbeschäftigung des liberalen
Lord Russell war, Verfassungen für Länder auszuarbeiten, deren
Verhältnisse er nicht kannte. Daher der thörichte Gedanke, die
Polen, gegen alle englische Tradition, zu ermuthigen; daher das
Interesse für Schleswig-Holstein und die Donaufürstenthümer. In
den Nothlagen, in die sich England durch diese Politik brachte, er-
lebte es auf allen Seiten Abweisungen. Das gekränkte Frankreich
weigerte ihm die Hilfe gegen Preußen und Oesterreich. Bismarcks
Freundschaft für Rußland ermöglichte Englands Niederlage auf
der Black Lea Oonlerence.
Im Innern sind die Mißerfolge des Liberalismus nicht ge-
ringer. Durch die Wahlreform des Iahres 1832 wurde den Städten
das unheilvolle Aebergewicht gewährt, das aus Merry Old Eng-
land ein nüchternes Volk von ,,LkopKeepers" gemacht hat. Die
Wichtigkeit sozialer Probleme wurde erst in der zweiten (konser-
vativen) Wahlreform erkannt, die dem tüchtigen Theil der Ar-
beiter das Stimmrecht gab und dennoch einen Ausgleich zwischen
Stadt und Land zu schaffen suchte.
Durch den Nebergang zum liberalen Evangelium des Freihan-
dels ist das Land völlig industrialisirt, der Ackerbau fast vernichtet
worden. Englands Ernährung hängt von seinen Kolonien und vom
Ausland ab: deshalb braucht es eine so ungeheure Flotte und fürch-
tet doch immer/Deutschland könne ihm dieNahrungzufuhrabschnei-
den. Mittelbar hat also erst der antimilitaristischeLiberalismus diese
imperialistische Rüstungpolitik bewirkt: weil er durch die Vernich-
tung des Ackerbaues England in die stete Gefahr des Verhungerns
gebracht hat. Der Uebergang zum Freihandel hat zum ersten Mal

auch das bewährte Gleichgewicht der Parteien im Parlament zer-
stört. Nach Peels Bekehrung zu Cobdens Lehre gab es für eine
Meile eine konservative Regirung und zugleich eine konservative
Opposition. Eine ähnliche Spaltung ergab später der Kampf um
Homerule. Nach der Abzweigung der Unionisten von den Home-
rulers gab es eine liberale Regirung und eine liberale Opposition.
Auf beide Spaltungen folgte eine Stärkung der Konservativen. Die
Unionisten vereinen in ihren Reihen jetzt Alles, was noch an kon-
servativen Elementen in England lebt.
Zum dritten Mal hat nun die liberale Politik England in
eine Krisis gerissen. Dem liberalen Gedanken (nicht der Partei von
heute) kann sie tötlich werden. Denn das Prinzip, dem der Libe-
ralismus sich vermählen will, ist das seinem ursprünglichen Indi-
vidualismus entgezeng<e^,te des Kollektivismus. Im neuen Par-
lament ist das liberale Kabinet auf eine Mehrheit angewiesen, die
von der Gnade der Sozialisten und der irischen Homerulers lebt.
Es kämpft gegen das Oberhaus und gegen den Grundbesitz. Das
(zweifellos einer Reform bedürftige) Haus der Lords soll zerstört
oder zum Schatten gemacht werden, weil man einer nicht gewähl-
ten, wenn auch noch so auserlesenen Schaar verdienter und reifer
Männer das Kontrolrecht nicht gönnt. In und mit dem Oberhaus
soll der Grundadel vernichtet werden, der dem Land eine lange
Reihe bedeutender Staatsmänner gegeben hat. Eine Partei, die
des Besitzrecht schmälern, das Verdienst durch die Zahl ersetzen, den
Zufallsmajoritäten der Oommons die allein entscheidende Gewalt
geben will, ist fürs Erste des Massenbeifalls sicher. Noch aber sind
die alten konservativen Instinkte des englischen Volkes nicht stumpf
geworden. Sie regen sich wieder, wie immer nach einer langen Zeit
liberaler Regirung. Ein Wahlsieg der Konservativen scheint nah.
Die Unionisten stehen für die alten nationalen Einrichtungen
und die großen Ziele imperialistischer Weltpolitik. Sie fragen
nicht, ob Tommy oder Iohn darunter leidet, daß ein Herzog oder
Earl Latifundien besitzt, sondern, ob die Gesammtleistung dieser
Landbesitzer dem Reich genützt habe. Ein Reich, das sich über
die ganze Erde erstreckt, kann ohne eine privilegirte Klasse nicht
gedeihen, die ihm unabhängige Männer liefert; Männer, die
am anderen Ende der Welt eine fast königliche Existenz ausfüllen
müssen. Ist unter zehn durch Besitz und Rang privilegirten Män-
nern nur einer als Staatsmann brauchbar, so rentirt einem Reich
von Englands Struktur die Erhaltung dieser Klasse schon reichlich.
And zu erhalten ist sie nur, wenn der Stamm alter Familien ge-
schützt wird, deren Vorrechte sich durch Geburt vererben. Gegen

schädliche Folgen sichert der Brauch, solche Vorrechte auch auf Ver»
dienst und Talent zu übertragen.
Uns Deutschen ist das Programm der englischen Konservati-
ven gefährlicher als das liberale. Eine Partei, die das Neich er»
halten und mehren, den Import durch Zölle hemmen will, ist dem
Nachbar unbequem, auch wenn sie nicht gerade an Krieg denkt.
Hier sollte nur von den sichtbarsten Thaten des englischen
Liberalismus die Nede sein, nicht von seiner allgemeinen Bedeu»
tung. Diese liegt in seiner Fähigkeit, zum Fortschritt anzuregen.
Ohne liberale Anregung wäre auch die konservative Wahlreform
kaum möglich geworden. Zu eigenem verantwortlichen handeln
ist der Liberalismus wenig geeignet. Seine Tendenz ist heute, die
Stände zu zerstören, denen EnglandsGröße vor anderen zu dankem
ist; seine Minister werden immer öfter aus radikalen Debattirklubs
hervorgehen und seinen Diplomaten wird bald die Schule des
Takts und der guten Maniren fehlen. Wenn Irland, das dem
englischen Wesen feindlichste Land der Erde, von den Liberalen
ermuthigt, national selbständig wird, müssen ihm Kanada und
Australien bald folgen; wenn die englische Industrie schutzlos dem
ausländischen Wettbewerb preisgegeben wird, muß der Staats»
sozialismus den darbenden Arbeitern helfen; der großen Welt»
börse, die England heute noch ist, entzöge solche Politik das Gold.
Doch England wird sich wehren. Ein so altes und starkes
Volk läßt sich nicht willenlos in den Abgrund schleifen. Immer
wieder erwacht sein konservativer Instinkt. Mit ihm allein haben
wir für die Politik unserer Zukunft zu rechnen.
Chärlottenburg. Oskar A. h. Schmitz.
Vertrauensämter sollte man im Staat nur Männern geben,
deren Handeln bewiesen hat, daß sie solchen Vertrauens würdig sind.
Nur mit Weisheit und ernstem sittlichen Gefühl kann man die Men-
schen regiren. Nafsinirte Politik war stets die Mutter der Wirrniß
und wirds immer sein. Ieder Trug wird schließlich durchschaut. Die
Schlichtheit der guten Absicht wird vom ersten Blick erkannt und hat
über die Menschen mehr Macht, als Mancher meint. Die Herzensein»
falt des echten Fühlens vermag Volkswunden zu heilen und Ausein»
anderstrebende zu einen. Freilich darf man im Besitz der Macht nicht
träg sein und Thatkraft vermissen lassen. Wer auf einem öffentlichen
Posten schläft, erfüllt die Pflicht nicht besser als Einer, der zum Feind
übergeht. Und erhaltet nicht Einrichtungen nur, weil sie alt sind! Ihr
balsamirt Leichname, die werthloser sind als der Balsam. (Bnrke.)

Der Lumpenball.

us der Zeitungschronik einer Großstadt: „Nächsten Dinstag, in der letzten Nacht des Karnevals, wird im A-Theater der Lumpenball stattfinden. Das amusante Fest wird von einer Gesellschaft närrischer Käuze veranstaltet, die nicht genannt sein wollen, und die ersten Preise sind für die häßlichsten Masken bestimmt. Ins Parterre freier Eintritt für Iedermann. Logenplätze zehn Lire/

Aus der selben Zeitung am ersten Tag der Fastenzeit: „Heute Nacht gabs den Lumpenball; und die grausigste Tragoedis, di: je eine Stadt erschüttert hat. Die Behörden, die das entsetzliche Fest erlaubten und dabei die einfachsten und natürlichsten Sicherheitmaßregeln außer Acht ließen, sind an einem unerhörten Verbrechen mitschuldig.

Das seinerAbgelegenheit wegen seitIahren geschlossene X-Theater bot mit seiner verwitterten Fassade schon an sich einen traurigen Anblick. Dazu kam noch die Umgebung: eine Reihe elender Arbeiterkasernen und einige halb zerfallene Palazzi im Seicentostil, früher Behausungen großer Herren, heute Magazine für Holz und Ziegelsteine. Von dem Vordach über dem Hauptportal sah man nur noch das Eisengerippe und ein paar schmutzige Glasscherben, von der großen Gaslaterne nur das Skelett. Auch waren die meisten Fenster des Gebäudes ohne Scheiben. Die Mauern hatte die Feuchtigkeit mit Moos bedeckt und den ganzen Platz durchziehen Schlammpfützen. Trotz dem angesagten Fest hatte man es nicht für nöthig gehalten, Platz und Theater irgendwie in Stand zu setzen, und sowohl der Schaupöbel, der zu Fuß kam, als das im Wagen heranrollende und zahlende Publikum hatten keinen anderen Wegweiser durch das Dunkel als das im Winde flackernde gelbe Licht unter den Eisensparren des Vordaches.

Das Innere dieser Theaterruins ist eben so trostlos. In Vorhallen und Gängen, Parterre und Logen Alles kahl und nackt. An den Wänden grünliche Flecke, ein Geruch von Fäulniß und Moder, der den Athem hemmte und fast Brechreiz hervorries. Die Logen sahen aus wie Räuberhöhlen. Die geschwärzten Tapeten und Vorhänge, die in Fetzen herabhingen, erinnerten an eine phantastische Welt aus Tropfsteingebilden. Die geschliffenen Glasperlen des Kronleuchters glänzten wie matte Thränen und machten dn Schatten nur noch dunkler.

Es war zehn Uhr, als in diesen elenden „Logen" die ersten Zuschauer sich zeigten, die eleganten Toiletten und aristokratischen Gesichter der .guten Gescllschast'. Di: von ihren Prunkfesten Uebersättigten trieb eine Art perverser Neugier, sich das ‚Fest der Canaille' anzusehen. Zur selben Zeit tauchte im Parterre das erste Maskenpaar auf: ein Mann, der als Frau, und eine Frau, die als Mann vermummt war. Nichts Besonderes; denn die Beiden hatten nur ihre Lumpen getauscht. Das Groteske war der struppige Bart des Mannes in Weiberkleidcrn und die unter der Mütze aufgesteckten Haare der Dirne.

Wie eingeschüchtert von der Grabesstille des Theaters, blieben die zwei

Jammergestalten am Eingang stehen, schauten einander an und verschwanden. Doch kamen sie gleich danach wieder; aber nicht mehr allein. Mit ihnen waren jetzt: ein spanischer Grande in Unterhosen und absatzlosen Schuhen und ein König in Hemdärmeln, der sich mit Kohle einen Schnurrbart gemalt hatte und auf dem Kopf eine Krone aus Goldpapier, in der Hand einen Besenstiel, statt des Szepters, trug. Die kleine Gesellschaft begann, trübsälig durch den Saal zu ziehen. Da riß plötzlich der Ritter aus Spanien den als Weib maskirten Mann an sich und tanzte mit diesem scheinbar geschlechtlosen Scheusal einen wilden Walzer, während die Majestät aus einer Kindertrompete schreckliche Töne hervorstieß. Es war, als habe dieser Ruf des königlichen Hifthorns magische Gewalt. Der Walzer war noch nicht beendet: da umhüpfte schon eine Menge Masken kreischend und in die Hände klatschend die beiden Tanzenden. Andere Schaaren drängten vom Eingang her, ergossen sich in den Saal und immer neue Massen kamen nach. Um elf Uhr war das Theater überfüllt.

In den Logen oben der feine Duft der Pelze, das Rauschen von Seide und Atlas, weiße Schultern und Frauenköpfe, vom feinen Schnitt alter Gemmen. Im Parterre ein Durcheinander von Lumpen jeglicher Art, zusammengeflickt, durchlöchert, ausgefranst, auf scheusäligen Körpern, die Elend, Laster und Krankheit verunstaltet hat. Eine Menge, die immer mehr anschwillt. Schon ists, als habe eine ungeheure Kloake sich geöffnet und ihren ganzen verwesenden Inhalt in diesen Saal gespien.

Unten singt und tanzt man, tauscht unter Geheul und wildem Gelächter zotige Reden. Eine von tausend Dünsten schwere Luft schwingt nebelnd durch den Raum. Man sieht Männer, deren kahlen Schädel Geschwüre pflastern, mit einem doppelten Kropf am Hals in ausgeschnittenem Kleide den Cancan tanzen, daß ihre Fetzen um die nackten Beine fliegen. Andere, mit blaurothem Säufergesicht, rufen aus Kinderhaube und Wickelhemd in allen Tonarten: „Papa, Mama! Das Fläschchen!"

In den Logen wird behaglich gelacht. Dies: Orgie der Häßlichkeit ergötzt Herren und Damen. Die Damen verziehen zwar das Mündchen und scheinen die Augen zu schließen; blinzeln aber hinunter und schütteln sich in ausgelassener Lustigkeit. Der Star des Abends war ein Mensch, der aussah wie ein räudiger Hund, dazu dick und ungeschlacht wie ein Elephant. Er hatte sich als Dandy angezogen und trug einen alten Frack, unter dem ein ungeheurer schmutzig gelblicher, nackter Bauch zum Vorschein kam. Auf die nackte Brust fielen die schlaffen Ecken eines riesigen Kragens und die Zipfel einer weißen Krawatte. Auf dem struppigen Kopf klebte ein eingedrückter Cylinderhut; die Beinkleider waren um die Hüften mit einem Strick' festgehalten, an dem Kette und Rad eines Ziehbrunnens hingen. Von Zeit zu Zeit näherte sich ihm Einer mit der Frage, was die Uhr geschlagen habe. Und der Dandy schlug ihm als Antwort mit dem Rad ins Gesicht und schrie, in der Ueberzeugung sehr geistreich zu sein: ‚Sieh' selbst nach,

wenn Du die Uhr kennst/ Eine Antwort, die jedesmal mit größtem
Beifall aufgenommen wurde. ‚Es lebe der Räudige! Hurra der Räu-
dige! Ein Hoch dem fetten Bourgeois!' So gings dann durch den Saal.
Und der entsetzliche Kerl zog gravitätisch den Hut, gerade wie ein feiner
Herr, und weckte immer neuen Beifall und neues Gelächter.
Er bekam auch den ersten Preis. Der war des Empfängers würdig:
drei Flaschen Cognac und zwei Flaschen Gin. Kleinere Preise der
selben Art wurden anderen Masken verliehen und für die nicht Prä-
mixten einige Fäßchen Branntwein aufgelegt. Um Mitternacht waren
Alle betrunken. Ietzt glich dieses Heer des Iammers einer Dämonen-
zunft. In diesem Hexenkessel schienen sich, in rasendem Wirbel, mensch-
liche Glieder, Schweiß und Lumpen zu einem Brei zusammenzuquir-
len, dessen Pestbrodem glauben läßt, aller Unrath der Welt sei hier in
einem Becken vereint. Die Rückkehr ins Chaos. Und von stets erneutein
Geheul dröhnt der Saal.
In einer Loge stand endlich eine Dame auf, um zu zeigen, daß sie
das widrige Schauspiel anekle. Beim Umlegen ihrer Boa fiel ihr diese
weiße, gekräuselte Schlange von der Brüstung, wiegte sich einen Augen-
blick graziös in der Luft und fiel mitten in die Menge hinein.
Wie mit einem Zauberschlag hörte der Hexenkessel zu brodeln auf.
Totenstille trat ein. Alle hoben ihre glühenden Gesichter nach oben:
der erste Blick, den Die von unten mit Denen von oben tauschten.
Der Räudige reckte seinen Arm gegen die Dame, der die Boa
entfallen war, und rief Etwas, das oben nicht verstanden wurde. Die
Anderen applaudirten, wie immer, jedem Wort ihres Königs und die
Menge drängte aus dem Parterre nach dem Ausgang und überströmte
die Wandelgänge.
Unten trunkene Männer. Oben schöne Frauen
Was geschah nun?
Etwas, das nur in unbestimmter, schreckhaft phantastischer'Form
im Gedächtniß haften blieb. Es war, als ziehe eine große violette, mit
Roth durchzogene Wolke vorüber, aus der das angstvolle Wimmern
hingeschlachteter Lämmer und das Brüllen rascnder Stiere herabschallt.
Ich sehe noch die zarte Wange einer blonden Frau unter dem
breiten, nackten Fuß des Räudigen, die Augen eines jungen Mäd-
chens, über das ein schmutziger Pierrot hergefallen ist, große, blaue
Augen, in wahnsinnigem Schreck aufgerissen
Noch einer entsetzlichen Szene erinnere ich mich: ein Mann mit
einem Totenkopf, das Gesicht vom Lupus zerfressen, schlägt seineZähne
in das weiche Antlitz eines ganz jungen Mädchens, eines Kindes, dem
zwei lange Zöpfe über die Schultern fallen „Ich will meine Nase
wieder haben!" schreit das Ungeheuer; und da er seinen Kopf zurück-
zieht, sieht man zwischen seinen Zähnen einen Fetzen blutenden Flei-
sches..., Was geschah weiter?
Ich sah eine große Flamme, fühlte eine plötzliche Hitze, hörte ein
eigenthümliches Knistern unter den Füßen Das Theater brannte.
Ohne noch länger zu sehen oder zu hören, flohen wir.

Und jetzt noch, während ich schreibe, dauert d:r Brand fort. Wer zählt die Toten? Wer kennt die Schuldigen? Die Toten verschwanden in der Asche des alten Theaters, die Schuldigen in den Schatten der Nacht. Nie wird mit Sicherheit festzustellen sein, wer hier starb, wie, durch wessen Frevel"
Rom. Francesco Scarpelli,
^W^ie Betrachtung phänomenologischer Thatsachen führt zu dem Schluß, daß dem Organismus des Ruthengängers eine fluidische Kraft eigen ist, die, auf die Ruthe überfließend, sich unter dem Einfluß der rhabdomotorischen Substanzen in Bewegung der Ruthe umsetzt, Unser modernes naturwissenschaftliches Gewissen würde sich nun gegen die Annahme sträuben, daß dem Ruthengänger eine Eigenschaft verliehen sein solle, deren physische Grundlage sich nicht auch bei jedem anderen Menschen vorfände; vom Standpunkt des Physiologen aus muß vielmehr von vorn herein vermuthet werden, daß die rhabdomantische Eigenschaft des Ruthengängers lediglich eine physiologisch oder pathologisch bedingte Modifikation einer dem menschlichen Organismus überhaupt innewohnende Eigenschaft ist.
Während wir uns bisher darauf beschränkten, die Angaben Reichenbachs über die radioaktive (odische) Eigenschaft des menschlichen Organismus und seine durch gewisse rhabdomotorische Fakten gestützten Beobachtungen longitudinaler, latitudinaler und transversaler Polarität zu erwähnen, wollen wir zunächst die Entdeckungen jüngerer Forscher betrachten, die auf exakterem Weg zu ähnlichen Ergebnissen gelangten. Wir betreten hier ein Feld, das für uns Heutige noch sehr viel dunkler ist als die Radioaktivität der anorganischen Stoffe; um so mehr ist es geboten, von irgendwelchen Kombinationen abzusehen und uns lediglich an die Thatsachen zu halten,
Bemerkenswerth ist in dieser Richtung zunächst die Entdeckung Charpentiers, daß der menschliche Körper eine Strahlengattung aussendet, die den N-Strahlen Blondlots sehr nah verwandt erscheint. Charpentier selbst sprach sie als N-Strahlen an; doch scheint in einigen
*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Die Wünschelruthe", das bei Eugen Diederichs erscheint. Das Problem der Wünschelruthe ist hier, wohl zum ersten Mal vor einem großen Publikum, von Karl du Prel vor langen Iahren erörtert worden. Damals war „man" noch materialistisch und belächelte den Gedanken, auf diesem vom Dunkel umhüllten Boden könne ein Problem liegen. Heute hat man sich immerhin schon zu dem Entschluß aufgerafft, zu hören, was die Okkultisten erzählen.
Radioaktivität des Menschen.*)

Punkten ein Unterschied vorhanden zu sein, vor Allem im Punkt der
Absorbirbarkeit; während nämlich Blondlots Strahlen von Wasser
und Zinn absorbirt werden, vermögen Charpentiers Strahlen diese
Körper zu durchdringen. Doch hat die Entdeckung Charpentiers für
uns kein direktes Interesse. Das Fluidum, das wir suchen, ist als sol-
ches im Wesen verschiede« von jeder Strahlengattung und kann nur
identisch sein mit einer Emanation, die, wie die „odische Atmosphäre"
Reichenbachs, fluidischen Charakter trägt und an Drähten und Holz-
stäben fortleitbar ist; denn die fluidische Kraft des Ruthengängers
fließt auf die Draht- oder Holzgabel über.
Nun bewies schon Rutherford, daß jeder im engeren Sinn radio-
aktive, alsoBecquerel-Strahlen aussendendeKSrperauch die radioaktive
Emanation aufzuweisen hat, die ja auch aus den selben kleinsten Par-
tikelchcn besteht wie die Alpha- und Bethastrahlen; und da die Radio-
aktivität in diesem Sinn nach Righi wahrscheinlich eine Eigenschaft
der gesammten, anorganischen wie organischen, Körperwelt ist, so wäre
auch dem menschlichen Organismus die radioaktive Emanation zuzu-
sprechen. Zu diesem Ergebniß gelangte auch Kotik, der experimentell
die Existenz einer psychophysischen Emanation nachwies, die er als
Träger der unmittelbarenGedankenübertragung erkannte. Kotiknimmt
an, daß diese psychophysische Emanation sämmtliche physikalischen Ei-
genschaften der gewöhnlichen radioaktiven Emanation hat; jedenfalls
gelang ihm, in exakter Weise darzuthun, daß diese Emanation, als
deren Quelle er das Gehirn betrachtet, sich an der Oberfläche des Kör-
pers, besonders an den Extremitäten ansammelt, die Luft nur schwer
durchdringt, an einem Kupferdraht dagegen leicht hinfließt und bei
Berührung mit einem nicht mit der gleichen Energie „geladenen" Kör-
per auf diesen überströmt. Eben so beweist er, gleich Charpentier, die
Existenz von physiologischen Strahlen, die, im Gegensatz zu der Ema-
nation, die Luft ziemlich leicht durchdringen. Die phosphoreszirende
Wirkung dieser Strahlen, deren Ausgangspunkt ebenfalls das Gehirn
ist, wies er an einem Schwefelkalciumschirm nach. So weit sich die
experimentelle Kontrole erstreckte, zeigte der menschliche Körper also
alle Merkmale der Radioaktivität, insbesondere auch die der radio-
aktiven Emanation.
Wir würden hiernach freilich nur das Gehirn als primär radio-
aktive Substanz zu betrachten haben, während wir die übrigen Theile
des menschlichen Organismus im Hinblick auf die vom Gehirn aus-
gehende Emanation als radioaktivirt oder sekundär radioaktiv anzu-
sprechen hätten. Daß aber diesen anderen Körpertheilen nur diese se-
kundäre Rolle zugewiesen sei, erscheint mindestens zweifelhaft. In
dieser Richtung sind Untersuchungen interessant, die, in Anlehnung
an Reichenbach oder unabhängig von ihm begonnen, die Existenz der
vermutheten Energieform durch Feststellung ihrer dynamischen Wirk-
samkeit beweisen sollten. Man konstruirte zu diesem Zweck verschiedcns
Apparate (Stenometer, Dynamoskop, Biometer), dcren Prinzip meist

darin besteht, daß unter einer Glasglocke eine leicht bewegliche Nadel
angebracht ist, die bei Annäherung der Hand angezogen oder abgestoßen
wird. Während die meisten dieser Instrumente die gewöhnlichsten Feh-
lerquellen, insbesondere die Einwirkung der Wärme, nicht ausschlossen,
gelang es Dr. Maack, einen Apparat zu konstruiren, bei dem die
Wärmestrahlen durch eine Wasserschicht absorbirt werden. Mit Hilfe
dieses relativ vollkommenen Apparates führte er den Nachweis, daß
die menschliche Hand eine motorische Kraft ausstrahlt, die nicht mit
Wärme, Elektrizität und so weiter identisch ist, in der Maack vielmehr,
da sie stets mit Wärme vereint auftreten soll, eine der Wärme nah
verwandte besondere Energieform vermuthet. Ob diese Hypothese be-
gründet ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Doch sei daran erinnert,
daß auch die Intensität der Becquerel-Strahlung durch Erwärmung
der Körper außerordentlich gesteigert wird; eine motorische Wirksam-
keit der bei dem Manuradioskop erfolgenden Art dürfte den Betha-
strahlen bestimmt zuzusprechen sein, nachdem eine solche bei den nah
verwandten Kathodenstrahlen bereits nachgewiesen worden ist; und so
kann bis zum Beweis des Gegentheils nicht als ausgeschlossen betrach-
tet werden, daß die von Maack festgestellte Handstrahlung identisch ist
mit der Bethastrahlung der radioaktiven Körper.

Während nun die Arbeit Maacks ein lebhafteres Interesse weder
bei der Wissenschaft noch beim Publikum fand, erregte einige Iahre
später Professor Harnack mit seinen Untersuchungen der Hautelektri-
zität und des Hautmagnetismus Aufsehen und natürlich auch Wider-
spruch. Was gegen ihn auftrat, war die Blindheit des Zeitgeistes, der
einen einmal verpönten Gegenstand ablehnt, mag sein Verfechter heißen,
wie er will. Wie Harnack diesen gedankenlosen Fanatismus abfertigte,
mag bei ihm selber nachlesen, wer dafür Interesse hat. Was er auf
Grund ganz einfacher, stets leicht nachprüfbarer Experimente bewies,
ist nicht mehr und nicht weniger als die Existenz elektrischer und vor
Allem magnetischer Eigenschaften der Haut, die besonders stark an den
Händen auftreten. Die Magnetnadel eines Kompasses vermag Harnack
(und nach seinen Feststellungen verfügen Viele über diese Fähigkeit)
durch Bestreichen des Glasdeckels sofort abzulenken. Aber auch das
schon durch Fechner kontrolirte Experiment Reichenbachs: die Ablen-
kung einer Magnetnadel durch die Hände einer sensitiven Person ohne
Reibung oder auch nur Berührung irgendeines Kompaßtheiles, wie-
derholte Harnack und fand es bestätigt. Er entdeckte ferner, daß Gegen-
stände aus Eisen oder Stahl durch den Kontakt mit dem Körper einer
dazu veranlagten Person im Lauf der Zeit magnetisch werden; Bei-
spiele: Taschenmesser und Schlüssel. Wenn Harnack aber ferner ge-
wisse Leuchtwirkungen am menschlichen Körper feststellte, so ist er uns
allerdings bisher den Beweis dafür schuldig geblieben, daß diese Ef-
fekte thatsächlich Ausflüsse der elektrischen und magnetischen Eigen-
schaften der Haut sind. Interessant ist jedenfalls, auch von seiner Seite
das von Reichenbach behauptete Leuchten des menschlichen Körpers

bestätigt zu sehen; er selbst empfand auch deutlich Temperaturdifseren-
zen beim Berühren der beiden Pole eines Magneten, wie jeder Sen-
sitive Reichenbachs.
Durch eigene Versuche fand ich, daß nicht nur chronisch eine ma-
gnetische Beeinflussung eiserner Gegenstände durch die Hand erfolgt,
sondern daß viele Personen diesen Einfluß auch akut ausüben können.
Mir gelang, einen dünnen weichen Eisendraht dadurch, daß ich ihn
einige Male durch die Hand zog, zu magnetisiren; und zwar erwies
sich dabei die rechte Hand als nordmagnetisch, die linke als südmagne-
tisch. Die rechte brachte in dem bestrichenen Drahtende durch Influenz
Südmagnetismus, die linke Nordmagnetismus hervor. Diese Fest-
stellungen scheinen mir auch im Hinblick auf die von Reichenbach be-
hauptete Breitenpolarität des menschlichen Körpers nicht uninter-
essant zu sein. Ich fand ferner, daß nicht nur die Haut Eisen magneti-
sirt, sondern daß auch ein starker Magnet durch Berührung magne-
tische Eigenschaften auf die Haut zu übertragen vermag, und zwar
ebenfalls durch regelrechte Influenz, so daß der Nordpol in der Haut
südmagnetische Eigenschaft hervorruft, während der Südpol sie nord-
magnetisch macht. In weiteren Punkten fand ich die Beobachtungen
Harnacks vollauf bestätigt, vor Allem auch im Hinblick auf die sehr oft
anzutreffende sensitive Fähigkeit, die beiden Pole eines Magneten
durch das Gefühl zu unterscheiden: eine Thatsache, die allein schon
genügen müßte, um die Stellungnahme der offiziellen Wissenschaft
Reichenbach gegenüber gründlich zu revidiren.
Was nun aus den geschilderten exakten Untersuchungen der er-
wähnten Forscher hervorgeht, ist die Existenz radioaktiver und magne-
tischer Eigenschaften des menschlichen Körpers von der Art, wie Rei-
chenbach sie behauptet hat. Der menschliche Organismus bildet keine
Ausnahme von dem universalen Phänomen der Radioaktivität; er ist
selbst ein radioaktiver, ein mit „strahlender Energie" begabter Körper.
In Frankreich hat De Rochas, in England Professor Barrett die Ex-
perimente Reichenbachs nachgeprüft; Beide gelangten zur Anerken-
nung seiner Forschungergebnisse und haben sie noch erweitert.
Bei Alledem ist nicht zu vergessen, daß zwar die Existenz der
Kräfte, die uns hier entgegentreten, aus ihren Wirkungen einwandfrei
bewiesen ist, daß aber ihre physikalisch-physiologische Natur eine hin-
reichende Klärung noch nicht gefunden hat. So ist auch noch fraglich,
ob und welche Beziehung besteht zwischen den von Harnack an der
menschlichen Haut nachgewiesenen elektrisch-magnetischen Eigenschaf-
ten und den radioaktiven Ausstrahlungen und Ausströmungen des
Körpers, Bei der Erklärung der rhabdomotorischen Erscheinungen
aber dürfte die Entdeckung Harnacks auszuscheiden sein; schon aus dem
Grunde, weil Hautelektrizität und Hautmagnetismus unabhängig vom
Tageslicht wirken (Harnack fand sie sogar am Abend oft stärker als
am Tag), während die rhabdomotorischen Erscheinungen durch die
Sonnenstrahlung so beeinflußt werden, daß verschiedene Ruthengän-

ger, und zwar gerade solche von ganz hervorragender Begabung, in finsterer Nacht nicht oder fast nicht reagiren. Die rhabdomotorische Kraft des Ruthengängers trägt vielmehr im Hinblick auf ihre Fluidität, auf ihre Fortleitbarkeit (Ueberfließen auf die Ruthe), auf ihre Beeinflussung durch Wärme und Kälte, auf ihre Abhängigkeit von psychischen Faktoren und so weiter ganz den Charakter der radioaktiven Emanation, wie wir sie als Eigenschaft des menschlichen Körpers kennen gelernt haben und wie sie gleich Kotik auch Reichenbach in ihrer Gegensätzlichkeit zu der eigentlichen Körperstrahlung („strahlendes Od") erkannt und als „odische Atmosphäre" charakterisirt hat.

In dieser Emanation haben wir das Fluidum zu erblicken, das, vom Körper des Ruthengängers auf die Ruthe überfließend, das tote Werkzeug zu einem reagenzfähigen macht. Dieses Fluidum ist bei hochgradig veranlagten Ruthengängern unter Umständen auch für nicht oder nur minimal sensitive Personen durch das Gefühl wahrnehmbar; bei Herrn von Uslar vermochte ich es, unter Verhältnissen, die jede Autosuggestion ausschlossen, als intensiv kühles Wehen wahrzunehmen, wenn ich meine Hand dicht über oder unter die seine hielt.

Die Ruthe wird also fluidisch „geladen" durch ihren Träger, Deshalb kann es auch vorkommen, daß sie, aus den Händen eines hochsensitiven Ruthengängers in die eines Unbegabten gelegt, noch eine kurze Weile in vermindertem Grade reagenzfähig bleibt. Da nun aber auch das Metall der Ruthe, ja, nach bestehender Annahme selbst das Holz (der Zweiggabel) eine (wenn auch nur minimale) radioaktive Emanation von sich giebt, wird die fluidische Ladung der Ruthe quantitativ und qualitativ modifizirt durch die Substanz, aus der das Instrument besteht. Von dieser Erkenntniß aus ist die vom Mittelalter bis hinauf in die jüngste Gegenwart immer wieder aufgetretene Behauptung, daß das Material, aus dem die Ruthe besteht, die Wirkung beeinflusse, nicht von der Hand zu weisen; sie würde, wenn sie richtig ist, jetzt ihre naturwissenschaftliche Erklärung finden. Die fluidische Ladung der Ruthe wird ferner quantitativ beeinflußt durch Muskelarbeit. „Die Muskelanstrengung entwickelt mächtig Od und erzeugt riesenhafte Odlichterscheinungen". So kommt es, daß, namentlich bei schwach und mittelbegabten Ruthengängern, die erfolgreiche und sichere Ruthenarbeit eine (wenn auch nur leichte) Muskelanstrengung bedingt.

Wie aber kommt es nun zum Ausschlag? Wir haben gesehen, daß bei hochsensitiven Ruthengängern (nicht allen) die Ruthe gesetzmäßig bald nach oben, bald nach unten schlägt; beim Prinzen Carolath über Wasser nach oben, über Mineralien und mineralhaltigem Wasser nach unten. Sehen wir uns im Reich der Kräfte um, so können wir diese Erscheinungen nur bei einem Begriff unterbringen: bei dem der Anziehung und Abstoßung. Ist uns nun Aehnliches bei den Erscheinungen der Radioaktivität bekannt? Wir finden es in dem odischen Dualismus, der Reichenbach bei jedem seiner Experimente entgegentrat, und in der polarischen Gegensätzlichkeit der positiv elektri-

scheu Alphastrahlen zu den negativ elektrischen Bethastrahlen und der kleinsten Partikelchen, aus denen sisbestehen. Was die rhabdomotorischen Erscheinungen betrifft, so wäre jedenfalls denkbar, daß die uns dabei entgegentretende Anziehung und Abstoßung aus den elektrischen Eigenschaften der radioaktiven Emanationen (der rhabdomotorischen Substanzen und des menschlichen Körpers) resultirte. So stellt auch Henri Mager den Satz auf: ,,I^ors<ins Iss sttluves oinis pa.r cls,ix o«rps ss reiiOoutrend, ils s'g,ttirsM, s'ils soi^t oKarAss ou oonsdituss cl'slsotrisitü oontruirs, st ils ss rspousssrik, s'ils sont oKarAss sniistitus« cl'nns raerus slest,ri<?it6," Diese bisher freilich nicht hinreichend begründete Annahme hat nichts zu thun mit der primitiven, mit Muskelkontraktionen operirenden Eleltriziläthypo^hese, die leicht widerlegbar ist. Ihre Anwendung auf die rhabdomotorischen Phänomene erscheint auch auf den ersten Blick einleuchtend; aber abgesehen davon, daß es nicht leicht gelingen dürfte, die zahlreichen, zum Theil verblüffenden Modifikationen des Ruthenausschlages allein durch elektrische Anziehung und Abstoßung zu erklären (Mager war denn auch nur der einfache Hinauf« und Hinunterschlag der Ruthe bekannt, und zwar unabhängig von Himmelsrichtungen), abgesehen ferner davon, daß Magers Hypothese den Umstand nicht oder nicht genügend berücksichtigt, daß fast jeder radioaktive Körper sowohl die positiv-elektrische Alpha- wie die negativ-elektrische Bethastrahlung aufzuweisen hat, spricht gegen sie die Thatsache, daß die rhabdomotorische Reagenz sich bei einigen hochsensitiven Ruthengängern vom Licht abhängig zeigt. Da gewinnt also die Vermuthung an Raum, daß eine Gegensätzlichkeit besteht, die nicht elektrischer Natur ist, daß also der odische Dualismus nicht identisch ist mit dem elektropolaren Gegensatze der Alpha- und Bethapartikelchen. Doch die Thatsache polarischer Gegensätze bei den radioaktiven Ausströmungen und Ausstrahlunzen besteht; und auf diesen Gegensätzen muß, wenn das Wünschelruthenphänomen radioaktiver Natur ist, die bei ihm auftretende Anziehung und Abstoßung beruhen.

Interessante Feststellungen über eine odische Anziehung und Abstoßung findet man schon bei Reichenbach. „Fräulein Beyer ließ ich die rechte Hand über einen kleinen Haufen Kupfergeld halten; sie ward ihr schwer; die negative Hand wurde vom positiven Metall angezogen. Ließ ich sie die selbe Rechte über salpetersauren Mannit, über doppeltchromsaures Kali oder über Schwefel halten, die alle stark odnegativ sind, so ward ihr die Hand leicht, wie emporgehoben, also abgestoßen. Ließ ich Beides mit der linken Hand thun, so wurde diese über dem Kupfer leicht; Das heißt: die positive Hand wurde von dem positiven Metall zurückgestoßen; über dem salpetersauren Mannit, bichromsauren Kali und Schwefel aber schwer, also von den negativen Substanzen angezogen." Daraus ergab sich das Gesetz, daß, so weit die Wirkung odischer Ausstrahlungen auf den menschlichen Organismus in Betracht kommt, ungleichnamige Emanationen sich anziehen, gleichnamige sich abstoßen. Nun bildet die Ruthe, so zu sagen, die fluidische Verlänge-

rung der Hand; was in Bezug auf odische Anziehung und Abstoßung
von dieser gilt, wird auch von der durch sie fluidisch geladenen Ruthe
gelten. Damit hätten wir die rhabdomotorische Anziehung und Ab-
stoßung auf eine odische oder, wenn uns dieser Ausdruck lieber ist, auf
eine radioaktive Formel gebracht; und die Thatsachen beweisen, daß
wir im Recht sind. Den aus Reichenbachs Experiment erhellenden Ge-
gensatz zwischen Schwefel und Kupfer finden wir in gleicher Weise bei
den Ruthenphänomenen; zieht Ienes bei einem hochsensitiven Ruthen-
ganzer die Ruthe hinunter, so treibt Dieses sie hinaus. Und der be-
deutsamste Gegensatz, der zwischen Metallen und Wasser?
Die Metalle sind nach Reichenbach odpositiv, wie sie ja auch in der
elektrochemischen Reihe zu den elektropositiven gehören; beim Wasser
aber dürfte sein Sauerstoffgehalt entscheidend sein: und Sauerstoff steht
in der elektrochemischen und odchemischen Reihe am anderen Ende,
als negativster aller Körper. Betrachten wir ferner die Skizze, welche
die Wirkung einer Reihe von rhabdomotorischen Substanzen auf die
Ruthe des hochsensitiven Dr. Voll veranschaulicht, so finden wir, daß
sämmtliche auf der unteren Kreishälfte figurirenden Substanzen, denen
sich nach Mager der Schwefel und Phosphor hinzugesellt, auch in der
elektrschemischen und damit auch der odchemischen Reihe den Gegen-
satz bilden zu den auf der oberen Kreishälfte figurirenden Stoffen, den
Metallen, dem Natrium und dem Kalcium. Die elektronegativen und
damit (nach Reichenbach) auch odnegativen Körper beeinflussen die
Ruthe also in entgegengesetzter Richtung wie die elektropositiven.
Nun ist aber der menschliche Körper und damit auch das Flui-
dum, das auf die Ruthe übergeht, nach Reichenbach selbst polarisch:
die rechte Hand strömt, wenn wir ihm Glauben schenken wollen, nega-
tives Od aus, die linke positives. Die fluidische Ladung der Ruthe ist
nicht einheitlich, „unipolar", sondern gemischt, bipolar. Da müßte also
gleichzeitig Anziehung und Abstoßung erfolgen? Offenbar. Aber ge-
rade hier ergiebt sich wieder ein überraschender Einklang zwischen den
odischen Gesetzen und den rhabdomotorischen Erscheinungen. Wo der
odnegative und der odpositive Zufluß sich ungefähr das Gleichgewicht
halten (eine Neutralisation ist, nach Reichenbach, schwer zu erreichen),
müssen die Ausschläge der Ruthe schwankend sein, die Ruthe geht bald
hinauf, bald hinunter; so ist es bei dem Gros der Ruthengänger. Schon
Reichenbach aber fand, daß unter Umständen, namentlich in patholo-
gischen Zuständen, die positive Odentwickelung die negative überwiegt,
während auch reichlichere Entwickelung negativen Odes möglich ist,
aber nur bei gesunden Menschen, Ie nach der Quantität des positiven
und negativen Zuflusses ist in diesen Fällen also die Ruthe entweder
überwiegend odpositiv oder überwiegend odnegativ geladen und auf
die Einwirkung der odpositiven oder odnegativen Substanz erfolgt eine
glatte Anziehung oder Abstoßung. Damit aber haben wir auch die Er-
klärung für die Thatsache, daß bei dem einen Ruthengänger die Ruthe
über der Substanz ^ nach oben und über der Substanz L nach unten,

bei einem anderen Ruthengänger dagegen über der Substanz ^ nach unten und über der Substanz L nach oben schlägt.
Aber auch in das Wesen der rhabdomantischen Sensitivität haben wir nun schon Einblick gewonnen. Die Sensitivität beruht nach Reichenbach auf einer Störung des odischen Gleichgewichtes; und zwar fand Reichenbach, daß die Sensitivität ein odpositiver Zustand sei. Die meisten seiner Sensitiven waren denn auch pathologisch veranlagt. Die rhabdomantische Sensitivität dagegen besteht offenbar nicht nothwenbig in einer Störung des odischen Gleichgewichtes nach der odpositiven Seite hin, sondern kann auch auf einem Ueberwiegen der Odnegativität beruhen und beruht sogar meist hieraus. Deshalb treffen wir selbst unter hochgradig sensitiven Rhabdomanten meist gesunde Leute.
Dem entspricht ferner, daß die meisten Ruthengänger, bei denen ein gesetzmäßiger Unterschied im Ausschlag erkennbar ist, bei Wasser den Ausschlag nach oben haben: die negativ geladene Ruthe wird durch die ebenfalls negative Wirkung des Wassers abgestoßen; und bei Metallen den Ausschlag nach unten: die negativ geladene Ruthe wird von dem positiven Metall angezogen. Hat dagegen ein Ruthengänger (wie Dr. Voll) bei Wasser den Ausschlag nach unten, bei Metall nach oben, so überwiegt bei ihm die Odpositivität; und in diesem Falle müßte er als Sensitiver im Sinn Reichenbachs anzusprechen sein. Dann aber muß ein solcher Ruthengänger auch der Gesichts- und Gefühlseindrücke fähig sein, die Reichenbach bei seinen Sensitiven fand. Diese Probe aufs Exempel ist heute gemacht: Dr. Voll verfügt über alle Eigenschaften, die nach Reichenbach die Sensitivität ausmachen: er sieht in der vollkommenen Finsterniß der Dunkelkammer das matte Leuchten der Gegenstände, unterscheidet die spezifische odische Färbung der einzelnen Substanzen vom Röthlichen bis zum Bläulichen, hat die entsprechenden Gefühlseindrücke und ist im Sinn Reichenbachs ein Hochsensitiver.
Nun machte Reichenbach an Hochsensitiven eine merkwürdige Beobachtung: sie lebten odisch so in Konnex mit der größten Odstrahlenquelle, der Sonne, und dem Spiegel ihrer Strahlen, dem Mond, daß jede Wolke, die vor die Sonne oder den Mond trat, Einfluß auf sie übte, da sie die odische Zustrahlung der Gestirne augenblicklich schwächte. Dieser Einfluß wurde nach der Aussage der Sensitiven oft in einem eigenthümlichen Gefühl im Kopfe merkbar. Den selben Einfluß, nur verstärkt, übte der Untergang der Sonne. Daneben fand Reichenbach, daß das Licht, vor Allem das der Sonne und des Mondes (eben so wie Wärme und Elektrizität), die Eigenschaft hat, die odische Anziehung und Abstoßung in der Materie zu aktiviren. Hier haben wir die Ursachen der scheinbar so befremdlichen Erscheinung vor uns, daß bei einem bestimmten hochsensitiven Ruthengänger die Reagenz der Ruthe in dem Moment erlischt, wo die Sonne unter den Horizont sinkt, erst wieder lebendig wird mit dem Aufgang des Mondes und überhaupt nicht eintritt, wenn weder Sonne noch Mond am Himmel steht. In ähnlicher Weise ist Dr. Voll abhängig von den Einflüssen der

Lichtquellen; nur genügt bei ihm künstliches Licht, um die Reagenzfähigkeit, wenn auch geschwächt, zu erhalten. Worauf aber mag es beruhen, daß andere hochsensitive Ruthengänger von diesen Gestirneinflüssen durchaus unabhängig sind? Offenbar darauf, daß sie nicht Sensitive im Sinn Reichenbachs sind, daß bei ihnen nicht die Odpositivität, sondern die Odnegativität überwiegt, die ja, nach Reichenbach, ein Zustand der Gesundheit ist im Gegensatz zu der mit gesteigerter Sensibilität einhergehenden, meist pathologischen Odpositivität.

Ueber öer selben Substanz (Gold) schlug bei Uslar die Ruthe nach oben, wenn er nach Norden zu stand, in südlicher Richtung dagegen nach unten. Das ist, wie die Abhängigkeit der rhabdomotorischen Wirkung von den Himmelsrichtungen überhaupt, eins der Fakten aus der Phänomenologie der Wünschelruthe, denen man ohne Kenntniß der Odlehre Reichenbachs mit ähnlicher Empfindung gegenüberstehen muß wie noch Fechner einst dem Magnetnadelexperiment der Sensitiven Reichenbachs, mit der Empfindung nämlich, daß Einem der Verstand stillsteht. Ist die hier entwickelte Theorie von dem Wesen der rhabdomotorischen Kraft aber richtig, so ist nur eine Schlußfolgerung möglich: die fluidischen Ausströmungen des Körpers (und daher auch die Ladung der Ruthe) müssen polarisch modifizirt sein, je nachdem der Ruthengänger die Richtung nach Norden oder nach Süden einnimmt. Das hat Reichenbach für richtig gehalten. „Rechte Hände odflammen gen Nord stärker als gen Süd, linke gen Nord schwächer als gen Süd." Die hierdurch bedingte Modifizirung des odischen Zuflusses auf die Ruthe ist aber offenbar nur bei den Ruthengängern stark genug, um den Ausschlag maßgebend zu beeinflussen, bei denen nicht von vorn herein die odpositive oder die odnegative Zuströmung entscheidend überwiegt; daher die Seltenheit dieses Faktums. Wendet sich der Ruthengänger aus der Nordrichtung in die Südrichtung, so ist die Modifizirung seiner Ausströmungen nicht etwa überganglos; jede Himmelsrichtung beeinflußt vielmehr nach Reichenbach die fluidischen Eigenschaften des Menschen, was den Sensitiven durch die verschiedene Färbung der odischen Atmosphäre erkennbar war. Damit wäre erklärt, daß bei bestimmten hochsensitiven Ruthengängern die Himmelsrichtungen überhaupt die rhabdomotorische Wirkung beeinflussen.

Wir haben hier eine Kette von Zusammenhängen, in der jedes Glied sich wie von selbst in die anschließenden einfügt. Wer Reichenbach kennt, könnte eine Phänomenologie der Wünschelruthe aufstellen, ohne jemals vom Ruthengängerthum mehr gesehen oder gehört zu haben als die elementare Thatsache, daß ein gegabelter Zweig in den Händen eines Menschen üher sichtbarer oder unsichtbarer Substanz nach oben oder unten getrieben wird. In ihren grundlegenden Thatfachen ist die Odlehre Reichenbachs durch die moderne exakte Forschung längst bestätigt worden? die endliche Anerkennung der Wünschelruthe bedeutet einen neuen Schritt auch zu der Anerkennung Reichenbachs. Nicht seiner Theorie vom Od; aber seiner odischen Thatsachen.

München. Dr. Georg Rothe.

,»>.

Die Zukunft.

Freihandel in Sicht?

n der Scheide wurde das Banner des Freihandels aufgepflanzt;
an der Spree möchte man mit dem Schutzzoll Geschäfte machen.
Während der noch immer temperamentvolle Professor Lujo Brentano
die Schädlichkeit der Getreidezölle zu zeigen versuchte, dachten die (nur
theoretisch dem Freihandel zugeneigten) Börsenleute an die Chancen
neuer Kartelle und Trusts. Daß diese Gebilde nur unter dem Schutz-
dach des Zolles gedeihen können, fällt den Spekulanten freilich selten
ein; sie sind für den Freihandel und wollen am Schutzzoll Geld ver-
dienen. In Antwerpen, auf dem Kongreß der Freihändler, war die
Stimmung höchst zuversichtlich. Noch ists wohl zu früh, das Anbrechen
eines neuen Tages zu künden. Aber die Sorge um den Absatz der in-
dustriellen Produkte ist stärker geworden, als sie seit langen Iahren war.
Die Herabsetzung der Lebensmittelzölle würde das ganze System unse-
rer Handelspolitik ändern; und daß die Mauern des Schutzzolles heute
nicht mehr gegen jeden Sturm haltbar sind, zeigt die Spaltung der
amerikanischen Zöllner, Der Payne-Aldrich-Tarif war nur ein Pyr-
rhussieg. ImLager der Republikaner regt sich derWiderspruch gegen die
Herrschaft des höchsten Zolles. Und an Grund zum Protest fehlt es nicht.
Die Vereinigten Staaten sind für ihre Landwirthschaft und In-
dustrie auf den Export angewiesen und man fängt drüben an, einzu-
sehen, daß es auf dem alten Weg nicht weitergeht. Andrew Carnegie
hat sich als Erster zu einer neuen Auffassung bekannt. Er hob hervor,
daß der Zoll eine erzieherische Maßregel sei, die Industrie des Landes
zu äußerster Anspannung ihrer Kräfte treiben und während der Zeit
der Entwickelung die Konkurrenz des Auslandes nach Möglichkeit
fernhalten solle. Carnegies Stimme verhallte. Sie wurde von den Or-
ganen der Stahlmänner übertönt, die gegen die Gefahr solches „Mo-
dernismus" tobten. Aber stärker als alle Theorie sind die Lehren der
Praxis, In der wichtigsten Industrie der Vereinigten Staaten herrscht
ein unverkennbares Mißverhältniß zwischen Produktion und Absatz.
Was ich hier oft sagte: daß die Herstellung industrieller Produkte nicht
durch die Nachfrage, sondern durch die Größe des Betriebskapitals be-
stimmt wird, kann man jetzt auch in der amerikanischen Fachpresse lesen.
Das Montangewerbe, heißts, habe durch die Gründungen der United
States Steel Corporation eine allzu weite Ausdehnung bekommen.
Der Stahltrust hat sein Betriebskapital und seine Fabrikation über
vernünftige Grenzen hinaus gedehnt. Die Häupter dieser mächtigen
Hochofenrepublik werden natürlich nie zugeben, daß sie nicht die volle
Kraft ihrer Werke auszunutzen vermögen. Doch man weiß, daß der
Stahltrust sich jetzt beschränkt, weil er muß. Das zweite Quartal dieses
Iahres brachte weniger Aufträge als eins der drei vorangegangenen
Vierteljahre. Der Trust hat versucht, durch Herabsetzung der Preise die
Marktlage zu bessern; viel scheints aber nicht genützt zu haben: denn
noch immer wird über Mangel an Aufträgen geklagt. Das Mißver-

hältniß zwischen dem Anlagekapital und den Möglichkeiten rentabler
Verwerthung wird von Monat zu Monat sichtbarer. Um einen Aus-
gleich zu schaffen, soll der Export forcirt werden. Man spricht schon
wieder von der „amerikanischen Gefahr" für die europäischen Märkte
und für die Absatzgebiete, auf denen die Vankees mit den Europäern
konkurriren. Der Erfolg der Ausfuhr hängt natürlich von der Höhe
der Zölle ab, die der exportirende Staat im Ausland findet Der neue
Zolltarif der Vereinigten Staaten war maßgebend für ihre handels-
politischen Beziehungen. Wenn sie jetzt für ihre Eisen- und Stahl-
industrie auf einen erfolgreichen Kampf im Ausland rechnen, so stützt
die Hoffnung sich auf die Thatsache, daß sie billiger produziren als die
Konkurrenz und, trotz dem Zoll, auch billiger verkaufen können. Die
Pankees sind nicht blind; sie sehen, wie ihr Zollsystem wirkt. Die auf
dem Kongreß in Buenos-Aires ausgesprochene Sehnsucht nach einer
panamerikanischen Republik stammt aus dem Wunsch nach Erweite-
rung des Absatzgebietes. Daß Nordamerika sich mit den lateinischen
Republiken noch nicht über eine Formel geeinigt hat, haben die Hoch-
zöllner verschuldet. Ein Land mit so guten Aussichten wie, zum Bei-
spiel, Argentinien, läßt sich nicht in den Bann der Monroedoktrin
zwingen, so lange die Hüter dieses Dogmas mit der Zollpeitsche da-
neben stehen. Das negative Ergebniß der vier panamerikanischen Kon-
gresse beweist aber noch nicht, daß es immer so bleiben müsse. Ist die
Schwäche der Zollpolitik von heute erst klar erkannt, dann wird man
sich drüben sehr schnell zur Umkehr entschließen. Der Europäer, der
mit Südamerika Geschäfte macht, weiß, wie stark im Norden der Wunsch
ist, das Kapital der Alten Welt aus Argentinien, Brasilien, Chile und
den anderen Südstaaten zu verdrängen. Ein modernes Wirthschaftge-
bilde kann eben den Verkehr mit dem Ausland nicht entbehren. Die
„Kaufkraft" des eigenen Volkes genügt der Produktion nicht; und
diese Kraft muß um so früher nachlassen, je mehr man sie mit Zöllen
belastet. Alle Großindustrie muß im Ausland Absatzmöglichkeit suchen,
wenn sie nicht verzwergen will. Ieder Versuch, den die großen Ver-
bände des Montangewerbes mit der Aufhebung der Ausfuhrprämien
machten, ist mißglückt. Sie waren gezwungen, die Vergütungen wieder
einzuführen. Daß der Werth des Außenhandels von Deutschland, Groß-
britanien, Nordamerika, Frankreich, Belgien und den Niederlanden
sich im Lauf der letzten zwanzig Iahre verdoppelt hat, ist eine That-
sache, die sich natürlich nicht gegen den Schutzzoll verwenden läßt. Ob
dieser Werth aber bei niedrigerem Zoll nicht noch höher wäre?
Man sagt, die Herrschaft des extremen Schutzzolls sei dem Ende
nah. GeradeimklassischenLandedesFreihandels.inGroßbritanien, wird
aber für!den Schutzzoll agitirt. Iohn Bull fürchtet, von Michel über-
rannt zu werden. Die Statistik hat in englischen Köpfen Verwirrung
angerichtet. Zunächst müßte doch bewiesen werden, daß das Deutsche
Reich seine wirtschaftlichen Erfolge allein oder auch nur zum größe-
ren Theil dem Schutzzoll verdanke. Die Sorge um das Prestige macht

blind und taub. Die Briten wollen nicht hören, daß aus allen Ecken ein neues handelspolitisches Lied tönt, und wollen nur die Zahlen sehen, die in ihre Rechnung passen. Sonst könnten die Ergebnisse des amerikanischen Außenhandels sie nachdenklich stimmen. Das am dreißigsten Iuni 1916 abgeschlossene Fiskaljahr brachte der Union einen Ausfuhrüberschuß von 187 Millionen Dollar gegen 351 Millionen im Iahr 1909 und 666 Millionen im Iahr 1908. Das neuste Resultat weicht so weit von den älteren ab, daß auch dem blödesten Auge der Unterschied auffallen muß. Grund? Der Rückgang der landwirthschaftlichen Ausfuhr. Getreide und andere Bodenfrüchte ergaben früher einen so großen Ueberschuß, daß nicht nur die einheimische Bevölkerung versorgt werden, sondern auch das Ausland noch viel abbekommen konnte. Der Getreidebau hat aber nicht so rasch zugenommen wie die Zahl der Einwohner. Der Bedarf des eigenen Landes ist ständig gewachsen: und so wurde das Mißverhältnis; zwischen Konsum und Produktion immer lästiger. Ein bekannter amerikanischer Nationalökonom meinte, die Union könne bald gezwungen sein, Getreide und Fleisch einzuführen. Auf amerikanischem Boden wird die Entscheidung über den Schutzzoll fallen; denn die Vereinigten Staaten müßten zu einem anderen Regime übergehen, wenn sie nicht mehr im Stande wären, den eigenen Bedarf an Brotgetreide zu decken. Eine ins Ungemessene gesteigerte Produktivität der Industrie in einem Land, dessen Bodenertrag abnimmt und dessen Volkszahl wächst: dieser Zustand kann nicht dauern. Die englischen Schutzzöllner kümmern sich kaum um die amerikanischen Erfahrungen. Der Vergleich ihrer Ziffern mit denen der Vereinigten Staaten und Deutschlands könnte sie lehren, daß der Werth ihres Handels den Umsatz im Bereich der beiden Rivalen noch um 40 Prozent übersteigt. Das ist unter der Herrschaft des Freihandels erreicht und erhalten worden. Zu bedenken ist auch, daß die Entwickelung des deutschen Außenhandels, die im Ganzen einen Fortschritt zeigt, nicht überall gleichmäßig war. Der Export, zum Beispiel, ist nach manchen Ländern geringer geworden; im vorigen Iahr der nach Italien, Rumänien, Schweden, Griechenland. Solche Erfahrungen genügen ja nicht, um die Forderungen der Freihändler zu stützen; sind aber auch den Prohibitivisten nicht günstig. Für heute und morgen bleibt die Hauptsorge: die Erhaltung und Mehrung der Produktivität des in der Wirthschaft arbeitenden Milliardenkapitals. So lange der Ueberschuß des Nationalvermögens den Erwerb von Börsenpapieren gestattet, kann diesem Kapital ja stets neues Blut zufließen. Wenn aber das Wachsthum des disponiblen Vermögens nachläßt, hat zuerst die Industrie darunter zu leiden. "Die Leistungfähigkeit des Volkes darf also nicht geschwächt werden, damit die Summe der Ersparnisse sich nicht verringert und die Chancen des für Industrie und Gewerbe so wichtigen Effektenkapitals nicht zusammenschrumpfen. Das müßten auch die Schutzzöllner bedenken; und zugeben: nicht alles Heil, was sie verhießen, ist in der gemeinen Wirklichkeit sichtbar geworden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mnzimilian tzardert in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berliiu — Druck »on Paß S SarleG G, m b H, in Berlin.

Berlin, den 3. September 191«.
>^ ^xtra et intra.
Tscho-Sen.
^!?as wichtigste Ereigniß derWoche, dieAnnexion des Kaiser«
reiches KoreaanIapan, ist durch allerlei verspätete Hunds-
sternsensationen dem Blick entrückt worden; bleibt aber der Rede
Werth. Die aufgehendeSonne hat den stillenMorgen verschlungen;
die rothe Sonnenscheibe, die sechzehn Strahlen an die Ränder des
Flaggentuches sendet, leuchtet jetzt da, wo auf weißem Grund blaue
und roche Schnecken einander zärtlich umschlangen. Japan ist asia-
tische Festlandsgroßmacht geworden. Hat seinGebiet um218600
Quadratkilometer vergrößert; um einen Flächenraum, der viel
breiter ist als der des Vereinigten Königreiches von Britanien
und Irland. Ein ansehnlicher Bissen. Zwar hat Herr Taft, derjetzt
Präsident der Bereinigten StaatenvonAmerika ist, vor drei Iah-
ren, als Staatssekretär des Kriegsamtes, in Tokio gesagt, jeder
Verständige sei überzeugt, daß Fürst Ito und die japanische Re-
girung Korea nur reformiren und verjüngen, in ihrem gerechten
Civilisatorensinn aber die Freiheit der Halbinsel nicht antasten
wollen. Nachtischgeschwätz eines braven Mannes. Der Politiker
hatte nicht vergessen, daß der Präsident des japanischen Herren-
hauses nach der Mobilmachung gegen Rußland die Sätze schrieb:
»Ans ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, jetzt die heilige
Pflicht zugefallen, China, Indien,Korea,Allen, die uns vertrauen,
jedem der Civilisation zugänglichenAsiaten die Helfershand hin-
zustrecken. SieAlle wollen wir, als ihrmächtigerFreund, aus dem
Joch befreien, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt
LS

damit beweisen, daß derOrient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occidettt messen kann. "EinDutzendgedächtniß mußte sich erinnern, wie lange Japan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner Sprache Tscho-Sennennt. Auf altenund neuen Blätternlehrts die Geschichte. ImIahr^392 wird, nach vierhMöertjähriger Herrschaft, die Wang-Dynaftie, der die Einung der Halbinselstaaten nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen Enkel bis gestern regirten, und Söul, nah bei dem Hafen'Tschimülpo, zur Hauptstadt erwählt.ZweihundertIahre danach kommts' schon zum ersten Zusammenstoß mit Japan, vor dessen Suzerainetät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im siebenzehnten Jahrhundert muß das Königreich denMandschu und, seit sie inChina herrschen, derpekingerRegirungTribut zahlen. 1654 scheitert eine holländische Pacht an der Küste der zu Korea gehörigenInselOuelpart; die Besatzung wird Jahre lang in Südkorea festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet darüber der Iesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Jahrhundert, bald andere Sendlinge der Römerkirche; können von diesem starren Boden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer Chinese,derfürRom Seelenwerben will, gemordetwird, kommen, auf dem mandschurischen Landweg, aus Frankreich Missionare auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getötet. And die von französischen und amerikanisch en Admiralen geleiteten Strafezpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xenophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinter hohen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer von Nippon durchlöchern, mit winzigem Werkzeug, die Mauern; erzwingen, im Vertrag von Kang-Hwa, eine Entschädigung für die einem japanischen Kriegsschiff von Koreanern angethane Anbill, die Anerkennung ihresRechtes auf konsularische Vertretung und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo. Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Japan. Den Chinesen ists ein Vasallenstaat, den Japanern (so sagen sie) ein unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind, heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald da-

nach die Japaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul der?
brannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches
der beiden Kaiserreiche soll die rebellischen Koreanerzur Ordnung
bringen? Im Juni 1894 schickt China dreitausend Mann, Japan
die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen
schnell Kriegsschiffe. Am dremndzwanzigsten Juli vernichten die
Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage da-
nach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Fe-
bruar ist Japans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1895
unterzeichnet Li-Hung-Tschang in Shimonoseki den Präliminar-
vertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den
Japanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liau-
halbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letz-
ten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe
in dieStraße vonTschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote;
bald sinds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf
der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk,
Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einenBrand rasch ver-
breitet, wird überBord geschafft. Wer anDeckdiegeschäftigeHast
steht, muh glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben
und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach-Hotel wird
Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im ciravinZ'room, russische,
britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevoll-
mächtigten um den Tisch. Der Ostasiatenkrieg hat Chinas Wehr-
losigkeit, Japans wilde Iugendkraft jedem Auge enthüllt; und
um die Auslieferung der in Shimonoseki den Japanern zugesag-
ten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und
Frankreich sich verbündet. Herrscht Japan auf Liautung, leuchtet
seine aufgehende Sonne von Port Arthur über die Straße von
Tschili, dann ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur
noch ein Wahngebild. Deshalb fordern die drei Großmächte den
Iapanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der
Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Ar-
thur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfpreis, den werthvoll-
sten, nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; braucht einen eis-
freien Hafen, blickt lüstern nach Korea und kann seinenWillen mit
wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffeüberzeugen schneller
als Diplomatengerede: drum ist das starke Geschwader vorTschifu
versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. And rings-

um mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als herrsche amGolf vonTschili schon derReuss enzar.Am zehntenMai, zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Shimonoseki, fälltim Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift haben die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. «So will es meinHerr; undhatmirbefohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen." Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen. Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der Schlitzaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die Schultern: dieser traäe interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß derTisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oderNein? Die kleinenIapaner behorchen einander mit raschem Blick. Gegensolchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet; sie müssen nachgeben. Wie ein Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: Wir räumen Port Arthur, sobald China die fälligen dreißigMillionenTaels, als erste Rate, gezahlt hat. Das, denken sie,kanns in seinerGeldklemme nicht; und so gewinnen wir Zeit. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der Petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der deu Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des Jahres 1895 weiß Japan, daß Liautung, trotz dem Warnerrath des weisen Li-Hung-Tschang, das Ziel moskowitischen Strebens istund daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesenDrang nicht zu binden vermögen. Welches Recht alleinwirkt, haben sie erkannt, als der russische Admiral Makarow seinen Degen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem„Petropawlowsk", hat eine von den Japanern gelegte Seemine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen FruchtMakarow Iungnippon geprellt hatte. Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des

Herrn aller Reussen! Sechs Jahre und neun Monate nur. Vom
April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Ianuartag
des Jahres 1905 ließ General Stoessel die weiße Flagge hissen.
War mit Liautung nicht auch schon Korea erobert? Noch
nicht. Um die Halbinsel aus chinesischer Vormundschaft zu lösen,
hatten die Japaner 1894 den Krieg begonnen; und vom Sohn des
Himmels den Verzicht auf sein Lehnsherrnrecht erzwungen. Korea
war unabhängig; und wurde heimlich von den Japanern regirt.
Nicht heimlich genug. Im Siegerstolz hatten diesonstsonüchternen
Leute von Nippon dasAugenmaß für das jetzt schon Erreichbare
verloren. Sie mordeten die Königin, die, als Feindin aller Re-
formen, den Insulanereinfluß zu dämmen versucht und die Ent-
lassung des ihm günstigen Ministeriums durchgesetzt hatte, und
behandeltendenverängstetenKönigals Staatsgefangenen. Diese
FehlernütztendieRussenagentenmitschlauerEmsigkeit.Sieschür-
ten in dem trüg unterm Schneckenwappen hindämmernden Volk
den Iapanerhaß und riefen, als der Boden bereitet schien, ein
MarinedetachementnachTschimulpo.ImFebruar 1896 erfuhren
wir, der König von Korea sei denIapanern entschlüpft und habe
bei Rußlands Gesandten Obdach gefunden; zweihundertrussische
Seesoldaten stellten ihm nun dieLeibwache. Bald danach, er habe
zweiMinister alsHochverräther hinrichten lassen und wolle fort-
an nur dem Russenrath folgen. Am zwölften Oktober 1897 erhöht
er Korea in den Rang der Kaiserreiche: um dem Erdrund zu
zeigen, daß er keines Mächtigen Vasall mehr sei. In einem vom
FürstenLobanow und vom Marsch all Vamagata unterzeichneten
Vertrag verpflichten Rußland und Japan sich, die Unabhängig-
keit des Kaiserreiches zu achten, jede Einmischung in die Landes-
geschäfte zu meiden und Hre Schutztruppen auf der Halbinsel nie-
mals über die Präsenzziffer von tausend Mann hinaus wachsenzu
lassen; dieRechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten werdengenau
abgegrenzt. Ungefähr um die Zeit des Boxerkrieges regten sich in
Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In
der Mandschurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Spekulanten
ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den
Festungwerken, der aus dem Boden gezauberten Wunderstadt
Dalnij. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Ge-
schäftsleute und Schwindler schnüffelten nach neuer Geldmacher-
gelegenheit. Wenn man die Bahn bis in den Hafen von Fusan

führen könnte; mitten durch Korea! Da wäre Etwas zu holen. Nnd
warum nicht? Eigentlich gehört die Halbinsel zur Mandschurei;
wir hätten sie längst nehmen sollen. Waren nur wieder mal zu
bescheiden. Keine Macht kann uns zwingen, am rechten Ufer des
Palu zubleiben. Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, ver-
bündet Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wird wieder
das Ziel russischer Expansion. Im August 1903 ersucht Herr Ku-
rino, Japans Botschafter in Petersburg, den Grafen Lamsdorff,
die Anerkennung der Thatsache zu erwirken, daß Korea zur japa-
nischen Einflußsphäre gehöre und nur Japan berechtigt sei, mit
politischemRathundmilitärischerThatauf der Halbinsel zuinter-
veniren. Erste Antwort: Admiral Alexejew (den das Gerücht mit
denGeschäftsspekulationen inBerbindung bringt) wird zumStatt-
halter des Kaisers im Amurgebiet ernannt und die japanische Re-
girung aufgefordert, mit ihm zu verhandeln. Der Amurdiktator
spricht laut:» Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen."
Und Baron Rosen, der dasZarenreich inTokio vertritt, kann sich
mit dem japanischen Minister Baron Komura nun nicht einigen.
Die Valu-Gesellschaft erinnert sich einer Jahre lang unbenutzten
Konzession, fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, an,
die koreanischen Wälder flink abzuholzen, und ruft (zum Schutz
ihrer Arbeiter?) Kosaken ins Land. Drei sibirische Regimenter,
hörtman, sind auf dem Marsch nach der Palugrenze. Am elften
Dezember erklärt sich Rußland zwar zur Anerkennung der japa-
nischen Rechte auf Korea bereit; stellt aber die Bedingung, daß
auf derHalbinsel eine neutraleZone geschaffen werde. Nein. Die
Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was
sieseitdem schmählichenTag vonTschifu geleistet, getragen haben.
Unter der gehäuften Last der neuen Steuern, deren Ertrag für
Landheer und Flotte gebraucht wurde, hat sich in zwei Iahren das
Leben in Tokio ums Fünffache vertheuert. Sollen all diese Opfer
unbelohnt bleiben? «Diesmal findet uns der Feind aus Nor-
den gerüstet; und gegen den Eingriff einer dritten Macht schützt
uns das mit England geschlossene Bündniß. Wir dürfen nicht
warten, bis Rußland eineArmee amBalu hat. Auser Tag bricht
an; unser Rothstift umzäunt jetzt den verbotenen Bezirk und wir
werfen das Schwert auf den Rathstisch. Korea muß unser sein."
Wirds aber noch nicht. Seit dem August 1904 steht seine Diplo-
matie und Finanzverwaltung unterjapanischerKontrole;seitdem

Frieden von Portsmouth wird es von japanischen Einwanderern
überschwemmt. Wahrt aber noch den Schein der Unabhängigkeit.
Die istvomKaiserMutsuhito feierlich anerkannt.vonseinenRäthen
oft genug bestätigt worden. Auf den schwanken Grund solcher
Worte baut der Hof von Söul seine Hoffnung. Zwar sind drei
Viertel des Halbinselhandels in Iapanerhänden und die wich-
tigsten Beamten sacht in den Interessenkreis der Eindringlinge
'gezogen; doch derganzeHofdenktwie derMinisterVong-Tschan-
Min: „Nnsere Rnabhängigkeit wird unter allen Amständen ge-
achtet." Nnd das niemals in ernste Kraftanstrengung gewöhnte
Volk sieht dem Machtstreit fast gleichgiltig zu. Die Japaner haßt
es; nicht erst, seit sie mit Henkergrausamkeit im Land hausen: hat
sie längst, wie jede chinesisch gefärbte Seele thut, ingrimmig ge-
haßt. Bisher aber nie mehr als kleine Putsche gewagt. Die Ent-
thronung des Kaisers Vi-Höng (derDelegirte nach dem Haag ge-
schickt und, da Fürst Ito ihm Vertragsbruch vorwarf, behauptet
hatte, die Koreaner seien ohne seinen Auftrag im Konferenzpalast
erschienen) und die Verpflichtung des ihm nachfolgenden Sohnes
zu einer Vasallenrolle hat imIuli19l)7dieGemüther erregt und in
Südkorea Straßenkämpfe bewirkt, in denen dreihundertIapaner
fielen. Die Folge war ein Massengemetzel; ganze Dörfer wurden
von dem unbarmherzigen Rächer zerstört und die Provinzen, von
Kjöngfang bis Fusan, in Kirchhofsruhe gezwungen. Keine Macht
widersprach. Ito hatte früh erkannt, daß die Herrschaft über Korea
erst völliggesichert seinwerde.wenn manmitRußland,demNach-
bar in der Küstenprovinz, einig geworden sei. Das Abkommen,
das er (im Einverständniß mit seinem Freund Pamagata und dem
Grafen Inuye) 1901 in Petersburg vorschlug, paßte den Bezo-
brazow und anderen Mineninteressenten nicht und wurde drum
auch von Nikolai Alexandrowitsch abgelehnt. Jetzt erst, nach der
Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses mit Rußland,
kannIapan auf derHalbinsel schalten, wie ihm beliebt. DreiErd-
theile freuen sich: denn während Japan das große Korea verspeist
und verdaut, braucht es nicht nach Indochina, dem Philippinen-
Archipel und dem Kap Londonderry zu schielen. Vom Oktober 1897
bis in den August 1910 war Korea ein Kaiserreich. Nun ists die
IapanerprovinzTscho-Sen. Nnd wie der Name, so soll auch das
Volk, soll der nationale Geist dieses Landes verschwinden. Die Ko-
reaner, heißtsinTokio, sindalsVolk nicht lebensfähig, durchver-

nünftigen Rath nichtzu nützlichem Fortschrittzu bringen. Deshalb
müssen sie ausgerodet oder in Sklavenhörigkeit gepfercht werden.
IapanbrauchtKorea.ZwarhatHerrTsudsuki.IapansErster
Delegirter, 1907 im Haag bestritten, daß sein Vaterland auf Ex-
vansion angewiesen sei.«Wir haben noch ungeheure Flächen unbe-
bautenBodens."Wann aber habenIapanernichtjedesdemNach-
bar gefährliche Trachten bestritten? Bis sie in Bereitschaft waren,
haben sie stets die Rolle des Arglosen gemimt, der kein Wässer-
chen trüben will und kann. Jetzt sind sie bereit. In anderthalb
Iahren sind,nach dem portsmoutherFriedensschluß,260Banken
und Industriegesellschaften mit einemKapital von 250Millionen
Dollars gegründet worden. Die heischen Bethätigungmöglich-
keit. Aus Korea ist viel zu holen (Kohle, Eisen, Blei, Kupfer, Gold,
viele Nährstoffarten); aber nur, wenn die Halbinsel ganz unter-
jocht und von dichten Mengen japanischer Arbeiter bevölkert ist.
Zehn Millionen Menschen auf einem Flächenraum von 218600
Quadratkilometern: da ist für Einwanderer Platz. Und der Weg
von Shimonoseki über die Tsushimastraße nach Fusan ist kurzund
. billig. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Aussicht locken, auf Ko-
rea den Herrn spielen und Männern, die vor demFall des Kaiser-
reiches zum Adel, zum Offiziercorps gehörten, die Gebieterfaust
zeigen zu können? Japan wird aus diesem Land Etwas machen.
And heute nicht mehr (wie man vor fünf Iahren noch annehmen
konnte) daran denken, den Chinesen Kwangtung zurückzugeben.
Kontinentalmacht ersten Ranges: der Gedanke läßt auch denHe-
min, der Proletarierschaar, das Herz höher schlagen. Die Kriege, in
denen zuerst China, dann Rußland von Korea weggedrängt wur-
den, sind also doch nicht ohne Ertrag geblieben. Ob die Halbinsel
dem Iapanerreich einst zum Irland werden kann? Danach wird
im Rausch lange erstrebten Glückes nicht gefragt. Doch Japan ist
fortan kein Insclimperium; hat, wenn China erwacht oder Ruß-
land erstarkt, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte aus
Britaniens Geschichte lernen, daß es nicht immer klug ist, im
Ausdehnungdrang auf den Vortheil insularer Lagezu verzichten.
«Wenn die Völker wüßten, mit wie geringem Verstandes-
aufwand ihre Welt regirt wird, würden sie staunen": der Rück-
blick auf drei Lustren europäischerPolitik ruft dasWort des drit-
ten Papstes Julius ins Gedächtniß. Jahrzehnte mögen, Jahr-
hunderte gar verstreichen, ehe dem Schoß russischer oder chinesischer

Erde sich derRetter entbindet, der.wiedasMädchenvonOrleans
einst, den frechen Eroberer auf seine Insel zurückscheucht. Mit
trüb umnebeltem Nimbus steht aber, heute schon, Europa vor dem
Asiatenauge. 1895 wird Japan gehindert, seine Kriegsbeute heim-
zuholen; 1910hat esAUes, was seinHerz (fürsErste) begehrt, ist
Briten, Russen, Franzosen verbündet und kann uns die Handels-
bedingungen diktiren. 1897schickt der Deutsche Kaiser seinenBru-
der, 1910 seinen ältestenSohn nach Ostasien; Heinrich soll,Wenns
nöthig wird, mit gepanzerter Faust für die heiligsten Güter der
Christenheitgegen die gelbe Rasse fechten,Wilhelm mit artiger Re-
de in Tokio uns Freundschaftwerben, peccstur? Europa hat selbst
sich die Geißel geflochten: und hofftnun,ungestriemt ihrem Schlag
ausbiegen zu können. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Drei-
zack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum
Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgeregt^
nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich denAdmiral des
Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich
die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat, haben die Mächte'
sich gegen die „deutsche Gefahr", nicht gegen die gelbe, verlobt.
DarfNippon,darfsogardasOsmanenreichheutenach willkürlicher
Laune schalten. Tante Europa ist im Erbosten blamirt. Und der
greise Tenno, der Kotei des Iapanerheeres, kann lachen.

k^ebris recurrens

Kronprinz Wilhelm von Preußen ist zum Ehrenrektor der
königsberger Albertus-Universität gewählt worden und hat in
seiner Antrittsrede gesagt, was er von den Hochschullehrern er-
warte. Sie sollen dem deutschen Volk den Weg weisen, auf dem
es die ihm gebührende Weltstellung erreichen kann. Diese Stellung
ist also, nach der Aeberzeugung des Mannes, der einst Deutscher
Kaiser heißen soll, noch nicht erreicht; und den ans Ziel führenden
Weg sollen Professoren uns zeigen. Denen damit ein politisches
Amt, ein mit ihrem Lehrauftrag unvereinbares, zugemuthet wird.
Unter solcherFührung kämen wir gewiß nichtweit. Dem berühmten
Professor Mrchow hat Bismarck im Dezember 1863 zugerufen:
„Die Politik ist keine exakte Wissenschaft. Ich erkenne die hohe
Bedeutung desHerrnVorrednersinseinemFachvollkommenan;
wenn er sich aber aus seinemGebiet entferntund unzünftig auf mein
Feld übergeht, so muß ich ihm sagen, daßseinUrtheilüberPolitik

ziemlich leicht für mich wiegt." Ein Professor von aufrechtem Beken-
ncrmuthmüßtediekronprinzlicheZumuthung abwehren; und laut
antworten, daß schon zur Erkenntniß des politisch Nothwendigen
undMöglicheneinZeitaufwandgehört, dender nach Wissenschaft
Strebende niemals ungestraft leisten kann.DieRede desEhrenrek-
iors mündete in den Satz: »Nicht damit allein ist uns gedient, die
Schwächen und Mängel unseres Landes zu erkennen, denn diese
Erkenntniß führt leicht zu Verdrossenheitund unfruchtbarer Kritik;
vielmehr sehnen wir uns nach der Betonung unseres deutsch-natio-
nalenBolksthumesimGegensatzzuinternationalisirendenBestre-
bungen, die unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen dro-
hen." Sehr gut gemeint; nur, leider, sehr unglücklich ausgedrückt.
Wer einen höherenRang erreichen will, muß zunächst seines We-
sensSchwächenundMängel.dieihnso lange hemmten,zuerkennen
suchen; hatkeine wichtigere Pflicht. And daßKritikunfruchtbar blei-
ben müsse, dürfte in der Stadt Kants selbst ein ^laUnikicentissimus
nicht behaupten. Wird, nach zweiundzwanzigjähriger Regirung
Wilhelms des Zweiten, das »deutsch-nationale Volksthum" noch
immer nicht stark genug „ betont" und sollte nutzlos die Luftmasse be-
wegendeBetonung nicht allgemach nützlicherBewährung weichen?
DerKronprinz wünscht, daß derDeutsche deutsch bleibe. Mit ihm
wirds Iederwünschen, der deutsches Volksthum liebt. Daß diesem
Volksthum aber »Verwischung" drohe, dürfte der Nachbar nicht
ausdemMundedesDeutschenKronprinzen hören. Sie drohtihm
auch nicht; solche Furcht stammt aus blinder Verdrossenheit. Der
Ehrenrektor der Albertina weist den Professoren eine Aufgabe zu,
die sie nicht bewältigen können und derenAnnahme sie von derLehr-
Pflicht, Wissenschaft zu verbreiten, abziehen müßte; er unterschätzt
die förderndeKraftkritischerErkenntniß, warntvorderEntschleie-
rung nationaler Schwäche, enthüllt dann, mit fehlgreifender Hand,
selbstdieschlimmsteallerVolksschwächen,eine,derenOffenbarung
feindliche Hoffnungnährenkann, und klagt, als höchsterVertreter
<iner aus den Speichern aller Kulturvölker gespeistenAniversitas,
über «internationalisirende Bestrebungen", ohne die gründliche
Gelehrsamkeit heute doch undenkbar ist. Wars nöthig? Konnte der
Hang ins Lehrhafte, Magistrale nicht in Einem, dem zu irgend-
einer Leistung fürs Vaterland noch nicht die Gelegenheit ward,
für ein Weilchen gehemmt werden? Als Wilhelms Sohn Fried-
rich Wilhelm am zwanzigsten Juli 1862 im Ehrenkleid der Mag-

nifizenz vor den königsberger Professoren und Studenten stand,
sprach er: »Auch ich habe eine Hochschule besucht und kenne den
Geist, der in ihr lebt. Es ist eine große Aufgabe der Hochschulen,
indem sie den Geist bilden und die Charakterfestigkeit fördern,
daß sie Dies nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für den
Staat leisten. Ich betrachte die überkommene Erbschaft als eine
Aufforderung, Kunst und Wissenschaft zu schützen. Und ich ge-
denke der großen Namen, die mit derGeschichte dieser Hochschule
verbunden sind, und vor Allem des Mannes, dessenLehren weit
über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes drangen und
den ganzen Erdball erleuchteten." Der auf besondere Weise in-
ternationalisirenden BestrebungenImmanuels Kant, aus dessen
»Kritik der reinen Vernunft" zu lernen ist, daß ein vernünftiges
Wesen, also auch ein Volk, seine Freiheit nur zu nützen vermag,
wenn es die Grenzen seines Könnens, seine Schwächen und
Mängel klar erkannt hat. So machte mans damals. Ehe wieder
die Sucht aufkam, die Zukunft der Fürsten an Zufallsworte zu
nageln und der reifen Volkheit, wie einem unartigen Kind, von
dertzöhe hermitderRuthezudrohen. ErkenneDichselbst: auch im
tzohenzollernbewußtsein müßte für den delphischen Rath Raum
sein. KronprinzWilhelm war vor sieben Iahren noch Hochschüler.
Ist er sicher, daß durch die Schuld des deutschen Volkes, nicht der
Fürsten, Erreichbares unerreicht blieb? VonderLippeWilhelms
des Ersten kam nie kränkende Magisterrüge. VonFriedrich Wil-
helm dem Vierten stammt die aus dem Aerger über die bösen Unter-
thanen geborene Marginalnote: »Angezogene Kinder die Ruthe
fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen."
Der selbeKönig hat im erstenRegirungjahr zu seinemChristian
IosiasvonBunsen gesagt: »IhrAllemeintesgutmitmirundseid
auch gut zurAusführung meiner Gedanken; aber es giebtDinge,
die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht ge-
wußt und erst als König erfahren habe." Ungefähr so mag Wil-
helm der Zweite gedacht haben, als er die Rede seines Aeltesten
las. Professoren alsWeiser desWeges zu Deutschlands Größe?
Ungenügende Betonung des deutschen Volksthumes ? Schwächen
und Mängel des Landes? Dem Vater kann, trotz dem schüchternen
Kopirversuch.der Naicien'speecn desSohnes nichtgefallen haben.
Und was er dann, am fünfundzwanzigsten Augusttag, in Königs-
berg vor den Vertretern Ostpreußens sprach, klang in manchem

Satz wie eine Rektifizirung des jungen Ehrenrektors. Nur der König,hieß es da, ist „ das auserwählte Instrument desHimmels -; nur er weiß den rechtenWeg zu findender ansZiel führen kann(und braucht drum nicht Hochschullehrerhilfe). Daß dieser Glaube nicht trügt, solldurch das ErlebenundHandelnWilhelms desErstenbe« wiesensein. Der hat freilich, als er am achtzehnten Oktober 1861 in Königsberg die Krone vomAltar hob und sich aufs greisende Haupt setzte, gesagt (und im Symbolon gezeigt), daß er sie von Gott allein habe. Hatvorher, als er, am achtzehnten Januar, die Fahnen und Standarten der neuen Regimenter ins Zeughaus geleitet hatte, zum Kriegsminister Albrecht von Roon gesprochen: „Nun mögen sie in der Kammerreden, was siewollen!" And zehn Jahre danach im versailler Schloß zum Hofprediger Rogge: „Rühmen Sie mich nicht in Ihrer Rede, denn ich bin nur das Werkzeug in Gottes Hand gewesen." Hat er je aber gewähnt, vom Herrn des Himmels mit so besonders hellerWeisheit erleuchtetzu sein, daß er anderes Menschenmeinen mißachten dürfe? Jemals sich eingebildet, zum Herrgott (nach Bismarcks Spottwort) in einem Geheimrathsver« hältniß zu stehen? Seine Briefe an Roon und an Bismarck zeu- gen, überzeugen wider solchen Verdacht. Am achten Mai 1874, also noch auf der Höhe ruhmvollen Erlebens: »Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, tft mir nicht möglich zu hemmen, da auch derFst.B.sich für dasselbe entschied, obgleich ich, trotz meiner Hinfälligkeit, noch zweimal da- gegen schrieb und auf die fakultative Ehe hinwies. Vergeblich! Jetzt ist eine zweite Katastrophe beim Militärgesetz eingetreten. Auch in das Septennat fügte ich mich mit schwerem Herzen." Hundert Beispiele könnten erweisen, wie oft der bescheidene König nachgab, wenn „Fst.B. nicht wollte". Instrument desHerrn? ImSinnder Paulinischen Sätze aus dem Brief an die Korinther: „Unter den Aposteln bin ich der geringste. Bin eigentlich, weil ich die Gemeine Gottes verfolget habe, unwürdig, ein Apostel zu heißen. Abervon Gottes Gnade bin ich, was ich bin. And seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; doch nicht ich that so, sondern Gottes Gnade, die mit mirist.* Nie konnte dem ersten Kaiser aus dem Bewußtsein der Abhängig« keit voneinemumwölktenWillenderWahnwerden,mitderKrone göttliche Allweisheit erhalten zu haben, die den Gekrönten hoch über den Troß gemeiner Sterblichen hebt. Niemals. Er hatte die

UrkundeseinerAbdankunggeschrieben,alsBismarck,amzweiund-
zwanzigsten September 1862, sich bereit erklärte, für ihnzufechten.
Wollte in Demuth auf den frankfurter Fürstentag gehen, 1864,66,
70 den Krieg vermeiden, nach Königgraetz Oesterreich, Sachsen
und Bayern Gebietstheile abnehmen; und schrieb inNikolsburg
andenRandeinerImmediateingabe:„DameinMinisterpräsident
mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin,
ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und
da er sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen
hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glän-
zenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und
einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." So konnte starker
Glaube an den übersinnlichenNrsprung des Königsberufes nicht
sprechen.Wilhelm war 1848von derPfaueninsel aus vermummt
nach England geflohen, weil er im Wuthgeheul der Berliner sich
des Lebens nichtsicher fühlte. Daß er, nach des Bruders traurigem
Zusammenbruch, in den Anfängen seiner Regirung nicht einge-
schüchtert scheinen, sondern den nach schneller Machtmehrung lü-
sternen Bezirksphilistern die Stirn bieten und sich zur altpreuß-
ischen Staatsrechtslehre bekennenwollte, istPsychologen begreif-
lich. Sehr fern aber blieb er dem»MystischenUnsinn frühererTage";
und spräche, bei aller VerschiedenheitdesWesens und der Geistes-
bildung, wieFritzwohl, sein größter Ahn: »Könige sind Menschen
wieanderezhabennurWichtigereszuthun.Werstchfürbesonders
merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Klei-
nigkeit erfahren, die ihn angeht. Wie der Herrgott in der Messe,
so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen.
Seine Hauptpflicht bleibt, taugliche Geschäftsleiter zu wählen."
WarFritzens Erbe, durch dessen schwelgende Lässigkeit Preußens
Schande erst möglich wurde, etwa auch einInstrumentdes Herrn?
Wars Friedrich Wilhelm der Dritte? Der Kaiser nennt ihn nicht.
Preist nur „den alten eisernen Porck" und die Königin Luise, »die«
sen Engel in Menschengestalt, die Einzige, die nie einen Augen-
blick an der Zukunft des Vaterlandes gezweifelt hat." General
Porck hat, um denKönig, dessen schwache Seele jedenWiderstand
gegen Bonapartes Genie für fruchtlos hielt, zum Befreiungskampf
zu zwingen, denFahneneid gebrochen, der ihn an den Befehl des
französischen Marschalls Macdonald band, und ist von Friedrich
Wilhelm, de? die Konvention von Tauroggen nicht anerkannte,

deshalb mit dem Verlust des Kommandos bestraft worden. Luise
war kein «Engel in Menschengestalt"; war (im letzten Iuliheft
wurde es hier gesagt) „zu geschickt, ihrer suggestiven Kraft zu be-
wußt, zu willig zur List, als daß ihr in den ^cK Sancwrum ein Platz
gebührte; aber ein muthigesHerz und ein politisches Hirn in schö-
ner, inneren Wesensglanz widerstrahlenderHülle". Auch nicht, in
denTagen Steins und Vorcks, Scharnhorsts und Gneisenaus, die
Einzige, die nicht an der Zukunft des Vaterlandes zweifelte. All-
zu oft völlig hoffnunglos. »Wem wird Preußen übers Jahr ge-
hören?Wohin werden wirAlle zerstreut sein? Ich kann denLauf
derDingenichtändern; ich sehe, datzPreußen vernichtet oder doch
wenigstens beherrschtseinwird.VersprechenSiemirnur,lieberVa-
ter,daßSie mich abholenkommen,wennmanuns aus unserem Lan-
de verjagt!" An die russische Kaiserin: «Oft, ich gestehe es Ihnen,
bin ich in einem beklagenswerthen Zustand und die Zukunft scheint
mir ohne Zukunft für uns zu sein. Verzeihen Sie einernnglücklichen
Königin, die deutlich voraussieht, daß sie bald (durch die Unglück-
liche Politik von Freund und Feind) allein aufihren innerenWerth
beschränkt sein wird ... Von Napoleon habe ich nur die Vertrei-
bung meiner Nachkommenzu erwarten." An Frau von Berg: »Ich
hoffe nichts mehr. Dies schwöre ich Ihnen." Unvergeßlich ist auch,
daß der Groll Luisens, die Alexander Pawlowitsch, den Abgott
ihrer Seele.wiedersehen und SteinsWiderspruch gegendiePrunk-
fahrt nachPetersburg entkräften wollte, an der ungnädigen Verab-
schiedung des einzigen starken Staatsmannes, den Preußen hatte,
mitschuldig war. Der Enkel sieht die Ahnfrau in einer Glorie, die
ihr nicht ziemt. Meint sogar, im Gegensatz zu Stein und Ancillon,
daß sie ihre Kinder, von denen doch nur eins recht gediehen ist; in
vorbildlicher Weise erziehen ließ. And winkt drum die deutschen
Frauen ins Haus zurück. „Die Hauptaufgabe der deutschen Frau
liegt nicht auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungwesens,
nicht in dem Erreichen von vermeintlichenRechten, in denensiees'
den Mannern gleichthun können, sondern in der stillen Arbeit im
Haus undin derFamilie.Dassollen unsere Frauenvonder Köni-
gin Luise lernen." Von einerFrau, die sich ungestüm ins Staats-
geschäft gedrängt und, nach des Arenkels zärtlich irrendem Glau-
ben, Preußens Befreiung vom Korsenjoch vorbereitet hat. Die also,
wie vor und nach ihr nie Eine auf dem Zollernthron, eine politisi-
rende Dame war. Stille Arbeit in Haus und Familie! Gehen die

Mädchen, die Frauen etwa zu ihrem Vergnügen in die Fabrik, an
die Näh« und Schreibmaschine, in entweibende Fronjeglicher Art?
Sie thuns, weil sie müssen; Hunderttausende, weil sie, oft nicht für
sich allein, Brot brauchen; und heischen vom Staat nur die für den
ihnen von der Staatsordnung aufgedrungenen Wettbewerb mit
denMännern unentbehrlichen Rechte. Von der Staatsordnung:
die Kulturform unseres Industrialismus und der Weltmarkter-
folg unsererWirthschaft wären ohnediebilligeFrauenarbeitnicht
möglich geworden. And der König nnd Kaiser, der sich „als In«
strument des Herrn betrachtet", ruft sie ins Haus zurück. Wo sie
bei elend bezahlter Heimarbeit schwitzen oder verhungern müßten.
Genug. »Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte reden": schrieb
Friedrich Wilhelm der Vierte 1846 an Thile. Bald danach an
Bunsen: „Niemand versteht mich, Niemand begreift mich!" Nnd
selbst dieser Ergebenste schrieb neben die unkönigliche Klage des
Königs: „Wenn man ihn verstünde, wie könnte man ihn begrei-
fen?" Auch Luisetts unseligerErstling hat inKöttigsberg einst eine
weithin tönende Rede gehalten. „Ich bitte Gott um denFürsten-
segen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet
und aus ihm einen Mann nach dem Willen Gottes macht. Gott
wolle unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der
Welt erhalten, mannichfach und doch eins, wie das edle Erz, das»
aus vielen Metallen zusammengeschmolzen,nureineiniges,edel-
stes ist, keinem anderen Rost unterworfen ist als allein dem ver-
schönernden der Jahrhunderte." Hat in Königsberg erklärt, er
wolle, wie seinVater, „ von den herrschendenBegriffen sogenannter
allgemeiner Volksvertretungen sich fern halten." Die Folge dieser
Rede, die, nach Treitschkes treffendem Wort, zwar sagte, was er
nicht wolle, aber im Dunkel ließ, was er beabsichtige, war ein häß-
licher Preßhader. So wars auch gestern wieder. ZumzweitenMal
entsteht im Sinn des Hörers, in der Zeitspanne einerWoche zum
zweiten Mal, die unfrohe Frage: Mußte es sein? Was 1840
schädlich war,könnte1910verhängnißvollwerden. Friedrich Wil-
helm sprach vor demAufruf „Anmeine lieben Berliner", der, „ge-
schrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März
1848", die Todesurkunde des preußischen Absolutismus wurde.
Am siebenzehnten November 1908 hat Wilhelm der Zweite, von
Gottes Gnade König und Kaiser, sich vor dem Willen derNation
gebeugt; vor allem Volk laut gesagt: DerTadel.dendervonmirer--

nannte Kanzler mir aussprach, war gerecht und ich muß anders
werden. DerMuthzuso schwerem Entschluß ehrtihn; Erinnerung
muß ihn aber hindern, noch zu reden wie vor diesem Schicksalstag.
Er wills nicht. Hat erst vor ein paar Wochen gesagt: »Ich will ein
konstitutioneller Monarch sein und bleiben." Und auf der Marien-
burg, vierTage nach der königsbergerFanfare schon, den Kämp-
fern für den Glauben an eine besondere, nur Gekrönten vorbehal-
tene Gnadenweihe mit erfreulicher Schnelle Chamade geschlagen.
Aber auch in dem Bericht über diese Korrigendenrede findet der
bange Blick Sätze, dieerliebernichtsähe. »Deutschthum und Chris-
kenthum sind von einander untrennbar." Standen vorWilhelms
Auge nicht oft schonChristen.die nichtDeutsche,oft auchDeutsche, die
nichtChristen sind? WarFranz vonAssisi kein Christ, waren Fritz
von Preußen und Goethe nicht Deutsche? »Die Stämme und die
Berufsgenossenschaften sollen ihre Hände ineinanderschlagen zu
gemeinsamer Arbeit; der Landwirth schlage in die Hand des Kauf-
manns ein und Dieser in die Hand des Industriellen." DerAuf-
ruf erinnert an den einst gehörten: »Völker Europas, wahrt Eure
heiligsten Güter!" Sie sollten sich gegen die gelbe Rasse verbün-
den: und haben mitIapanund China Schutzbündnisse geschlossen.
Auch die Landwirthe, Industriellen, Kaufleute werden den Ver-
such einer Umarmung im Sonnenäther nicht machen. Der Kanz-
ler, dem jeder Unbefangene in diesem Fall anständiges und ver-
ständiges Handeln bescheinigen muß, hat Recht: die königsberger
Rede ist mit dem Wortlaut der Verfassung durchaus vereinbar.
Doch er täuscht sichselbstundtäuschtdenKaisergewißnichtüberdie
Wirkung solcherReden. Sie war (wer im Volk lebt, weiß es)noch
<irger als die derHighcliffgespräche. Ein ansteckendes Rückfallfie-
ber flackerte auf. Am Leib der Volkheitwar eine noch reizbare Stelle
berührt; und die rasch erhöhte Temperatur hitzte in Uebertrei-
bung. Das ist vorbei. Muß vorbei sein. NeuenHader zwischender
Nation und dem Kaiser könnte das Reich nicht vertragen. Deutsch-
lands Volk denkt, wenn es den Kaiser sieht oder das Horn seines
Automobildieners hört, nicht an ein Instrument desHerrn; denkt
an einenMenschen, der aus seinem gleichem Stoff gezeugt ward.
Den es gern als den im Lande Tüchtigsten priese. Dessen Wort
knapp und stets nur das Echo königlicher That sein müßte. Und
der die Menschenschwachheit nie Spötterblicken entblößen darf.

X Die Mignons.
^Wunderliche Gebilde entsteigen mitunter dem brodelnden
Hexenkessel, der das überschäumende Leben des französi-
ZchenVolkes birgt.
Nirgends findet man eine ähnliche Fülle sittengeschichtlicher
Kuriosa, Orgien eines Gilles de Rays, Hirschparkidyllen des fünf-
zehnten Ludwig, erotische Exzesse eines Marquis de Sade, per-
vers-makabre „Kais 6es vicümes" nach der Schreckenszeit bis zu
den Schwarzen Messen, die vor wenigen Iahren noch in Paris im
Palais Adelsward zelebrirt wurden. Legion sind solche Sym-
ptome einer Aeberkultur im Lande des Heiligen Ludwig. Sie
tauchen eben so unter dem Absolutismus wie während der späteren
Ochlokratie auf. Die Sammlung hätte eine Lücke, wäre in ihr nicht
das Laster Elagabals vertreten, das, wie unter dem balpfäffischen
Kaiserjüngling, so auch am Hofe des letzten Valois in Mode kam.
Heinrich der Dritte war ein Urning. An ihm wie an seinen
Brüdern rächten sich die Sünden des Großvaters. Franz der Erste
litt an Lues und hatte sich früh im tollen Leben verausgabt.
Schwächlich und skrophulös kamen seine Enkel ans Licht. Als
Schattenkönige siechten die beiden ersten kinderlos dem Grab ent-
gegen. Zäher war der Organismus des dritten beschaffen. Aber
die unselige Vererbung hatte sich bei Heinrich in anderer Weise
geäußert: in ihm wohnte ein naturwidriger Sexualtrieb, der sich
bald in den bizarrsten Auswüchsen bethätigte. Dazu hat die
Sittenlosigkeit der Gesellschaft, in der dieser Anormale lebte, das
Ihre beigetragen. Es gehört zu den Paradoxen der Geschichte,
daß die älteste Tochter der Kirche (diesen Titel trug Frankreich bis
zur Aera Combes ja mit Stolz) gerade damals sich am Tollsten
geberdete, als die Fromme ihren Glaubenseifer durch Vergießung
von Hekatomben Ketzerblutes zu beweisen suchte.
Kirchliche Devotion vertrug sich sehr gut mit dem schranken-
losen Trachten, „sich auszuleben". Am Hof der Mutter, wo Hein-
rich aufwuchs, waren Zucht und Scham unbekannt. Die berüch-
tigte Schaar der Hoffräulein, von der sich die Medizäerin nie
trennte, bestand aus Buhlmädchen, die von der Herrin zu Liebes-
diensten für die zu Gast weilenden Großen befohlen wurden. Wo
sollte in solcher Umgebung der Heranreifende die zur Bezähmung
seiner perversen Leidenschaften nöthige Selbstbeherrschung lernen?
Ueber Heinrichs Iugend ist wenig bekannt. Als Prinz soll er
höchst eigenhändig mitgeholfen haben, einigen aus dem Schlaf ge-

schreckten Hugenotten in der Gräuelnacht des Heiligen Bartholomäus den Garaus zu machen. Diese Ruhmesthat wurde aus politischen Gründen später freilich vom Hof geleugnet. Als der zum König Polens Gewählte in Krakau eingezogen war, verblüfften dort bereits sein effeminirtes Wesen und seine merkwürdigen, im fernen Osten damals noch unbekannten Sitten.
Die fluchtartige Abreise des kaum Erschienenen bei der Kunde vom Tode seines Bruders, Karls des Neunten, hat den biederen 'Polen weitere Neberraschungen erspart. Als Ersatz für die eingepackten Kronjuwelen ließ der Scheidende die Iesuiten im Lande zurück, die er aus Frankreich mitgebracht hatte.
Statt den Wirren in seiner Heimath durch eine rasche Rückkehr ein Ende zu machen, wählte Heinrich den Umweg über Italien und ließ sich Monate lang in Venedig überschwänglich feiern. Hier vertändelte er die Zeit in sinnlichen Ausschweifungen, die ihm den letzten Rest gesunden Empfindens raubten. Als junger Greis kam der neue Herrscher endlich in sein Vaterland zurück. Alluren und Aussehen des Heimkehrenden waren merkwürdig verändert. Er trug Ohrgehänge, Perlenhalsbänder und'Frauenkragen, liebte Parfums und Schoßhündchen. Seine Lebensweise ähnelte der einer italienischen Schönen des sechzehnten Iahrhunderts. Gehen und Reiten schien Heinrich verlernt zu haben. Nur in verhängter Sänfte reiste er. Licht und Luft scheuend, verbrachte der Dreiundzwanzigjährige seine Tage auf Ruhebetten. Manchmal ließ er sich ans Nfer der Saone tragen, wo eine Prunkgondel seiner wartete. In ihr verträumte der Verzärtelte, auf weiche Kissen gebettet, hinter Vorhängen die Stunden in Erinnerung an die mystisch süßen Liebesfahrten auf dem Canal Grande, bei denen er selbst einst die Rolle der Dame gemimt hatte. Das Einzige, was den König interessirte, waren die Späße der Possenreißer und Aufzüge tragikomischer Art. In einem dieser Aufzüge erschien er in einer mit Totenköpfen besäten Gewandung. Damit wollte der Entartete in eben so gruseliger wie galanter Weise das Andenken der Prinzessin Cond6 ehren, für deren Ritter er sich einst ausgegeben hatte und deren Bild er stets im Medaillon um den Hals trug. Es ist ja typisch für das Gebahren der Konträrsexualen, daß sie mit Neigungen zu Frauen, die ihnen nicht erreichbar sind, kokettiren. An Beispielen solcher Prahlerei hat es nie gefehlt.
Ein halbes Jahr nach seiner Heimkehr heirathet Heinrich auf Drängen der Mutter das Fräulein de Vandremont, Louise von Lothringen. Vergeblich erwartete man aus dieser Verbindung einen Thronerben. Trotzdem der König aus der Kirche von Chartres

zwei der dortigen Mutter Gottes gehörige Hemden für sich und
seine Gattin mitgenommen hatte, bei deren Anlegung das Paar
den Segen des Himmels erhoffte, blieb die erwünschte Wunder-
wirkung aus.
Die Konvenienzehe, die von der Staatsraison diktirt war,
hatte auf die Lebensweise des Perversen keinen Einfluß. Sancy
schreibt damals Über ihn: „I^a eorruption clu temps estant teile
cztie les lareeurs, boulions, putsins et mignons avo^ent tout le ere'
6it aupres 6u Koy." And nun begann die Periode, die unter dem
Namen „re^ne 6es ml^nons" bekannt ist.
Der Kosename Mignon, der zur Zeit des letzten Valois ein
vielbegehrter Ehrentitel bei Hofe war, ist auf die ihn Tragenden
nicht wörtlich anwendbar. Die Mignons waren nicht etwa nied-
liche Püppchen, wie diese Bezeichnung auszudrücken scheint. Anter
ihnen waren die besten Degen Frankreichs; Männer, die für den
König Blut und Leben gelassen haben. Heinrichs unmännliche
Natur bedurfte, gleich der eines echten Weibes, Ergänzung durch
virile Kraft. In dem Verlangen nach Schutz war seine Hinneigung
zum starken Mann eben so begründet wie in erotischen Gefühlen.
Durch die unnatürliche Liebe zum gleichen Geschlecht, die gerade in
Frankreich, dem Lande des überschwänglichen Frauenkultus, be«
sonderes Aergerniß erregte, verlor der Monarch das einem Staats«
oberhaupt unentbehrliche Prestige. .Menry, par la Araee cke ss
mere inutile R,o^ cle Trance et cie ?oIoAne ims,Airigire": so nannte
man ihn spottend. Der allgemeine Haß gegen die Mignonswirth-
schaft äußerte sich auf tragische Weise. Ihm fielen drei Lieblinge
des Königs zuerst zum Opfer. Schomberg, Ouelus und der schöne
Maurignon wurden von Anhängern der Guises niedergemetzelt,
Heinrich verheißt den Chirurgen hunderttausend Francs, wenn sie
den schwer verwundeten Ouelus retten, und Diesem selbst die gleiche
Summe in 6cus,*) „pour lu^ kaire g,voir bo coura^e cle Ftierir".
Aber trotz den schönen Verheißungen stirbt der Günstling. Der
trostlose König küßt die drei Leichname, befiehlt, ihre blonden
Locken abzuschneiden, um sie sich rahmen zu lassen, und nimmt dem
tobten Ouelus eigenhändig die Ohrgehänge ab, die er ihm früher
angelegt hatte.
Einige Monate später lassen die Guises einen anderen Mig-
non Heinrichs, den schönen und reichen Saint-Mesquin, in der
Rue du Louvre niedermachen: aus Rache dafür, daß der eitle Fant

*) Ein eou hatte zur Zeit Heinrichs des Dritten einen Werth von
fünf bis sechs Livres.

mit feinen Erfolgen bei der Herzogin von Guise und seinen großen Aufwendungen für diese Dame geprahlt hatte. Auch Bussi d'Amboise, ein Mignon des Herzogs von Aleneon*) fiel später durch Mörderhand. Zu der Abneigung gegen das vom Hofe adoptirte, nun gesellschaftfähige Laster kam auch die allgemeine Empörung über die schamlose Art, wie die Mignons die königliche Kasse aus« plünderten. Heinrich war zwar sehr phantasiereich in der Erfindung neuer, absonderlicher Steuern; aber sie wurden niemals gezahlt: und so blieben die Einkünfte stets gering. Das Wenige war gewöhnlich schon verausgabt, bevor es einging. Oft fehlte das Nöthigste für die königliche Tafel.

Heinrich war die verkörperte Illustration zu dem Ausspruch Rabelais': „I^n noble prinee ri'a jamais nn sou." Dabei konnte der Gute seinen Mignons nichts versagen. Er begann damit, jene ominösen ,Aeo,uits au compwnt" unter die Nimmersatten zu dertheilen, die sein Schatzmeister ohne Einwand auszuzahlen hatte (ein Verfahren, das später, unter Ludwig dem Fünfzehnten, ins Ungemessene ging).

Phantastisch find die Summen, die für Ioyeuse und Epernon verausgabt wurden. Diese zwei berühmtesten Mignons waren, tapfer und einflußreich durch ihre Familienverbindungen, die Stützen des Thrones. Heinrich hoffte sogar, statt des Herzogs von Guise Ioyeuse an die Spitze der Ligue zu bringen, und sandte ihn deshalb (allerdings erfolglos) nach Rom. Die Grafschaft Ioyeuse erhob er zum Herzogthum. Seine Schwägerin, Margarete von Lothringen, gab er dem Unentbehrlichen zur Frau. Die Hochzeit wurde mit nie gesehener Pracht gefeiert, über die die Chronisten nicht genug zu berichten wissen. Zwölfhunderttausend Ecus sollen dafür verausgabt worden sein. Auf die Vorstellungen, die ihm wegen dieser großen Aufwendung gemacht wurden, antwortete der König: >,()u'il seroit sa^e et Kon rnesna^er apres czu'il anroit rnari6 ses trois enkarits (par les^uels il enten^oit O'^r<zues, I^a Valette et O'O, les trois mignons)." Man sieht daraus die Kostspieligkeit seiner vielseitigen Neigungen.

*) Alenyon, der jüngere Bruder Heinrichs und präsumtive Thronerbe, war auch anormal veranlagt und hielt sich Mignons. Er starb fünf Iahre vor dem König. Sein Mignon Bussi d'Amboise war zugleich der Geliebte feiner Schwester, Margaretens von Valms. Die dem König von Navarra (der später Heinrich der Vierte hieß) angetraute Margarete, deren zahlreiche Abenteuer viel besprochen wurden, hat das Treiben ihrer beiden jüngeren Brüder (Heinrichs und Alen?ons) scharf gegeißelt. Sie hinterließ graziös geschriebene Memoiren.

Ioyeuse starb sechs Iahre nach seiner Vermählung in der Schlacht von Courtras den Heldentod für die Sache seines Protektors. Sein Rivale in der Gunst Heinrichs, Epernon, ein Abkömmling des Gascogners Nogaret, der einst Bonifaz den Achten geohrfeigt hatte, lebte in stetem Hader mit Ioyeuse. Die Eifersucht der Beiden machte dem König viel Sorge. Später verheiratete er auch diesen Liebling. Doch bei den geschmälerten Mitteln gestaltete sich diese Feier weniger prunkreich. Der von Heinrich immer „mein ältester Sohn" Genannte erhielt von Heinrich vierhundert« tausend 6cus, die Braut, eine Komtesse de Candales, ein Perlenhalsband im Werth von hunderttausend Francs. Auf dem Ballfest nach der Vermählung tanzte der König selbst, zum Befremden der Anwesenden, und trug dabei einen aus kleinen Totenköpfen bestehenden Rosenkranz um den Gürtel.

Seine Sonderbarkeiten häuften sich immer mehr. Mit Larven vor den Augen (der aus Italien importirten damaligen Frauensitte) zog er mit seinen Mignons durch die Straßen von Paris, drang in die Häuser ein und nahm die ihm gefallenden Schoßhündchen daraus weg. Auch erfand Heinrich die „Dandy"-Mode, seine Promenaden nur mit einem Fangball (bi1bo<zuet) in der Hand, mit dem er fortwährend spielte, zu machen. Evernon und die übrigen Höflinge sah man natürlich bald auch nie mehr ohne dieses kindliche Spielzeug. Viel Aergerniß erregten die maskirten Amzüge der Mignons während des Karnevals, an denen sich der König nie anders als in Weibertracht betheiligte.

Die Anlegung von Kleidern des anderen Geschlechtes schien der Perverse auch bei Frauen zu lieben. Schon bei einem Bankett, das er zu Ehren der Eroberer von La Charit^ gab, mußten Hofdamen in grüner Männertracht serviren. Zu diesem fortgesetzten Mummenschanz paßt wenig das düstere Bild, das die Zeitgenossen von der blutigen Iustiz des Königs entwerfen. Schilderungen aller Art von Lustbarkeiten wechseln mit Berichten über barbarische Hinrichtungen. Sogar ein dreizehnjähriges Kind, das seinen Brotherrn nicht lebensgefährlich verletzt hatte, ist damals auf dem Platz Maubert in Paris erdrosselt und gehenkt worden. Der weibische Despot hatte gegen Alles, was seine Sinne nicht reizte, ein Herz von Stein. Mitleid kannte er nicht. Das sollten auch bald seine politischen Feinde erfahren.

Heinrichs Lage war von Iahr zu Iahr gefährlicher geworden. Liguisten wie Hugenotten höhnten den Machtlosen. Die Guisen-Partei sprach offen aus, daß die lothringischen Amseln bald die Lilien im Schilde Frankreichs ersetzen werden. Nur Geldmangel

im Lager der Gegner und deren ungenügende Nnterstützung durch den knausernden Philipp von Spanien hatte bisher des Königs Sache noch vor dem Aeußersten geschützt. Als sich das Gewitter immer drohender über seinem Haupt zusammenzog, zeigte sich Heinrich als echten Sohn der Florentinerin. Wo diplomatische Künste und Kriegswaffen versagten, mußten die Dolche der Meuchelmörder helfen. > ,

Guise hatte sich sehr getäuscht, als er auf die anonyme Warnung antwortete: „On n'oseroir!" Ein galantes Abenteuer mit einer Madame de Noiremoutiers hielt den Sorglosen in der gefährlichen Nähe des arglistigen Valois zurück. Bei ihr verbrachte er seine letzte Nacht. Am nächsten Morgen durchbohrten die Höf« linge den zur Staatsrathssitzung Erscheinenden im Schloß von Blois. Auch seinen am selben Tag in Haft genommenen Bruder, den Kardinal von Guise, ließ Heinrich einige Tage nachher töten. Vergebens hatte der streitbare Prälat gehofft, daß ihn der römische Purpur schützen werde. Der König wähnte, die Hydra der Ligue in ihren Häuptern getroffen zu haben. Das war ein Irrtum, der sich bald schwer rächen sollte. Der Leiche des Herzogs gab der Rohe einen Fußtritt und sprach, den leblosen Rivalen betrachtend, die doppelsinnigen, sich später unheilvoll bewahrheitenden Worte: „Mein Gott, wie groß ist er! Noch größer erscheint er tot als lebendig!" Sogar Katharina erschrak über den selbständigen Gewaltstreich ihres Lieblingsohnes. Totkrank läßt sie sich, um ihr Gewissen zu erleichtern, zu dem alten Kardinal von Bourbon tragen, der sie wüthend anfährt: ,Ms,cls,me? VoilK encore un 6e vos wurs!" Ihren Nnschuldsbetheuerungen wollte der Erzürnte nicht glauben. Die Einundsechzigjährige war tief gebeugt. Drei Söhne waren vor ihr ins Grab gestiegen; gegen den noch lebenden sah sie seit dem Drama von Blois tausend Dolche gezückt. Ihre Politik hatte überall Schiffbruch gelitten. Alter, Korpulenz und Siechtum vergällten ihr längst die einstige Lebensfreude. Brantüme, Katharinens Bewunderer, schreibt in wenig galanter Weise: c^u'elle crevs, 6e 66pit. Heinrich verläßt das Krankenbett der Mutter nicht. Wie Estoile sich boshaft ausdrückt: ,,?ar curiositä cle voir, si en Mourant eile n'intriAuerait pas et ne teroit pas izuelque coup tourre." Der Sohn beweint die Tote ,,6'ur, oeil". Aus Furcht vor dem Volkshaß bestattet man sie zunächst an verborgener Stelle. Erst einundzwanzig Iahre später werden die Reste in die Königsgruft nach Saint-Denis überführt. Dort hatte sich die Medizäerin noch bei Lebzeiten in der Grabkapelle Heinrichs des Zweiten ihr Denkmal gesetzt, das sie „in

klassischer Auffassung", also völlig nackt, darstellt. So hatte sie sich
meißeln lassen.
Die ersten Gerüchte von der Ermordung der Guises fanden in
Paris keinen Glauben; man traute dem ängstlichen König Solches
nicht zu. Als am Tag nach der Weihnacht die Schreckensnachricht
sich bestätigte, brach die Volkswuth aus. Man huldigt der schwan-
geren Witwe des Herzogs geräuschvoll und ruft den Bruder der
Ermordeten, den dicken Mayenne, herbei, damit er die Opera-
tionen gegen Heinrich leite.
Die Kirche, in der die drei Mignons, Saint-Mesquin, Que-
l«s und Maurignon, liegen, wird gestürmt; ihre Marmorfiguren
auf dem prächtigen Grabdenkmal, das ihnen der König gesetzt
hatte, werden zerschlagen. Dabei schreien die rasenden Zerstörer,
man solle die drei Leichen an den Galgen hängen. Bußgänge
wurden veranstaltet, bei denen die Theilnehmer die brennenden
Kerzen nach einem vereinbarten Zeichen auf die Erde stießen: So
möge das Lebenslicht des verruchten Valois auslöschen? In den
Pfarrkirchen zelebrirte man vierzig Messen. Bei der vierzigsten
hielt man Wachspuppen über die Altäre und durchbohrte ihnen
unter Zauberformeln die Herzgegend. Der Aberglaube hoffte,
diese Zeremonie werde den Tod des Königs herbeiführen.
Für die Frivolität der Zeit ist charakteristisch, welche Art von
Prozessionen die Herzogin von Montpensier, eine Schwester der
Guises, durch die Straßen von Paris führte. Die schönen Büße-
rinnen waren nur in durchsichtige Bußhemden gekleidet; mit offe-
nen Brüsten und barfüßig schritten sie durch eine Beifall spen-
dende, sie mit Bonbons bewerfende Menge von Kavalieren. Alles
Während maatzlose Raserei und glühender Rachedurst die
Hauptstadt in Athem hielten, sah es um den König in Blois be-
drohlich aus. Ein Anhänger nach dem anderen machte sich aus
dem Staube. Sogar Gondi, der geholfen hatte, den Kardinal von
Guise zu verhaften, verließ seinen Herrn. Höhnend nannte man
den Vereinsamten nur noch: roi 6e Llois et 6e LeanAenc^.
Weiter reichte seine Macht nicht mehr.
Doch wiederum erwies sich Heinrich in der gefährdeten Lage
als fähigen Schülern Macchiavells: er warf sich den Hugenotten
in die Arme. Zwar verleugnete er durch diesen Schritt seine ganze
Vergangenheit; auch traf ihn dafür der Bannstrahl des Papstes.
Doch das Mittel hatte geholfen. Des Königs Sache, die schon ver-
loren schien, setzte sich wieder durch. Mit dem Hugenottenheer ver-
eint, rückte der Valois vor Paris. Als er von Saint-Cloud aus die

rebellische Riesenstadt vor sich liegen sah, rief er zornig aus:
„Oette ville est Arosse, be^ucoup trop Arosse, il kaut lui tirer <Zu
sanA." Der Sohn Katharinens wäre fähig gewesen, die unheim-
liche Drohung wahr zu machen. Aber vorher erreichte ihn sein
Schicksal. Der Messerstich des idiotischen Mönches Clement machte
diesem vielbewegten Leben ein Ende. Wer den Arm des willen-
losen Werkzeuges der Rache gewappnet hat, ließ der Iubel im
Lager der Gegner errathen. Man holte die Mutter Clements vom
Lande und erwies der einfachen Bäuerin Ehren, als sei aus ihrem
Schoß der Heiland entsprossen. Die Herzogin von Montpensier
beherbergte sie. Auch der Mörder selbst, der bei dem Attentat den
Tod fand, wurde als Märtyrer gefeiert.

Heinrichs Sterbelager umstanden drei Mignons: Loys de la
Valette, Epernon und Fran?ois d'O. In ihren Armen.ist der erst
Achtunddreißigjährige verröchelt. Fünfzehn Iahre lang hatte er
regirt; nach seinem Tode kam die Krone an einen normal Empfin-
denden. Dieser ließ auf den verödeten Altären Aphroditens
wieder den Kultus der liebreizenden Göttin thronen, den das
ekle Laster des letzten Sprossen aus einem degenerirten Geschlecht
so lange verdrängt hatte.

Paris. Erwin Riedinger,

Literatur.

Das Risorgimento.

man über die interessante, aber ziemlich entlegene Materie
der Aufsätze „Das Risorgimento" von Ricarda Huch (Leipzig,
im Inselverlag) Mittheilungen macht, muß gesagt sein, daß dieses
Buch in glänzender Weise eine Kunstform pflegt, die in Deutschland
nun zu unleugbarer Kultur gelangt ist: die Kunst des Essays, als deren
Meister wir Karl Hillebrand und Wilhelm Dilthey rühmen können
(Iener näher an dem journalistischen, Dieser näher an dem gelehrten
Timbre der Darstellung.). Ricarda Huch erfüllt die Form des Essays
als Künstlerin; diese Studien sind kunstvoll geschrieben, von bestechen-
der Form, von großem Schwung der Satzbildung, der höchstens manch-
mal zu weit genommen ist und nicht so melodisch fällt, wie er anhob,
Ihre künstlerische Anschauung zeigt sich in dem Gefühl für Leben und
Schicksal, in der feinen Linie, mit der sie aus dem Besonderen ins
Allgemeine zu leiten weiß und das Gesetzmäßige an Erscheinungen in
der Natur, im Psychologischen aufdeckt.

Das Buch hat also vor seinem historischen Interesse einen starken
ästhetischen Reiz; und dieser ist doppelt: er liegt in der Form und im

aparten Stofs. Das Sonderbare, sich dieser zwischen wuchtigen Er-
eignissen eingekeilten Epoche, diesen komplizirten und merkwürdig
halben Charakteren zuzuwenden, macht den Eindruck einer vornehmen
Abseitigkeit und Differenzirtheit. In ihren Dichtungen hatte Ricarda
Huch schon öfters modernes südländisches Leben dargestellt, das aber
nicht so sehr rein italienische Wesenszüge trug wie die des österreichi-
schen Südens, das durch die Mischung mit fremden Elementen, durch
die Nähe deutscher Menschen einen irisirenden Schein, einen traum-
haften Glanz bekam: der eine Roman mochte Einen in die Altstadt
von Triest bringen, wo die südliche romantische Schönheit märchenhaft
neben dem modernen Betrieb zu vegetiren scheint, eine andere Er-'
Zählung an dalmatinische Gestade erinnern. Und als ob diese Roman-
tik in der Dichterin gleichsam fest geworden wäre, als ob die Phantasie
sich historischen Halt wünschte, erwachsen ihr diese Studien über italie-
nische Zustände unter österreichischer Herrschaft; und der Eigenart der
Dichterin nach, der Art ihres Südens, ihres „Vaduz" nach kann man
sich nicht wundern, wenn man unter diesen Figuren auch einen Mann
findet, der unter Savigny studirt und Bettina Brentano gekannt hat.
Schauplatz der Ereignisse, von denen wir erfahren, ist die Lom-
bardei, die seit dem Wiener Kongreß österreichische Provinz ist; wir
sind in den Kreisen der mailändischen Liberalen, den selben Kreisen, in
denen Stendhal liebte und dilettirte. Diese Partei, mit ihren Häuptern,
den Grafen Confalonieri und Porro, sucht modernes Leben, meist eng-
lischer Anregung folgend, energisch zu fördern. Modernes Schulwesen,
moderne Bildung und die Literatur der Romantik, die mit Pellico sich
verkündet, werden gefördert, obwohl der Kaiser Franz nicht gebildete,
sondern gehorsame Unterthanen wünscht. Industrielle und technische
Fortschritte werden erstrebt. Porro und Confalonieri sind die Unter-
nehmer der ersten Dampfschiffahrt auf dem Po. Die romantische Lite-
ratur protegiren, heißt in diesen Kreisen, gegen das österreichische
System sich auflehnen: das Blatt der antiklassizistischen Richtung, der
„Conciliatore", hat denn auch unter der Censur zu leiden und wird
schließlich unterdrückt.
Die politischen Hoffnungen richteten sich auf den piemontesischen
Thronfolger Karl Albert, von dem man die Verjagung der Oester-
reicher erwartete. Doch dieser haltlose Mensch versagt in dem Augen-
blick der Entscheidung und zieht sich zurück, da grenzenlose Unüber-
legtheit die hochverrätherischen Umtriebe aufdeckt. Der Romagnole
Maroncelli, ein Musiker, hatte den Geheimbund der Carbonari nach
Mailand zu verpflanzen gesucht und ein aufgefangener Brief führte
zu seiner und Pellicos Verhaftung; die übereilte Vornehmheit des
Marchese Pallavicino, der sich aus Irrthum selbst der Polizei stellte,
um einen Anderen zu entlasten, deckte die Verbindung mit Karl Albert
auf und es kam nun zu politischen Prozessen, die unter des Südtirolers
Salvotti Vorsitz geführt wurden. Salvotti wirkt mit der unfehlbaren
Sicherheit des Inquirirens, mit seiner Schönheit, mit der Süßigkeit

seiner Stimme; Sympathie mit dem Dichter und dem Musiker verträgt sich in ihm mit pedantischer Anwendung des Gesetzes, so daß in Italien heute aus ihm ein schöner Dämon, ein Satan geworden ist. Diese Prozesse endeten mit der Gefangenschaft des hervorragend« sten lombardischen Liberalen auf dem Spielberg. Es wanderten auf die mährische Festung unter Anderen Confalonieri, Pellico, Maroncelli, Pallavicino und der Franzose Andryane. (Ein anderer Franzose, Stendhal, wurde ausgewiesen.) Die Gefangenen standen fast unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaisers, der sich über Alles, auch von dem Geistlichen, genau unterrichten läßt, die Haft verschärft, indem er die Aussicht auf die Ebene vermauern läßt, Lecture verbietet und unwürdige Arbeit verlangt; so hofft er, die Besserung der ungehorsamen Söhne mit väterlicher Strenge zu erreichen. Acht, zwölf, vierzehn Iahre in harter Haft brechen die ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Geister; der Eine verläßt den Spielberg als Greis, der Andere als Frömmler; Einer nur mit einem Bein, wieder Einer erliegt den Qualen; und nur Pallavicino überdauert, dank seiner natürlichen Oberflächlichkeit, ungeschwächt die Haft und erlebt sogar das geeinte Italien. Die Anderen, Gebrochenen, fristen ihr Leben noch ein paar Iahre in Amerika, in Frankreich, verehrt als Märtyrer der Freiheit. Ihre Bücher berichten von unsäglichen Leiden: das Silvio Pellicos wird ja noch heute gelesen. Die Freundschaften freilich, die das selbe harte Schicksal unter diesen Männern gebildet, lösen sich jetzt in der Freiheit durch die Enthüllungen in den Schriften; und so sinkt diese Generation ins Grab, ohne mehr erzielt zu haben als die vorbereitende Stimmung für künftige heftigere Umwälzungen.
Diese Geschichte stellt Ricarda Huch in sieben Portraits dar; sie zeichnet uns den undurchdringlichen Confalonieri, den melancholischen Pellico, den leichtlebigen Maroncelli, den korrekt treuen Salvotti, den kleinlichen Kaiser Franz, den haltlosen Karl Albert, den oberflächlichen Pallavicino. Diese Epitheta sollen den Charakter der einzelnen Figuren nur kurz bezeichnen, um ein Bild von der Abwechselung und der Reichhaltigkeit der Studien zu bieten. Vielleicht wäre der Kaiser Franz, von dem ja nur seine Beziehungen zum Spielberg gegeben sind, entbehrlich und einiges Nothwendige über ihn in den anderen Aufsätzen unterzubringen gewesen; gegenüber der Fülle der anderen Aufsätze scheint dieser zu klein.
In den Männern, die das österreichische Regime zu stürzen trachteten und nach schweren Leidensjahren von dem enthusiasmirten Volk vergöttert wurden, erkennen wir impulsives Naturell; bei allem Temperament und aller Zähigkeit einen bezeichnenden Mangel an festen politischen Leidenschaften. Diese Männer haben ihr Höchstes hingegeben für ein Ziel, das sie sich eigentlich kaum gestellt hatten, das ihnen der Zufall brachte, eine Begegnung, die Empfehlung eines Freundes. Statt in die Oper geht der Eine ohne große Leidenschaft in eine politische Versammlung: und das Schicksal packt ihn dort. Sie gaben ihre

Freiheit, ihre Gesundheit, ihre Kraft hin, ohne sich selbst hinzugeben. So war das Fehlschlagen dieser nationalen Erhebungen vor Allem einer gewissen Charakterlosigkeit zuzuschreiben. Und gerade der Feind gab den Revolutionären das Beispiel des Zusammenhalts in einer wundervollen Korporation, in der österreichischen Armee: ihr Geist, ihre Noblesse (auch gegen Rebellen) mußten bis zuletzt, bis 1866, der oberflächlichen und unzuverlässigen Nation, trotzdem diese die anfeuernde Idee der Freiheit und Einigkeit besaß, den ehrlichen, geraden Erfolg vereiteln.

Die Ereignisse vollzogen sich aber mit einer solchen natürlichen Selbstverständlichkeit, daß die einzelne Person, selbst die Garibaldis oder Cavours, in ihren Reden nicht den Arm, in ihrem Kampf nicht den Säbel über das Niveau des dahingleitenden Stromes der Entwickelung erhebt. Die Entwickelung zum Nationalismus konnte, so natürlich wie eine Geburt, vor sich gehen auch ohne Personen von ganzem Menschheitwerth. Es gehört zum Wesen solcher Krisen, daß sie zu klein sind, um im Wirken eines genialen Menschen den Gipfelpunkt bilden zu können. Die italienische Entwickelung wurde einfach mitgenommen, mitgetrieben von parallelen Emotionen. In diese Werthschätzung korrigirt sich uns unter allen Umständen der begreifliche und immerhin löbliche Enthusiasmus, der Viktor Emanuel und Garibaldi an allen schönen Stätten eines herrlichen Landes, von der Riva bei Schiavoni bis zur kleinen, romantisch verkommenden Pro« vinzstadt, Denkmale setzt, Dokumente einer kunstarmen Zeit.

Übersetzungen.

Die erste große Epoche deutscher Uebersetzungskunst hat in der Romantik begonnen: künstlerische Uebertragungen waren Angelegenheit der „progressiven Universal-Poesie", wurden programmatisch in Szene gesetzt, eigentlich als interne Angelegenheit der Literaten, die, selbst in minderem Maß produktiv, romantische Formen und romantische Stoffkreise erschlossen, vielfach mit Nebenabsichten der Polemik und der Clique. Fortgewirkt haben die romantischen Uebersetzungtendenzen bis in die sechziger Iahre, bis zu den schwäbischen Uebersetzern etwa, die die griechischen und römischen Prosaiker und den Cervantes verdeutschten. Im Ganzen eine imposante Uebersetzungthätigkeit, eine prachtvolle Bewährung des klassischen Deutsch, das Wieland, Goethe, A. W. von Schlegel durchgesetzt hatten.

Wenn wir heute eine neue Uebersetzungskunst einsetzen sehen, so dürfen wir ihre Nothwendigkeit aus einer in manchen Punkten sehr starken Veränderung unseres Sprachgefühles erklären. Ein neuer Adel des Ausdruckes im Plato, ein neues Pathos im Sophokles, eine andere Form für das Zutrauliche im Homer sind uns unabweisliche Forderungen geworden, deren Erfüllung ja auch zum Theil schon da oder bald zu gewärtigen ist. .Welchem geänderten Lebensgefühl dieses Sprachgefühl entspringt: Das auseinanderzusetzen, wäre hier wohl

etwas zu weitläufig. Aber andeuten möchte ich, daß unsere größten seelischen Bereicherungen durch die Dichtkunst seit den Tagen der Romantik mit den Namen Balzac, Gottfried Ketter und Dostojewskij zu bezeichnen wären. Es ist kein Zufall, daß es Epiker sind: die Disposition fürs Drama hat sich verringert. Und während die Erneuerung unseres ewigen Besitzes an griechischer Kunst von der deutschen Sehnsucht, von idealer Weltflüchtigkeit gewünscht wird, sucht der thatkräftige deutsche Geist sich im Reichthum des neunzehnten Iahrhunderts auszubreiten und ihn für sich zu fixiren.

Und so wird in die Breite übersetzt. Aber sprechen wir dabei nicht gleich von Sprachkunst. Denn wer, der die letzten zehn Iahre unserer Dichtkunst miterlebt hat, wird nicht einen guten französischen oder englischen Autor gut übersetzen können? Wir wollen doch nicht überall gleich von „Kunst" sprechen. Unsere großen schönen Gesammtausgaben, der Ibsen, der Dostojewskij und der Balzac, sind ausgezeichnete Leistungen der Verleger, die die Konstellation erkennen und benutzen. Ich schreibe diese Zeilen, nachdem im Inselverlag die große Ausgabe von Balzacs „Menschlicher Komoedie" erschienen ist, die Hofmannsthal, wie schon Tausendundeine Nacht, wie den Lafcadio Hearn, mit einer prachtvollen Vorrede versieht. Es darf nicht verschwiegen werden, wie sehr durch seine außerordentlichen Einleitungen das Festliche (man kann sagen: das souverain Festliche) dieser Bücherreihen geschaffen wird; auch eine Delikatesse der modernen Buchkunst. Denn obwohl diese Bücher nur Wenige in die Hand nehmen werden, die nicht Gelegenheit und Lust hatten, die Originale zu lesen, kommt bei uns eben noch Etwas hinzu: die Freude am schönen Buch. Manche Uebersetzung wird uns von den prachtvoll ausstattenden Verlegern suggerirt.

Freilich: Manches von der Freude am deutschen Buch steckt auch traditionell in uns, die wir unseren Dante, unseren Shakespeare, unseren Plato in deutscher Sprache im Schrank stehen haben, im Bewußtsein, daß es irgendwie mit dem Kulturwunsch Goethes zusammenfällt. Vielleicht sind wir so schwerblütig, so gewissenhaft und so treu, daß uns eine Dichtung in unserer eigenen Sprache erscheinen muß, damit wir sie vollständig in uns aufnehmen können. Die Franzosen haben E. T. A. Hoffmann der ungewöhnlichen Stoffe wegen übersetzt; und die Engländer lesen Goethe deutsch. Wir lesen den Balzac in der Uebersetzung und nehmen seine Bücher gar nicht so sehr aus Stoffhunger in die Hand (der ja hier, wenn irgendwo, am Platz wäre), sondern, um eine Form zu genießen. Aber vielleicht haben nur wir „mythische Uebersetzungen", wie sie Novalis einmal verlangte: die „uns nicht das wirkliche Kunstwerk geben, sondern dessen Ideal". Was könnte unsere Vorliebe für Uebersetzungen schärfer charakterisiren?

In diesem Wort des Novalis liegt eine ganze Menge Wahrheit über uns Deutsche; wir können eine kleine, eine vielleicht nur winzige Lächerlichkeit konstatiren, die ganz rührend ist.

Wien. Max Meli.

Moderne Fehme.
MHm Iahr 190^ habe ich, unter dem Titel „Das Wesen des Iuden-
SM thums", in der „Zukunft" einen Aufsatz veröffentlicht. Ein un-
freiwilliges Bekenntniß. Iahre lang hatte ich diese die Grundlagen des
Iudenthums unterwühlenden Gedanken zu unterdrücken und vor mei-
ner Umgebung zu verheimlichen versucht. Ich hatte genug gekämpft
und gelitten und wollte nun auf dem Posten eines Bibliothekars der
Iüdischen Gemeinde zu Berlin, den ich endlich errungen hatte, ein
ruhiges Leben führen. Aber es war, als ob mich eine dämonische Ge-
walt ergriffen hätte. Unablässig drängte es mich, Das, was ich für
wahr erkannt hatte, öffentlich auszusprechen. Auf die Dauer konnte
ich diesem Drang nicht widerstehen. So kam es zur Veröffentlichung.
Ich gestehe, daß es eine Feigheit von mir war, solchen Artikel
unter einem Pseudonym erscheinen zu lassen. Aber wer je in einer
ähnlichen Lage freiwillig seine Existenz geopfert hat, Der werfe den
ersten Stein auf mich. Ich sagte mir: Als Bibliothekar einer Iüdischen
Gemeinde habe ich nur zwei Pflichten; ich muß die Bücher in Ordnung
halten und einen anständigen Lebenswandel führen. Das Recht, meine
religiösen Anschauungen zu bekennen, hätte ich auch dann nicht ver-
wirkt, wenn ich als Geistlicher angestellt gewesen wäre. Das behauptete
und behauptet man wenigstens stets da, wo es sich um einen christlichen
Theologen handelt. Schließlich dachte ich auch nicht von fern daran,
aus meiner Meinung irgendwelche Konsequenzen zu ziehen oder gar
sie systematisch zu Propagiren. Ich wollte mir nur Das, was ich auf
dem Herzen hatte, herunterreden, um mich dann ausschließlich meinen
wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen.
Wer vermag die Folgen einer Handlung vorauszusehen? Eine
sachliche, in mäßiger Form sich bewegende Diskussion hatte ich erwar-
tet: und ein Sturm entstand. Schon der Inhalt dieses Artikels hatte
eine ungeheure Erregung der Gemüther bewirkt. Nun trat noch das
persönliche Moment hinzu. Ein Herr Moses, mit dem ich Iahre lang
verkehrt hatte, hatte kurz vorher einen „Generalanzeiger für die ge-
summten Interessen des Iudenthumes" gegründet. Bei aller Geschäfts-
tüchtigkeit wollte es ihm aber doch nicht gelingen, das Unternehmen in
die Höhe zu bringen. Es siechte an mangelndem Interesse dahin. Da
kam die Rettung. Aus mancherlei Aeußerungen, die ich ihm gegenüber
gethan, war er dahinter gekommen, daß ich den pseudonym erschienenen
Artikel verfaßt habe. Fortan prangten in seiner Zeitschrift ungefähr
folgende Aufschriften: „Die Entlarvung! Die Spießgesellen! Der Vor-
stand der Iüdischen Gemeinde als Mitschuldiger! Das Iudenthum in
Gefahr! Nieder mit den Wölfen in den Schafspelzen! Abonnirt auf
den Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Iudenthumes!"
Aber auf die Dauer konnte die Thatsache, daß ich der Verfasser des
„famosen" Artikels sei, nicht genügen, um das Interesse für dieses
Blatt wach zu halten. Nun schritt mein Freund zu Verdächtigungen

kräftigerer Art. Er erzählte, daß ich schon vor meinem Eintritt in das Amt eines Bibliothekars heimlich getauft war, daß ich im Solde der Iudenmission mich als Spion, als Spitzel in die Iüdische Gemeinde eingeschlichen habe, um von dieser erschlichenenPositionaus dasIudenthum in die Luft zu sprengen. Diese böswillig ausgestreuten Gerüchte pflanzten sich in allen Zeitungen und Kreisen, die nur in irgendwelcher Beziehung zum Iudenthum standen, wie ein Lauffeuer fort. Man beschimpfte, verfluchte mich als einen Antiochus Epiphanes, einen Pfefferkorn, einen Iustus Briman, als einen der gefährlichsten und hinterlistigsten Verräther, den die jüdische Geschichte je gekannt hat.

Inzwischen hatte mich der Vorstand der Iüdischen Gemeinde in einem lakonischen Schreiben aufgefordert, zu erklären, ob ich der Verfasser des Artikels sei. Mir standen nun drei Wege offen. Ich konnte die Autorschaft leugnen. (Das hätte man wohl am Liebsten gesehen.) Ich konnte die Missethat bekennen und zugleich die daran geknüpften Verdächtigungen widerlegen. Ich konnte den „Freund" verklagen. Aber ich that nichts von Alledem, sondern schrieb auf die kurze Anfrage die kurze Antwort: „Auf Ihre Anfrage theile ich Ihnen mit, daß ich der Verfasser jenes Artikels bin." Damit war die Sache für mich erledigt.

Nun kam, was kommen mnßte. Ich wurde sofort aus dem Amt entlassen. Darauf war ich gefaßt. (Was ich aber nicht erwartet hatte, war, daß man mir das Vierteljahresgehalt, das mir gebührte, vorenthielt.) Seit meiner Entlassung sind nun sechs Iahre verstrichen. Was wird nicht in solchem Zeitraum verziehen und vergessen! Mir aber ist noch immer nichts vergessen, nicht verziehen worden. Noch immer wird mir, dem heimlich Getauften, dem Spitzel, dem Spion, der sich in ein jüdisches Amt eingeschlichen habe, jede Existenzmöglichkeit abgeschnitten. Noch immer ergeht es mir wie dem Soldaten in Galizien, der von seinem Vorgesetzten, einem frommen Glaubensgenossen, dabei ertappt wurde, daß er am Sabbath eine Cigarre rauchte; er erhielt dafür eine Backpfeife und wurde noch obendrein wegen irgendeines Vergehens gegen die Subordination, das der fromme Vorgesetzte als Züchtigungsgrund vorschützte, bestraft.

Ich weiß, wie leicht man sich in einen Verfolgungwahn hineinreden kann und wie skeptisch solche Klagen aufgenommen werden. Ich sehe mich deshalb gezwungen, alle Rücksichten fallen zu lassen und Begebenheiten und Personen, so weit es für die Kontrole meiner Angaben nöthig ist, unzweideutig zu nennen.

Es war etwa anderthalb Iahre nach meiner Entlassung. Alle Anstrengungen, mir eine neue Existenz zu gründen, waren gescheitert. Meine Lage wurde immer unhaltbarer. Eine mir befreundete Familie, die meine Situation nicht länger mit ansehen konnte, brachte einen kleinen Kreis zu der Verpflichtung, einen Vortragscyklus über das Wesen der Bibel bei mir zu hören. Unter den Zuhörern war die Frau eines Arztes, der in der Klinik des der Iüdischen Gemeinde nahestehenden Professors Hermann Senator beschäftigt war. Dieser Professor ließ

nun den ihm Untergebenen kommen und machte ihm klar, daß die Frau bei mir nicht hören dürfe. Und sie that es nicht mehr.

Einige Zeit danach bewarb ich mich bei der Humboldtakademie um eine Dozentur. Mein Gesuch wurde genehmigt. In der Sitzung, in der die Genehmigung erfolgt war, hatte ein Vorstandsmitglied gefehlt. Als dieser Herr von dem Geschehenen erfuhr, stellte er die Kabinetsfrage: Er oder ich. Er blieb und ich mußte gehen. Dieser freundliche Herr hieß wiederum Hermann Senator. Natürlich hatte er in der Humboldtakademie nicht etwa gegen mich einzuwenden, daß ich „heimlich getauft" oder ein Spion sei, sondern, daß meine wissenschaftliche Qualifikation ihm nicht zusage. Sonst nichts.

Alle Bemühungen dieser edel denkenden Herren scheiterten doch an der Zähigkeit, mit der ich am Leben hing. Als ich es nicht länger aushalten konnte, flüchtete ich mit meiner Lebensgeschichte indieOeffentlichkeit. Die Schrift verschaffte mir Freunde und Gönner. Ich konnte nun eine Weile sorgenlos an der Ausführung der Talmudausgabe, die ich mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte, arbeiten. Vorher schien mir aber nöthig, über den Organismus des vortalmudischen Iudenthumes und die Stellung des Talmud in diesem Organismus Klarheit zu schaffen. Mir kam nicht darauf an, zu erfahren, was irgendein X oder V in irgendeiner Zeit erlebt, sondern, wie der Gesammtkörper der Nation in den verschiedenen Epochen und Perioden konstant auf Reize reagirt hat. So gefaßt, lief die Frage im Grunde auf eine Naturgeschichte der jüdischen Partei- und Gemeindestruktur in der vortalmudischen Zeit hinaus. Da es sich um Wesenszüge handelte, die in der Zeiten Lauf wohl modifizirt, nie aber völlig geändert werden können, so glaubte ich, die Partei- und Gemeindestruktur des Ghettos, wo das Iudenthum sich doch am Reinsten erhalten hat, zur Vergleichung heranziehen und dadurch die in den Quellen unklar sich spiegelnden Züge rekonstruiren zu dürfen. Der Versuch war neu, der Weg noch ganz unbetreten. Ein dreijähriges Studium, so intensiv es auch betrieben wurde, konnte deshalb nur ein spärliches Ergebniß zeitigen. Aber ich tröstete mich mit dem Bewußtsein, daß selbst ein nur auf diesem Weg ermittelter Wesenszug für die Wissenschaft vielleicht werthvoller sei als die ganze raisonnirende Literatur, die die Forschung auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte bisher hervorgebracht hat.

Das Buch, worin ich die Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte, konnte neue Feindschaft gegen mich heraufbeschwören. Als ein Förderungmittel für die Ausführung des Talmudplanes war dieses Buch gedacht. Als es aber fertig vor mir lag, konnte ich nicht länger zweifeln, daß ich mich da wieder in eine Sackgasse verrannt hatte. Der Grundgedanke dieses Buches, daß die ganze bisherige Forschung auf dem Gebiete der vortalmudischen Geschichte wegen Mangels einer empirischen Grundlage werthlos sei, konnte mir selbst die Fachgelehrten, die bisher für mich eingetreten waren, entfremden.

Aber meine Befürchtungen wurden noch weit übertroffen. Kurz

nach dem Erscheinen des Buches veröffentlichte ein Herr Goldschmidt
(natürlich nur im Interesse der Wissenschaft) gegen mich eine Brochure.
Da stand nicht nur, daß ich ein Ignorant, ein Analphabet, nein: auch,
daß ich ein Hochstapler, ein Gauner, ein ganz minderwerthiges Subjekt
sei. Das sagte er aber nicht offen und klar, sondern in versteckten, gewun-
denen, vieldeutigen Redewendungen. Dieses Pamphlet wurde in einer
Massenauflage hergestellt und überallhin, wo man irgendwelches In-
teresse für oder gegen mich vermuthete, mit einem persönlichen Begleit-
schreiben verschickt. Die Wirkung blieb nicht aus. Fast alle Fachge-
lehrten, die früher für mich und mein Lebenswerk großes Interesse be-
kundet hatten, sagten sich nun von mir los oder zeugten gar öffentlich
gegen mich. Eine Fluth von Schimpf und Spott ergoß sich in der Fach-
presse über mich und wälzte sich von hier in die angesehensten Tages-
zeitungen. Die jüdischen Zeitschriften stimmten Iubelhymnen an auf
den heldenmüthigen Mann, der den Kampf gegen den Drachen gewagt
und Israel endlich von seinem ärgsten Feind befreit hatte. An der
Spitze dieser Korybanten schritt natürlich der „Generalanzeiger für die
gesammten Interessen des Iudenthumes". An seinem Kopfe prangten
Wochen lang Aufschriften, wie etwa: „Iakob Fromers Glück und Ende?
Das Zerplatzen des aufgeblasenen Frosches! Die TragikomoedieZ"
Das Schlimmste war, daß sich auch Freunde und Gönner in Folge
dieser Hetze von mir zurückzogen. Den Wenigen, die noch zu mir hielten,
rieth ich selbst, die Hand von dem hinabrollenden Stein zu lassen.
Einer meiner Freunde wollte auf diese Warnung nicht hören und
suchte in einer angesehenen Tageszeitung, an der er als Mitarbeiter
thätig war, Etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Der Chefredak-
teur hob die Achseln: „Das ist ja der Mann, der heimlich getauft...
Pfui!" Erst als ihn mein Freund versicherte, das Alles sei nicht wahr,
willigte er ein. Kaum war der Aufsatz erschienen, so wurde der Chef-
redakteur telephonisch, telegraphisch, brieflich und persönlich unab-
lässig bestürmt: „Das ist ja der Mann, der heimlich... Wie konnten
Sie nur für Den eintreten?" Am nächsten Tag erschien in der selben
Zeitung eine Berichtigung von „hochgeschätzter Seite". Darin wurde
versichert, daß man gegen den „noch sehr lebendigen Iakob Fromer"
sonst nichts einzuwenden habe, als daß er ein kompletter Ignorant sei.
Vor einigen Tagen traf ich einen Herrn, mit dem ich früher sehr
befreundet war. Er ist ein streng orthodoxer Iude und hat bei der ber-
liner Iüdischen Gemeinde eine mächtige Stellung. Ich habe ihn des-
halb in den letzten Iahren meiden zu müssen geglaubt. Nun forderte
er mich zu einer Aussprache aus. „Ich bin," sagte er ungefähr, „wie
Sie wissen, ein Starrgläubiger von der dunkelsten Art. Ich bin aber
tolerant genug, um Sie wegen der Ansichten, die Sie geäußert haben,
weder zu hassen noch zu verachten. Was ich Ihnen aber niemals ver-
zeihen kann und was mir unmöglich macht, mit Ihnen weiter zu ver-
kehren, ist, daß Sie heimlich getauft..." Und so weiter. Auf meine
Frage, woher er Das so genau wisse, erwiderte er: „Alle behaupten es.

Es ist auch tausendmal gedruckt worden. In allen Iüdischen Gemeinden des In- und Auslandes, überall, wo Ihr Name erwähnt wird, sagen die Leute: ‚Das ist der Mann'; und spucken aus. Uebrigens hier das Allerneuste." Er zeigte mir eine Brochure, die in diesen Tagen erschienen und gegen Herrn Theodor Lessing gerichtet ist. Der soll in einer jüdischen Zeitung von den galizischen und besonders von den krakauer Iuden unangenehme Dinge erzählt haben. Deshalb habe, wie berichtet wird, die krakauer Gemeinde geklagt. Sie scheint aber damit wenig Glück gehabt zu haben. Nun wurde einem jungen Manne, Herrn Benjamin Segel, der Auftrag ertheilt, gegen Herrn Lessing diese aus „lauter Brillanten" bestehende Brochure zu schreiben. So weit hatte ich mit der Sache nichts zu thun. Der Herausgeber der Iüdischen Zeitung, die Lessings Erzählung abgedruckt hat, heißt Ludwig Geiger. Er hat einst meine Anstellung als Bibliothekar empfohlen. Daher die Verwandtschaft. Und nun heißt es: „Man erinnert sich noch jenes famosen Iakob Fromer, eines vollkommenen Ignoranten, den Geiger, zum Staunen aller Kenner, der berliner Iüdischen Gemeinde als Bibliothekar aufgemutzt hatte; dessen einziges Verdienst war, sich in Breslau heimlich getauft zu haben, weshalb Friedrich Delitzsch (der Brochurenschreiber verwechselt offenbar meinen Lehrer und Gönner Friedrich Delitzsch mit seinem Vater Franz Delitzsch, der sich bekanntlich für Iudentaufen interessirt hat) ihn empfahl. Als er schon in Amt und Würden saß, machte er in Verbindung mit Maximilian Harden einen feigen und niederträchtigen Ueberfall auf die Lehren des Judenthums. Es gab einen großen Skandal und der Fromer wurde davon gejagt. Doch fand Herr Professor Geiger es merkwürdiger Weise nicht für nöthig, zusammen mit seinem Schützling auf seine Würden zu verzichten. Iener Fromer ist seitdem offen zum Antisemitismus übergegangen und bemüht sich, in eine Reihe unendlich geschmackloser, von tiefster Ignoranz und bodenloser Frechheit zeugender Schriften den Talmud und das ganze Iudenthum zu denunziren." Und so weiter. Das sagt man in einer Brochure, die nur für Eingeweihte bestimmt ist, in der man sich deshalb keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Wäre aber unser galizischer junger Mann Vorstand einer krakauer Akademie (und was nicht ist, kann ja noch werden), so würde er mein Gesuch um Zulassung als Dozent natürlich nur ablehnen, weil ihm meine wissenschaftliche Qualifikation nicht zusagt.

Wenn ich nicht so entsetzlich darunter litte, könnte ich mich unbändig über den Hereinfall freuen, den die Herren von der Fehme bei mir erlebt haben. So gering ich auch diese Leute einschätze: immerhin glaube ich, daß sie Etwas wie ein Gewissen haben und daß dieses sie in unangenehmer Weise quält und beißt, wenn sie zur Einsicht gelangt sind, daß sie unrecht gehandelt haben. Nun, Ihr lieben Leute! Ihr habt sechs Iahre lang einen Menschen unschuldig gequält, gemartert, gepeinigt. Die Voraussetzung, aus der Ihr das Recht, all dieses Schändliche gegen mich zu thun, abgeleitet habt, ist falsch. Mein einziges Ver-

brechen bestand darin, daß ich die Gedanken, die sich mir im Verlauf eines Iahrzehnte langen Studiums aufgedrängt hatten, in einer in gebildeten Kreisen gelesenen Zeitschrift veröffentlicht habe. Ich habe die Bilanz aus Dem, was das Iudenthum für die Menschheit gethan hat und noch zu thun im Stande ist, gezogen und gefragt, ob denn alle diese Leistungen für die Kultur so werthvoll seien, daß man ihretwegen danach streben müßte, das Iudenthum für alle Ewigkeit zu erhalten. Diese Frage habe ich nicht an die wahrhaft Frommen, die sich einzig vom Glauben leiten lassen, gerichtet, sondern an die modernen Iuden, die innerlich mit dem Glauben ihrer Väter vollständig gebrochen haben, die weder von einer Offenbarung noch von Ceremonialgesetzen noch von der messianischen Zukunft Etwas wissen wollen und dennoch bestrebt sind, das Iudenthum zu erhalten. An diese jüdischen Neuromantiker, die sich über ihre Inkonsequenz durch einen Wust von Phrasen hinwegzutäuschen suchen, habe ich die Frage, die wohl unzählige klar denkende Menschen bereits erwogen, aber noch niemals auszusprechen gewagt haben, gerichtet: ob es nicht eine Gewissenlosigkeit sei, das aus einer anomalen Existenz nothwendig entstehende Martyrium des jüdischen Volkes, ohne gläubig zu sein und ohne sich davon Nutzen für die Kultur versprechen zu können, ins Unendliche verlängern zu wollen.
Das ausgesprochen zu haben, könnt Ihr, meine Herren von der Fehme, so beschränkt Ihr auch sein möget, in einer Zeit, wo man über die Existenzberechtigung aller Konfessionen, Völker und Stände, ja, sogar der ganzen Menschheit ungestraft reden darf, mir unmöglich als Todsünde anrechnen. Was Eure Verfolgungwuth (wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens) begreiflich macht, ist Euer Glaube, daß ich der Mann sei, der heimlich getauft ist, und so weiter. Euer Glaube aber beruht auf einer Täuschung, Ich habe mich nie taufen lassen, bin nie aus dem jüdischen Glaubensverband ausgetreten, war nie mit Iuden-Missionaren in Verbindung, habe nie für antisemitische Zeitungen geschrieben, nie einen feindsäligen Schritt gegen das Iudenthum gethan.
Ich ließ bisher alle diese Verleumdungen unwidersprochen über mich ergehen, weil ich mich geekelt habe, mich damit zu befassen; weil es mir gleichgiltig war, wie Leute solches Schlages über mich denken und urtheilen; weil ich trotz den schlimmsten Erfahrungen von dem Glauben nicht lassen wollte, daß dieses Geschreibe für die Dauer doch nicht im Stande sein werde, billig denkende Menschen gegen mich zu beeinflussen. Nun aber ist ihm fast gelungen, mir meine treusten Freunde zu entfremden, mein Lebenswerk zu zerstören, meine Existenz zu vernichten. Nun ist erreicht, daß ich mich endlich gezwungen sehe, meinen Widerwillen zu überwinden und öffentlich die Unwahrheit abzuwehren. Ich muß jetzt abwarten, ob die genannten Herren öffentlich ihreVerdächtigungen zurücknehmen werden. Dann kann ich mein Leben fristen und still meine wissenschaftliche Arbeit nach bester Kraft weiterführen. Die mag man beurtheilen; die Menschenhetze aber aufgeben.
Charlottenburg. Dr. Iakob Fromer.
Herausgeber und verantwortlicher Rcdaltur: NZazimilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Bcrlw, - Druck von P^jj S E>.,r!eb G, m, b. g. iu Berlin.

Berlin, den 1«. September 1910.

Paralipomena.

^^mAugust besuchte mich einpariserPoet,dersich ernsthaftauch
S?M um Politik bekümmert und dem Deutschland nicht ein dicht
an Sibirien grenzendes, von arbeitsamen Barbaren bewohntes
Sagenreich ist. Eine Nebenabsicht des Besuchers war, mich zu
überzeugen, daß inFrankreich kein halbwegs vernünftigerMensch
mehr an Revanche, an die Möglichkeit eines franko-deutschen
Krieges denke. „Wir haben verzichtet. Nicht nur, weil unsere Be-
völkerungziffer so tiefunterIhrergeblieben, sondern, weilder krie-
gerische Geist überhaupt ausgestorben ist. Die Leute, die jetzt den
Ton angeben, haben das Leid derNiederlage nicht mit bewußten
Sinnen erlebt; siewaren 1870nochKinder und hören von Grave-
lotte, Sedan und Metz wie von längst verschollenerZeit. Das Ge-
fühl des Deutschenhasses wird kaum noch begriffen; regte sich nicht
einmal, als die Marokkosache kritisch gewordenwar. Wir verstan-
den Sie einfach nicht. Zuerst Gleichgiltigkeit, sogar Zustimmung;
dann eine lange Reihe ärgernderNadelstiche. Sie sahen ja, daß
selbst ältere Politiker, Hanotaux,Rouvier undAndere ihrerGene-
ration, zu jeder denkbarenNachgiebigkeit bereit waren.Die plötz-
liche Ueberrumpelung, nach all den leisen und lauten Artigkeiten,
die, besonders oft von Ihrem Kaiser, über die Vogesen gekommen
waren, hatte uns freilich aus dem Schlafgeschrecktund gezwungen,
für die Schlagfertigkeitunseres Heeres zu sorgen. Die Desc rteurgc-
schichte in Casablanca schuf für ein paar Tage eine Kriegsstimm-
ung. DieGeduldwarverbraucht;wirhatten,Alle,dasGefühl,daß

man uns ohneGrund reizen.demüthigenoder herausfordernwolle, und waren entschlossen, unsere tzaut theuer zu verkaufen. Keine Spur mehrvonAngst;jede Entscheidungschien erträglicher als die stete Nervenzerrung. Ichbinnah an Vierzig; habe abernur diesen einzigen Augenblick ernster Kriegsgefahr erlebt. Das ist nun auch schon lange vorbei und die Verkehrsformen der beiden Völker sind inzwischen angenehmer geworden, als sie je waren. Wir sind dicht vor einer völligen Versöhnung. Warum sind Sie nicht dafür und lassensich in denNuf eines alldeutschenFranzosenfeindes bringen? Nehmen Sie das tzalbdutzend Schreier, die revancliaräz, die von der Plakattrauer um die verlorenen Provinzen leben, doch nicht ernst! Unsere Demokratie will ehrlichen Frieden und ist jeder nationalen Nachsucht fast allzu fern. Deutschland und Frankreich gehören zu einander. Wenn der letzte Empfindlichkeitrest geschont wird und bei Ihnen der schädliche Wechsel zwischen Streicheln und Stechen aufhört, wenn, zum Beispiel, der Kaiser nicht, wie in den Zeitungen stand, imHerbst auf dasSchlachtfeld vonWaterloo geht, kann Alles schnell in Ordnung kommen. Und später ist dann nur noch ein edler Gestus nöthig: die Abtretung irgendeines Grenzbezirkes, des allerkleinsten, in dem ganz französische Menschen leben; nur ein symbolischer Akt, der die Nechtsverletzung reparirt und uns die Möglichkeit giebt, ohne Scham auch offiziell einen Strich unter das Vergangene zuziehen. Ich wäre glücklich, wenn Sie..." Das alte Lied. Info feiner Variation hatte ichsein Weilchen nicht gehört. Natürlich auch die alte Antwort. «Ich liebe den Genius Ihres Landes, die Kultur und Kunst Frankreichs, habe ihm, so gut ichs vermochte, Liebe zu werben versucht und nie Grund zu der albernen Preßmär gegeben, die mich ennemi äe la Trance nennt. ?anLermaN>3te? So heißt heutzutage bei Ihnen Ieder, der eine tapfere deutsche Politik empfiehlt. Die von Ihnen erwähnten Fehler habe ich hart genug getadelt. EinVolkvomTemperament des französischen darf man nicht demüthigen, ohne es zugleich zu schwächen: darfman nicht durch wechselnde Behandlungmethoden ärgern. Wenn die Schonung reizbarer Schwäche freilich so weit gehen soll, daß man dem Kaiser zumuthet, auf den Besuch eines Schlachtfeldes zu verzichten.wo vorhundertIahrendasnapoleonische Frankreich besiegt worden ist und das ihn als Kriegsherrn und Enkel Wilhelms interessiren muß, dann mache ich nicht mit;

KindereibrauchteinErwachsenernichtzurespektiren.Ichfinde,daß
wir an Freundschaftwerbung und zärtlicherRücksichtlängstzuviel
geleistet haben und daß insbesondere die neuen Manteuffeleien im
Reichsland rasch aufhören müßten. DasTriumviratWedel-Bu-
lach-Zeppelin meint es sicher gut; vergißt aber, daß in einem Lande,
das seit vierzig Iahren zum Deutschen Reich gehört, endlich ohne
schwachgemuthes Zagen deutsch regirt werden muß; und kommt da-
durch nie ins nothwendigeinnere Einvernehmen mitdenMilitär-
behörden. Versöhnung? Sehr willkommen; meinetwegen auch mit
dem symbolischenAkt, den Sie wünschen. Zwirnsfäden sollenuns
nicht festhalten. Nur: das Kinderwort.Versöhnung'sagt mir nicht
viel. Was haben Siezubieten? Mindestens unbedingte Anerken-
nung des durchdenFrankfurterFriedengeschaffenenZustandes?
Nein. Das.sagen Sie, gehtIhnen wider die Ehre. Gut. Ein Schutz-
undTrutzbündniß ist erstrechtnichtzuhaben.Was also? Frankreich
hat, als der militärisch Schwächere (verzeihen Sie; wir müssen die
Dinge doch beim rechten Namen nennen), ein Lebensinteresse dar-
an, ,gut mit uns zu stehen'undunssoausderMöglichkeitzudrän-
gen,aufseinemBodenunsfüranderenVerlustschadlos zu halten.
SolcheWünsche dürfen wir nicht erfüllen; nicht aus Eitelkeit eine
.Versöhnung' erstreben, die nur derFranzösischenRepublikVor-
theil schafft, unsere Stoßkraft aber mindert. So lange Frankreich
überall der Freund unserer Feinde ist, müssen wir uns hüten,
durch leichtsinnig übernommene Höflichkeitpflicht uns entmachten
zu lassen. And wann wird es aufhören, der Freund unserer Fein-
de zu sein? Wenn es zu der Neberzeugung gelangt ist, daß diese
Feinde gegen uns nichts vermögen. Nicht einen Tag früher. Ich
denke über das PrestigebedürfnißIhrer Landsleute eben anders
als Sie. Gewiß: Sie wollen keinen riskanten Krieg und das
junge Geschlecht hat den Verlust der Provinzen ziemlich ver-
schmerzt. Dieser Verlust war ja nie die tiefsteArsache des Grolls:
die Niederlage wars; die kannderNationalstolznichtverwinden.
Hätte sie auch ohne Gebietseinbuße nicht verwunden. Sie unter-
schätzen Ihre Landsleute, wenn Sie das leidenschaftliche Ehr-
gefühl und den ungebrochenen Galliergeist nicht in die Rechnung
stellen. In der Stunde, die ihnen die feste Zuversicht der Ueber-
legenheit giebt, werden sie den Versuch wagen, altes Nnglück in
neuen Glanz zu ertränken; und das Häuflein der Intellektuellen

und Kunstzigeuner (das ja in allenLandern friedsam redet und in-
ternational empfindet) wird sie nicht eine Minute lang an diefem
Versuch hindern. DieSchicksalsstunde istnah.wennFrankreichuns
für schwach, ist fern, wenn es uns für stark hält. Ohne das hastige
wäre die Versöhnung, die beiden Ländern Nuhe undNutzen bringt,
schon Ereigniß geworden. Nur muthige Kraft wahrt den Frieden."
Vierzehn Tage nach diesem Gespräch begann in Frankreich
derQrcuit äe I'tlzt, die große, von dem Besitzer des »Platin«, Herrn
Bunau-Varilla, ersonnene und veranstaltete Luftwettfahrt. Sie
brachte der französischen Aeronautik (nicht nur den Herren Leblanc
und Aubrun, die alle sechs Etapen in der vorgeschriebenen Zeit
durchflogen) einen Triumph, den auch der Nachbar laut rühmen
muß. Neidlos; trotzdem er auf diesem Gebietsoweitzurückgeblie-
ben ist. Die Hoffnung auf die Zeppelinschiffe, für deren technische
Besserung das deutsche Volk in schönem Eifer 6^/2 Millionen hin-
gab, ist geschrumpft, seit die schwärzeste Prophezeiung aus den
Tagen desMaienjubelssich als nichtschwarz genug erwiesen und
das Kriegsministerium, nach derUnheilhäufung, sich zu dem löb-
lichen Entschluß aufgerafft hat, diese für den Kriegsfall einstweilen
unbrauchbaren Schiffe abzulehnen. Auch die viel höhere Leistung
derParseval-Schiffe tröstet nicht über dieThatsache hinweg, daß
wir in der Aviatik noch ganz rückständig sind. Obs lange dauert?
Auch in Strategie und Taktik(Bonaparte), in derOrganischenChe-
mie (Chevreul), im Automobilismus (Cugnot-Servollet) waren
die Franzosen einmal vornan. Ietzt fliegen ihre Aviatiker fo hoch
und halten sich so lange in der Luft, daß die Nation den Himmel
offen sieht. Wie ein Nausch wars; wurde drüben selbst une fievre
nZtionale genannt. Frankreich fühlt sich wieder. Und wähnt sich der
Siegesgewißheit nah. Mit derWiedergabe thörichter Preßprah-
lcrei und Schimpferei könnte ich Seiten füllen. Wozu? „Der dicke
deutschePandurmit seinemgroßenSäbelisteinelächerlicheFigur
geworden." Das ist ein Beispiel aus einer anständig geleitete»!,
Zeitschrift. Wir wollen ganz ruhig bleiben; ganz höflich.Aber die
deutschenFördereremernurderFranzösischenNepublikuützlichen
„Versöhnung "sehr ernsthaft bitten, ihreBemühungen einzustellen.
Die neuenGrenzdenkmale, die derEitelkeit des Nachbars schmei-
cheln sollen, sind schon übel genug. Vierzig Iahre nach dem großen

^ricg hofft Frankreich wieder. Daß diese Hoffnung zu so grellem
Ausdruck kam, werden kluge Franzmänner bald bedauern. Ans
kanns nurwillkommen sein.Dochwirwollennichtlächerlichwerden.
«'
Großer und guter Freund! In Ihrem Briefe vom sie-
benundzwanzigsten Dezember vergangenen Iahres wird mir
die Mittheilung, daß Eure Excellenz zum Präsidenten der
Republik gewählt worden ist durch das wohlverdiente Ver-
trauen Ihrer Mitbürger und daß Eure Excellenz Ihr ehren-
volles Amt am Einundzwanzigsten des selben Monats über-
nommen haben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, meine Glück-
wünsche entgegenzunehmen. Seien Sie versichert, daß meine
Regirung sich bemühen wird, die besten Beziehungen zu er-
halten und zu pflegen, die glücklicher Weise zwischen dem
Deutschen Reich und der Republik Nicaragua schon jetzt be-
stehen. Indem ich Ihnen meinen Dank für Ihre wohlwollen-
den Worte ausspreche, versichere ich Sie meiner besten Wün-
sche für Ihr persönliches Wohlergehen und das der Republik
von Nicaragua und meiner größten Hochachtung vor Beiden.
Wilhelm I. K.
Dieser Brief wurde am siebenundzwanzigsten Apriltag in
Straßburg dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt; und ging, mit
dieserUnterschrift, nach Nicaragua ab. DerLärm,der darob in der
anglo-amerikanischen Presse entstand, hallt noch im Gedächtniß
nach. DerAdressat desBriefes aber, HerrMadriz, ist längst nicht
mehr Präsident der Republik. Der große und gute Freund hatte
das wohlverdiente Vertrauen seiner Mitbürger schon verscherzt,
als derBrief ihnerreichte; und hat sich inzwischen aus dem Staube
gemacht. Er ist flüchtig (unbekannten Aufenthaltes, wie es in der
Gerichtssprache heißt); und sein ehrenvolles Amt ist einem hoffent-
lich Würdigeren zugefallen. Diese Bloßstellung des kaiserlichen
Namens war die letzte Leistung des Barons von Schoen an der
Spitze des AuswärtigenAmtes. Eine Leistung, die jeder Kenner
der Amtstradition unerschaut nennen und die auch etwa noch vor-
handene Zweifler von der Qualität dieses vom Hofballsaal in die
Politik verschlagenen Herrn überzeugen muß. Warum man Seine
Nullität die Treppe hinauf fallen ließ? Versorgung hat er, als
steinreicher Mann, nicht nöthig. Doch das unheilvolle Prinzip,
jedenBeamten, derein paar Jahre treu und ehrlich (Fleiß, wie bei
einer Köchin, wird nicht mal verlangt) gedient hat, so lange er noch

schnaufen kann, am Trog zu halten, darfnicht durchbrochen werden.
Herr von Kiderlen hat in einer Interview gesagt, solche Madri-
zereien seien unter seinerLeitung nichtzufürchten. Alldeutschland
hofft. Aber auch, daß aus der Reorganisation des Auswärtigen
Amtes endlich nun Ernst werde. Die Rechtsabtheilung gehört
insReichsjustizamt; und daß drei Reichsämter handelspolitische
Abtheilungen haben (die manchmal con «more gegen einander ar-
beiten und gutachten), wäreselbstineinerZeitnichtnöthig.dienicht
eine dichte Koalition aller Ressorts (im Reich und in Preußen)
gegen Herrn Mermuth und seinen Protektor sähe. Wenn diese
Abtheilungen ausquartirt werden, ist imAA für politische Arbeit
Raum. Nehmt den besten Mann, der zu haben ist, zum Unter-
staatssekretär (ein tüchtiger Orientspezialist kann den leidenden
Herrn Stemrich, der sich lange schon in eine stille Gesandtschaft
sehnt, nicht ersetzen)und sichert ihm dieKompetenz, dieSirChar-
les Hardinge hatte undSirArthur Nicolson hat. Sorgt, daß die
Dezernenten und Räthe nicht mehr überbürdet werden und nach
ein paarIahren nur noch denWunsch haben, dem Dunstkreis der
Wilhelmstraße fern zu sein. Jeder Brauchbare muß da mit allen
erfindlichen Bindemitteln festgehalten werden. Und vergeßtnicht
in der Preßabtheilung gründlich aufzuräumen und ihrem Chef
zurRepräfentation, ohne Knausern, eine Zulage zu geben, die ihm
ermöglicht, «ein großes Haus zu machen" und Politiker, Industri-
elle, Kaufleute mit Zeitungvertretern (besonders ausländischen)
in der clisleur communicalive cie8 banquets zu vereinen. Daß Herr
von Kiderlen die letzten drei Vorgänger überragt, scheint gewiß.
Nun sollte er bald auch bewciseii, daß er zu organisiren versteht.
Für einen Umbau des alten Opernhauses (in dem bisher der
„Oberon" der Herren Graf Hülsen und Kapellmeister Schlar nicht
aufgeführt werden konnte) ist, mit der Zustimmung des Preuß-
ischen Landtages, eine Million ausgegeben worden. (Vielleicht
rechnet mal Jemand aus, was solche Umbauten der Königlichen
Theater seit 1890 die Bürger Preußens gekostet haben.) Jetzt soll
ein neues Opernhaus gebaut werden. Die Ministerien der Fi-
nanzen, der Öffentlichen Arbeiten und des Königlichen Hauses
haben gemeinsam zu einem Wettbewerb aufgefordert. Zu einem
Allen zugänglichen? Nein. Man muß sich doch gegen die arge

Möglichkeit sichern, daß irgendwo ein Architektengenie lebt, von dem noch Niemand nichts weiß und das plötzlich nun mit einem Schöpferplan in die künstlichen Wirbel tölpelt. Nur acht Baumeister sind aufgefordert worden. Darunter sind talentvolle und mittelmäßige Herren; ist aberauch Einer, der schoninWiesbaden, dann in Schinkels berliner Schauspielhausbau so schlimm gesündigt hat, daß er von einemWettbewerb um eine wichtige Aufgabe ausgeschlossen werden mußte: Herr Genzmer. Jahre lang galt er als der providentielle Mann für den Opernhausbau, der Riesensummen fordern und für eirl Jahrhundert vom Kunstgeschmack unserer Zeit zeugen wird. Im Lenz 1904 hatte ich gegen die Absicht, diesem Unzulänglichen den Auftrag zu geben, hier laut protestirt. Da schrieb mir der Meister Alfred Messel: „Gott sei Dank, daß endlich einmal ein freies Wort über den künftigen Opernhaus-Architekten gefallen ist! Ich möchte Ihre Gaben haben, um, zum Nutzen der vergewaltigten Architektur, Das fortführen zu können, was mit diesen Worten begonnen worden ist. Was nützen meine geringen Bauereien im Vergleich zu dem Segen, den man stiften würde, wenn Einem gelänge, durch Aufklärung dahin zu wirken, daß dieses nationale Unglück des drohenden Opernhausbaues abgewendet wird! Könnten wir diesen Faustschlag abwehren, den, aller Kultur zum Trotz, die brutale Unfähigkeit sich anschickt der deutschen Kunst zu versetzen! Ich kann mitreden: ich habe den wiesbadener Theateranbau (von Genzmer) von außen wenigstens gesehen. Pariser Opernhausstil im berliner Maurerparlirerjargon! Woher soll man künftig den Muth haben, weiterzuarbeiten, wenn man stetig im Ansehen durch eine Monumentalleistung wie die zu erwartende vor aller Welt herabgezogen wird! Denn was sollen die Menschen von den Architekten halten, denen man diese Muster vorgezogen hat?! Seit Wochen bin ich von solchen Gedanken erfüllt. Nun haben Ihre Worte diesen Schmerzensschrei von mir ausgelöst. Sie haben ihn sich also selbst zuzuschreiben. Denken Sie nicht, daß ich meinetwegen schreibe! Ich hätte gewiß nicht den Muth, Sie zu belästigen, wenn ich im Geringsten pro domo dächte. Ich komme nicht in Betracht, schon weil ich denke, .ausgebaut' zu haben. Aber ich möchte dafür arbeiten, daß hier, für diese vornehmste Aufgabe, endlich einmal ein ganzer Kerl herankäme. Gabriel von Seidl, Fischer in Stuttgart oder Hoffmann (den ich unter den berliner Architekten an die erste Stelle setze): Das wären die Männer, die in Betracht kommen; auch Licht in Leipzig. Sogar Ihne wäre diskutabel.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, wenn Sie wirken. Mit aufrichtiger Verehrung Ihr sehr ergebener A. Messel."

Meine Wirkensmöglichkeit hat der große Künstler und feine Mensch leider sehr überschätzt. Vielleicht dringt seine Stimme, des Sachverständigsten, weiter und höher: drum habe ich den Brief des Meisters, der leider allzu früh»ausgebaut" hat, heute hier veröffentlicht. Von den Männern, die er nennt,^ind nur zwei zum Wettbewerb aufgefordert worden: Hoffmann und Ihne; und daß Hoffmann, der Messels Museenbaupläne auszuführen und das ganze Bauwesen der StadtBerlin zu leiten hat, sich auch noch um dieseAufgabe bewerben werde,ist nicht anzunehmen. HerrGenzmer gehört zu den Auserwählten. Haben wir an dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Florablamage noch nicht genug? Der Kaiser hat auf den lebenden Messel gehört. Hört er den toten?

DerGroll über die königsberger Rede des Kaisers will nicht weichen. Die Stimmung ist schlimmer als im November 1908. Dennoch wäre es klugen Berathern leicht, den Kaiser dem Empfinden der Nation wieder zu nähern. Sie müßtenihnzunächst ehrerbietig bitten,den Glauben, mit der pflichtgemäßen Einfügung in den Verfassungrahmen sei die Verkündung mystizirender Auffassung vereinbar, fahren zulassen; keine lehrhafte Ermahnung an das Volk nnd dessen einzelne Massen zu richten; weder für den Christenheiland noch für dasHausHohenzollern agitatorisch zu wirken; und nie mehrzuerwähnen.daßerdenWeltfriedenwahrenwolle.Von Alledem hat Deutschland, hat Europa genug vernommen. And in einem (noch nicht veröffentlichten) Manuskript Fritzens von Preußen stehen dieWorte: „ Unser Haus hat, wie alle anderen,seineAchilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen und Taugenichts, seine gelehrten Frauen und böse Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebtenPrinzessinnengehabt.Wennwirdie vortrefflichen EigenschaftenunsererVorfahrenüberzählen, so werden wir leicht einsehen,daß unserHaus seine Vergrößerung ihrenVorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Haus haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen... In Ansehung derköniglichenWürde nimmt manAlles,was man kriegen kann, und man hat lüemalsAnrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß."

^
Was ist Hysterie?
^nter den vielen Büchern, deren Urheberschaft eine dankbare
Nachwelt dem Hivpokrates zuspricht, ist auch eins mit dem Ti-
tel „De natura mulieris"; aufDeutsch „Naturgeschichte derFrauen".
Ein merkwürdiges Buch, klar, mit scharfer Beobachtung und nicht
ohne Kritik geschrieben. Freilich: daß kein Grieche von der Insel
Kos diese Schrift verfaßt haben kann, merkt Jeder, der sich auf
hellenische Mundarten versteht, schon bei den ersten Zeilen; doch
Das hat dem Ansehen des Werkchens nicht geschadet. In dieser
„Naturgeschichte der Frauen" ist nun ein hysterischer Anfall mit
packender Deutlichkeit beschrieben. Da der Verfafser des Buches
solche Krämpfe nur bei Weibern gesehen haben mag, nimmt er an,
daß der Uterus, die Hystera, den Grund des Uebels bilde. Wie ein
wildes Thier steigt das weibliche Organ bis zur Leber empor, be-
nimmt den Athem: und in Krämpfen zuckend, stürzt die Kranke zur
Erde. Seitdem spricht die Welt vom „hysterischen Uebel". Auch
was an Schmach und Schande den unglücklichen hysterischen nach-
getragen ward, muß dem Verfasser des griechischen Buches auf die
«Rechnung gesetzt werden, denn er empfiehlt für solche tollen Weiber
die Heirath als das beste und einzige Mittel.
Ist demnach der hysterische Krampf so alt wie die Menschheit
selbst, so ist der Hader um seinen Ursprung sicher nicht viel jünger
als die Zunft der Aerzte. Niemals ist dieser Streit verstummt;
und in unseren Tagen kämpft man darob erbitterter als je zuvor.
Wenn Einer die Geschichte der Hysterie schreiben wollte, könnte
er das erste Kapitel von hippokrates bis Charcot datiren. Das sind
zwei Jahrtausende; aber diese Zeit ist nöthig, um den Gedanken,
daß die Hysterie, also das Mutterweh, vom Uterus stamme, gründ-
lich auszutilgen. Dogmen sind hartnäckige, schwer auszureutende
Gewächse. So bleibt auch der Lehrsatz aus dem Buch über die Na-
tur der Frauen das ganze Mittelalter hindurch starr und unan-
tastbar bestehen. Was nützt es, wenn hier und da eine Stimme ruft:
„Solche Krämpfe, die Ihr hysterische nennt, haben die Männer
auch!" Das stolze Wort des Thomas Willisius verhallt: „In n>3tS'
rici3 uteruz lalzc, accuzatur! Das Mutterweh schiebt Ihr zu Un-
recht auf den Uterus!" Der Glaube an den Vater der Medizin (der
das berühmte Buch gar nicht geschrieben haben kann) läßt alle Ein-
wände verstummen. Doch endlich dämmert der Morgen. Im Jahre
1862 beginnt in der alten Salpetriere zu Paris, dem großen Asyle
der Mühsäligen und Beladenen im Herzen der Niesenstadt, ein
großer Geist seine stille Arbeit: Jean Martin Charcot. Die Stätte

seiner Wirksamkeit ist historischer Boden. Hier war vor Iahren, als
der Konvent noch sein blutiges Szepter führte, der Bürger Phi-
lippe Pinel aufgetreten und hatte die Irren von ihren Ketten be-
freit. Auch Charcot nimmt eine schmachvolle Fessel, mit der das
Vorurtheil der Menschheit seit dem ersten Erwachen des ärzt-
lichen Denkens eine ganze Schaar von Kranken belastet hatte, hin-
weg. Zunächst bewies er unwiderleglich, daß auch das starke Ge-
schlecht der Hysterie unterliegt und die Krämpfe, die den Körper
des Mannes schütteln, noch grausiger sind als die der Weiber.
Das Märchen von der Mannestollheit der Hysterischen ist da-
mit endgiltig abgethan. Aber auch der so oft beschriebene Par-
oxysmus, der doch bisher für das eigentliche Wesen des ganzen
Aebels galt, gehört gar nicht unzertrennlich zu dem Krankheitbilde:
es giebt auch eine ttM6rie ssns convulsions. Ieder Hysterische, so
lehrt Charcot, hat seine bestimmten Zeichen, stiAms,ta k^sterics,
die, unabhängig von allen Anfällen, stets vorhanden sind. Wie
tzippolytos Martyr vom Höllenfürsten sagt: „Libi obtemperantes
siAillo suo notst" (sein Brandmal zeichnet den gehorsamen Schü-
ler), so trägt auch jeder Hysterische seine Merkmale an sich, vor
allen anderen die Empfindunglosigkeit der Haut in zerstreuten
Herden und geometrischen Segmenten. Und die stiAmata äisboli,
die einst, in finsteren Zeiten, den Hexenrichtern als Wegzeichen
dienten, werden jetzt zu Kriterien für den Arzt bei seiner Diagnose.
Der hysterische Anfall ist für Charcot längst nicht mehr wichtig ge-
nug, um unter die Stigmata aufgenommen zu werden. Hätte doch
der große Meister der Salpetriöre seine Macht benutzt, um auch
das Wort Hysterie auszutilgen! Nun war es ja sinnlos, nur noch
die letzte Erinnerung an früher Geglaubtes.
Hier endet das erste Kapitel der Geschichte der Hysterie. Von
Hippokrates bis Charcot. Der zweite Abschnitt hätte bis zu Dem-
jenigen zu führen, der der Welt einwandfrei beweist, daß es eine
Krankheit, wie sie die Schule der Salpetriöre beschreibt, nicht giebt
und nirgends geben kann als im Hirn des großen Meisters, der
sie erdachte. Schon dem ersten Mick fällt auf, daß die Träger der
Stigmata durchaus nicht oft den viel verleumdeten hysterischen
Charakter zeigen: Selbstsucht, Lügenhaftigkeit, Wechsel der Stim-
mungen, krankhafter Altruismus und alle Niedertracht, die, wie
Jeder weiß, den Hysterischen anhaftet, ist gar nicht an diese Zeichen
gebunden. Und wiederum sehen wir oft genug, wie die Hexen-
male sich an einem vorher gesunden Körper zeigen, wenn der
geistige Niedergang den Leib mit herniederreißt. Ob Kummer,
Leid, Entbehrung, Angst, Verzweiflung oder endlich auch ein Un-

glücksfall, eine Verletzung oder Verwundung den Menschen in
seinem seelischen Gleichgewicht erschüttert: man suche nur; man
wird die Stigmata finden, die stiAmaw necessttstis, die Marken der
Noth und des Elends, die wir (ists nicht zum Lachen?) im Schlen-
drian der Gedankenlosigkeit „hysterische" nennen. Wie Scharlach,
Masern und Typhus ihren dem kundigen Auge jederzeit erkenn-
baren Ausschlag zeigen, so treten diese Hexenmale hervor, wenn
die schlimme Seuche der Nervenzerrüttung den Menschen befällt.
LiANa pessimi ominis, traurige Zeichen sind sie immer gewesen;
schon, als der Hexenhammer noch galt, und heute im Zeitalter der
Hast, der Gier und des Iagens nach Geld und Gut. Wollten wir
also Charcots Lehre anerkennen, so müßten wir sagen: Das Wich-
tigste sind nicht die Krämpfe, sondern die Stigmata kMerica; und
die findet man besonders oft bei Leuten, die gar nicht hysterisch
sind. Die richtigen hysterischen Vampyre haben diese Zeichen selten.
Die Gerechtigkeit verlangt ferner, zu betonen: Den angeblich hyste-
rischen Charakter sehen wir auf all den Krankheitbildern, die dem
angeborenen Schwachsinn oder (wie man auch sagt) der geistigen
Minderwerthigkeit zugezählt werden. Wer also glaubt, die stiA'
mala kMerica seien charakteristisch für eine bestimmte Krankheit,
„die Hysterie", Der irrt. Ein fest umschriebenes, durch sichere
Symptome fixirtes Leiden, das diesen Namen verdiente, giebt es
gar nicht. Was wir Hysterie nennen, ist eine bunte Schaar von aus
den verschiedensten Gebieten der medizinischen Wissenschaft zu-
sammengelesenen Typen, die nichts mit einander gemein haben
als eben die Stigmata cliaboli; und die fehlen gerade dort, wo man
sie'sicher erwartet hatte.

Wäre es nur im Mindesten zweifelhaft, daß Charcots Be-
griff von der Hysterie ein Wahngebild ist, so würde das Straucheln
Aller, die nach diesem Schatten greifen, es allein schon erweisen.
„Das Wesen der Hysterie," sagt Möbius, einer der modernen Er-
klärer, „besteht nur darin, daß krankhafte Veränderungen des
Körpers durch Vorstellungen verursacht werden." „Dann," meint
ein Anderer, „thäten wir ja besser, von Psychogenie zu sprechen."
Als wenn Das überhaupt eine Krankheit und nicht vielmehr ein
Symptom vieler Leiden wäre! Weiter. Die Schüler Charcots
gehen in echter Diadochenmanier mit ihrem kostbaren Erbe nicht
gerade säuberlich um. Der eine, Pierre Ianet, sieht das innerste
Wesen des Uebels in der Einschränkung des Bewußtseinsfeldes
und der Spaltung der Persönlichkeit; ein anderer, Paul Sollier,
im Halbschlaf, im Somnambulismus, ein dritter endlich, Babinski,
hält die übel beleumdeten Stigmata für eingebildet oder durch Srzt-

liche Untersuchung aufsuggerirt. Pithiatismus? Man kann diese Zeichen aufsprechen und durch Zuspruch beseitigen. And es kommt noch toller. Die Hysterie, Das ist die neuste Lehre (von Sigmund Freud) ist nur die Nachwirkung eines in der Iugend erlebten bösen Abenteuers, dessen Reminiszenzen nicht genügend abgestoßen wurden. Ekel an dem fatalen Ereigniß wirkt also im Geheimen stechend und bohrend und die Beschwerden, die sich zeigen, sind eben „die hysterischen".

Welche Verwirrung! Hat denn Keiner dieser gelehrten Herren den Willisius gelesen? „^.ttectio clicts, uterina, praecipue et pri' merio convulsiva/' heißt es bei ihm; „der Krampf ist das Wesen der Hysterie". Das ist ein zwei Iahrtausende hindurch unbestrittener Lehrsatz. Die Fragestellung während dieser ganzen Zeit hat niemals gelautet: Was ist Hysterie? Immer: Woher kommt sie? Es war ein Gewaltstreich Charcots, als er den Anfall, den Paroxysmus, aus dem Krankheitbilde tilgte und damit in die alte Gleichung einen neuen Faktor einsetzte. War die alte Formel an sich unrichtig, so wird sie durch die neue Einstellung um keines Haares Breite richtiger. And nun kommt ein ganzerTrupp von Korrektoren auf den Plan, jeder setzt an die Stelle des zweifelhaften Faktors einen neuen, noch viel zweifelhafteren und Niemand denkt daran, einen ernstlichen Beweis für seine Behauptung zu erbringen.

Daß nicht die Konvulsion das A und das O der Hysterie bildet, ist klar. Der Satz des Willisius ist falsch: der Krampf, den wir einen hysterischen nennen, ist nicht charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, sondern ein Symptom der Nervenüberspannung. Das Selbe gilt für Charcots Stigmata: es sind Symptome, die uns in der ganzen Breite menschlicher Schwäche und Hinfälligkeit begegnen. Und das Selbe gilt vom hysterischen Charakter: er ist ein Symptom der geistig Minderwerthigen und Entarteten. Folglich ist nichts von Alledem, was wir hysterisch zu nennen belieben, das Zeichen eines bestimmten, in sich geschlossenen und aus der Reihe anderer Leiden zu trennenden Uebels. Man darf von hysterischen Symptomen nur sprechen, wenn man sich der historischen Bedeutung des Wortes entsinnt, sonst nicht.

Und mit diesem hohlen Wahngebilde, diesem leeren Schatten experimentirt man heutzutage noch vor Gericht, wenn das Leben oder sogar die Ehre eines Menschen auf dem Spiele steht! Wann endlich wirds anders werden? Dr. Armin Steyerthal.

X'
Das einzige Gebot.
Gott ist die Liebe.
Erste Epistel Iohannis IV, 16.
Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir
einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe
ist völlig in uns. Erste Epistel Iohannis IV, 12.
Meister, welches ist das vornehmste Gebot im
Gesetz? Iesus sprach zu ihm: Du sollst Gott Deinen
Herrn lieben von ganzer Seele, von ganzem Herzen
und von ganzem Gemüth. Das ist das vornehmste
und größte Gebot, Das andere aber ist dem gleich:
Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.
In diesen zwei Geboten liegt das ganze Gesetz und
die Propheten. Matthaeus XXII. 36.
'er ganze christliche Glaube beruht auf der Liebe. Das wissen wir
Alle, Wir wissen es nicht nur, weil es im Evangelium steht,
sondern auch, weil es uns ins Herz geschrieben ist. Man rede irgend»
einem Menschen, Nussen, Deutschen, Chinesen, Iapaner, Hindu, einem
Dieb, einem Näuber, einem Henker von Liebe: Ieder sindet, daß es
besser wäre, wenn die Menschen in Liebe mit einander lebten; Ieder
weiß, daß man besser in Liebe als in Feindschaft und Haß lebt, und
weiß sogar, daß man so leben kann. Woher kommt es nun, daß wir
Christen (ich will von Anderen ganz absehen), die doch wissen, daß es
gut ist, in Liebe zu leben, und daß man so leben kann, und es obendrein
aus dem Evangelium wissen, das wir für ein heiliges Buch halten,
woher kommt es, daß wir nicht in Liebe leben, sondern in Feindschaft
und Haß?
Daher, daß uns im Evangelium und in unserem Herzen eine Ne»
ligion, nämlich die der Liebe, und ein einziges Gebot: das Gebot der
Liebe gegeben ist; daß wir aber außer dem Glauben an die Liebe noch
viele andere haben, außer dem Gebot der Liebe noch viele andere Ge-
bote für göttlich halten und mehr diese anderen Gebote als das eine
der Liebe befolgen.
Ein Herr trug Arbeitern eine Arbeit auf; befahl ihnen, sie gut
auszuführen, und versprach ihnen dafür ein gutes Leben, Da fanden
sich aber unter den Arbeitern Leute, die sich nicht nur durch Arbeit,
sondern auch dadurch, daß sie dem Herrn gefällig waren, und durch
andere Werke ein gutes Leben verschaffen wollten. Diese Leute erfan-
den alle möglichen Dinge, um dem Herrn gefällig zu sein, und führten
sie auch aus; die aufgetragene Arbeit aber thaten sie nur, wenns
ihnen einsiel, oder thaten sie gar nicht. Einzelne Arbeiter meinten so-
gar, daß der Herr all die Werke, durch die man ihm zu dienen glaube,
nicht brauche, und hörten zu arbeiten aus. Andere erklärten einfach,
es gebe keinen Herrn; man müffe nur für sich leben und arbeiten. Und
da wurde das Leben der Arbeiter schlimm und schlecht. Also ergehts

auch den Menschen, die außer der Religion der Liebe noch andere Religionen eingeführt haben. Sie sagen zwar stets, daß sie an all diese Religionen und an deren Gebote glauben; doch sie gehorchen nur leichten Geboten und solchen, die Lob eintragen. Das Gebot der Liebe aber befolgen sie nur in Worten; handeln ihm aber auf Schritt und Tritt zuwider. Statt, nach dem Gebot der Liebe, mit einander zu theilen, leben die Reichen in Luxus mitten unter hungernden, von Arbeit erschöpften Armen; die Armen aber hassen die Reichen und suchen ihnen Böses zu thun. Statt den Nächsten zu lieben und ihm zu vergeben, quälen die Menschen einander, vernichten, verurtheilen, verbannen und töten einander. Das ist noch nicht Alles. Gute, verständige Menschen, die gelernt haben, daß man Gott durch allerlei Formeln und Gebete, die Einer dem Anderen übermittelt, dienen könne, kommen manchmal zur Vernunft und begreifen, daß all Dies nur Menschenerfindung ist; dann achten sie keinen Kirchenglauben und kein Gebot mehr. Es giebt sogar Leute (ihrer werden von Iahr zu Iahr mehr), die nicht nur an kein göttliches Gebot, sondern an Gott selbst nicht mehr glauben. In unserer Zeit wächst die Zahl der Leute, die nichts mehr glauben, nichts mehr denken und nicht wissen, wozu ,sie in der Welt sind und was sie in ihr zu thun haben. Dadurch ist unser Leben so schlecht und wird mit jedem Iahr, Monat und Tag schlechter.
»Gut; es giebt nur eine wahre Religion, die der Liebe, und nur ein Gebot, das der Liebe. Worin besteht denn aber die Religion, worin der Gottesdienst und was ist der Inhalt der Gebete, durch die man sich an Gott wendet?" So fragen die Leute. „Wenn man sich an die gewöhnliche Religion hält, weiß man, wer Gott ist, von wem Alles geschaffen ist, zu wem man zu beten und von wem man Gnade zu erhoffen hat. Wenn man aber nur an die Liebe glaubt, hat man keinen richtigen Gott und keine Gottesverehrung. Ohne richtigen Gott und Gottesverehrung haben die Menschen noch nie gelebt; können sie auch nicht leben." So werden die Menschen sagen, wenn man ihnen statt eines verständlichen Gottes, zu dem man beten und dem man dienen kann, eine unverständliche Religion der Liebe giebt.
Die Behauptung, daß die Menschen nie ohne bestimmten, den meisten verständlichen Gegenstand des Glaubens und ihm entsprechende Verehrung gelebt haben, ist richtig. Der Irrthum besteht darin, daß die Liebe den Menschen nicht als bestimmter, den meisten verständlicher Gegenstand der Religion und die solcher Religion angemessene Thätigkeitnichtals bestimmte,derMehrzahlverständlicheGottesverehrunggilt.
Sie denken so, weil sie gewöhnt sind, als Hauptgegenstand des Glaubens sich ein menschenähnliches, ewiges, allmächtiges Wesen, einen fürsorglichen Schöpfer vorzustellen, der durch übernatürliche Kräfte den Menschen seinen Willen offenbart; siesind an eine der Form, der Zeit und dem Ort nach genau bestimmte, äußere Handlungen fordernde Gottesverehrung so gewöhnt,daß der bloßeGlaube an die weder äußereFormen noch

bestimmte Gottesverehrung heischendeLiebeihnen unklar, der Mehrzahl
unverständlich und sogar zweideutig erscheint. Und doch ist der eine Glaub?
an die Liebe und die daraus entspringende Gottesverehrung nicht nnr
mindestens eben so klar und den meisten einfachen Leuten eben so ver-
ständlich wie die von Menschen eingeführten Religionen mit vielen
Gegenständen des Glaubens und vielen Geboten, sondern sie bieten
noch den großen Vortheil, daß, während all diese einander wider-
sprechenden, einander bekämpfenden, die Menschen zu Haß, Mord'
und Kriegen führenden Religionen die Leute entzweien, der Glaube
an die Liebe allein hält, was er versprach, nämlich: alle Menschen in
einem Glauben und einer Gottesverehrung zu einen.
Und dieser Glaube giebt von allen die sicherste Zuversicht. Wie
tief Einer auch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist: ihm
wirds schwer, sich des Zweifels zu erwehren, wenn er hört, daß Andere
eben so fest von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt sind und seine
für falsch halten. Nur den Menschen, der sich zu einem allen Menschen,
gemeinsamen Glauben bekennt, zu dem der Liebe, kann kein Zweifel an
der Wahrheit seines Glaubens beschleichen. Ist doch jede Religion nur
die Anerkennung eines Prinzips, das der Mensch nicht init dem Ver-
stand begreifen, ohne das er aber weder sein Leben noch das der Welt
verstehen kann und an das er deshalb glauben muß. Solches Prinzip
waltet in allen Religionen. Es ist Brahm, Iehova, Allah, das To.»
der Taotisten, das Tanga der Buddhisten, die Materie der Materia-
listen. Solches Lebensprinzip erkennt auch der Glaube an die Liebe;
während aber in allen Religionen, der jüdischen, brahmanischen, kirch-
lich-christlichen, mohammedanischen, dieses Prinzip Gott heißt und alK
mehr oder weniger persönliches, allmächtiges, ewiges Wesen vorge-
stellt wird, dessen Wille und Handlungen den Menschen durch Wun-
der^ und Offenbarungen bekannt sind, wird in der Religion der Liebe
dieses Prinzip, das auch hier Gott heißt („Gott ist die Liebe"), den
Leuten nicht durch menschliche Ueberlieferung, sondern durch die in
allen Seelen wirkende Kraft seines Wesens erkennbar.
Der Glaube an das Gebot der Liebe besteht darin, daß wir Gott
nur in uns erkennen können. Und wir erkennen ihn nur von der Seite,
von der er sich uns offenbart. Er offenbart sich uns aber durch die
Liebe. Wenn wir ihn also auch nicht in seiner Ganzheit erkennen, son-
dern nur von der einen Seite, von der er sich uns offenbart, wissen
wir doch, daß er lebt, kennen seine Eigenschaft, die wir in uns beob-
achten, und wissen, was er von uns will. Dieser Glaube ist in allen
Religionen der Welt ausgedrückt, von den ältesten der Egypter und
Hindu an, sogar in der heidnischen Vorstellung und mit klarster Be-
stimmtheit in der Lehre Christi.
An die Liebe glauben, heißt: bekennen, daß unseres LebensGrund-
prinzip ein unerreichbares Wesen ist, das sich in uns durch die Liebe
offenbart. An ein einziges Gebot glauben, heißt: bekennen, daß Gott in
Uns lebt und sich durch die Liebe in uns offenbart. Die Gottesver-

ehrung besteht hier, wie in jeder Religion, darin, daß man thut, was der Glaube befiehlt, und unterläßt, was er verbietet. Doch während die Gottesverehrung in allen anderen Religionen viele Thaten und noch mehr Unterlassungen verlangt, fordert sie hier nur eine That und nur eine Unterlassung. Der Glaube, in dem man Gott Etwas zu Gefallen thun, ihm dienen kann, verlangt die Anerkennung der Unfehlbarkeit bestimmter Schriften und Personen, den Besuch von Kirchen, das Hersagen bestimmter Gebete zu bestimmter Zeit und die Erfüllung vieler anderen Gebote. Die Zahl der Verbote ist noch größer. Nicht nur Mord, Diebstahl, Ehebruch wird verboten, sondern auch die Verehrung anderer Götter, der Genuß bestimmter Speisen zu bestimmter Zeit, die Entweihung von Gegenständen, die für heilig gelten. Solcher Gegenstände aber giebt es eine ungeheure Menge. Der eine Glaube dagegen verlangt von jedem Menschen nur Eins: Liebe. Liebe zu Gott, dem Gott, der in uns und in allen Menschen lebt. Gott in sich lieben, heißt: nach der höchsten Vollkommenheit in der Liebe streben; Gott in anderen Menschen lieben, heißt: in jedem Menschen den selben Gott erkennen, der in uns lebt, und deshalb anderen Menschen nicht Das thun, was man selbst will, sondern Das, was der Gott will, der in allen Menschen lebt. Diese Verehrung nicht unterlassen, heißt: stets an Gottes Gegenwart denken und Alles beseitigen, was mit seiner Anwesenheit im Menschenherzen unvereinbar ist; das Gebot der Liebs zu Gott, der in anderen Menschen wohnt, nicht übertreten, heißt: nicht nur dem Nächsten nicht schaden, ihn nicht kränken, keinen Menschen vernichten, sondern ihn als heiligsten Gegenstand auf der Welt achten und verehren. Im Wesentlichen laufen die positiven und die negativen Gebote des Glaubens an die Liebe auf das Selbe hinaus: auf das Bekenntnis, daß Gott im Menschen lebt und daß man ihn deshalb weder in sich noch in irgendeinem Anderen verletzen dars.

Einem unvernünftigen Knaben redete man ein, er sei nicht der Sohn seiner guten, lieben Mutter, die ihn aufgezogen hat, sondern einer wunderbar schönen, mächtigen, alle möglichen Wunder verrichtenden Zauberin, die ihm unendliches Glück verschaffen könne, wenn er sie anbete. Das glaubte der Knabe und sagte sich von seiner Mutter los; er hört nicht mehr aus sie, genießt nicht das Gute, das sie ihm giebt, sondern wartet auf die Wunderspenden der Zauberin. Er glaubt nicht nur die Erzählungen von all den Wundern, die diese Zauberin verrichtet habe, sondern ersinnt selbst neue und glaubt an sie, obgleich er nie Wunder gesehen hat. Und je länger es dauert, um so fester glaubt er an die Zauberin, weil, seit er sich von seiner Mutter losgesagt hat, seine ganze Hoffnung auf der Zauberin beruhen muß. So betet er und bittet immer um Wunder. Aber die Zeit vergeht, die Wunder bleiben aus und er beginnt, an der Zauberin zu zweifeln. Da er aber einmal seine Mutter aufgegeben hat, kehrt er nicht zu ihr zurück, sondern handelt, statt nachzugeben, ihr in Allem zuwider.

So ist es den meisten Menschen ergangen. Wie jener unvernünf-
tige Knabe kennen sie nicht ihre einfache, gute, stets mit ihnen lebende
Mutter; wollen Die nicht kennen, die sie unablässig liebt und ihnen
nicht eingebildetes, sondern wahres Glück giebt. Diese Mutter ist der
Gott der Liebe, der uns das Leben gab und giebt und uns allein das
wahre Glück verschafft. Und um an diese Mutter, diesen einzigen den
Menschen zugänglichen Gott, die Liebe, glauben zu lehren, sind keine
Wunder nöthig, und um von ihm das Glück zu erlangen, keine Bitten
und Gebete, sondern nur Eins: wie der Knabe nicht an dummes Zeug
und Betrug, sondern an seine Mutter glauben soll, so brauchen auch
die Menschen nur an den Gott der Liebe zu glauben, der in der Seele
jedes Menschen lebt. Dann wird ihnen das Glück, nach dem Ieder
trachtet, und kann ihnen nimmermehr genommen werden, weil es
ihnen durch keine äußere Macht, sondern nur durch die eigene Thätig-
keit verliehen wird. Wer sich dem Gott der Liebe hingiebt, erlangt
sicher das Glück, dessen seine Seele bedars.

Man wundert sich oft darüber, daß die Menschen an so sonder«
bare, dumme Ueberlieferungen glauben. Und das Wunderlichste ist,
daß an all diese Dinge oft ganz vernünftige Leute glauben nnd sich die
größte Mühe geben, all diese offenbar überflüssigen und unmöglichen
Dinge zu rechtfertigen. Woher kommt Das? Daher, daß die Leute den
Glauben verloren haben (weil ihnen ein falscher beigebracht ward),
den natürlichen, verständlichen, nothwendigen, nicht nur den Glauben,
sondern das Bewußtsein ihres geistigen Zusammenhanges mit dem
Gott der Liebe. Nachdem sie dieses Bewußtsein aber verloren hatten,
brauchten sie Etwas, das es ersetzen könne. Und um dieses verlorene
Bewußtsein zu ersetzen, erfanden sie einen Gott, durch dessen Existenz
sie ihren Zusammenhang mit der Welt erklären konnten. Um aber sich
und Andere dahin zu bringen, daß sie an einen so sonderbaren, mit
dem Hauptgottesbegriff des Außerräumlichen, Außerzeitlichen, mit
dem Verstande nicht zu Erfassenden unvereinbaren Gott glauben konn-
ten, mußten sie ihn sich ganz besonders, über allen Menschen, unbe-
greifliche Werke, Wunder verrichtend vorstellen. Und je mehr Wun-
der geschähen, um so stärker, meinte man, müsse der Glaube sein. Da-
zu waren aber, beim Fehlen jedes Zusammenhanges mit dem Prinzip,
das den Glauben an die Liebe giebt, nicht nur Wunder nöthig, son-
dern noch Viele andere Dinge

Wenn die Menschen nur halb so fest, wie sie jetzt an viele Ge-
bote, an Bücher, die unwiderlegliche Wahrheiten enthalten sollen, an
Wunder, die Niemand gesehen hat, glauben, an das eine Gebot glau-
ben wollten, das Gott für alle Menschen gegeben hat und das ins
Herz jedes Einzelnen geschrieben ist, an das eine immerwährende
Wunder der Gegenwart Gottes in der Seele des Menschen, und wenn
sie die Gottesverehrung, die aus diesem Glauben entspringt, nur halb
so eifrig bekunden wollten, wie sie jetzt ihre privaten und sozialen
Pflichten erfüllen: wie bald würden sie dann all die Schrecken ver-

gessen, die sie sich jetzt bereiten! Ganz von selbst, ohne äußere Er«
schütterungen, würde das den Menschen unserer Zeit und der christ-
lichen Welt angemessene Leben beginnen, das jetzt durch grausame,
mit rechter Liebe unvereinbare Werke der Gewalt erreicht werden soll.
Aber wie ist Das möglich?
Man braucht nur Lins: Glauben; nicht an Menschen, sondern
an Gott. Man braucht nur aufzuhören, an Menschen zu glauben, und
anzufangen, an Gott zu glauben, nicht an den in Büchern beschriebe-
nen, sondern an den Gott, der in unserer Seele lebt und der uns un-
aufhörlich davon spricht, wer er ist, wer wir sind und wie wir nach
seinem Willen leben müssen. Wenn die Menschen erst glauben, daß
es in der Welt nur ein Heiligthum giebt: den Menschen, nur einen
einzigen Gegenstand, der von Menschen nicht beschimpft und nicht be-
leidigt werden darf: abermals den Menschen, den Träger des göttlichen
Prinzips, dann werden nicht nur alle Hinrichtungen und Kriege, son-
dern auch alle Gewaltthaten des Einen gegen den Anderen unmöglich.
Sagt einem Buddhisten, einem Mohammedaner, er solle die leb-
losen Gegenstände, die er für heilig hält, entweihen: er wird lieber
jede Entbehrung auf sich nehmen, sich lieber töten als Das ent-
weihen lassen, was «r für heilig hält. Genau so würden Christen den-
ken, die auch für ihr Handeln gegen Andere christlich erzogen wären.
Weder durch verheißenen Vortheil noch durch angedrohte Strafe, auch
nicht durch die ärgste, wären sie zu bewegen, dem einen Gebot der Liebe
zuwiderzuhandeln; sie würden den Gott in ihrem Innern und im Näch-
sten nicht beschimpfen und entehren lassen. Ein Mensch, der an dieses
eine Gebot glaubt, könnte weder unmittelbar noch mittelbar an Wer-
ken mitwirken, die mit der Liebe unvereinbar sind; nie das Leben An-
derer beschimpfen, entehren, zerstören, vernichten. Wenn aber immer
mehr Leute aufhörten, an solchen Werken mitzuwirken, dann käme
von selbst (ich will nicht sagen: das Neich Gottes; die vollkommene
Erfüllung Dessen, wonach die Menschen trachten, wird nie eintreten,
so lange Leben im Menschen ist) die Scham über die Menschen und
würde sie hindern, Herrscher oder freiwillig Knecht zu fein. Man würde
sich schämen, reich zu sein, Land zu besitzen, Krieg zu führen, andere
Völker für Feinde zu halten. Die Menschen wüßten dann, was sie nicht
thun dürfen, und das thierische, der Vernunft und dem Gefühl widrig«
Leben, das wir jetzt führen, könnte nicht länger fortdauern.
„Selbst wenn das Gebot der Liebe das einzige Gebot Gottes
wäre, bliebe die Erfüllung in der Art, wie sie das Evangelium fordert,
unmöglich." So sagen Leute, die viele von der Kirche eingeführte
Glaubensregeln und Gebote befolgen. „Um dem Gebot der Liebe im
evangelischen Sinn zu gehorchen, muß man die Angehörigen hafsen
und im Stich lassen, darf dem Bösen nicht durch Gewalt widerstreben,
muß Bettler werden, muß dem Leben entsagen. Das kann kein Mensch.
Und deshalb bemühen wir uns, ohne dem Gebot der Liebe ganz den

Gehorsam zu versagen, Gott durch die Erfüllung seiner anderen Gebote zu dienen, und dürfen so hoffen, bei unvollkommener Erfüllung der Gebote Gottes Verzeihung zu erlangen." So sprechen Leute, die sich zum kirchlichen Glauben bekennen. Aber die christliche Lehre fordert nicht (und kann nicht fordern) ein völliges Aufgeben seines physischen Lebens; sie zeigt dem Menschen nur das höchste Ideal, nach dem er streben muß, macht aber die Erfüllung des Gebotes nicht von einer in diesem Leben unerfüllbaren Forderung abhängig. Wer sagt, das Gebot der Liebe sei, weil es auf ein unerreichbares Ideal hinweist, unausführbar und die Abweichung könne durch gehorsame Fügung in andere Gebote gesühnt werden, gleicht dem Wanderer, der, weil Berge und Flüsse ihn hindern, den von seinem Kompaß gewiesenen Weg zu gehen, von der graben und kürzesten Straße abbiegt, den Kompaß nicht mehr befragt und andere Merkmale sucht, die für die Richtung seines Weges bedeutunglos bleiben müssen. Weil die vollkommene, gänzliche Entsagung in sich schließende Erfüllung des Gebotes der Liebe nicht erreichbar ist, soll der Mensch sich zu anderen göttlichen Geboten bekennen? Dieser Trugschluß lenkt die Menschen vom wahren Leben ab.
Die Gewöhnung an ein Leben der Liebe in Thaten, Worten und Gedanken ist nicht nur möglich: erst ein solches Leben sichert den Menschen völlige Freiheit und stetiges Glück,

Iasnaja Poljana; im Iuli 1910. Lew Tolstoi
(geboren: 9. 9. 1828),

Anzeigen.

Gründe und Abgründe. Präludien zu einer Philosophie des Lebens. Berlin, Ernst Hofmann S Co.

Die moralische Weltanschauung der Menschheit ist auf die Idee der inneren Wiedergeburt gegründet. Wie er unmittelbar ins Leben tritt, ist der Mensch ein Stück Natur, das in Atome zu zerfallen droht. Doch es gibt einen Moment der inneren Schau, in dem sich ihm das Bewußtsein einer höheren Ordnung der Dinge erschließt, einer absoluten Einheit und Vollkommenheit, die er, indem er sie nach außen projizirt, die Gottheit, indem er sie als sein eigenes Wesen erfaßt, die Persönlichkeit nennt. Gott suchen und sich selber suchen, ist im tiefsten Grunde Eins. Beides heißt: den ewigen Mittelpunkt des Seins suchen. Der Augenblick, in dem er von Menschen gefunden wird, ist sein geniales Erlebnis, ist der Augenblick seiner inneren Wiedergeburt. Dieses Wortes Sinn wird uns klar, wenn wir darin die Ueberwindung der Macht durch den Werth sehen. Solange wir die Welt als Natur, als einen ungeheuren Komplex von Phänomenen betrachten, der keinen Anfang, kein Ende, keine Mitte hat, steht sie uns als eine fremde Macht gegenüber, die uns vernichten muß, wie sie uns geschaffen hat. Erst

wenn wir hinter diesen Aspekt eines blinden, ziellosen Werdens zurückgehen und in unserer eigenen Seele den ruhenden Pol erfassen, der uns zugleich dem ewigen All-Sein verbindet, kommt jener Drang zur Ruhe und wir entdecken in unserer Persönlichkeit wie in der kosmischen Harmonie, die sie spiegelt, den absoluten Werth, den uns die chaotische Flucht der Erscheinungen vermissen ließ. Den Urgegensatz von Macht und Werth hat gleichsam als Leitmotiv des Universums von je her die philosophische und religiöse Weltanschauung erfaßt und zu lösen gesucht: die religiöse zumal in dem Uebergang vom alten zum neuen Bund. Aber das Verhältniß wurde zu dunkel und zu abstrakt vorgestellt, zu mystisch oder zu begrifflich. Es in der konkreten Fülle und Anschaulichkeit der inneren, seelischen Erfahrung aufzusuchen, es als ein Schicksal und Erlebniß zu behandeln, es aus den Tiefen des persönlichen Daseins als eine unmittelbare Nothwendigkeit zu schöpfen, ist die Hauptabsicht und der Zweck meines Buches, das daher in seiner Betrachtungart als eine Psychologie oder Phänomenologie von Macht und Werth bezeichnet werden könnte. Den Ausgangspunkt habe ich in den Phänomenen des Machtwillens gesucht, die sich dem modernen Empfinden greifbar darbieten: in Aesthetizismus und Sentimentalität, in der Eitelkeit und Eifersucht, in Sadismus und Masochismus und erst abschließend im Phänomen des Plebejers und des Caesars, des Eroberers, des Mächtigeni?«/^' In bewußtem Widerspruch zu der herrschenden Auffassung, die im Caesar und Plebejer, im Herrn und im Knecht die äußersten Gegensätze erblickt, versuche ich, Beide als zwei innerlich identische Erscheinungformen des selben Phänomens darzustellen: „Der Herr ist des Knechtes Knecht, wie der Knecht auch Herr über den Herrn ist." Der Machtsphäre, die sich eben so in dem Bestreben kundgiebt, die Herrschaft über die äußere Natur zu gewinnen, also in aller Civilisation, worunter Politik, Technik, sogar wissenschaftliche Forschung zu begreifen sind, steht die Sphäre des Werthes gegenüber, die sich in der Kultur offenbart, vor Allem in Religion, Philosophie und Kunst. Das Wesen des Werthes ist Einheit, Durchdringung; er muß sich, wie das Licht, schrankenlos jedem Atom mittheilen. Das Wesen der Macht ist Entzweiung, Einseitigkeit, Ausschließung; sie ist undurchdringlich wie die Materie. Es genügt aber nicht, Macht und Werth in ihren äußersten Extremen, etwa im Caesar und im religiösen Mystiker, als zwei unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberzustellen. Das Räthselhafte besteht vielmehr darin, daß sie einander durchdringen und so erst das konkrete geistige Leben erzeugen. Aus dieser Durchdringung entsteht vor Allem das Phänomen der Individualität: sie ist ein Werth, sofern sie die ganze Welt in sich aufnimmt, und sie ist eine Macht, sofern sie Dies eben in ihrer einzigen, individuellen Art vollbringt, sofern sie sich den fremden Individualitäten entgegensetzt.

Wien. Dr. Oskar Ewald.

Zusammenbruch. Roman von Hermann Bang. Verlag von Hans Bondy in Berlin.

Ein dänischer Kulturroman. Die Geschichte des plötzlichen, historisch eben so unmotivirten wie unmöglichen Aufstiegs eines kleinen Landes ohne jegliche Expansionfähigkeit, das der Krieg obendrein verstümmelt und gelähmt hat. Ein schnelles Emporschießen schwindelhafter Riesenunternehmen auf unfestem Baugrund und auf schlechtem Fundament. Ein Vertuschen und Verdecken der inneren Unsolidität durch prunkhaften, fabrikmäßig hergestellten Aufputz. Ein für kurze Zeit das Auge der Menge blendender Glanz billiger Imitationen. Und dann der schnelle Zerfall; das Zerbröckeln und Reißen des aufgeklebten unechten Prunkes; das Aufsteigen des Grundwassers in die ungenügend gesicherten Mauern. Wir sind im Dänemark der achtziger Iahre und Hermann Bang erzählt die Geschichte seiner Gründertage. „Stuck" heißt das Buch im Dänischen. Stuck: Bewurf, Verputz. Mit einem Wort zeichnet dieser Titel die Lage: Verputz ist die Signatur der gemachten Entwickelung. Verputz, der bald schadhaft wird, abblättert und zerfällt; den der Dichter abschält, um den wahren Zustand seines armen, geschwächten, zu Unthätigkeit und Träumerei verurtheilten Landes in einem unerbittlich wahren Spiegelbild zeigen zu können. Bitter ist dieses Buch, trotz seiner unbewegt ruhigen Darstellungweise; voll der Bitterkeit Dessen, der heimathlos sein muß, da er im Vaterland keinen Platz findet, auf dem er sicher stehen, von dem aus er in starker Gemeinschaft mit dem nationalen Leben wirken und gedeihen könnte. Im Mittelpunkt des Romans steht die Geschichte eines Theaterunternehmens, in dessen Schicksal sich das Schicksal der ganzen Epoche spiegelt. Das Viktoriatheater ist ein Kreditbau im protzenhaften Stuckstil einer Emporkömmlingsgeneration, die noch keine natürlich gewordenen ästhetischen Konventionen und Traditionen hat. Ein Unternehmen, dem eine gewaltige Zukunft zugedacht war; das eine Weile florirt; dann aber, seit dem Sinken der Wirtschaftkonjunktur, in seinen Erfolgen bedenklich abflaut und mit äußerster Anspannung seines Kredites, mit falschen, zum Zweck der Täuschung der Geldgeber künstlich heraufgeschraubten Besuchsziffern und schließlich Mit straffälligen Fälschungen einen Verzweiflungskampf kämpfen muß, der den Ruin nur noch beschleunigt. Mit diesem Theater ist das Schicksal der dänischen Iugend und ihrer Ideen fest verknotet. Von hier aus wollten sie den großen Traum, der in der Luft liegt, den von der Centralisation, verwirklichen. Von hier aus sollten die skandinavischen Künstler und Dichter zu den stammverwandten Völkern reden. Von hier aus sollten ausgedehnte Gastspiele skandinavische Kunst bis in des Nordens äußerste Bezirke hinauf tragen. Und von hier aus soll die große Spracheneinigung der Brudervölker angebahnt werden. Geistige Erwerbungen soll Dänemark machen, da ihm zu Landeroberungen die Wege abgeschnitten sind. Zukunftfesten will diese dänische Iugend bauen; aber sie baut nur Luftschlösser in rinnenden Sand; und sie

kommt zu Schaden, weil sie weder den kulturellen noch den wirtschaftlichen Untergrund richtig zu beurtheilen wußte, auf dem sie ju bauen begann. Den ganzen Organismus des Theaters hat Bang vor uns lebendig gemacht. Aber dieses Theater mit seiner Geschichte steht so unlöslich fest in dieser dänischen Gesellschaft, daß es nur wie ein Transparent ist, durch das man auf die fließende Bewegung der Zeit blickt. Mehr als jedes andere ist dieses Buch Bangs eine dänische Angelegenheit. Aber es ist wiederum, abgesehen von den rein artistischen Werthen, eine Angelegenheit Iedes, der dem menschlich-künstlerischen Phänomen Hermann Bang, das nun schon geraume Zeit in der europäischen Literatur sichtbar ist, näher kommen will.

Köln. Peter Hamecher.

Vie Halsbandgeschichte. Erzählt von Wilhelm Schäfer. München, bei Georg Müller.

Bevor ich von dem Buch rede, möchte ich zwei Sätze herauslösen und in Sicherheit bringen. Sie handeln von Marie Antoinettes Mitwirkung in dem Halsbandprozeß. Erster: „Sie bedachte nicht, daß die Sprüche der sogenannten Oeffentlichkeit eine eigene Wahrheit haben, mehr von der Volksstimmung als von der Richtigkeit gemacht; und daß es Sache der Könige sein muß, diese Wahrheit zu kennen, aber nicht, sich ihr zu unterwerfen." Zweiter: „Sie handelte, wie alle Willkür; erst rief sie selber die öffentlichen Gerichte an; als die nicht nach ihrem Sinn das Urtheil sprachen, trat doch Gewalt vor Recht. Und alles Unrecht, was ihr in dieser Sache geschehen war und noch geschah, war doch nicht schlimmer, als daß sie nun den König antrieb, das Urtheil eigenmächtig zu korrigiren." Die berüchtigte Halsbandgeschichte brauche ich hier nicht nachzuerzählen. Man weiß, wie die kleine La Motte den Prinzen Rohan geprellt hat und wie dieser Handel in Leben und Geschick der unglücklichen Tochter Maria Theresias eingrifs. Wie die Königin, um sich zu retten, blindwüthig vorgeht und sich, als ob sie ein vorbestimmtes Schicksal als der eigene Henker vollziehen müsse, doch nur tiefer verstrickt. Wilhelm Schäfer erzählt in seiner ruhigen, festen Art, wie das Alles kam, kommen mußte. Was da mit uns spielt, kennen wir nicht und die Griffe der Geisterhände, die uns halten, lassen sich nicht berechnen. Es ist oft im Leben so, daß die Ereignisse über uns kommen und wir willenlos handeln müssen, als ob ein fremder Wille sich durch uns zu vollenden sucht. Wie ein Standbild hat Schäfer die Geschichte in unsere Zeit gestellt. Er wollte, indem er sie auf ihre wesentlichen und menschlichen Züge zurückführte, sie auf ihre ewige, sinnbildhafte Formel bringen. Die Manon Lescaut-Gestalt der La Motte, die Portraits Rohans und Cagliostros sind sicher hingesetzt wie von der Hand alter Meister. Und auch die ganze Luft der Abenteuer ist wundervoll wirksam.

Köln. Peter Hamecher.

KS?

Mirsio.

Mireio.*)

om Abcndhimmcl grüßt uns, crdcnfern,
Jahrhunderten ein mild erfreuend schauen,
mit immer Heilerin Glanz ein schöner Stern
Dort wohnt die höchstgefeicrte der Kranen,
die einst des hehren Dichters Flammcnlicd
zum lZimmcl hob, in gläubigem vertrauen;
und um die Hohe reiht sich. Glied an Glied,
die Blumcnkcltc lieblicher Gestalten,
die Gott zu Bcatricens Sitz bcschied;
die rein und schön, gleich ihr, aus Erden wallten,
geliebt und liebend, und zu deren preis
der Sängerfürsten goldnc Warfen stallten.
Nur selten nicht sich der Erlauchten Aieis
und dann entstrahlt dem listen Stcrnenthronc
verstärkter Glanz, auf göttliches Keheisz,
Und jüngst, auf daß sie bei den Seligen wohne,
ward aut, Mireio dort empor gesandt,
von Leid verklärt und von der Schönheit Krone,
, Da bot ihr schwestcrzärtlich Mund und liand
Toskanas Stolz, ihr Gruß und Ruß zu geben,
und sprach: Willkommen aus Orovcncerland,
Du wirst, und der Dich sang, unsterblich leben!
Frankfurt am Main. August Vertlich.

Rembrandt.**)

embrandt kam von dem Begräbniß seiner Frau in sein Haus zurück. In der Breestraat lag es, mitten im amsterdamer Iuden-Viertel. Die reichen Verwandten seiner Frau, die mit draußen auf dem

*) Diesen Vorgesang hat Professor Bertuch seiner schZnen deutschen Miröio-Ausgabe, der besten Nachdichtung, die dem Meisterwerk Mistrals bisher wurde, vorangeschickt; sie ist bei Cotta erschienen.

**) Ein Blatt aus der Silhouettensammlung „Schattenrisse", die der liebe, reiche Poet Herbert Eulenberg im Verlag von Bruno öassirer erscheinen läßt und die allerlei Große und Mittelwüchsige allerliebst im Temperament eines eigensinnig träumenden Dichters spiegelt.

Friedhof gewesen waren, hatten ihn verlassen. Sie liebten diese mit jüdischen Trödlern und Bettlern gefüllten Gassen nicht und einer hatte sogar auf dem Wege zum Grabe ziemlich laut gesagt, seine Base Saskia sei an der schlechten jüdischen Luft so früh zu Grunde gegangen. Und dann hatten sich noch einmal alle Augen der reichen Sippschaft auf den Maler Nembrandt gerichtet, der als ein armer Müllerssohn die Frechheit gehabt hatte, ihre reiche Verwandte zu heirathen, und nun noch lebendig dastand, mit seinem breiten plumpen, gemeinen plebejischen Gesicht, während man den Sarg seiner Frau am Strick in die Erde hinunterließ. An den stumm beredten Ausdruck dieser Augen, mit dem nur reiche Holländer einen armen Schlucker ansehen können, dachte der Maler, als er den Schlüssel in das Schloß seiner Hausthür steckte. Er zog seine schwarzen Handschuhe aus und wußte plötzlich nicht: hatte er die Szene gemalt oder erlebt? Dann hing er den breiten braunen Hut an einen Nagel, der aus dem Dunkel des Flurs aufleuchtete, und ging in seine Werkstatt über den Gang nach hinten. Er setzte sich vor seine Staffelei und sah sich das Machwerk, das daran hing, scharf und lange an. Es war sein Selbstbildniß, das er in den Tagen ihrer Krankheit, da er zu nichts Anderem Geduld fand, begonnen hatte. Da stand noch der Spiegel neben der Staffelei und sing seinen Kopf auf, als er sich vornüber beugte. Er sah hinüber und herüber und verglich die beiden Gesichter bis in die Schnurrbartspitzen. Also solch ein Kerl war er! Eine dicke, nicht ganz gerade Nase, nicht schöner als die des Sokrates, das Kinn sinnlich und nicht energisch vorgebaut, die breite Stirn über den scharfen Augen von dem vielen angespannten Sehen mit Falten gerad und quer überzogen. Und just diesen scheu» säligen Kerl, dessen Bild im Spiegel sich ewig bewegte, während das auf der Staffelei ewig still stand, hatte diese schöne Frau, die man eben zu Grabe getragen hatte, sich unter vielen ausgewählt und lieb gehabt. Wo mochte da das Aäthsel stecken? Und Nembrandt hatte, ohne daß er wußte, was er that, wieder zu malen angefangen und ließ seinen Pinsel kalt und ruhig zwischen den beiden Abbildern wie einen unbestechlichen Nichter zwischen zwei Parteien hin und her gehen, um einen möglichst gerechten Vergleich herauszubekommen. Aber es wollte ihm heute nicht recht gelingen, unparteiisch zu sein, das höchste Ziel, das einem Künstler, der zwischen Gott nnd Natur steht, vorschwebt, zu erreichen. Er mußte immer an den Nembrandt denken, den die reichen Verwandten seiner toten Frau auf dem Kirchhof wie einen Näuber und Mörder angesehen hatten. Er stand auf und trat aus dem Zwielicht seiner Werkstatt an das Fenster, durch das aus dem Hof das Licht ganz abgedämpft wie in eine Krankenstube hineinsah. Das Blatt Papier siel ihm ins Gedächtniß, das ihm irgendein Vetter oder Schwager auf dem Heimweg mit einem vorwurfsvollen und zugleich etwas hämischen Augenaufschlag zugesteckt hatte. Er zog das verknitterte Blatt aus der Tasche. Vermutlich ein Traktätchen, wie es die Calvinisten, Nemonstranten, Mennoniten (oder wie die Sekten in Holland alle

hießen) drucken und unters Volk vertheilen ließen, in dem mit vielen
gelehrten und ungelehrten Sätzen aus einem fchönenBibelspruch etwas
Unschönes gemacht worden war. Der Maler holte sein Augenglas her-
vor, um besser lesen zu können, und begann, ganz langsam, wie er es
auf der Küsterschule in Leyden gelernt hatte, zu buchstabiren.
„Es ist nicht zu leugnen (n«v sgt nsAsaguin), daß der vermeintliche
Maler Rembrandt van Rijn keinesweges die Erwartung erfüllet hat,
welche das künstlerische Holland auf Grund seiner in Leyden gemachten
Schildereien, insbesondere jenes fürtrefflichen Bildes von der Reue
des Iudas, auf ihn gesetzt hatte. Die braune Brühe, in die er die Bild-
werke seiner zweiten Manier getunkt hat, um ein paar goldene Flecken
heller und greller daherauszufischen, ist sowohl unnatürlich als auch
unschön. Es ist nicht zu verwundern (nov sst Wirsnäuiu), daß der Maler
in Amsterdam auf diesen Knüppel« und Irrweg gerathen ist. Hört man
doch die Kenner von ihm berichten und erzählen, daß er in einer sin-
stern Baute im finstersten Viertel von Amsterdam hauset, die er mit
türkischen Teppichen, Kaftans, indischen Schals und arabischem Rüst-
zeug vollgepfropft und noch verdunkelt hat, daß man darinnen nicht
mehr weiß, ob draußen der Mond oder die Sonne am Himmel hängt.
In solch einer Grube mag dann freilich ein Gesicht oder eine ausge-
streckte Hand wie Silber oder der Stern von Bethlehem leuchten. Ist
Das die ganze Herrlichkeit, die bei einem üppigen Wohlleben und Sau-
fen mit den deftigen Herren der Kaisergracht herauskommt? Aber
Afterkunst blendet nur die Pöbelplebs oder rohe Barbarenseelen. Wir
aber, seine leydener Landsleute, die wir es wohlmeinen mit einem jeden
Sohn unserer Stadt, fragen ihn: Wie lange will er wohl noch die
Maulwurfsmalerei betreiben? Wartet er, bis unsere Geduld oder sein
Talent zu Ende ist? Er soll es uns nicht zu weit treiben; denn unsere
Geduld ist vielleicht noch schwächer als sein Talent. Warum malet er
nichts Deutsches, Echtes, als da sind ein Stilleben oder eine Mühle,
wie früher, statt des morgenländischen Plunders, den er uns auftischt?"
„Und so weiter!" dachte Rembrandt und besah sich nur noch die
Unterschrift des würdigen Traktamentes, das nach Galle, wie ein ein-
gelegter Hering nach Essig, schmeckte. „Arent van Büchel aus Leyden"
stand darunter; und der Künstler wußte nun gleich, warum der Esel
ihm über den Weg lies. Es war ein höherer Beamter und Rathsmit-
glied seiner Vaterstadt, der sich darüber gefuchst hatte, daß der Maler
aus Leyden fort in die Hauptstadt verzogen war und die Mitgift seiner
Frau in Amsterdam versteuerte. „Wenn ich am Meer hauste oder in
der Sonne säße, würden sie so klug sein und daraus schließen, daß ich
zu helle Farben habe; und wenn ich arm wäre, hieße es, daß ich reicher
sein müßte!" dachte der Maler und sah sich in seiner exotischen Werk-
statt um. „Wo Licht ist, da ist Finsterniß, und wo Finsterniß, da ist
Licht: mehr kann man in der Malerei, wie in der ganzen Welt, nicht
lernen", sprach er und zog sich selber an seinen Haaren wieder zu seinem
Bild zurück. „Ich weiß nicht, was ich bin, und kann nur, was ich war,

wie dort meine Nase im Spiegel sehen." Das war aber ein Mensch, der heute seine tote Frau begraben, vorgestern die Amme seines Sohnes auf dem Schoß gehabt und ihr die Ehe versprochen und der in diesen Tagen die „Nachtwache", eins der ersten Bilder der Welt, vollendet hatte. Ein Mensch, der wußte, daß, wenn er den Holzhammer neben sich an die Stubenthür auf der Seitenwand warf, ein junges Dienstmädchen erschien, Hendrikje gerufen, sein Söhnchen Titus auf dem Arm und einen Teller Suppe in der anderen Hand und daß sie selbdritt dann essen würden, als sei dieses Kind ihr eigenes, das selbe, das Saskia, die er geliebt, als letztes vor dem Sterben mit den Lippen berührt hatte. Aber er wußte nicht, ob er, der Mensch, dem die Tote dieses Knäblein anvertraut hatte, das er so liebte, nicht doch einmal die Mündelgelder dieses Kindes angreifen würde, wenn die Gläubiger, die unter dem Kommando des Konkursverwalters mit dem furchtbaren Namen Torquinius schon in sein Haus eingedrungen waren, ihn auf der Treibjagd in die Enge gepreßt hätten. Und bei Alledem war er so wenig ein Wüstling, daß er vier Fünftel der Zeit, die er wach war, der Arbeit weihte, und war ein so guter Vater, daß sein Sohn Titus, als er ein Mann geworden war, ihn mehr noch als sein eigenes Weib und seine Kinder lieb hatte.

So seltsam sah der Mensch aus, den er um sein Herz zu tragen hatte, bis er in einer Oktobernacht im Iahr 1669 erlosch. Wo waren die Engel, die er so oft gemalt hatte, als er in den letzten Wochen seines irdischen Daseins, die Binde unter der Mütze über die Stirn geknüpft, um die ewigen Kopfschmerzen zu lindern, die Augen trüb und halb blind vom Fusel abends wie eine Nachteule in den Schnapskneipen des Armenviertels von Amsterdam herumkroch? Warum that der Himmel, der ihm so viel verdankte, nicht einmal seinen Mund auf, um diesem zitternden, fast erblindeten Greis, den die Gassenkinder verhöhnten, ins Ohr zu flüstern: „Du bist der größte Maler, den die Welt geboren hat?" Der Totengräber, der am Sterbemorgen in Rembrandts Stube kam, um zu sehen, ob man den Geistlichen bei dem Begräbniß bezahlen könne, stellte grinsend fest, daß außer dem Malergeräth und dem wollenen Kleiderflaus nichts vorhanden sei und daß man von einer Predigt und dem Segen an seinem Grab absehen müsse. Wo ihr größter Landsmann begraben liegt, wußte nach drei Iahren keines Menschen Seele mehr in den Niederlanden.

Erst als man das Wort und den Begriff „Helldunkel" erfunden hatte, wachte auch Rembrandt aus seiner Vergessenheit wieder aus. Goethe war einer der kühnsten Entdecker des unbekannten Wundermannes. Die schönen Worte, die bei Rembrandts Leben und Sterben gefehlt hatten, fanden sich nun in würdigen Massen wie beim Begräbniß eines Akademiedirektors ein. Man nannte ihn den Vertreter des protestantischen Christenthums in der Kunst und den tief Religiösen, ohne daran zu denken, daß dieser schlichte große Mann seine Stoffe lediglich aus der Bibel nahm, weil sie das einzige Buch war, das er las

und lesen konnte, bis der Konkursverwalter es ihm mit versteigerte.
Gerade seine Wiedergabe von Christus selbst war lange Zeit und ist
auch heute Vielen noch nicht nach dem Sinn. Denn er hat weniger den
Gott als den Menschen in ihm gesehen. Den, der am Meisten gelitten
hat, den Freund der Bettler, Kinder und Narren, dessen Schicksal dem
seinen verwandt war. Nie hat er ihn „idealisirt", wie man in der
Töchterschule und in der Gipsklasse sagt, oft ihn qualvoll, verzerrt und
traurig dargestellt, aber immer mit jener Hoheit, die aus den Augen
Goethes oder von der Stirn Napoleons leuchtete. Das stille, nie die
Bescheidenheit der Natur überschreitende dramatische Leben seiner Bil-
der hat erst unsere Zeit ganz gewürdigt. Denkt man dabei an die schrei-
enden, verzuckerten, übertriebenen Figuren vieler heutigen Christus-
maler, so ist Einem, als wenn man von Shakespeare zu Wildenbruch
kommt oder von einem Helden zu einem schlechten Schauspieler.
Ueber Rembrandts Malweise ist zu sagen: Sehr früh, schon in
Leyden, merkte er, daß die Geburtstunde eines jeden bedeutenden Ma-
lers der Augenblick ist, wo er sich innerlich frei macht von der Akademie
und ein neues Leben beginnt, indem er seine eigene Technik gefunden
hat. Und wenn auch diese Technik den heutigen Malern nichts mehr
zu geben hätte, die das Licht und „seine Leiden und seine Thaten", die
Farben, wie Goethe, der Sohn des Lichtes, sie genannt hat, draußen im
Freien aufsuchen: die große Persönlichkeit, die hinter den Werken
Rembrandts steht, kann allen Deutschen, wie,der,eins Deutsche in einem
ganzen Buch bewiesen hat, den Künstlern wie dem Publikum, noch
heute ein Erzieher sein. Sie lehrt uns vor Allem, in der Kunst keine
Kompromisse zu machen und zu verlangen. Was klein an so großen
Künstlern wie Schiller und Wagner ist, hat ihre Schwäche in diesem
Punkt verschuldet. Rembrandts erhabenes tragisches Beispiel weist
dem Künstler den Weg zur Unsterblichkeit. Vor ihn sollte man die jun-
gen Akademiker führen, nicht, damit sie ihn kopiren, sondern, damit
sie Persönlichkeiten und eigene Menschen wie er werden. Und man
sollte sie noch heute anreden wie der alte Cornelius seine Schüler:
Nicht darauf kommt es an, meine Herren, möglichst viele tausend Thaler
im Iahr zu verdienen und ein Haus in der vornehmsten Straße zu
erwerben, sondern einzig darauf, Kunst zu machen.
Was nützt dem Maler, daß er sich hohe Orden und Titel und
Renten wie Rothschild ermalt und Erster Klasse mit sechs Pferden und
mit Musik begraben wird, wenn er zehn Iahre später der Lächerlichkeit
verfällt und seine Bilder immer höher, bis auf den Speicher, wandern,
bis die Motten selbst sie nicht mehr mögen? Auf Rembrandt schaut,
in dieses ernste Mausoleum eines Heldenlebens, ihn ehrt wie einen
Heiligen, den Welteroberer: der auf der Strohmatte gestorben ist und
als Bettler erlosch, um als größter Künstler fortzuleben.
Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

>^ Erbbau.

wird ein Recht zur Verwerthung bestimmter Chancen unge-
nützt bleiben; besonders selten, wenn der Gesetzgeber sich seiner
angenommen hat, um ihm ein sicheres Fundament zu schaffen. Ein
Privilegium giebts aber bei uns, das, trotz diesen Vorbedingungen,
sich nicht eingebürgert hat: das Erbbaurecht. Durch das Bürgerliche
Gesetzbuch wurde die aus dem römischen Recht stammende supsrkiciss
neu hergerichtet und dem modernen Gebrauch angepaßt. Aber zehn
Iahre haben nicht genügt, einen wirtschaftlichen Modus, dessen Not-
h-
wendigkeit schon zu Ulpians Zeiten erkannt war, in den Gebrauch zu
bringen. Dabei handelt sichs nicht etwa um eine „unmögliche Sache".
Das Recht des Erbbaues besteht darin, daß es einem Berechtigten er-
laubt, auf nicht ihm gehörigem Boden für sich ein Gebäude zu errich-
ten. Es ist ein vererbliches und veräußerliches Recht, das vom Grund-
eigenthümer auf eine bestimmte Reihe von Iahrzehnten, gegen einen
jährlich zu entrichtenden Zins, verkauft wird. Der Erwerber des Erb-
baurechtes behält Eigenthum und Nutzung des von ihm auf dem frem-
den Boden errichteten Bauwerkes bis zum Ablauf des Vertrages. Der
Vortheil eines solchen Abkommens vertheilt sich (prinzipiell) auf beide
Kontrahenten. Der Besitzer des Grundstückes bekommt eine feste Ver-
zinsung und hat Anspruch auf den Werthzuwachs seines Bodens; der
Erbbauer sichert sich die Entrichtung eines dauernd niedrigen Zinses
und die Ausnutzung des Grundstückes entweder für sich zu eigener
Wohnung oder zur Vermiethung. Für den Erbbau sind die Boden-
reformer mit Eifer und guten Gründen eingetreten; und ihrer stets
regen Propaganda ist zu denken, daß man sich mit der Ausarbeitung
ergänzender Bestimmungen zu den Paragraphen des BGB beschäftigt,
um die Beleihbarkeit von Erbbaurechten mit den erforderlichen Garan-
tien zu versehen. Denn die Frage, ob und wie weit ein im Erbbau
stehendes Objekt fähig ist, Hypotheken zu tragen, sperrte bisher der
raschen Entwickelung des wichtigen Privilegs den Weg. Auch galten
die Bodenreformer dem kundigen Geschäftsmann als Idealisten, die
sich an der Verwirklichung utopischer Wünsche in Zeit- und Kraftver-
geudung nicht genug thun können. Und solche Auffassung breitet sich,
wie ein undurchdringlicher Nebel, noch über die Oeffentliche Meinung.
Selten dringt ein Sonnenstrahl durch die dicke Hülle. Die Bodenrefor-
mer wollen dem Volk die Möglichkeit des Wohnens bessern; ihm den
Weg aus den Miethkasernen in eigenes Besitzthum weisen. Aber die
Miethkaserne wird von den Terrainspekulanten und von der Proleta-
rierpartei vertheidigt. Zwei so kräftige und geschickte Gegner haben
dem Erbbau das Leben nicht leicht gemacht. Der Arbeiter, der im ei-
genen Heim (Einfamilienhaus) wohnt, sieht die Fragen der Existenz
anders als der Insasse einer Zwischendeckkoje im vierten Seitenflügel
einer fünfstöckigen Kaserne. Die Reformer, die sich die Lösung des
Wohnungproblems zur Aufgabe machten, sind gefährliche Feinde der
Sozialdemokratie; und das Erbbaurecht ist ihr brauchbarstes Werk-

zeug. Die zweite Schattenseite kehrt sich der Grundstückspekulation zu. Hier die Befreiung des Bodens aus der Umklammerung des Spekulanten; die Lösung vom Bann der „besten Chance", die den Boden oft zu Iahre langer Unbrauchbarkeit verdammt. Dort die Einstellung des ganzen Apparates auf die Ausnützung kommender Ereignisse. Der Unternehmer dieses Schlages kann sich mit dem Erbbau nicht befreunden; er will sich nicht von seinem Besitz trennen und mit der Rente, die ihm der Erbbauer zahlt, begnügen. Der Punkt, wo sich Erbbau und Terrainspekulation kreuzen, ist wieder die Miethkaserne. Wo der Preis des städtischen Bodens, der Privatbesitz ist, die höchsten Gipfel der Möglichkeiten erklettert hat, ist die intensivste Ausnutzung nöthig. Da können nur Geschäftspaläste oder Miethkasernen wachsen.

Der Erbbau kann sozial- und finanzpolitische Gründe für sich ins Feld führen. Er soll der Lösung des Wohnungproblems dienen, also die wirtschaftliche Lage der breiten Masse bessern. Daß er auf diesem Weg nur sehr langsam ans Ziel gelangt, hat sein bisheriges Schicksal gezeigt. Vorurtheile lassen sich nur schwer niederringen; und die Schwierigkeit wird erhöht, wenn es sich um die Verbreitung «iner Erkenntniß handelt, die ein Bischen Arithmetik erfordert. Wenn ein Arbeiter für Stube und Küche in der Miethkaserne fürs Iahr 300 Mark bezahlt, so müßte die Möglichkeit, für den selben Aufwand ein eigenes Häuschen zu erlangen, ihn mit starkem Reiz anlocken. Freilich eben nur, wenn die Kosten des Erbbaues nicht höher sind als die Miethen. Das Erbbaurecht darf also niemals Gegenstand spekulativ er Ausnutzung, die Grenze seiner Verwerthung muß genau vorgeschrieben sein. Die Kommunen könnten dem Erbbau zu praktischer Geltung verhelfen. Städtischer Grundbesitz, der oft genug Iahre lang brachliegt, kann durch die Vergebung von Erbbaurechten rentabel gemacht werden. Die Behandlung des Kommunalkredites ist ein noch immer ungelöstes Problem. Die Klagen über die Belastung des Marktes mit Stadtanleihen hören nicht auf; aber ein Ausweg ist noch nicht sichtbar. Die Einnahmen der Stadtkassen müssen vermehrt werden, damit die Kommunen, wenn sie außergewöhnliche Aufwendungen für städtische Anlagen zu machen haben, nicht auf die Anleihe als einzige Geldquelle angewiesen sind. Da zeigt der Erbbau einen neuen Weg. Das Recht wird verliehen gegen die Verpflichtung zu jährlichem Zins, der vom Werth des Grundstückes zur Zeit des Vertragsabschlusses berechnet wird. Das ist eine dauernde, unveränderliche Einnahme, die der Stadt fünfzig oder sechzig Iahre lang zufließt. Ist der Vertrag abgelaufen, so gehört der Boden mit dem Werthzuwachs wieder nur den Städten. Sie können ihre Gründstücke dadurch verwerthen, daß sie selbst öffentliche Gebäude, Schulen, Schlachthäuser, Markthallen, hinsetzen, oder sie an private Unternehmer verkaufen. Beide Möglichkeiten sind beschränkt: durch die Grenzen des Bedarfes und der Fähigkeit, als Grundstückverkäufer aufzutreten. Man kann also nicht einfach behaupten, daß die Kommunen höhere Zinsen erzielen, wenn sie ihren Grundbesitz abstoßen und die erzielten Summen in Hypotheken oder

Werthpapieren zu 4 Prozent anlegen, statt den Boden dem Erbbau zu erschließen und sich mit einer niedrigeren Rente zu begnügen. Hier bekommen sie Zinsen und bleiben Eigenthümer des Bodens, aus dessen weiterer Entwickelung sie Nutzen ziehen können; dort müssen sie die Gelegenheit abwarten, die ihnen den Verkauf der einzelnen Parzelle ermöglicht. Natürlich wird sichs meist um den städtischen Boden handeln, der an den Stadtgrenzen liegt. Man braucht nur die Bodenfläche zu betrachten, über die Berlin mit seinen Nachbarn verfügt: auf diesen Landstrichen an der Peripherie könnte das Erbbaurecht blühen.
Manche Städte haben Erbbauverträge abgeschlossen (Berlin, Charlottenburg, Dresden, Frankfurt a. M., Leipzig, Halle, Posen, Ulm), bei denen allerdings das sozialpolitische Moment, der Wunsch, praktische Wohnungreform zu treiben, den Ausschlag gab. Die Kontrahenten sind Baugenossenschaften und Wohnungvereine. Auch das Reich hat, durch das Reichsamt des Innern, für den Erbbau Etwas gethan; wie ich dem Iahrbuch der Bodenreform entnehme, sind bis zum ersten Ianuar 1909 zum Erwerb von Baugelände für die Vergebung im Erbbau 5Vg Millionen Mark aufgewendet worden. Daß die Sozialpolitik oft von der Finanzpolitik gehindert wird, weiß jedes Kind. Und der Stadtkämmerer muß dem Wohnungreformer manchmal ins Wort fallen. Fraglich ist aber, ob die Stadt weise handelt, wenn sie die Bedingungen des Erbbaurechtes zu sehr nach rein geschäftlichen Prinzipien normirt. Die wunderschöne Stadt Straßburg will eine „neue, moderne Verkehrstraße vom Bahnhof in das Geschäftscentrum" legen. Dazu mußte sie viele Grundstücke ankaufen, die sie aber nicht selbst bebauen, sondern, zum Theil, in Erbbau geben will. Sie denkt dabei an ein gutes Geschäft für die Stadtkasse, Das Erbbaurecht soll auf die Dauer von 65 Iahren vergeben werden und der Zins im Durchschnitt Prozent betragen. Da die Käufer der Bauplätze die Restkaufgelder nur mit 4,08 Prozent zu verzinsen hätten, ist nicht einzusehen, welche besonderen Reize den Erbbauer locken sollten, der nicht nur höhere Zinsen als der Käufer zu zahlen, sondern auch nach Ablauf seines Vertrages das Grundstück sammt dem darauf errichteten Gebäude unentgeltlich an die Stadt zurückzugeben hätte. Von solchen Bedingungen ist für das Erbbaurecht nicht viel zu hoffen.
Noch ist auch die Frage, ob das auf dem fremden Boden errichtete Gebäude nach Ablauf des Erbbauvertrages unentgeltlich dem Eigenthümer des Bodens zufällt, nicht einstimmig beantwortet. Einzelne Verträge gewähren dem Erbbauer eine bestimmte Entschädigung: andere fordern die unentgeltliche Rückgabe. Baut aber Iemand sich auf fremdem Grundstück ein Haus, so wird er sich nicht leicht in den Gedanken finden, daß dieses Besitzthum einst sang- und' klanglos einem Andern zufallen soll. Mag das Erbbaurecht auch oft erst nach sechzig und siebenzig Iahren erlöschen und der Eigenthumswechsel vielleicht erst die zweite Generation treffen, so ist die Verpflichtung zu unentgeltlicher Abtretung doch schon im Verlauf der Erbbauperiode fühlbar. Der Erbbauer und seine Rechtsnachfolger werden keinen Werth darauf legen, das Gebäude in gutem Stand zu erhalten, und es manch-

mal als Ruine dem Grundstücksbesitzer übergeben. Solche Vernach-
lässigung (England bietet dafür genug Beispiele) widerspricht den
Grundsätzen der Wohnungreform, die doch gerade gesundes und behag-
liches Wohnen ermöglichen will; sie erschwert aber auch die Beant-
wortung der Frage, ob sich das Erbbaurecht zur hypothekarischen Be-
leihung eignet. Häuser, deren Ertragsfähigkeit durch Mangel an Pflege
beeinträchtigt wird, bieten dem Baugeldverleiher nicht die nöthige
Sicherheit. Bei einer Trbbauhypothek kommt es weniger auf das Haus
als auf die Höhe des Ausnutzungwerthes an. Das ist der Unterschied
zwischen solcher Beleihung und dem üblichen hypothekarischen Dar-
lehen. Hier ist ein beleihbares Objekt vorhanden, das Grundstück; im
Erbbau nicht, weil das zu beleihende Gebäude nicht Eigenthum des
Hypothekenschuldners ist. Ohne Baudarlehen und Hypothek kann aber
aus dem Erbbaurecht nichts werden. Wer dieses Recht erwirkt, will,
da ihm die Möglichkeit spekulativer Bodenverwerthung fehlt, ein Haus
bauen. Dazu braucht er Geld. Das könnte nun der Staat oder die Ge-
meinde, die das Erbbaurecht vergeben, vorschießen und sich durch eine
Hypothek sichern. So ists auch in vielen Fällen. Wirksame Hilfe aber
wäre erst gewonnen, wenn die Hypothekenbanken sich der Sache an-
nähmen und sich durch Detailschwierigkeiten nicht abschrecken ließen.
Der Direktor der Bayerischen Handelsbank, Freiherr von Pechmann,
hat sich für die Beleihbarkeit des Erbbaubodens ausgesprochen und
dabei die Amortisation-Hypothek empfohlen; eine noch viel zu selten
gewählte Form. Herr von Pechmann ist einer der eifrigsten Vorkäm-
pfer der tilgbaren Hypothek. Das von ihm geleitete Institut ist wohl
die einzige deutsche Hypothekenbank, deren Darlehenbestand sich zur
größeren Hälfte aus Annuitäten zusammensetzt. Für das Erbbaurecht
wäre diese Darlehensform wohl die nützlichste. Da kein beleihbares Ob-
jekt, nur ein zu erfassender Nutzungwerth vorhanden ist, muß die Hy-
pothek so eingerichtet sein, daß sie beim Ablauf des Erbbauvertrages
getilgt ist. Ie nach der Dauer des Abkommens wird die jährlich zu
entrichtende Tilgungquote höher oder niedriger sein. Ein Darlehen,
das in dreißig Iahren zurückgezahlt sein muß, fordert höhere Annui-
täten als eine Hypothek, die erst nach fünfzig Iahren ihr Ende erreicht.
Auch das kleinste Einfamilienhaus hat einen bestimmten Ertragswerth
(die Miethe, die zu zahlen wäre, wenn es vermiethet würde), der, ka-
pitalisirt, als Grundlage für die Hypothek dienen kann. Nur darf Erb-
bau- und Hypothekenzins zusammen nicht mehr betragen, als eine
Wohnung in der Miethkaserne kosten würde.
Erbbaubanken, die, nach dem Muster der Pfandbriefinstitute or-
ganisirt, nur für die Finanzirung des Erbbaues zu sorgen hätten,
könnte ich schon deshalb nicht empfehlen, weil sie die Zahl der Anlage-
papiere, die den deutschen Staatsanleihen Konkurrenz machen, noch
vermehren würden. Ihre Obligationen wären nicht minder nnbequem
als die Ueberfülle an Kommunalanleihen. Iedenfalls aber sollten
Alle, die es können, den Gedanken des Erbbaues fördern; denn er zeigt
Möglichkeiten, deren Bedeutung für Wirtschaft und Volksgesundheit
im Deutschen Reich nicht länger unterschätzt werden dars. Ladon.

>^Zwei Briefe.
Der Brief eines Physikers:
Sehr geehrter Herr Harden, im letzten Augustheft der „Zukunft"
haben Sie einen Aufsatz veröffentlicht, der sich mit der „Radioaktivität
des Menschen" beschäftigt und in dem i«r Versuch gemacht wird, ge-
wisse okkultistische Ideen durch Analogien mit Thatsachen aus dem
Gebiet der Radioaktivität zu erklären. Das ist an sich nicht verwunder-
lich; um so mehr aber, wie es möglich ist, mit einem Schein physika-
lischen Wissens in so wenigen Zeilen so viel Falsches zu behaupten. Die
Angaben über physiologische Erscheinungen, über „odische und rhab-
domotorische Fakten" entziehen sich meiner Kritik. Auch daß gleich am
Anfang die berühmten N-Strahlen angeführt werden, die, nachdem sie
so viel Staub aufgewirbelt hatten, jetzt wohl von keinem Physiker mehr
ernst genommen und, ohne jemals ausdrücklich widerrufen worden zu
sein, wohl auch von Blondelot selbst nicht mehr aufrecht erhalten wer-
den, sei nur nebenbei bemerkt. Aber jeder Satz, der Angaben über
radioaktive Vorgänge bringt, enthält mindestens ein prinzipiell Un-
richtiges. Ich will ein paar Beispiele anführen. „Nun bewies schon
Rutherford, daß jeder im engeren Sinn radioaktive Körper auch die
radioaktive Emanation aufzuweisen hat." Von den jetzt schon sehr zahl-
reichen bekannten radioaktiven Substanzen emittiren im Ganzen nur
drei eine Emanation, während eine solche, zum Beispiel, bei dem wohl
auch dem Laien geläufigen Uran und Polonium (Radium ?) nicht
existirt. „Eine Emanation, die ja aus den selben kleinsten Partikelchen
besteht wie die Alpha- und Bethastrahlen." In der That sind Alpha-
strahlen positiv geladene Heliumatome, Bethastrahlen Elektronen, wäh-
rend die Emanation ein neues, durch radioaktive Umwandlung aus
der Muttersubstanz entstandenes Gas darstellt. Daß, wie weiter gesagt
wird, die radioaktive Emanation die Luft nur schwer durchdringt, an
einem Kupferdraht dagegen leicht hinfließt, ist aus der physikalischen
Literatur nirgends zu ersehen. Ferner behauptet der Verfasser des Ar-
tikels, Herr Rothe: „daß auch die Intensität der Becquerelstrahlen
durch Erwärmung der Körper außerordentlich gesteigert wird"; jedem
Physiker ist bekannt, daß alle radioaktiven Vorgänge von der Tempe-
ratur ganz unabhängig sind. Nach den neueren Anschauungen ist es
auch nicht richtig, „daß fast jeder radioaktive Körper sowohl Alpha-
als Bethastrahlen aufzuweisen hat"; vielmehr kommt jeder Substanz
nur eine einzige charakteristische Strahlungart zu. Endlich ist ganz un-
verständlich, wie die „odische Strahlung", die doch als radioaktiv an-
gesprochen wird, irgendwie mit der Sonnenstrahlung zusammenhän-
gen soll. Die Annahme zeigt nur, daß dem Verfasser jedes Verständ-
niß für die physikalischen Theorien fehlt; denn das Charakteristi-
kum jeden radioaktiven Vorganges ist ja gerade, daß er ganz unabhän-
gig von allen äußeren Einflüssen sich abspielt, was eben zu der jetzt all-
gemein angenommenen Anschauung geführt hat, daß seine Energie von

dem Zerfall der Atome selbst herrührt. Wie ich ausdrücklich bemerken möchte, wird kein Physiker leugnen, daß „der menschliche Organismus von dem universalen Phaenomen der Radioaktivität keine Ausnahme bildet"; auch dieser Körper enthält sicher stets in größeren oder kleineren Mengen bekannte oder auch noch unbekannte radioaktive Elemente.
Ich will gern glauben, daß man all diese groben Fehler in dem Aufsatz des Herrn Rothe in dem angegebenen Sinn verbessern kann, ohne daß der logische Zusammenhang dadurch wesentlichen Schaden leidet; doch, meine ich, kann es für eine Wissenschaft, die mit so wenig exakten Mitteln arbeitet, nur dienlich sein, wenn „man" auch weiterhin nicht mit allzu großer Andacht auf sie hört. Mit besten Grüßen
Dr. Peter Pringsheim,
Ein Kaufmann schreibt mir:
Die bekannten Schwierigkeiten im Bereich der Kali-Industrie haben jetzt ihren Abschluß gefunden, und zwar, da die Industrie sich nicht selbst zu helfen wußte, durch einen Eingriff der Regirung. Die Schwierigkeiten waren durch gehäufte Mißstände geschaffen worden, für deren rechtzeitige Abstellung die Industrie selbst nicht die Mittel fand. Dieses völlige Versagen einer wichtigen Industrie in ihrer Geschäftspolitik reizt zu einer über den Einzelfall hinausreichenden Betrachtung unserer Wirthschaftsitten. Die ganze Entwickelung der Kali-Industrie seit der Begründung des Syndikates, also seit einem Vierteljahrhundert, bietet ja ein typisches Beispiel für die jetzt übliche Unterschätzung und Verdrängung kaufmännischen Geistes, den in unserem Erwerbsleben nun der Verwaltungsgeist ersetzen soll. Ein Wagen läuft noch eine Weile weiter, auch wenn die treibende Kraft nicht mehr fortwirkt. Das Kali-Syndikat hat gezeigt, wie lange das Fortrollen dauert. In Erwerbsgesellschaften kann die treibende Kraft eben nur der Erwerbsgeist des Kaufmanns sein und der Glaube, ein aus dem Veamtenstand Uebertretender könne die Fähigkeiten und Erfahrungen eines tüchtigen Kaufmannes ersetzen, muß der Industrie zum Vekhängniß werden. Nach weithin verbreiteter Ueberzeugung erzieht die Beamtenthätigkeit, die in einem geschlossenen Kreis abläuft, eher zur Weltfremdheit als zur Weltgewandtheit und Menschenkenntnis Ohne diese beiden Eigenschaften aber, ohne verständnißvolle Würdigung und kluge, zum eigenen Vortheil zu verwendende Erkenntniß anderer Lebensanschauungen, Charaktere und Volksindividualitäten ist im Geschäftsleben nichts Dauer Verheißendes zu erlangen. Der Iurist, überhaupt der Beamte braucht nicht aus Diplomatenklugheit den eigenen Vortheil zu wahren; der Kaufmann muß es. Die aus anderen Berufen und Gewohnheiten Uebertretenden können den rechten Geschäftssinn, den für das Erwerbsleben wichtigsten, nicht mitbringen. Der muß ja den von je her zum Idealismus neigenden Deutschen fast immer erst mühsam anerzogen werden. Die Aufgabe der Erwerbsgesellschaften ist aber: der Erwerb. Dieser Aufgabe muß die Gesammtorganisation solcher Gesellschaft, nicht nur ein Glied oder Dezernat, angepaßt und deshalb

müssen alle Leiter, außer den Technikern und Industriespezialisten,
Kaufleutc sein. Unsere Iuristen und Verwaltungbeamten machen ge-
wiß ihrem Nuf alle Ehre. Aber was sollen wir Geschäftsleute in der
Industrie denn mit juristisch-logisch geschultem Denken und der für ein
langsames Arbeitstempo passenden amtlichen Organisation anfangen?
Wir leiden unter der Ueberfülle akademisch Gebildeter, die in die Er-
werbsstände strömen. Der Strom bringt uns auch tüchtige Menschen,
so tüchtige manchmal, daß sie gute Kaufleute werden, trotzdem sie, statt
des Erwerbslebens, das abstrahirte „Aecht" studirt haben. Mir ist in
solchen Fällen die juristische Denkerziehung oft als ein Hemmschuh er-
schienen, ohne den die Tüchtigen noch näher ans Ziel gekommen wären.
Wir Kaufleute dürfen uns nicht überheben; aber auch keine Ueber»
hebung anderer Stände geduldig hinnehmen. Wie viele diesen einst
privilegirten Ständen Angehörige drängen sich in unsere Neihen, wenn
sie eingesehen haben, daß im Amtsleben zwar eine sichere Versorgung
und allerlei gesellschaftlich werthvolle Auszeichnung zu haben ist, der
Mann aber nicht nach seiner Leistung geschätzt wird! Halten Eltern noch
immer an dem Vorurtheil fest, der begabteste Sohn müsse studiren, dann
mögen sies thun und so dazu mitwirken, daß dem Großhandel und der
Großindustrie Abertausende der besten Köpfe entgehen. Doch sollen sie
uns wenigstens nicht zumuthen, diese „Studirten" (und für den Handel
fast völlig Verdorbenen) nachher aufzunehmen und uns ihrer Leitung
unterzuordnen. Der Kaufmann vollends, der an die Spitze kaufmänni-
scher und industrieller Unternehmungen Iuristen oder andereBeamten
a, D. bringt, setzt seinen eigenen Beruf herab und bedroht ihn mit einer
Bureaukratie, deren Dauer seine Kraft lähmen müßte. Schon ist es
nöthig, sehr laut zu warnen. Ist das neue System erst als falsch und
verderblich erkannt, dann wird der tüchtige Kaufmann mit gediegener
Fachbildung wieder gesucht sein und sich der Anerkennung erfreuen,
die ihm gebührt. Dann werden aber auch die tüchtigen Männer, die
jetzt erst nach Umwegen zu uns kommen, einsehen, daß unser freier und
einträglicher Beruf nicht als Nothhafen und Pfründe dienen soll, son-
dern die heiße Begeisterung der Iugend und die Arbeit eines ganzen
Lebens fordern muß. Wer heute als Leiter eines industriellen oder
sinanziellen Unternehmens bestehen will, muß eine beträchtliche Summe
verschiedener Kenntnisse besitzen und nicht nur rechnerisch kritisiren,
sondern auch konstruiren, nicht nur repräsentiren, sondern auch orga»
nisiren können. Vor allen anderen Fähigkeiten aber muß er die des
Kaufmannes haben; ohne die gehts auf die Länge nicht. Und es ist
nachgerade beschämend, immer wieder die Klage zu hören, daß es für die
wichtigsten Führerstellen an geeignetenMenschen fehleund, weilBerufs»
kräfte nicht zu haben seien, man sich mit bewährten Beamten behelfen
müsse. Oft wird jetzt der Kaufmann zur Kräftigung seines Selbstge-
fühles ermahnt. Daß sie, gerade auch im Interesse seines Berufes, not-
wendig ist, zeigt sich nirgends deutlicher als auf diesem Grenzgebiet.

5 rausgl,'b.r und veriintmorüicher .Xeda>» ur: YNaxii^Iian hxrdcn in B.niu, —
Verlag der Z»siluIt in Vorü >, - <3r„ck von Pajj « >»,,r.cb G m, b h, in «erli„.

Verlin, den 17. September 1810.
^ Neminiscere.
An paar Leser möchten wissen, wo die Worte Fritzens von
> Preußens, die ich vor acht Tagen hier anführte, zu finden
seien. Ich glaube, sie sind noch nie veröffentlicht worden (kanns
aber, da mir, fern von Berlin. Kosers Friedrichsbiographie nicht
erreichbar ist, nicht sicher feststellen). Im preußischen Staatsarchiv
muß ein Manuskript liegen, das man ein Vermächtniß Fritzens
an seinen Neffen (der als König Friedrich Wilhelm der Zweite
und im Volk der dicke Wilhelm hieß) nennen könnte. Dieses Ma-
nuskript scheint der Sohn eines Pastors, der seine Pfarre könig-
licher Willkür zu danken hatte, abgeschrieben zu haben. „ Der Stadt
Attklam steht dasPatronatsrecht an beidenKirchenzu; sie hat es
im Iahr 1633, gegen Zahlung von zweitausendfünfhundert Gul-
den, von demtzerzogBogislaw dem Vierzehnten käuflich erwor-
ben. ImIahr1736 war, durch denTod des Nikolaus Blocksdorf,
die Stelle des Ersten Geistlichen an der Marienkirche erledigt.
Die Kirchengemeinde schritt alsbald zur Wahl desNachfolgers;
allein der König-tzerzog,FriedrichWilhelmder Erste, befahl, daß
die Stelle demFeldprediger bei einemFußregiment,PeterGott-
liebBluth,gegeben werden solle: und derNathderStadtAnklam
war schwach genug, seine und der Bürgerschaft Gerechtsame auf-
zugeben und den Schützling des Landesfürsten zu berufen, obwohl
dieWahl derBürgerschaft auf denDiakonus Iohann Bähr gefal-
len war, der schon seit 1712 als Zweiter Geistlicher an derMarien-
kirche gewirkt hatte." (Berghaus: „Landbuch von Pommern und
Nügen.") Der Sohn des durch einenAkt selbstherrischer Laune in
seinAmtgebrachtenPrimarpastorsBluthwarBeamterderStadt

Anklam und hinterließ ein dickes, 1784 begonnenes und 1828 abgeschlossenesManuskript.dasmitKelch und Kreuz geziert ist und dessen erster Theil den Titel trägt: „Königliche Frühstunden; ein noch ungedrucktes Manuskript von Friedrich dem Großen/' Kapitelüberschriften: Von der Lage meines Königreiches; von dem Grund und Boden meiner Staaten; von denSitten derEinwohner; von derReligion; von derGerechtigkeit; von derPolitik; von der besonderen Politik; von den Schönen Wissenschaften; von besonderen kleinen Umständen; von den Ergötzlichkeiten; drei Grundsätze der Staatspolitik. Die Abschrift ist durchVererbung in Privatbesitz gelangt und der Eigenthümer hatte die Güte, uns Einiges daraus mitzutheilen. Mein Citat stammt aus dem ersten Abschnitt: „DerNrsprungunseresHauses. IndenZeitenderAnordnungundderVerwirrung sah man mitten unter den barbarischen Völkern neue unumschränkte Herrschaften entstehen. Die Statthalter verschiedenerLänder schüttelten dasIoch ihrerOberherren ab; sie wurden bald mächtig genug, sich Ienenfurchtbarzumachen, und erhielten Freiheiten, die sie mißbrauchten, oder (noch besser zu sagen) durch eine Art von Kniebeugung wurden sie Herren von Grund und Boden. Nnter diesen Verwegenen sind viele gewesen, welche den Grund zu den größten Reichen gelegt haben; und wenn man einen genauen Neberschlag macht, so haben vielleicht sogar alle Kaiser und Könige nnd Fürsten ihnen ihre Staaten zu danken. Was uns betrifft, so gehören wir unstreitig zu dieser Art. Sie erröthen, mein lieberNeveu! Ich halte es ihnen zu gut; aber setzen Sie es sich nicht länger in den Kopf, kindisch zu denken, und wissen Sie einmal für allemal, daß in Ansehung der koniglichenWürde manAlles zu sich nimmt, was man nur kriegen kann, und man hat niemals Anrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß. Der Erste von unseren Vorfahren, der einige Rechte der unumschränkten Gewalt in demjenigen Lande bekam, welches er beherrschte, warThaszilo Grafvon Hohenzollern; derdreizehnte von seinen Nachkömmlingen wurde Burggraf vonNürnberg, der fünfundzwanzigste Kurfürst von Brandenburg und der siebenunddreißigste König von Preußen. Unser Haus hat, wie alle anderen, seineAchilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen und Taugenichts, seine gelehrten Frauen und böse Stiefmütter und unstreitig auch seineverliebtenPrinzessinnengehabt. Es hat sich endlichdurchGerechtsamevergrößert,diemannurbei solchen glücklichen

Fürsten kennt, welche die Stärksten sind. Denn man findet in der Reihe der auf einander folgenden Herren Gerechtsame, die aus den ihnen zustehenden Rechten oder aus der künftigen Anwartschaft oder aus derSchutzherrschaftentstehen. VonThaszilo bis auf den Großen Kurfürsten habenwirnureinPflanzenlebengeführt. Wir hatten im Reich noch fünfzig Prinzen, die uns in keinen Stücken Etwas nachgaben und, eigentlichzu reden, waren wir ein kleines Licht bei der großen Herrlichkeit von Deutschland. Wilhelm der Große (der Kurfürst) aber setzte uns durch seine glänzenden Thaten über Andere unseresgleichen weg. And endlich setzte im Jahr 1701 (Das ist noch nicht lange her) die Eitelkeit eine Krone auf das Haupt meines Großvaters. Von diesem Zeitpunkt an können wir unser wahres Dasein herrechnen: denn er setzte uns in den Stand, als König zu verfahren und mit allen Mächten in der Welt als mit unseresgleichen Traktate zu schließen. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaftenunserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Haus haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen. Ich bitte Sie, überdies noch zu bemerken, daß unsere erste Krone auf einen sehr eitlen und leerenKopf undaufeinen verwachsenenundbuckeligen Körper gesetzt wurde. Ich sehe wohl ein, mein lieber Neveu, daß ich Sie wegen unseres älteren Ursprunges noch inNngewißheit lasse. Man behauptetzwar, daßdieserGrafvonHohenzollerN aus einem vornehmen Haus gewesen sei; aber die Wahrheit zu gestehen, so hat sich Niemand mit weniger Titeln höher geschwungen.Nebrigens ist es schon eine geraumeZeit her, daß wir guteEdelleute gewesen sind; also wollen wiresnur dabei bewendenlassen.«
HundertIahre danach schrieb wiedereinHohenzolleraneinen Verwandten überGrundfragenderHauspolitik: Wilhelm,Prinz von Preußen, an seinen Bruder Friedrich Wilhelm den Vierten. »Preußens politische und geographische Lage als Großmacht im europäischen Staatenbund und zugleich als Theil des Deutschen Bundes erlaubt nicht, daß dessen Monarch durch konstitutionelle Institutionen in seinem freien Bewegen behindert werde. Aber auch alle Institutionen, die den konstitutionellen sich nähern oder in diese überzugehen drohen, sind daher für Preußen nicht annehmbar. Ständische Versammlungen dürfen bei uns nur durchaus

konsultativ, von einem Bewilligungrecht irgendwelcher Art darf nie die Rede sein. Preußen wäre seit dem Großen Kurfürsten nie Das geworden, was es ist, wenn es vom Steuerbewilligungrecht der alten Stände abhängig geblieben wäre. Ich halte dieAufgabe des Steuererhebungrechtes durch die Krone für eine solcheBeeinträchtigung der Selbständigkeit und Nnabhängigkeit des Thrones, daß ich mich nicht für ermächtigt halte, in die Aufgabe dieses Majestätrechtes zu willigen. Die neue berathendepreußischeStände-Versammlung (die nur aufgelöst werden kann, wenn für die acht Provinziallandtage, die sie umfaßt, zugleich Neuwahlen ausgeschrieben werden) steht viel mächtiger da als die konstitutionellen Kammern anderer Staaten, welche alle sich für extreme Fälle die Auflösung undNeuwahlen vorbehalten haben.DieStände können das enge Band lockern oder zerreißen, das Preußen, Rußland und Oesterreich verbindet und durch seine Macht bisher den Frieden erhielt. In einer großen Ständeversammlung werden alle Wirren der politischenLeidenschaft sichzügellosLuft machen.Wenn dem Vereinigten Landtag Diskussionen und Petitionen über das Militärwesenpreisgegebenwerden und die Presse noch mehr, als bisher schon geschehen, entfesselt wird, dann schwindet die Möglichkeit, die Armee im Krieg zu verdoppeln und zu verdreifachen, und Preußen tritt von der Stufe herab, auf welche esseineArmee gestellt hat. Auch derBlick auf meinen Sohn nöthigt mich, auf die Gefahren aufmerksam zumachen. Nach dem unerforschlichen Rathschluß Gottes scheint es bestimmt zu sein, daß die Krone sich in meiner Linie vererben soll. Da ist es denn meine heilige Pflicht, darüber zu wachen, daß derNachfolger auf demThron die Krone mit ungeschmälertenRechtenund mit der Würde und Macht überkomme, wie ich sie heute vor mir sehe. Durch das Geplante aber ist Recht, Würde und Macht der Krone gefährdet. Die ständische Versammlung ist theils unlenksam, theils unauflöslich. Da Eure Majestät oft ausgesprochen haben, daß eine Konstitution für Preußen unmöglich sei, weil es mit ihr aufhören würde, Preußen zu sein, so müssen auch alle Mittel und Wege vermieden werden, welche unfehlbar zu diesem Ziel führen müßten."

Fritzens Erbe lebt als der schlechteste Preußenregent neuer Zeit imGedächtniß. And Wilhelm, der sich nach derkönigsberger Rede seines Bruders allen Verfassungplänen entgegenzustem« men versuchte, hat als König und Kaiser den Deutschen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht bewilligt.

Im neuen Deutschland.*)

Lobenstein, den 16. August 1882.
Wiederherstellung unseres Volkes aus und in sich ist der Zug
HchM nach unserer Vorzeit von entscheidender Wichtigkeit: von der
stillen Studirstube einzelner guter Deutschen ausgegangen im sech-
zehnten und siebenzehnten Iahrhundert, dann schöpferischen Geistern
wie kritischen ins Herz schlagend und in der Seele neues Leben an-
steckend, geht er nun als Modezug durchs Leben, von oben her in
immer weiteren Kreisen: da wird einmal Gelehrsamkeit in Leben um-
gesetzt an rechter Stelle (an falscher ists oft genug auch geschehen). Ich
danke es den Einflüssen, die mir früh diesen Zug zum bestimmenden
werden ließen; wenn irgendwo, darf ich hier nun jubelnd in mir rufen:
Was man in der Iugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.
Mich hat früh, schon als Knaben, das Gefühl meines Volksthums
bewegt und mein Denken und Wollen bestimmt in Freude und Leid,
Hoffnung und Entmuthigung den Dingen der Geschichte wie des Tages
gegenüber; und mein Vater, von gleicher Gesinnung, bestärkte Das,
auch ohne besonders darauf auszugehen. Nun aber ist mir lange klar
(und wirds immer mehr), daß diese Regung, die ja ein Charakterzug
der neusten Zeit ist, aus der Natur kommt, ich meine aus der tiefsten
Quelle alles Lebens, also auch aus Gott, daß das Volk als erweiterte
Familie die im großen Weltbau und Plan gewollte, einzig richtige
Lebensform und nothwendig für den Fortschritt auch des Ganzen ist.
Und wenn wir Deutschen uns darüber am Meisten mit Bewußtsein
hinweggesetzt haben, als wäre Das der Fortschritt, so ist Das nur ein
weiteres Zeichen davon, daß gerade wir im Abweichen vom gottgewoll«
ten Weltwege, ja, im Auflehnen dagegen, Das heißt: im zugelassenen
Mißbrauch der gewonnenen Geistesfreiheit, am Weitesten gekommen
sind oder waren, weiter als die anderen Kulturvölker. Wir sind ge-
neigt und werden geschult, seit Iahrhunderten, uns aus unserm Volk
hinaus zu denken, statt mitten hinein. Die Geschichte dieser Irrung
und Abirrung wäre nun das Nöthigste, um uns mit Bewußtsein und
Freudigkeit auf den verlassenen Urweg zurückzuführen. Bismarck thut
dafür das Seinige, ist auch darin auf der höchsten Höhe der Zeit.
Die Liebe der Deutschen zum Deutschen ist doch nun auch in wei-

*) Fragmente aus dem ungewöhnlich reichen und anregenden
Werk „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich; ein Vermächtniß
von Rudolf Hildebrand", das bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.
Hildebrand, der 1824 geboren wurde und 1894 starb, wird in der Ge-
schichte deutschen Geisteslebens nicht nur als ein Hauptmitarbeiter am
Wörterbuch der Brüder Grimm, sondern auch als Denker, als deutsche
Persönlichkeit fortleben. Erst die Tagbuchblätter, die das neue Merk
jetzt ans Licht bringt, lehren den bedeutenden Mann richtig schätzen.

Den 2. Ianuar 1882,
Den 25. Dezember 1882

ter werdenden Kreisen im Wachsen. In uns aber, so gewissenhaft sind wir, regt sich da, wenn das Bewußtsein über die Empfindung kommt, die Besorgniß, dag man damit die Wege der Selbstsucht gehe (Chauvinismus nennens die modischen Bildungpropheten); ich selbst habe Das kritisch in mir zu verarbeiten. Und die Besorgniß, daß man damit das eine hohe oder höchste Ziel des vorigen Iahrhunderts, das mit solchen Mühen und Schmerzen aufzustecken gelungen war, das Weltbürgerthum, also die allgemeine Menschenliebe, wieder verliere oder verwerfe*), diese Besorgniß könnte sich regen, wenn man die hohen Ziele unserer letzten großen Zeit nicht schon gar so sehr aus den Augen verloren oder gar mit Bewußtsein, zum Theil mit Frechheit (auf kritisch philosophischer Grundlage!) verworfen hätte in den Winkel, wo das Gerümpel liegt —, ach wie manches hehre Götterbild liegt schon dort unter dem Dach; aber einige holt man doch auch schon wieder hervor und sie leuchten wieder durch das Haus, das düster und öde geworden war, durch die „Beleuchtung" der „Kritik", schon der „Aufklärung", Das heißt: bei Denen, die in dem Wahn sind, daß jede rettende Aichtung allemal in gerader Linie fortzuführen sei, während sie da doch von einem gewissen Punkte an ins Leere, ins Nichts führt. Was mich stärkt, was ich zunächst suche, ist: was meine Leute geschaffen, gewollt, gelebt, gelitten, genossen, gedacht haben, nachzuschaffen und zu leben in mir, den Lebenskern daraus für mich zu gewinnen, den ewigen, Das heißt: das Ewige in deutscher Gestaltung. Giebts Das? wirft der Kritiker ein; ach, die Empfindung sagt Ia! Und lassen wirs für jetzt dabei: alle heilige Gluth der Vaterlandliebe geht nach diesem Punkt und quillt zugleich daraus. Eben daß das Ewige bei uns zu Haus gar nicht zu haben wäre, daß das Göttliche nur bei Anderen wohne, daß Gott sich bei uns gar nicht offenbare: eben Das war der verhängnißvolle Irrthum, der an unserer Lebenskraft nagt, seit wir mitthun wollten in der Geistesarbeit für die Menschheit. Wie sind wir der Reihe nach auswärts herum von uns fortgelaufen, um dort das Ewige in römischem, französischem, italienischem, griechischem Gewande für uns zu holen, Das heißt: in Zerrbildern bei uns im Haus aufzustellen als Götterbildern, und allemal in der Herrschaft der neuen Mode 'ahNiemand das Verzerrte an den Mischlingen, vor lauter Gelehrsamkeit; Ungelehrte sahen es, weil Die noch mit Empfindung sahen, nicht blos mit Gedanken, mit deutscher Empfindung; eine andere haben wir nicht.

*) Die Franzosen hatten gut kosmopolitisch sein in ihrer europäischen Kulturherrschaft: es fiel ja damals zusammen mit dem Französischwerden von Europa; zogen sie doch selbst den Römern und Griechen damals ihren französischen Rock an. Nun sollen, müssen sie auch fremde Volksart verstehen, auf andere Weltstandpunkte hinüber treten lernen (die Guten thuns auch schon nach Kräften), was wir nur zu gut gelernt hatten. Ueberhaupt: wir haben unsere Leidensschule hinter uns, die Franzosen haben sie vor sich.

Auch der allgemeine deutsche Patriotismus ist ein halber Irrthum, wie der Kosmopolitismus mit Aufgeben des eigenen Mittel- und Schwerpunktes*). Auch er braucht als innersten Kern die Heimathliebe und diese wieder die Familienliebe: so erst ordnet sich Alles (in konzentrischen Kreisen), wie Gott und Natur es wollen, zu Wahrheit, Schönheit und Kraft in allgemeiner Liebe. Welche Irrwege hat der arme Deutsche gehen müssen! Aber nun kommt die Zeit, daß wir als Deutsche recht anfangen, zu leben — fürs Ganze.

Wie einst die Germanen sich der römischen Fluth als Damm entgegenstellten, wie in die Verrömerung der Geisteswelt durch den Papst von den Deutschen aus der erste nachdrückliche Einspruch geschah, wie gegen die französische Weltherrschaft, in der sich die römische in anderer Form fortsetzen wollte, durch germanischen Einfluß der erste Bruch gemacht wurde durch den Geist, der von England und dem skandinavischen Norden aus in die Welt der Poesie und des Staatslebens einzog, so scheint der germanische Geist bestellt zu sein, um die neue Freiheit der Volksarten zu vertreten.

Den'27. Dezember.

So kommen nun in unserem Iahrhundert auch die Czechen, die Serben, die Tschernagorzen und so weiter und wollen nicht in anderer Volksart vollends untergehen; und wenn sie sich zugleich als Slaven entdecken und fühlen: wer will ihnen Das verargen? Nur vom falschen alten Standpunkt kann man Das. Ihre Kraft, die sie dem neuen Ganzen der Menschheit der Zukunft schulden, kann nur aus ihnen selbst heraus zur Wirkung kommen und die Kämpfe, die es kostet, gehören zu den Geburtwehen der neuen Menschheitform; auch junge Völker haben ihre Flegeljahre, in denen sich der Geist des Mannes gebiert. Gerade wir östliche Deutsche haben den Slaven gegenüber altes Unrecht gut zu machen. Wie? Dadurch, daß wir ihnen helfen, zu sich selbst zu kommen. Und Gefahr dabei für uns? Nur wenn wir selbst nicht genug wir selbst sind oder werden.

Also Kampf? Kampf auf lange hinaus! Ia, leider; aber das Ziel des Kampfes? Das große des achtzehnten Iahrhunderts, es giebt kein anderes: Freundschaft der verschiedenen Völker, nachdem sie ganz zu sich gekommen, Darstellung der Menschheit nicht in langweiliger, verstandesmäßig begrifflicher, Leben erstickender Einheit, sondern in uns und aus der gottgewollten Mannichfaltigkeit gewonnen, in ungeahntem Glanze neu hergestellt.

Den 22. Ianuar 1885.

.Die neue Freude der Deutschen an den Kolonien, die uns seit vorigem Iahre unser Bismarck macht, wirklich neu im Bereich unseres

*) Wir Sachsen leiden besonders daran, es liegt eine Schen in der Luft, sich ganz und voll als Sachsen zu fühlen (ein paar traurige Fürsten haben daran die Hauptschuld, scheint es); man glaubt mehr sein zu müssen dadurch, daß man etwas Anderes ist.

Fühlens, ist auch in mir so lebendig, die Seele fliegt mit Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen so froh und gern in sich hinaus an die Westküste von Afrika, in die Inselwelt Australiens, daß man sich daran wie zum Kinde zurückgekehrt findet, das hinter einem Berge, um Ende eines Waldweges in dem Hintergrund eines großen Gartens so leicht seine Wunderwelt ahnte, suchte, fühlte. Wir sehen und fühlen ja nun nach der ersten Freude auch schon die Kehrseite der Schwierigkeiten, die sich vor der Wunderwelt aufhäufen wollen, aber die tiefe Freude und Lust daran bleibt doch, ja, die Lust zum Thun wächst daran, ein wiederkehrendes Kraftgefühl durchhaucht uns. Es geht damit ein frischer Lebenszug, blühend und ahnungvoll, durch uns, von dem man sich keine Rechenschaft geben kann. Und wozu Das auch?

Und doch scheint mir ein Grund davon nah zu liegen: es ist endlich ein Gegengewicht gegen die „ewige Tendenz sS ivtrs", über die Schiller einmal seufzt (mich traf das Wort tief, als ichs vor mehr als dreißig Jahnen zuerst las), ein Zug hinaus in die Weite gegen den alten Zug hinunter in die Tiefe, in das Trichterloch, in das uns unser Entwickelungsgang so lange schon, eigentlich schon seit dem Mittelalter und dann in wiederholten und sich steigernden Stößen nach innen gezogen hat. Das ist die eigentliche Leidensgeschichte des deutschen "Volkes; wer sie ordentlich schriebe! Sie ist wie Eine große Hypochondrie, in der sich unsere gottgegebenen Kräfte an einander rieben und zehrten, einander auffraßen, statt, um einen großen Willen gesammelt, nach außen zu greifen, wie es uns nun Bismarck als möglich zeigt. Auch das elende Treiben und Reiben der Parteien und Fraktionen im bloßen Kampf um ihre Macht und ihr Recht statt um das Gedeihen des Ganzen läßt sich als eine Hypochondrie ansehen, die in Seele und Körper der Nation lähmend wühlt, statt ihre Kräfte um den einen großen Willen zu sammeln, der in Bismarck vertreten ist: vorübergehend ist jenes Treiben schon überwunden worden durch das gemeinsame Blicken und Wollen nach außen, wird es hoffentlich öfter. Daß der große Wille auch ein guter bleibe, nur dem höchsten Zweck des Guten diene, das eben Eins ist überall und immer, dafür geht uns der große Mann auch leuchtend voran. Nun kurirt er uns auch von unserer nationalen Hypochondrie. Das ist wohl ein Hauptgrund der eigenartigen neuen Freude, mit der wir uns nun nach Kamerun, nach Angra Pequena, nach Neu-Guinea denken, um kräftiger an die nahe Arbeit des Tages zu gehen.

Den 24. Ianuar 188Z.

Wie führt nun Bismarck die eigennützige Herrschsucht Englands, sein Alleshabenwollen, wobei ihm die Augen zehnmal größer sind als der Magen, wie führt Das nun Bismarck ab vor der ganzen Welt! Vor acht Wochen mit den Aktenstücken über Angra Pequena, nun mit denen über die Fidschiinseln, daß sich die Guten in England selbst öffentlich schämen vor der Welt. Das ist neu in der Diplomatie und

ist deutsch im schönsten Sinn*): alle Völker wie in der Form einer Familie, und wer das Zeug dazu hat, Der bevatert das Ganze! Das ältere Ziel im Zusammen der Völker war, daß die Völker das Futter werden, der Fraß für den Heißhunger der Herrschaft und des Zwanges eines Einzigen, Volkes oder Mannes, „Kampf ums Dasein" mit allgemeinem Ellbogen^ oder Verschluckens- oder Tottretenskampf und Ruhm davon! Wie berichtigt Das nun der deutsche Geist, hoffentlich auch dem Papste gegenüber!

Den 21. September 188S.

Kosmopolit als der Ausdruck der denkbar höchsten Menschenstellung, im achtzehnten Iahrhundert der neue Fund über den vorherigen allgemeinen Krieg der Staaten und Völker hinaus, hat in unserem Iahrhundert einen Umschwung erfahren, der aufs Lebhafteste im Gange ist; er geht in der entgegengesetzten Richtung zu damals: die Weisen und Lenker müßten aber auf die Stelle achten und warnen, wo die Bewegung ihr rechtes Maß überschreitet, wie die damals.

Ietzt hängen der alten Richtung eigentlich nur noch zwei Parteien nach, eigner Weise die zwei, denen die neue Lebensform der Nation im Wege oder gleichgiltig ist: die Sozialdemokraten und Ultramontanen, Beide aus ganz verschiedenen Gründen. Aber Beiden sind die von Gott gegebenen Unterschiede und Eigennaturen der Völker gleichgiltig oder im Wege; und eigner Weise sind in Beiden die zwei alten Schadenquellen für unser Eigenleben vertreten: Paris und Rom, Die Päpstler wollen die alte Weltherrschaft Roms fortsetzen in der Geisterwelt (thörichtestes Unterfangen), die Sozialisten sind ein Abklatsch der französischen Staatsweisen aus ihrer Glanzzeit, denen die Entwickelung Unrecht gegeben hat, so gut gemeint ihre Weisheit einmal war: gegen beide Ausschreitungen muß wieder einmal der germanische Geist Hilfe schaffen, um der Menschheit ihren reinen Weg zum Ziele zu retten.

Ietzt meldet sich auch im Lager der Sozialdemokraten eine kräftige Stimme der Umkehr: Frohme, Reichstagsabgeordneter, hat kürzlich in einem Vortrag zu Frankfurt auch für seine Partei die Allerweltduselei, den Kosmopolitismus, scharf angefochten und verworfen und das Nationale dafür eingesetzt: im Anschluß an Lassalle und Fichte lehrt er, in der deutschen Sozialdemokratie müsse sich die beste deutsche Kraft zusammenfassen, um der Menschheit das Beispiel oder Vorbild der Ausbildung eines Volkes zu reinster vollkommener Freiheit zu geben, wozu wir Deutschen von Natur berufen wären. Merkwürdig und an sich hocherfreulich Die höhere Wahrheit erzwingt sich endlich auch hier ihren Weg in den irrenden Geistern und aus ihnen selbst heraus.

*) Das hätte Herder erleben sollen! Und Schiller, Fichte, Stein und alle die Edlen, die uns nicht in das ästhetische Törtchen einsperren wollten; wir sind zu kräftig, um nur Blumen und Schmetterlinge und Vogelsang zu genießen und schöne Frauen.

Uebrigens, so sehr ich den Haß gegen das alte verwaschene Aller«
weltbürgerthum in mir scharf durchgemacht habe (es war mir ein Stück
der verwaschenen, alles Leben zum Einschrumpfen drängenden Abs-
traktion, in der eben auch die Franzosen in ihrer Glanzzeit Meister
und Führer waren), so wandelt mich doch schon länger auch Bangig-
keit an um das Ende des anderen Weges: das Erwachen des Selbst-
gefühls der Nationen und Natiönchen wird nun zu einem Kampf
Aller gegen Alle, wenns nach den Fanatikern geht: Kampf ums Da-
sein, ja wohl: das höchste Motto der höchsten Erkenntniß für Viele, für
Wortführer. Es giebt einen Weg, der zwischen beiden Klippen hindurch
ins Freie führt, aber nur einen: den weist der Begriff der Familie,
wie für die einzelnen Völker, so für die Menschheit; als „Idee" längst
vorhanden, ja, wohl von Haus aus, von Sokrates her, der Kern des
Begriffes Weltbürger, nun aber uns zur ernsten Ausführung aufge-
geben. Die Völker in ihrer Eigenart voll ausgebildet, mit Einschluß
aller scharfen Verschiedenheiten, und doch zugleich zusammengeschlossen
in einer höheren Einheit, der auch alle diese Verschiedenheiten zu die-
nen haben, wie die verschiedenen Glieder einer Familie: Das ist das
einzige Ziel, das man sich stecken kann, dem sowohl der kosmopoli-
tische Gedanke wie der nationale beide zu ihrem Rechte kommen. Es
kann dabei freilich nicht abgehen ohne einen Unterschied von leitenden
und geleiteten Völkern, von Bevormundeten und Bevormundenden,
wie in der Familie. Die s^alits, an der die Sozialdemokraten noch
hängen, war ein gutgemeinter grober Irrthum.

Den 21. Oktober 1883.

Die Pariser oder die Franzosen, die Das am Besten zu sein glau-
ben nach dem alten Begriff von Franzosenthum (prssti^s ist das Wort,
in dem sie ihren Anspruch in Europa ausdrücken), kommen mir in
dieser Zeit vor wie ein Mann, der enttäuscht aus der Welt heimkeyrt,
in der er sein Nichts hat empfinden müssen, und nun, voll Wuth auf
die Welt, sie zerschlagen möchte, und zerschlägt zu Hause seine eigene
Habe. Und sie nennen Das patriotisms. Das ist dort ein Zauberwort
geworden, mit dem allerhand Dummheiten und Frechheiten zugedeckt,
nein: geadelt werden. Bei den Franzosen und bei uns hat Patriotis-
mus im Grunde eine ganz verschiedene Bedeutung; dort ist es das
krampfhafte Festhalten eines vergehenden Glanzes und die fieberhaften
Ausbrüche, die aus dem vergeblichen Bemühen kommen, bei uns der
Glaube an einen neu aufsteigenden Glanz, ein Glaube, der uns wahr-
lich schwer genug wird. Nur durch Selbstvergessen, Selbstentsagen,
das wir so lange, lange haben üben müssen und zu gut gelernt haben,
können die Franzosen wieder zu einem neuen, gesunden Patriotismus
kommen. Sie könnten ihn von uns lernen, müssens wohl; bei verstän-
digen Franzosen finde ich auch immer mehr Spuren dieser Erkenntniß.
In einem offiziösen Artikel des französischen Ministerpräsiden-
ten wider seine Gegner hieß es: Wir brauchen ein Ministerium, das
den Umtrieben, die gegen uns gesponnen werden (in Europa), fleißig

nachspürt und sie zu vereiteln weiß und so weiter. Verfolgungwahn! Wunderbar! Und sie sind Iahrhunderte lang die Verfolger aller ihrer Nachbarn, fast ganz Europas gewesen, die Ruhe« und Friedensstörer, und sind es eigentlich noch. Das gehörte zu ihrem prsstiZs, von dem ihre Seele lebte. Daß man sich nun nicht mehr Alles von ihnen gefallen lassen will und es nicht nöthig hat, wie die Deutschen Europa gezeigt haben, wird ihnen zu einer Verfolgung; sie thun, als ob in ihnen das Edle, der Edle der europäischen Familie, das edelste Glied (Asusreux, ms,gilg,nims und Dergleichen sind bei ihnen abgebrauchte Worte, mit denen sie sich selber Honig in den Mund schmieren) von den anderen, schlechteren, niedrigen Familienmitgliedern schmählich verkannt und mißhandelt würde, die ihm eigentlich Alles verdanken, auf den sie Alle stolz sein sollten. So gehts dem Größenwahn, der eben den Verfolgungwahn an den Fersen hat. Die Guten in Frankreich (ich achte gespannt auf alle Spuren von ihnen) werden ungeheure Arbeit haben. Wir werden ihnen helfen müssen, wie Bismarck eigentlich schon thut, indem er bei allen ihren Dummheiten sich von der Rücksicht leiten läßt, die Schwierigkeiten der französischen Regirung nicht zu vergrößern: damit sind sie schon zu ihrem Heil von nns bevormundet, während sie uns täglich eigentlich blutig beleidigen.

Den 2. Ianuar Z882.

Neulich brachte die Allgemeine Zeitung Aufsätze von Sartorius 5on Waltershausen über die Gründe des wirtschaftlichen Aufschwungs der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sehr lehrreich und zum Denken über uns anregend als Spiegel unseres Lebens und Leidens in der Alten Welt.

Unter den Gründen vermißte ich einen ausgesprochen, der doch aus dem Ganzen sich selbst aussprach: der Glaube der Amerikaner an eine Zukunft, an ihre Zukunft, also zugleich oder hauptsächlich an sich selbst, als großes Ganze mit dem Werth eines großen, immer wachsenden Lebenswesens; und dieser Glaube ist es, der uns so fehlt. Wir stehen immer, das Ganze wie der Einzelne, mehr vor dem Ende des Weges, vor uns das Nichts, sehen jeden Tag, jedes Iahr wie neu geschenkt an, statt froh und sicher nach vorn und oben zu blicken und zu streben, wie Einer, der beim Wandern müde ist, vor sich hinsieht Schritt für Schritt und fast erschrickt, wenn er, aufblickend, noch viel Weges vor sich sieht. Das also muß anders werden, kanns auch jeden Augenblick. Auch wir haben eben Flegelei genug (wie die Amerikaner); ach, wäre Das doch ein Zeichen neuer Flegeljahre! Manchmal glaube ich es.

Den 7. und 8. Oktober 1883.

Es ist wohl eine der wunderbarsten Erscheinungen unserer seltsamen Zeit, daß das Papstthum wieder zu solcher Gewalt und Geltung aufsteigen konnte. Neben den Sozialisten sind nun die Iesuiten mit ihren Papstgedanken die siegesgewissesten Leute in dem großen Durcheinander, aus dem sich eine neue Welt gebären will. Beide „wissen,

was sie wollen". Was der stolzen Bildungwelt verloren gegangen ist; da will eigentlichIeder etwasAnderes und weiß selber nicht genau,was. Woher die wunderbare Kraft auf einmal? Sie stieg auf als Rückschlag gegen die Französische Revolution und gipfelt nun in ihrer Sicherheit bei uns in Deutschland seit der Unfehlbarkeit des Menschen dort in Italien, der für die Welt unmittelbar Gott vertritt. Ichglaube insgeheim: weil der Standpunkt im Grunde so schwach, so hohl ist, was man fühlen muß, auch die Windthorst und so weiter, so wirft sich um so heftiger der Verstand darauf, um sich ihn als nothwendig zu beweisen. Denn das ganze Gebäude dieses Kirchenthums, von dem einstigen begründenden Gefühl längst losgerissen, ist ein Machwerk des kalten, ich möchte sagen: hohlen Verstandes; in jedem Erlaß des Papstes lese ich Das deutlich heraus. Satz auf Satz einer an den anderen gehängt, in scheinbar strengster Folgerichtigkeit und doch nur ein hohles a priori, abgeschöpft aus längst entwurzelten Verhältnissen und Gedankenreihen. Freilich: der blos rechnende Verstand hat ja überhaupt wieder das prss, auch bei uns, besonders in der Wissenschaft.
Der Papstgedanke ist vom Staatsleben herübergenommen, wie er ja geschichtlich sich darstellt als eine geistliche Fortsetzung des Gedankens vom Impsrium Komsnum, recht asiatisch in seiner schlimmen Bedeutung. Hat doch ganz äußerlich der Papst Manches übernommen und schleppt es nun mit fort aus der Zeit des Römischen Kaiserthums (in seinem Verfall): den Pantoffelkuß, den ?outiksx, das urbi st ordi.
Die Einheit des Impsrium Romsuum war bewundernswerth, aber die organische Gliederung des Ganzen fehlte, der gesunde Aufbau des lebendigen Ganzen von unten aus. Das muß die neuere Zeit, der oermanische Geist nachholen; hat es auch schon oft genug im Einzelnen hier und da fertig gebracht. Daneben, gleichfalls gut germanisch, die äußere.Darstellung der Einheit als eines durch die Zeiten und Wandelungen durchgehenden einen Fadens in einem Fürstengeschlecht, der jeweiligen Einheit des Volkes in einem Fürsten, der möglichst weit nach hinten und vorn weist für die Fühlung. Das soll im lebendigen Bau des Volksganzen, geschichtlich und jeweilig, sein wie im Baum das Mark. Wie vortrefflich hat Das Preußen fertig gebracht seit nun zwei Iahrhunderten, nun auch für Deutschland. Das wird wohl auf lange hinaus die beste oder einzig gesunde Form sein für das gedeihliche Leben eines großen Volksganzen. Die sogenannte republikanische Form ist als besser, ja, als ewig möglich weder durch Frankreich noch durch Amerika schon erwiesen. Die ideale Begeisterung für die Republik, die in den Schulen von Rom und Athen aus in die Geister strömte, bricht sich als Irrthum an der harten Reibung der Wirklichkeit, auch in Rom und Athen, genau und vorurtheilsfrei zugesehen.
Das rechte Gleichniß giebt, für all Das, erst die eine Urform alles menschlichen Zusammenlebens: die Familie. Auch die schweren sozialen Fragen werden wohl ihre rechte Antwort nur auf diesem Grunde, auf Annahme der Familienform als nothwendiger Urform

finden können. In diese Linie hat nun Bismarck den Muth und die
Einsicht einzulenken: die Dummen haben aber gleich den Begriff
Staatssozialismus darauf geprägt oder daraus zusammengeflickt als
Popanz für die Schafe, die ihren Leithammeln folgen, die doch auch
nur Schafe sind. Wie vielfältig auch die zusammengesetzteren Formen
in ihrem Gefüge und Geschiebe die Familienform überschreiten und
erweitern müssen: als die eine mögliche Urform wird sie immer und
immer durchscheinen müssen, wenn das Gefundene das Rechte sein soll.
Nun aber: ist und gilt Das nicht für die Geisteswelt, also für
Religion und Kirche eben so? Also ein Papst das Allernöthigste?
Mich plagte der scheinbare Schluß oft. Daß er nicht richtig sein könne,
sagte mir die innere oder tiefere Stimme; jetzt fand ich den Grund.
Wie im Staat nach altgermanischen Begriffen in Landesvater und
Landeskindern die Sprache schon jenes Verhältniß giebt, so in der
Kirche: der Heilige Vater, die Kinder ihm gegenüber; und doch ist es
falsch. Es sind da, um der Kürze halber rein begrifflich zu ?eden, Geist
und Stoff verwechselt, es ist da ein Stoffgesetz fälschlich auf die Geistes-
welt angewendet, ein Fall, der in unendlich vielen Formen vorkommt,
täglich die massenhafte Quelle von Schaden und Irrthum, bis in die
liebe Philosophie hinein. In der Stoffwelt muß der Mittelpunkt,
Schwerpunkt fest, der festeste des Ganzen sein, in der Geisteswelt muß
er Geist, muß Geist des Geistes sein, wie auf dem Gipfel der Leiter
Gott selber im höchsten Sinn, wie in uns selbst unser »Geist" (ja nicht
im verschobenen Sinn der Schulphilosophie). Das heißt: er soll immer-
dar der Gesuchte sein, den eigentlich zur Darstellung nur das Ganze
bringt, so weit es sich glücklich einigt, im Geist. So in uns: wäre der
gesuchte Geist in uns fest gegeben, nicht der zarteste Duft und Silber-
blick des glücklichen Zusammenspiels aller Kräfte, Säfte, Stoffe, da
wäre es keine Kunst, ein rechter Mensch zu sein, da wäre der Mensch
eine tote Maschine. Der Mensch mit seinem ganzen wunderbaren
Wesen nach innen und außen wäre weg. Aber das Geistige in uns,
das eigentlich Wesentliche, muß von Iedem täglich, manchmal stünd-
lich neu gesucht werden und bleibt ein neu Gesuchtes, so oft wirs auch
glücklich finden. So mit dem Geist einer Gesellschaft, dem Geist eines
Volkes, der Menschheit. Wie solls in der geistigsten, der religiösen
Geisteswelt auf einmal anders sein können? Der Papstgedanke ist
Materialismus. Aber eben deshalb findet er wohl in unserer Zeit
wieder solchen Boden zum Wachsen.

(Lobenstein) den 24. August 188Z.

Die Unfehlbarkeit des Papstes, die nun, als abschließende Spitze
des Ganzen, der katholischen Weltpyramide eingesetzt ist für ewige
Zeiten (ich gehöre zu Denen, nicht blos als Lutheraner, die sich dabei
immer wieder an die Stirn greifen müssen: steht denn die Geisteswelt
auf einmal auf dem Kopf?): wunderbar, wie man sich nun, nach fünf-
zehn Iahren, auch in Deutschland schon darüber beruhigt hat!
Die Katholiken weisen beschwichtigend darauf hin, sie gelte ja

nur in dem Fall, wo der Papst äs ostkegrs über einen Zweifel in Bezug auf das Dogma zu entscheiden habe, und werfen uns vor, wir wüßten gar nicht, was die Unfehlbarkeit sei und bedeute. Die neue jesuitische Schule entwickelt aber eine wunderbare Kunst, Alles, was im kirchlichen Leben auftaucht, auch alles Geringste mit dem Dogma in Beziehung zu setzen, und alles Dogmatische wird in ihr ?igentlich auf einen Punkt zugespitzt, auf die päpstliche Unfehlbarkeit: es ist, als ob der kirchliche Organismus der soolssis, iniliwns alle seine Säfte und Kräfte nach dem einen Punkt hintriebe, eben weil er der schwächste, kränkste ist. Das muß, vermöge der ewigen Gesetze des Gleichgewichts der Gesundheit, endlich einmal durchbrechen und sich selbst berichtigen. Anfechtung von der Seite der Gegner verstärkt vor der Hand nur die Kraft, die sich krankhaft auf jenen Punkt stemmt. Die tatsächliche Wirkung des neuen krönenden Dogmas ist, glaube ich, die gerade entgegengesetzte von Dem, was zur Beschwichtigung angegeben und wie es wirklich gemeint ist. „Der Papst ist unfehlbar" wird in den Köpfen (denn von den Herzen ist da überhaupt nicht die Rede, dort wohnt ja das Gewissen, der wahre Glaube) von selbst zu dem Satz: Der Papst ist überhaupt unfehlbar. Ich biete die Wette, wenns möglich ist, das katholische Bewußtsein irgendeines Mannes oder einer Fran aus dem Volke genau zu untersuchen, ob sich der Satz da anders finden kann, Es ist, wie wenn man in einen Eimer Milch einen Tropfen Galle werfen wollte und verlangen, daß der Tropfen auf den Umfang, der ihm als solchem zukommt, sich beschränken solle und dabei die Milch bleiben wie sie ist. So ist Das, was von jenen Dogmamachern da von der Menschenseele verlangt wird. Der Papst überhaupt, der ganze Mann, mit Allem, was er thut und denkt und will und wünscht und so weiter, jeden Augenblick unfehlbar, ein Gott: weiter kommt nichts heraus dabei und kann nicht.

Aber (was noch schlimmer ist und die wahre Gefahr, die nns zunächst über den Kopf wachsen will) die Gewalt dieses Gedankens, die ihm seine großartige Einfachheit verleiht, greift weiter um sich, sie ergreift merklich nun immer mehr auch Alle, die sich ganz in seinen Dienst stellen, die ihr ganzes Denken und Wesen nun in jenen allbeherrschenden hohen (doch hohlen) Punkt gleichsam hinein spitzen, und auch sie fühlen nun in sich jene Unfehlbarkeit, nicht nur fürs Dogma, auch fürs Leben. Das ist das junge Geschlecht der Geistlichen, denen da eine Gewalt winkt, wie in die Hand gesteckt, die größer nicht sein kann. Wir haben schon eine ganze Menge kleine unfehlbare Päpste in Deutschland, alle Verstandesmenschen in jenen Kreisen müssen in jene Richtung gerathen, alle Herrschlustigen, alle sogenannten klaren Köpfe, die überhaupt in allem Menschenwesen so leicht die gebietenden Herren werden. Das ist die wahre Unfehlbarkeit; und wenn schon Frsidank sagen konnte:

Oer babest ist sin iräisok Avt —
unä ist cloek gieks äer Röinssr spot,

so wachsen unter uns nun viele irdische Götter. Wann werden sie «n der germanischen Wahrheit zu Spott werden?
Daß die Katholiken immer und immer wieder die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes fordern! So jetzt auf der Katholikenversammlung in Freiburg, der kluge Windthorst voran! Es ist so kindisch der Sachlage gegenüber, für die doch Windthorst sonst eine so scharfe Nase hat. Ich habe von seinen Reden nie einen religiösen Hauch an mich wehen gefühlt, vor dem man auch beim Gegner sich mit Achtung beugt, nie; immer nur diplomaten- oder advokatenmäßiges Benehmen. Seine ganze Religion ist eben nur ein Berechnen, wie das der Iesuiten auch: das Wahrheit- und Wirklichkeitgesühl fehlt und soll durch rechnendes Denken ersetzt werden. Und daß sie Rom für den Papst fordern, das Italien gar nicht entbehren kann! Wie lange wird die Thorheit noch dauern? Das Ganze hat doch nur die Wirkunz, daß die katholische Welt damit in Beunruhigung, wo nicht Grimm und Haß erhalten wird. Und Das soll religiös sein?
In unserem Kaiser Wilhelm ist der germanische Grundsatz, die deutsche Art wie verkörpert. Das konnte man mitempfinden, als wir neulich seinen neunzigsten Geburtstag begingen als hohes, höchstes deutsches Fest, an dem wir Alle froh und klar empfanden, wie viel durch ihn erreicht ist von den heißesten Wünschen, den tiefsten und vordersten Bedürfnissen des deutschen Lebens seit Iahrhunderten. Wie ist in ihm der Königsgedanke der alten deutschen Art neu belebt, wie erscheint er in ihm von dem Begriff der starren Souverainetät weg (der in Louis dem Vierzehnten seine zugespitzte Ausprägung fand, asiatisch) berichtigt zu dem alten Begriff, daß in dem König der Wille und Bedarf aller Betheiligten seinen Ausdruck finden soll! Wie ist nun Kaiser Wilhelm, auf einer Machthöhe so groß, daß sie die Franzosen für das Heil Europas als Gefahr sehen (weil sie sie nur mit chrem französischen Denken sehen), wie ist er herniedergestiegen zu dem Stande, daß er womöglich mit Allen im Einklang sein will, Allen leiste, was sie ans Leben fordern können! Das ist deutscheste Art, die sich da in Wilhelm und seinem Kanzler verkörpert. Also muthig weiter im deutschen Sinn! Rudolf Hildebrand.
DMrheiternd wirkt der Gegensatz zwischen der Vitalität großer Spe-□kulanten und dem Eifer der Staatsgewalt, ihnen den Lebensfaden zu durchschneiden. Daß die Leute, die aus der raschen und brutalen Verwerthung von Möglichkeiten Millionen erzielen, nicht aussterben, spricht doch beinahe zu Gunsten einer Existenzberechtigung. Oder giebt es ein Wesen, das an Zähigkeit dem amerikanischen Dollarmacher Iames Patten gleicht? Iimmy war dem Zorn der „Gewalthaber" ausgesetzt, die Stöcke der Manchesterleute bedrohten seinen blan-
Lobenstein, den 9. September 1888,

Spekulanten.

ken Cylinder und den darin steckenden Schädel, aber er ging unversehrt aus allen Gefahren hervor und glättete seelenvergnügt die Beulen seines Seidenhutes. Vierzig Millionen schleppte er vom ersten Fischzug an der Getreidebörse nach Haus; und mit einer tüchtigen Mrtusi'slzip soll er an dem Gewinn betheiligt sein, den Brown und Genossen neulich an der newyorker Baumwollbörse „realisirt" haben. Man spricht von 18 bis 20 Millionen. Der Aufwand sittlicher Entrüstung gegen die Brotvertheurer ist erfolglos verthan worden. Patten S Co. triumphiren; und ließen, wie zum Hohn, mitten in die Erörterungen über die Hebung der Sittlichkeit an den Börsen die newyorker Baumwollbombe platzen. Das war der Schlußeffekt des am letzten Augusttag abgelaufenen Erntejahres. Der Preis für einen Börsenschluß, der 100 Ballen umfaßt, schnellte an einem einzigen Tage um 150» Dollars in die Höhe. Danach läßt sich der Gewinn berechnen, der beim Verkauf von hunderttausend und mehr Ballen eingesäckelt wurde, Patten und seine Leute rechneten bei ihren Kombinationen auf das erhebliche Minus des Ernteertrages und das Plus des Bedarfes (als Folge gesteigerter Verarbeitung des Rohmaterials in Spinnereien und Webereien) und waren mit ihren Mitteln für jeden Anspruch gerüstet. So konnten sie den Preis diktiren und die Baissiers aufschwänzen, wie sie nie geschwänzt worden sind. Gegen solche Machenschaft ist die Regirung machtlos, denn die Unternehmer arbeiten mit gutem Geld. Iim Patten hat an seinen Weizengeschäften genug verdient, nm sich jede neue Transaktion leisten zu können. Daß seine Millionen das Ergebniß einer Volksausbeutung sind, daß er das Existenzminimum hinunterdrückte, um der Industrie eine wichtige Ader abzubinden: dieses Zusammentreffen zweier Manipulationen macht den Kampf gegen die spekulativen Räuber, in seiner Ergebnißlosigkeit, zu einer Groteske. Die Arithmetik eines starken Kopfes, der durch Hemmungen nicht aus der Balance gebracht wird, geht über Kunst und Technik der Gesetzgebung hinaus. Vor Allem nutzt sie den Mangel einer richtigen Distanz zwischen Rohmaterial, Fabrikation und Absatz. Stoffe, deren Menge von zufälligen Einflüssen abhängt, die also auf ein wechselndes Ernteresultat gestellt sind, verleiten zu unrichtigen Dispositionen, weil der Verarbeiter sich nach einem ganz bestimmten Ergebniß richtet und dadurch das Risiko heraufbeschwört, durch die nächste Ertragssumme und deren Konsequenzen in schlimme Verluste zu gerathen. DerBaumwollmarkt ist ein für solche Manöver besonders geeignetes Feld. Deshalb war er stets ein Tummelplatz tüchtiger Spekulanten. Sully, Brown und Patten sind die Klassiker dieser Schule. Und der Teddybär ist das Wappenthier; denn unter der glorreichen Regirung Theodors des Löwenjägers haben die „Räuber" von New Vork am Meisten verdient.

Daß der „geniale Faiseur" kein amerikanischer Sondertyp ist, lehrt die Geschichte der Börsensensationen. An der Seine hat man „Kraftnaturen" gesehen, die sich mit jedem Manhattanmann messen konnten. Drüben Baumwolle, hüben Zucker. Auf Lebaudy und Ia-

luzot folgte Santa Maria. Der agirt zur Zeit auf der Spekulanten-
bühne noch als Held; aber die französische Regirung bemüht sich, ihn
die Tragik des Heldenthums fühlen zu lassen. Santa Maria hat an
Zucker grob verdient. Das reizte ihn, sich auch in Getreide zu ver-
suchen. Die Ernte ist mäßig; die Zollmauern sind hoch; der Preis sitzt
auf der, Zinne. Z>ie Vorbedingungen für einen Schlager sind gegeben.
Nun entwickelten sich die Dinge ähnlich wie in der Union. Das Volk
stöhnt unter der Last der Lebensmittelpreise. Die Theuerung macht das
Brot zum Kuchen. Die Erbitterung der Betroffenen sucht nach einem
Schuldigen. Die Masse weiß nichts von den Zusammenhängen der
wirtschaftlichen Erscheinungen. Sie kennt nicht die Wirkungen der
Schutzzollpolitik, die die Getreidepreise des Erdballs in ihrem Bann
hält. Ihr einfaches Denken läuft in den Wunsch aus, einen Urheber
ihrer Noth zu finden, der dem Arm der Gerechtigkeit überliefert wer-
den kann. Die Regirung greift nach der Gelegenheit, sich populär zu
machen. Nichts dient der Volksthümlichkeit besser als eine Kriegser-
klärung an das Kapital. Und so wurde urbi et «rbi verkündet, daß
Frankreichs Hüter ein wachsames Auge auf die Spekulationen Santae
Mariae haben würden. DieProduktenbörsensollen, nach ihremWunsch,
seuchenfrei bleiben. Das Spekuliren in Getreide, Mehl und Zucker
wurde amtlich für unmoralisch erklärt. Der Kampf kann beginnen!
Ganz wie bei den Vankees. Und das Resultat wird natürlich auch nicht
anders sein. Santa Maria wird zur Hölle fahren, wenn die Contre-
mine die Kraft hat, ihn dahin zu schicken. Dem Staat bleibt nur die
Möglichkeit, SiliAsutisin zu praestiren und neue schlechte Erfahrungen
zu den alten zu legen.

Dem Riesenspekulanten kann das Gesetz nicht viel anhaben; der
Ausbeuter aber, der mit Kniffen und Pfiffen die Begierde Unerfahre-
ner reizt, kann nur so lange virulent bleiben, wie der Staatsanwalt
ihm Spielraum läßt. Daß der Raum manchmal groß wird, liegt an
einer gewissen Indifferenz der Behörden. Der Kampf gegen die KusKot'
skops wird heute in der Hauptsache von der Presse geführt, während
man selten hört, daß auch die Obrigkeit einmal zugegriffen habe. Die
Namen der Personen, die sich für „Bankiers" ausgeben, um ihrem
Gewinn bringenden Gewerbe nachzugehen, sind nicht etwa unbekannt;
oft wird ja eine ganze Liste solcher wackeren Unternehmer veröffent-
licht. Aber auch sie scheinen eine Art Immunität zu besitzen; dieThat-
sache, daß sie nicht alle werden, zeugt von der kräftigen Unterstützung,
die sie beim Publikum finden. Der deutsche Bankierverband thut, was
er kann, um die gefährlichen Parasiten zu vertilgen; meist gelingt ihm
aber nur, dem KueKstsKop das Recht zu nehmen, sich „Bank" oder „Bank-
geschäft" zu nennen. Wenn (wie im Fall Friedberg) der Strafrichter
eingreift, dann wird natürlich Alles gründlich abgeleuchtet, um auch
den geheimsten Winkel des Geschäfts in den Lichtkreis zu bringen.
Nur kommt bei der Prozedur für die geschädigte Kundschaft nicht viel
heraus. Die ist ihr Geld los und hat nichts davon, daß der „Bankier"

dem beleidigten Gesetz Sühne bieten muß. Die budapester Staatsanwaltschaft ist vor einiger Zeit gegen ein paar Winkelbankiers vorgegangen. Das Material, das sie zusammengetragen und in der Anklageschrift verarbeitet hat, ist so umfangreich, daß das Vorgehen wohl als ein ausreichend substanziirtes bezeichnet werden kann. Der Staatsanwalt gab eine lückenlose Charakteristik der Technik des bucK«tsK«p-betriebes, in dem der Pseudobankier immer Gegenspieler des Kunden ist. Er hat niemals ein Interesse daran, daß sein Kunde gewinnt; denn den Gewinn muß er aus seiner Tasche bezahlen, weil er die Aufträge nicht wirklich ausführt. Die Papiere, die er kaufen soll, kauft er in Wirklichkeit nicht oder doch nur in so kleinen Mengen, daß er nie volle Deckung für die Ordres hat. Ihm liegt nur daran, dag der Kunde verliert? dann kann er das ihm zur Verfügung gestellte Geld für sich behalten. Der ehrliche Bankier verdient seine Provision und ist damit fertig; der Anreißer lebt von den Einzahlungen, die er zur Abwickelung von Termingeschäften erhalten hat. Mit Recht betont der budapester Staatsanwalt, das Publikum werde schon dadurch getäuscht, daß es die ihm feindliche Position des Bankiers beim Geschäftsabschluß nicht kenne. Kein geistig Gesunder würde sich mit einem Bankier einlassen, von dem er wüßte, daß der Mann gegen ihn spielt. Aber dieses Verhältniß wird natürlich geschickt verborgen; und bei der Prüfung der Situation marschirt ein geordnetes Heer technischer Ein- und Ausreden auf, gegen die der dem Getriebe Ferne machtlos ist. Und daran liegts wohl zum Theil auch, daß das Gesammtergebniß der Unternehmungen gegen die KuoKetsKops bisher so mager war. Der budapester Staatsanwalt ist gut gerüstet; vielleicht kann er Etwas erreichen. Unter den Opfern budapester Pseudobankiers sind viele Deutsche; weil im Magyarenlande die Sache noch schlauer betrieben wird als bei uns.

Der Entwurf zum neuen österreichischen Strafgesetzbuch bringt Bestimmungen, die (nach dem Muster des deutschen Börsengesetzes) die Animirbankiers scharf aufs Korn nehmen. So wird nicht nur „die Verleitung zum Spekulationgeschäft durch eine marktschreierische Ankündigung", sondern auch durch ein animirendes „Rundschreiben" mit Geldstrafe und Haft bedroht. Ob der Strom der Anreißerofferten durch solche Drohung eingedämmt werden wird? Das deutsche Börsengesetz hat mit seinen Strafen noch nicht allzu vielen buokstskops das Lebenslicht ausgeblasen. Paragraph 94 bestimmt: „Wer gewohnheitmäßig in gewinnsüchtiger Absicht Andere, unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinns, zu Börsenspekulationgeschäften verleitet, welche nicht zu ihrem Gewerbebetrieb gehören, wird mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Man sollte meinen, daß die Praxis oft genug Material liefert, das sich unter den Thatbestand dieses Paragraphen bringen läßt; aber es kommt nicht oft zu einer Anklage, weil der Geschädigte die Aufwendungen an Zeit, Mühe und Kosten scheut, von einem Prozeß nichts

Spekulanten,
S93
hofft und nicht wünscht, daß die Offentlichkeit sich mit seinem Fall beschäftige. Außer solchen Erwägungen, die die Kenntniß der Verfolgbarkeit des Scheinbankiers voraussetzen, hindert die Unkenntniß der gesetzlichen Möglichkeiten den Kampf gegen den buokstskop. Nicht nur der Laie, der von den Bestimmungen des Börsengesetzes, des Handelsgesetzbuches und des Bürgerlichen Gesetzbuches nichts weiß, sondern auch der Iurist wird oft im Zweifel sein, ob ein Handel zwischen Bankier und Kunden anfechtbar ist oder nicht. Der Paragraph 93 des Börsengesetzes, der dem Kommissionär Gefängniß- und Geldstrafe androht, wenn er (um sich oder einem Dritten einen Vermögensvortheil zu verschaffen) dem Auftraggeber wider besseres Wissen unrichtigen Rath oder falsche Auskunft ertheilt oder bei der Ausführung des Auftrages absichtlich zum Nachtheil des Kommittenten handelt, bietet der Kunst des Auslegers reichlichen Stofs. Schon der vom Kläger zu führende Nachweis, daß der Schade, den er erlitten hat, durch das Verhalten des Kommissionärs verursacht wurde, ist gewöhnlich recht schwer. Obendrein muß erwiesen sein, daß Rath und Auskunft „wider besseres Wissen" ertheilt wurden. Der Bankier weist vielleicht nach, daß er selbst getäuscht worden sei; was kann ein Schlaukopf nicht „nachweisen"? Schließlich bleibt, wenn alle Mittel mit Erfolg angewendet wurden, noch die Frage übrig, ob der materielle Schade des Betroffenen reparabel ist. Auch eine Klippe für den Staatsanwalt. Das Publikum müßte sich selbst helfen und den Fallenstellern vorsichtig ausweichen. Die großen Spekulanten und die buokstskops sind Auswüchse natürlicher und nothwendiger Institutionen, besonders des Terminhundels. Der Großspekulant benutzt ihn, um aus einer Chance Millionen zu machen; der buokstskop arbeitet mit ihm, weil er die Möglichkeit bietet, das Publikum zur Betheiligung am Börsengeschäft „ohne nennenswerthes Kapital" zu verleiten. Der Spekulant, der die Millionen wälzt, ist ein höher geartetes Wesen als der kleine Pseudobankier, der auf die Dummheit Unerfahrener rechnet; aber auch gefährlicher. Daß die Börse für ihr Treiben verantwortlich gemacht wird, ist ein Beiden gemeinsames Moment; und die Börse hat ihre (von Kennern längst festgestellten) nützlichen Eigenschaften gegen ein von dem Abscheu vor der brutalen Ausbeutung diktirtes Vorurtheil zu vertheidigsn. Auf den Einwand, in Amerika sei, weil der Terminhandel fehlt, die Spekulation viel ärger als bei uns, wird nur selten gehört. Wichtiger scheint den Gegnern der Börse die nicht abzustreitende Thatsache, daß die KuoKstsKops erst seit der Rehabilitirung des Termingeschäftes wieder blühen. Aber der Ultimohandel dient dem Scheinbankier nur zum Vorwand. Da er seine Aufträge nicht an der Börse ausführt, so kommt weder er noch sein Kunde mit dem Terminhandel in direkte Berührung. Das Zeitgeschäft hat mit den Sünden der KueKetsKop nicht mehr zu thun als der reelle Effektenhandel. Und ein vernünftiges Urthcil über die Börse ist nur möglich, wenn die Gesammtleistung, nicht nur die Liste der Mängel und Sünden, geprüft worden ist. Lad « n.

^ Penthesilea.*)

uf dem Schlachtfeld vor Troja ruht, mitRosen bekränzt und
von Rosengewinden umduftet, ein seltsames Paar: ein
junges Weib, dem ein rauhes Kriegergewand die reifenden Reize
gürtet, und, dem holden Wildling zu Füßen, waffenlos der herr-
lichste Held. Durch das prangende Grün des Geländes säuselt
ein Staunen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter
sehntdenweichenSüdwind herbei, den weithin wirbelnden Welt-
kenner,der ihremBlick das auf demKampfgefild fremd anmuthend e
Bild vielleicht klären kann. Der Ersehnte spürt den Wunsch der
Gespielen, er schmeichelt sich aus dem Schlauch des Aeolus, weht
heran und umspäht die im Rosenduft Ruhenden; und da der
lockere Geselle oft genug in der Runde die Zeltdecken gelüftet und
in die geheimsten Winkel der Lager hineingelugt hat, erkennt er
alsbald auch das seltsame Paar und kündets pfiffig den Blättern,
die in sachtem Gekicher sich schütteln und schnell dem Nachbar
die große Neuigkeit raschelnd verrathen. Und nun hüpft das ent-
hüllte Geheimniß geschwind über die Zweige, klemmt sich in das
züchtig verschlossene Kleid knospender Rosen und läßt von dem
lustigenWind sich froh in die Ferne tragen. Gar nicht lange währt
es, da geht das Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts
durch den Hellespontund die munter murmelnden Wellen des Ska-
mandrosspülen die Wundermär bis insAegaeische Meer: Achill
ists, Hektors grimmer Bezwinger, der in Rosenketten sich zärtlich
an die Amazonenkönigin schmiegt. And überall, wohin auch die
Botschaft dringt, weckt sie Staunen und ein beinahe verängstetes,
banges Gefühl und die alten Wipfel, die in der männermorden-
den Schlacht so oft vomBlutderHeldendenBodengedüngtsahen,
neigen sich tiefer, um ganz nah zu erschauen, ob wirklich der stolze
Pelide.dessen FlammenblickGriechen und Troer sonst in schlottern-
den Schrecken blitzte, wie ein artiges Seidenhündchen jetzt, das
mit Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln bettelt, der

*) Barbarensinn hat sich, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches,
erdreistet, Kleists Kleinod muthwillig zu verstümmeln. Der häßliche
Streich ist nach Gebühr, von Hörern und Schreibern, gestraft worden.
Mir ließ dieses Unterfangen den Wunsch entstehen: daß nach solcher
Kränkung der Majestät noch einmal gelesen werde, was ich vor langen
Iahren über die seltsam herrliche Hellasdichtung des Preußen schrieb.

wilden Jungfrau zu Füßen sich streckt. Nur der Wind, der so
Vieles sah und längst das Wundern verlernte, weiß gleich, was
vondembefremdendenSchauspielzuhalten ist, und er bläst, wäh-
rend ringsum das spitze Geplauder stets hastiger wird, lächelnd
die Beschwichtigung in das Schwingen der Lüfte: Ehe die Rosen
noch, die grausam vom Stiele gebrochenen, welken, wird dem
selig ruhenden Paar die süße Lust zerfetzt und leidig vernichtet
sein; denn widernatürlich ists, daß der Stärkste dem schwachen
Geschöpf sich zu Sklavendiensten erniedert, und Widernatürliches,
glaubt meiner Erfahrung, duldet die allmächtige Natur niemals
lange in ihrem Bereich.
Ein Käfer hat dem rastenden Recken die luftige Weisheit
vielleicht leise ins Ohr gesummt. Achilleus fährt jäh auf, aus süßer
Verträumtheit, und findet erwachend sich in einer fremden Welt.
Ist ers wirklich, der Aeginerheld, der wie ein verliebter Tauber
hier ein Mädchen umgirrt und die lechzende Brust von Rosen-
gerüchen sich fächeln läßt? Konnte der Pfeil des Eros das Erz
des Heldenleibes durchdringen, der an der Ferse doch nur ver-
wundbar ist? Was jagte den Nereidensohn in den Schoß einer
sterblichen Jungfrau, die den Entwaffneten fast mit Herrinnen-
zärtlichkeit kost? Auch früher hat er geliebt, doch als der Mann
immer, als Herrund Gebieter, der beglückend sich zu dem schwachen
Geschöpf herabneigt und niemals vergißt, daß er der Gebende ist
und daß die dankbar Empfangende ihn als Leiter und Lenker
ihrer Geschicke erkennen mutz. Jetzt ist er der Beglückte; jetzt muß
er in der Lagergenossin Wesen sich schicken und geduldig harren,
wann sie und wo ihn umfangen und sättigen will; jetzt hört der
heitere Hellene fernher klingende Kunde aus einer verdüsterten
Fabelmenschheit; und so wunderbar dünkt ihn das Erlebnitz, daß
er eineMondmänninindenArmen zu halten wähnt. DasWider-
natürliche empfindet auch er in dem hitzig geknüpften Bund; aber
die helle Sinnenfroheit der Griechenseele duldet so dunkle Be-
denken nicht und dämpft geschwind den aufsteigenden Anmuth.
Er fühlt sich als den Starken, —warum soll er für flüchtige Stun-
den nicht einmal den Schwachen spielen, um einer Mädchenlaune
gefällig zu sein? Nur eine Laune gilt es ja, einen Tändelspaß,
den man in der Langeweile des Lagerlebens wohl mitnehmen
kann. Ein Mädchengeschlecht vergnügt sich mit Pfeil und Bogen

und macht sich eigensinnig an den Versuch, den Herren derSchöp-
fung ins Kriegerhandwerk zu pfuschen. Das ist eine artige Selt-
samkeit, die der rüstige Mann zornlos betrachten kann. Und da
unter den Iungfrauen eine ist, die vor allen anderen durch ihren
Neiz den prüfenden Blick herbeiruft, und da diese Schönste dem
Manne nur, den sie mit den Waffen vorher bezwungen hat, sich
inLiebeergebenwill, — warum soll derSiegerinmanchemharten
Kampf ihr, die so reiche Schätzezu schenken hat, den Scheintriumph,
den kurzen, nicht gönnen? Sie wird, nach Weiberart, zufrieden
sein, wenn sie ihren Willen hat, und später, wenn sie den Mann
erst empfand, in seinen Armen der Lüge lachen. Deshalb stellt
Achill sich besiegt und nennt sich, in doppelsinnigerNede, den Ge-
fangenen der Amazone. Deshalb ruht er behaglich nun wieder
neben der wilden Unschuld, die er schon bändigen, schon stillen
wird, und denkt nicht mehr an den Sturm auf die Dardanerburg,
nicht an den erschlagenen Freund, den er an Priamsganzem Ge-
schlecht einst doch rächen wollte. Und deshalb will er gerndenBe-
trug erneuen, den einZufall enthüllt hat, und ist bereit, noch ein-
mal der Amazone im Kampf zustehen, zum Schein ihren Streichen
noch einmal zu erliegen und ihr, als ein unfreier Mann, in die
Skythenheimath zu folgen. Ein Abenteuer, nichts weiter; ein
hoher Preis für den köstlichsten Besitz. Auch währtwohl dieNeise
nicht lange; bald führt er die jungeMutter.die derschwerenWaffen-
rüstung dann entsagt hat, zurück oder kündet lachend den Königen,
was er Seltsames im fernen Frauenstaat sah.

Dem weisen Sohn der Thetis trübt ein verwirrtes Gefühl
den hellen Verstand, Hier ist mehr alsLaune undAbenteuer, hier
droht ein Verhängniß, droht ihm die Nache der starken Natur,
die sich ungestraft nicht verspotten läßt. Mit einem Kätzchen wollte
der stolze Aeginerheld spielen und eine tückische Tigerin fällt ihn
mit wüthendenBissen an; einWeibchenwollteersich, weil es ihm
tanzlustig und gebärtüchtig schien, zur Kurzweil erziehen und eine
Virago streckt ihm den zerfetztenLeib in den Staub. Er betrog sich
selbst, da er die Liebste betrügen wollte; sie hatte ihm nichts ver-
borgen, hatte ihm ihrganzesWerden entschleiert; er aber achtete,
in männischem Hochmuth, derWeibergeschichte kaum und beklagte
nur die verstümmelte Brust der schönen Gesponsin. Er wurde
schuldig, weil er von dem geraden Pfad der Natur wich und in

ein Gaukelspiel sich verstrickte, wo er ein ernstes Lehreramt zu verwalten hatte. Sein Leben war verwirkt, weil er eine Menschen» seele in ihrem heißesten Fühlen genarrt und zugleich die Würde seines Geschlechtes so schmählich veruntreut hatte, daß er nun, der Starke, zum Sklaven holder Schwäche erniedertwar. Er konnte in offenem Streit die Iungfrau bezwingen und ihr dann die Bedingungen stellen; daß er heimlich in ein Buhlerglück sich hineinstehlen wollte: Das rächte an ihm die beleidigte Natur.
Das Wort des Iudengottes war der Menschheit noch nicht verkündet, noch regirten die Griechengötter die heidnisch heitere Welt und bange Träume vom Sündenfall undvonweithinwirkenderStrafeschrecktenintzellasdentzeroenstamm nicht. Dort wurde Pallas Athene geehrt, die im Kampf die Helden schirmte und schlug, und eine kämpfende Iungfrau hätte kein höhnender Anruf daindieKüche gewiesen. AberwirsindnichtimLandederGriechen und nicht in Troas ruhte und rang unser Paar. Dieser Skamandros schlängelt sich durch einFabelgelände, die Hellenen und dieAmazonen sind mit christlicher Sitte gesäugt und haben vom Olymp herab das Tönen des Logos gehört. Auch sie sind aus dem verfluchten Geschlecht Adams und Evas und die Stimme des Herrn, der in der Abendkühle durch Eden ging, hat, aus der Ferne her hallend, ihr Ohr berührt. Deshalb kann dieser Achilleus sündig werden, dieweil er demWeibe gehorchet hat, das ihm die dienende Gehilfinsein soll. Und deshalb ist diese Amazone demUntergange geweiht, weil sie der Weisung übermüthig den Sinn verschloß: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und Dein Wille soll Deinem Mann unterworfen sein und er soll Dein Herr sein." SonderbareHellenen undSkythen, die an Zeus und an Iahwe glauben, die im wildesten Kampfgetümmel heimisch sind und sich dennoch das zärtlichste Gewissen erhalten haben. Der Abgrund zwischen den Weltanschauungen scheint unüberbrückbar; aber der Wind, der lose Schalk, weht daher, wirft schnell ein paar Lasten Flugsand in denSpalt und lockt mitVerführerlauten: Name ist Schall und Nauch; was der Iudengott von der Geschlechterbestimmung lehrte, lebte längst auch in der Griechensitte, weil es das Menschliche, das Natürliche ist und weil nur das dem Menschen Natürliche durch die Zeiten bewahrt werden kann. DerWind glaubt nämlich,

Vielleicht, weil er die Himmlischen zu sehr in derNähe gesehen hat,
nicht an die göttliche Weltordnung, der Wind glaubt nur an die
Natur und er hat lange genug die Köpfe der Menschen gelüftet,
um zu wissen, daß sie oft zwar die Form, doch ganz selten nur den
Inhalt ihrer Gedanken wechseln.
Kein Käfer hat Penthesileen diese luftige Weisheit ins Ohr
gesummt und keinBedenken schreckt sie jäh aus süßer Verträumt-
heit. Sie hat vonder großenTanais den Diamantengürtel geerbt,
sie ist die Königin derAmazonen und vermag, in der Einbildung,
leicht das Gigantische. IhrFühlen, so glaubt sie, entfernt sich nicht
von dem Pfad der Natur, ihr Werden und Wesen empfindet sie
als ein natürliches, weil ein Gott, den sieMarsnennt, das Gesetz
der Geschlechterbestimmung für ihrenStamm in schwererStunde
einst aufgelöst hat. Als die Aethioper den freien flythischenKrieger-
stamm niederwarfen, das Prachtgeschlecht der Welt ausrodeten
und die überlebenden Weiber in ihre schnöden Betten zwangen,
hatte Mars, der Schirmherr der Tapferen, sich der Aermsten er-
barmt und sie vor dem befleckenden Kuß der Barbaren bewahrt.
In einerNacht, inderschwülenNacht, diedem Sieger diereizende
Beute aufs Lager warf, wurde der Haufe der rohen Eroberer von
den blankenDolchen der Frauen in den Tod gekitzelt und mit der
Königin Tanais, nach deren blühendem Leib Vexoris schon, der
Barbarenhäuptling.brünstig die vom Blut kaum gereinigtenHände
streckte, vollzog Mars selbst die Ehe. Für solche Heldenthat —
denn eine Heldenthat scheint ihnen das mit der Hilfe des Mars
glücklich Vollbrachte — beschließen die befreiten Frauen eigen-
mächtig sich die Belohnung: niemals wollen sie dem Geschlecht
der Männer mehr dienstbar sein, sondern in Freiheit selbst ihr
Geschick bestimmen und einen Frauenstaat gründen, den keine
herrschsüchtige Männerstimme fürder durchtrotzt. Warnend höhnt
wohl der Widerspruch: werden die Frauen mit vollen Brüsten
jemals nach kräftiger Männer Art den Bogen regiren lernen?
Tanais aber reißt mit raschem Griff sich die rechte Brust ab, ihrem
Beispiel folgt entschlossen das Volk der Weiber, — und so, ver-
stümmcltinihrerschwellendenWeiblichkeit, rüsten dieBusenlosen
sich zur Abwehr drohender Feinde. Doch auch zum Angriff müssen
sie sich bereiten; denn der Staat, der ohne die Hilfe der Männer
entstand, braucht, um sich fortzupflanzen, dennoch nun die Hilfe

der Männer. Staunend vernimmt und mit hellem Hellenenlächeln
derPelide.wieindieserVerlegenheitdieFrauen sich halfen. Sind
aus demAmazonenreich die Männer verbannt, können sie herrisch
nicht mehr der Weibergemeinschaft gebieten: nun, so fällt auch
das Necht der geschlechtlichen Initiative den Weibern zu und sie
dürfendenBegatter.dasWerkzeugderGattung,nachfreierWahl
künftig sich suchen. Die Königin berechnet, was in jedem Iahr der
Tod ihr entrafft hat und was zu ersetzen ist, und läßt sich, im Lenz,
vonMars im Gebet dann das Volk bezeichnen, das der Gott für
die Gattenwahldiesmal bestimmt. Nicht immer neigt sich der Gott
dem Flehen, denn in den schneeigen Bergen ist die Nahrung ge-
ring und Mars war stets der Uebervölkerung Feind; spricht er
aber durch den Mund seiner Priester, dann fegt das Amazonen-
heer, die Schaar der mannbaren Iungfrauen, wie eine feuerrothe
Windsbraut in das Land des Gattenvolkes und weht die Neifsten
Derer, die dafallen, wieSamen, wenn dieWipfel sich zerschlagen,
in ihre heimathlichen Fluren hin. Ieder Iungfrau gehört dann
der Mann, der ihren Streichen erlag; an einem Tag feiern sie alle
mit denUeberwundenendasNosenfest, denmystisch-orgiastischen
Akt der Begattung, dem bei Todesstrafe Niemand als nur die
Schaar der Bräute nahen darf, und wieder an einem Tage, am
Fest der reifenMütter, werden die Männer, die ihrMännerwerk
nun vollendet haben, mit reichenGaben auf Prachtgeschirren heim-
wärtsgeschickt. So erneutsich mit jedem Iahr das Volk der streit-
baren Frauen, so wächst in immer verjüngter Fülle ihnen der
Amazonenstamm nach, unbelästigt durch Männerlaune, denn die
männliche Frucht scheiden sie unbarmherzig aus ihrem Staat als
unnützlich aus. Und so ist Penthesilea, die jetzt die Krone trägt,
ausgezogenem sich den herrlichstenHelden zu freien, denAchilleus,
den ihr sterbend die Mutter als Sprosser verkündet hat, und selig
siehtsiedenGöttergleichennunüberwunden zu ihren Füßen. Alles
scheint ihr ganz natürlich, die eine andere Welt nie gekannt hat,
und dem Necken und Warnen des Windes verschließt sie ihrOhr.
Mag für andere Völker das Männergebot gelten: Er foll Dein
Herr sein; denAmazonen lebt keintzerr, sie bindet ein besonderes
Frauengesetz und sie weichen in ihrem Wandel nicht von dem Pfad
ihrer Natur. InThemiskyra wird die Königin sich beim Nosenfest
dem Helden gewähren, — und dann... Kennt schwelgende Liebe

einDann? Bielleicht wirktMars einWunder oder der Gesättigten
thut die heitere Welt des Krieges tröstend sich wieder auf. Heute
liebt Penthesilea, heute will sie selig ein heißes Glück genießen, das
von dem stolzen Hochgefühl noch gesteigert wird, daß sie selbst, mit
zierlichen Frauenhänden, sich freiend den Recken errang.
Auch der lieblichen Tochter der Ortrere trübt ein verwirrtes
Gefühl den schwärmenden Sinn. Sie liebt; und daß sie liebt, macht
sie schon schuldig; denn nicht zur Liebe zogsie aus, sondern, um zu
flüchtiger Verbindung sich den Mann zu suchen, der ihr die starke
Erbin zeugen soll. Freilich: manche Thräne floß auch früher schon
oft auf das Fest der reifen Mütter und mancher Kriegerin, die
vom Lagergenossen sich scheiden mußte, stockte in der Kehle das
Wort, das die Weisheit der großen Tanais preisen wollte. Das .
aber war nur ein Rückfall in schwächliche Sitte, da sprach nur die
Macht der Gewohnheit vertrauten Beisammenseins; jetzt erst er-
hebt zu schreckendem Beispiel sich die lange bezwungene Natur,
jetzt endlich entblößt sich die prunkend umgoldete Lüge, auf der
dieser Frauenstaat ruht. Nicht dieThat heldischer Weiberhat ihn
begründet, sondern das Walten des Kriegsgottes, des Urbildes
männischer Kraft. Nicht durch Männermittel haben die Frauen
damals gesiegt, sondern durch Weiberkünste, denn ihre Dolche
konnten erst dann sich bis zurBrust desverhaßtenFeindestasten,
als die Brunst der schwülen Nacht ihn entmannt und entwaffnet
hatte. Sie sündigten an dem Gesetz derNatur, da sie sich vondem
Zeichen fruchtbar schwellender Weiblichkeit trennten; sie sündigten
abermals an dem selben Gesetz, da sie die Forderung der natür-
lichen Auslese verkehrten und den UeberwUndenen, den Schwä-
cheren, zum Begatter erwählten; und nur deshalb blieb die Sünde
ihnenso lange verborgen,weilsie unbewußt doch immer dieFrauen-
künste in der Männerrüstung mitführten und weil ihr Reiz, nicht
ihre Kraft, ihnen die Helden bezwang. Sie konnten sich vermänn-
lichen, weil in den Männern, denen sie begegneten, des Mannes
zu wenig war; sie waren verloren, sobald in unangetasteter Man-
neskraft ein Mann ihnen entgegentrat. Nun naht dieser Mann,
naht Achilleus, — und nun bricht die erkünstelte Frauenherrlich-
keit krachend zusammen. Die verliebte Lüge des Peliden konnte
für eine Weile noch das Verderben hemmen; aber der gerade ge-
wachsene Sinn derAmazone nimmt denBuhlerbetrug fürWahr-

heit und beschwört das finstere Verhängniß herauf. Hätte Penthe-
silea sich, wie Achill, zum Scheinkampf gestellt, wäre der freiwillig
Besiegte ihr nach Themiskyra gefolgt, dann konnte der Frauen-
staat für eine kurzeZeitspannenoch bestehen; nicht für lange, denn
jedes aufLüge gegründeteGlückgleichtderraschwelkendenTreib-
hausblüthe. Aber der Mann, der die Würde seines Geschlechtes
nicht zu wahren versteht, kann auch in dem anderen Geschlecht das
tiefste und feinste Gefühl nicht fassen, nicht ehrfürchtig achten. Achill
und Penthesilea werden gestraft, weil sie nicht in den Grenzen der
Geschlechterbestimmung blieben. Der Starke stürzt, weil er sich in
den Dienst der Schwäche erniedert hat; die Schwache sinkt in den
Staub, weil sie sich vermaß, den Starken zu meistern. Der weithin
wirbelnde Weltkcnner war sehr weise, da er dem selig ruhenden
Paar ein jähes Ende der Lust verhieß, und noch einmal erneute
sich ihm an diesem Tag die alte Erfahrung: Widernatürliches dul-
det die allmächtige Natur niemals lange in ihrem Bereich.
Denn ehe dieNachtnoch herniedersank, ruht auf dem Schlacht-
feld vor Troja, von zerfallenden Rosengewinden umduftet, ein
unseliges Paar: den Leib des herrlichsten Helden hat die Meute
zerfetzt, wo der Biß wüthiger Hunde nicht eindrang, hat die Jung-
frau, die liebende und geliebte, mit Nägeln und Zähnen gehaust,
—und nun ruht sie selbst von der letzten, blutigen Arbeit des blu-
tigen Lebens. Durch das prangende Grün des Geländes rauscht
das Entsetzen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter
verstummt einen Augenblick; aber nicht lange währt es, da geht
das bange Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts durch
den Hellespont, dringt in Agamemnons Zelt und in Priams Pa-
last und die nächtlich erkühlten Wellen des Skamandros spülen
dieTrauermär bis insAegaeischeMeer: Achill, Hektors grimmen
Bezwinger, hat eineIungfrau gefällt,ihn hat dieAmazonenköni-
gin mit ihrer Meute in den Tod gehetzt, mit saugendem Kuß zer-
bissen und mit spitzigen Frauenzähnen zerfleischt. In erstarrtem
Staunen Vernehmens die alten Wipfel, diein dermännermorden-
den Schlacht vomHelden nur immer und mit adligen Waffenden
Helden bezwungen sahen, und sie neigen sich tiefer, um ganz nah
zu erschauen, ob wirklich das artige Seidenhündchen, das mit
Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln gebettelt hatte,
vom wüthenden Biß der Tigerin nun zerrissen ist. And diesmal

weiß auch der weltkundige Wind keinen Nath, denn so Furchtbares sah er nie zuvor indenGrenzenderMenschheit.selbstnicht, als in dunklen Erdhöhlen noch die Männchen in grausam wollüstigen Krämpfen die Weibchen einst würgten. Der lockere Geselle hat vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, nie das Zittern gelernt und er ahnt deshalb nicht, in hohen Lüften, daß der entpflichtetenFrau, derungezügelten Männin rächendes Nasen keine Grenze erkennt. Penthesilea war im Innersten schon bereit, sich dem Starken zu beugen, aber der Starke spielte nur tändelnd mit ihr: und sie mußte erleben, daß der Mann, den ihr weicher Arm noch eben umschlungen hielt, sie zu neuem Kampf heischen ließ. Solchen Verrath an dem heiligsten Necht heimlich gewährender Liebe erträgt kein Weib, auch keins,das sich gewaltsam vermännlicht hat. Penthesilea ist durch den Sieg des Peliden im Amagekränkt. In dieser Verwirrung des Gefühls zieht sie zum letzten Kampf hinaus: die Männin will in sieghaftem Ningen den Kriegerruhm retten, das Weib will im Blut des verhaßten Geliebten den Fleck seines Kusses abwaschen. Beide, Kriegerin und Iungfrau, Furie und Grazie, hatten einen übermächtigen Feind: Achills strahlende Mannesschönheit. Wäre der Sohn der Thetis nicht so ganz Mann gewesen, dann hätte ihn die Amazone im ersten Treffen besiegt; wäre der Stärkste nicht auch der Schönste gewesen, dann hätte er den gestählten Sinn der Iungfrau nicht ins Weibische erweicht. Dieser gemeinsame Feind muß vernichtet werden, bis auf die letzte Spur; der Tod des Mannes genügt nicht: die Schönheit, die das Schlimmste verschuldete, muß entstellt, zerwühlt und in blutige Fetzen zerrissen sein, ehe der heiße Haß sich langsam erkälten kann. Deshalb schlägt Penthesilea, mit der Meute wetteifernd, die weißen Zähne in des Ueberwundenen bronzene Brust und rächt nicht nur selbst erlittene Kränkung, nein, alle Schmach und Beschämung, die Männerherrschaft und Mannesschönheit durch die Iahrhunderte schwachen Erdenweibern geschaffen haben. Im schrecklichsten Geschlechterkampf mit dem Tapfersten des tapfersten Volkes bleibt sie Siegerin und kehrt, da sie vom tropfenden Blut sich, wie in einer Taufe, gereinigt hat, lächelnd dem Leben zurück. Und dann erst, als sie erfährt, daß sie auch diesen Sieg nur einer holden Lüge dankt — denn der Gegner war

kaum bewaffnet und kam, in friedlicher Absicht, um noch einmal
einer Mädchenlaune gefällig zu sein —, klirrt ihr hochmüthiger
Wahn in Scherben, dann erst erkennt sie das frevelnde Vermessen,
das die Grenze der Geschlechterbestimmung verrückenwollte: von
den Gesetzen des Frauenvolkes sagt sie sich los und befiehlt, die
Asche der großen Tanais in die Lüfte zu streuen. Mit der Herr«
lichkeit desFrauenstaates ist es nun aus und seineKönigin braucht,
um mit ihm zu enden, nicht den Dolch, nicht die vertrauten Pfeile:
sie zu töten, genügt ein vernichtendes Gefühl, — das Gefühl, an
der Natur gesündigt und an ein widernatürliches Wollen Leben
und Liebe verloren zu haben. Penthesilea gewährt sterbend dem
Toten, was sie lebend dem Lebenden weigerte: sie folgt, wie es der
Jungfrau ziemt, ihrem Jüngling und rettet aus angemaßten Rech-
ten der Frauengemeinschaft sich zurück in die Weiblichkeit.
Als Goethe im Phöbus ein Bruchstück aus Kleistens Ama-
zonentragoedie gelesen hatte, schrieb er dem Dichter: »Mit der
Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem
so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden
Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden."
Er fand sich nicht mehr hinein und sagte später: «Die Tragoedie
grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z.B., wo die
Amazone mit Einer Brust auf dem Theater erscheint und das
Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch
übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten." Istessehrpenthesileisch
vermessen, wenn ich behaupte, Goethe habe den tiefstenSinn des
Gedichtes nicht verstanden und gar nicht gemerkt, wie wundervoll
unbewußt die Heldin ihrer selbst an der Stelle spottet, die ihm
hochkomisch erschien? An und für sich ist nichts komisch oder tra-
gisch: dasDenken erst, die ArtderBetrachtung.machtes dazu. Der
alte Goethe, der nur das Natürliche sah, ein natürliches Werden
und Wachsen, Welken und Vergehen durch die Jahrtausende, fand
indem »widerwärtigenBild" ein Kolombinenmotiv: ein jüngerer,
heißerempfindenderDichterkonnteüber das Schicksal desWeibes
Thränen vergießen, das, um demMann ähnlicher zu werden,sich
den Frauenleib verstümmelt hat und nun bekennen muß, daß die
Fülle weicher Frauengefühle ungeschmälert ihminder erhaltenen
Hälfte des Busens ruht. Penthesilea spricht sich selbst das Urtheil,

als sie, denLiebsten zu trösten, sich rühmt, von den Negungen der Weiblichkeit werdeAchill keine in ihr vermissen; und tragikomisch mag mandieVarstellungeines Gefühles nennen, das denvon ihm Beherrschtenmit tragischenSchreckenschütteltund demkühIenBe» trachter die komische Befreiung vom Eindruck des Widernatürlichen verschafft. Tragikomisch ist dieses befremdende Werk: Held und Heldin sinken ins Verhängniß,—und in die tragische Stimmung des Zuschauenden kichert doch eine leise Lachlust, da er sieht, wie ein schwachesGeschöpf vergebens sich über die natürlicheGröße hinauszurecken versucht. Der Weibertragoedie sollte, als Satyrspiel, auf der Bühne die Weiberkomoedie folgen, nach Meistens Penthesilea sollte Praxagora erscheinen, die verhöhnte Heldin der aristophanisch en Ekklesiazusen, wennwir irgendwo noch ein Kunsttheater zu hoffen hätten. Wir hatten es nicht und mußten froh sein, als im Berliner Theater einst gelungen war, aus der stillen und dunklenDichtung einen blendendenBrettererfolgzu erlärmen;viel° leicht hat dieser mit untauglichen Mitteln gewagte Versuch den Einen oderAnderen endlich doch in die zerklüftete Welt der merkwürdigen Dichtung gelockt. Iedenfalls war der Abend lehrreich; nicht zwei Kulturen sah man, die niedere derskythischenMänninnen und die reife der Hellenen, sondern zwei gleich hübsch ausgeputzteGruppen—fleckenlos dieGewänder, blank und neu funkelnd Harnisch und Helm und ein Duft von Puder, Theatermädchenparfum und gebranntem Haar über dem Ganzen — spielten ein Bischen Krieg; nicht eine Virago rang im Geschlechterkampf mit dem herrlichsten Helden, fondern eine verwöhnteDame vonWelt und ohne Vorurtheil umbuhlte, mit getrüffelten Leidenschaften, den zum Entzücken schön alternden Oberlehrer, für den die ganze Klasse der Höheren Amazonenschule in Anbetung sterben möchte. Die Geschichte der üppigen, in allen Künsten und Künstlichkeiten der Liebe erfahrenen Dame, die einen wohlanständigen Bürgerherrn gern in ihremNetz zappeln fähe und ihn, weil er nicht will, dann ruinirt, gäbe gewiß auch ein wirksames Stück, — nur nicht gerade Meistens Geschlechterdrama. Aber das gut ausgestattete und eingeübte Stück des Berliner Theaters fand sein Publikum, um das die echte Penthesilea wohl vergebens geworben hätte: man freute sich an der fremden Buntheit der Vorgänge, an der Fülle stattlich schreitender Mädchen, nahm den mit Zunge und Finger

mauschelnden göttlichenDulder Odysseus duldsam mit in den Kauf
und empfand nicht, daAchillnicht als strahlender Held, Penthesilea
nicht als die Sitte brechende Jungfrau erschien, daß sich hier, im
nächtigen Reich zwischen Tragik und Komik, ein furchtbar gewal-
tiges Schicksal entschied. So konnten in der Hauptstadt der Denker
und Dichter aus demGrab großer Dichtungen TheatererfoIge er-
blühen, ehedeutscherSchauspielkunst ein neuerFrühling erwachte.
Ist diese Dichtung groß? Goethes Riesenschatten darf auch
den Kleinsten nicht hindern, wenn ers so fühlt, entschlossen Ja zu
sagen. Man hat ihr Mangel an dramatischer Bewegung vorge-
worfen und getadelt, daß die entscheidenden Vorgänge sich hinter
der Bühne abspielen und wir von ihnen nur die Reflexe sehen;
darauf ist zu erwidern, daß auch das antikeDrama die Ereignisse
vor denBeginn derHandlung oder hinter die Szene verlegte, um
für die Vorführung der großen PathosszenenRaum und Frische
zu sparen, und daß Kleist, wie Sophokles, Shakespeare und Ibsen
in ihren reichstenWerken,fast immer nur Katastrophen giebt, von
denen das Licht allmählich rückwärts auf das Werden des Ge-
schehenden fällt. Man hat den Sinn des Gedichtes gröblich miß-
verstanden und, auf Brieffetzen gestützt, feierlich verkündet, in Pen-
thesileens Verhängniß habe Kleist dem Jammer die Stimme ver-
liehen, den er selbst empfand, da ihm zum höchsten Streben die
Kraft gebrachzdieseWeisheitdesFamulus aus der Schererschule
ist ernster Erwiderung nicht Werth: einBlick in das Gedicht richtet
sie. Nndman hat gefunden, Penthesilea sei nureinseltsamerFall,
die Darstellung einer sonderbaren Sezualverirrung, und sich auf
Krafft-Ebing berufen, der die Amazone leichten Herzens eineSa-
distin nennt. Der berühmte Kliniker wird die zarte Kriegerin aus
seinem stark bevölkerten Krankenhause wieder entlassen müssen;
er selbst sagt in der Psychopathie, der Sadismus »gehe darauf
aus, Schmerz zuzufügen und Gewalt auszuüben/ wenn er näher
zusieht und, als ärztlicher Künstler, sich um die Geschichte seiner
Patientin kümmert, wird er finden, daß ihrLeiden höher sitzt, als
ers sucht, daß es nicht aus den Sezualorganen stammt, sondern
aus dem Gehirn, aus verwirrten Vorstellungen des Denkens.
Penthesilea will nicht in wollüstigem Kitzel Schmerz zufügen und
Gewalt ausüben: siehatsichinfalscheVorstellungen vonFrauen-
rechten und Frauenkräften versponnen und wird erst grausam,

als ihr die Kraft vor dem starken Manne erlahmt und sie da sich
gestraft fühlt, wo sie gesündigt hatte, Hier ist nicht ein seltsamer
Fall, sondern ein ewig erneuter Kampf, derKampf.an den, lange
nach Kleist und lange vor Strindberg, Hebbel dachte, als er in
sein Tagebuch schrieb: „Die Frau muß nach der Herrschaft über
den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat,
ihm unterwürfig zusein,und weil sie nuninjedemeinzelnenFallc
prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vi5.Kvi5 befindet,
das ihm seinem Geschlechte nach zustehende Necht auszuüben Ver»
mag. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht,
wenn sies erreicht,—und das sie unbefriedigt läßt, wenn fies nicht
erreicht." So prüfte Brünnhilde Siegfried, Iudith Holofernes,
und fo geht, da die Prüfung sie schmählich betrogen hat, Penthe-
silea zu Grunde. Um Das zu erkennen, muß man freilich das Ge-
dicht so auffassen.wie ich es empfinde und hierzu erklären verfuchte;
diefes Empfinden ist sicher sehr subjektiv, aber starke Indizienbe-
weismöglichkeiten können es stützen. Heinrich Kleist sah in der
Frau stets die dienende Gehilfin des Mannes, das an Werth
geringere Glied imOrganismus derMenschheit, und den Mann
ihr zum Vormund, zum Lehrer und Lenker bestellt. Als ein ge-
treuer Gärtner wollte er dasSpalierseelchen derWilhelminevon
Zenge zu feiner Höhe emporranken; an der Schwester Nlnke, die
gern in Männerkleidern einherstrich und als Student in Leipzig
die Kollegien besuchte, fand er vielfaches Aergerniß und prophe-
zeite ihr Ehelosigkeit; ihm gefielen Weibchen vom Schlage des
Käthchen von tzeilbronn, der Kohlhasin und der Thusnelda, die,
willenlos und von seiner Huld beglückt, zum Herrn und Gebieter
aufschauen, jede Laune und jede Züchtigung gern und dankbar
erdulden und nie die Weiberstimme inMännergeschäfte mischen;
selbst an demVerfall derBühnen schien ihm nur die vordringende
Herrschaft derFrauen schuldig, die entweder gar nicht ins Schau-
spiel gehen oder gesonderte Theater besuchen sollten: „Ihre An-
forderungen anSittlichkeit und Moral vernichtendas ganzeWe-
fen des Dramas und niemals hätte sich dasWesender griechischen
Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen ge-
wesen wären."Ist derGIaube.derDichter habe demTodfeind ein
mit dem feinstenNeiz geschmücktes Schreckbild aufgestellt, wirklich
nur eine Schrulle? Tritt aus dem planvoll gefügten Bau der Vor-

gänge die »Moral" nicht ganz deutlich hervor? Und konnte Kleist, der eben Penthesileens Geschichte geschlossen hatte.nicht leichtzur Verurtheilung des Damenpublikums kommen, das mit der Moral dieser Geschichte gewiß nicht einverstanden gewesen wäre? Soll mit den Resten des Zettelkastens schon Etwas bewiesen werden, nun, dann ist vielleicht auch das Epigramm ein Beweis, das die vermessene und zerstörende Liebe, die Liebe herrschsüchtiger Män- ninnen, ingrimmig höhnt und vom Dichter als Dedikation der Penthesilea bezeichnet ist:

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn aus.

Der Dichter Kleist, meinte Goethe, geht auf die Verwirrung des Gefühles aus. Goethe war damals fast schon ein Greis und alterte mit dem eigensinnigen Egoismus ganz großer Männer, die eine einmal erworbene Wahrheit ängstlich bewahren und ohne Wohlwollen in eine werdende Welt hinausblicken; er war, nach dem eigenen Wort, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebens- stufe stehen geblieben, lehnte längst Alles ab, was Schiller, viel- leicht aus dem Empfinden des Freundes, scheltend den Anrath derWirklichkeitgenannt hatte, und verstand den größten tragischen Dichter der Deutschen nicht; er sah zu weit, um sich in der nahen Wirklichkeit zurechtfinden zu können, und wie ihm der Sieg der DeutschenüberdenbewundcrtenKorsen,derVolkssturm von 1813, unmöglich schien, so täuschte ihn die flüchtige Betrachtung auch über dieWandlung im innerstenWesenseinerNation. Kleist war nahsichtig; ein Faustgedicht vermochte er nicht und das neue, evo- lutionäre Ideal, das Goethes Olympierauge so früh klar erkannte, hätte er, auch wenn er älter geworden wäre, niemals gefunden: er kam, als ein armer Junker, Offizier und Poet, von Kant, dem Alles Zermalmenden, den in Weimar der Weise schon hinter sich hatte, und mühte sich, den Kategorischen Imperativ und den Ge- danken der Selbstbestimmung mit dem Eindruck der Wirklichkeit und mit einem hitzig vorwärtsstürmenden Temperament in Ein- klang zu bringen. Das Wesen aller Philosophie und aller ernsten Dichtung ist derVersuch.zwischen derWelt dergeachtetenWerthe und der Welt der Wirklichkeit das rechte Verhältniß zu finden. Goethe hatte, aus der Weltanschauung des achtzehnten Jahr- hunderts heraus, auf die bangeFrage die Antwort gefunden, die

bis weit ins zwanzigsteIahrhundert hinein nachhallen wird. Kleist,
als derKleinere,unberathen und vomlaunischen Glückverschmäht,
tastete hilflos umher und fand keine Antwort, nicht auf denKrücken
der wolffischen Lehre vom zureichenden Grund, nicht am festen
Geländer des kantischenDogmas vonderAllmachtderVernunft;
eher allenfalls noch bei Rousseaus Naturkultus. Ringsum fühlte
sein helles Gehör verborgene Widersprüche: Wahrheiten, die
längst nichtmehrwahr, Sittengesetze, dietausendfach täglich in der
Runde gebrochen waren, Institutionen und Vorstellungen, die
mit denBedürfnissen der Menschen, denen sie dienen sollten, nicht
mehr stimmten. Wo war Hilfe zu hoffen? Nur bei Rousseau, bei
derNatur. Goethe achtetekaum aufdenWechselderMoralmoden;
er war natürlich erwachsen und brauchte sich in das Natürlichenicht
zu sehnen. Kleist kam aus der Konvention einer streng abge-
schlossenen Kaste und stürzte sich jauchzend in die Kaltwasserheil-
anstalt des neuenNaturarztes, dem inSchaaren die müde Mensch-
heit zulief: hier warHilfe, hier würde die giftige Kulturpatina ab-
gewaschen, der Schweiß einer langen Verkünstelung herausge»
doucht werden, hier mußte, in nackter Schöne, bald ein Geschlecht
verjüngter Männer und Frauen froh über strotzende Wiesen
hüpfen. Die Verwirrung des Gefühles, die Kleistnicht, wie Goethe
glaubte, gesucht, nein, die er überall gefunden und als ein schmerz-
lichEmpfundenes dargestellt hatte, konnte inRousseaus und der
Natur harter Kur allgemach wieder zur alten Ordnung kehren.
Und wo war das Gefühl schlimmer verwirrt als im Verhältnitz
der Geschlechter? Heinrich Kleist schuf Penthesilea und zog mit
festem Strich zwischen Mann und Frau die scheinbar untrüglich
sichere Grenze. Zwei Jahre danach ließ er, mit verdüstertem Sinn,
doch mit ungebrochenerLebenskraft, von einer fast fremden Frau
sich in den Tod locken. Warum? Der Dichter war erkältet aus
dem Rousseaubade zurückgekommen und die Natur, die sich un-
gestraft nicht verspotten läßt, hatte den vermessenen Gesetzgeber
gelehrt, daß sie in jedem Menschenherzen eine andere Sprache
spricht und jedem Menschenschicksal andere Grenzen bestimmt.
Wenn an hellen Sommertagen ein weicher Südwind über den
Wannsee streicht, kann er ins fremde Skythenland künden, die
ältliche Frau des Rendanten Vogel habe die jungfräulich strah-
lende Amazonenkönigin grausam an ihrem Vernichter gerächt.

Herausgeber und verantwoitlicher Rdalteur: Maximilian garoen in Berlin, —
Vorlag d:r ZuIu-ist in V.rli,,. — Druck von Pasj S Sarl^b G m b S in Berlin,

Berlin, den 24. September 191«.

Die Krisis des Katholizismus.

örnst Smigelski, ein Schlesier, hat als Knabe Schriften gelesen, in denen die Ordensleute als Engel auf Erden verherrlicht wurden, und ist, die Mahnungen und Warnungen seiner Geschwister nicht achtend, nach Rom gegangen, um in das Mutter« kloster eines neu gegründeten strengen Ordens einzutreten. Mit achtzehn Iahren legte er die Gelübde ab (was jetzt, dank einem De« kret Pius' des Zehnten, nicht mehr vorkommen kann) und einige Iahre danach wurde er zum Priester geweiht. Er war musikalisch begabt und liebte leidenschaftlich die Musik. Eben darum wurde ihm das Musikstudium verboten, wie denn überhaupt in strengen Orden Alles verboten wird, was die Seele von Gott (Das heißt: von den Redensarten und Phantasiebildern, welche die Einbildung eines unmittelbaren Verkehres mit Gott ermöglichen) abzuziehen, an die geschöpfliche Welt zu fesseln geeignet scheint; aus seinem Orgelspiel hören die Oberen sündhaftes irdisches Sehnen heraus. Der jugendliche Lebensdrang seiner kräftigen und gesunden Natur erwacht, den Andachtübungen und das Bischen scholastische Theologie nicht zu stillen vermögen. Des Einzigen, was die Leere seines Herzens bis dahin ausgefüllt hatte, der Musik, beraubt, wird er unruhig, zweifelt an seiner Berufung, fängt an, über die Berechtigung der beschaulichen Orden nachzudenken. Er schämt sich, wenn er Landleute arbeiten sieht: kann es wirklich G ottes Wille sein, daß ein starker junger Mann seine Tage im geschäftigen Müßiggange der Andacht- und Bußübungen und mit Betteln verbringt? Und er erfährt auf seinen Ausgängen, mit welcher unsäglichen Verachtung das Volk die Priester und die Mönche be-

handelt. Gassenjungen und Studenten verspotten ihn. Er erfährt
von anderen Priestern, welche sittliche Gefahren der erzwungene
Müßiggang mit sich bringt; in manchen Städten kommen auf
zwanzigtausend Einwohner hundertPriester, von denen die meisten
außer der täglichen Messe und dem Breviergebet nichts zu thun
haben, und es erfüllt ihn mit Entrüstung, zu sehen, wie seine Obe-
ren junge Leute anlocken, deren Zweifel an ihrer Berufung zu
einem solchen Leben, nachdem sie es im Noviziat kennen gelernt
haben, mit der Versicherung beschwichtigt wird, solche Zweifel seien
Versuchungen des Teufels. Ein Weib, das in seinen Lebenskreis
tritt, zeitigt den Entschluß, den diese Erfahrungen, Stimmungen
und Erwägungen vorbereitet haben. Er wird manchmal als Frem-
denführer in Anspruch genommen und wird dabei mit zwei Schwe-
Kinnen bekannt. Zwischen ihm und der jüngeren entspinnt sich ein
Verhältniß (die Oberen hoffen, er werde sie in den Schoß der
alleinseligmachenden Kirche führen) und ein langer Aufenthalt in
der Welt befreit seine Seele von mönchischen Vorurtheilen und
Aengsten. Der Ordensgeneral hat ihn zum Prokurator für die in-
dische Ordensprovinz ernannt. Auf einerBettelfahrt durchDeutsch-
land und Oesterreich soll er Geld für die indische Mission sammeln,
die wegen einer Hungersnoth großer Spenden bedarf. Auf der
Reise hat er reichlich Gelegenheit, zwischen dem glücklichen Fa-
milienleben, der nützlichen, erfreulichen Thätigkeit der Laien und
dem Sonderlingsdasein coelibatärer Priester, derNeppigkeir reicher
Stiftsherren, die das Gelübde der Armuth geleistet haben, der un-
natürlichen Lebensweise wirklich armer, aber verschrobenerMönche
Vergleiche anzustellen. Nach seiner Rückkehr wird er zur Teil-
nahme an den Exerzitien kommandirt. In der Zeit seines Novi-
ziates haben ihn diese Rehungen tief erschüttert; er hat gesehen,
wie ein frischer junger Mann dabei wahnsinnig wurde und ins
Irrenhaus gebracht werden mußte. Auch diesmal schildert der alte
Iesuitenpater die Hölle so packend, daß er, von feinen eigenen Phan-
tasiebildern überwältigt, selbst um Gnade und Erbarmen wimmert
und, mit Angstschweiß bedeckt, halbtot auf seinen Stuhl zurücksinkt.
Aber aus Smigelski macht Das keinen Eindruck mehr. Er verab-
redet mit seiner Geliebten den Plan zum Austritt. Er kämpft wohl
noch und betet um Erleuchtung, aber im Innersten seiner Seele ist
er ruhig und seiner selbst gewiß. Er weiß, daß Viele in gleicher Ge«
müthsstimmung leben. „Was hält sie zurück? Ist es die Furcht vor
Gottes Zorn und der Höllenqual? Mag sein, daß Viele dieser
Furcht nicht Herr werden können. Die Mehrzahl aber wird von.
anderen Befürchtungen gefesselt: von der Scheu vor dem Artheil

der Frommen und von der Angst vor den Mühen und Gefahren, denen sie entgegengehen würden, wenn sie ihre ökonomisch gesicherteExistenz aufgeben und sich aus eigenerKraft eine neuegründen wollten. Der Broterwerb draußen in der Welt ist das Schreckbild, das die Meisten zurückhält. Dazu kommt die Beforgniß, daß, wenn Einer katholisch bleiben und sich auch ferner zum Christen» thum bekennen will, der Fanatismus ihm Das nicht gestatten oder es ihm wenigstens furchtbar erschweren wird." Smigelski ist geflohen, hat feine Schwedin geheirathet und studirt in Leipzig Musik... Ein alltägliches Begebniß. Schon vor vierzig Jahren lebten in Paris einige Hundert OäkioHuöZ und LvaäöZ, von denen sich viele alsTroschkenkutscher ehrlich ihr täglichesBrot verdienten. Das große Publikum erfährt von solchen Fällen nur dann, wenn der „Abtrünnige" ein fashionabler conierencier ist wie der ?öre H>a' cintke (Loyson) oder ein beliebterVolksredner wieVennoAuracher. Smigelski macht sich selbst dem Publikum bekannt; er hat die Geschichte seinesAustrittes erzählt in dem voriges Jahr beiF.Grunow in Leipzig erschienenen Büchlein „Aus dem Tagebuch eines römischen Priesters". Diese schlichten Bekenntnisse unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von andern Büchern ähnlichen Inhaltes, daß sie keine Skandalgeschichten bieten, frei von Gehässigkeit sind und nicht Karikaturen, fondern vollkommen wahre Perfonen malen, die dem mit solchen Dingen Unbekannten das Innere der Seelen echter Mönche erschließen. Der Verfasser, den seine Erfahrungen am Christenthum nicht irr gemacht haben, erkennt die aufrichtigeFröm« migkeit und die heroische Tugend der meisten seiner früheren Ordensbrüder an und bedauert nur, daß so viel sittliche Energie auf das vergebliche Streben nach Verwirklichung eines falschen Ideals verschwendet wird. Dringend zu empfehlen ist die Lecture solchen katholischen Eltern, die merken, daß einer ihrer Söhne von der religiösen Schwärmerei eines Lehrers oder Kameraden angesteckt wird.
Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit auf mein Buch „Christenthum und Kirche" zurückzukommen. Bon der Abfassung des von der Kritik nicht angezweifelten Büchleins des Propheten Amos bis zu den letzten neutestamentlichen Schriften, die in zwei» ten christlichen Jahrhundert entstanden sein sollen, sind mindestens neunhundert Jahre verflossen. Keiner der vielen Verfasser hat gewußt, daß er Nachfolger haben werde, deren Werke mit den feinen würden zusammengestellt werden, und mancher der späteren wird nicht alle seine Vorgänger gekannt haben; die Kirchenmänner wiederum, die den Kanon zusammengestellt haben, konnten sich nicht mit den längst verstorbenen Verfassern besprechen. Trotzdem ist ein

einheitliches Ganzes von wunderbarer Vollkommenheit entstanden. Vollkommen zunächst der Form nach. Von den Heiligen Büchern der Inder sagt Max Müller, die Goldkörner müsse man aus ungenießbarem Wust mühsam herausklauben. Von der Bibel gilt, was die Lustige Person vom vollen Menschenleben sagt: Wo man sie aufschlägt, da ist sie interessant. Wie packend, stilistisch meisterhaft, sind die Patriarchen-, die Königsgeschichten erzählt, wie ergreifen die Psalmen, die Prophetenreden, die Worte Iesu und Pauli, wie hat Goethe den Werth der Bibel für seine eigene Person, für die Iugend« und Volkserziehung gewürdigt? Wenn die Bibel in der Völkerwanderung vernichtet und nichts gerettet worden wäre als die Bergpredigt oder das Hohe Lied der Liebe (1. Korinther, 13), so würde auch dieses Fragment schon das schönste und das wichtigste Stück der Weltliteratur sein. And nun der Inhalt der Bibel! Mit der lapidaren Schöpfungsgeschichte beginnt, mit dem Ende der Weltgeschichte, dem himmlischen Ierusalem, schließt sie. Alle älteren Bücher weissagen den Mittelpunkt der Weltgeschichte, Iesus Christus, die letzten handeln von ihm. Die Feinde des Christenthums mögen sich auf den Kopf stellen oder vor Aerger platzen: sie können damit an der Thatsache nichts ändern, daß, wie in Genesis 18, 18 geweissagt wird, in Abrahams Samen alle Geschlechter der Erde gesegnet worden find und daß sich erfüllt hat, was Iesaja im zweiten Kapitel verheißt: daß alle Völker der Erde ins Haus des Gottes Iakob wallen werden, weil von Zion ausgeht das Gesetz und das Wort des Herrn von Ierusalem. Die Kulturwelt ist christlich, und nehmen die Mohammedaner und die Ostasiaten das Christenthum äußerlich nicht an, so werden sie doch, wie ihre Technik, so ihr Denken und Fühlen dem unseres Kulturkreises mehr und mehr anpassen. Die in den biblischen Büchern verkündete Religion ist die Religion der gereinigten und erleuchteten Menschenvernunft; die der Hellenengeist erstrebte, ohne sie aus eigener Kraft schaffen zu können. Ihre Elemente sind: der einzige Gottesbegriff, welcher der Vernunftkritik Stand hält, ein Gottesdienst, der in nichts Anderem besteht als im Gott wohlgefälligen Wollen und Handeln (Lob-, Dan?- und Bittgebete find nicht Kulthandlungen, sondern Herzensergüsse oder pädagogische Veranstaltungen), die höchste und reinste, zugleich einfachste, weil auf die Gottes- und Nächstenliebe reduzirte Moral (alle neueren Ethiken sind nur Ausführungen, Erläuterungen und Begründungen oder Verballhornungen der neutestamentlichen Ethik, zum Theil freilich auch das Gegentheil von Ethik), endlich die Hoffnung auf die Vollendung des im Diesseits keimenden Gottesreiches. Dieses Keimen

im Diesseits wird gerade in unserer Zeit deutlicher wahrnehmbar. Wir fangen an, in die unergründliche Tiefe so manches Schriftwortes einzudringen. Die Volkswirthschaft lehrt uns verstehen, warum jeder Mammon ungerecht ist, die Psychologie, warum wir nicht richten dürfen. Erst in unserer Zeit der Fabrik« und Grubensklaverei gewinnt seine volle Bedeutung das Gebot: „Den siebenten Tag sollst Du ruhen, Du, Dein Sohn, Deine Tochter, Dein Knecht, Deine Magd, Dein Ochs, Dein Esel, der Fremdling, der (als Sklave) in Deinem Haus weilt; sie Alle sollen ruhen wie Du selbst; gedenke, daß auch Du einmal Sklave gewesen bist im Lande Egypten." Nur der gesetzliche Ruhetag ermöglicht dem abhängigen Arbeiter, na« mentlich dem Handarbeiter, durch Pflege des Seelen- und Geistes« lebens Mensch zu werden im vollen Sinn des Wortes; ermöglicht den Massen der Besitzlosen, sich zu organisiren, den Weg der Selbst« hilfe zu beschreiten, politischeRechtezu erringen,Wahlrechtsdemonstrationen zu veranstalten. Und erst in unserer Zeit der Arbeit« und der Lustbarkeitenhetze gewinnt das Gebot: „Sechs Tage sollst Tu arbeiten" (nicht mehr, aber auch nicht weniger, ergänzt tzilty im Sinn des Gesetzgebers) seine volle Bedeutung als wichtige, viel« leicht atterwichtigste hygienische Regel; wer ihm gehorcht, überzeugt sich durch Erfahrung davon, vorausgesetzt, daß seine Wochenarbeit nicht übermäßig und seine Sonntagserholung vernünftig ist. Es ist das Bibelwort, das solche Wirkungen all die Iahrhunderte hindurch hervorgebracht hat; doch das Wort, so unentbehrlich es ist, nicht allein. Von der Person Iesu ist ein Strom ausgegangen, ein Strom lebendigen Wassers, wie im Iohannesevangelium gesagt wird, von Feuer und Geist, wie es anderswo heißt, der sich von Herz zu Herz verbreitet hat und den wir uns unter dem Bilde der Wellenbewegung versinnlichen können, das uns die heutige Phy« sik geläufig gemacht hat. Dieser Strom erzeugt den neuen Geist, welcher der Heilige Geist genannt wird und dessen Wesen die Liebe ist. Dieser Geist ist wirklich ein neuer Geist, absolut neu. Sein ganzes Leben wildfremden Menschen, die weder Verwandte noch Stammesgenossen sind, in der Kranken-, Armen- nnd Seelenpflege zu widmen, bis zu der Aufopferung des Paters Damian, der sich 1873 als Seelsorger und Tröster zu den auf der Insel Molokai internirten Aussätzigen begab und in ihrer Mitte am Aussatz gestorben ist: Das wäre keinem griechischen Philosophen, keinem Germanenrecken in den Sinn gekommen und ist auch nicht die Art der Iünger Buddhas. In Selbstpeinigungen sind die indischen Heiligen den christlichen Asketen über; Aufopferung aus schlechthin uneigennütziger, allgemeiner, Keinen ausschließender

Nächstenliebe kennen sie nicht.*) Wenn dieser Geist heute auch in solchen Vertretern und Vertreterinnen des Philanthropismus waltet, die dem Christenthum gleichgiltig gegenüberstehen oder ihm sogar feind sind, haben sie ihn doch aus dem Quell geschöpft, der Christus heißt; denn aus der ursprünglichen, so ganz anders gearteten germanischen Volksseele können sie ihn nicht geerbt haben. Diese planvolle Leitung und Erziehung des Menschengeschlechtes, die mit den Patriarchen und mit Moses beginnt (mit Amos und Iesaja, müssen uns auch die strengsten Bibelkritiker zu sagen gestatten) und bis in unsere Tage reicht, ja erst in unseren sozialpolitisch gestimmten Tagen in größtem Umfang und mit stärkster Intensität wirksam wird, nöthigt mich, zu bekennen, dafz Niemand als Gott ihr Subjekt sein könne, und gestattet mir, diesen ganzen Komplex von Wirkungen die höchste Offenbarung Gottes zu nennen, während ich die Natur, die Menschennatur mit ihrem geistigen Inhalt eingeschlossen, als erste Offenbarung anerkenne.

Doch die Aufzeichner der Lehren und Thaten Iesu, dieMänner dann, welche die empfangene Offenbarung missionirend verbreiteten und in kirchlichen Einrichtungen wirksam machten, waren Menschen und konnten, als Menschen, weder von allen Irrthümern noch von allen unlauteren Neigungen ihrer Zeit frei bleiben. In alle vier Evangelien drang der orientalische DSmonenglaube, ins vierte der varsisch-gnostische, später von Mani vollendete Dualismus ein. Und Paulus? In Keinem, weder vor noch nach ihm,

*) Alle Menschen ohne Ausnahme zu lieben, ist strenge Pflicht für den Christen. Selbstverständlich kann nicht die Liebe als Affekt, sondern nur die Liebe als Gesinnung gemeint sein; und die Bethätigung dieser Gesinnung ist nur gegenüber einer w'nzigen Zahl möglich; nur wird die Bereitwilligkeit zur Bethätigung auch gegenüber einem Wildfremden vorausgesetzt, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Die kirchlichen Gebete erhalten diese Gesinnung lebendig (sind wenigstens geeignet, es zu thun); so besonders einige Gebete der Karfreitagsliturgie. Darin werden fünf Fürbitten verrichtet für die verschiedenen Stände der Kirche (als das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" noch bestand, waren ihrer sechs) und je eine für die Häretiker und Schismatiker, für die Iuden und für die Heiden. Die fünfte lautet: Oremus, üilectissirrn nobis, Oonm ps.trsm oiillllpoteiitsiu, ounotis munclum pill'Fst si'roribus, rnorbos s,»kers,t, kg,snsrQ üspsllat, s,peris,K Larosres, vincnls, Z,issoIvA,t, pers Arinantibus reüitura,inkirins,Qtil>us ssnits,tsiu, »ÄviAÄiitibns partura ss,Iutis in^ul^sat. Oremus: Oranipotens sempi. tsrns Oons, roosstornra «Mso1s,tio, l^doraiitium kortitnö,o: psrvsui' s»t sxl ts prsoes üs ^us,<zuQHus tribu1s,tiori« «1s,riiaiitiuro, ut omnes sibi in neosssitatibus suis raissrlOor^iani tua,ra ^s,uüss,Qt s,kkuisss.

hat der neue Geist der Liebe so leidenschaftlich geflammt und so weltumgestaltend gewirkt wie in ihm; Keiner hat die christliche Moral so faßlich und so wirksam vorgetragen wie er in den paränetischen Abschnitten seiner Briefe. Aber er war Talmudist und fühlte sich gedrängt, den lebendigen Strom des göttlichen Wirkens in ein System zu zwingen. Iesus ist der Erlöser, gewiß; erst wir Heutigen wissen, in welchem Maße ers ist; aber in jenen Anfängen, wo pie Wirkungen der Erlösung noch gar nicht geahnt werden konnten, mußten spekulative Köpfe das Bedürfniß fühlen, ihren Glauben an die Erlösereigenschaft Iesu zu rechtfertigen. Das versuchte nun Paulus, ausgehend von der seine Zeit plagenden Angst vor dem Zorn der Gottheit, mit den beiden Philosophemen von Erbsünde und Sühnetod. In ihnen steckte ein schreckliches Dogma, das erst nachher ausgebildet worden ist. Daß Bösewichte, die im Diesseits ungestraft ihre Mitmenschen gepeinigt haben, im Ienseits Pein erleiden werden, ist ein leicht verständlicher Gedanke und wurde in Iesu Zeit allgemein geglaubt; die Griechen hatten angefangen, die Martern der Unterwelt auszumalen. Iesus selbst droht (Maithäus 2S) Denen, die versäumt haben, an Nothleidenden, Kranken, Gefangenen, Obdachlosen Barmherzigkeit zu üben das n5p »Ku««v, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet fei, wobei man natürlich weder an ein materielles Feuer zu denken, noch das im mathematischen Sinn des Wortes ewig oder endlos zu nehmen braucht. Wird dieser Sinn angenommen, werden unter dem Feuer körperliche Qualen verstanden und werden nicht nur Unbarmherzige der ewigen Qual überantwortet, sondern, wie später die Theologen heraustüftelten, alle in einer „Todsünde" Verstorbenen, Alle, die eine sogenannte Todsünde begangen haben (und was stempeln die Moralkasuisten nicht zur Todsünde!) und sterben, ohne vorher die geistliche Absolution empfangen oder die (für die ungeheure Mehrheit der Menschen psychologisch unmögliche) vollkommene Reue erweckt zu haben, dann verkehrt sich der christliche Gott, Iesu himmlischer Vater, des Iohannisevangeliums reiner Geist, in sein Gegentheil; Vitzliputzli und Moloch sind liebenswürdige Gestalten neben ihm. Und der Himmel verschwindet. Nach Thomas von Aquino soll der Anblick der Qualen der Verdammten die Seligkeit der Seligen erhöhen. Ich glaube nicht, daß der große Theologe so empfunden hat. Hr war ein Virtuose im Schließen und hat sich durch seine Dialektik zu unvernünftigen Folgerungen fortreißen lassen, an denen das Herz keinen Theil hatte. Vernünftig aber wird der Verstand erst durch das Herz: durch den Instinkt der gesunden Menschennatur. Es giebt Ungeheuer, die so empfinden, Sadisten

und andereScheusale, die wir aus Kriminalprozessen kennenlernen.
Die braunschweiger Nathsherren des Jahres 1604 mögen so em»
Pfunden haben, die bei der Folterung ihrer politischen und kirch»
lichen Gegner, des wackeren Henning Brabant und seiner Genossen,
sich mit einem Saufgelage belustigten. Ten Seligen aber, die wir
uns doch als die edelsten aller Menschen vorstellen müssen, würde
sich der Himmel in eine Hölle verwandeln, wenn sie die Martern
von Milliarden, vielleicht Billionen Brüdern ansehen, ewig sehen
müßten, und sie würden den Gott verabscheuen, dessen Anschau»
ung beseligen soll. So empsindet heute jeder gute Mensch, wenn
er auch noch lange kein heiliger ist. Auch alle gebildeten Katho»
liken empfinden so; und wenn Freiherr von Hertling oder Bischof
Keppler das Gegentheil behaupten wollte, würde ich ihm sagen:
Du verleumdest Dich selbst, um Deine Kirche nicht zu kompromit»
tiren. Unnützer Weise; denn das Höllendogma ist unwiederbring-
lich dahin und mit ihm das Dogma, Christus habe uns (uns: das
im Verhältniß zur Zahl der Verdammten winzige Häuflein der
Auserwählten) durch seinen Versöhnungtod von der Hölle erlöst.
Erlöst hat er alle, die guten Willens sind und Vernunft annehmen,
von den Leidenschaften, die den Menschen zum Teufel oder zum
Thier oder zum Narren machen, und von der abergläubigen Furcht
vor den Dämonen, die Projektionen von Seelenzuständen nach
außen sind, von der Selbstsucht und von der Hoffnunglosigkeit,
und für das ganze Menschengeschlecht hat er die soziale Erlösung
angebahnt; unser Schicksal im Jenseits erwarten wir ohne zweck»
lose Grübelei in ruhigem Vertrauen auf den himmlischen Vater,
den uns Jesus kennen gelehrt, auf die Weltvernunft, die sich in
ihm offenbart hat. Natürlich gilt das Gesagte auch von der luthe»
rischen und der reformirten Orthodoxie, wobei nur zu bemerken ist,
daß in Calvins schrecklicher Prädestinationlehre von einer Erlösung
in keinem Sinn des Wortes die Nede sein kann. Wie ich mir die
zeitliche Hölle denke, habe ich („Wandlungen", II, Seite 341 bis
344) einmal beschrieben.

In der katholischen Dogmatik erklimmt die Unvernunft da»
durch den Gipfel, daß die Erlösung von priesterlicher Vermittelung
und vom Empfang gewisser Sakramente abhängig gemacht wird.
Das ist ein zweiter Abfall vom Christenthum. Dessen Grundunter»
schied vom Heidenthum besteht darin, daß es lehrt, das Wohlge»
fallen Gottes am Menschen und dessen Beseligung hänge nur von
der sittlichen Beschaffenheit seines Gemüthes und seiner Lebensfüh-
rung ab, während der Heide (und der Jude, der pharisäische näm-
lich, im Gegensatz zur Lehre der Propheten) die Gunst seiner Götter

mit Kulthandlungen zu erkaufen sucht. Kulthandlungen fordern ein
Priesterthum; und da Menschen, die das Himmelsthor auf« und
zuschließen können, eine ungeheure Gewalt über die Gemüther
Derer erlangen, die ihnen glauben, erzeugt das Machtbewußtsein
eine hochmüthige und herrschsüchtige Hierarchie. Damit ist der dritte
große Gegensatz zum Evangelium gegeben, in den sich die Katho-
lische Kirche verwickelt hat. In dem Mann, der sich den Pantoffel
küssen läßt und der auf der sella Aestawria aus seinem Palast in
die Peterskirche schwebt, denStellvertreterdesIesussehensollen,der
seinen Iüngern die Füße wäscht: Das ist eine seltsame Zumuthung;
und grotesk ist, daß Spenderin des ewigen Heils und unfehlbare
Lehrerin der Wahrheit die römische Kurie sein will, die im Laster-
sumpf erstickt wäre, wenn sie nicht der gewaltige Arm dreier deutschen
Kaiser herausgerissen hätte. Die waren, gleich Karl dem Großen, die
wirklichen Häupter der abendländischen Kirche, nicht Rom, das, nach
Gregorovius, den größtenTheildesMiUelalters hindurchder nega-
tive Mittelpunkt des geistigen Lebens gewesen ist und die Christen-
heit mit der Inquisition, mit ihren Finanzpraktiken, unter denen
das Ablaßwesen die am Meisten sakrilegische war, und mit den
Hexenprozessen gepeinigt und verwüstet hat. Dieses Urtheil bleibt
in Kraft, mag man auch, wie ich thue, anerkennen, daß die vorüber-
gehende weltliche und Weltherrschaft der Päpste eine geschichtliche
Nothwendigkeit, der kirchliche Primat stets nützlich gewesen ist und
daß die meisten Päpste achtbare Menschen waren. Selbstverständlich
gilt diesesArtheil nur vom religiösenStandpunkte aus; gesellschaft-
lich muß die hervorragende Stellung, die das Papstthum erlangt
hat, in jedem seiner Vertreter respektirt werden. Ich weiß natürlich,
daß man die Sakramente und die Hierarchie auf Bibelstellen grün-
den kann; aber Bibelstellen, die dem Geist der Propheten, Pauli
und Iesu selbst offenbar widersprechen, muß man entweder so
interpretiren, daß der Widerspruch gehoben wird, oder, wenn Das
nicht geht, für Einschiebungen der nachapostolischen Zeit erklären.
Daß schon dieApostel selbst jüdischen und heidnischen Einflüssen zu-
gänglich gewesen sind, beweist die Talmudistik des Paulus. Ieden-
falls, sagt Leibniz, muß die Vernunft auch über die religiösen Ur-
kunden Richterin bleiben, weil uns sonst die Autoritäten einen be-
liebigen Götzen als Gott aufdrängen könnten. Der selbe Leibniz
hat freilich die Ewigkeit der Höllenstrafen zu rechtfertigen versucht;
dafür lebte er aber auch im Zeitalter der Herenprozesse, der Folter
und der qualiftzirten Todesstrafe.

Doch darf man diesen dreifachen Abfall vom Christenthum an
sich weder derRömischenKirche imGanzen noch einzelnen ihrerVor-

steher als Verschuldung anrechnen; denn er war nothwendig. Der Höllenglaube war eine Verirrung des verfeinerten Gewissens, das zwischen Gott, dem Heiligen, und allem Bösen oder böse Scheinenden eine unübersteigliche Kluft erhalten wollte. Da man die natu» liche Entstehung des Bösen noch nicht erforscht und erkannt hatte, brachte man es mit dem der persischen Religion entstammenden Teufel in Verbindung, aus dessen Gemeinschaft kein Weg mehr zu Gott und der Seligkeit zurückführte. Scholastische Syllogistik that dann das Uebrige. Der Kult des rein geistigen Gottes im Geist und in der Wahrheit ferner war für die ungeheure Mehrheit der Menschen unfaßlich und ist es bis heute geblieben. Der O^teckismus Komanus sagt sehr schön mit Chrysostomus: Wenn der Mensch ein unkörperliches Wesen wäre, dann könnten ihm die geistigen Güter hüllenlos mitgetheilt werden; weil jedoch die Seele an den Leib gebunden ist, muß das Körperliche dazu benutzt werden, ihm zum Verständniß des Geistigen zu verhelfen, so das Wasser als Sinnbild der inneren Reinigung, das Brot als Sinnbild der Seelenspeise. Anbedingt nothwendig zurVermittelung dergeistigenEaben ist freilich nur das Wort, dessen innige Verknüpfung mit dem Geist der Doppelsinn des griechischen Wortes Logos so schön ausdrückt. Aber dem Durchschnittsmenschen genügt Das nicht. Er will das Geistige in sichtbaren und tastbaren Sinnbildern veranschaulicht haben, will körperliche Unterpfänder oder wenigstens in Worten ausgesprochene und durch Zeichen bekräftigte Zusicherungen der empfangenen Sündenvergebung und der Anwartschaft auf die Seligkeit. Deshalb wars ein Verdienst der Kirche, daß sie einen sinnreichen und erbaulichen Kult schuf; ein noch größeresVerdienst, daß sie die Schönen Künste in den Dienst dieses Kultus stellte. Erst nachdem die Reformation das arme Volk dieses ästhetisch veredelnden und zugleich denKontakt zwischenArm undReich, Gebildet und Ungebildet erhaltenden Kultes beraubt hatte, wurde der Arme im Nordender häßliche Mensch, vor dem Nietzschen ekelte. Die katholische Liturgie mit Allem, was dazu gehört, ist ein so großartiges und vollendetes Kunstwerk, daß man sie als einen wesentlichen Bestandtheil der christlichen Offenbarung anerkennen muß. Von der einen Seite betrachtet, ist sie ein Stück Heidenthum; aber dieses Wort bedeutet einem Goethejünger keine Schmähung. Die Seele sei von Natur eine Christin, hat ein Kirchenvater gesagt. Mit größerem Recht kann man sagen, sie sei von Natur eine Heidin. Das Leben und Weben imSinnlichen, wozu auch derPolytheismus und der katholische Heiligenkult gehören, ist das Ursprüngliche, aus dem das Christliche (also das Geistige, das Vernünftige) sich lang-

sam und mühsam emporarbeitet, vollkommen nur bei Wenigen,
und rohe Unterschichten der reifen Nationen wie ganze kindlich
bleibende Völker bedürfen zu allen Zeiten der sinnlichen Stützen
des geistigen Lebens, so daß ihnen auch das Wenige vom Geistes«
leben, dessen sie fähig sind, nicht zugänglich gemacht werden kann,
wenn die Volkslehrer auf vermittelnde Aeußerlichkeiten verzichten.
Ia, es kommt vor, daß sie rohen Volksstämmen einen groben Aber-
glauben lassen müssen, wenn sie ihnen nicht mit diesem zugleich den
Glauben entreißen wollen. Das Vergehen der römischen Hierarchie
besteht nur in Zweierlei. Sie hat mehrmals, besonders durch die
Hexenbullen Innocenz' des Achten, einen verderblichen Aberglau-
ben dogmatisirt und dadurch seine Verbreitung gefördert; und sie
hat im hierarchischen Interesse die Symbole zu Heilsmitteln, ihren
Gebrauch zu einer Bedingung der Seligkeit gestempelt. Hätte nicht
die Gefahr bestanden, daß mit den Kultbräuchen auch dieser Wahn
wieder eindringe, so würde Luther (der sich übrigens, wie seine
Sakramentenlehre beweist, nicht ganz davon frei gemacht hat) den
schönen Kult der alten Kirche gern in seine neue mit herüberge-
nommen haben. Zu den unsterblichen Verdiensten des Paulus ge-
hört, daß er an der ausschließlichen psychologischen Vermittelung
der Erlösungsgnade durch das Wort unbeugsam festgehalten und
jeden Versuch, dieVermittelung durch Kulthandlungen herzustellen,
verflucht hat (besonders Galater 1,9). Von diesem Fluch wird auch
die Römische Kirche, sie besonders, getroffen. Priesterliche Sühne-
handlungen und Gnadenspendungen erforderten, wie schon be-
merkt wurde, einen Priesterstand. Der wuchs sich zu einer Hier-
archie aus, welche die Barbaren beherrscht und erzogen hat und
diese zweifache Thätigkeit noch heute übt. Paulus hatte sich unter
dem Einfluß der Lehre Iesu zu einer Gemüthsverfassung empor-
geschwungen, die Schiller mit den Worten beschreibt:

Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Er hätte diese Wahrheit nicht erkannt, wenn nicht achtzehnhundert
Iahre vor ihm Paulus geschrieben hätte: „Weil Ihr aber Kinder
seid, so sandte Gott den Geist seines Sohnes in Eure Herzen, der
da rufet: Abba, Vater!" Paulus verfiel nun dem Irrthum, diese
Gemüthsverfassung, die er in langen Seelenkämpfen errungen,
stelle sich in Iedem, der den Glauben an Christus gewinne, sofort

im Augenblick seiner „Bekehrung" ein; darum bedürfe der Gläubige des Gesetzes, des Zuchtmeisters, dessen Aufgabe Paulus im Galaterbrief richtig beschreibt, nicht mehr. Nun ist ja seine Weltgeschichtliche Leistung gewesen, daß er den Zuchtmeister in der Form des jüdischen Ceremonialgesetzes verbannte und damit die Nabelschnur zerschnitt, welche die neue Weltkirche an die alte nationale Mutterkirche band; aber daß die Christen überhaupt keines Zuchtmeisters, keines Gesetzes mehr bedürften, weil der Gott in ihren Herzen oder der Heilige Geist oder die Liebe all ihr Denken, Fühlen und Thun beherrsche und gestalte: Das war ein Irrthum. Ein Irrthum, der auch Luthern (Dieser zog für die innen waltende Kraft die Bezeichnung „Glaube" vor) bittere Enttäuschungen bereitete. Calvin ist diesem Irrthum nicht einen Augenblick verfallen. Sein Kirchenwesen ist ganz und gar aufs Gesetz gegründet; allerdings nicht auf ein Ceremonialgesetz, sondern aufs Sittengesetz. Dieses aber wurde mit solcher Strenge als Polizeigesetz gehandhabt, daß das Leben in Genf und in Schottland härteste Knechtschaft war. Bis auf den heutigen Tag sieht sich die Kindererziehung und dieVolkserziehung aufs Gebieten und Verbieten angewiesen; der Eine gelangt früher, der Andere später dazu, ein durchaus sittlicher Mensch zu werden, dem das Gute zweite Natur ist (nur bei den „Schönen Seelen" ist es schon die erste); die meisten Getauften erreichen das Ziel niemals. Was die Kirche in der Völkererziehung geleistet hat, wird von allen Autoritäten anerkannt. Ihre Verschuldung besteht darin, daß ihre Geistlichen vom dreizehnten, in Italien schon vom zehnten Iahrhundert an vielfach mehr Volksverderber als Volkserzieher waren, daß sie auf ihre Erzieherrolle auch solchen Individuen gegenüber nicht verzichten will, die mündig geworden sind, auch bei Völkern, deren weltliche Regirungen dieses Amt in vollkommenerer Weise ausüben, als sie es vermag, und daß sie auch hier wiederum aus Dem, was nur historisch, was nur unter bestimmten Verhältnissen und Nmständen nothwendig ist, aus dem Gehorsam gegen . ihre Anordnungen, eine Bedingung der Seligkeit macht. Gewiß sind auch die Hierarchie und ihre zeitweilige weltliche Herrschaft göttliche Institutionen; aber in keinem anderen Sinn als das Reich Karls des Großen, der Hohenzollernstaat, die englische Seeherrschaft und das Königreich Italien. In Beziehung auf die großen politischen Gebilde ist die Weltgeschichte gewiß das Weltgericht. Das durchs Bibelwort, durch ästhetische Kultur und Philosophie humanisirte Empfinden vernichtet den Glauben an das Kerndogma der Orthodoxie, das Höllendogma, die Naturwissenschaft sammtPsychologie denGlauben an dämonische und sonstigezauber-

hafte Wirkungen, die geschichtliche Erfahrung den an die göttliche
Einsetzung der Hierarchie im dogmatischen Sinn des Wortes. Die
Wirkung dieses Wandels tritt dort besonders hervor, wo sich die
dreifache Verirrung der RömischenKirche ungehindert breit machen
darf: die beiden auf der Höhe der intellektuellen Entwickelung der
Zeit stehenden Romanenvölker sind der Kirche verloren; die Fran-
zosen und Italiener, die Männer wenigstens, sind irreligiös oder
entschlossene Atheisten. Die Kirche hat nur noch Frauen; von den
Kindern nach Säkularisirung der Schule nur noch einen kleinen
Theil. Die Geistlichen macht die Seminarerziehung unfähig, aufs
Volk zu wirken. In Italien sind sie außerdem der Verachtung an-
heimgefallen, weil bei ihrerUeberzahl viele in unwürdigemMüßtg-
gang verkommen. Alle Versuche edler Geistlichen, durch Anpassung
des Kirchenwesens an dieForderungen derGegenwart und nament-
lich durch sozialeThStigkeit dasVolk für dieKirche zurückzuerobern,
hat die verblendete Kurie durch die Verurtheilung des Modernis-
mus und durch den Kampf gegen den Sozialpolitiker Murri und
seine Freunde vereitelt. Die deutschen Katholiken haben aus der
EntWickelung des protestantischen Kirchenwesens, das sie aus der
Nähe beobachten konnten, die irrige Meinung geschöpft, jede Ab-
weichung vom orthodoxen Kirchenglauben führe zum Atheismus
und Nihilismus, und sie werden von den Freigeistern, die genau
das Selbe behaupten, täglich in ihrem Irrthum bestärkt; deshalb
enthalten sie sich ängstlich jeder Kritik ihres eigenen Kirchenwesens.
And dieses bietet in seiner deutschen Gestalt der Kritik weniger An-
griffspunkte dar als in der romanischen, weil die Rücksicht auf die
Protestanten, unter denen man lebt, die Bigotterie und das Cere-
monienwesen auf ein erträgliches Maß herabmindert (einWunder-
jahrmarkt wie in Lourdes, ein Ianuariuswunder wäre in Deutsch-
land unmöglich) und weil das Universitätstudium, das die Regi-
rungen erzwingen, zusammen mit der Nachwirkung des vernünf-
tigen Katholizismus der Schulen von Sailer, Görres und Döl-
linger, einen Klerus schaffen, der mit dem wissenschaftlichen und
Kulturfortschritt in Fühlung bleibt und sich durch seine persönliche
Lebensführung wie durch seine seelsorgertsche, soziale und politische
Thätigkeit Achtung erwirbt. Als Pius der Neunte mit dem Vati-
kanum das Maß seiner Thorheiten voll machte und dadurch auch
die katholisch Gläubigen unter den wissenschaftlich Gebildeten zur
Kritik herausforderte, wurde ihnen der Mund dadurch geschlossen,
daß die Protestanten diese päpstliche Provokation zu einem Sturm
auf die Kirche benutzten, der sie, in Preußen zunächst, mit dem
Untergang bedrohte. Der politische Kampf, den die Abwehr er-

forderte, nahm sie so in Anspruch, daß sie weder Zeit noch Kraft fanden, sich studirend und nachdenkend in die Schattenseiten ihres Kirchenwesens zu versenken, und nach ihrem Sieg über Bismarck überhob sie dann der Evangelische Bund, der sich müht, einen neuen Kulturkampf zu organisiren, der gefährlichen Pflicht einer Prüfung ihrer eigenen Kirche. Da sie vollauf damit beschäftigt sind, die unbegründeten Anklagen zurückzuweisen, mit denen diese Kirche täglich überschüttet wird, fällt ihnen nicht schwer, sich einzureden, Alles sei, ohne Ausnahme, unbegründet, was ihrer geliebten und verehrten Mutter vorgeworfen wird. Als Hilfstruppen flankiren den im fanatisch lutherischen Sachsen wurzelnden Bund die Hakatisten im Osten und die Franzosenfresser im Westen. Aufs Tiefste erbittert die Katholiken, daß ihnen in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg nicht einmal freie Religionübung gewährt wird. Den Hinweis auf Spanien hat Fürst Löwenstein bei Begründung des kleinen Toleranzantrages mit den Worten zurückgewiesen: Spanien ist doch nicht Glied eines paritätischen Bundesstaates. Das Ringen um bürgerliche Parität endlich hat alle deutschen Katholiken zu einer weltlichen Interessengemeinschaft zusammengeschweißt, die sich namentlich gegen den „Liberalismus" richtet, weil bombenfest steht, daß, wenn die sich liberal nennenden, an Unduldsamkeit jeden Inquisitor übertreffenden Bonzen des Atheismus ans Ruder kämen, kein Katholik auch nur einen Magistratsschreiberposten, geschweige denn eine Universitätprofessur oder ein Regirungpräsidium bekäme. Doch wirds nicht immer so bleiben. Die politischen Dummheiten der „Liberalen" werden dem Centrum ermöglichen, die konfessionelle wie die bürgerliche Gleichberechtigung durchzusetzen. Die durch den ersten Kulturkampf gewitzigten Regirungen werden sich hüten, einen zweiten zu wagen, und so wird dem Centrum allmählich die Daseinsberechtigung entzogen werden. Des konfessionellen Gezänkes sind die meisten ruhigen Bürger beider Konfessionen jetzt schon überdrüssig und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Denkenden unter den deutschen Katholiken für Erwägungen wie die in diesem Aufsatz angestellten empfänglich werden. Schon heute findet man diese Empfänglichkeit bei Manchem; öffentlich verrathen darf er sie freilich nicht. Dieser Zustand ist gefährlich, weil die Zahl der gläubigen Mo. dernisten ziemlich klein, die Zahl der naturalistischen und atheistischen Bekämpfer der Kirche, die zweifelhaft gewordene Gläubige zu sich in den Abgrund des religiösen Nihilismus zu ziehen bereit sind, ungeheuer groß ist. Darum muß, wer an die Göttlichkeit des Christenthumes und seine Unentbehrlichkeit für die Menschheit

glaubt, den Sieg des Modernismus über die Orthodoxie wünschen
und den Modernismus nach Kräften fördern. Friedrich Nippold
hat es einen Anachronismus genannt, daß ich an die Möglichkeit
eines solchen Sieges glaube; die Zeit, wo man an die Reformir-
barkeit des Papstthumes glauben durfte, sei vorüber. Doch was
Lebenskraft besitzt (und die Römische Kirche ist noch sehr lebendig),
ist auch veränderlich, anpassungfähig, reformirbar. And ich halte
nicht nur das Christenthum im Allgemeinen, sondern auch seine
katholische Form für unentbehrlich, weil sie im Kult das Heidnische
im guten Sinn des Wortes, das Natürlich-Menschliche, wahrt, in
ihrem Geist aber zwei wichtige Bestandtheile des Geistes Iesu, des
evangelischen Geistes: die Schätzung der Armuth und die Chari-
tas. Mit diesen drei Eigenschaften ist sie das Gegentheil des cal-
vinischen Geistes und das wohlthätige Gleichgewicht dagegen; mit
den letzten zweien hat sie die selbe Bedeutung gegenüber dem mo-
Kernen Mammonismus, Rassenhochmuth und Rassenhaß.
Das sind die Grundgedanken meines Buches, die allerdings
in diesem dürftigen Abriß nicht wirken können. Wirkung ist nur
von der ausführlichen Darstellung zu hoffen, die lange wörtliche
Citate nothwendig machte. Kritiker, die von deren Zweck keine
Ahnung hatten, haben sie als den Hauptfehler des Buches be-
zeichnet. Katholischen Kritikern mußte die gegen den Atheismus
gerichtete Tendenz, die Anerkennung des Guten in der Katholi-
schen Kirche und die Gerechtigkeit gefallen, die ich in dem Nrtheil
über die einander in Deutschland befehdenden konfessionellen Par-
teien walten lasse, und einzelne haben darum das Buch gelobt.
Aengstlich Bigotten freilich und stramm Orthodoxen muß solches
Lob höchst anstößig erscheinen, da das Buch „schwachen Seelen"
gerade deshalb „gefährlich" werden kann, weil es neben dem Mo-
dernistischen auch Vieles bringt, was den gläubigen Katholiken
wohlthuend berührt. Ich würde mich also gar nicht wundern, wenn
das Lob, das mir einige katholische Blätter gespendet haben, viele
andere veranlaßte, die Leser vor meinen Schriften zu warnen. Zwei
solche Warnungen sind mir bekannt geworden; und ich hoffe, über
sie bald ein paar Worte sagen zu können.
Neisse. KarlIentsch.

Die Zahlungbilanz der Generationen.

as wirtschaftliche Wohlergehen des Menschen zeigt Schwan-
kungen, in denen bei der Gruppirung zu größeren Massen ganz
bestimmte Regeln zu finden sind. Der österreichische Soziologe Reyer
hat in einer Brochure „Soziale Mächte" eine Kurve gezeichnet, die
mit dem zwanzigsten Iahre ihren ersten, mit dem dreiundvierzigsten
ihren zweiten Höhepunkt erreicht. Vom siebenundzwanzigsten bis zum
achtunddreißigsten und dann wieder nach dem fünfzigsten Iahr sinkt
sie unter das Niveau hinab, das er als den „dunklen Horizont" be-
zeichnet, unter ein gewisses kulturelles Existenzminimum, in die Noth,
Das sind für den Proletarier die Iahre, in denen ihm viele Kinder ge-
boren werden, die dann selbst Geld verdienen können, und dann wieder
das Alter mit abnehmender eigener Erwerbsfähigkeit. Für wohlhabende
Klassen ist das Bild natürlich anders. Da werden sich die Wellenköpfe
der Kurve nicht nnr zeitlich verschieben, sondern sie wird namentlich
gegen Ende, wegen der erfolgten Kapitalsbildung, des Erbganges und
ähnlicher Dinge, enorm steigen.

Reyer sagt nun ganz richtig, daß die Aufgabe der Sozialpolitik
ist, Wellenberge und Thäler dieser Kurve abzuplatten. Wir sehen aber
bei dieser Betrachtung auch, wie maßlos unsere Wirthschaftordnung
die altruistischen Kräfte des Menschen schon angespannt hat. Nie gab
es wohl auf der Erde eine altruistische Gesammtleistung von der Höhe
der Aufwendungen, die Eltern heute für ihre Kinder machen. In an-
deren Kulturstaaten waren sie nicht nur absolut niedriger (Das würde
bei einem geringeren Einkommen einen relativen Ausgleich bedeuten),
sondern sie erstreckten sich nicht über so viele Lebensjahre, wie unsere
Ausbildungzeit jetzt erfordert. Diese Pflichten hat die Familie, frei-
willig oder gezwungen, übernommen und erfüllt sie so gewissenhaft,
daß sie dadurch selbst manchmal in Noth geräth. Der Zwang setzte mit
der allgemeinen Schulpflicht ein. Deren Bedeutung besteht wirtschaft-
lich darin, daß ihre Lasten eben nicht nur von den zugehörigen Eltern,
sondern aus den Steuern auch der anderen Lebensalter bestritten wer-
den. Damit ist im Prinzip anerkannt, daß die Kinderlosen für die fol-
gende Generation mit beizutragen haben, dann aber auch, daß inner-
halb der Familien durch die Mittlerhand des Staates zwischen den
verschiedenen Lebensaltern Zahlungen zu übermitteln sind; nicht nur
mit Rücksicht auf eine eigene Altersversorgung, sondern hauptsächlich
im Hinblick auf die folgende Generation.

Zahlungskonflikte zwischen Vater und Sohn sind da, wo freie
Willkür herrscht, ja nicht selten. Wo sichs um verbummelte Studenten
und verschuldete Lieutenants handelt, stellen wir uns vielleicht auf die
Seite des Alten; in den meisten anderen Fällen pflegt das ethische Ur-
theil für die jüngere Generation zu entscheiden und der älteren laut
oder leise Geiz nachzusagen. Das rührt zunächst daher, daß die Zah-
lungwilligkeit der Aelteren nicht im richtigen Verhältniß zu ihren

Einnahmen wächst. Man könnte versucht sein, auf diesem Gebiet ein soziologisches Gesetz zu verkünden, das sagt, mit quadratisch zunehmendem Einkommen steige der Zahlungaltruismus zu Gunsten der Nachkommen nur algebraisch; und man könnte neben der Gebärungwilligkeit und den Erbfragen hierin einen wichtigen Faktor des Zweikindersystems erblicken.

Iedenfalls besteht eine starke Neigung, hier, beim Versagen des freien Willens, im sozialen Interesse mit öffentlichem Zwang nachzuhelfen. Und wenn es sich bei der Zahlung von Alt an Iung um den größeren Umsatz handelt, so scheint bei der Zahlung von Iung an Alt der größere Unmuth vorzuliegen. Wieder hängts mit der Höherbewerthung der Zukunft, der Geringerbewerthung der Vergangenheit zusammen, daß man beginnt, die Pflicht zur Ernährung erwerbsunfähiger Eltern noch eher unerfüllt zu lassen als die den Kindern geschuldete. Allerdings fehlt uns hier die beweiskräftige Unterlage, die wir in der Zählung der verlassenen Ehefrauen mit Kindern haben.

Die Altersversicherung ist längst durch Reichsgesetz geordnet worden, während die Kinderfürsorge nach den Entwürfen nur den Waisen zugedacht ist, bei denen nicht der Wille, sondern die Möglichkeit zur Erfüllung der Unterhaltspflicht fehlt. Weiter geht die private Bewegung der Iugendfürsorge, die in den letzten Iahren so viele Vereine gegründet hat. Diese Strömung ist nur aus dem unbewußten Gefühl zn erklären, daß es sich nicht um Ausnahmefälle, um Folgen von Krankheit oder Tod handelt, sondern daß hier ganz allgemein ein Prinzip des Austausches materieller Mittel zwischen bestimmten Bevölkerungtheilen nothwendig geworden ist.

Und die Bedeutung des Drängens nach öffentlicher Zwangsversicherung liegt in der Erkenntniß, daß die Mittel nicht aus dem allgemeinen Steuersäckel genommen werden können. Dieser gewaltige Umsatz muß als Last auch von Denen mitübernommen werden, die wir in anderen öffentlichen Angelegenheiten als „schwache Schultern" immer mehr von den Lasten zu befreien trachten. Daß auch das Proletariat, ganz unabhängig von seiner Einkommenshöhe, innerhalb seiner Klasse die Verschiebung so gewaltiger Summen leisten kann, ohne nennenswerthe Geschenke von den Wohlhabenden zu empfangen: diese Gewißheit war die nothwendige Ergänzung des Einkommensteuerprinzips, Fraglich bleibt nur, ob die Selbstzucht die Arbeiterklasse bereit macht, insbesondere den jungen, eben in den Erwerb eintretenden Burschen, Einkommensprozentsätze, wie sie die Steuerpflicht den Wohlhabenden abnimmt, hinzugeben. Mit allen Zuschlägen handelt sichs da um Sätze von dreißig und mehr Prozent des Einkommens. Aber das Koboldspiel unseres Wirthschaftlebens, das Leistungfähigkeit und Bedürfniß zeitlich auseinanderlegt, verlangt vom Individuum eben das Aufgeben ganz anderer Antheile, als man bisher gewohnt war. Die Aufwendungen für die Iugend steigen besonders deshalb so schnell, weil die Erziehung eine individuellere Behandlung durch gut geschulte Per-

sonen fordert, während die wirtschaftlichen Leistungen, die der Erwachsene von seinen Mitmenschen in der Epoche der Arbeitstheilung heischt (wenn man von Dienstboten und Privatbeamten absieht), meist heischt (wenn man von Dienstboten und anderen Privatangestellten absieht), meist im Massenbetrieb erfolgen können.

Kann man nun den Leuten vorrechnen, daß ihr Geld nur in eine andere Tasche fließt als bisher, nur einen Umweg macht und daß diese Einrichtung ihnen erspart, täglich von den Kindern um Brot angebettelt zu werden?

Friedenau. Dr. Hermann Hasse.

W

Italienische Pastelle.

Italienische Kastelle. Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig.

Drei Proiben:

Ein rother Karren (hohe Federkronen
Sieren die pferdchcn) fährt durch weißen Staub
Körbe voll Tulpen ... Nein: es sind Titronen,
Tulpengestaltige, im grünen kaub.
Zwei Mädchen thronen vorn, mit edlen Mienen.
Der bösen Bbstfrau übermüthiger Sohn
lvirft ihnen Bälle ... Nein doch: Apfelsinen
vom hohen goldnen Berg auf ihren Thron.

I i

Aus dunklem Hausthor funkelt Kupfcrkram
Und Kirchensilber strahlt im Nachbarlädchen.
Ein Handelsmann mit blanken Fischen kam.
Aus allen Thüren schreiten schöne Mädchen.
Gemüse lockt, ein frischer Karpfenkranz
Hängt glänzend zwischen bleichen großen Broten.
Tief aus dem Gäßchen zittert Kerzenglanz:
Schneeweiße Brüder tragen einen Toten.
Thorknaben knicksen, lveihrauchodem fliegt.
Vie knofxenschlanken Kerzenflammen ragen.
Mehr, immer mehr! Gin Dies Irae liegt
Im alten großen Meßbuch aufgeschlagen.
Hinter dem bunten Fenster steht im Glanze
Die heiße Sommersonne. Eben trifft
Tin Farbenglanz, gleich einem blauen Kranze
Mit rothem Band, die große Notenschrift.

Frida Schanz.

Herbstrevue.

^ Herbstrevue.

er Charakter der an der Börse treibenden Kräfte hat sich geändert. Einst ragte die Individualität aus der Masse hervor; heute geben die „kleinen Spekulanten" den Ton an. Was früher Vorrecht der Kenner war, soll nun Gemeingut der Menge geworden sein. Doch über den Horizont der Kurschance reichen die'Gedanken nicht hinaus. Selbst die einfache Frage nach der Ergiebigkeit eines Papiers, nach dem Niederschlag des Verhältnisses von Kurs und Dividende, wird kanm noch gestellt. In den Börsenberichten wird auf Ebbe und Fluth in der Bethätigung des Publikums geachtet. Früher kams nicht darauf an, ob die „Nachfrage aus der Provinz" groß oder klein war. Der Wille des Strategen entschied; und schon auf der Rampe des Börsentempets lauerten die Gläubigen, um den ersten Blick aus den Augen des „Gesalbten" zu erhaschen. Die Tage der absoluten Monarchie sind vorüber. Die Volksherrschaft ist an ihre Stelle getreten und der Kurs sieht sein Heil in den Händen des Demos. Man muß diese Wandlung erkannt haben, um über die Qualität der Kurse richtig zu urtheilen. Wie lange gabs schon keinen Absturz mehr! Höchstens mal einen kleinen Rutsch, der die Kräfte zu neuem Anstieg nicht lähmte. Und dabei fehlte es bis in die letzte Zeit an wirklichen Haussemotiven. Es ist keine Kleinigkeit, einen Wolkenkratzer auf Stützen zu bauen; die Börse aber hat fertig gebracht, zwei Iahre lang ein nur auf Chancen gestelltes Kurshaus unerschüttert zu halten. Im Willen znr Hausse barg sich eine Kraft, die stärker wirkte als alle Einflüsse von außen. Dabei hat es nicht an kleinen Katastrophen gefehlt. Ein paar Spekulanten, deren Muth größer war als das Vermögen, verfielen der Exekution und zahlten mit ihrem Leben; und an Provinzleichen Solcher, die irgendeiner Lockung gefolgt und ausgeplündert worden waren, hats natürlich auch nicht gefehlt. Aber mit Genugthuung wird nun die Versicherung unterstrichen, daß die Engagements und der Effektenbestand in Händen sind, die festhalten können. Vielleicht liegt ein innerer Widerspruch in der Tatsache, daß der Kurs der deutschen Renten eine den meisten anderen Kursen entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat. Früher galt der Lehrsatz, daß das festverzinsliche Anlagepapier die sichere Basis des Effektenkapitals bilden müsse. Heute kümmert man sich so wenig um dieses Fundament, daß erst in letzter Zeit an der Entwerthung der deutschen Staatspapiere ein „flüchtiges Interesse" genommen wurde. Dreiprozentige Reichsanleihe: 83,30; nachdem sie sich im vorigen Iahr bis auf 87,70 gehoben hatte; dreieinhalbprozentige 32,40 gegen 96,75; vierprozentige 101,90 gegen 1M. Man findet ähnliche Differenzen im ganzen Bereich der deutschen Anlagewerthe, auch der Hypothekenpfandbriefe. Hilfe scheint unerreichbar. Gegen die Neigung des Kapitals auf die Seite der spekulativen Chancen ist nichts auszurichten. Man kann nicht einmal mit dem Hinweis helfen, daß die ganz sicheren Schuldverschreibungen sich nicht viel niedriger ver-

zinsen als viele Dividendenpapiere; denn die Ergiebigkeit soll durch den Kursgewinn, nicht durch Schwankungen um einzelne Prozente, gesteigert werden. Und das Beste ist: die Kapitalisten, die Staatspapiere zu niedrigem Kurs gekauft haben, wollen nicht einmal, daß 5er Börsenwerth sich erhöht. Sie sind zufrieden, wenn das Verhältniß Don Preis und Verzinsung so bleibt, daß der Zins den Nominalsatz übersteigt. Durch die Erhöhung des Kurses verschiebt sich die Proportion zum Nachtheil der Rentabilität; und der Kapitalgewinn, den die Kursbewegung zurückläßt, wird illusorisch, weil für das gewonnene Geld die Neuanlage dann entsprechend theurer und die Verzinsung niedriger wird. So gehen in der Rentenfrage die Interessen auseinander; und selten nur dringt Einem ein von der Norm abweichender Wunsch ans Ohr. Für das Kapital giebts keine ewige Wahrheit.
Das Sonderbarste ist die Verschiedenheit des Standpunktes, den Spekulanten und Amateurs zur Frage des Kursgewinnes einnehmen. Der Spekulant verkauft, wenn er einen gewissen Nutzen sieht; der Dilettant hält fest und kauft noch zu, obwohl ihm jeder Tag den Erwerb des Papiers vertheuert. Die Tendenz wird jetzt oft durch Außenseiter bestimmt und gehalten. Das erklärt auch den Gegensatz zwischen Berlin und New Pork. Drüben schleppt sich der Handel an der Börse träg hin und wird nur manchmal durch irgendeine Sensation aus Tafts Weißem Haus aufgekitzelt. Ein lüsternes und mit beträchtlichen Mitteln versehenes Käuferkontingent, wie wirs in Deutschland haben, fehlt den Vankees. Drüben hat sich der Outsider noch nicht zu der Entschlußkraft durchgerungen, die den Börsenmatador an der Spree auszeichnet. Die Summe, die nach Erledigung des gesammten Existenzaufwandes als Ueberschuß bleibt, wächst auch in Deutschland nicht in den Himmel; aber die Art der Anlage ändert sich rasch. Entweder absorbiren die Werthpapiere den Hauptantheil; oder die Hypotheken und der Grundbesitz; oder die Spar- und Depositenkassen. Heute verzehren die Dividendenpapiere den LSwenantheil. So prositirt die Börse von einem Systemwechsel, der den Aktienkäufern die Mittel zur „Ausübung ihres Gewerbes" bietet. Das Publikum überläßt die Anleihen ihrem Schicksal. Soll man da dem Kapital zumuthen, sich für Reformen des Rentenmarktes zu begeistern? Die Phoenix-Aktie wurde, als die Gesellschaft 15 Prozent Dividende bezahlte, zu 200, bei 17 Prozent Dividende zu 221 notirt. Das waren Verzinsungen von 7Vs Prozent. Die Dividende senkte sich bis auf 9 Prozent und der Kurs bis auf 158. Das ergab noch eine normaleRente. Nun kam der Umschwung. DieVor« liebe des Publikums für Aktien traf mit günstigen Gerüchten über die geschäftliche Entwickelung des Phoenixunternehmens zusammen und die Aktie wurde von dem Outsiderring gehoben. Am Tag der Verkündung einer Dividende von 15 Prozent war der Kurs 247. Dabei waren die Chancen des Geschäftes vor vier Iahren besser als heute, wo die Erneuerung der großen Montanverbände ungewiß geworden ist. Mag man selbst annehmen, daß die gemischten Werke der Mon-

tanindustrie mit sicherem Gewinn rechnen dürfen und eine günstig?
Konjunktur vor sich haben, so fragt sich doch, ob eine Preisdifferenz
von fast 50 Prozent damit allein zu rechtfertigen ist. Heute macht das
Publikum den Kurs; vor vier Iahren machten ihn die Berufsspeku-
lanten. Ein anderes Beispiel: die Aktien der Oberschlesischen Koks-
werke sind im September gestiegen. Der Kurs kam bis an ein Höchst-
niveau, das er 1903 einmal erreicht hatte. Grund der Hausse: Gerücht?
über den Verkauf einer der Gesellschaft gehörenden Steinkohlengewerk-
schaft in Mährisch-Ostrau. Man nahm an, daß „Oberkoks" dabei ein
sehr gutes Geschäft machen werde, und trieb den Kurs um 20 Prozent
in die Höhe. Dabei wußte man nichts Bestimmtes über den Käufer
(genannt wurden verschiedene große österreichische Montanfirmen) oder
gar über den Kaufpreis noch darüber, ob ein Kauf oder eine Neu-
gründung geplant sei. Die Verwaltung der Oberschlesischen Kokswerke
erklärte, daß eine Offerte auf die Kohlenzeche vorgelegen habe, aber
unannehmbar gewesen sei; für die höhere Bewerthung des Papiers
durch die Börse sei kein Grund sichtbar. Das Publikum aber inter-
essirte sich weiter für „Oberkoks"; und hätte doch stutzen sollen, als es
hörte, daß es sich wahrscheinlich um eine Privataktion handeln werde,
die von den „Freunden" der Berliner Handelsgesellschaft vorbereitet
sei. Man sprach von der Handelsvereinigung und von der Deutschen
Bank, von einem neuen Vorstoß des Fürstentrust gegen den Fürsten-
berg, und nahm die Erklärung der Deutschen Bank, daß sie mit der
Sache nicht das Mindeste zu thun habe, skeptisch lächelnd aus. Wer
wird deun feindliche Absicht ohne äußeren Zwang zugeben? Unter
Kameraden ists ja ganz egal; die Hauptsache bleibt, daß die missrs plsbs'
wieder Etwas zu hoffen hat und auf Dividendenwandel rechnen kann.
An stimulirenden Reizen fehlts ihr nicht. Wieder heißt die Lo-
sung: Fusionen. Deutsch-Lux hat sein Geschäft mit der Dortmunder
Union und der Gewerkschaft Kaiser Friedrich mit der nöthigen Sank-
tion versehen und sich in den Generalversammlungen die bekannten
Vortheile, sub spscis der Konjunktur, noch einmal Votiren lassen. Wich-
tig ist, zu wissen, daß Deutsch-Luxemburg der Entwickelung der Syn-
dikatsangelegenheiten mit Ruhe entgegensehen kann, während die
Dortmunder Union ihren Aktionären den Abschied durch die Mit-
theilung versüßte, daß sie an Aufträgen keinen Mangel leide. Die'
Herren, die aus Dortmund zurückkehrten, brachten frohe Botschaft für
den Montanmarkt nach Haus. Gleich danach aber gings den Rheini-
schen Stahlwerken schlecht. Deren Iahresabschluß präsentirte sich mit
einer Dividende von 7 Prozent (1 mehr als 1909); damit war man
anfangs ganz zufrieden, denn der Kurs kam in ein gesunderes Ver-
hältniß zum Zins. Wenige Tage nach der Dividendenerklärung wurde'
der Geschäftsbericht veröffentlicht: und nun ging die Stimmung zum
Teufel. Die Rheinstahlverwaltung spricht von einer „'wenig sicheren
Zukunft"; von den „schwankenden Gestalten" der Syndikate, die „über
Kurz oder Lang wohl wieder einem schrankenlosen Wettbewerb weichen

müssen, wenn es nicht gelingt, die Werke zur Einsicht zu bringen, die
Heute noch festen Verbänden widerstreben"; von der Nothwendigkeit,
alle Kräfte zusammenzuhalten, um sich die nöthige Stoßkraft zu be-
wahren. Das ist kein Hymnus auf die Zukunft; und die Verwalter der
Rheinischen Stahlwerke sagten obendrein noch, daß man die Kohlen-
versorgung ausgestalten, die Hüttenanlagen verbessern und ergänzen
müsse. Weil man zu Alledem Geld braucht, schloß die Börse aus dem
«Geständniß, daß eine Aktienemission geplant sei. Und diese ganze Dar-
legung, die jedes dekorative Talent vermissen ließ, nahm der Rhein-
stahlaktie die Sympathien. Die Situation der Montangesellschaften
ist so ziemlich gleich. Deutsch-Lux hat das Kapital erhöht, um die eigene
Stellung, durch Abrundung des Zechenbesitzes und Erweiterung der
Betriebe, zu verstärken. Bei Phoenix und Gelsenkirchen wars nicht
anders; und nun müssen die Werke mittleren Umfanges auch daran
denken, sich zu kräftigen, um im Wettkampf mit den großen Concerns
nicht zu unterliegen. Das darf man aber nicht zugeben, sondern ist
Verpflichtet, durch geschickte Interpretation des Bedürfnisses den Glau-
ben zu wecken, den Aktionären winke ein besonders gutes Geschäft.
Das Schema für solche Ankündung ist ja leicht zu haben. Man braucht
nur irgendeine „Begleitadresse" aus der letzten Zeit herauszugreifen.
Die entsprechen allen Komfortanforderungen der Neuzeit.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat den In-
teressenten auch eine Ueberraschung beschert. Sie giebt zwar noch 64
Prozent Dividende, sagt aber, daß die Ausbeute geringer, die Produk-
tion schwieriger und kostspieliger geworden ist. Also wirds fürs Erste
wohl nur einmal 64 geben. Vorher warens 25. Und der Aufstieg hätte
sich gelohnt, wenn der Kurs nicht verrückt geworden wäre. Er war über
2000 hinaus geklettert; und auf dieFrage nach derVerzinsung kam, nach
mitleidigem Lächeln, die Antwort: „Was kümmert uns dieDividende?"
Hochmuth kommt zu Fall. Die Antheile der Kolonialgesellschaft haben
schon zu 900 Prozent keine Käufer mehr gefunden. Bis zu dieser
Grenze sind also vom Maximum mehr als 1100 Prozent oder, da das
Stammkapital der Gesellschaft zwei Millionen Mark beträgt, 22 Mil-
lionen verloren. Damit ist das Vergnügen an dem glitzernden Spiel-
zeug anständig bezahlt. Wenigstens in dem einen Fall. Denn die Ge-
sammtkosten sind mit der Summe von 22 Millionen nicht gedeckt. Die
Börse kümmert sich um die kolonialen Gleitflieger heute so wenig, als
ob sie nie mit Begeisterung in Diamanten gemacht hätte. Diese he-
roische Gleichgiltigkeit wirkt beruhigend: sie verschafft Einem die Ge-
wißheit, daß die Börsenarithmetik das beste Mittel gegen Verdauung-
störungen ist. Aber der Tag kann kommen, wo es schwer wird, die
Kosten des Kolonialpapierrummels überhaupt noch in lesbaren Ziffern
auszudrücken. Dann wird Ieder sagen: „Ich bins nicht gewesen." Und
der Kluge wird gut thun, an diesen Herbsttag früh vorauszudenken,

L a d o n.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S. m. b. tz, in Berlin.

Autoren-Register zu Band 61—72.
<Die fetten Zahlen bedeuten den Band >

Die Zukunft.
Lodsn.